Die Vorgeschichte des deutschen Volkes

Helmut Schröcke

Indogermanen
Germanen
›Slawen‹

GRABERT

Helmut Schröcke

Die Vorgeschichte des deutschen Volkes

Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts haben moderne archäologische Forschungsweisen wie die Radiocarbon- und Lumineszenz-Methode, die Dendrochronologie oder die statistische Anthropologie unser Bild von der Vor- und Frühzeit Mitteleuropas wesentlich erweitert. Viele neue Ausgrabungen in Rußland und im übrigen Osteuropa brachten wertvolle Funde. Zusammen haben sie überraschende Ergebnisse gebracht, zum Beispiel: Die Großsteingräber Nordwesteuropas haben sich als viel älter als die des Vorderen Orients erwiesen, die ältesten Wagen und Räder sind in Norddeutschland gefunden worden, und die früher nach dem Motto ›Ex oriente lux‹ angenommenen Kulturübermittlungen aus Vorderasien nach Mitteleuropa haben ihre Richtung gewechselt.

Das vorliegende Werk des Münchener Ordinarius faßt aus den verschiedenen Wissenschaftsbereichen die neuen Ergebnisse zur Vor- und Frühgeschichte Mittel- und Osteuropas, zu denen wesentlich auch die Sprachforschung gehört, in umfassender Weise zusammen. Dabei werden auch eingehend die aussagekräftigen Meßergebnisse aus der vor allem von der Arbeitsgruppe um die verdiente Anthropologin Ilse Schwidetzky erstellten Mainzer anthropologischen Datei statistisch ausgewertet. Auf überzeugende Weise kann dadurch mit Methoden der exakten Naturwissenschaften nachgewiesen werden, daß seit dem Ende der jüngeren Steinzeit die Landschaften zwischen Rhein und Oder, die Urheimat der Indogermanen, stets von artgleichen Menschen besiedelt wurden, daß also insbesondere für das Gebiet Deutschlands seit den Zeiten der Ur-Indogermanen Bevölkerungskontinuität bestand.

Diese frühe Entwicklung der aufeinanderfolgenden, heute greifbaren und von ihren Nachbarn absetzbaren Kulturen wird im einzelnen geschildert, insbesondere die kulturelle Revolution am Ende des Neolithikums mit dem Beginn der Seßhaftigkeit und intensiver landwirtschaftlicher Wirtschaftsmethoden. Schon vor der Bronzezeit, einem kulturellen Höhepunkt für Nordeuro-

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

pa, war mit der Bildung der Germanen und der Abtrennung deren Sprache vom Indogermanischen ein weiterer wichtiger Schritt getan.

In den Jahrhunderten v. d. Ztw. erfolgt dann die Ausbreitung der Germanen nach Süden und Südosten bis zum Schwarzen Meer, die in die eigentliche Völkerwanderung ab 375 n. d. Ztw. einmündet. Für diese Zeiten werden die einzelnen germanischen Stämme auch namentlich und mit ihren Anführern und Königen durch Überlieferung antiker Schriftsteller greifbar. Wie diese Stämme – auch in Auseinandersetzungen mit Rom – zu Völkern werden und Staaten gründen – zum Teil in der Fremde, wo sie nach Jahrhunderten untergehen –, wird ausführlich beschrieben.

Insbesondere wird nach einer Darstellung der gesamten historischen Entwicklung bis ins Mittelalter das Schicksal jedes einzelnen der dabei auftretenden germanischen Stämme untersucht. Dabei ergeben sich neue Erkenntnisse, etwa zur Bildung des späteren Stammes der Baiern oder zur Herkunft der heute als ›Slawen‹ bezeichneten Völker. Mit den anthropologischen Forschungsergebnissen aus der Auswertung von Funden aus frühen Friedhöfen sowie aus der Betrachtung alter Schrift-Quellen wird überzeugend bewiesen, daß die noch immer meist als eigene Sprachgruppe neben den Germanen angesehenen ›Slawen‹ später nach Westen eingedrungene Nachkommen der lange Zeit abgetrennt von der übrigen germanischen Welt im Osten lebenden Ostvandalen sind.

Somit beruht der im vergangenen Jahrhundert zu den furchtbaren Auseinandersetzungen zwischen Deutschen und den Ostvölkern bis hin zur Vertreibung der Deutschen aus Ostdeutschland führende Panslawismus mit seinen Gegensätzen zwischen ›Slawen‹ und Germanen auf einem geschichtlichen Irrtum über die Herkunft der Slawen. Für die Deutschen ergibt sich unter anderem, daß sie mindestens bis 1945 das einzige große Volk Europas waren, das sich jahrtausendelang ohne Überfremdung in eigener Art erhalten und seine Sprache ohne Bruch weiterentwickeln konnte.

GRABERT-VERLAG-TÜBINGEN

Veröffentlichungen
aus Hochschule, Wissenschaft und Forschung
BAND XXV

Helmut Schröcke

Die Vorgeschichte des deutschen Volkes

Indogermanen
Germanen
›Slawen‹



GRABERT-TÜBINGEN

Druck und Bindung: Kösel, Altusried
Gesamtgestaltung: Claude Michel, Rottenburg/N.

Schröcke, Helmut :
De Vorgeschichte des deutschen Volkes :
Indogermanen, Germanen, ›Slawen‹ /
Helmut Schröcke.- Tübingen : Grabert-Verlag, 2009
(Veröffentlichungen aus Hochschule, Wissenschaft
und Forschung ; Bd. 25)
ISBN 978-3-87847-239-1
ISSN 0506-7669

ISBN 978-3-87847-239-1
ISSN 0506-7669

Postfach 1629, D-72006 Tübingen
www.grabert-verlag.de

Gedruckt in Deutschland

Inhaltsverzeichnis

Einleitung und Methode

»Wer nicht von dreitausend Jahren
sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib im Dunkeln unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.«
Johann Wolfgang von Goethe

Einleitung

Die Ur-, Vor- und Frühgeschichte des mittel- und ostmitteleuropäischen Raumes wird bestimmt durch die Ethnogenese der Ur-Indogermanen, der hier gebliebenen Völker der Indogermanen, der eingewanderten Nichtindogermanen, der daraus entstandenen germanischen, slawischen und anderen Völker. Die Einwanderung aus dem Südosten während der Würmeiszeit im Aurignac in die extrem ungünstige periglaziale Voreislandschaft und ihr Verbleiben dort hatten Selektionen großen Ausmaßes nicht nur bei den körperlichen, sondern sicher auch bei den nichtkörperlichen Eigenschaften zur Folge. Es entstanden die Weißeuropäer als vierte der Großrassen. Ihre am Knochenbau feststellbaren Eigenschaften sind anthropologisch meßbar. Die nichtkörperlichen Eigenschaften können aus den archäologischen Hinterlassenschaften nur ganz bruchstückhaft erahnt werden, aber sie können, soweit sie genetisch erhalten sind, im Vergleich mit den nichtkörperlichen Eigenschaften der anderen Großrassen, vor allem in ihren Religionen, erkannt werden. Die bisherigen viel zu kurzen Altersdatierungen hatten falsche Ansichten zu ethnischen und kulturellen Entwicklungen (Stichwort ›ex oriente lux‹) zur Folge. Genannt sei hier nur die angebliche Einwanderung der Bandkeramiker aus dem Südosten. Die Vordatierungen durch die Dendrochronologie haben Auswirkungen bis zum Einsetzen der Chronologie.

Von den Philologen und Linguisten wurde eine Ur- oder Gemeinsprache der Ur-Indogermanen rekonstruiert, die hochspezialisiert und -entwickelt war und bereits eine längere Entwicklungszeit, die bis in das Mesolithikum hineingereicht haben muß, hinter sich hatte und die den Grundstein zu erst viel später in Erscheinung getretenen Gedankengängen und Kulturentwicklungen legte, die beispielsweise dem Chinesischen genau gegenüberstehen. Die Entwicklung dieser Ursprache war nur möglich bei geographischer Isolation und hohen inneren Schwankungen, der Vorbedingung des Entstehens eines Volkes als genetischer Gesamtheit. Das begrenzt das teilweise uferlos weit gedachte Entstehungsgebiet der Ur-Indogermanen stark.

Der Umgang mit dem unverzichtbaren Begriff ›Volk‹ erweist sich als besonders schwierig. Wenn dieser Begriff heutzutage als »romantische Vorstellung vom Ethnos« (Wenskus, 1961; ähnlich Bosl, 1964; Wolfram, 1990) einfach abgetan werden kann, so wird etwas von dem ideologischen Druck sichtbar, der dieser Tage auf der Wissenschaft lastet. Dabei hatte die deutsche Romantik eine durchaus begründete Vorstellung von der Bedeutung des Begriffes ›Volk‹, obwohl die weiteren naturwissenschaftlichen Grundlagen erst etwa hundert Jahre später erkannt wurden. So wird

in den herrschenden wissenschaftsfremden Ideologien wie in nichtnaturwissenschaftlichen Wissenschaften der Begriff ›Volk‹ lediglich im sozialen Sinne verwendet: »Zwischen einem Briefmarkenverein und einer größeren sozialen Gruppe wie einer Religions- oder staatlichen Gemeinschaft ist daher nur ein gradueller Unterschied.« (GIRTLER, 1982)

In heutiger Zeit wird zwar häufiger der Begriff ›Nation‹ gebraucht, der auf die Französische Revolution und die Zeit der Aufklärung zurückgeht. Das Wort ›Nation‹ leitet sich aber vom lateinischen *nasci* (›geboren werden‹) ab und meint wiederum ›Volk als Abstammungs- und Vererbungsgemeinschaft‹. So ist die Verwendung des Begriffs ›Nation‹, wenn sie auf die Einwohner eines Staatsgebildes bezogen wird, falsch. Besorgt schreibt Lothar KILIAN (KILIAN, 1988b, S. 30 f.): »Man fragt sich auch, warum die Bezeichnung ›Volk‹, welche die Sprachforschung mit Recht für eine Sprachgemeinschaft benutzt, aufgegeben werden soll.« Und weiter: »Wir können bei Kulturprovinzen von der Existenz sprachlicher und damit völkischer Gruppen als Kulturträger ausgehen. Die sprachlich-völkische Bedeutung einer Kulturprovinz hat also mit Abstand Vorrang vor anderen.« Ganz ähnlich sieht dies E. WAHLE: »Die Frage nach der ethnischen Zugehörigkeit eines Fundes oder einer Fundgruppe ist so alt wie die Prähistorie selbst. Wollte das Fach auf ihre Beantwortung keinen Wert legen, so würde es sich selbst aufgeben, denn es steht hier vor einem seiner ersten und letzten Probleme.« (E. WAHLE, 1940/41) Und EGGERS meint: »Die Vorgeschichte würde sich als historische Wissenschaft selber aufgeben, würde sie nicht immer wieder den Versuch machen, auch das Problem der ethnischen Deutung zu lösen.« (H. J. EGGERS, 1986, S. 200)

Warum die humanbiologische, also naturwissenschaftliche Bedeutung des Begriffes ›Volk‹ vor allen anderen Erklärungen nichtnaturwissenschaftlicher Art Vorrang besitzt, wird begründet und ausgeführt. Alle anderen Erklärungen führen zu vieldeutigen und nur teilweise richtigen Ausführungen (etwa G. LEIBHOLZ, 1957).

In der Forschung stehen heute die Hinterlassenschaften von Kulturen an erster Stelle des Interesses. Die Frage nach ihren Trägern und deren ethnischer Zuordnung wird kaum noch gestellt, vielfach wird die Existenz von Völkern ganz geleugnet und damit auch der Zusammenhang, den Gustav KOSSINNA, der Begründer der Siedlungsarchäologie, 1895 in einem Vortrag vor der deutschen Anthropologischen Gesellschaft formulierte: »*Scharfumgrenzte* [Hervorhebung vom Verfasser] Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit bestimmten Völkern und Volksstämmen.« Dafür, daß fremde Kulturen aufgepfropft werden können – was auch Kossinna bekannt war –, gibt es in der Geschichte eine Fülle von Beispielen, ebenso dafür, daß Kulturgut über ethnische Grenzen hinweg ausgetauscht wurde. Bis dahin gab es keine Ur- und Vorgeschichte des mitteleuropäischen und deutschen Raumes. KOSSINNA (1858–1931) gab dazu den Anstoß mit seinem Buch *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende nationale Wissenschaft* (1912–1941, acht Auflagen). Noch heute wird er als Vater der ›Nazi‹-Vorgeschichte beschimpft (z. B. R. HAYMAN, 1997, S. 138). Doch die Altmeisterin der deutschen Anthropologie, Ilse SCHWIDETZKY, stellte fest (SCHWIDETZKY u. RÖSING, 1982): »Die nationalsozialistische Zeit brachte der Anthropologie einige weitere Positionsgewinne, aber bemerkenswerterweise kaum mehr, als nach dem Trend der vorangegangenen anderthalb Jahrzehnte zu erwarten war«. Deshalb wird KOSSINNA heute wieder angegriffen. Aber Bestätigungen seiner Hypothese wurden erbracht (s. Stichworte KOSSINNA und SCHWIDETZKY). Bei unabhängiger Entwicklung werden eigenständige Kulturen jedoch vor allem gemäß dem genetischen Potential des betreffenden Volkes entwickelt. Wenn dies nicht so gewesen wäre, gäbe es heute und hätte es in der Vergangenheit keinerlei kulturelle Unterschiede gegeben.

Die Bedeutung von Völkern erklärt sich aus allgemeinen Entwicklungsgesetzen der Evolution des organischen Lebens. Auch beim *Homo sapiens* ist die Entstehung von Völkern (Populationen) mit körperlichen wie nichtkörperlichen Eigenschaften, die von Volk zu Volk unterschiedlich genetisch programmiert sind und vererbt werden, ein Wesensmerkmal des Fortschritts der Evolution.

Mittlerweile kann wohl als erwiesen gelten, daß die von marxistischer und liberalistischer Seite vertretene Milieutheorie ein weitgehend untaugliches Mittel zur Erklärung solcher Evolutionen ist. Ebenso, wie sich die starke Rolle der genetischen Grundlagen bei der Entwicklung der nichtkörperlichen, also der geistigen, seelischen, charakterlichen Eigenschaften durch die Forschungen an eineiigen Zwillingen in den letzten Jahrzehnten zweifelsfrei erweisen ließ, lassen sich auch entsprechende Aussagen über die Rolle der Vererbung nichtkörperlicher Eigenschaften bei der Entwicklung von Völkern treffen. In diesem Zusammenhang sind auch neuere Forschungen von Prof. Arthur Robert JENSEN und anderen in den USA zu sehen, die dort eindeutige Zuordnungen bestimmter Intelligenzquotient (IQ)-Verteilungen zu bestimmten Großrassengruppen nachweisen konnten.

Unvermischte Völker sind genetische Sammelbehälter (*gene pools*), also Abstammungs- und Vererbungsgemeinschaften mit jeweils eigener Sprache, Religion, Kultur, einem eigenen Volks- und Wertbewußtsein – »ethnischen Bewußtsein« (L. KILIAN, 1988b, S. 30) – sowie einem eigenen Selbsterhaltungswillen. Daß Völker selbst in teilweise vermischter Form als ›*Genpools*‹ anzusehen sind, sieht man auch daran, daß jeder aus der Bevölkerung der vier germanischen Stämme, die unter HEINRICH I. das *Regnum theodiscum* bildeten, in der Stammtafel jedes heutigen Deutschen mehr als millionenmal vorkommt. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang aber auch, was

sich aus neuesten populationsgenetischen Forschungen ergibt (E. MAYR, 1967), daß nur solche Populationen über einen längeren Zeitraum (von zwanzig und mehr Generationen) überlebensfähig sind und im Verlauf der Geschichte überlebt haben, deren Einzelmitglieder untereinander genetisch ausreichend ähnlich sind. Diese Erkenntnis ist wichtig für die Betrachtung solcher historischer Entwicklungen, wie sie gerade in diesem Buch im Vordergrund der Untersuchung stehen.

Die gemeinsame Sprache eines Volkes setzt eine Sprachentwicklung voraus, die von anderen Völkern weitgehend abgegrenzt und unabhängig war, also über einen langen Zeitraum mit Bestehen von bestimmten Schranken (z. B. Heiratsschranken oder räumlicher Abschließung) die Evolution von eigenständigen Völkern ermöglicht hat. Ähnliches gilt für die Entwicklung in anderen Bereichen des Volkslebens, insbesondere in bezug auf die Wertordnung und die daraus folgende Gesittung, Rechts- und Staatsordnung.

Daß die unterschiedlichen genetisch vorgegebenen Eigenschaften Auswirkungen auf die Geschichte hatten, war schon FRIEDRICH DEM GROSSEN (s. Kap. 4.2.), v. SCHLEGEL (1767–1845) – dieser schrieb, daß »viele Tatsachen der alten und neuen Geschichte auf unzerstörbare Unterschiede der natürlichen Veranlagung der Menschenrassen« zurückzuführen seien – und VON GOETHE bekannt.

Andererseits führt die Beseitigung der Unabhängigkeit eines Volkes im Regelfall zur Auflösung seiner eigenen Kultur, zur Übernahme fremder Kultur und Sprache und zuletzt zum völligen Verschwinden durch genetische Vermischung mit Angehörigen anderer Völker. So sind die mediterranen romanischen Völker mit romanischen Sprachen das Ergebnis solcher Entwicklungen im römischen Imperium, wie sie beispielsweise Kaiser AUGUSTUS betrieb, als er 100 000 römische Bauern von ihren Höfen vertreiben ließ, um dort ausgediente Legionäre anzusiedeln, die aus dem gesamten Weltreich kamen, aber kaum aus Italien.

Wenn ein anerkannter Wissenschaftler aus der Deutschen Bevölkerungswissenschaftlichen Gesellschaft um 1980 sagen konnte, das deutsche Volk sei ein nicht erhaltenswürdiger »Mischmasch« aus Germanen, Kelten und Slawen, beleuchtet das den Kenntnisstand um die deutsche Vor- und Frühgeschichte. Im vorliegenden Buch kann anthropologisch gezeigt werden, daß sich Germanen mit Kelten und Galloromanen bis an die Sprachgrenze zur Zeit der Karolinger nicht vermischt hatten (s. Kap. 4.1.8) und daß die Urslawen aus Germanen entstanden.

Der Verfasser unternimmt es in diesem Buch mit hier erstmals erweiterten anthropologischen Untersuchungen, der archäologischen Primärliteratur und der Chronistik der verdrängten Frage nach den ethnischen Zuordnungen und Zusammenhängen nachzugehen. Dem Verfasser ist

klar, daß hier noch große Wissenslücken bestehen: Die Verbreitungskarten von Kulturen der verschiedenen Bearbeiter decken sich meist nicht. Da Kulturen ganz und teilweise über ethnische Grenzen übertragen werden, lassen sich ethnische Verbreitungen nur anthropologisch ermitteln. Untersucht wird die Ur-, Vor- und Frühgeschichte des mitteleuropäischen und osteuropäischen Raumes, soweit sie auf Indogermanen und germanischen Stämmen beruht, und die Entstehung und Vorgeschichte der deutschen Stämme bis etwa 1000 n. d. Ztw. Die Zeit, in der die aus ehemals germanischer Wurzel entstandenen Völker, die heute zur großen slawischen Völkerfamilie gerechnet werden, sehr individuelle Veränderungen erfuhren, bleibt hier außer Betracht.

Der Verfasser veröffentlichte zu diesen Themen 1996 und 1999 Bücher mit dem Titel *Germanen, Slawen – Vor- und Frühgeschichte des ostgermanischen Raumes* und 2003 mit dem Titel *Indogermanen, Germanen, Slawen – ihre Wurzeln im mittel- bis osteuropäischen Raum*.

Der Verfasser dankt allen, die ihn mit Zusendungen unterstützen, vor allem Herrn DATTENBÖCK (St. Martin/Steiermark) für eine Kopie der Chronik des Valvasor. Er dankt Prof. W. Koch (Feldkirchen bei Klagenfurt), Prof. G. LÜTTIG (Celle) und Dr. G. SCHRÖCKE für vielfältige Anregungen und Hilfen sowie dem Anthropologischen Institut der Universität Mainz für die Benutzung der Anthropologischen Datenbank. Er dankt nicht zuletzt dem Grabert-Verlag für den Druck und die vorzügliche Gestaltung.

Helmut SCHRÖCKE, Februar 2008

Methodengruppen der archäologischen Wissenschaften

Die Archäologie als Gesamtwissenschaft für die Ur-, Vor- und Frühgeschichte läßt sich nach den Forschungsobjekten in drei große Gruppen gliedern: die eigentliche Archäologie der gegenständlichen Hinterlassenschaften, die Linguistik nach Forschungen an Sprachen und die Anthropologie nach Forschungen an leiblichen Hinterlassenschaften.

a. Archäologie

Die Evolution des organischen Lebens führte in mehr als 3 Milliarden Jahren zur Entwicklung der Hominiden. Hier soll uns nur die Entwicklung des im letzten Teil der letzten Eiszeit, im Aurignac, vor etwa 40000 Jahren eingewanderten *Homo sapiens sapiens* bis in etwa 1000 n. d. Ztw. beschäftigen.

Die ernsthafte, wissenschaftliche, Befassung mit den materiellen und leiblichen Hinterlassenschaften begann etwa um 1800 an zunächst zufälligen Funden geringer Zahl. Ihre Vermehrung führte zu Unterscheidungen, zu Klassifizierungen und zeitlichen Einordnungen, die zunächst von den zeitigsten Zeitmarken aus nach rückwärts gingen. Schon nach dem Mittelalter wurden herausragende Funde als alt erkannt, aber erst nach 1800 setzten systematische Untersuchungen ein, als mit HERDER und der Romantik das Interesse am eigenen und an fremden Völkern entstand. Seit damals ist die Frage der ethnischen Zuordnung und Herkunft immer wieder gestellt worden.

1826 wurde auf Veranlassung des Reichsfreiherrn VOM STEIN die ›Pommersche Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde‹ gegründet. Der damalige Ausschuß »kann sich nicht überzeugen, daß unsere Hünengräber etc. sogar unbedeutend zu halten seien. Sie sind die ältesten fast einzigen Erinnerungen aus heidnischer Zeit« und künden von »der Lebensweise eines längst untergegangenen Volkes, das unseren Boden bewohnt hat«. (H. J. EGGERS, 1986, S. 12)

Den Anstoß zur Beschäftigung mit der Ur- und Vorgeschichte in Deutschland gab KOSSINNA 1895 mit einer Rede vor der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft. 1902 erhielt er in Berlin den ersten Lehrstuhl für Deutsche Archäologie. 1912 erschien sein Buch *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende nationale Wissenschaft*, das bis 1941 acht Auflagen erlebte. Erinnert sei auch an REINERTHS dreibändiges Werk unter Mitwirkung vieler Fachkollegen *Vorgeschichte der deutschen Stämme* von 1941. Seit damals erschienen keine zusammenfassenden Werke zur deutschen Ur-, Vor- und Frühgeschichte mehr.

Auch die Naturwissenschaften steuerten Hilfswissenschaften bei, wenn es um Materialien, Materialeigenschaften, Materialherkünfte, aber vor allem um Zeitbestimmung geht, die in der Dendrochronologie heute bis auf das Jahr genaue Daten bis in die Mittlere Steinzeit liefert und eine beträchtliche Vorverlegung der Daten zur Folge hatte.

b. Linguistik

Die Linguistik erforscht das Wesen der Sprachen. Sie ermittelt hierbei unter anderem Verwandtschaftsbeziehungen von Sprachen und verfolgt Sprachentwicklungen rückwärts.

Lokalisierbare Hinweise auf Sprachen finden sich in geographischen Eigennamen, vor allem in den Namen der großen Flüsse.

Die Entstehung einer so hochentwickelten Sprache wie die des Ur-Indogermanischen setzt äußere Verkehrsschranken und eine hohe innere Schwankung voraus. Diese Verkehrsschranken wirken als Heiratsschranken. Eine hohe innere Schwankung sorgt für genetische Panmixie (Vermischung) . Damit kann innerhalb eines abgegrenzten Gebietes ein genetisch einheitliches Volk entstehen. Die Entstehung einer Sprache, einer Kultur und eines Volkes ist so im Idealfall ein sich gegenseitig bedingender, einheitlicher, zeitgleicher, aber sicher langandauernder Vorgang.

Eine indogermanische Grund- oder Gemeinsprache kann aus Wortgleichungen zwischen den einzelnen Sprachen erschlossen werden, die in prähistorischer Zeit bereits keine Berührung mehr miteinander hatten und aus Sprachen sowohl der West- als auch der Ostgruppe stammen müssen. Sie muß in einem zusammenhängenden Gebiet mit ausreichender innerer Schwankung gesprochen worden sein.

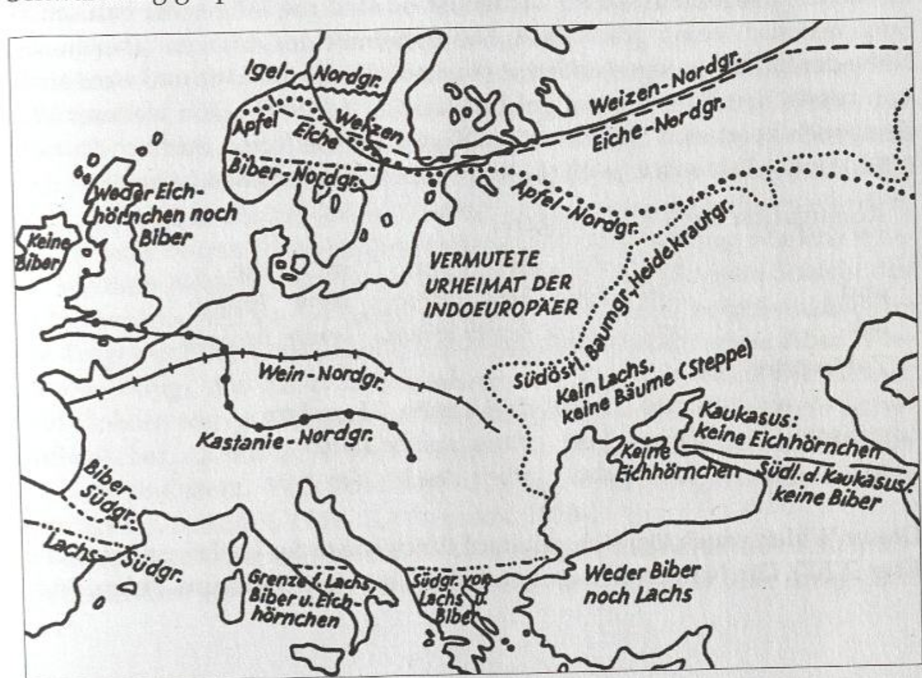


Abb. 1: Verbreitung bestimmter Pflanzen und Tiere als Hinweis auf die indogermanische ›Urheimat‹. Nach: Lothar KILIAN, *Zum Ursprung der Indogermanen*, Bonn 1988.

Aus dem Vorkommen von Worten für Pflanzen und Tiere, deren Verbreitung geographisch gebunden war (Abb. 1), können ehemalige Wohnsitze von Völkern als den Trägern von Sprachen ermittelt werden und aus den Sprachgeschichten die dafür in Frage kommenden Zeiten. So folgt aus den Worten für Laubbäume einschließlich der Buche in den indogermanischen Sprachen der Westgruppe, daß ihre Heimat westlich der Ostbuchengrenze von Königsberg bis Odessa gelegen haben muß. Aus dem Vorkommen oder Fehlen bestimmter Wörter läßt sich für die Urheimat der Indogermanen vor den Sprachteilungen und Abwanderungen ein Gebiet beschreiben, das im gemäßigten Klima mit Winterschnee liegt, mit Wäldern und offenen waldfreien, steppenartigen Gebieten, das von der Nord- und Ostsee, dem Rhein, der Donau bis etwa zum Don reichte. Da in den slawischen Sprachen das Wort für ›Buche‹ ein germanisches Lehnwort sein soll, kann das dafür vorhanden gewesene Wort bei der langandauernden Wanderung durch Gebiete ohne Buchen verlorengegangen sein. Das kann für Ostvandalen zutreffen.

Eine postulierte indogermanische Ursprache soll sich schon sehr frühzeitig, kenntlich am Gaumenlaut k, in Centum- und Satemsprachen getrennt haben. Von den lebenden Sprachen werden zur ersten Gruppe die germanischen Sprachen, Keltisch, Italisch, Griechisch und zur zweiten Gruppe baltische Sprachen, slawische Sprachen, Albanisch, Armenisch, Iranisch und indische Sprachen gerechnet. Von den Satemsprachen steht das Litauische dem Ur-Indogermanischen besonders nahe und ist den slawischen Sprachen nahe verwandt. Wenn die Urheimat der Indogermanen im weiteren Mitteleuropa zu suchen ist, so sind die Träger der baltischen Sprachen nur wenig gewandert. Die Urheimat der ›Slawen‹ aber in die Nähe der Balten zu legen entbehrt einer soliden Grundlage und wird auch von russischen Forschern abgelehnt (L. Kilian, 1988b). Ein weiterer Widerspruch zeigt sich in der nahen Verwandtschaft von Althochdeutsch (ahd.) und Altslawisch (asl.) (L. Kilian, 1988b). Hier zwei Beispiele:

Konjugation des Verbs ›tragen‹:

	ich	du	er	wir	ihr	sie
ahd.	*biru*	*biris*	*birit*	*beranes*	*beret*	*berant*
asl.	*bera*	*beresi*	*beretu*	*beremu*	*berate*	*berantu*

Zahlwörter

	eins	zwei	drei	zehn	hundert
gotisch	*ains*	*twai*	*threis*	*taihun*	*hund*
asl.	*in'*	*dva*	*trije*	*deseti*	*s'to*

Dieser Widerspruch löst sich mit der Ethnogenese der Urslawen auf (siehe Kap. 2.2.7). Die Namen der großen Flüsse aus dem Baltikum, Polen, Südskandinavien, Frankreich bis Süditalien, aber unter Ausschluß der Pyrenäen und der Balkanhalbinseln, gehören dieser Grundsprache an.

Wenn aber die Namen der Flüsse dieses Gebietes indogermanischen Ursprungs sind, ist das bereits das Ergebnis einer Ausbreitung aus einem kleineren Gebiet im periglazialen Raum während der letzten Eiszeit. Dies veranlaßte Lothar Kilian zu der Aussage: »Nichtindogermanisches nördlich der Alpen gibt es überhaupt nicht.« (L. Kilian, 1988b) Dieses Gebiet ist auch heute noch von Völkern indogermanischer Abstammung bewohnt, die aber keineswegs noch am Ort dieser ersten Landnahme sitzen müssen. Am nächsten zum Gebiet der Urentstehung im periglazialen Bereich siedeln heute Völker germanischer Abstammung. Als Urheimat (Thieme nach Kilian, 1988a) kommt Mitteleuropa östlich des Rheins und westlich der Buchengrenze in Betracht, nicht aber Rußland.

Aus der Linguistik folgt die Entwicklung des Ur-Indogermanischen ab etwa 10000 v. d. Ztw., des Alt-Indogermanischen ab etwa 5000–4000 v. d. Ztw. Nach den Abwanderungen zerfiel das Altindogermanische in die Sprachen der getrennten Völker. In ihren alten Kulturen entstanden um die Mitte des 2. Jahrtausends v. d. Ztw. Sprachdenkmale für das Indische, Hethitische sowie das Griechische. Die Trennung der Satem- von den Centumsprachlichen habe vor Beginn der Bronzezeit stattgefunden, da ein gemeinsames indogermanisches Wort für Bronze fehlt.

Wenn die Ausbreitung mit Trennung der Träger der Satem- von den in der Urheimat verbliebenen Trägern der Centumsprachen zeitlich nach den Bandkeramikern stattfand, läßt sich aufgrund der grundsprachlichen Worte damals ein Zustand bei der Entstehung des ortsbeständigen Ackerbauerntums erschließen, der schon behütetes Vieh und Hunde, Rinder und Schweine als Haus- und Zuchttiere kannte. Auch der Wagen war bereits entwickelt und das Rad längst erfunden, wie gemeinsame Wörter für Rad, Nabe, Achse und das Joch für Zugtiere zeigen. Wörter für Siedlung und Haus sprechen gegen ein Nomadentum der Ur-Indogermanen. Hier zeigt sich, daß in der Trichterbecherkultur Wagen nachgewiesen wurden. Es gab keine Wörter für Metallgewinnung und -verarbeitung. Manche Wörter aus dem Ackerbau sind jünger und gehören der jüngsten Schicht des Indogermanischen an, fehlen dem Indoiranischen und zeigen an, daß deren Träger vor der Entwicklung des Ackerbaus abwanderten. Aber Wörter wie ›Pflug‹, das ›Säen‹ und ›Mahlen‹ und Getreidesorten wie Emmer und Einkorn waren vorhanden. Das Erschließen sozialer Zustände ist hypothetischer, da mit mehr Änderungen der Deutungsinhalte zu rechnen ist, doch sind *teuta*, ›Volk‹, und *regs*, ›König‹, wohl indogermanischen Ursprungs (H. Jankuhn, 1969, G. Neumann, 1975).

Die zahlreichen sprachlichen Veränderungen, mit denen aus dem Indogermanischen das Urgermanische wurde, müssen sich über lange Zeit

hingezogen haben und können auch nur nacheinander stattgefunden haben. Zuletzt geschah die Verschiebung der indogermanischen Konsonanten b, d, g zu urgermanisch p, t, k. Diese Zeit kann die gesamte Bronzezeit umfassen. In das Finnische wurden Wörter übernommen, die noch aus der Zeit vor dieser germanischen Lautverschiebung stammen. Aus den Veränderungen der finnischen Sprache ließ sich ermitteln, daß Lehnwörter bereits vor 1500 v. d. Ztw. in das Finnische übernommen wurden.

Da diese sprachlichen Veränderungen bei ethnischer Konstanz erfolgten, schlägt Lothar Kilian (1988a) vor, die Bevölkerung des Kultur- und Sprachgebietes des Nordkreises nach Ende der indogermanischen Auswanderungen bis 1600 v. d. Ztw. als Urgermanen, von da bis zur Zeit der Jastorfkultur als ›Altgermanen‹ und danach als ›Junggermanen‹ zu bezeichnen. Für die germanische Lautverschiebung stehen während der altgermanischen Zeit etwa 1000 Jahre zur Verfügung. Diese vollendeten Lautverschiebungen sind mit der Inschrift auf dem Helm von Negau bei Radkersburg in der Südsteiermark mit »Harixasti teiva« (Wodan geweiht) dokumentiert, der mit anderen Helmen im 1. Jahrhundert v. d. Ztw. niedergelegt wurde (F. Eichler u.a., 1938).

c. Anthropologie

In diesem Buch steht die mit der Anwendung der Gaussschen Fehlertheorie auf die Verteilungen gemessener Merkmale möglich gewordene Weiterentwicklung der Anthropologie mit dem Übergang von der Typen- zur Populationsanthropologie nach E. Mayr (E. Mayr, 1967, I. Schwidetzky, 1962, Kap. 4.1.2.) im Vordergrund und wird in Kap. 4 zusammengefaßt.

Anthropologische Untersuchungen gestatten, soweit sie sich auf genetisch fixierte Merkmale beziehen, die Unterscheidung zwischen Zufallsanhäufungen von Individuen und durch Heiratsschranken abgegrenzten Populationen, sofern die Anzahl der Individuen statistisch ausreicht. Wenn innerhalb einer Population völlige Panmixie herrscht, streuen die Meßwerte um ein Maximum nach der Gaussschen Fehlerverteilung (s. Kap. 4.1.2). Abweichungen von einer solchen sind in verschiedener Hinsicht diskutierbar.

Die Evolution des organischen Lebens führt zur Ausbildung immer größerer Mannigfaltigkeiten in der Richtung der biologischen Hierarchie, bei *Homo sapiens*: Individuum, Familie, Stamm, Volk, Rasse, Art und höhere taxonomische Einheiten. Die Ausbildung von Völkern ist also die notwendige Vorbedingung zum Fortgang der Evolution (E. Mayr, 1967). Die Erhaltung von Völkern ist aber von heute vorherrschenden Ideologien nicht erwünscht. (›Multikultur‹ als Synonym für multiethnische Vermischung gilt als Fortschritt.) Es ist nun erstaunlich, wie dieses Wissen bei den Germanen – im Gegensatz zum römischen Weltreich, in dem multiethnische Vermischung herrschte – bekannt war. In den germanischen Volksrechten gab es Vermischungsverbote. (Bezüglich Vermischungen siehe Kap. 4.1.3.)

Da der Begriff ›Ethnos‹ in den Wissenschaften der Vor- und Frühgeschichte für Gruppen wie Stämme und Völker benutzt wird, muß klargestellt werden, »daß für die Humanbiologie nur solche Ethnosdefinitionen in Frage kommen, die mit dem Begriff der Population und damit der Fortpflanzungsgemeinschaft (Abstammungsgemeinschaft) verbunden sind. Soziale Gruppen können daher nicht als Ethnien bezeichnet werden«. Und weiter: »Eine biologische ›Population‹ ist eine durch die gesamte Variationsbreite ihrer Merkmale definierte lokale Gruppe (Fortpflanzungsgemeinschaft) innerhalb einer Art, die sich von anderen solchen Gruppen durch die Häufigkeit bestimmter Merkmale unterscheidet. Ihre Mitglieder sind meist durch gemeinsamen Lebensraum. . . und durch den gemeinsamen Besitz genetischer Merkmale charakterisiert.« (E. Winkler, 1983) Populationen unterscheiden sich im Genotyp und damit in den Phänotypen (s. Kap. 4.1.3).

Der Begriff ›Rasse‹ soll hier nur im Sinne des einen Gliedes der biologischen Hierarchie benutzt werden: Individuum, Sippe, Population (Volk), Rasse, Art. »Rassen sind Populationen, die sich genetisch unterscheiden und die auch phänotypisch unterschieden werden können. . ., die sich in der Zusammensetzung ihrer Erbanlagenbestände (Genpools) zwar stark voneinander unterscheiden, aber nicht so stark, daß sich verschiedene Arten bilden.« (H. J. Eysenck, 1976) Der Begriff ›Rasse‹ ist zwar durch Benutzung mit unterschiedlichstem Begriffsinhalt und durch ideologischen Mißbrauch derart belastet*, daß ihn die meisten meiden, was inzwischen dazu führte, daß heute sogar anthropologische Untersuchungen gemieden werden oder sich auf Untersuchung von Karies beschränken und die Frage nach der ethnischen Zuordnung der archäologischen Fakten – was eigentlich eine Hauptfrage darstellt – kaum mehr gestellt wird. Trotzdem ist die Benutzung dieses Begriffs aus wissenschaftssystematischen Gründen unentbehrlich.

Die vielfach fälschlich auch als Rassen bezeichneten anthropologischen Typen, die sich vor allem an Schädeln zeigen, sind nulldimensionale Grenz-

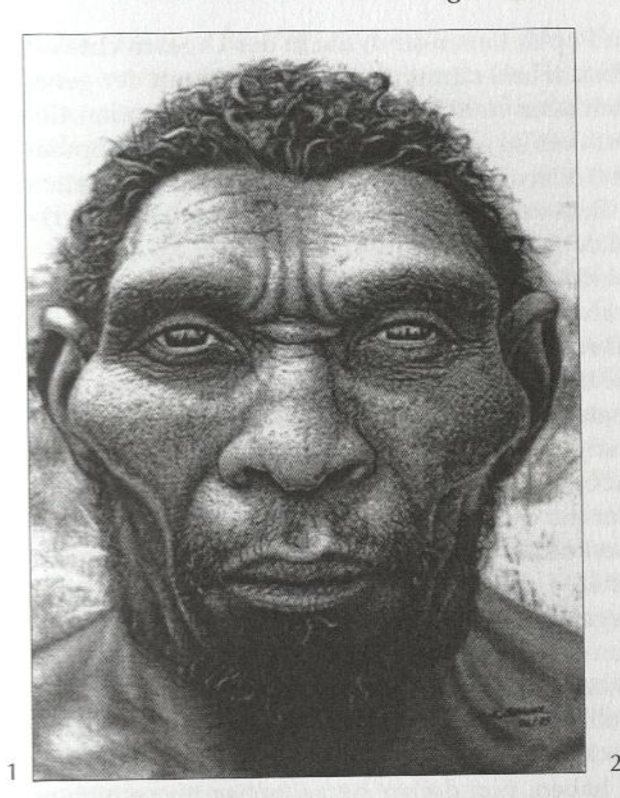
* Außerwissenschaftlich wird der Begriff ›Rasse‹ benutzt für Großrassen im obigen Sinne, für Kleinrassen aus gleichen Phänotypen, für Völker, für anthropogene Zuchtrassen, im Spenglerschen Sinne für nichtkörperliche Eigenschaften und weiteres. In der ideologisch bestimmten Tagespolemik wird ›Rasse‹ nur mit negativen Inhalten und Zuordnungen (›faschistisch‹) besetzt, ohne daß aus dem Inhalt zu ermitteln wäre, was eigentlich gemeint ist.

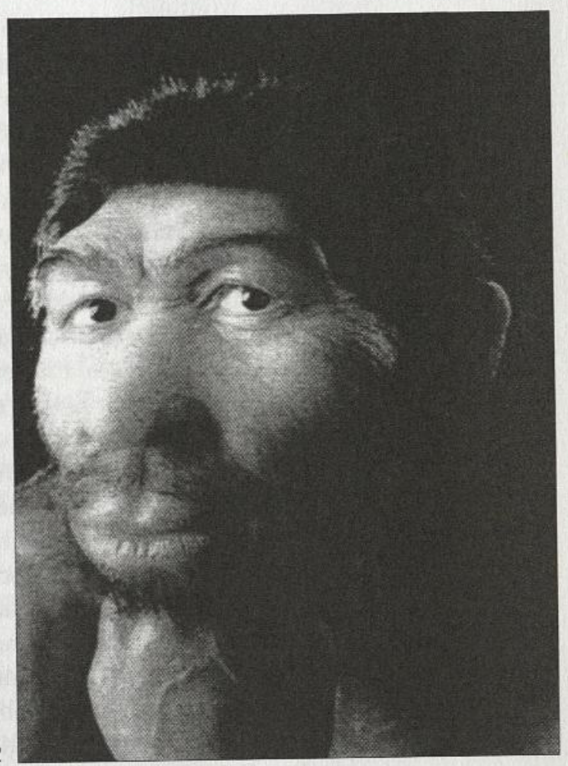
und Übergangs-(Mittel-)Typen aus der gesamten vieldimensionalen Variationsbreite, so in der Reihe: Langschädel (nordisch) – dalischer Schädel (fälisch) – Rundschädel (ostisch) (s. Kap. 4.1.2). Da diese Merkmale genetisch fixiert sind, bestehen für sie Verteilungsfunktionen innerhalb von Populationen. Diese mathematischen Funktionen sind als Systemeigenschaften für Populationen kennzeichnend. So liegen die Typuslokalitäten für den Cro-Magnon-Typ, der eine mittlere Stellung zwischen Lang- und Kurzschädeln einnimmt, und dem Typ von Combe Capelle, dem langschädligen, nordischen Typ, dicht nebeneinander in Südfrankreich. ›Reinrassige‹ Populationen aus jeweils einem anthropologischen Typ gibt es in der Natur infolge der genetischen Vielfalt nicht. Nur in der Tierzucht lassen sich derartige reinrassige Typen erzeugen. Infolgedessen ist die Verwendung dieses Rassebegriffs (z. B. in SALLER, 1964) für anthropologische Typen falsch. Da sich die Verteilungskurven selbst für in ihren Merkmalen stark abweichende Populationen überschneiden, wurde und wird das von den Vertretern dieser Rassentheorie fälschlich als Vermischung interpretiert. Wie sich Vermischungen in Verteilungskurven äußern, wird in Kap. 4.1.3 erläutert.

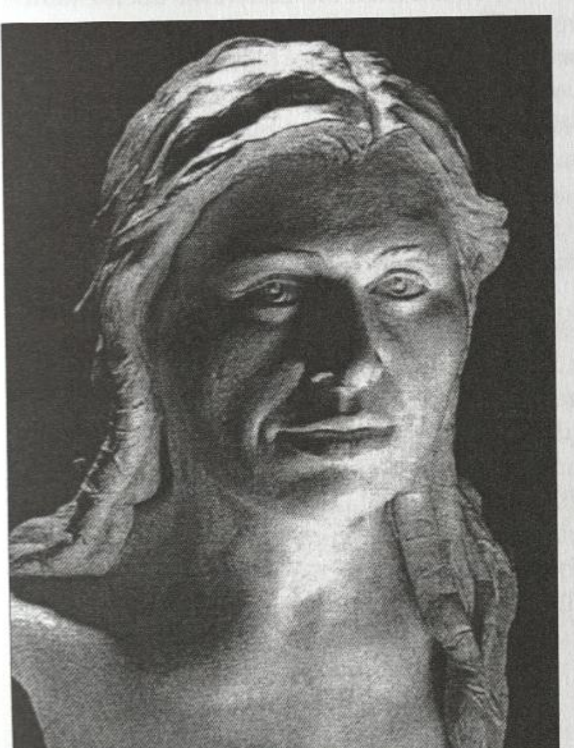
Die Fragen der ethnischen Zuordnung kulturhistorischer Zustände und Vorgänge können beantwortet werden, wenn die Gleichzeitigkeit von kulturellen Hinterlassenschaften mit Skelettresten erwiesen ist und wenn sich kulturelle mit anthropologischen Unterschieden in Beziehung setzen lassen. Die Hypothese KOSSINNAS, daß aus scharf umgrenzten Kulturprovinzen der Schluß auf Völker möglich sei – hierfür wurde er oft kritisiert –, wurde durch verschiedene anthropologische Untersuchungen bestätigt: »Die anthropologischen Befunde stützen jedenfalls diejenige Auffassung, die eine Entsprechung zwischen Kulturen und Bevölkerungen, gleich welcher Form, annimmt. . . Die Ähnlichkeit zwischen Serien gleicher Kulturstellung tritt in den mittleren [Penrose-]Abständen sehr deutlich hervor.« (I. SCHWIDETZKY, 1979)

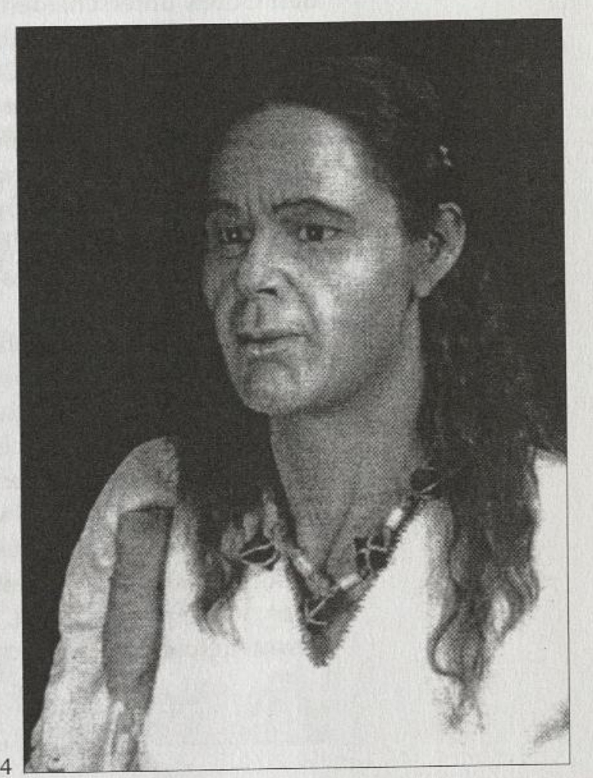
Biologische Bevölkerungsstrukturen und deren Dynamik sind an Populationen gebunden, die Fortpflanzungs- und Vererbungsgemeinschaften sehr verschiedener Größe sind und charakteristische ›Genpools‹ darstellen (A. BACH, 1978). Diese werden im Laufe der Zeit durch Mutationen, Selektionen, Migrationen, genetische Zufallsdriften und anderes verän-

Abb. 2: Die ethnische Entwicklung bis in die Bandkeramik.
1. Homo erectus, Bilzingsleben, Sachsen-Anhalt, 370 000 v. d. Ztw.
2. Präneandertaler, Sachsen-Anhalt, ca. 90 000 v. d. Ztw.
3. Mesolithikerin, Bad Dürrenberg, 6300 v. d. Ztw.
4. Bandkeramikerin, aus den Erschlagenen der Siedlung von Talheim bei Heilbronn.
Nach: 1, 2, 3 käufliche Postkarten, Museum für Vorgeschichte, Halle. 4 J. Wahl 2007.


1


2


3


4

dert. Je kleiner die lokalen Populationen sind, die in der Urgeschichte oft nur wenige Familien umfassen und dann nur einen Ausschnitt der genetischen Gesamtheit der sich über viele Siedlungsplätze verteilenden Gesamtpopulation verkörpern, um so rascher können sich diese Teilpopulationen durch Gendrift verändern. Selektive Auswanderung von Teilen einer Population führt zu Genverlusten und zur Verkleinerung der Merkmalsbreiten (Gründereffekt).

Als grobe Einteilung sind im Jungpaläolithikum Mitteleuropas langschädlige und mittellangschädlige Typen zu unterscheiden.

Anthropologisch schließen die Mesolithiker Mitteleuropas und Englands an die im Aurignac Eingewanderten Mitteleuropas und Englands und die bis zum Ende der Eiszeit selektiv Veränderten an, bis am Ende des Mesolithikums für die Erkennung von Populationen statistisch ausreichende Funde vorhanden sind (Abb. 165 Nr. 1).

Die ethnischen Vorläufer der Indogermanen von Trägern der Bandkeramikkultur, Trichterbecherkultur und Schnurkeramikkultur haben nicht vorwiegend zum nordischen Typ gehört. Die Verteilungsmaxima ihrer Längen-Breiten-Indizes liegen um $I_1 = 73$. Sie sind also etwas langschädliger als der Typ Cro-Magnon (s. Kap. 4.1.2). Jedoch sind in ihrer Variationsbreite in geringen Anteilen auch andere Typen vertreten. Besonders interessant ist, daß die zu den baltischen Völkern der Satemgruppe gerechneten Prußen sich anthropologisch und auch im gesamten Äußeren nicht von den Goten unterschieden haben, von denen sie zeitweise überschichtet wurden und vieles von ihrer Kultur annahmen (vgl. Chr. Hartknoch in Kap. 2.2.12.2). Der Typ *Combe Capelle* ist bis nach Nordafrika verbreitet, und die Trennung des sehr verwandten mediterranen Typs vom nordischen Typ ist nicht leicht, sie läßt sich nicht am Individuum, sondern nur an Systemeigenschaften von Populationen einigermaßen sicher durchführen.

Außerhalb der Indogermanen ist der ostbaltische, der alpine oder ostische und der dinarische Typ häufig. Südlich anschließend an das Gebiet der Indogermanen gab es einen Gürtel mit vorwiegend kurzschädligem Typ.

Die Wiege der Menschheit soll in Ostafrika gestanden haben mit frühesten Auswanderungen vor 1,6 Millionen Jahren. Nach dem Erwerb des aufrechten Ganges, der durch die Entstehung von offenen Savannen begünstigt wurde, wanderte der *Homo erectus* vor etwa 400000 Jahren aus und wurde in Europa, Kasachstan und bei Peking nachgewiesen. Bei Bilzingsleben in Thüringen wurde ein Lagerplatz aus der Zeit vor 370000 Jahren gefunden mit einfachen Rundhütten und Benutzung des Feuers. Anthropologisch kennzeichnen den *homo erectus* dort zurückfliehende Stirn, vortretendes Gebiß, fliehende Kinnpartie, breites Gesicht mit stark heraustretenden Backenknochen und Stirnwülsten. (Abb. 2)

Im Museum für Vor- und Frühgeschichte Halle ist ein rekonstruierter *homo erectus* von Bilzingsleben sowie ein Vorneandertaler von vor 200000 Jahren ausgestellt. Dieser trägt noch abgeschwächt den gleichen anthropologischen Habitus und zeigt damit seine Abstammung von jenem. Dagegen ergaben genetische Untersuchungen, daß die genetischen Unterschiede zu dem im Aurignac Eingewanderten so groß sind, daß beide zwei selbständige Arten der Gattung *homo* waren ohne Abstammung des einen vom anderen. Das belegen auch die großen anthropologischen Unterschiede zwischen beiden. Wahrscheinlich lebten die Neandertaler noch 10000 Jahr nach Erscheinen des *Homo sapiens* vor 40000 Jahren mit diesen zusammen. Ihre Blattsteinwerkzeuge aus dieser Zeit sind an der oberen Donau und im mährisch-nordkarpatischen Raum verbreitet (M. Porr, 2004). Wie der Neandertaler ausstarb, ist unbekannt.

Während diese Einwanderer in den in die Würmeiszeit kurzzeitig eingeschalteten Warmzeiten bis nach Vorderasien kamen, läßt sich die Weiterwanderung über den Balkan bis nach Mittel- und Westeuropa an ^{14}C-Messungen verfolgen, die als älteste 43000 an der unteren Donau und 40000 Jahre an der mittleren Donau, am Oberrhein und in Nordasturien ergaben (J. Richter, 2006).

Dieser *homo sapiens* wanderte aus dem tropischen Klima von Ostafrika in der Würm-Weichseleiszeit in den eisumschlossenen Raum südlich des Eisrandes mit periglazialem Klima als Schwarzafrikaner ein und kam unter starken evolutionären Druck.

Hans Weinert schrieb 1965 hierzu: »Die große europide Hauptrasse ist die einzige auf der ganzen Erde, die depigmentiert wurde. Das muß irgendwie mit dem zerrissenen Erdteil Europa und seinem Klima zusammenhängen... Es gibt nach unserem heutigen Wissen also nur diese ein-

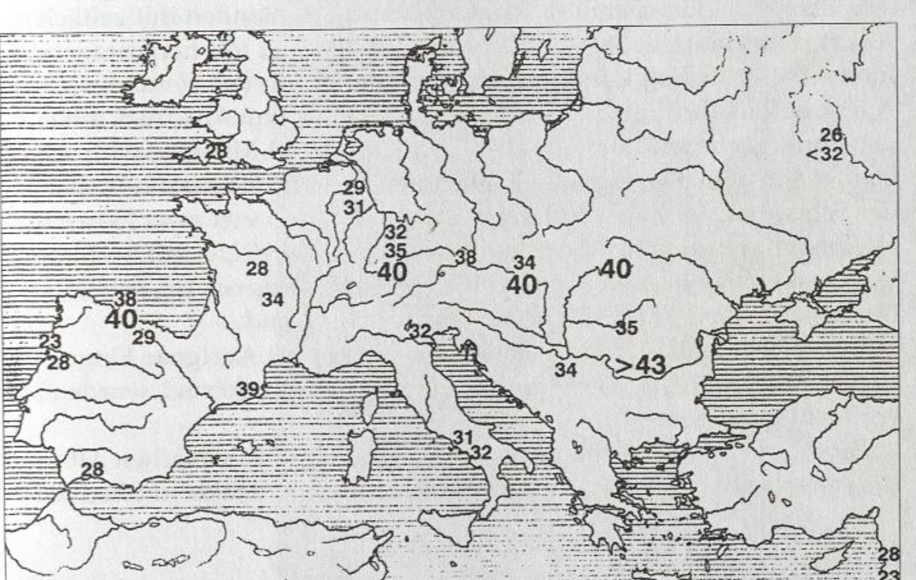


Abb. 3: Die jeweils ältesten ^{14}C-Messungen im Aurignac. Nach: J. Richter, 2006.

zige Stelle auf der Erde, wo die Augen blau und die Haare blond wurden.« (H. Weinert, 1965, S. 226 f.)

Die Selektion der Hellhäutigen, Blauäugigen und Blonden war nur im periglazialen Klima der letzten Eiszeit möglich und hat auf der ganzen Erde nur einmal und nur in dem einzigen fast allseits abgeschlossenen Gebiet zwischen den vergletscherten Pyrenäen, Alpen, der Nordsee und dem Eisrand stattgefunden und mußte beim Zurückweichen des Eises vor 10000 Jahren vollendet gewesen sein. Bei dieser Selektion entstand nicht ein ›reinrassig‹ heller Typ, sondern eine Variationsbreite, aber Dunkelhäutige und Schwarzhaarige wurden durch diese Selektion ausgeschieden. Menschen dieses Typs wandern in größerer Zahl erst seit 1945 nach Mitteleuropa ein. Diese Darwinsche Selektion ist in der Ur- und Vorgeschichte bisher völlig unerkannt.

Die Wanderung in Gebiete mit periglazialem Klima und der Daueraufenthalt dort müssen seuchenartige Krankheiten wie Tuberkulose und Rachitis zur Folge gehabt haben, die von UV-Strahlung hintangehalten und geheilt werden konnten, wenn die Strahlung durch die Oberhaut gelangen kann. Deshalb sind durch Selektion die Hellhäutigen ausgelesen worden, was mit Depigmentierung beschrieben wird. Diese Selektion muß, gemessen an Ausgangs- und Endpopulation, sehr große Ausmaße gehabt haben. Da eine solche Selektion nicht in arktischen Gebieten der asiatischen Großrasse stattfand (Eskimos), muß es in dieser einen genetisch angelegten Schutz gegen diese Seuchen geben (s. Kap. 4.1.5).

Im Schlick des Balkenholzbrunnens der Bandkeramiker bei Köln sowie in skandinavischen steinzeitlichen Baumsärgen fand man blonde Haare.

Diese Selektion erfaßte sicher nicht nur die Pigmentierung der Oberhaut, sondern auch weitere körperliche wie nichtkörperliche Merkmale und Eigenschaften. Damit in Zusammenhang entstanden mit zeitlichem Abstand auf verschiedensten Gebieten Fähigkeiten mit herausragenden Innovationen. Schon kurz nach der Einwanderung des *Homo sapiens* im Aurignac kam ihre kulturelle Höhenentwicklung zum Ausdruck mit Funden von figürlichen Darstellungen von Tieren und Menschen aus Elfenbein, die in dem 30 cm großen Löwenmensch von Hohenstein-Stadel auf der Schwäbischen Alb gipfelten, ebenso in Funden von zwei Flöten und in Höhlen in der Schlucht der südfranzösischen Ardèche mit hochkünstlerischen Höhlenbildern von Löwen- und Pferdegruppen (H. Floss, 2006), die mit einem ^{14}C-Alter von 30000 Jahren datiert sind.

Vorläufer für diese Innovationen, die auf die im Aurignac Eingewanderten 10000 Jahre nach ihrer Einwanderung beschränkt sind, wurden bisher nicht gefunden.

Diese und die figürlichen Kunstwerke von der Schwäbischen Alb sind die ersten Kunstwerke der Menschheit. Auch die Artefakte unterschieden



Abb. 4: Höhlenmalerei in Niaux, Tarascon sur Ariège, 20000 v. d. Ztw. Nach: E. Nack, *Germanien,* Heidelberg 1977, S. 133.



Abb. 4a: Löwen – Höhlenmalerei im Tal der Ardèche. Aus: J.-M. Chauvet, *Grotte Chauvet,* Sigmaringen 1995.

sich. Hinzu kamen andere Formen der Steinwerkzeuge, aber auch solche aus Knochen, Geweih und Elfenbein und die Erfindung der Speerschleuder und des Bogens.

Hier sei noch auf die Höhlenmalereien der hochkünstlerischen Höhlenbildnisse im südfranzösischen Magdalenien hingewiesen mit Malereien (Abb. 4), Ritzzeichnungen und Reliefgestaltungen an Lehmwänden, auf den mit dem Beginn des Neolithikums verbundenen neolithischen Kulturumbruch oder auf die astronomischen Kenntnisse der Himmelsscheibe von Nebra.

Im Neolithikum kam diese alteuropäische Bevölkerung aus dem Periglazial in Berührung mit anderen Bevölkerungen, die zum Beispiel auf dem Balkan Merkmale von paläolithischen Rassetypen tragen. In diesen sind im Neolithikum kurzköpfige und dinarische Typen nachweisbar (P. Boev, 1973).

Die Frage, wie die erste Bauernkultur der Bandkeramiker in Mitteleuropa entstand, durch Einwanderung von Menschen mit ihrem Saatgut oder durch Einfuhr des Saatgutes zu einer bodenständigen bereits vorhandenen Bevölkerung, kann nur mit dem zweiten Fall beantwortet werden.

Für die ortskonstante Entstehung der bandkeramischen Kultur wurden neuerdings auch archäologische Gründe beigebracht (J. Lüning, 1988). Der Fund von Triticum in Halbhöhlen (Abris) des späten Mesolithikums belegt schon Vorformen ortsbeständigen Bauerntums und zeigt auch damit, daß die Bauernkultur der Bandkeramiker sich ortskonstant aus dem Mesolithikum entwickelt hatte. Daß neben der Selektion der körperlichen Eigenschaften auch eine der nichtkörperlichen stattgefunden hatte, wird durch die sofortige Entwicklung der Landwirtschaft einschließlich der Mistdüngung, der dazu notwendigen Großtierhaltung und -züchtung und des Baues der gewaltigen Langhäuser zur Stallhaltung des Großviehes – wozu klimatisch keine Notwendigkeit bestand – zwecks Mistgewinnung bis an die Grenze der damaligen Möglichkeiten belegt (s. Kap. 5.3.3). Die Mistdüngung hat doppelt so hohe Erträge wie die reine Feldgraswirtschaft. Der Boden der Felder hatte keinen Stickstoffmangel. Dadurch wurde eine sprunghafte Zunahme der Bevölkerungsdichte ermöglicht von 0,1 Menschen/km^2 auf 17 Menschen/km^2 der bewohnten Lößgebiete. Im anderen Falle der Einwanderung einer Bevölkerung aus dem nahen Osten während des klimabegünstigten Neolithikums würde es keine Indogermanen gegeben haben, oder sie wären bereits sehr früh wieder verschwunden, und die heutige mitteleuropäische Bevölkerung unterschiede sich nicht von solcher aus Vorderasien.

Gegen die von einigen Forschern vertretene Behauptung, die Indogermanen seien von Osten eingewandert, spricht auch, daß das Auftreten der Schnurkeramiker um so jünger ist, je weiter nach Osten sie gefunden werden. Die Blutgruppenforschung ergab, daß der Anteil der Blutgruppe B, die in West- und Mitteleuropa nur spärlich vorhanden ist, nach Osten hin zunimmt und die höchsten Werte im Bereich des mongoliden Rassenkreises hat. Auch deshalb ist die Herkunft der Indogermanen aus dem Osten unwahrscheinlich. Genetische Untersuchungen am Mitokonchikum (genetische Überträger) (M. Richards, 2003) ergaben ebenso die Abstammung der Neolithiker von den Einwanderern im Paläolithikum.

So kann zusammenfassend aus linguistischen, archäologischen und mit Vorwegnahme der anthropologischen Untersuchungen geschlossen werden, daß die Heimat der Indogermanen rückwärts bis vor die Jungsteinzeit der Raum zwischen Rhein, Donau, dem großen Wolgaknie, Weichsel, Südskandinavien und Dänemark war (L. Kilian, 1988b). Zu neuen anthropologischen Ergebnissen der Verteilungen anthropologischer Daten in statistisch genügend großen Serien siehe Kapitel 4. Größere in neuerer Zeit gefundene Serien der Jungsteinzeit sind: Bandkeramik Stuttgart-Mühlhausen n = 80; Fellbach-Öffingen, Rems-Murr-Kreis n = 100; Rössener Kultur Jechtingen, Kreis Emmendingen n = 105; Schnurkeramik Tauberbischofsheim-Impfingen und Tauberbischofsheim-Dittingen beide n = 63. Diese Serien sind zum Teil derzeit in anthropologischer Bearbeitung. Ihre Ergebnisse werden aber wohl viele Jahre auf sich warten lassen (J. Wahl in D. Planck, 1988).

Die Anthropologie gestattet es, die Indogermanen weiter zurück bis in das Aurignac in der Altsteinzeit auf Populationen zu verfolgen, die in ihrer Variationsbreite die Typen *Combe Capelle* und *Cro-Magnon* enthielten. Das deutsche Volk ist das einzige größere, zudem in der alten Urheimat der Indogermanen verbliebene Volk der Indogermanen, das bis 1945 weitgehend unzerstört erhalten blieb. Die ideologisch motivierte Behauptung, das deutsche Volk sei eine bunte Mischung vor allem mit ›Slawen‹, Kelten und Romanen, wird hier in diesem Buch für die ›Slawen‹ widerlegt. Die Behauptung läßt sich ebenso für die Kelten anthropologisch widerlegen, da nach dem Abzug der Kelten nach Westen die dort zugezogenen Germanen anthropologisch unverändert von Kelten unterschieden werden können (s. Kap. 4.1.8). Für die Romanen ist diese Behauptung durch die Lebensbeschreibung eines Zeitzeugen, des Heiligen Severin, vom Abzug der römischen Bevölkerung nach 478 im wesentlichen bis zum Alpennordrand und bis auf die Umgebung von Salzburg (Walchen) widerlegt (s. Eugippius, *Das Leben des Heiligen Severin*, 1986).

Während mit der Zurechnung der slawischen Sprachen zur Satemgruppe und deren frühzeitiger Trennung oder Abspaltung von den Centumsprachen auf eine frühzeitige, in der Jungsteinzeit vollzogene räumliche Abtrennung ihrer Träger geschlossen wird, ergibt sich dazu widersprüchlich, daß sich bis zum Ende der Jungsteinzeit und bis zum Ende der Bronzezeit und darüber hinaus keine archäologischen und anthropologischen Hinweise für die Existenz von ›Slawen‹ finden lassen.

Weder sprachlich noch archäologisch läßt sich eine baltoslawische Einheit stützen. Die ›slawischen‹ Sprachen haben sich nach HÄUSLER (1988) getrennt und unabhängig von den baltischen Sprachen entwickelt. Damit wird ihre Zugehörigkeit zur Satemgruppe fraglich.

Zur Ethnogenese der ›Urslawen‹ und der Entstehung ihrer Sprache vor allem aus Bastarnen und Vandalen sind die neuen Erkenntnisse russischer Forscher von herausragender Bedeutung (s. Kap. 2.2.7).

d. Zeitskala und Zeitmessung

Die erhoffte Verbesserung der Datierungsmöglichkeiten mit ^{14}C-Messungen blieb zunächst aus, als sich herausstellte, daß die von Willard Frank LIBBY ausgearbeitete Methode der radioaktiven Altersbestimmung mit ^{14}C überraschende und zunächst unbekannte systematische Fehler besaß. Bei der eingehenden Untersuchung zum Beispiel von bandkeramischen Siedlungen ergaben diese Altersbestimmungen mit ihren sowieso schon recht großen systematischen experimentellen Fehlern keinen zeitlichen Gang, sondern ein fast rein statistisches Schwanken (vgl. P. BREUNING, 1985). Nachdem die Ursache im Schwanken der Erzeugung von radioaktivem ^{14}C durch die Höhenstrahlung erkannt war, wurden revidierte ^{14}C-Zeitskalen aufgestellt und dendrochronologisch geeicht, nach denen der Beginn der jüngeren Steinzeit zum Beispiel in Deutschland auf 5800 v. d. Ztw. zurückdatiert wurde.

Eine absolute Methode wurde mit der Dendrochronologie gefunden, die den Gang im jährlichen Zuwachs der Dicke von Bäumen, ablesbar an den Jahresringen, benutzt. Inzwischen sind hiermit sowohl für Nord- und Mitteleuropa als auch für Nordamerika Zeitskalen, zurückreichend bis vor 8000 v. d. Ztw. erstellt worden. Damit wurden etwa für Hessen die Anfänge folgender Kulturen so festgelegt (vgl. WILLMS, 1982):

	alte Skala	neue Skala
Bandkeramik	3200 v. d. Ztw.	5800 v. d. Ztw.
Schnurkeramik	1900 v. d. Ztw.	2800 v. d. Ztw.
Bronzezeit	1800 v. d. Ztw.	2300 v. d. Ztw.

Diese Methode gestattet es, das Fälldatum der Bäume zu ermitteln, wenn der Querschnitt bis an die Waldkante reicht. Die Kern-Splintgrenze in der Mitte des Baumes liegt etwa 20 Jahresringe vorher. Damit werden die ^{14}C-Messungen kalibriert. Die methodischen Schwierigkeiten und Ergebnisse im Bereich der Ostvandalen zwischen Elbe, Saale und Oder wurden von J. HERRMANN und K. HEUSSNER 1991 dargestellt. Die Einzelergebnisse werden bei den betreffenden Bauten und Siedlungen genannt (Kap. 5.4.8).

Diese Rückdatierung mittel- und nordeuropäischer vorgeschichtlicher Daten hat zur Folge, daß die These ›ex oriente lux‹, nach der alle vorgeschichtlichen kulturellen Fortschritte aus dem Orient stammen, hinfällig ist, »ein uraltes, auf einer Auslegung der Bibel beruhendes Dogma, Vorderasien sei die Urheimat der Menschen gewesen«. (A. HÄUSLER, 1999) Die Megalithgräber der Bretagne sind bis 5000 Jahre alt und damit fast 1000 Jahre älter als vergleichbare Großsteingräber im östlichen Mittelmeergebiet. Die Funde von Radspuren neben einem Großsteingrab der Trichterbecherkultur von Flintbek in Holstein belegen, daß es im 4. Jahrtausend v. d. Ztw. Wagen gab, fast 1000 Jahre vor den ersten Wagenfunden in Mesopotamien. Nicht nur Radspuren als Hinweise auf Wagen fand man, sondern auch die zugehörigen Wege. Im Campemoor, 20 Kilometer nördlich von Osnabrück, fand man einen 4,50 m breiten Bohlenweg mit dem ^{14}C-Alter von 4680 Jahren v. d. Ztw. Die ersten Darstellungen von rindergezogenen Wagen finden sich an einem Seitenstein in einem Großsteingrab von Züschen bei Lohne in Hessen aus der Wartbergkultur (3500–2800 v. d. Ztw.). Sie haben keine Vorbilder in West- und Südeuropa oder im Vorderen Orient (s. Abb. 197).

Die ersten Darstellungen von vierrädrigen Wagen allein sind auf einer Keramikschüssel der Trichterbecherkultur von Bronoice in Polen (K. GÜNTER, 1990). Auch die Anfänge der Kupferherstellung und -verarbeitung in Spanien und auf dem Balkan sind mit 4000 v. d. Ztw. älter als jene im Nahen Osten (K. GOECKE, 1979).

Noch älter sind Kupfergegenstände aus der Trichterbecherkultur mit dem ältesten Hortfund von Bygholm (Jütland) und aus südwestlich vorgelagerten Kulturgruppen, deren Rohstoff aus der Lagerstätte von Helgoland stammen soll. Die Analysen des Bygholmer und des Helgoländer Kupfers stimmen überein (MENKE, 1988, S. 14). Diese Lagerstätte (Red-Bed-Typ) bestand vorrangig aus Lagen von Tiefkupferglanz, der in örtlich reduzierender Umgebung aus den oxydierten Verwitterungslösungen im roten mittleren Buntsandstein ausgefällt war. Heute besteht (oder bestand) die Lagerstätte aus gediegenem Kupfer und Rotkupfererz. Aus diesem Erz konnte durch einfaches Schmelzen mit Holzkohle Kupfer gewonnen werden. Die Verhüttung sulfidischer Erze ist mehrstufig und schwieriger. Außer kleinen Oxydations- und Zementationszonen sulfidischer Lagerstätten war die Lagerstätte Helgoland die einzige größere ihrer Art, auch über Europa hinaus, aus der Kupfer auf diese primitive Weise gewonnen werden konnte. Helgoland war schon in der Bronzezeit vom Festland getrennt, und die Hauptlagerstätte, die nördlich der Insel lag, war bereits der Abrasion zum Opfer gefallen (SCHMIDT-THOMÉ, 1987).

Das Kupfer aus der reichen Bronzekultur Norddeutschlands stammt nicht aus der Helgoländer Lagerstätte. Die Bronzeherstellung aus Kupfer

und Zinn ist um 2000 v. d. Ztw. bei den Aunjetitzern als ersten in Mitteleuropa bekannt gewesen. Ihre Bronzedepotfunde liegen im Umkreis des Erzgebirges mit seinen damals sicher reichen Zinnseifen in der Nähe der reichen primären Lagerstätten. Die Bronzeherstellung begann hier keine 300 Jahre nach der ersten bekannten in Ägypten und Vorderasien, also wohl unabhängig davon. Die Aunjetitzer konnten Kupferkies ($CuFeS_2$) aus erzgebirgischen Lagerstätten auf Kupfer verhütten.

Auch auf die astronomischen Kenntnisse mit den ersten Sternbildern der Bronzescheibe der Aunjetitzer von Nebra sei hier hingewiesen.

Beispiele für dendrologische und dendrologisch geeichte Altersbestimmungen (B. Becker u.a., 1989):

dendrologische Altersbestimmungen	v. d. Ztw.
Schnurkeramik Schweiz	2502–2460
Siedlung Forchner, Bad Buchenau	1764–1753
Siedlung Bodman-Schachen I	1644–1563
Fürstengrab Leubingen	1942
Grab Helmsdorf bei Leubingen	1840

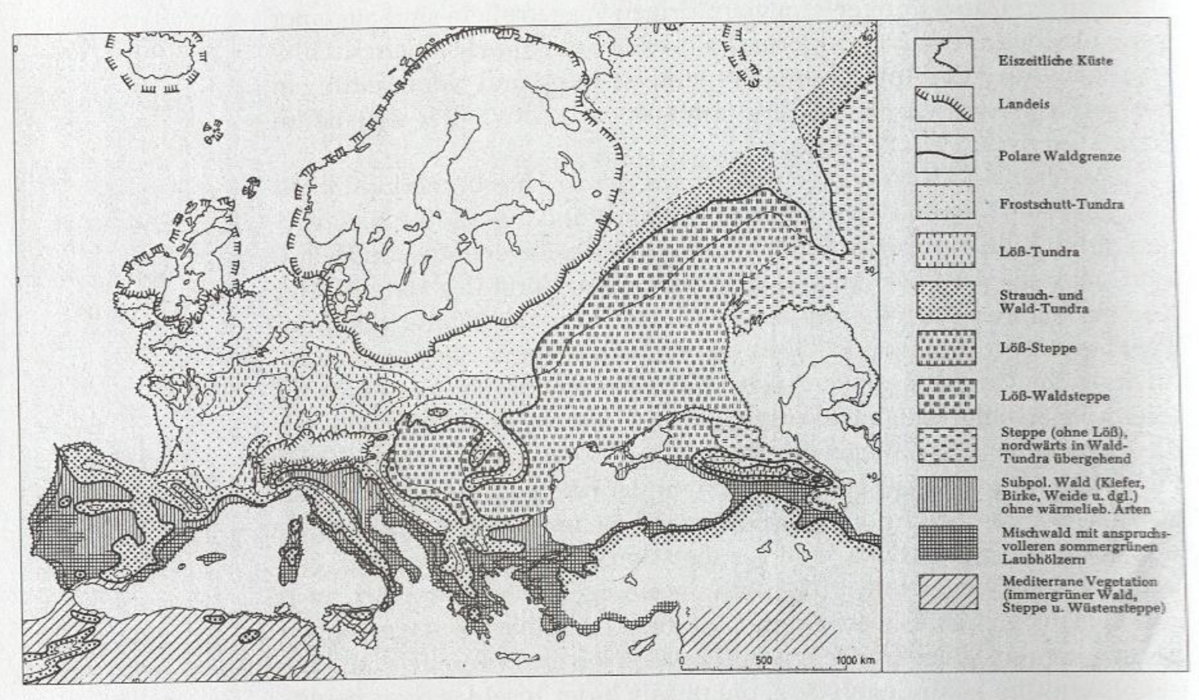


Abb. 5a: Die Klimazonen in der Würmeiszeit. Nach: M. Schwarzbach, *Das Klima der Vorzeit*, Stuttgart 1961.

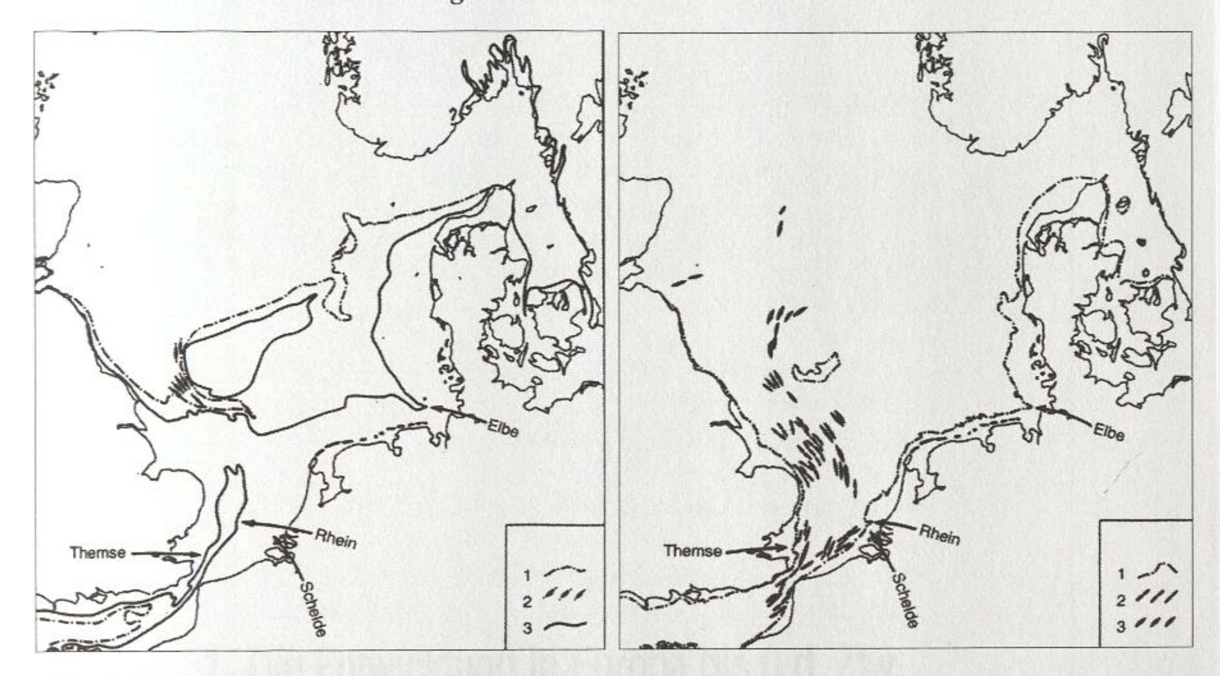


Abb. 5b: Die Küstenlinien 7000 und 5800 v. d. Ztw.

a) Küstenlinien der Nordsee 7000 v. d. Ztw., Meeresspiegel 50 m unter dem heutigen. 1. Küstenlinie 7000 v. d. Ztw.; 2. linerare Rücken 7000 v. d. Ztw.; 3. Küstenlinie 6500 v. d. Ztw., Meeresspiegel 36 m unter dem heutigen.

b) Küstenlinie der Nordsee 5800 v. d. Ztw., Meeresspiegel 20 m unter dem heutigen. 1. Küstenlinie 5800 v. d. Ztw.; 2. lineare Rücken 5800 v. d. Ztw.; 3. ältere lineare Rücken (nach: S. Jelgersma, 1979).

Hier sollen noch einige Bemerkungen zur Lage der Küsten im Nordseegebiet angeschlossen werden, da davon die besiedelten Gebiete abhängen. Bisher wurden die besiedelten Gebiete bis an die heutige Küstenlinie gezeichnet. Am Ende der letzten Vereisung lag die Küste im Norden der Dogger- und Jütlandbank (Abb. 5 b), aber der Meeresanstieg und die Transgression erfolgten relativ schnell. Die Doggerbank war bereits 6500 v. d. Ztw. eine Insel, und zu Beginn der Jungsteinzeit war auch die Straße von Calais schon ein Meeresarm. Die Küstenlinien lagen dicht westlich der friesischen Inseln. Helgoland war schon zu Beginn der Bronzezeit eine allerdings wesentlich größere Insel als heute.

Während der letzten Eiszeit sank der Meeresspiegel bis 130 m ab, so daß die Küstenlinie dann 350 km nördlich der Doggerbank lag. Auch das Mittelmeer lag trocken und wurde nach dem Abschluß bis zum Austrocknen mit einer Salzablagerung bedeckt.

1 Die Entwicklung in Europa bis 0 d. Ztw.

1.1 Mesolithikum

Die Funde von den im Aurignac um 40000 v. d. Ztw. Eingewanderten verteilen sich im eisfreien Gebiet zwischen den vereisten Gebirgen der Alpen, den Pyrenäen, den Karpaten und dem Eisrand, der bei seinem Höchststand von Jütland fast bis zum Harz und dem Fuß des Erzgebirges reichte. In wärmeren Zwischeneiszeiten entwickelte sich schon im Magdalenien (12000–11000 v. d. Ztw.) in Thüringen-Anhalt eine verhältnismäßig dichte Besiedlung. Die ethnische Verbindung zwischen diesen Ersteinwanderungen und den Mesolithikern, die nach Ende der Eiszeit in diesen ehemals periglazialen Räumen lebten, stellten mit den wenigen Skelettfunden anthropologische und genetische Ergebnisse (s. Kap 4.1) für die Abstammung der Mesolithiker und Neolithiker vom eingewanderten *Homo sapiens sapiens* her.

Vom Beginn des Mesolithikums um 8000 v. d. Ztw. herrschte bis 7000 v. d. Ztw. noch ein kälteres Klima des Präboreal (s. Tabelle Kap. 5.1) Das Eis hatte sich bis Mittelschweden zurückgezogen, aber der Meeresspiegel lag noch 50 m unter dem heutigen. Die Ostsee ebenso wie das Mittelmeer lagen trocken, auch der Kanal, so daß die unmittelbaren Vorfahren der englischen Mesolithiker noch trockenen Fußes nach England gelangen konnten. In der Nordsee lief die Küste nördlich der Doggerbank nach Jütland (Abb. 5a). In dem ehemals periglazialen Gebiet war ein lockerer Birken-Kiefernwald entstanden, mit einer Fauna von Großsäugern mit Urrindern. Dann herrschte von 7000 bis 5500 v. d. Ztw. das Boreal mit etwa heutigem Klima, danach folgte das wärmere Klima des Atlantikums.

Die Fauna ermöglichte den mesolithischen Jägern und Sammlern ein Dasein mit Wurfspeer und Bogen. Erhaltene Einbäume und Fischreusen weisen auf Fischfang. Die in Jagdresten gefundenen Knochen der Großsäuger und Auerochsen belegen einen halboffenen Wald. Bewohnt wurden Höhlen und Halbhöhlen (Abris) wie Freilagerplätze mit Feuerstätten.

Vom Beginn des Mesolithikums an fand eine allmähliche Entwicklung der Nutzung von pflanzlichen Nahrungsmitteln statt. In den als Behausungen genutzten Halbhöhlen (Abris) fand man Kornreste von Emmer und Einkorn, die mit Zunahme der Korngröße Zuchterfolge zeigten. Auch in den Pollenprofilen kamen deren Pollen vor. Diese Profile hatten Inhomogenitäten mit Spuren von Holzkohle menschlicher Herkunft. Sie stammten von Brandrodungen, in denen eine Buschvegetation mit Haselnuß wuchs, deren Schalenreste man an Siedlungsstätten fand. Dort fand man auch Anfänge von Werkzeug für Kleinanbau aus Geweihstücken vom Hirsch. Mit der Abnahme des Verzehrs von Proteinen aus Jagdbeute und Zunahme des Verzehrs von Stärke und Kohlehydraten aus Pflanzen stieg der Befall mit Karies (Zvelebil, M., 1994).

Die Gebisse der mitteldeutschen Mesolithiker wie von Bad Dürrenberg, ebenso das stark abgenutzte Gebiß der 50jährigen Frau von Unseberg, wiesen keine Karies auf. Damit lebten diese als Jäger von Großwild in Offengebieten (J. Grünberg, 2004) (siehe auch Kap. 4.1.5.1 und 4.1.5.2).

Von menschlichen Funden ist bei Bad Dürrenberg eine Bestattung mit reichen Beigaben bemerkenswert. Die junge Frau wurde in sitzender Hocke begraben, ein fast 12jähriges Mädchen zwischen den Knien. Ihr Längen-Breiten-Index I_1=77,4 fällt noch in die Verteilung der vorindogermanischen Mesolithiker (siehe Abb. 165, Nr. 1). Sie hatte mit einem Alter von 6400 v.

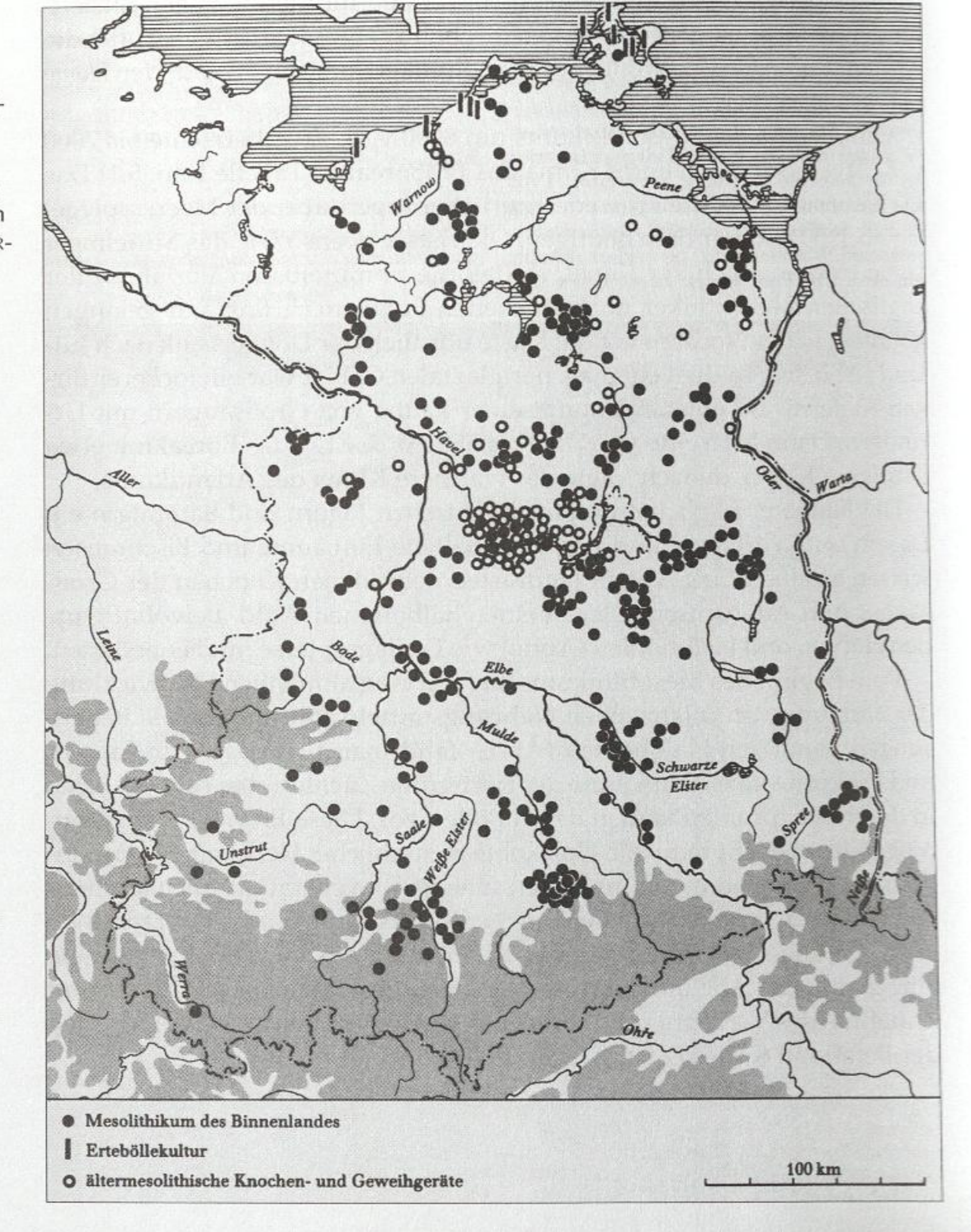


Abb. 6: Die mesolithischen Funde sowie Funde der Ertebölle-Kultur im Gebiet der früheren DDR. Nach: J. Herrmann, *Archäologie in der DDR*, 2000, Bd. 1.

d. Ztw. (^{14}C kal.) die außergewöhnliche Beigabe einer geschliffenen Flachhacke, wie sie erst in der Jungsteinzeit entwickelt wurde. Ihr Schädel konnte fleischlich rekonstruiert werden (siehe farbiges Bild und Abb. 2), ermöglicht Vorstellungen vom Aussehen der Vorfahren der Bandkeramiker und läßt keine Verwandtschaft zum Neandertaler erkennen (siehe auch Kap. 4.1.5.1), wohl aber zu heutigen Deutschen.

Die Mesolithiker besiedelten das Gebiet der früheren DDR etwa grob gleichmäßig, nur im Havelgebiet entwickelte sich eine dichtere Besiedlung (Abb. 6).

Das Gebiet dieser Funde überdeckt ein Gebiet mit Niederschlägen unter 600 mm/Jahr heute. Das Gebiet mit Niederschlägen unter 500 mm/Jahr deckt sich etwa mit den Offengebieten der Abb. 9.

Im ausgehenden Mesolithikum herrschte im Atlantikum ein wärmeres und feuchteres Klima als heute. Westlich von Ostsee-Harz-Alpen wuchs ein wildarmer Laubwald aus vorwiegend Linden mit geschlossenem Kronendach und spärlichem Unterholz. Offene Gebiete, wie in der Wetterau, waren selten. Für die mesolithischen Jäger und Sammler gab es kaum Lebensmöglichkeiten. Östlich dieser Grenzregion und besonders im Regenschatten von Harz und Thüringer Wald wuchsen mit Kiefern durchsetzte Laubwälder mit halboffenen und offenen Gebieten, in denen es Großsäuger und Großraubtiere gab, also insgesamt mit guten Lebensmöglichkeiten für die Mesolithiker.

1.2. Neolithikum

Die nach 5800 v. d. Ztw. entstandenen Bandkeramiker waren im Westen noch von mesolithischen Jägern und Sammlern umgeben. Um 5000 v. d. Ztw. wurden von diesen Gräbern in Westfrankreich und besonders in der Bretagne Gräber mit Steinen eingefaßt, dann Steinkistengräber erbaut, diese mit Grabhügeln überwölbt und die Hügel mit Steinen eingefaßt, in größere Hügel schließlich steinerne Grabkammern zum Teil mit mehreren Kammern angelegt. Schließlich wurden die Großsteingräber mit Trag- und Decksteinen errichtet und überhügelt. Die älteren entstanden ab 5000 v. d. Ztw. in der Bretagne, ab 4000 viele in England bei den Neolithikern, in Irland und im Nordwesten der Iberischen Halbinsel, ab 4000 auch in Jütland, nach 3500 bis 3000 (W. Korn, 2005) bei den Trichterbecherleuten und ihren Nachkommen. Es gab in Norddeutschland, auf den dänischen Inseln, in der Bretagne und in Irland Gebiete von tausend Quadratkilometern mit mehr als 100 Megalithgräbern und einzelne, in denen bis 1000 Jahre lang bestattet wurde.

Der Übergang vom Mesolithikum zum Neolithikum, die sogenannte ›neolithische Revolution‹, vollzog sich nicht mit dem und durch das Eintref-

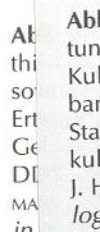




Abb. 7: Die Verbreitungsgebiete der Kultur der Linienbandkeramik und der Starčevo- und Körös-kultur. Nach: Nach: J. HERRMANN, *Archäologie in der DDR*, 2000, Bd. 1, S. 66.

fen von Getreide aus Vorderasien. So, wie den Mesolithikern als Getreide Emmer und Einkorn bekannt war, so bauten die älteren Bandkeramiker auch nur Emmer und Einkorn an (A. KREUZ, 2006). Es wird immer wieder behauptet (z. B. J. LÜNING, 2000, oder J. JANKUHN, 1969), daß ein Bevölkerungszuzug aus Vorderasien von da die dort angebauten Getreidesorten Weizen, Gerste, Roggen und das Großrind sowie Zuchtvieh mitgebracht hätte. Die plötzliche Entfaltung der Bauernkultur mit ortsfesten Feldern und ortsfesten Siedlungen ist also nicht durch ›Entwicklungshelfer‹ aus Vorderasien geschehen, sondern vollzog sich ortskonstant sowie ethnokonstant und ab 5800 v. d. Ztw. – also weit eher, als dies nach den hypothetischen Ausbreitungsmodellen, die erst nach 5300 v. d. Ztw. Mitteleuropa erreicht hätten, geschehen sein sollte (J. LÜNING, 2000). Schon in den ältesten Siedlungen der Bandkeramiker, in Eilsleben und Eitzum, gab es gezähmte Großrinder (C. KIND, 1998).

Dieser Zuzug hätte über das Wohngebiet der Träger der Starčevokultur (6000–5000 v. d. Ztw.) (Abb. 7) auf dem Balkan gehen müssen, die jedoch anthropologisch paläolithische Merkmale (P. BOEV, 1973) besaßen und kulturell noch Spätmesolithiker waren, aus denen man die Bandkeramiker nicht ableiten kann.

In den vorderasiatischen Gebirgen hatten sich in Genzentren die Wildformen von Weizen, Gerste und Roggen herausgebildet, die dort ab 8000

v. d. Ztw. ausgelesen und angebaut wurden. Erst im Mittelneolithikum erreichten von dort her diese Getreidesorten das Karpatenbecken und wurden nach Norden gehandelt und vom Mittelneolithikum an in Mitteleuropa angebaut.

Mit dem Beginn der Jungsteinzeit erfolgte aus den nicht ortsfesten Jäger- und Sammlerkulturen, in denen schon Anfänge des Bauerntums erkennbar waren (Funde von Emmer und Einkorn), der wahrscheinlich größte Kulturumbruch bis weit nach 0. d. Ztw. Die Entwicklung des Ackerbaus mit ortsfesten Feldern und deren Bewirtschaftung durch Haken, die primitiven Vorformen von Pflügen, die Errichtung von ortsfesten Siedlungen, die Domestikation von heimischem Urrind und Wildschwein, die Erfindung der gewaltigen Langhäuser mit der Entwicklung der Zimmermannstechnik, die neben dem Wohnen der Stallhaltung und Mistgewinn dienten, die vorhergehende Entdeckung der Düngewirkung des Mistes – die Felder hatten keinen Stickstoffmangel –, die Erfindung des Blockbaues für große Brunnen aus Spaltbohlen wurden ohne ethnische Einwanderungen (ohne ›Entwicklungshelfer‹ aus dem Orient, dort gab es keine Bäume), also bei ethnischer Konstanz, von den Mesolithikern aus Mitteleuropa vollzogen. Diese Neuerungen begegnen uns bereits in den ältesten Siedlungen der Neolithiker ohne vorherige Zwischenformen. Diese Entwicklung mußte sich in wenigen Jahrzehnten abgespielt haben und war nicht klimatisch bedingt.

Wo in der folgenden Kausalkette: Domestikation des heimischen Urrindes, Entdeckung der Düngewirkung von Mist, Sammlung von Mist, Stallhaltung des Großviehs, Bau der Langhäuser die erste Neuerung stattfand, ist bisher ungewiß.

Auch beim Vergleich der Silextechniken über den Übergang vom Mesolithikum zum Neolithikum ergab sich eine stetige Entwicklung und kein Hinweis auf eine Einwanderung der Neolithiker.

Der Anlaß zu dieser plötzlichen Entfaltung schöpferischer Tätigkeiten, die mit Siedlungsverdichtungen und entsprechender Bevölkerungsvermehrung auf das Zwanzigfache verbunden war, ist unbekannt. Auf geistige Umbrüche deutet die Änderung der Bestattungssitten aus der Körperbestattung in gestreckter Lage in die Hocke mit Seitenlage hin, die dann in verschiedenen Variationen bis in die Bronzezeit beibehalten wird.

Die Bandkeramiker (Bandkeramik 5800–4900, Stichbandkeramik 4900–4500 v. d. Ztw.) entstanden mit ethnischer Konstanz aus den Mesolithikern im Gebiet ihrer Häufung in Mitteldeutschland zwischen Erzgebirge, Thüringern Wald, Harz und Elbe und breiteten sich von da sehr schnell aus. Dort sind 2500 Fundstellen für sie bekannt. Man schätzt die Bewohnerzahl auf 10000 bis 25000 mit 500 bis 700 gleichzeitigen Siedlungen. Daneben gibt es noch weitere Häufungen in Westdeutschland und in Böh-

men und Mähren. Nach Südosten dünnen sich die Funde aus, die letzten liegen am oberen Dnjestr. Auch deshalb trifft die Behauptung der Zuwanderung der Bandkeramiker aus dem Osten nicht zu. Sie sind ein Glied der ethnischen Entwicklung der Indogermanen in Mitteleuropa (Abb. 8).

Die ältere Bandkeramik reicht von Pannonien und der Donau bis an den Rhein. Die jüngere Ausbreitung erreicht um 4000 v. d. Ztw. die Donaumündung, den Dnjestr und das Pariser Becken.

Der Vergleich der Verbreitung der Vegetationszonen und Offengebiete mit der Verbreitung der ältesten bandkeramischen Siedlungen (Abb. 9, 10 u. 11) zeigt, daß sich die ältesten Bandkeramiker an den Rändern der Offengebiete bis in etwa 30 Kilometer Tiefe ausbreiteten (J. Lüning, 1988).

Bisher fanden sich keine Hinweise dafür, daß die Mesolithiker von den Bandkeramikern abgedrängt wurden. Auch eine Übergangskultur ließ sich nicht finden. Nur in einem mesolithischen Grab bei Bad Dürrenberg fand man eine neolithische Flachhacke (V. Geupel, 1980). Da die Bandkeramiker nur in den Löß- und Schwarzerdegebieten Thüringens und Anhalts siedelten und nördlich davon dann keine Mesolithiker mehr nachweisbar sind (Abb. 11), muß auf deren Zuzug in das Gebiet der Bandkeramiker geschlossen werden und auf die ethnokonstante Entwicklung der Bandkeramiker aus ihnen (Abb. 165, Nr. 1 und 2). Auch im Rheinland und in Süddeutschland fanden sich keine Übergangsformen.

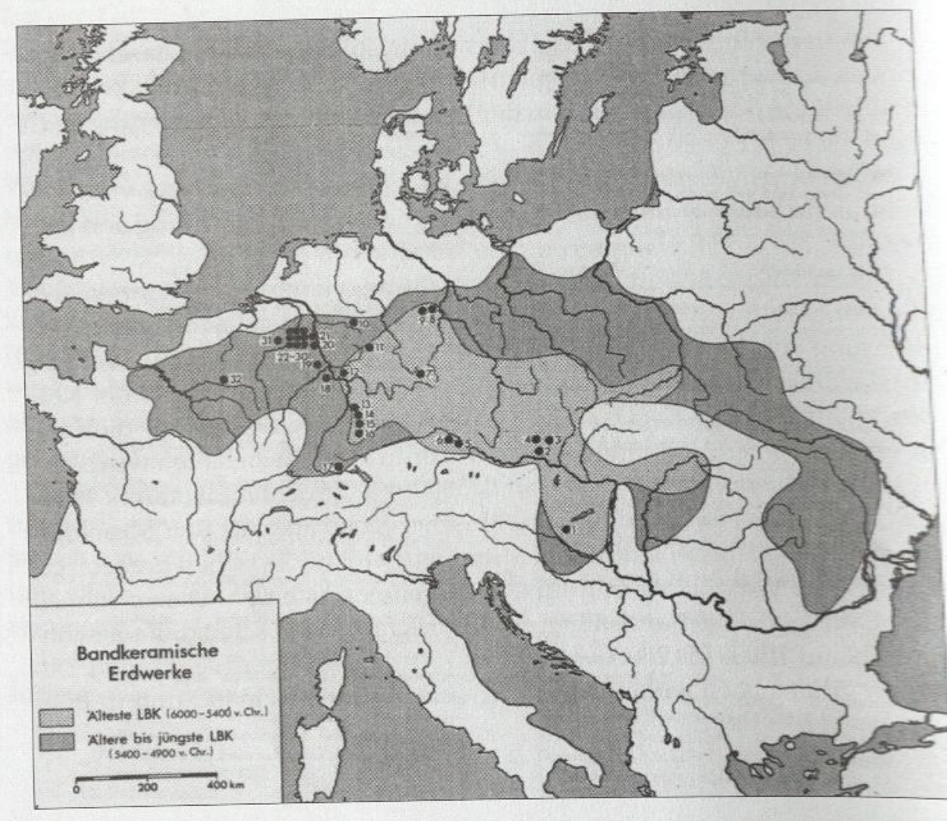


Abb. 8: Die Verbreitung der Linienbandkeramik; ältere und mittlere Bandkeramik: Striche; jüngste Bandkeramik: Punkte. Nach: J. Lüning, *Archäolog. Korrespondenzbl.* 18, 1988, S. 155.

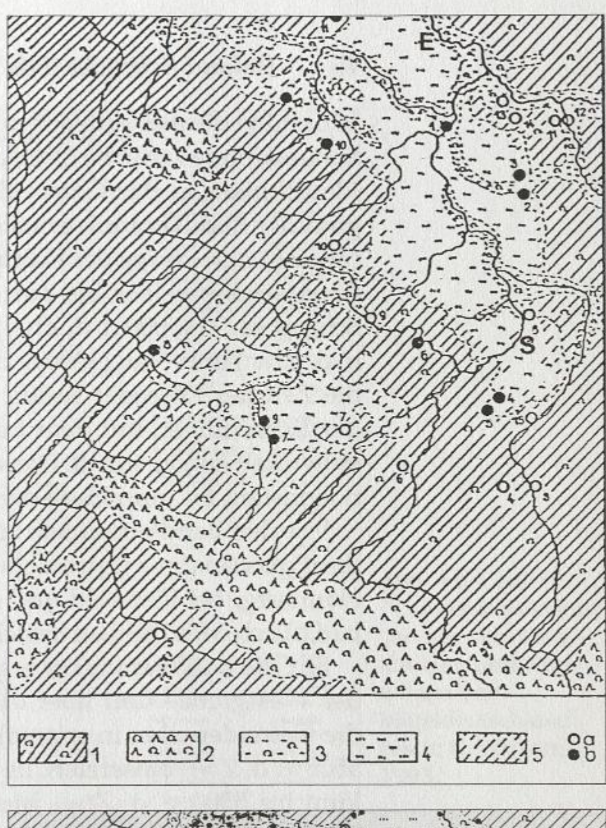


Abb. 9: Die Vegetationen in Mitteldeutschland. 1 thermophiler Eichenmischwald; 2 Bergmischwald; 3 Au- und Sumpfwälder; 4 Offenlandschaften, Wiesensteppen; 5. Übergangszone waldoffene Landschaft. Funde: a Spätmesolithikum; b älteste Bandkeramik; E Elbe; S Saale. Nach: V. Geupel, 1980.

Die im Museum für Vorgeschichte in Halle fleischlich rekonstruierte Mesolithikerin von Bad Dürrenberg (6300 v. d. Ztw.) entspricht völlig den anthropologisch zurückverfolgten Indogermanen ganz im Gegensatz zu dem dort ebenso rekonstruierten Präneandertaler und dem von Bilzingsleben von 370000 v. d. Ztw. (Abb. 2)

Auch die Zeitbestimmungen schließen sich diesem Ergebnis an (Abb. 12). Die ältesten Daten für die Bandkeramik bei Eilsleben (P. Welcher 1993), bei Eitzum nahe Elze/Leine (Ch. Willms, 1982) und bei Züschen bei Leipzig (J. Lüning, 1992) liegen um 5800 v. d. Ztw. Das Mesolithikum endet um diese Zeit (P. Wechler, 1993). Nur in Schöpsdorf bei Hoyerswerda in Sachsen ist um 5300 v. d. Ztw. noch ein mesolithischer Fundplatz nachgewiesen worden. Und nur die mesolithische Ertebøllekultur von 4900 bis 3900 v. d. Ztw. ist eine echte Übergangskultur mit Funden von Getreide, einem Spaten und Rind und Schwein als Haustieren (H. Schwabedissen, 1980). Deren Vertreter gingen in der Trichterbecherkultur auf.

Im gesamten Gebiet der ehemaligen DDR, in dem die mesolithischen Funde etwa gleichmäßig verstreut waren (Abb. 6), aber die Mittelgebirge und die Wälder mit dichten Kronendächern aussparten (J. Herrmann, 1989, Abb. S. 57), also auch über das Wohngebiet der ältesten Bandkeramiker in der Südhälfte der ehemaligen DDR (Abb.

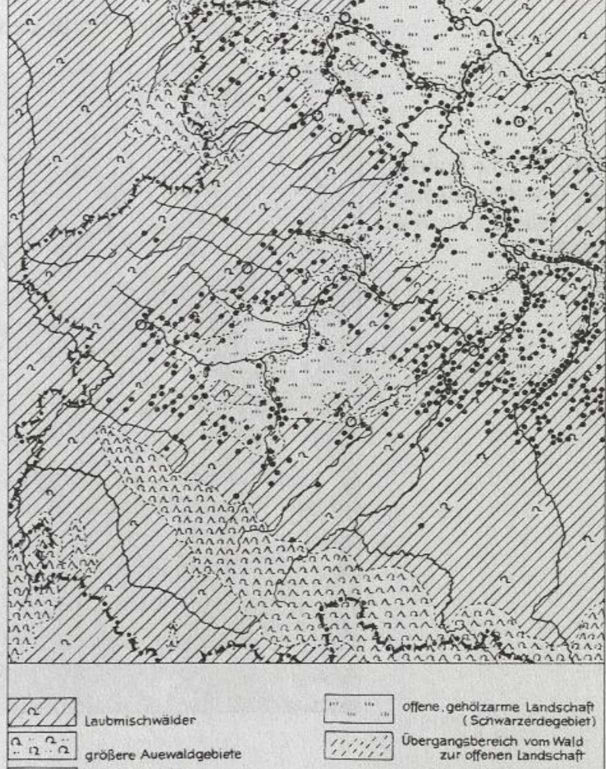


Abb.10: Die Verbreitung der ältesten Siedlungen der Linienbandkeramik. Nach: J. Herrmann, *Archäologie in der DDR*, 2000, Bd. 1, S. 68.

10), enden die mesolithischen Funde mit dem Beginn der Funde der Bandkeramik ohne zeitliche Überlappung. Das ist nur erklärbar, bei Zuzug der Mesolithiker in das Gebiet der Bandkeramiker bei dem plötzlichen Beginn der Bandkeramik um 5800 v. d. Ztw. und ihrer sofortigen Akkulturation (Angleichung der Kultur). Die Nordhälfte der ehemaligen DDR blieb dann siedlungsleer bis auf die Funde von Mesolithikern von Berlin-Schmöckwitz (5000 n. d. Ztw.), Steinhagen (4600 n. d. Ztw.), Kolberg (3900 n. d. Ztw.) und Plau (3200 n. d. Ztw.) (J. GRÜNBERG, 2000, unkal.) und bis in die Zeit der Rössener Kultur (J. HERRMANN, 1989). Das ist der Zeitpunkt der Erfindungen mit dem kulturellen Fortschritt, der uns plötzlich voll entwickelt entgegentritt. Dieses Gebiet in Mitteldeutschland war dann ethnokonstant bis zum Ende der Aunjetitzer und ein Innovationszentrum.

Vor den Bandkeramikern und außerhalb ihrer Wohngebiete ermittelte die Pollenanalyse Getreidepollen bei Tostedt 35 Kilometer südlich von Hamburg, bei Detmold und im Nordvoralpengebiet, was für einen Anbau durch Mesolithiker spricht.

Für die Bandkeramiker ergab die Pollenanalyse, daß in allen Fällen an der Westgrenze und über die Südgrenze hinaus (Auerberg bei Füssen) die Getreidepollen in erstmalig gerodetem Wald und fast einheitlich um 5500 v. d. Ztw. einsetzten. In Baden-Württemberg dauerte das Mesolithikum bis 5500 v. d. Ztw., hier mit einer Bevölkerungsverdichtung nach 6300 v. d. Ztw. Vor Ende des Mesolithikums herrschte auch hier der Ei-

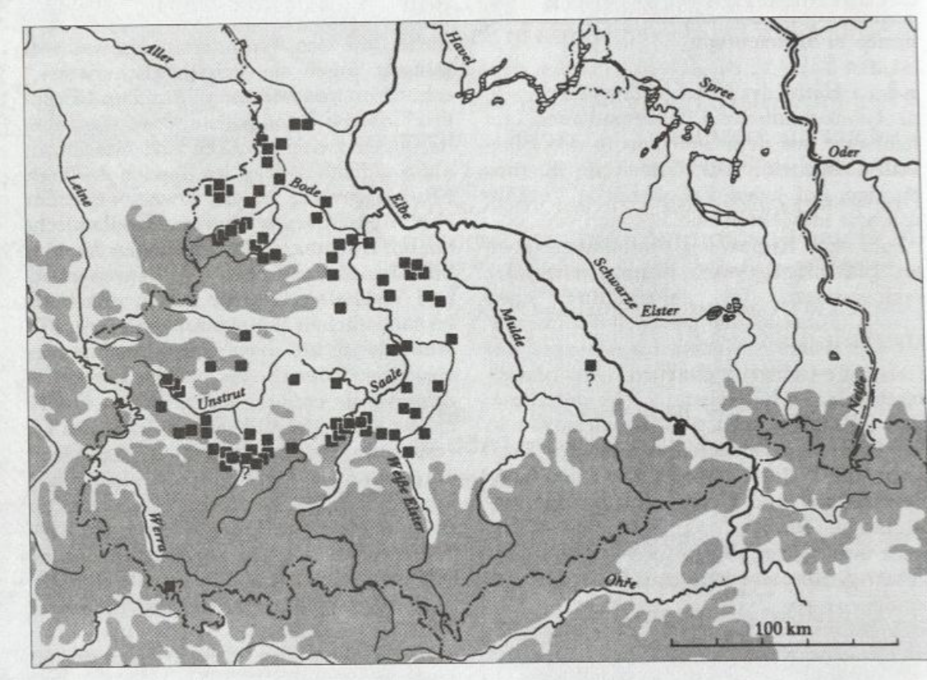


Abb. 11: Die Funde der Linienbandkeramik. Nach: J. LÜNING, 1988.

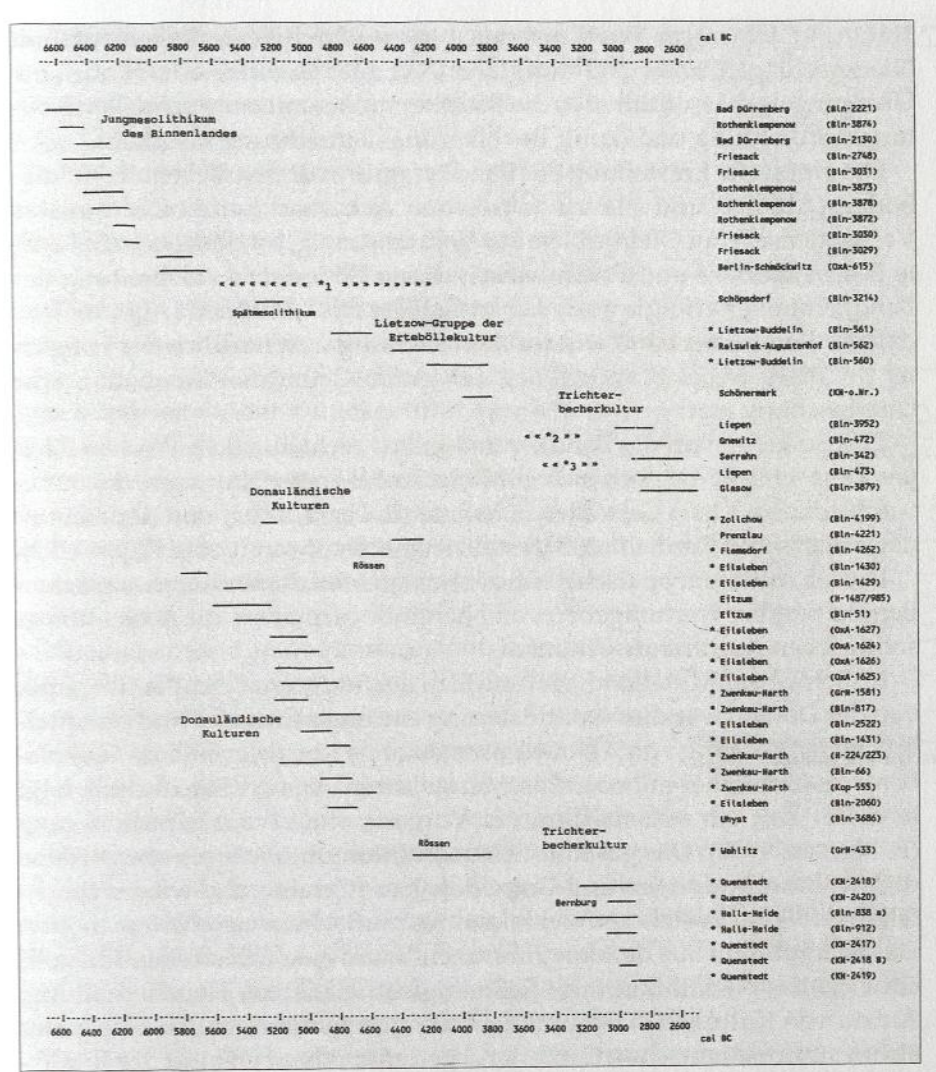


Abb. 12: Geeichte ^{14}C-Altersbestimmungen aus dem Mesolithikum und Neolithikum von Mitteldeutschland. Nach: K. WECHLER, 1993.

chen-Lindenwald (C. KIND, 1988), ebenso im Mesolithikum nördlich des Bodensees. Auch in Niederösterreich beginnen die ältesten Funde der Bandkeramik um 5500 v. d. Ztw. (D. GRONENBORN, 1999). Diese Ergebnisse im Westen und Süden können nur so erklärt werden, daß die Zuwanderung der Bandkeramiker aus einem Kerngebiet des Altsiedellandes weiter östlich kam, denn in den Rodungsgebieten gab es keine Offenlandschaften, die Lebensbereiche der Jäger und Sammler waren. Auch ein Fortleben der Vorbevölkerung nach Erscheinen der Bandkeramiker wie in England nach Erscheinen der Neolithiker wurde nicht nachgewiesen (T. TERBERGEN, 2003). Offenlandschaften gab es nur im Regenschatten von

Harz und Thüringer Wald auf den Löß- und Schwarzerdegebieten mit Niederschlägen unter 500 mm/Jahr. Nur hier war der ethnokonstante Übergang der Mesolithiker in die Bandkeramiker mit einer schnellen Siedlungsverdichtung und damit Bevölkerungsvermehrung möglich.

Die plötzliche Entstehung der Bandkeramik in diesen Gebieten mit Lößböden (Abb. 10 und 11) mit ortsfestem Ackerbau hatte nicht nur das Vorhandensein der Offengebiete zur Voraussetzung, sondern auch die leichte Bearbeitbarkeit und Fruchtbarkeit dieser Böden. Die Ausbreitung der Bandkeramiker erfolgte auch nur in Gebiete mit Lößböden (Abb. 166), so daß der Fund einer bandkeramischen Siedlung weit nördlich der Lößgürtel bei Bredow bei Brandenburg auf guten Grundmoränenböden eine Überraschung war.

Ebenso kann man die Bandkeramikkultur nicht aus dem Westen ableiten. Dort schließt die noch mesolithische La-Hoguette-Kultur an, die nur in bescheidenem Maße Getreidebau kannte (B. Heide, 2003) und der nichtindogermanischen Cardialkultur in Südfrankreich verwandt ist (s. Kap. 4.1.5.2).

Dieses mitteleuropäische Innovationsgebiet der indogermanischen Bandkeramiker war umgeben von Nichtindogermanen, die noch auf mesolithischen Kulturstufen standen.

Im Schweizer Mittelland, weit südlich der Südgrenze der Bandkeramik von der Donau, war die Neolithisierung ein langdauernder und oft unterbrochener Vorgang von Akkulturationen ohne Koexistenz (Zusammenleben) mesolithischer mit neolithischen Kulturen. Aus der Silextechnik folgt in dieser Zeit ein selbstbestimmter Vorgang ohne Fremdeinwanderung (E. Nielsen, 1997). Das gesamte Spätmesolithikum reicht bis etwa 4700 v. d. Ztw. Brandrodungen und Getreideanbau (Ceralia) und wieder Brachfallen erfolgten örtlich und in kleinen Anbauflächen nach 7000 v. d. Ztw. Das Saatgut muß aus dem mediterranen Raum gekommen sein. Ein vollentwickeltes Neolithikum mit Seßhaftigkeit, Hausbau, Haustierhaltung, Anbau von Kulturpflanzen und neolithischer Keramik wurde erst später als im südwestdeutschen Gebiet und getrennt davon erst mit der Ergolzwiler Kultur (4400–4250 v. d. Ztw.) erreicht (Ch. Erny-Rodman u. a., 1997).

Die ^{14}C-Messungen aus England (E. Williams, 1989) (Abb. 13) ergaben Unterschiede zu den mitteleuropäischen. Der Übergang vom Mesolithikum erfolgte in England von 6200 bis 5900 v. d. Ztw., fast 300 Jahre früher als in Mitteleuropa und mit einer Überlagerung von 300 Jahren. In Irland betrug die Überlagerung 800 Jahre. Damit sind die englischen Neolithiker ethnokonstant aus den englischen Mesolithikern entstanden, also nicht vom Kontinent eingewandert, wie in der englischen Literatur zu lesen ist. Sie müssen sich aus Mesolithikern entwickelt haben, die vor 8000 v. d. Ztw., vor Ende der Landverbindung nach England, nach dorthin kamen. Die englischen und kontinentalen Mesolithiker haben sich getrennt entwickelt, am Ende des Paläolithikums gingen sie auseinander hervor. Unterschiede dieser Entwicklung sind noch in Unterschieden der Neolithiker und in ihren Kulturen festzustellen.

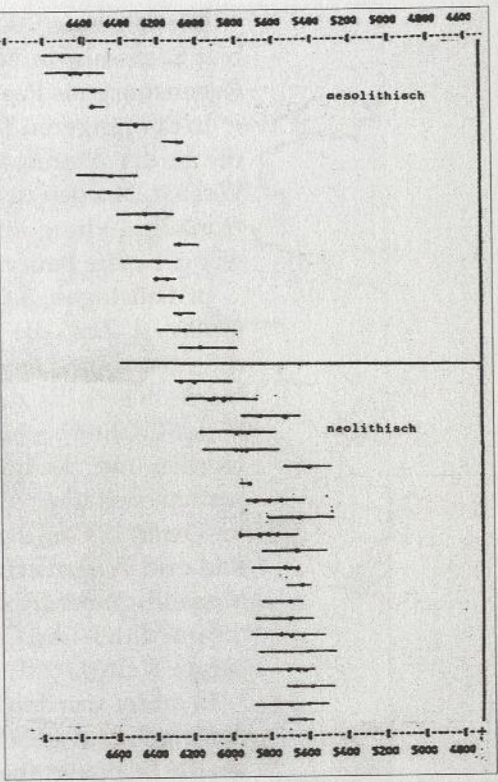


Abb. 13: Geeichte ^{14}C-Altersbestimmungen aus dem Mesolithikum und Neolithikum von England. Nach: E. Williams, 1989.

Während die Neolithisierung nach den hypothetischen Ausbreitungskurven (J. Lüning, 1988) Mitteleuropa um 4000 v. d. Ztw. und England um 3500 v. d. Ztw. erreicht haben soll, hat diese tatsächlich in Mitteleuropa 1800 Jahre und in England 2300 Jahre früher eingesetzt. Die Neolithisierungen können also nicht auf Ausbreitungen und Einwanderungen aus dem Vorderen Orient zurückgeführt werden, sondern müssen selbständig entstanden sein.

Da sich aber fast keine Unterschiede in den anthropologischen Verteilungskurven zwischen England und Mitteleuropa fanden, geht die ethnische Gleichheit fast bis auf den Beginn des Mesolithikums zurück.

Wohl aber fand man Hinweise auf Wanderungen innerhalb der Bandkeramiker. Mit der Isotopenanalyse ^{87}Sr/^{86}Sr aus Zahnschmelz und Knochen können Wanderungen nachgewiesen werden. Während dieses Verhältnis im Zahnschmelz von Jugend an sich nicht mehr verändert, wird es in den Knochen den äußeren Verhältnissen im Laufe des Lebens angepaßt und hängt von den anstehenden Gesteinen der Lebensumgebung ab. So ergab sich, daß in den in Ablagerungen des Rheintalgrabens liegenden bandkeramischen Friedhöfen von Flomborn (5300–5200 v. d. Ztw.) 7 von 11 und von Schwetzingen (5100–5000 v. d. Ztw.) 7 von 21 Individuen aus Gebieten mit Granit und kristallinem Schiefer zugewandert waren (D. Price u.a., 2001).

Gegen Ende der Bandkeramik häufen sich Anzeichen nicht friedlicher Aktionen, ja von ethnischen Katastrophen größeren Ausmaßes. Um die Siedlungen wurden zum Teil mehrfache Spitzgräben, die möglicherweise palisadenbesetzt waren, gebaut. Bei Heilbronn fand man die Einwohner einer Siedlung erschlagen vor. Bei Herxheim/Pfalz ereignete sich etwas Weitreichendes und bisher Rätselhaftes. In Längsgruben in zwei Ringen um eine Siedlung, die 350 Jahre lang bewohnt war, wurden zuletzt zerschlagene Kulturreste mit Keramik aus acht Keramikregionalstilen bis Nordhessen und bis zum sächsischen Elbtal, zerschlagene Menschenknochen und abgetrennte Schädelkalotten von hochgerechnet bis 1200 Personen gefunden, die aus der weiteren Umgebung stammen mußten (A. Zeeb-Lanz u. F. Haack, 2006).

Die folgende Stichbandkeramik hatte nur eine Verbreitung im Elbgebiet Sachsens, in Nord- und Süd-Böhmen und südlich der Donau von Regensburg bis Passau.

In der jüngeren Bandkeramik erweiterte sich das Siedlungsgebiet über die in der älteren Bandkeramik besiedelten Lößböden (Abb. 166) nach Westen, Norden und Südosten, bis um 4000 v. d. Ztw. die Seine und die Donaumündung erreicht wurden (A. Häusler, 1998). Die Bandkeramik war die erste Bauernkultur in Frankreich (B. Bender u. a., 1972).

In Thüringen, Sachsen-Anhalt und Nordböhmen folgten von 4900 bis 4500 v. d. Ztw. die Stichbandkeramik, in der gleichen Zeit in Österreich die verwandte Lengyelkultur und im Westen bis 4300 v. d. Ztw. von der Nordschweiz bis zum Niederrhein und bis zur Elbe die Rössener Kultur. In der Trichterbecherkultur (4300–2700 v. d. Ztw.) wurden vor allem nach Norden über die Lößgebiete hinaus (Abb. 14) Glazialböden besiedelt. Sie breitete sich über die noch mesolithische Ertebölle-Ellerbeck-Kultur und im Osten bis an die Weichsel aus. In der Trichterbecherkultur wurden Rad und Wagen erfunden. Es wurden die aus dem Westen gekommenen Megalithgräber (Abb. 168) zum Teil in großer Dichte gebaut. Verwandt ist die im Mittel- und Oberrheingebiet bis zum Bodensee verbreitete Michelsberger Kultur.

In dieser wurden zum Schutze von Siedlungen große Erdwerke in Niederungen und auf Höhenspornen errichtet. In Urmitz bei Andernach hatten die Doppelgräben mit Palisandenringen am Rhein im Halbkreis einen Durchmesser von 1,2 Kilometer mit Toren und Bastionen.

Zwischen die Trichterbecherkultur und die nächstfolgende weitere Verbreitung, die Schnurkeramik, vermitteln einige Kulturen mit nur geringer Verbreitung: in Mitteldeutschland die Baalberger Kultur (4300–2700) und die Walternienburg-Bernburger Kultur (3200–2800), in Norddeutschland Reste der Trichterbecherkultur, von der Elbe und Thüringen nach Osten bis nach Polen die Kugelamphorenkultur (3100–2700). In Süddeutschland seien die lokalen Gruppen der Altheimer Kultur (3900–3500), die Chamer Kultur (3500–2700) und der Pfyner Kultur (3900–3500) genannt, am Bodensee bis zum Genfer See die Horgener Kultur (3500–2800), welche die nichtindogermanische Cortaillodkultur überlagert hatte.

Die Schnurkeramik (2800–2400) (Abb. 15), die ihre kulturellen Wurzeln in diesen kleinen mitteldeutschen Kulturen hatte, war vom Niederrhein bis zu den Schweizer Seen, bis südlich der Donau, bis östlich der Weichsel und über Dänemark bis nach Südskandinavien verbreitet. Besonders große Funddichten und damit Besiedlungsdichten wies Mitteldeutschland auf (Abb. 172). Mit der Haffküstenkultur und Bootaxtkultur reichte sie im Baltikum bis an den Finnischen Meerbusen. Das sind Gebiete, in denen dann die Völker mit baltischen Sprachen, die Prußen, Litauer und Letten,

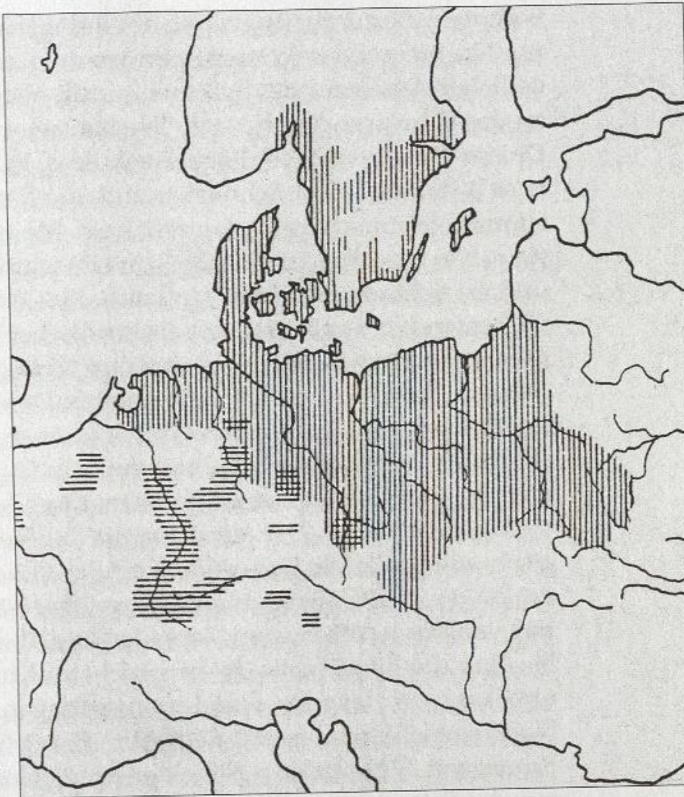


Abb.14: Die Verbreitung der Trichterbecherkultur (senkrechte Striche) und der Michelsberger Kultur (waagerechte Striche).

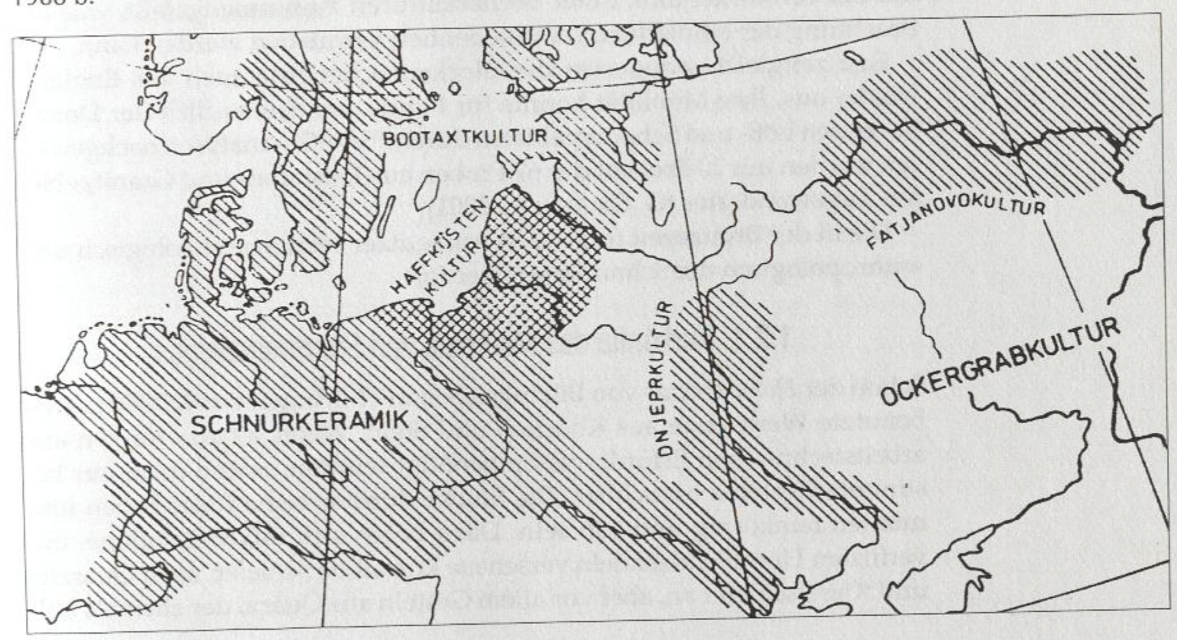


Abb. 15: Die Verbreitung der Kultur der Schnurkeramik. Nach: Lothar Kilian, *Vom Ursprung der Indogermanen*, Bonn 1988 b.

wohnten, die zur Satemgruppe der Indogermanen gerechnet werden, aber nur Nachfolger der Schnurkeramiker der Centumgruppe sein können. Ein östlicher Ausläufer der Schnurkeramik reichte im Gebiet der Dnjestr bis an das Schwarze Meer. Nach Osten ausgewandert waren die Träger der Dnjepr-Donez- und der Fatjanovokultur. In Norddeutschland entwickelte sich innerhalb der Schnurkeramik die Einzelgrabkultur, die durch bestimmte Streitaxtformen kenntlich ist. Sie ist in Jütland, Schleswig-Holstein, Niedersachsen bis zur Ems und im westlichen Mecklenburg verbreitet und erreichte zum Schluß Holland, die Oder und die dänischen Inseln. Sie bestand in der Bronzezeit als nordischer Kreis weiter. Aus dieser entfaltete sich nach der Bronzezeit dann die Jastorfkultur.

Nach Osten schloß sich vom unteren Dnjepr bis zur Wolga das Gebiet der Ockergrabkultur an. Ihre Träger können sowohl aus archäologischen (L. Kilian, 1988 a) als auch aus anthropologischen Gründen (Abb. 165) nicht zu den Indogermanen gerechnet werden.

Gegen 2400 v. d. Ztw. erreichte die außereuropäische und anthropologisch völlig fremde Einwanderung der Glockenbecherkultur, die schon um 3000 v. d. Ztw. in Spanien nachweisbar ist, das Gebiet der Schnurkeramik von Westen. Sie waren Nomaden und überlagerten die Schnurkeramik bis über die Elbe hinaus. Es kam nicht zu Kulturmischungen. Aus bisher unbekannten Gründen wanderten sie gegen 1700 v. d. Ztw. wieder aus Norddeutschland aus mit Resten im Bereich der Urnenfelderkultur der Bronzezeit. Sie werden infolge der Ähnlichkeit ihrer Becher fälschlich oft mit der Schnurkeramik unter Becherkulturen zusammengefaßt, was bei Beachtung der ethnischen Verschiedenheit vermieden werden kann.

Fast zeitgleich wanderten die Glockenbecherleute auch aus England wieder aus. Ihre Mobilität konnte für Funde aus den südlich der Donau liegenden Löß- und Schottergebieten durch $^{87}Sr/^{86}Sr$-Analysen nachgewiesen werden mit 20 Prozent der 67 Proben aus Kristallin- und Granitgebieten Zugewanderter (G. Grupe u.a., 2001).

Die in der Bronzezeit folgenden Aunjetitzer setzten archäologisch und anthropologisch die Schnurkeramiker fort.

1.2.1. Herkünfte des Materials von Steinwerkzeugen

Schon der *Homo erectus* von Bilzingsleben in Thüringen vor 370 000 Jahren benutzte Werkzeuge aus Knochen und Stein. Wenn scharfe Kanten aus arbeitstechnischen Erfordernissen benötigt wurden, waren dazu nur bestimmte Gesteine brauchbar. Die Stücke durften keine Risse haben und mußten feinkörnig und zäh sein. Dazu boten sich mikrokristalline, mit verfilzten Hornblendenadeln versehene kristalline Schiefer, auch Quarzite und Kieselschiefer an, aber vor allem Gestein aus Quarz, der ehemals kolloidal abgeschieden und nach der H_2O-Abgabe submikroskopisch unregelmäßig vernetzte Gefüge besitzt, wie Hornstein in Kalken, Jaspis und Feuersteinknollen, die muscheligen Bruch besitzen. Die Verbreitung der aus ihnen hergestellten Werkzeuge belegt einen teilweise weitreichenden Handel der Rohstoffe und Fertigprodukte.

So wurde schon bei den Bandkeramikern der rote Radiolarit vom Plattensee bis nach Süddeutschland gehandelt und sollte als Nachweis der Herkunft der Bandkeramiker aus dem Südosten dienen. In der Zeit von 5650–4250 v. d. Ztw. wurden Hornsteinbänke im Plattenkalkstein bei Arnhofen bei Kelheim in vielen Tausend kleinen bis 8 m tiefen Schächten abgebaut und bis zu 10 cm langen Klingen verarbeitet. Diese sind bis zum Neckar, unteren Main, bis zur Werra und Elbe in Böhmen nachzuweisen. Während der Zeit der Schnurkeramik wurde der im Kalkstein des Lousberges in Aachen eingelagerte Hornstein an Ort und Stelle zu halbfertigen Beilen verarbeitet, die im Maasgebiet, bis zur Mosel und bis in das Münsterland kamen (G. Weissgerber, 1993). Überall in den norddeutschen Geschiebesedimenten wurden die aus der Kreide stammenden Feuersteinknollen gefunden. Aber auch qualitätsvolle Erzeugnisse aus besonderem Material wie Feuersteindolche aus Grand Pressigny in Mittelfrankreich aus honiggelbem Feuerstein wurden weit verbreitet, bis nach Friesland. Auch der Rötel, erdiger oder zerkleinerter Roteisenstein, mit dem seit dem Paläolithikum bis in die Bronzezeit körperlich Bestattete bestreut wurden, mußte weit hergeholt werden. Es gab ihn beispielsweise in Roteisensteingängen im Schwarzwald.

1.3 Die Bronzezeit im mittleren Europa

Zeittafel der Kulturen: Neolithikum

Zahlen nach: E. Probst 1991

Linienbandkeramik	(5900) 5500–4900 v. d. Zt.
weiteste Verbreitung	4000
Stichbandkeramik	4900–4500
Oberlauterbacher Gruppe	4900–4500
Großgartacher Gruppe	4800–4600
Ertebölle-Ellerbek-Kultur	vor 5000–4300
Lengyel-Kultur	4900–4400
Rössener-Kultur	4600–4300
Gaterslebener Gruppe	4400–4200
Münchshöfener Gruppe	4300–3900
Baalberger Gruppe	4300–3700
Michelsberger Gruppe	4300–3500
Trichterbecher- und Baalberger Gruppe	4300–3000
Aichbühler Gruppe	4200–4000
Schussenrieder Gruppe	4200–3500
Pfyner Gruppe	3900–3500
Altheimer Gruppe	3900–3500
Salzmünder Gruppe	3700–3200
Badener-Kultur	3600–2900
Horgener-Kultur	3500–2800
Chamer Gruppe	3500–2700
Wartberg-Gruppe	3500–2800
Walternienburger-Kultur	3200–2800
Kugelamphoren-Kultur	3100–2700
Schnurkeramik-Kultur	3000–2000
Einzelgrab-Kultur	2800–2300
Glockenbecher-Kultur	2900–1900
Schönfelder-Kultur	2500–2100
Dolchzeit-Kultur	2300–1600
Aunjetitzer-Kultur	2300–1600

v. Chr.	Mitteleuropa	Süddeutschland und westliches Mitteldeutschland		Östliches Mitteldeutschland und Ostdeutschland		Norddeutschland	
	Ältere Eisenzeit	Hallstattzeit		Billendorfer Kultur		Späte Bronzezeit	Per. VI
750							
		Urnenfelderzeit	Späte	Lausitzer Kultur		Jüngere Bronzezeit	Per. V
					Waagerecht geriefte Keramik		
			Jüngere				
1020	Jüngere Bronzezeit						Per. IV
			Mittlere		Rillenkeramik		
			Ältere				
						Ältere Bronzezeit	Per. III
			Frühe Urnenfelder- bzw. späte Hügelgräberzeit		Buckelkeramik		
1300		Hügelgräberzeit	Jüngere				
							Per. II
	Mittlere Bronzezeit		Mittlere		„Früh"- bzw. „Vor"-Lausitzer Kultur		
1500			Ältere				
							Per. I
		Frühe Bronzezeit		Aunjetitzer Kultur	Späte Phase	Nordisches Spätneolithikum	
			Frühe Hügelgräber- bzw. jüngere Frühbronzezeit				
	Frühe Bronzezeit				Klassische Phase		
1950			Ältere Frühbronzezeit				
					Vorklassische Phase		
2200							
	Endneolithikum	Glockenbecherkultur					

Zeittafel. Die Jahreszahlen in der linken Spalte sind teils mit naturwissenschaftlichen Methoden, teils durch Verknüpfungen mit der Chronologie des Mittelmeergebietes ermittelt. Nach: A. Jockenvövel, 1994.

Am Ende der Jungsteinzeit, nach dem Verschwinden der Glockenbecherleute, wurde die Schnurkeramik in dem engeren Gebiet zwischen Thüringer Wald, Erzgebirge, Böhmen, Elbe und Harz abgelöst von der Aunjetitzer Kultur, wieder mit nicht kleinen Funddichten. In der Bronzezeit entstand in Mitteleuropa, im Süden um das Gebiet der Nordkreises, der Dänemark, Skandinavien, Norddeutschland und Pommern umfaßte, das Gebiet der Hügelgräber- und dann der Urnenfelderkultur. In der letzten begann sich im Osten die Lausitzer Kultur abzuzeichnen. Im Westen des Nordkreises gab es einen indogermanischen Westkreis, aber auch England war indogermanisch. Im Süden des Gebietes der Urnenfelderkultur entstanden die Italiker, Illyrer, Veneter und andere. Im Gebiet der Urnenfelderkultur spielten sich sehr komplexe, noch kaum aufgeklärte ethnische Vorgänge ab, zum Beispiel die Eingliederung der Reste der Glockenbecherleute und Einwanderungen aus dem Südosten, die schließlich in der späten Hallstattzeit in die Entstehung der Kelten mündeten. Von der Bronzezeit bis in die La-Tène-Zeit bestanden dort in den verschiedenen ethnischen Gruppen Heiratsschranken. Der eine Teil war indogermanisch bestimmt, die anderen Teile durch Nichtindogermanen. Nur im Nordkreis, im Westkreis, in England und im baltischen Kreis zum Teil wurde das indogermanische Erbe als ethnische Einheit bewahrt.

1.3.1 Die Aunjetitzer

Die Indogermanen der Schnurkeramik reichten bis westlich des Rheins (Abb. 8) und bis südlich der Donau. Nach der Einwanderung und dem Verschwinden der Glockenbecherleute setzten die Aunjetitzer (2300–1600 v. d. Ztw.) die mitteleuropäischen Schnurkeramiker fort, aber nur auf dem Gebiet östlich des Harzes, des Thüringer Waldes und des Bayrischen Waldes bis Mähren und bis Schlesien.

Den Aunjetitzern war vor der Herstellung von Zinnbronzen die Herstellung von Arsenbronzen bekannt, deren Roherzeugnisse auch ausgeführt wurden. Zum Beispiel fand man in München-Schwabing ein Depot mit 85 Stangenbarren von 85 kg Gewicht. Ihnen mußte also schon die technische Herstellung von nicht ganz kleinen Mengen geläufig gewesen sein. Die Sulfide aus den primären Lagerstättenteilen sind aber nur bergmännisch zu erreichen.

Als Ausgangsmaterial kommt nur Arsenfahlerz mit Kupfer und Arsen in Frage, das in Mitteleuropa als Nebengemengteil von Erzgängen im Harz vorkommt.

Sie entwickelten aus dem Zinnerz der Seifen der erzgebirgischen Lagerstätten kurz nach der Erfindung der Zinnbronze in Vorderasien und wahrscheinlich unabhängig davon diese selbst. Im Gebiet um das Erzgebirge liegen ungewöhnlich viele und große Depots mit Bronzesachen, zum Beispiel von Bennwitz im Saalekreis mit 297 Randleistenbeilen von etwa 100 kg Gewicht. Auch um Halle finden sich größere Bronzedepots und legen nahe, daß deren Bronze gegen das dort gewonnene Salz eingetauscht wurde. Bernsteinfunde belegen weitreichenden Handel. Vierzig Kilometer südlich Eislebens bei Nebra fand man in einem Ringwall einen Hort mit zwei Griffzungenschwertern mit Goldgriffen, zwei Randleistenbeilen und einer 38 cm großen Bronzescheibe, die mit 32 goldenen Sternen in astronomisch korrekter Darstellung von 1600 v. d. Ztw., der Sonne und einem Sichelmond bedeckt war, die für die Menschheit erste Himmelsdarstellung, die genaue astronomische Beobachtungen zeigt.

Das Siebengestirn der Scheibe von Nebra war damals nur im Winterhalbjahr am Westhimmel vom 17. Oktober bis 10. März sichtbar und kennzeichnete die Daten des Endes und des Beginns des bäuerlichen Arbeitsjahres. Die Enden der beiden äußeren goldenen Bögen, einer ging verloren, lassen von der Mitte der Scheibe aus die Sonnenauf- und -untergänge am 21. Juni und 21. Dezember anpeilen (W. Schlosser, 2004). Das Kupfer der Scheibe soll nach dem Spurenelementgehalt aus den Ostalpen stammen, das Gold aus Siebenbürgen. Die Scheibe von Nebra hat einen Durchmesser von einem indogermanischen Fuß (31, 5 cm).

Die Scheibe und die beiden Griffzungenschwerter sind aus Material gleicher Herkunft und wurden gleichzeitig hergestellt. Die Scheibe wurde mehrfach verändert und war sicher einige Jahrhunderte in Benutzung. Damit belegen diese Schwerter, daß die Aunjetitzer in Europa die ersten Schwerter anfertigten, noch vor denen des Vorderen Orients. Die Scheibe und die Schwerter dienten gemeinsam kultischen Zwecken. Die Schwerter waren künstlerisch verziert mit Tauschierungen mit Kupferdrähten und hatten eine hervorragend polierte Oberfläche.

Die gemeinen Griffzungenschwerter waren in der Hügelgräberzeit kennzeichnend für die nordische Bronzezeit (Abb. 21), wohin am Ende der Aunjetitzer Kultur ihre ethnischen Träger ausgewichen sein können.

Diese astronomischen Kenntnisse, die sich seit der Beobachtung des Sonnenauf- und -unterganges am 21. Dezember im Kreisgraben von Goseck aus der Stichbandkultur bis zu den Himmelskenntnissen der Aunjetitzer im selben Gebiet von Thüringen-Anhalt herausgebildet hatten und über viele Generationen mündlich weitergegeben worden waren, fanden in den Kulturumbrüchen mit den ethnischen Einwanderungen am Ende der Aunjetitzer Kultur ihr Ende. Die Scheibe von Nebra mit den zwei Schwertern wurde nach langer Verwendung 1600 v. d. Ztw. wie ein Hort vergraben.

Die Aunjetitzer bauten die indogermanischen jungsteinzeitlichen Langhäuser aber mit eigenen Abwandlungen weiter (s. Abb. 229). Auch der

Grabritus änderte sich in nur rechtsseitige Hocker mit Kopf im Süden. Fürsten wurden unter überhügelten Totenhütten bei Leubingen (1942 v. d. Ztw.), Helmsdorf und Diskau mit Beigaben aus Gold bestattet (s. Kap. 3.1). Vorgänger dieser Hügelgräber gab es schon in der Bernburger Kultur (3300–2800 v. d. Ztw.) und in der Schnurkeramik (2800–2300 v. d. Ztw.).

Nachdem die Aunjetitzer den zweischaligen Guß erfunden hatten, verbreiteten sich ihre Metallerzeugnisse wie Stabdolche, Randleistenbeile oder bronzene Armstupen teilweise über fast ganz Europa. (H. Genz 2004)

Die Sitte der Niederlegung von Horten, vielleicht aus religiösen Gründen, endete mit den Aunjetitzern. Diese Sitte war im Gebiet der Schnurkeramiker und Aunjetitzer verbreitet. Im Saalegebiet um Schkopau wurden sieben Horte um 2000 v. d. Ztw. mit Beilen vergraben, in Schkopau selbst ein Hort mit 175 Stück. Um 1200 v. d. Ztw. wurden im selben Gebiet sieben Horte mit gegossenen Rohsicheln gefunden, in Frankenleben bei Schkopau mit 250 Sicheln. Bei Guß wurden die Sicheln mit Strickmarkierungen (Abb. 16) mit von 1 bis 29 Strichen versehen. Da der Mondumlauf 29,5 Tage hat, könnten die mondförmigen Sicheln auch Mondsymbole sein, und sie könnten als Anfänge von Zahlen gedeutet werden (Ch. Sommerfeld 2004). Ob das am Beginn der Urnengräberzeit noch Resten von Aunjetitzer zuzuschreiben ist, könnte möglich sein, da sich in der Kultur der Urnengräberzeit keine weiteren Hinweise auf Ähnliches finden.

Am Ende der älteren Bronzezeit wurde die Aunjetitzer Kultur abgelöst. Einen späten Rest der Aunjetitzer Kultur gab es noch zwischen Leine, obe-

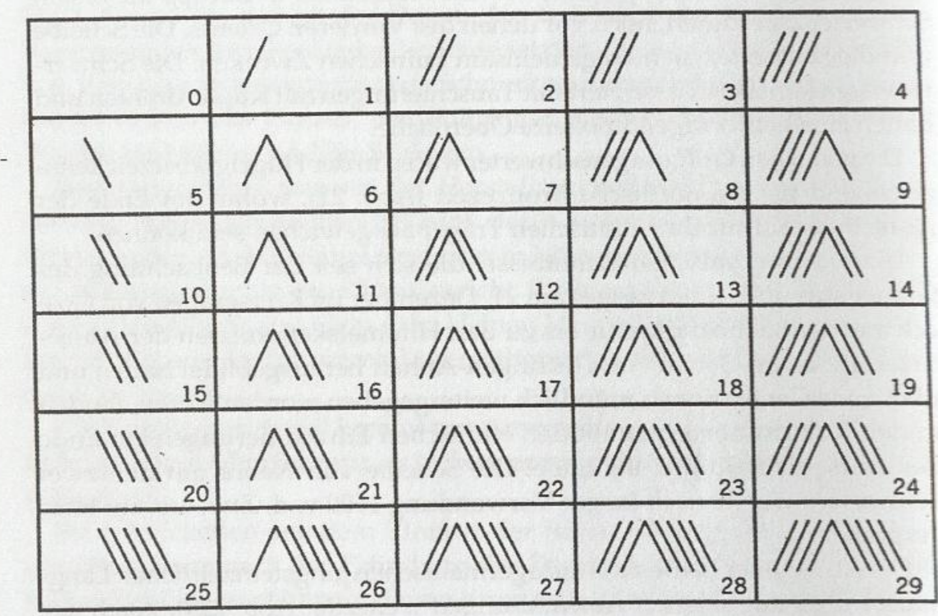


Abb. 16: Strichmarken auf den gegossenen Rohsicheln in Frankenleben bei Schkopau. Nach: Ch. Sommerfeld, 2004.

rer Aller und Elbe, ein Gebiet, das in der Hallstattzeit (Abb. 25) von der Hausurnenkultur besetzt war, so daß deren Träger Nachkommen der Aunjetitzer gewesen sein könnten. Sie gingen dann bei der Südbewegung der Urgermanen in diesen auf und sind in der Jastorfkultur verschwunden, das heißt in dieser aufgegangen.

Auch in der Straubinger Kultur (2300–1600 v. d. Ztw.) südlich des bayrischen Donauknies fand man Hinweise von Einwanderungen von Aunjetitzern in archäologischer, anthropologischer Art und in der Weise des Hausbaues.

Am Ende der Aunjetitzer-Zeit wurden Grabfelder aufgegeben, Höhensiedlungen gebaut und Horte wie der von Nebra vergraben. Das sind offenbar Anzeichen von ethnischen Veränderungen. Das mitteldeutsche Innovationszentrum ethnokonstanter Entwicklung seit den Bandkeramikern fand sein Ende. Doch erst mit der Lausitzer Kultur (1100–500 v. d. Ztw.) wird eine andere Kultur greifbar mit zum Teil ethnischen Veränderungen.

An die Aunjetitzer schließt in Ostbrandenburg, Ostsachsen und Polen die Vorlausitzer Kultur an. Die Siedlungen der Aunjetitzer wurden gemieden. Die Toten wurden unverbrannt noch in Seitenhocke, aber auch in Rückenlage beigesetzt. Vor dem Erscheinen der Lausitzer Kultur ging man zur Brandbestattung über.

1.3.2 Die Urgermanen der Bronzezeit

Der Nordkreis der Bronzezeit bedeckt zu Anfang das Gebiet der Einzelgrabkultur, um die sich in Nordhannover, Teilen von Brandenburg und Pommern eine Randzone legt. Der Nordkreis ist in der älteren Bronzezeit durch bestimmte Schwerttypen, Fibeln, Rasiermesser, Armringe und Lanzenspitzen gekennzeichnet. Die bereits in der älteren Bronzezeit sich abzeichnende Grenze einer Zone I nördlich der heutigen deutsch-dänischen Sprachgrenze entspricht etwa der Grenze der Nord- und Westgermanen, die sich am Ende der Bronzezeit in der Zeit der Jastorfkultur auszuprägen beginnt.

In diesem Nordkreis herrschen nach Montelius bis in die Periode III der Bronzezeit die Körpergräber in Baum- und Bohlensärgen vor, die mit Steinpackungen bedeckt wurden, sowie Steinkistengräber, beide von Hügeln überwölbt. Es gibt Nachbestattungen im gleichen Hügel, und es finden sich Holzsärge und Steinkistengräber im gleichen Hügel. In der Periode IV setzte sich die Brandbestattung durch.

In Hüsby bei Schleswig fand sich neben dem Ochsenweg nach Jütland mit ehemals 150 Grabhügeln ein mit einem Steinkreis umgebener Grabhügel von 28 x 34 m, der von 36 Pfosten umstellt war. Mit dem auf ihn

zugehenden 100 m langen 3- bis 4fachen Pfostenreihen zeigt er Verwandtschaften zu ähnlichen Bauten aus dem indogermanischen Westkreis (Kap. 1.3.3.). Der Grabhügel barg zwei Gräber im Alter von 1500–1400 v. d. Ztw., das erste mit einem Baumsarg, fast altersgleich das jüngere als Holzkammergrab. Beide enthielten Goldbeigaben. Im jüngeren fanden sich reiche Beigaben, unter anderen ein Schwert, eine Lanze, ein Beil, ein Feuersteindolch. (M. Freudenberg, 2007)

In der frühen Bronzezeit wurden besonders in der Umgebung von Lüneburg über Bestattungen auch von Frauen Totenhäuser als Pfostenbauten errichtet, die nach geraumer Zeit überhügelt wurden. Das Totenhaus von Grünhof-Tesperhude wurde vor der Überhügelung verbrannt, was sich im Gedächtnis der umgebenden Bevölkerung bis in unsere Zeit erhielt.

In einem Steinkistengrab von Anderlingen bei Rotenburg aus der Stader Gruppe (1500–1200 v. d. Ztw.) der nordischen Bronzezeit fanden sich auf dem südlichen Wandstein die Abbildungen von drei menschlichen Gestalten mit unterschiedlichen Deutungen (Abb. 17).



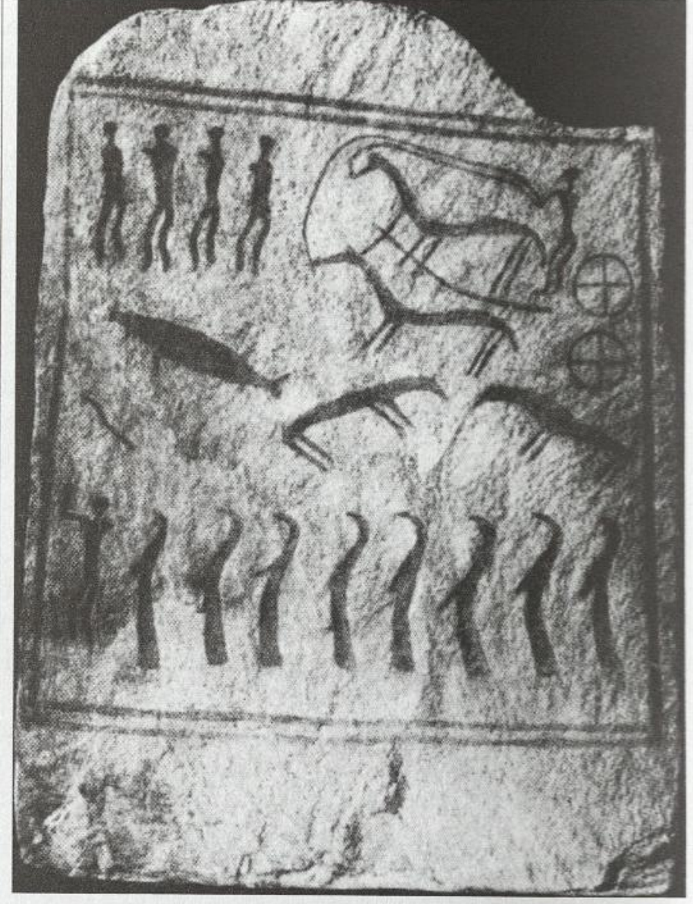


Abb. 17: a. Ein Randstein des Steinkistengrabes von Anderlingen (oben).
b. Ein Randstein des Steinkistengrabes von Kivik, Schonen (unten). Nach: Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 1, 1941, Tafeln 23 u. 25.

Auch auf einer Platte des Steinkistengrabes von Kivik in Schonen finden sich Abbildungen von vier menschlichen Gestalten, sowie einer Gestalt, die einen zweirädrigen Wagen mit vierspeichigen Rädern, dem Sonnensymbol, lenkt. Darunter gibt es eine Prozession von Frauen.

Die Verbreitung der Gräber bleibt vom Beginn bis zum Ende der Bronzezeit gleich und zeigt die Beständigkeit des Siedlungsgebietes und zusammen mit der sonstigen Kultur die ethnische Konstanz an. Auch der Übergang zur Brandbestattung vollzog sich allmählich, anfangs wurden die Brandreste noch in für Skelette ausgelegte Steinkisten gestreut. Es gibt Brandnachbestattungen in älteren Hügeln mit Körperbestattung. Die Urnenfriedhöfe liegen in der Nähe der älteren Körpergräber. Schon in der älteren Bronzezeit begann vereinzelt die Brandbestattung und die Beisetzung in Urnen, die dann in der jüngeren Bronzezeit vorherrscht. Die Urnen wurden für sozial Herausragende teilweise in Totenhäusern aufgestellt, das waren Pfostenhäuser mit Flechtwerkswänden. Auch bis 10 m hohe Hügel wurden über den Urnen errichtet wie beim Königsgrab von Seddin. Neben den Grabbeigaben kamen Hinterlassenschaften in Horten aus Metallbarren, Bronzegeräten, Waffen und Schmuck auf uns, die als Weihegaben in Mooren versenkt wurden.

Nachdem die Herstellung von harten Kupferlegierungen anfangs von Arsenbronzen und später von Zinnbronzen bekannt geworden war, entfaltete sich aus den Formen der Feuersteindolche eine große Mannigfaltigkeit von Bronzeschwertern in großer künstlerischer Vollkommenheit.

Kupfer konnte aus vielen kleineren und größeren sulfidischen Lagerstätten in der südlichen Mittelgebirgsumgebung des Nordkreises gewonnen werden. Die nächsten bekannten Lagerstätten für Kupfer und Arsen lagen in den Alpen bei Schwaz, Brixlegg und Kitzbühl, für Zinn in Cornwall, im Erzgebirge und im Nordwesten der Iberischen Halbinsel. Die erste Herstellung von Zinnbronze in Mitteleuropa gelang den Aunjetitzern in der Umgebung des Erzgebirges um 2000 v. d. Ztw.

Das gewonnene Metall mußte entweder mit Schiffen oder auf dem Landwege transportiert werden. Geruderte Schiffe ohne Segel sind auf skandinavischen Felszeichnungen dargestellt. Die für den Transport durch den Kontinent nötigen Fernhandelswege bedienten sich entweder der Flüsse oder Wegen. Reste fahrbarer Wege sind als Bohlenwege aus Mooren bekannt geworden, ein solcher zum Beispiel in einer Länge von 2,1 km bei 3,20 bis 3,40 m Breite mit 6500 Belagbohlen bei Diepholz (B. Krüger, 1983).

In der Mitte der Bronzezeit erweiterte sich der Nordkreis in das Lüneburgische und die Altmark. Mit der jüngeren Bronzezeit gehörten die Gebiete westlich der unteren Weser und östlich der Aller und Leine dazu, in der Periode V Westhannover, das südliche Oldenburg und das östliche Westfalen. Diese Gebiete westlich der Weser sind mit einer Sonderausbil-

dung des Nordkreises, der Harpstedt-Nienburger-Kultur, besetzt, die schließlich am Ausgang der Bronzezeit bis über die Ems und fast bis zum Niederrhein reichte. Im Osten werden am Ende der Bronzezeit die Gebiete bis zur unteren Weichsel zum Nordkreis gerechnet, die in Pommern als Gesichtsurnenkultur ausgebildet sind, deren Ostgrenze zugleich die Westgrenze von Flußnamen baltischer Herkunft ist. Deshalb wird dort mit baltischem Bevölkerungseinschlag gerechnet (L. KILIAN, 1988a). Die dort wohnenden Bastarnen und Skiren waren die ersten ausgeformten germanischen Stämme und begannen bereits am Ende der Bronzezeit sich über die untere Weichsel nach Süden auszubreiten.

Die Besiedlung war noch locker. Die Niederungsgebiete der Urstromtäler mit ihren Überschwemmungsgebieten und Brüchen, mit nassen, tonigen und schweren Böden wurden gemieden, weil sie sich mit den leichten Hakenpflügen nicht bewirtschaften ließen, aber ebenso die Hochflächen mit Glazialsanden und die Endmoränenzüge. Besiedelt waren außer den Lößgebieten sandig-lehmige Böden. Zwischen den Siedlungsgebieten bestanden bis zu 30 Kilometer breite ungenutzte Flächen, die Hinweise auf mögliche Stammesgrenzen geben können.

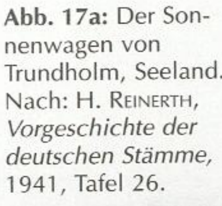
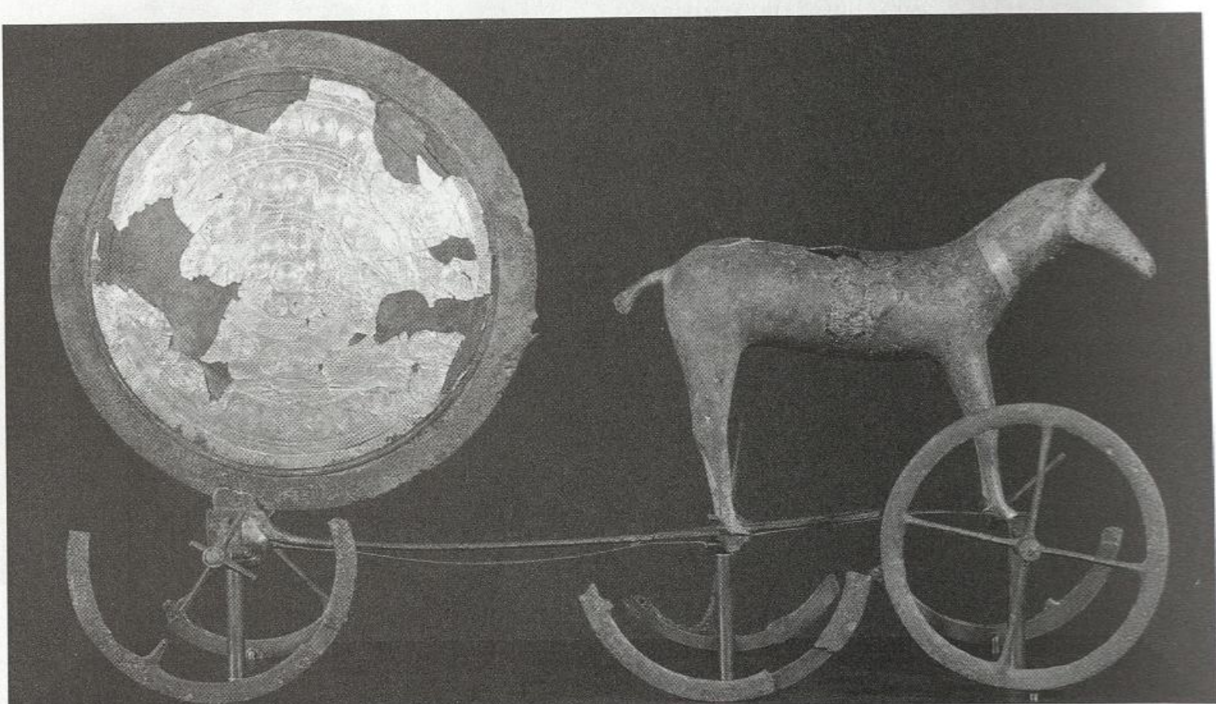


Abb. 17a: Der Sonnenwagen von Trundholm, Seeland. Nach: H. REINERTH, *Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941, Tafel 26.



Auf die hohen technischen und künstlerischen Leistungen in der Metallverarbeitung sei hier nur hingewiesen. Im Metallguß wurden die Vierspeichenräder der Kultwagen gegossen. Der 60 cm lange Kultwagen von Trundholm auf Seeland (Abb. 17a) trägt eine vergoldete Sonnenscheibe. Weitere wurden in Jaegersborg-Hegn auf Seeland und in Tagaborg in Schonen gefunden. Bei Kultfesten wurden die bronzenen, zum Teil bis mannsgroßen Luren geblasen. Aus Dänemark kennt man allein 30 Stück.

In der nordischen Bronzezeit wurden von Frauen gerippte Halskragen getragen. Bemerkenswert sind geschmückte Gürtelscheiben verschiedener Größe, die sicherlich nicht an der Alltags-Arbeitskleidung getragen wurden. Eine solche Gürtelscheibe mit dem Durchmesser der indogermanischen Elle von 31,5 cm aus der nordischen Bronzezeit von Seeland zeigt Abb. 18. Die Tradition dieser Scheiben geht dann über die Scheibenfibeln der Reihengräberzeit, über die an der Brust getragenen herrlich geschmückten Fibeln der Siebenbürger Sachsen im Mittelalter bis jetzt zu denen an den deutschen Trachten bis 1900 und bis zu den südnorwegischen Schmuckscheiben aus Silber, die noch an Trachten getragen wurden und in den Freilichtmuseen zu sehen sind.

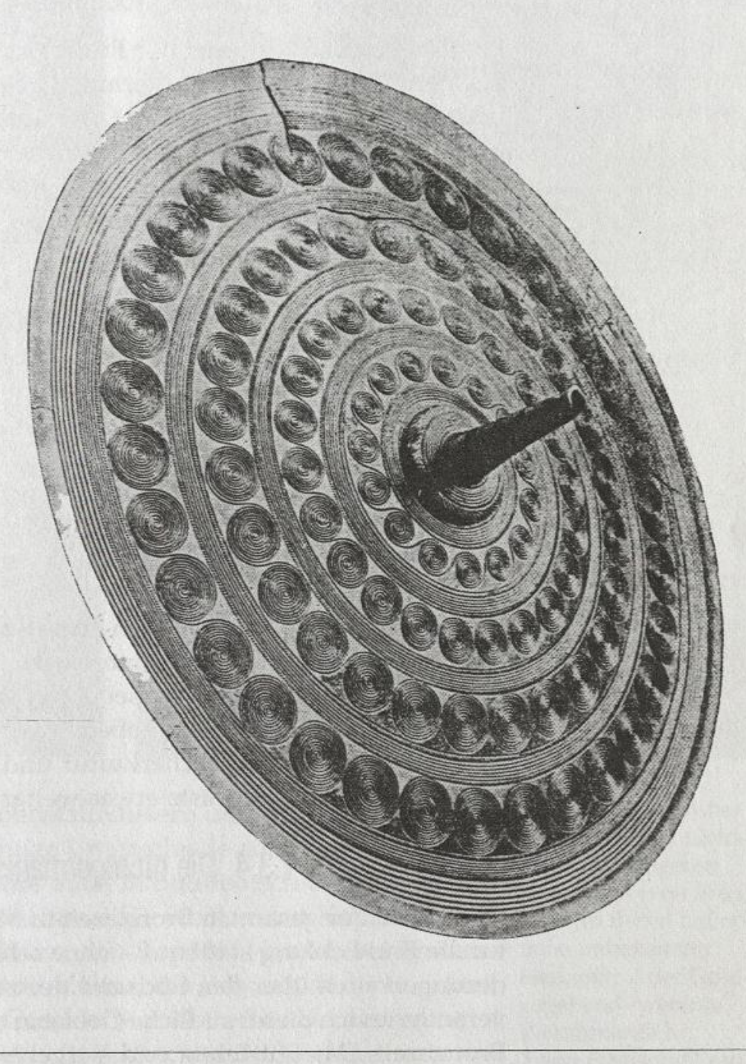


Abb. 18: Bronzegürtelplatte, 30 cm Durchmesser, Langstrup, Seeland. Nach: G. KOSSINNA, *Die deutsche Vorgeschichte*, [8]1941, Abb. 198.

Für die Auswanderung der indogermanischen griechischen Stämme , der Italiker und Illyrer, die ab 1200 v. d. Ztw. in Südeuropa einwanderten, gibt es in den indogermanischen Kerngebieten keine Hinweise archäologischer oder siedlungsarchäologischer Art.

1.3.3 Der indogermanische Westkreis

Hier sollen noch Kulturen der Frühbronzezeit genannt werden, die zwar auf dem Gebiet der Schnurkeramik, aber westlich der Einzelgrabkultur und der nordischen Bronzezeit (Abb. 15) liegen – in Holland, Ostfriesland und dem Münsterland –, über die bisher sehr wenig bekannt ist. Sie sind besonders im Bau ihrer großen Heiligtümer der Kultur von Stonehenge in Südengland sehr ähnlich, die wie auch sie indogermanisch ist.

Es sind Kulturbauten mit religiösem Inhalt, die aus einem pfostenumhegten Raum, der Gräber enthält, und darauf strahlförmig zulaufenden Doppelpfostenreihen bestehen. Im Bau Wisens/Ostfriesland (Abb. 228) befand sich in dem Grab ein Hockerskelett mit Becher, was auf Kulturen vor der Bronzezeit hinweist. Im Bau von Achmer bei Osnabrück sind auch Brandgräber enthalten, was auf Benutzung bis zur mittleren Bronzezeit weist.

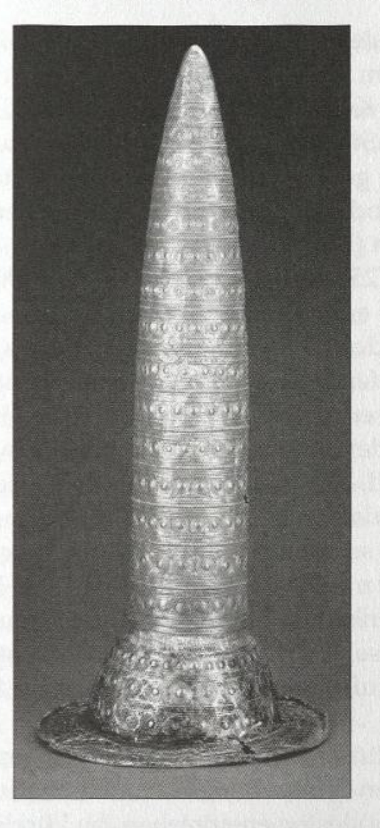
Auch die Wohnstall-Langhäuser aus der Provinz Drenthe, Holland, (Abb. 225) sowie das rekonstruierte Aufgehende (Wände) eines kleinen Tempels aus Bargerosterfeld in Holland gehören diesem Westkreis an. Wie weit dieser geschlossen nach Westen reichte, ist unbekannt, doch gab es in der Jungsteinzeit in Frankreich indogermanische Inseln.

Die gegenseitigen kulturellen und ethnischen Beziehungen dieser Kulturbezirke sind noch kaum untersucht. Dabei muß berücksichtigt werden, daß die Küsten im Nordseegebiet sich vom Ende der Eiszeit ab immer weiter nach Süden verschoben, was bisher nicht berücksichtigt wurde (Abb. 5b). Die Trichterbecherkultur und die Schnurkeramik reichten sicher über die heutige Küste etwas weiter nach Westen und Norden.

1.3.4 Die nichtgermanische Bronzezeit

Obwohl in der gesamten Bronzezeit in Mitteleuropa eine ungestörte kulturelle Entwicklung stattfand – ohne scharfe regionale und zeitliche Änderungen auch über den Südrand der nordischen Bronzezeit hinweg –, veränderte sich dieses südliche Gebiet in ethnischer Hinsicht während der Bronzezeit. Das Entstehen und Vergehen der Kulturen und ob und wie sie mit ethnischen Veränderungen verbunden sind, ist weiterhin dunkel. Am Ende der Bronzezeit geht die Urnenfelderkultur in die Hallstattkultur über, in der ethnische Verhältnisse besser faßbar werden.

Zwischen den Alpen und Dänemark herrschte eine große innere Schwankung des Verkehrs und damit der Kultur, zwar mit vielen örtlichen Ausbildungen und großem künstlerischen Können, wie die Goldfunde und ihre Verzierungen von Dänemark, Eberswalde sowie die vier Goldkegel von Avanton/Westfrankreich, Schifferstadt/Pfalz, Etzelsdorf/Franken und Berlin zeigen, die sicher kultische Bedeutung hatten (Abb. 18a). Nur in der Ausbildung der Siedlungen zeichnen sich zwischen der nordischen



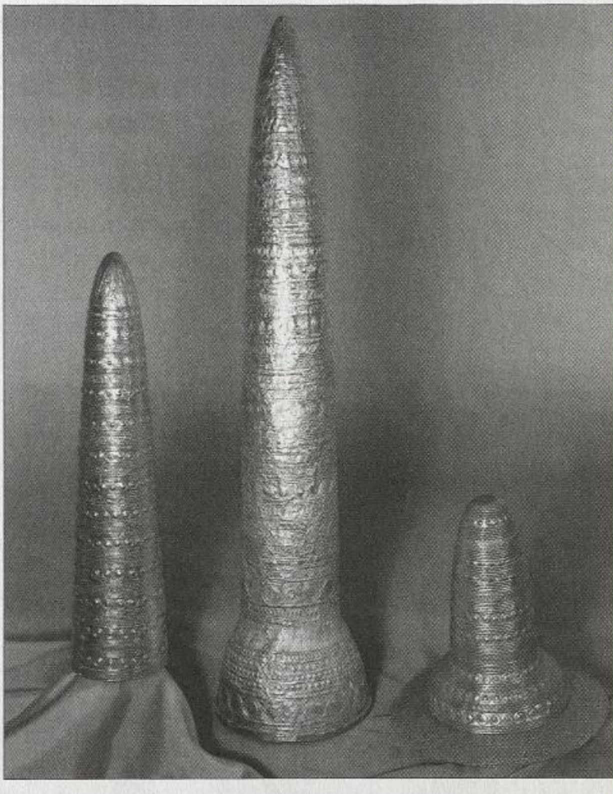


Abb. 18a: Die bisher bekannten vier Goldkegel der jüngeren Bronzezeit (von links) 1 der in Berlin befindliche unbekannter Herkunft; 2 der Goldkegel von Avanton/Westfrankreich; 3 von Etzelsdorf/Franken; 4 von Schifferstadt/Pfalz. Nach: 1. *Germanica*, Augsburg 2006; 2–4 *Archäologie in Deutschland*, Sonderheft 1994, S. 96.

Bronzezeit mit ihren großen Wohnstallhäusern und der stallfreien Siedlungsvielfalt südlich davon wichtige Unterschiede ab.

In der älteren Bronzezeit wurde auch in Süddeutschland die Begräbnissitte der Schnurkeramiker – rechtsseitige Hocker mit Kopf im Süden bei Männern und linksseitige Hocker mit Kopf im Norden bei Frauen – beibehalten. Nur in der Aunjetitzer Kultur, die sich aus der Schnurkeramik entwickelte, wurden beide Geschlechter als rechte Hocker bestattet, im Fürstengrab von Leubingen aber in gestreckter Rückenlage.

In dem großen Gebiet der Schnurkeramik erschienen in Süddeutschland, südwestlich des Gebietes der Aunjetitzer, in der frühen Bronzezeit verschiedene Nachfolgekulturen. Die Adlerbergkultur am Mittelrhein gehörte zu den Glockenbecherleuten, die bald wieder verschwanden, aber mit Rückzugsgruppen bei Singen am Hohentwiel, in Nähermemmingen, im Ries und bei Hainburg nachgewiesen wurden. Die Straubinger Kultur wird zum Teil auf ausgewanderte Aunjetitzer zurückgeführt, zum Teil aber auch auf Einwanderungen aus dem Südosten.

Seit etwa 4000 v. d. Ztw. wurden rund um die Alpen Feuchtböden, Moore und Uferränder von Seen besiedelt, und es entstand eine weithin

ähnliche Technik der Pfahlbausiedlungen. Die früheste Moorsiedlung gab es um 4200 v. d. Ztw. nach dem Ende der Rössener Kultur in der auf sie folgenden lokalen Aichbühler Kultur im Federseemoor nördlich des Bodensees. Auch im Starnberger See wurde eine Pfahlbausiedlung der Altheimer Kultur (vgl. Kap. 5.4.2) gefunden. Diese Seeufersiedlungen reichten über die aus der Cortaillod-Kultur von Westschweizer Seen über Oberitalien bis nach Slowenien (H. Schlichterle, 1997).

Nach einer Zwischenzeit ab 2500 v. d. Ztw. wurden von 1900 v. d. Ztw. an wieder Pfahlbausiedlungen errichtet.

In Südwestdeutschland, in der Umgebung des Bodensees, und in der Nordschweiz entstanden Seeufersiedlungen wie von Bodman-Schachen, etwas später Buchau im Federseemoor und Unteruhldingen in der späteren Bronzeit (s. Kap. 5.4.3). In der altbronzezeitlichen Siedlung Forschner im Federseemoor (um 1750 v. d. Ztw.) fand man Keramik, die derjenigen der Aunjetitzer sehr ähnelt, so daß eine Auswanderungsgruppe der Aunjetitzer bis hierher gekommen sein kann. Die Siedlung Forschner mit 30 nicht sehr großen Häusern war mit Palisaden und einer Holz-Erde-Mauer befestigt. Ein 4,50 m hoher Menhir bei Tübingen ist mit herausgemeißelten Stabdolchabbildungen versehen, die mit ähnlichen Darstellungen in Südtirol verwandt sind und kulturelle Verbindungen nach Süden belegen.

Der ethnischen Vielfalt im süddeutschen Raum mit nichtindogermanischen Einwanderungen wie den Resten der Glockenbecherleute und von Nichtindogermanen aus dem Südosten entsprechen die kürzlich entdeckten, nach dem Süden bis Mykene reichenden kulturellen Verbindungen. In einer befestigten, aber nach Eroberung verbrannten stadtartigen Siedlung von 15 Hektar Ausdehnung aus der Zeit zwischen dem 16. und 14. Jahrhundert v. d. Ztw. von Bernstorf bei Freising fand sich, sorgfältig vergraben, die goldene Ausstattung einer mannsgroßen Kultgestalt. Das goldene Diadem hat große Ähnlichkeit mit Goldfunden aus den Schliemannschen Schachtgräbern von Mykene. Da das Gold nach seiner Zusammensetzung auch von dort kommt, muß angenommen werden, daß der gesamte Goldfund von dort stammt und über diese Entfernung sehr intensive und wohl auch ethnische Einflüsse belegt (R. Gebhard, 1999).

In der mittleren Bronzezeit, der Hügelgräberkultur, wurde im ganzen Gebiet nördlich der Alpen in gestreckter Rückenlage, zum Teil in Baumsärgen und vielerorts, auch im Nordkreis, in Hügelgräbern, bestattet, in der sich abzeichnenden Lausitzer Kultur aber in zum Teil großen Brandgräberfeldern.

In der Urnenfelderzeit (1250–750 v. d. Ztw.) ging man zur Brandbestattung über und legte große Gräberfelder an mit zum Teil mehreren hundert Bestattungen. Es gab eine adlige Oberschicht, deren Mitglieder mit

reichen Beigaben und ihren vierrädrigen Repräsentationswagen verbrannt wurden.

In der jüngeren Bronzezeit herrschte trockenes Klima. Die Moore verlandeten, und an Seeufern wurden auf Pfähle gegründete Siedlungen (s. Abb. 230) gebaut. In Süddeutschland wurden bewohnte Höhensiedlungen bekannt, von denen einige Mittelpunktssiedlungen waren, wie zum Beispiel die auf dem Großen Gleichberg bei Römhild, dem Großen Knetzberg bei Haßfurt oder dem Bullenheimer Berg bei Uffenheim. Sie waren teilweise mit Ringwällen und Stein-Trockenmauern befestigt.

Die Heunischenburg bei Kronach hatte eine Torgasse vor dem Tor. Sie war eine militärisch besetzte Festung an der östlichen Grenze eines größeren Gemeinwesens. Auch in den Alpen entstanden Höhenburgen. Dort lagen in der Grauwackenzone ausgebeutete Kupferlagerstätten, von denen der Bergbau von Mitterberg am bekanntesten ist. Mit etwa 200 Bergleuten, die aus der weiteren Umgebung versorgt werden mußten, wurden jährlich 20 Tonnen Kupfer produziert. Es gab ausgezimmerte Stollen. Abgebaut wurde durch Feuersetzen.



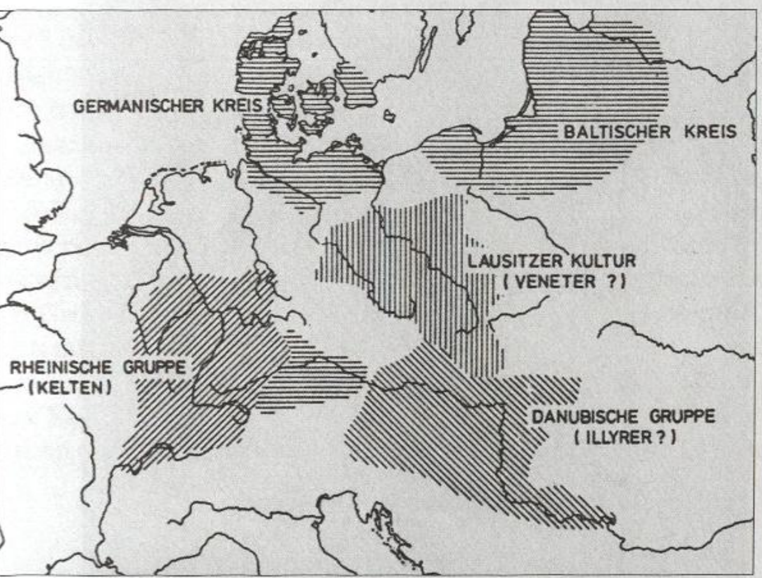


Abb. 18b: Kulturgruppen links in der mittleren, oben in der jüngeren Bronzezeit. Nach: L. Kilian, links: *Zum Ursprung der Indogermanen*, Bonn 1988 b; oben: *Zum Ursprung der Germanen*, Bonn 1988 a.

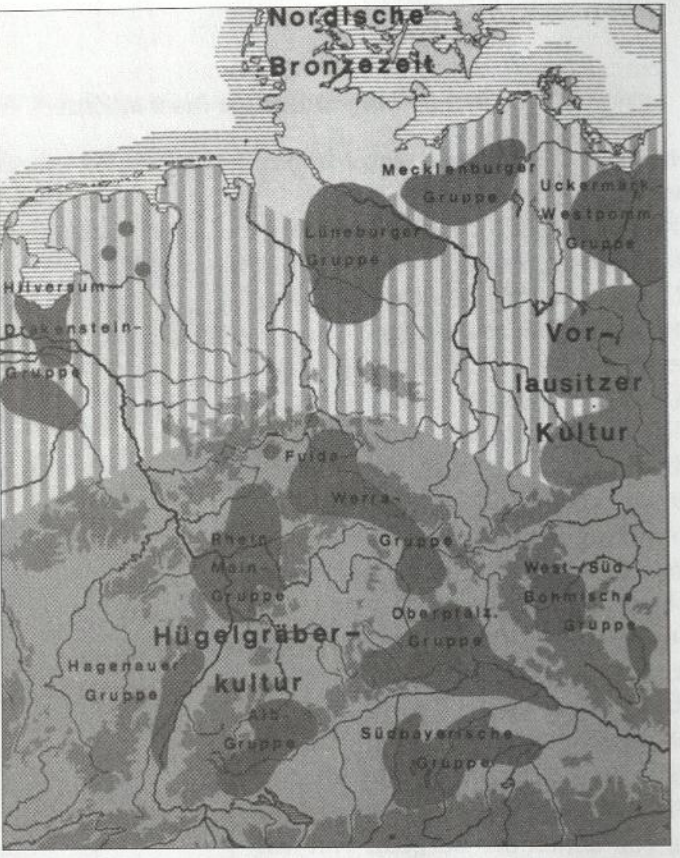


Abb. 19: Die Verbreitung der Kulturgruppen in der mittleren Bronzezeit. Das Gebiet der ehemaligen Schnurkeramiker und Aunjetitzer ist gestreift. Nach: Albrecht JOCKENHÖVEL, 1994.



Abb. 20: Die Verbreitung der Kulturgruppen in der Jungbronzezeit. Nach: Albrecht JOCKENHÖVEL, 1994.

1.3.5 Die Lausitzer Kultur

Zum weiteren Umkreis der Urnenfelderkultur gehört im Osten die Lausitzer Kultur (1100–500 v. d. Ztw.), die sich durch große Brandgräberfelder auszeichnet. Sie soll in Schlesien und Großpolen entstanden sein. Sie folgte Teilen der Aunjetitzer Kultur aus deren östlichen Gebieten, aus Böhmen mit Stämmen der Bronzezeit wie die der Knovizer und Mähren die der Velatitzer Kultur. Sie dehnte sich über Sachsen bis an die Saale aus. Nach Norden gelangte sie bis an die Ostsee und über die Odermündung nach Osten hinaus. Nach Süden reichte sie über die Slowakei und Mähren bis in die Westukraine, nach Osten bis an den Bug.

Ihr ethnischer Inhalt bestimmte sich im Nordwesten durch das Aufgehen eines Teiles der Nachkommen der Aunjetitzer in ihr, in Böhmen und Mähren durch die dort seßhaften indogermanischen Reste, nichtindogermanische Stämme und die aus dem Südosten Gekommenen. Kulturell war vor allem die Brandbestattung in verschiedener Ausführung unter Hügeln in großen Gräberfeldern kennzeichnend. Es gab aber auch vereinzelte Körperbestattungen. Auch die Keramik, die hier unabhängig entstanden sein soll, weist kennzeichnende Formen wie die Buckelverzierung auf.

Auf den Goldfund von Eberswalde nordöstlich von Berlin vom Westrande der Lausitzer Kultur aus dem 9. Jahrhundert sei hier hingewiesen, siehe Anhang, Archäometallurgie.

Vor allem in der jüngeren Lausitzer Kultur entstanden befestigte Siedlungen. Im Flachland lagen sie in Flußschleifen und auf Hügeln und Sümpfen, in Sachsen als Höhensiedlungen auf Geländespornen, und sie waren durch Wall und Graben geschützt. Am bekanntesten ist Biskupin bei Gnesen. Die von einem durch ein Holzgerüst gestärkten Wall umgebene Burg stand auf einer Halbinsel im Biskupinsee. Die Siedlung darin bestand aus mehr als hundert völlig gleichen aneinandergebauten Blockbauten von 9 x 8 m Größe mit einem steinernen Herd und einem Vorraum, die gleichorientiert an bohlenbefestigten Wegen standen. Sie war von 550 bis 400 v. d. Ztw. bewohnt.

Nach der jüngsten Bronzezeit reichte die Lausitzer Kultur örtlich noch bis an das Ende der Hallstattzeit. Im Nordteil bildeten sich einzelne gesonderte Gruppen aus. Im Osten an die südlich des Harzes bis über die Elbe reichenden Hausurnenkultur, die möglicherweise noch von Aunjetitzern ausgebildet wurde, grenzte bis zur Spree und Oder die Billendorfer Gruppe. Nördlich von dieser lag um die Oder die Göritzer Gruppe, die sich mit großen Burgwällen gegen das Vordringen der Germanen zu schützen suchte. Die weiter östlich in Pommern siedelnden Träger der Lausitzer Kultur wurden von den ab 700 v. d. Ztw. sich über die Oder nach Osten ausbreitenden Bastarnen vertrieben (Abb. 55). In Böhmen und Mäh-

ren ging die Lausitzer Kultur fließend in die Kultur der Hallstattzeit über und ihr ethnischer Bestand schließlich in die Kelten.

1.3.6 Die Bewaffnung

Schon bald nach der Verwendung des Kupfers setzte mit der Entwicklung der Arsenbronzen, die nicht so harten Vorläufer der Zinnbronzen, ihre Verwendung zu Waffen ein. Der Hort von Dieskau bei Halle aus dem Gebiet der Aunjetitzer enthielt neben Ringen 13 Stabdolche aus Arsenbronzen. Dem Fürsten von Leubingen wurden noch eine Streitaxt aus Serpentin mit in das Grab gelegt.

Da die Bewaffnungen sich kaum einzelnen Kulturgruppen zuordnen lassen, sollen sie insgesamt betrachtet werden.

Schwerter wurden aus Dolchen entwickelt, doch den Fürsten von Leubingen (1942 v. d. Ztw.) und Helmsdorf (1840 v. d. Ztw.) wurden noch keine Schwerter beigegeben. Erst im Hort von Nebra (1600 v. d. Ztw.) tauchen die ersten Schwerter neben der Himmelsscheibe auf. Ihr Griff war mit einem Goldband versehen. Sie dienten mit der Scheibe zusammen kultischen Zwekken und wurden zusammen hergestellt. Da aber die Scheibe von Nebra wahrscheinlich mehr als 100 Jahre in Gebrauch war, wurden die ersten Schwerter in Europa von den Aunjetitzern hergestellt. Einfache Griffzungenschwerter sind kennzeichnend für die nordische Bronzezeit (Abb. 21).

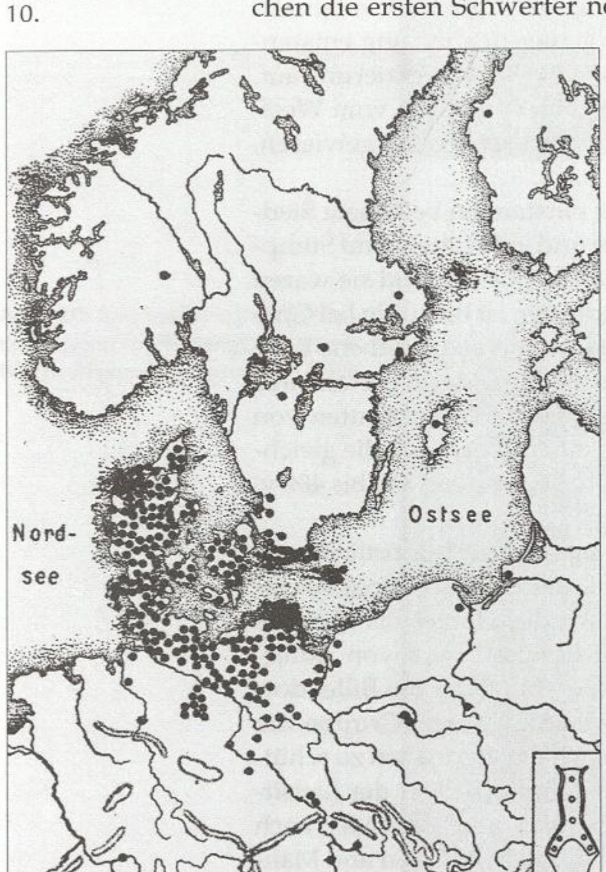


Abb. 21: Die Verbreitung der gemeinen Griffzungenschwerter. Nach: H. Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941, Bd. 1, Abb. 10.

In der Hügelgräberkultur (1500–1200 v. d. Ztw.) gab es die aus einem Stück gearbeiteten Vollgriffschwerter – zur gleichen Zeit wie in der Kultur von Mykene.

Dann entwickelten sich die Griffe in künstlerischer Weise und wurden teilweise vergoldet. Antennenschwerter mit gerollten äußeren Enden wurden wohl importiert. Verschiedene Ausführungen enthielt das Depot von Kelmstedt (Abb. 22) bei Nordhausen aus der Unstrutgruppe (1250–800 v. d. Ztw.).

Die verbreitetsten Waffen waren Beile und Äxte. Schwerter konnte sich nicht jeder leisten. Die Beile hatten zur Handhabung zwei Ausführungen, einmal ein Loch im Schaft

zum Durchstecken des Stieles, zum anderen verschiedene Ausführungen zum Anstecken des Stieles an den Schaft. Dann wurde die Axt bedient durch einen knieförmigen Ast.

In der älteren Bronzezeit waren besonders die Aunjetitzer in der Lage, Beile in der Rohform weithin zum Export zu bringen. In der Umgebung von Schkopau bei Halle wurden große Horte gefunden, bei Schkopau mit 120, bei Bennewitz mit 297 und bei Dieskau mit 295 Randleistenbeilen. Die Fassung des Stieles wurde verschieden ausgebildet, in der ältesten Form mit zwei Randleisten zum Darüberstekken und Zusammenbinden des geteilten Stieles mit Absätzen, um das Verrutschen des Stieles zu verhindern, und mit Tüllen.

Bei Lanzen muß zwischen Stoß- und Wurflanzen, die leichter sind, unterschieden werden. Beide waren nur für Fußkämpfer bestimmt. Lanzen fand man neben anderen Waffen in Gräbern und Horten.



Abb. 22: Die Schwerter des Depots von Kelmstedt bei Nordhausen. Das längste Schwert maß 76 cm. Nach: E. Probst, *Deutschland in der Bronzezeit*, 1999, S. 354.

In der Urnengräberzeit wurden die ersten Helme angefertigt, die meist zweischalig hergestellt und zusammengenietet wurden, teilweise hatten sie schon Wangenklappen. Sie wurden sicher nur von Fürsten getragen. Runde Schilde aus verziertem Bronzeblech dienten wohl nur zur Repräsentation. Auch Brustpanzer waren neu und selten.

Dagegen ist die Frage, ob Pferde bereits zum Reiten dienten und damit im Kampf verwendet wurden, von großem Interesse.

In der Urnenfelderkultur und der nordischen Bronzezeit wurden schon vielfach Trensenknebel und Teile von Pferdegeschirr gefunden, so daß damals wohl sozial besser Gestellte Reiterkrieger waren, aber es gab noch keine Reiterheere, wie sie besonders aus Invasionen aus dem Osten bekannt sind. Sättel gab es in der Bronzezeit noch nicht.

1.4 Die vorrömische Zeit im mittleren Europa

1.4.1 Die Germanen in der vorrömischen Eisenzeit

Die Zeit der Jastorfkultur schließt in Norddeutschland an das Ende der Bronzezeit an. Ihr Beginn fällt in die Hallstattzeit Süddeutschlands, Stufe IV, und reicht bis an das Ende der La-Tène-Zeit, bis zum Beginn der Zeitrechnung (vgl. Tabelle in Anhang A 3 und s. Abb. 23).

Wenn sich der nordische Kreis der Bronzezeit in drei Zonen gliedern läßt und wenn die Grenzen der Zone I und II etwa der heutigen deutsch-dänischen Sprachgrenze entsprechen und Zone III aus Randgruppen der Zone II im südlichen Halbkreis um Zone II besteht, ist die Jastorfkultur in Zone II entstanden oder hat sich dort aus der Kultur der Bronzezeit bodenständig weiterentwickelt. In allen Kulturäußerungen ist dieser Übergang bruchlos und entspricht einer ethnischen und damit sprachlichen Kontinuität. Die Ausbildung von kulturellen Unterschieden zwischen Zone II und I entspricht der sich ausbildenden Unterschiede in West- und Nordgermanen. Als Ostgermanen werden jene nordgermanischen Stämme zusammengefaßt, die aus Skandinavien kamen und die östlich der Westgermanen Fuß gefaßt hatten. Die einzigen südlich der Ostsee beheimateten Ostgermanen sind die Bastarnen und Skiren. Andererseits werden um das Jahr 0 Stämme der kimbrischen Halbinsel mit denen aus der Zone II als ›Ingwäonen‹, die östlich von Zone II siedelnden als ›Hermionen‹ und die westlich von Zone II im Gebiet der Harpstedt-Nienburger Kultur als ›Istwäonen‹ bezeichnet. Auch diese haben sich dort bodenständig entwikkelt. Eine fremde Einwanderung in diese Gebiete läßt sich nicht belegen. Am Ende der Bronzezeit reichte das gesamte germanische Siedlungsgebiet im Süden mit der Harpstedt-Nienburger Kultur bis westlich der Weser und südlich bis zu den Mittelgebirgen. Die Jastorfkultur gab es von dort bis zum Fläming und östlich bis etwa Prenzlau. Im Norden erstreckte sie sich über Dänemark aus in die südlichen Küstengebiete Skandinaviens. Im Osten reichte die Gesichtsurnenkultur der Bastarnen mit Pommern bis zur Weichsel und südlich bis zur Netze (Abb. 23).

Im Gebiet zwischen mittlerer Elbe, unterer Saale und oberer Aller liegt das Gebiet der Hausurnenkultur, die als einziger Teil der Aunjetitzer Kultur westlich der Elbe vom Fläming bis nach Thüringen als germanisch überlebte und bis 0 d. Ztw. in die Elbgermanen aufgenommen worden war, dann nicht mehr nachweisbar ist.

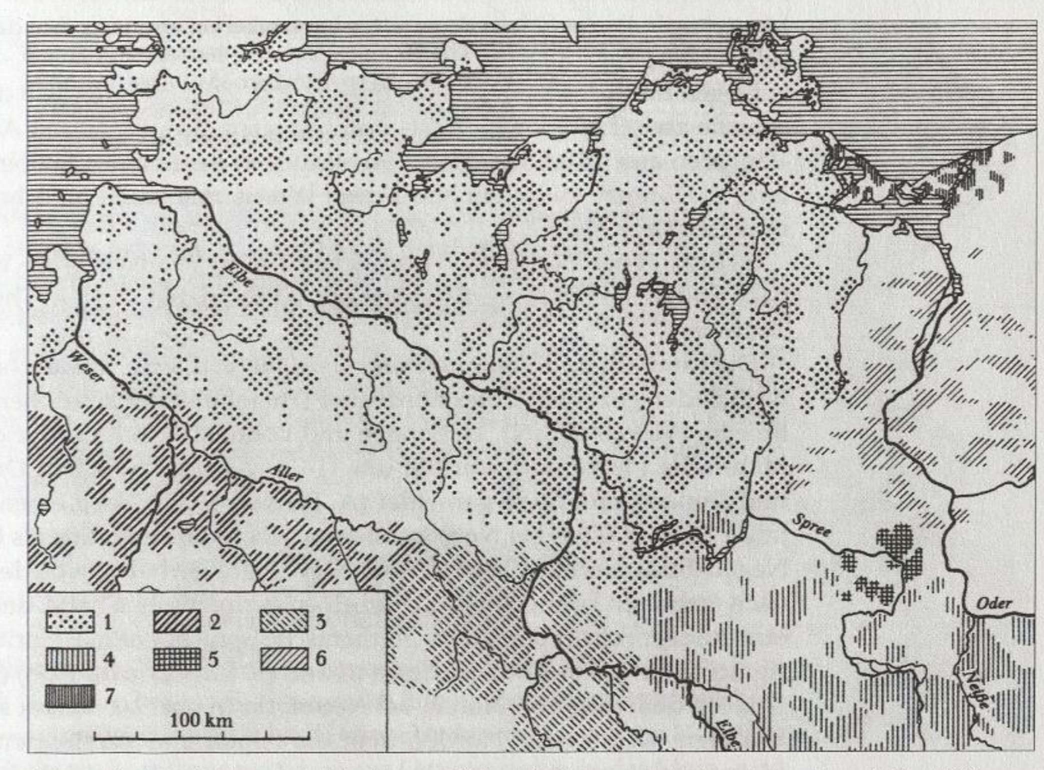
Über die Kultur germanischer Stämme, besonders die Bereiche Wirtschaft, Hausbau und Siedlungen, wird in Kap. 5 berichtet.

Gegen Ende der vorrömischen Eisenzeit werden germanische Stämme zunehmend in römischen Quellen genannt.

Bis zum Beginn der Zeitrechnung reichen die Siedlungsgebiete der Westgermanen bis zum Niederrhein, im Elbe-Saale-Gebiet bis vor die Mittelgebirge und mit einer kleinen Zahl von Funden bei Tetschen-Bodenbach bis nach Nordwestböhmen. Ein Zug gelangte Ende des 1. Jahrhunderts v. d. Ztw. wahrscheinlich außen um die Karpaten herum bis an die Moldau und in die angrenzenden Gebiete Bessarabiens, wie Funde von Poienesti zeigen. Im Osten reichten die Siedlungsgebiete bis nach Ostpommern. Im Mittelelbegebiet bildeten die Sueben in der Jastorfkultur einen Schwerpunkt, die Cherusker einen solchen im Gebiet der Harpstedt-Nienburger Kultur (Abb. 23).

In den Begräbnissitten herrschten die Totenverbrennung und das Beisetzen des Leichenbrandes in Urnen oder ohne diese als Brandschüttung in Gruben sowie die Beisetzung einer Urne neben der Brandschüttung vor. Die Friedhöfe lagen nicht weit von den Siedlungen, oft auf Anhöhen. Beigegeben wurden nach oder auch vor der Verbrennung keramische Erzeugnisse, der Schmuck, Ohrringschmuck – ähnlichen Schmuck besaßen die Ostvandalen vor und nach ihrer Rückwanderung – und dann in der

Abb. 23: Die Besiedlung im 7. und 6. Jahrhundert v. d. Ztw. Nach: J. Herrmann, *Archäologie in der DDR*, Stuttgart 1998, S. 125.



1 Jastorfkultur; 2 Harpstedt-Nienburger Kultur; 3 Hausurnenkultur; 4 Lausitzer Kultur, Billendorfer Kultur; 5 Aurither Gruppe; 6 Göritzer Gruppe; 7 Usedom-Wolliner Gruppe.

jüngeren vorrömischen Eisenzeit Waffen als Ausdruck des Standes. Sozial Herausragende erhielten größere Hügel über dem Grab, reichere Waffenbeigaben und sogar Wagen. Der keltische Einfluß zeigt sich in Prunkkesseln, darunter auch solchen etruskischer Herkunft, die bis nach Dänemark gelangten.

In der Bronzezeit lassen sich im Bereich der Urgermanen nur geringe kulturelle Unterschiede finden. Eine stammesmäßige Gliederung hatte noch nicht stattgefunden. Am Ende der Bronzezeit traten bereits die Bastarnen mit der Gesichtsurnenkultur in Pommern als Stamm in Erscheinung, ob aber bereits politisch geeint, ist unbekannt. Sie eröffneten mit ihrer Wanderung in das Weichselgebiet und dann die Weichsel aufwärts (s. Kap. 2.2.1) die Völkerwanderung. In der vorrömischen Eisenzeit begann die Ausbildung der stammesmäßigen Gliederung mit der Herausbildung der Verbände der Ingwäonen, Istwäonen und Hermionen südlich der Ostsee, aus denen sich bis um das Jahr 0 die Fülle der auch dann chronistisch genannten germanischen Stämme bildete. In der zweiten Hälfte der vorrömischen Eisenzeit setzten bereits vielfältige Wanderungen von Stämmen ein. Aus Skandinavien kamen die Vandalen, die Winiler (später Langobarden), aus Schweden die Goten nach Pommern und in das Weichselgebiet (s. Kap. 2.1).

Gegen Ende des letzten Jahrtausends v. d. Ztw. bildeten sich die Unterschiede zwischen Nord-, West- und Ostgermanen, und nach Abzug der Vandalen aus Jütland entstand im südlichen Bereich der Halbinseln Jütland die Grenze zwischen Nord- und Westgermanen, die bis heute etwa in dieser Lage blieb.

In Jütland bewohnten den nördlichen Teil in Vendsyssel die Vandalen, nach Süden in Himbersyssel saßen die Kimbern und dann in Thyland die Teutonen.

Die Kimbern und Teutonen sind etwa 150 v. d. Ztw. aufgebrochen und nach Süden gezogen. Unter nördlicher Umgehung der keltischen Burgenlinie im Weserbergland, Thüringen und Böhmen wanderten sie durch die Mährische Pforte und wurden um 114 v. d. Ztw. zwischen Drau, Save und Donau von STRABO gemeldet (A. FRANKE, 1986). Nach einem Sieg im Jahre 113 v. d. Ztw. bei Noreia sollen sie 20 erbeutete Helme als Opfer bei Negau (Südsteiermark bei Radkersburg) vergraben haben, von denen einer nach mehreren keltischen Besitzern einen germanischen hatte, der in nordetruskischer Schrift das älteste germanische Sprachdenkmal einritzte: »Harigasti teiva«, dem Gotte Harigast (Odin) (F. EICHLER u.a., 1938) (Abb. 24).

Nach dem Sieg von Noreia bei Neumarkt in der Steiermark zogen die Kimbern wieder nach Norden über die Alpen und vereinigten sich am Main mit den von Norden gekommenen Teutonen. Ihre wiederholten Bitten nach Landzuweisung wurden stets abgeschlagen. Sie zogen durch

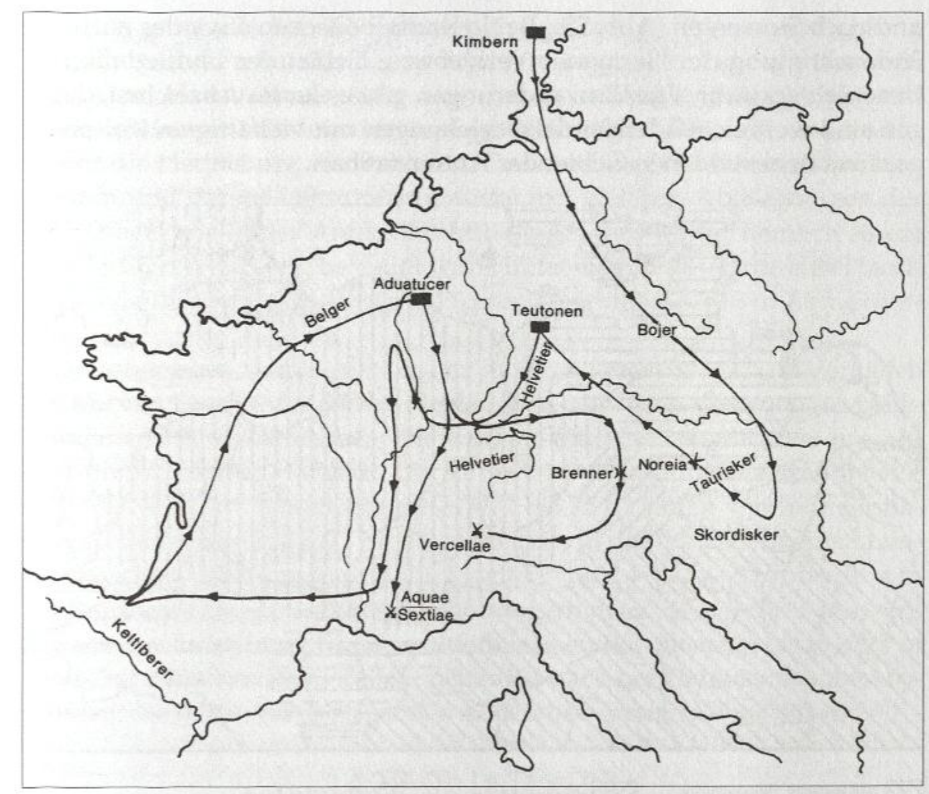


Abb. 24: Die Züge der Kimbern und Teutonen. Nach: E. NACK, *Die Germanen*, Heidelberg 1977, S. 57.

Gallien dann die Rhône abwärts bis über die Pyrenäen, wieder durch Gallien nach Norden, erhielten Zuzug von den gallischen Aduatucern, zogen wieder südwärts, teilten sich, um getrennt in die Poebene einzufallen. Aber der römische Feldherr MARIUS, der inzwischen mit einer Heeresreform die Legionen aufgestellt hatte, verlegte ihnen bei Aqua Sextiae den Weg über die Seealpen und schlug sie vernichtend dort 102 v. d. Ztw. Dem anderen Teil gelang der Übergang über den Brenner, und im Jahre 101 v. d. Ztw. wurden die Kimbern bei Vercellae in der Poebene ebenso vernichtend von MARIUS geschlagen.

1.4.2 Die nichtgermanische Eisenzeit

1.4.2.1 Die Hallstattzeit

In der Hallstattzeit (750–450 v. d. Ztw.), deren erste beide Stufen (s. Anh. A 3) noch in die ausgehende Bronzezeit fallen, entwickelte sich südlich um die germanische Harpstedt-Nienburger und Jastorfkultur die Hallstattkultur. Mit ihrem Westkreis reicht sie aus Ostfrankreich in das Main- und Donaugebiet, mit dem Ostkreis erstreckt sie sich bis an das Donauknie

und nach Slowenien (Abb. 25). Beide Kreise bedecken etwa das nach der Südausbreitung der Germanen verkleinerte Gebiet der multiethnischen Urnenfelderkultur. Für Einwanderungen gibt es kaum Anzeichen, dagegen sind weitreichende Handelsbeziehungen mit vielfältigem Kulturimport aus dem südlichen Gebiet der Antike faßbar.

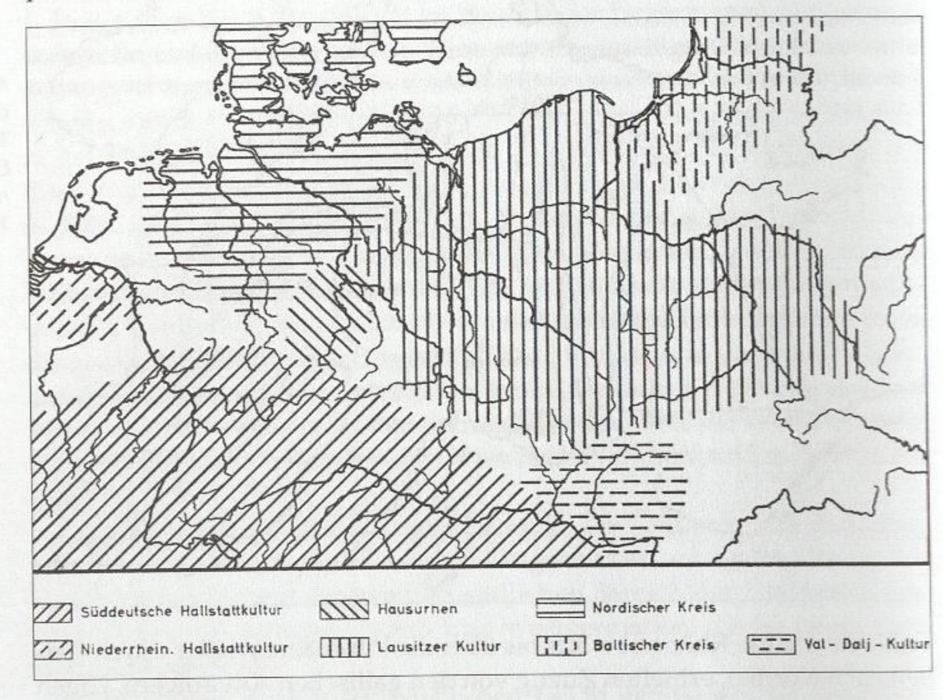


Abb. 25: Die Kulturkreise in der Hallstattzeit. Nach: H. Jankuhn, *Vor- und Frühgeschichte*, Stuttgart 1969.

In der Hallstattzeit entwickelte sich die Eisengewinnung zunächst in primitiven Rennöfen. Namengebend ist das große Brandgräberfeld bei Hallstatt mit mehr als 2000 Gräbern. Die Bergbausiedlung mit Lebensmitteln zu versorgen setzt ein bis in den Voralpenbereich reichendes staatliches Gemeinwesen voraus, das auch den weitreichenden Salzhandel in der Hand hatte. Mit dem Bergbau wurde im tonhaltigen Haselgebirge Salz in den eingelagerten derben Steinsalzbänken bis in Tiefen von 300 m gewonnen.

Bestattet wurde in der älteren Hallstattzeit unter Grabhügeln in Brandgräbern, in der jüngeren in Körpergräbern. Fürsten wurden in überhügelten großen Grabkammern mit reichen Beigaben wie attischer Keramik, Bronzekesseln, vierrädrigen Wagen und Kultwagen beigesetzt. Der Fürst von Strettwand bei Judenburg/Steiermark, verkörperte mit seinen Beigaben und dem reichen figürlichen Schmuck des Kultwagens mit einem großen Bronzekessel ein absolutes Fürstentum als oberster Krieger, Richter, Priester und Inhaber wirtschaftlicher Regale, das in gänzlichem Gegen-

satz zum germanischen Königtum mit gegenseitiger Treueverpflichtung von König und Freien stand. Ähnliche Fürstengräber sind auch über den westlichen Hallstattkreis verbreitet, ebenso befestigte Höhenburgen mit Siedlungszentren wie dem des Aspergs bei Stuttgart. Besonders zu erwähnen ist die Heuneburg an der oberen Donau, die mit steinernen Trockenmauern und darauf Lehmziegelmauern mit gleichen Abmessungen der Lehmziegel wie in der Antike am Mittelmeer und wahrscheinlich einem überdachten Wehrgang befestigt war. Hinter dem Wall wurde eine Handwerkersiedlung ausgegraben mit Pfostenhäusern bis 7 x 10 m Abmessungen.

Die ethnischen Verhältnisse in der Hallstattzeit lassen sich im Vergleich der Kurven 1 und 4 der Abb. 183 erläutern. Die Daten stammen für beide Kurven aus Süddeutschland. Die Kurve 4 enthält zusätzlich bei n = 130 achtzehn Werte aus Hallstatt. Die Kurve 1 ist viergipflig (Maximum bei I_1 = 90 Ausreiser?). Die Maxima um I_1 = 71 bis 72 stammen von Indogermanen, die Maxima um I_1 = 77 bis 78 von bereits in der Bronzezeit entstandenen Mischbevölkerungen und die Maxima von I_1 = 80 bis 85 von schon in der Bronzezeit eingewanderten Nichtindogermanen. Es ist bemerkenswert, daß seit der Entstehung dieser multiethnischen Bevölkerung bis in die La-Tène-Zeit zwischen ihren Teilen mehr als 1000 Jahre Heiratsschranken bestanden, die dann weiter bis zu den Kelten bestanden (Abb. 185, Nr. 27).

1.4.2.2 Die La-Tène-Zeit

Die La-Tène-Zeit ging um 450 v. d. Ztw. nicht bruchlos aus dem Gebiet der Hallstattkultur hervor. Die Besiedlung mit hallstattzeitlichen Fürstensitzen endete. Im Gebiet des Mittelrheins und westlich davon entstand mit neuen Herrensitzen eine neue Herrscherschicht, die sich bald nach Westen und Osten ausbreitete. Von dieser ging die Entstehung der Kelten als Volk und ihrer Sprache aus, die vor den keltischen Wanderungen ausgebildet worden sein mußte. Von den Vorbedingungen dazu: äußerer Abschluß und genügende innere Schwankungen, konnte aber die letzte kaum in kurzer Zeit stattgefunden haben, so daß die Ausbildung der Sprache schon in der Hallstattzeit eingesetzt haben mußte. Als Ursprungsgebiet der Kelten wird das Gebiet von westlich der Loire bis etwa zum Inn oder noch weiter östlich angegeben (Abb. 26).

Die keltischen Wanderungen führten bis nach Kleinasien, Oberitalien, Spanien und England. Dort wurde das seit der Steinzeit wohnende indogermanische Volk überwältigt. Die Keltenzüge, die Kunst, Kultur, Religion, ihre stammesmäßigen Verfassungen und ihr römisches Ende können hier nicht ausgebreitet werden. Ihre ethnische Entstehung soll in Kap. 4.1.6 angeschlossen werden.



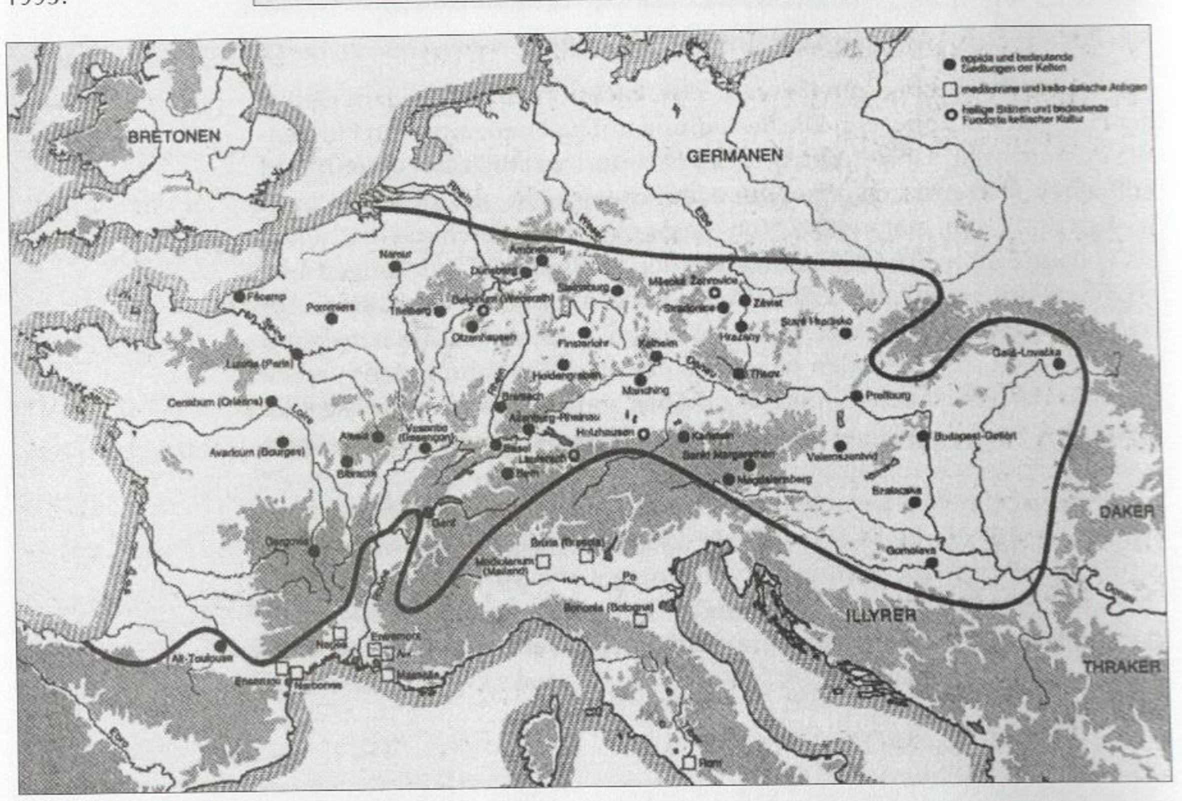


Abb 26: a. Das Gebiet der Entstehung der Kelten und ihre Wanderungen im 5. bis 3. Jahrhundert v. d. Ztw. (oben).

b. Die Wohngebiete der Kelten in Europa im 1. Jahrhundert v. d. Ztw. und ihre Oppida.

Nach: M. Kuckenburg, *Siedlungen der Vorgeschichte in Deutschland,* Köln 1993.

Nach den Wanderungen reichte die keltische Besiedlung von Ungarn, nördlich von Böhmen, nördlich des Mains bis zum Niederrhein. Besonders die nördlichen Gebiete Bayerns waren sehr dicht besiedelt. Dann setzte im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. das germanische Vordringen und Zurückdrängen der Kelten ein. Etwa gleichzeitig begann der Bau der sogenannten Oppida, ummauerter und gut befestigter bis 100 ha großer Fluchtburgen, die nicht alle und dann auch nur zum Teil besiedelt waren, wie sie in Manching zum Teil ausgegraben wurden (Abb. 26). Im Gefolge der germanischen Angriffe wurden sie oft kampflos aufgegeben. Sie wurden von den Germanen nicht in Besitz genommen, diese siedelten außerhalb derselben.

Die Germanen der Großromstädter Kultur, Sueben, kamen um 75 bis 70 v. d. Ztw. in die Gebiete östlich des Harzes, des Thüringer Waldes und nach Mittelböhmen. Die in Süddeutschland wohnenden Kelten, westlich von Wörnitz und Lech die Helvetiker und östlich davon die Bojer, räumten ihre Oppida um 80 v. d. Ztw. Die Bojer zogen zum Teil nach Südosten und wurden in Kämpfen mit den Dakern am Nordrand des Karpatenbekkens aufgerieben, die andere Hälfte schloß sich mit 32000 Menschen den 58 v. d. Ztw. Caesar in der Schweiz begegnenden Hevetikern an. Südbayern war bis zur Ankunft der Römer 15 v. d. Ztw. ein Ödland (S. Rieckhoff, 1995). Aber ganz Gallien war schon von 58 bis 51 v. d. Ztw. römisch erobert. Als die Germanen später die Römer vertrieben, fanden sie in Bayern nur noch Reste einer gallisch-römischen Mischbevölkerung vor. Es wurden relativ wenig keltische Ortsnamen germanisch übernommen.

1.5 Die Ur- und Vorgeschichte von England

Infolge der Insellage verlief die gesamte Geschichte Englands bis zur Einwanderung der Angelsachsen anders als auf dem Kontinent und erfordert deshalb eine eigene Darstellung. Während in Mitteleuropa ein kleiner Teil der Indogermanen über die nordische Bronzezeit die Ethnokonstanz bis zu den Germanen bewahren konnte, ist die Vorgeschichte Englands durch wiederholte Einwanderungen und Bevölkerungswechsel bestimmt. Die Neolithiker Englands waren nach ^{14}C-Messungen (E. Williams, 1989) ortsfest und ethnokonstant aus den Mesolithikern rund 300 Jahre vor den Bandkeramikern entstanden. Sie sind die Nachkommen der vor Öffnung des Kanals 8000 v. d. Ztw. eingewanderten Vormesolithiker.

Sie betrieben in der Windmill-Hill-Kultur Landwirtschaft mit Ackerbau und Großvieh und bauten rechteckige Wohnstallhäuser (R. Atkinson, 1991). Sie besiedelten zunächst die Offenlandschaften auf Kreidekalkstein in Südengland und bauten die Langgräber, von denen mehr als 300 bekannt sind, Gemeinschaftsgräber für bis zu 50 Individuen. Die Gräber

wurden in den Boden eingetieft und überhügelt. Sie waren außen durch Pfostenwände verschalt, wovon eines bei Salisbury mehr als 50 m lang war. Bestattet wurde darin in der Art der Hocker, und die Knochen der vorher Bestatteten wurden beiseite geräumt. Die Neolithiker errichteten auch Megalithbauten, die von den Orkney-Inseln bis nach Südengland verbreitet sind, mit bis zu 50 t schweren Decksteinen. In manchen dieser Gräber wurde 1000 Jahre lang bestattet. Diese Megalithgräber wurden als Kammergräber errichtet mit mehreren unregelmäßig angelegten Kammern.



Abb 27a: Megalithkomplex von Avebury in Wiltshire (im Hintergrund Hügel von Silbury). Nach: C. Wilson, *Kultstätten der Menschheit*, München 1998.

Um etwa 3000 v. d. Ztw. begannen diese Neolithiker, Steinkreise anzulegen, die von Wall und Graben umgeben waren. Diese Erdwerke hatten in Mitteleuropa bereits Vorgänger in der Stichbandkeramik, die in Thüringen bei Goseck bereits als Sonnenheiligtum je einen Eingang zum Anpeilen des Sonnenauf- und -untergangs am 21. Dezember hatten. Diese englischen Erdwerke waren innen mit 4 bis 8 und mehr aufrechten Steinen umstellt, die teilweise nach den Himmelsrichtungen ausgerichtet waren und teilweise innen ein Grab hatten. In England und Schottland sind mehr als 650 solcher Bauten bekannt. Zum Teil führten auf sie Prozessionswege zu, die von aufrechten Steinen umgeben waren und zum Teil an Langgräbern begannen (R. Hayman, 1987). In Wessex häufen sich solche Bauten.

Eines der größten Langgräber stand bei Avebury, 40 Kilomter nördlich von Stonehenge, mit 380 m Durchmesser, einem 9 m tiefen und 5 m breiten Graben und 5 m hohem Wall, innen ehemals umgeben von 100 aufrechten Steinen, Sandstein wie zum Bau von Stonehenge verwendet. Der Südausgang führte nach 3 Kilometer Entfernung zu einem weiteren Rundwerk, das in der Mitte 6 Holzpfostenkreise hatte und wahrscheinlich eine der ersten hölzernen Rundbauten war, wie sie in Wessex ab 2500 v. d. Ztw. gebaut wurden. In der Mitte befand sich das Grab eines 14jährigen langköpfigen Knaben mit einem Glockenbecher. Zwei Kilometer davon entfernt liegt Silbury Hill, ein aufgeschütteter, oben ebener Hügel von 39 m Höhe und 165 m Durchmesser. Drei Kilometer ostnordöstlich von Stonehenge befindet sich, jetzt fast eingeebnet, die größte Wallanlage, der Durrington Wall, von 450 m Durchmesser, der um 2500 v. d. Ztw. angelegt wurde. Noch im Neolithikum, um 3100 v. d. Ztw., wurde als ein solches Heiligtum Stonehenge mit 110 m Durchmesser errichtet (J. Stone, 1958).

Die Neolithiker bauten Pfostenhäuser mit Flechtwerkswänden von 4–5 x 5–9 m. Sie waren zwei- und dreischiffig mit Dachvorsprüngen an den Firsten. Seit der Mitte des Neolithikums wurden auch als Pfostenbauten runde Häuser errichtet von etwa 5 m Durchmesser, deren Boden bis 60 cm tief eingelassen war. Seit Beginn der Bronzezeit waren nur noch diese üblich.

Zwischen 3200 und 2700 v. d. Ztw. wurden in der Umgebung von Avebury nacheinander vier Rundbauten mit Durchmessern bis 12 m errichtet, und um 2600 v. d. Ztw. wurden im großen Ringwall von Durrington drei Kilometer nordöstlich von Stonehenge vier Rundbauten angelegt, die größeren mit 23 und 39 m Durchmesser. Diese großen Rundbauten wurden von der indogermanischen Bevölkerung errichtet, als bereits die Invasion des Glockenbechervolkes stattgefunden hatte.

In nächster Nähe vom Ringwall von Durrington entstand der Ringwall von Woodhenge, nach geeichten ^{14}C-Messungen an einem Geweih im Graben von 2800 v. d. Ztw. Die Entstehungszeit des großen Rundbaues darin, von dem nur Pfostenlöcher erhalten sind, ist unbekannt. Mit einem Durchmesser von 44 m wurden 6 Pfostenringe darin, im äußersten mit 60, im innersten Ring mit 12 Pfosten aus Eiche gefunden. Das Aufgehende dieses und anderer Ringbauten ist unbekannt. Im pfostenfreien Raum in der Mitte lag das Grab eines Mädchens mit gespaltenem Kopf. Da man im Inneren des Gebäudes Hausratsabfall fand, wurde vermutet, es habe zu Wohnzwecken gedient. Es ist doch zu vermuten, daß es als Unterkunft für die zum Bau von Stonehenge benötigten Arbeiter und des Aufsichtspersonals diente. Auch diese Rundbauten haben kein Gegenstück auf dem Kontinent (A. Burl, 1987, und C. Castleden, 1987). Es gibt aber verwandte Anlagen im indogermanischen Westkreis (s. Kap. 1.3.3).

Gegen 2400 v. d. Ztw. kamen etwa gleichzeitig wie auf dem Kontinent die nichtindogermanischen Glockenbecherleute über die Iberische Halbinsel und die Nordseeküste nach England und verbreiteten sich im Laufe der Zeit bis nach Schottland. Die kulturellen Verbindungen mit dem Kontinent blieben bis zuletzt erhalten. Ihre Herkunft ist unbekannt. Sie waren Nomaden ohne Pferde. Kennzeichnend für ihren gesamten Siedlungsraum, auch des Kontinents, sind in den Gräbern Pfeilspitzen aus Flint, vor allem aber steinerne Armschutzplatten, Kupferdolche und die Keramik der Glockenbecher (Lanting, I. u. v. d. Waals, I., 1973), die außerordentlich reich-

haltige Verzierungen tragen und die in England lokale Weiterentwicklungen erfuhren. In Wessex ist ihre gesamte Entwicklung bis zum Verschwinden um 1700 v. d. Ztw., eingestreut in die Kultur der Wessexleute, überliefert. Sie trieben Viehzucht mit Weidewirtschaft und besetzten freie Räume zwischen den indogermanischen Ackerbauern. Ihre Körpergröße bis über 1,70 m lag als Eiweißesser 10 cm über derjenigen der indogermanischen Ackerbauern und Kohlehydratesser. Ihre Gräber sind Einzelgräber unter runden Aufschüttungen und Flachgräber mit der Haltung der toten Männer als linke Hocker und der Frauen gegenorientiert als rechte Hocker, aber in wechselnden Richtungen (Abb. 116). In reicher ausgestatteten Gräbern fand man goldene Arm- und Halsringe und Importe aus den südeuropäischen Kulturen.

Diese Glockenbecherleute paßten sich zum Teil an die indogermanische Kultur an, bauten auch Steinkreise und benutzten alte weiter. Nach der Einwanderung entstanden nur wenige ihrer Gräber in der Umgebung von Stonehenge, doch ihre Zahl nahm zu, als sie begonnen hatten, um etwa 2100 v. d. Ztw. nach langem Stillstand das Heiligtum Stonehenge mit den zwei Blausteinkreisen weiterzubauen, die aber nicht vollendet wurden, da sie von den indogermanischen Wessexleuten vertrieben wurden. Der Beweis ihrer Vertreibung ist ein 2180 v. d. Ztw. im Graben von Stonehenge verscharrter Glockenbechermann mit Armschutzplatte, der von drei Pfeilen getroffen worden war (A. Burl, 1987). Sie hatten sich mit Indogermanen vermischt. Diese wurden in die Kultur- und ethnische Gemeinschaft der Glockenbecherleute aufgenommen und dann mit ihnen vertrieben. Es blieben wie in Mitteleuropa keine archäologisch und anthropologisch nachweisbaren Spuren zurück.

Vor den kennzeichnenden Glockenbechern erschienen wie auf dem Kontinent Becher der Schnurkeramik (J. Lanting u. a., 1973).

Von der Wessexkultur, die als eine Fortsetzung der indogermanischen Kultur der Jungsteinzeit angesehen wird, gibt es gegenüber der Glockenbecherkultur völlig andere archäologische Hinterlassenschaften. In den Gräbern wurden Krieger mit ihren Waffen bestattet, mit Helmen und Schilden, Vollgriffdolchen mit bis zu 30 cm langen Bronze-Blättern, durchbohrten steinernen Streitäxten, ähnlich solchen aus Mitteleuropa, Pfeilspitzen, Streitkolben, die Rangabzeichen waren, vergoldeten Scheiben aus Bernstein, silbernen Spiralarmringen und Hirschgeweihsprossen, die am Kopf niedergelegt wurden, aber nicht mit Schwertern. Bestattet wurde unter runden Hügeln, aber auch in Steinkistengräbern aus weit hergebrachten Steinplatten mit großen Deckplatten. Gräber mit reichen Beigaben häufen sich in der Umgebung von Stonehenge und wurden in Reihen angelegt. Die Grabhügel enthielten auch Baumsärge aus Eiche mit senkrechten oder schiffartig abgeschrägten Enden mit eichenen Deckeln. Auch in der nordwestlichen Umgebung von Hull häuften sich Bestattungen in Baumsärgen. In einem Baumsarg lag ein Skelett von 1,80 m Größe neben einer Schale mit Eßwaren und anderen Beigaben. Die Bestatteten waren etwa 10 cm größer als die Glockenbecherleute. Daneben gab es holzverschalte Gräber, die zum Teil Brandreste enthielten. In der jüngeren Bronzezeit erfolgte der Übergang zur Brandbestattung etwa zeitgleich wie auf dem Kontinent.

Im Peakdistrikt um Debyshire lebte ein Teil der Wessexbevölkerung recht abgeschlossen und ohne die im Süden häufigen Fremdimporte. Hier kommt auch Keramik mit Schnurverzierung vor. Insgesamt soll die Wessexkultur derjenigen der Schnurkeramik ähnlich sein. Hier finden sich archäologische Hinterlassenschaften wie bei den Neolithikern.

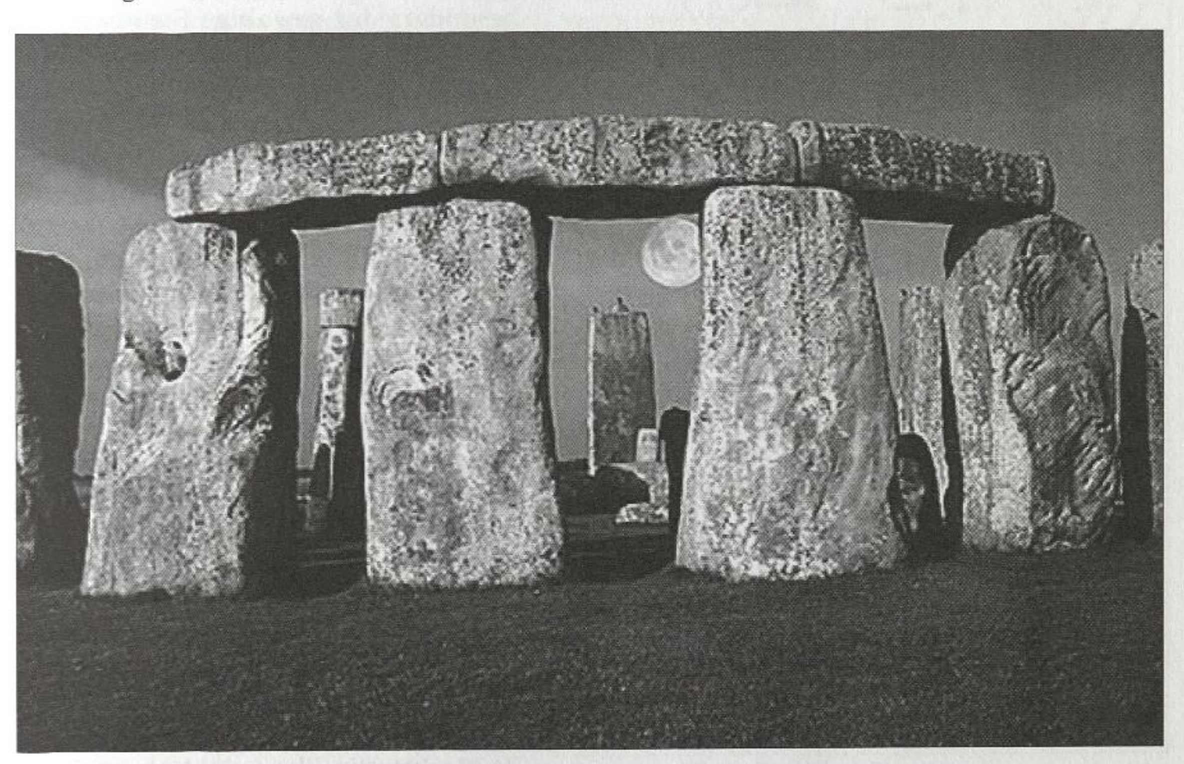
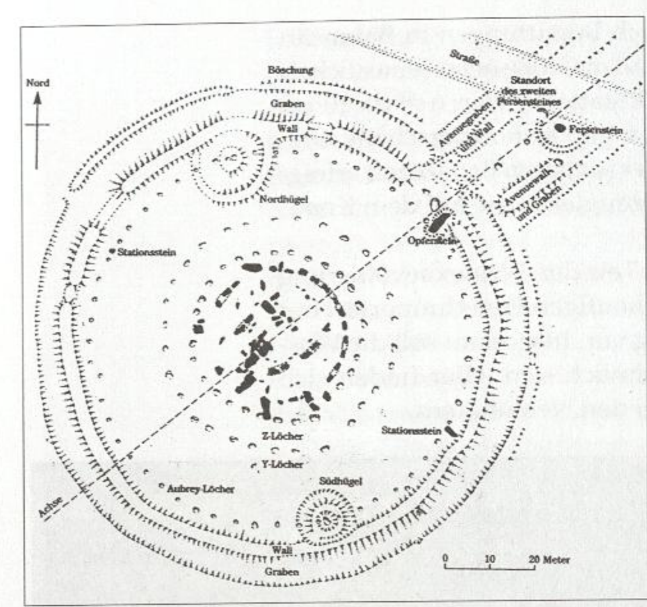


Abb. 27: Der Steinkreis von Stonehenge.

Nach der Vertreibung der Glockenbecherleute wurde mit der Errichtung des großen Steinkreises der Weiterbau von Stonehenge zu dem gewaltigen Monument in Angriff genommen. Nach der geistigen Vorgabe und der Erkundung der technischen Durchführung erforderte die Ausführung mit größeren Menschenmassen ein wohlorganisiertes Staatswesen unter straffer Führung, das mehrere Generationen lang an dieser Aufgabe arbeitete. Der Vergleich der kulturellen Einzelheiten mit solchen aus



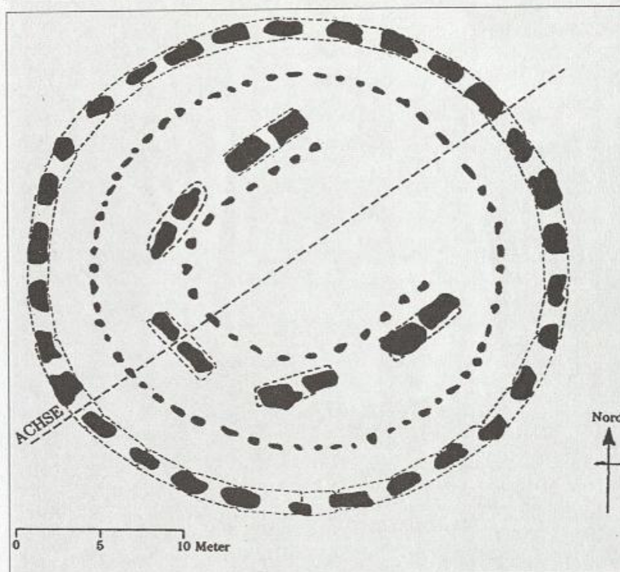


Abb. 28: a. Gesamtplan von Stonehenge ohne die Blausteinkreise der Glockenbecherleute und mit den heute sichtbaren Resten der Sarsensteine (schwarz). In die Y- und Z-Löcher sollten um 1550 v. d. Ztw. Blausteine gesetzt werden.
b. Ausschnitt mit dem Steinkreis der Sarsensteine und ihren Decksteinen (gestrichelt), den Trilithen und ihren Decksteinen (gestrichelt) sowie den Blausteinkreisen der Wessexleute nach 1500 v. d. Ztw. Nach: R. Atkinson, 1991.

Mitteleuropa legte den Gedanken von Einwanderungen von dort nahe (P. Ashbee, 1960). Es kämen als zeitlich, anthropologisch und also ethnisch Entsprechende nur Urgermanen aus der Nachfolge der Schnurkeramik in Frage, die als Träger der Einzelgrabkultur von der Nordsee bis nach Jütland und bis zur Ostsee wohnten.

Sind schon die frühbronzezeitlichen Rundbauten aus Holz im gesamten europäischen Raum einzigartig, so ist es auch besonders der gewaltige Steinbau von Stonehenge. Das Heiligtum von Stonehenge wurde benutzt ab etwa 3100 v. d. Ztw. bis etwa 1000 v. d. Ztw. Das erste Stonehenge entstand um 3100 v. d. Ztw. als runder Wall mit Graben und einem Torweg von Nordost her. Es war also bereits damals ein Sonnenheiligtum. Wall und Graben wurden innen umgeben von 56 Gruben, in denen sich menschliche Verbrennungsreste und kulturelle Reste der Neolithiker fanden (Aubrey-Löcher, Abb. 28).

Nach 500 Jahren wurde es verlassen. Gegen 2100 v. d. Ztw. sollten in zwei Kreisen darin etwa achtzig prismatische Blausteine von je vier Tonnen aufgerichtet werden, was jedoch nicht vollendet wurde. Diese Steine wurden mit Transport auf Flößen aus den Preselibergen in Walis 285 Kilometer herbeigeschafft. Dort, wo sie angelandet wurden, war gegen 3000 v. d. Ztw. schon ein Blausteinblock in einem Langgrab verwendet worden, der auch aus den Preselibergen stammte. Daneben wurde der nähere Teil des Prozessionsweges nach Nordosten beiderseits mit Wall und Graben angelegt. Diese Wiederbesinnung und der Weiterbau sind den Glockenbecherleuten zuzuschreiben, die

in der Umgebung von Stonehenge besonders viele und auch reiche rund überhügelte Gräber mit der Beigabe ihrer Glockenbecher hinterließen.

Um 2000 v. d. Ztw. wurde mit dem Bau des trägerbedeckten Steinkreises von 33 m Durchmesser aus 30 etwa rechteckig behauenen Quarzitsteinen von je 25 Tonnen begonnen, die auf Bohlen mit Rollen und Schlitten aus 20 Kilometer Entfernung herantransportiert wurden. Diese Steine ragen heute 3,50 m über den Boden auf.

Diese mit Steinhämmern außerordentlich aufwendigen Arbeiten wurden nach der Vertreibung der Glockenbecherleuten von den Wessexleuten nach dem Abbruch der Blausteinkreise begonnen. Die Bauauffassung erinnert an Holzbauten. Die Decksteine sind mit Nut und Feder ineinandergefügt und sind mit Zapfen in Zapfenlöcher der Trägersteine aufgelegt. Innerhalb des Steinkreises wurden in einem nach Nordosten offenen Halbkreis fünf überdeckte größere Doppelsteine (Trilithen) von je 59 Tonnen aufgerichtet. Vom mittleren aus konnte über den Prozessionsweg der Sonnenaufgang zu Sommersonnenwende beobachtet werden (Abb. 28).

Experimentell wurde gezeigt, daß ein 32 Tonnen schwerer Stein auf Bohlen mit Schlitten über Hebel von 40 Personen 4 Kilometer an einem Tag bewegt wurde (v. Schnurbein, *Spuren der Jahrtausende,* 2003, S. 214). Um einen Stein aufzurichten, waren 200 Mann erforderlich. Die Decksteine wurden aufgelegt durch immer höher gebaute Plattformen aus Balken und jeweilige Anhebung durch große Hebel (R. Atkinson, 1991). Der letzte Umbau erfolgte um 1500 v. d. Ztw., als innerhalb des Hufeisens der Trilithen ein Hufeisen mit Blausteinen und außen um dieses ein Vollkreis aus solchen errichtet werden sollten, was aber nicht vollendet wurde. Gegen 1100 v. d. Ztw. wurde der Prozessionsweg auf 3 Kilometer Länge verlängert. Dann verfiel die Anlage wohl mit dem Niedergang des Staatswesens.

Um 1000 v. d. Ztw. kamen Einwanderer aus dem Bereich der Hügelgräber- und Urnengräberkultur des Kontinents, die Brandbestattung in größeren Urnengräberfeldern vornahmen. Sie brachten die Wirtschaftsform der wall- oder grabenumgebenen Zellenfluren, fälschlich ›*celtic fields*‹ genannt, mit, deren etwa quadratische Größe der Tagesleistung eines Gespannpfluges entsprach. Sie brachten auch die Bronzekultur des Kontinents mit geschmiedeten Bronzeschwertern und Äxten mit. Sie bauten rechteckige Pfostenhäuser mit Vier-Pfostenspeichern. Weitere Zuwanderungen erfolgten in der Hallstattzeit und im 4. Jahrhundert v. d. Ztw. durch die Kelten, besonders durch die Belgen, deren Burgen- und Oppida-Kultur bis zur römischen Eroberung Englands von hier über Frankreich, Süddeutschland bis nach Ungarn reichte. In den Jahren 55 und 54 v. d. Ztw. setzte Caesar zweimal nach Südengland über, und im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. wurde England bis auf Wales und Schottland von den Römern erobert.

Nach dem Zusammenbruch der römischen Macht, nach Abzug der rö-

mischen Truppen im Jahre 409 kamen die Angelsachsen im 5. Jahrhundert aus Schleswig-Holstein bis Jütland, deren Auswanderung an dem Abbrechen von Siedlungen und Gräberfeldern nachweisbar ist. Sie wurden anfangs als Föderaten aufgenommen und befreiten sich aber 426 vom Föderatenvertrag. Sie vertrieben die Galloromanen nach Wales hinter den Off-Dyke und nach Schottland und siedelten wie auf dem Kontinent außerhalb der vernichteten römischen Siedlungen bäuerlich (Abb. 29). Sie gründeten die vier Königreiche von Kent, Sussex, Essex und Wessex. Die Könige von Wessex bemühten sich mit ALFRED DEM GROSSEN (871–899) um Abwehr der wikingischen Einfälle aus Dänemark und Skandinavien, die 793 n. d. Ztw. mit der Plünderung des Klosters Lindisfarne an der Ostküste begannen und die mit der Eroberung von Northumbrien nach Süden griffen. 1014 war ganz England in der Hand des dänischen Königs SVEN GABELBART. Sein Sohn, der dänische König KNUT DER GROSSE, beherrschte England von 1016 bis 1035. Im Jahre 1027 war er bei der Kaiserkrönung von KONRAD II. in Rom zugegen.

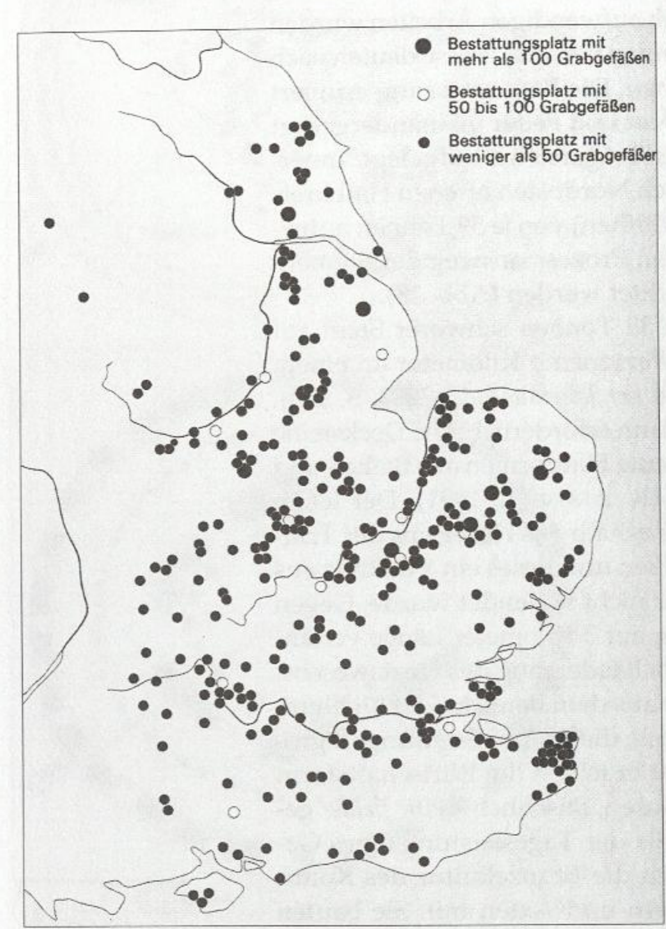


Abb. 29: Friedhöfe der Angelsachsen aus dem 5. bis 7. Jahrhundert. Nach: H. WOLFRAM, *Das Reich und die Germanen,* 1990.

In der Schlacht von Hastings im Jahre 1066 siegte der Normanne WILHELM DER EROBERER und brachte sein Staatswesen aus der Normandie nach England mit.

Auf die kulturelle Entwicklung, die mit der germanischen Kultur ihren Höhepunkt im Schiffsgrab von Suttan Hoo, in der Teilnahme an den Tierstilen (s. Abb. 149) und dem Bau von Fürstenhallen (s. Abb. 252 u. 254) zeigte, kann hier nur hingewiesen werden.

2 Germanische Stämme in West-, Mittel- und Osteuropa nach 0 d. Ztw.

2.1 Germanische Stämme westgermanischer und elbgermanischer Abkunft

Vorbemerkungen zu Stämmen der Rhein-, Weser- und Nordseegermanen

Die Rhein-, Weser- und Nordseegermanen entwickelten sich aus der Harpstedt-Nienburger Kultur, die der Jastorfkultur im Südwesten vorgelagert war. Darin werden als entstehende Stammesgruppen die Ingväonen und Istväonen genannt. Sie breiteten sich zunächst bis zum Rhein aus und gerieten dort in den Einflußbereich des römischen Imperialismus (Abb. 30).

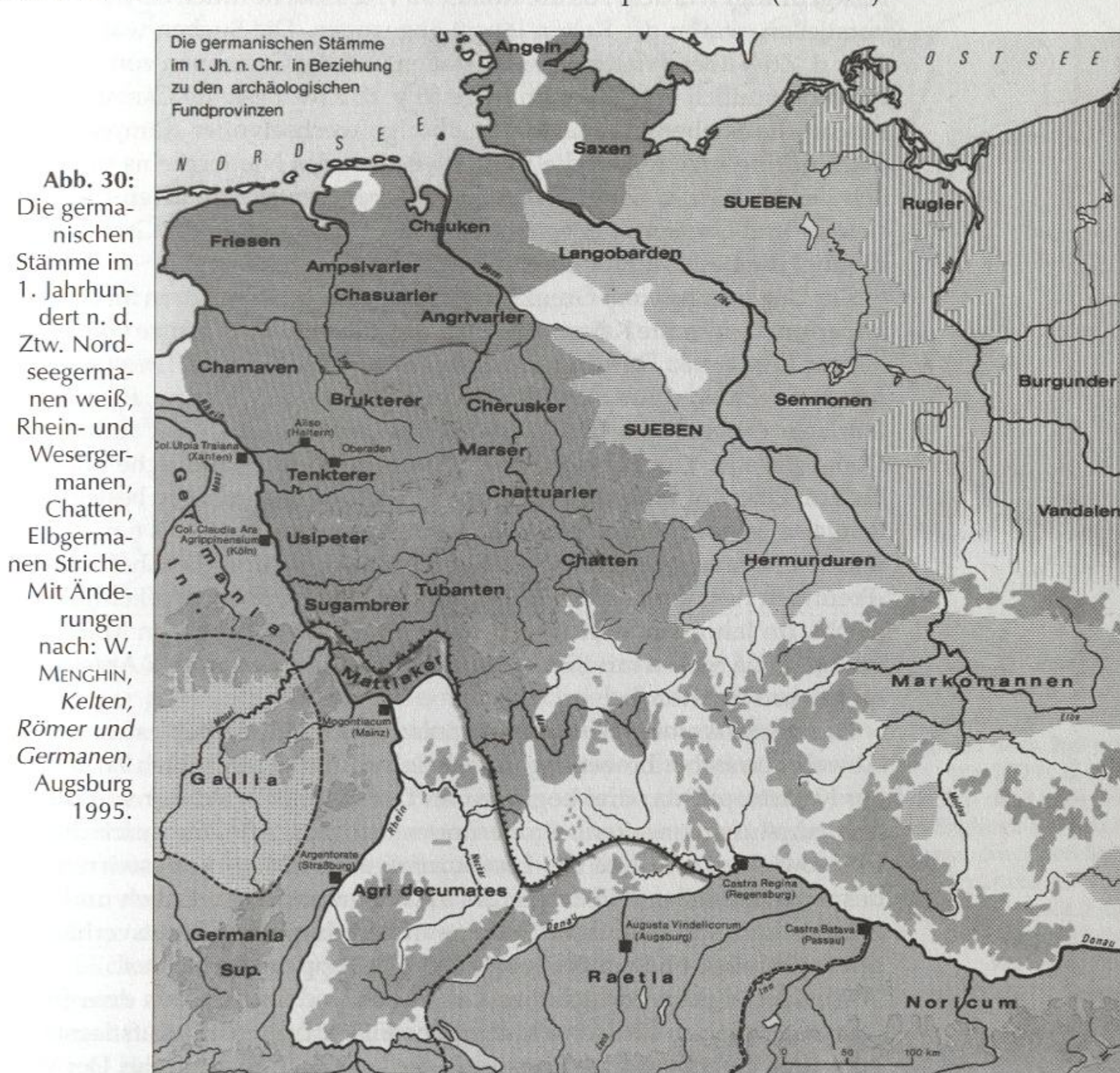


Abb. 30: Die germanischen Stämme im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. Nordseegermanen weiß, Rhein- und Wesergermanen, Chatten, Elbgermanen Striche. Mit Änderungen nach: W. Menghin, *Kelten, Römer und Germanen*, Augsburg 1995.

Bereits in der *res publica* Rom entstanden die Eroberungspläne, erst alle Italiker unter die Herrschaft Roms zu bringen, diesen Herrschaftsraum dann über Italien hinaus zu erweitern – rein machtpolitisch ohne ethnische Rücksichten auf umliegende Länder wie Griechenland, Spanien und auch auf Gallien. Im Jahre 59 v. d. Ztw. wurde Caesar zum Statthalter von Gallien ernannt, woraufhin er ganz Gallien eroberte und die Kelten besiegte.

Diese waren schon ab etwa 250 v. d. Ztw. von den sich ausbreitenden Rhein-, Weser- und Elbgermanen bis über den Rhein und die Donau zurückgedrängt worden. Als die Römer 15 v. d. Ztw. nördlich bis zur Donau vorstießen, waren die Kelten längst abgezogen. Die Sueben waren etwa 70 v. d. Ztw. über den Rhein vorgestoßen und die Germanen vom Niederrhein bis südlich von Köln. Im Jahre 58 v. d. Ztw. besiegte Caesar bei Besançon die Sueben unter Ariovist. Infolge wechselvoller Kämpfe gegen die Eindringlinge legten die Römer westlich des Niederrheins und südlich des ab 83 v. d. Ztw. gebauten Limes die zwei Provinzen *Germania superior* und *Germania inferior* an (Abb. 30), organisierten die Grenzverteidigung, die Besiedlung und den kulturellen Aufbau.

Zur Gewinnung einer Grenzverkürzung von 500 Kilometern im Gesamtimperium bestimmte Kaiser Augustus, daß die römische Grenze vom Rhein bis zur Elbe unter Führung seiner Stiefsöhne Drusus und Tiberius vorgeschoben werden sollte. Am Rhein wurden 15 bis 13 v. d. Ztw. fünfzig Militärlager errichtet. Im Jahre 14 v. d. Ztw. wurde das Gebiet südlich der Donau besetzt. Von 12 bis 9 v. d. Ztw. führten mehrere römische Vorstöße bis zur Elbe. Im Jahre 8 v. d. Ztw. wurden die Sugambrer besiegt und teilweise westlich des Rheins zwangsumgesiedelt. Von 4 bis 6 n. d. Ztw. wurden nordwestgermanische Stämme bekämpft und die Cherusker zu ›Freunden des römischen Volkes‹ mit der Hilfstruppenverpflichtung gemacht. Im Jahre 6 n. d. Ztw. scheiterte ein Großangriff gegen Marbod in Böhmen von Süden mit zwölf Legionen infolge eines großen Aufstandes im Rücken der Römer.

Die immer weitergehenden germanischen Einfälle nach Westen und die Abwehr römischer Eroberungen nach Osten führten schließlich 9 n. d. Ztw. zur Katastrophe der drei Legionen im Teutoburger Wald durch Arminius und zur Aufgabe weiterer Eroberungen östlich des Rheins durch die Römer sowie zum Ausbau des Limes. Infolge von Bürgerkriegswirren und des wirtschaftlichen Niederganges in Gallien wurden westlich und südlich des Limes germanische Stämme in verschiedenen Rechtsverhältnissen angesiedelt und zur Stellung von Hilfstruppen verpflichtet.

Aus den dienstverpflichteten Germanen und solchen aus dem freien Germanien gab es Übertritte in römische Eliteeinheiten mit Aufstiegsmöglichkeiten darin und auch Eintritte in die kaiserliche Leibwache. Der Van-

dale Stilicho stieg zum Befehlshaber der Armee in Gallien auf. Die Legionäre, die aus dem gesamten Weltreich kamen, blieben nach Entlassung nach 25jähriger Dienstzeit und Erhalt des römischen Bürgerrechts am Entlassungsort, gründeten dort Familien und trugen so zur multiethnischen Bevölkerung Galliens bei. Auch die angeworbenen Germanen siedelten sich dort mit ihren Familien an, behielten aber zunächst ihre ethnische Identität und die Verbindung zu ihrer Heimat. Östlich der römisch-ger-

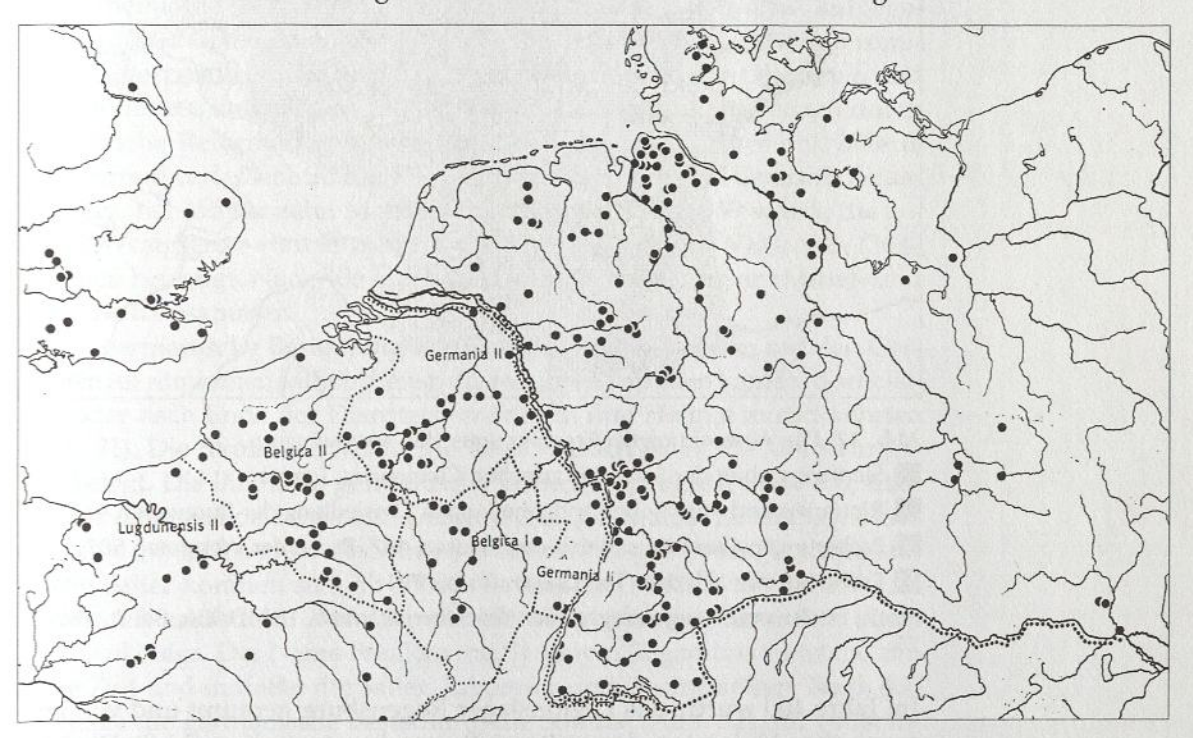


Abb. 31: Zeugnisse von Germanen im römischen Militärdienst nach 260 und vor 500 n. d. Ztw. östlich des Limes und in England: Beschläge von römischen Militärgürteln aus Gräbern, westlich des Limes: germanische Waffengräber. Nach: H. Böhme, 1996, S. 91.

manischen Grenze wurden in Gräbern bis zur Elbe römische Militärgürtel der Träger gefunden. Über die Germanen schrieb Tacitus (*Germania*, 4), daß sie sich »niemals durch Heiraten mit Fremden vermischt (hatten) und sind so ein reiner nur sich selbst gleicher Stammesschlag von eigener Art geblieben«. Soweit die germanischen Stammesrechte aufgezeichnet wurden, war das der Westgoten das erste. Solange die Germanen Heiden und Arianer waren, enthielten ihre Stammesrechte Vermischungsverbote, die offenbar weiter zurückgehen und schon Tacitus bekannt waren.

Infolge des allgemeinen Niederganges des römischen Reichs brach schließlich mit alemannischen Einfällen um 260 n. d. Ztw. die Rhein-Limesgrenze zusammen, und der Limes wurde zurückverlegt. In der Neujahrsnacht 406/407 überschritten Vandalen und Sueben mit Teilen von Quaden, Herulern und Alemannen den zugefrorenen Rhein bei Worms.

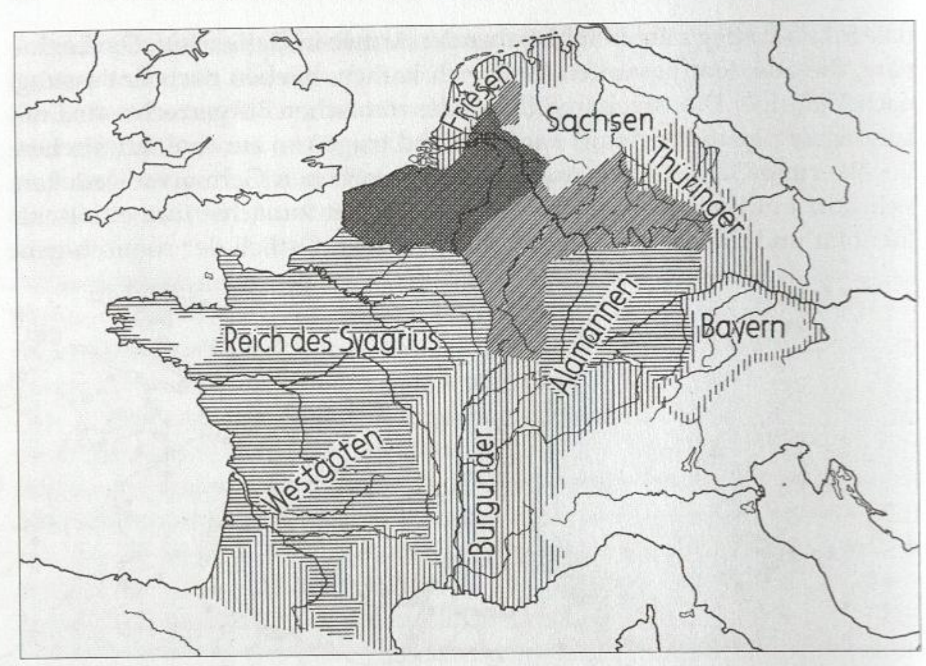


Abb. 32: Die Ausbreitung der Franken unter den Merowingern.
■ Siedlungsgebiet der Salier bis zum Tod Childerichs, Tournai.
▨ Ripuarien und fränkische Landnahme nach Umsiedlung der Burgunden 443.
▤ Eroberungen Chlodwigs: Reich des Syagrius 487, Reich der Westgoten 507.
▥ Eroberungen nach dem Tod Chlodwigs bis 711.
Nach: H. Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* 1941/1986, Bd. 1, Abb. 75.

Im Jahre 400 wurde das Legionslager Regensburg geräumt und von germanischen Föderaten, den späteren Baiern, besetzt (s. Kap. 2.1.8). Die letzten Römer und römischen Soldaten wurden 476 von Odoakar nach Italien zurückgerufen.

Nachdem die Burgunden aus ihrem mittelrheinischen Reich 443 nach Savoyen umgesiedelt worden waren und sich 456 vom Föderatenstatus befreit hatten, die Westgoten nach 410 ein Reich von der Loire bis zu den Pyrenäen errichtet hatten, war das römisch beherrschte Gallien stark geschrumpft. Den Rest beherrschten von 464 bis 486 Aegidius und Syagrius (Abb. 32). Die Grenze verlief vom Limes den Rhein entlang bis zu seiner Mündung.

2.1.1 Die Franken

Die Westausbreitung der fränkischen Kleinstämme der Rhein-Weser-Germanen gelangte zunächst bis zum Niederrhein. Die Ubier durften sich mit Billigung der Römer nach 39 v. d. Ztw. südlich des Niederrheins niederlassen, die Sugambrer folgten 8 v. d. Ztw. dorthin. Zu dieser Zeit übernahm Tiberius die Rheinarmee. Es folgten die Versuche der Römer, das rechtsrheinische Germanien zu erobern, was nach 15 n. d. Ztw. aufgegeben wurde. Nach alemannischen Einfällen von 213 bis 260 in das römische Gebiet wurden nach Rückverlegung des Limes an den Oberrhein und zum Bodensee unter Diokletian (284–305) die römischen Grenzen durch militärische Reformen neu gefestigt. Doch dahinter gab es entvölkerte Gebiete und verlassene Städte. Die Hauptstadt der Provinz *Germania Secunda,* Köln, fiel 355 für zehn Monate in fränkische Hand. 369 wurde die gesamte Westgrenze vom letzten römischen Gesamtkaiser Valentian (364–375) neu befestigt. Nach 406 brach die Grenzverteidigung am Mittel- und Oberrhein zusammen.

Die germanische Besiedlung westlich des Rheins begann mit den Germanen im römischen Militärdienst, die mit ihren Familien kamen, dort blieben oder nach Ende der Dienstzeit wieder in ihre Heimat zurückkehrten (Abb. 31). Die römischen Militärfriedhöfe wurden bis in die Merowingerzeit belegt. Die ländliche germanische Besiedlung begann nach 400, über das bis dahin schon besiedelte Gebiet (Abb. 32) hinaus zu drängen, und erreichte unter Chlodwig die Seine, das obere Maasgebiet und Lothringen.*

Die Salier konnten sich ab 400 in Toxandrien südlich der Schelde als Föderaten ansiedeln. Köln wurde 459 eingenommen und Sitz eines Frankenkönigs. Der Name Franken mit Synonym Sugambrer entstand um diese Zeit und umfaßte die Salier, Ribuarier und Rheinfranken. Nach 400 erreichte die germanische Besiedlung die Somme (Abb. 32) mit vollständiger Vertreibung der Galloromanen und schritt, sich verdünnend, 500 bis 600 fort bis zur Loire (Abb. 33). Es entstanden gemischtsprachliche Gebiete. In ihnen bildete sich das Altfranzösisch. Die in der Diaspora siedelnden Franken vermischten sich mit den Galloromanen (Abb. 185, Nr. 12).

Nach 500 begannen die Rheinfranken weiter nach Süden zu siedeln. In der Umgegend von Koblenz entstanden Gräberfelder nach 430. Nach Umsiedlung der Burgunden aus dem Oberrheingebiet um Worms 443 nach Savoyen wurde das Gebiet fränkisch besiedelt mit den ersten Gräberfeldern 445 bei Mainz und 466 bei Speyer. Ein alemannischer Vorstoß von Norden wurde von Chlodwig 496 bei Zülpich südwestlich von Köln zer-

---

* Sprachgrenze, Grenze geschlossener Besiedlung und Grenze dichtester Ortsnamenverteilung sind im einzelnen nicht identisch, da sie von unterschiedlichen Faktoren beeinflußt werden.

schlagen. Die frühere römische Provinz *Belgica I* wurde ab 500 von Franken besiedelt.

Das ehemals geschlossen germanisch besiedelte Gebiet reicht von der Somme, westlich der Maas entlang bis zur Burgundischen Pforte. Infolge der Übernahme der römischen Verwaltung und der galloromanischen Kirchenhierarchie durch die Merowinger setzte eine Romanisierung der bis zur Loire in der Diaspora reichenden fränkischen Besiedlung ein so-

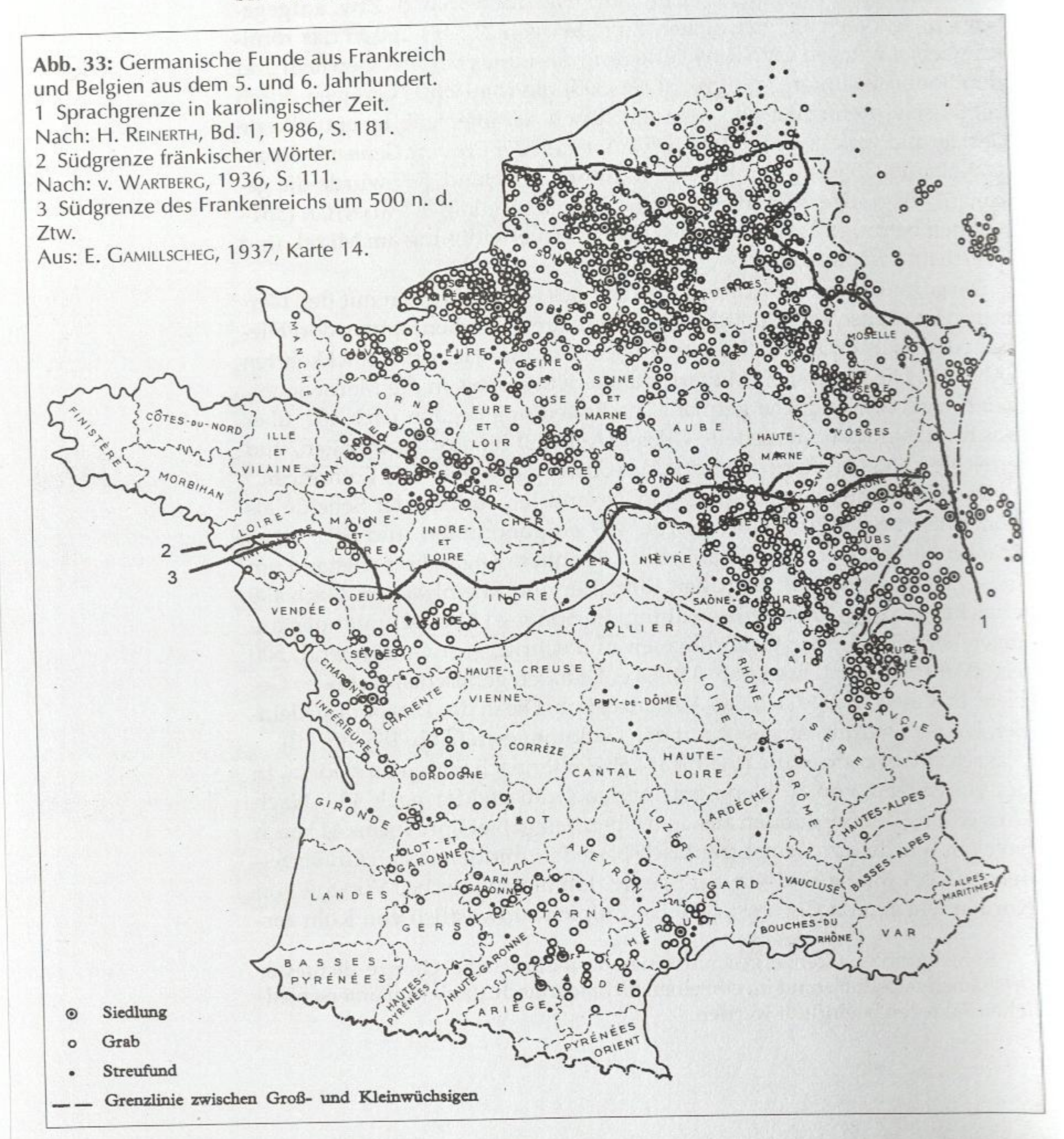


Abb. 33: Germanische Funde aus Frankreich und Belgien aus dem 5. und 6. Jahrhundert.
1 Sprachgrenze in karolingischer Zeit.
Nach: H. Reinerth, Bd. 1, 1986, S. 181.
2 Südgrenze fränkischer Wörter.
Nach: v. Wartberg, 1936, S. 111.
3 Südgrenze des Frankenreichs um 500 n. d. Ztw.
Aus: E. Gamillscheg, 1937, Karte 14.

wie eine Zurückdrängung des geschlossenen Sprach- und Siedlungsbereiches bis zu einer Sprachgrenze, die dann von den Karolingern an etwa bis ins 20. Jahrhundert blieb. Das Lotharingische Reich umfaßte bei seiner Gründung mit der Teilung von 843 westlich der Sprachgrenze (Abb. 270) bis zu seiner Westgrenze Gebiete ehemals geschlossener fränkischer Besiedlung.

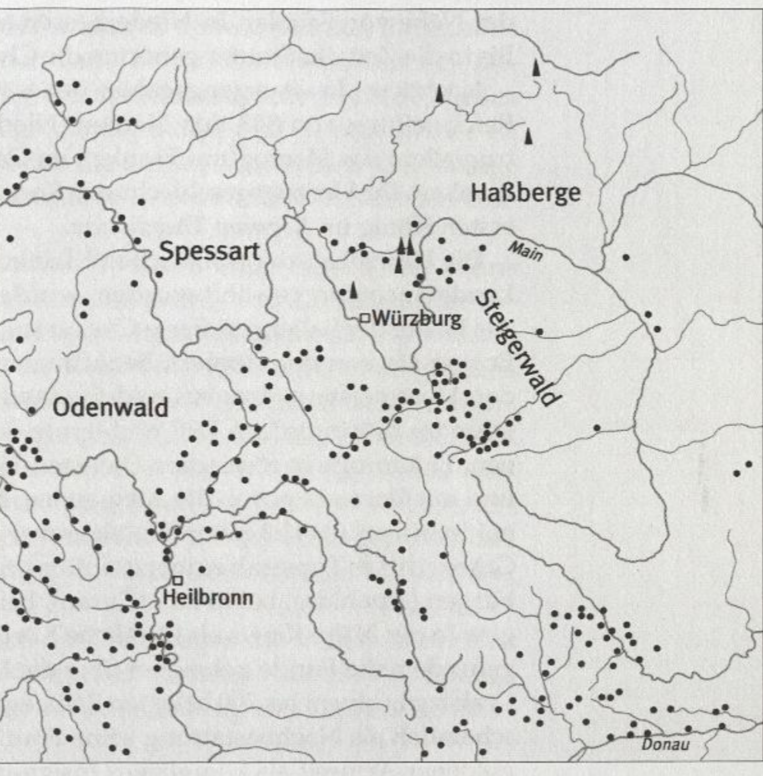


Abb. 34: Die fränkische Besiedlung im folgenden Stammesherzogtum der Franken ab dem 6. Jahrhundert mit Dorfnamen der Endsilbe -heim. Dörfer thüringischer Gründung mit spitzen Drecken. Nach: *Die Franken,* Bd. 1, 1996, S. 271.

Die germanische Besiedlung des Gebiets östlich des Rheins und südlich des Mains bis zur Donau begann nach 530. Hier finden sich Gräberfelder neben Dorfnamen mit -ingen und -heim (Abb. 34). An der Besiedlung nahmen auch Germanen elbgermanischer Herkunft und Thüringer teil, in Klepsau (Claffo, vor Tato, gest. 510) mit Bestattungen von langobardischen Adligen. Im Nordosten dieses Gebietes am Obermain stiftete Karl der Grosse vierzehn Kirchen für die von Nordosten eingedrungenen Wenden (›Reichswenden‹, s. Kap 2.1.9).

Bei der Besiedlung des römischen Gebietes im Süden, im Elsaß und in der Schweiz, durch die Alemannen und in der Mitte und im Norden durch die Franken behielten diese ihre ethnische Identität, wie die anthropologischen Untersuchungen aus der Reihengräberzeit ergaben (Abb. 185). Das heißt, daß die Galloromanen zurückgedrängt wurden. Die bäuerliche germanische Kultur mit dem langen Wohnstallhaus, der Brandbestattung und dem weiblichen Fibelschmuck wurde beibehalten, die Städte wurden gemieden. Anfangs wurden wie von anderen wandernden germanischen Stämmen Grubenhütten gebaut.

Der einzige Stamm der Rhein-Weser-Germanen, der unter den Merowingern noch seine Selbständigkeit bewahren konnte, waren die am Südende des Gebietes der Rhein-Weser-Germanen gegen die Hermunduren wohnenden Chatten, die nachmaligen Hessen. Erst am Ende des 7. Jahrhunderts erfolgte hier die Aufgabe der Selbständigkeit. Damit begann auch die Christianisierung. 723 fällte Bonifatius die Donareiche bei Geismar in

der Nähe von Fritzlar. In Niederhessen allein gab es drei Wodansberge. Bis in die Zeit der Staufer gehörten die Chatten zum Herzogtum Franken.

Nachdem das Ausgangsgebiet der fränkischen Ausdehnung mit der Reichsteilung von 843 den Namen (Nieder-) Lothringen erhalten hatte, trug allein das Herzogtum Franken im Ostfränkischen Reich den Namen Franken. Ihr Herzogsgeschlecht der Konradiner stellte mit Konrad I. den ersten König im *Regnum Theodiscum*.

Die Herrschaft der fränkischen Kleinkönige, die ursprünglich von den Landgemeinden gewählt wurden, wurde in der Landnahmezeit erblich. Als König der Salier residierte Childerich (457–482) in Tournai (Doornik). Er war als von den Römern Beauftragter für die Provinz *Gallia Secunda* den Heermeistern Aegidius und Syagrius unterstellt. Er verbrachte acht Jahre im thüringischen Exil und lernte dort seine Gemahlin Basina kennen. Er kämpfte in römischen Diensten 463 und 467 gegen die Westgoten und mit Odoakar gegen die Alemannen. Er starb 482 und wurde in Tournai in einem überhügelten Holzkammergrab vom Lübsowtyp bestattet. Gräber dieses Typs gab es im gesamten germanischen Bereich von Siebenbürgen (Apahida), bei Brünn (Žuran), bei Alt-Uppsala und bei Tschernigow in der Nähe Kiews als fürstliche Körpergräber. Das Grab wurde 1653 gefunden, die Funde gelangten über die Habsburger an Ludwig XIV. Das Grab lag in einem bis 700 belegten Reihengräberfriedhof und enthielt wahrscheinlich als Nachbestattung seine Frau. Zu den Beigaben gehörten ein goldener Armreif als königliches Insignium, wie sie germanischen Königen seit dem Aunjetitzer von Leubingen zukamen, seine Waffen, Spatha und Sax mit Goldknäufen, Franziska und Lanze, Siegelring mit Namen, Beschläge in Alemandin-Zellentechnik und eine goldene Zwiebelkopffibel, das Zaumzeug seines Pferdes, dessen Knochen und 100 Goldsolidi. In der Nähe fanden sich drei Gruben mit 21 geopferten Pferden, also eine königliche Bestattung in damaliger heidnischer germanischer Tradition.

Nach dem Tod seines Vaters 482 wurde der 16jährige Chlodwig zum König erhoben. Seinen ersten Kriegszug unternahm er 487 gegen den letzten römischen Heermeister Syagrius, der bei Soissons geschlagen wurde. Bald darauf wurde dessen Reich bis an die Grenze des westgotischen Reiches an der Loire besetzt. Als die Alemannen aus dem Elsaß nach Norden vorstießen, schlug er sie 496 bei Zülpich und gelobte, zum Christentum überzutreten, wenn ihm der Christengott zum Sieg verhülfe. Die Taufe fand einige Jahre später durch den Bischof von Reims, Remigius, statt, der dabei erklärte: »Beuge Dein Haupt, stolzer Sugambrer, verbrenne, was Du angebetet hast, bete an, was du verbrannt hast.«

Das Christentum zog jedoch nur langsam bei den Franken ein, die Reihengräber mit der Beigabensitte wurden bis in das 7. Jahrhundert belegt. Auch die heidnischen Inhalte der Beigaben auf Fibeln unter anderem

wurden weiterhin verstanden. 507 schlug Chlodwig mit den Burgunden die Westgoten und eroberte deren Land bis zur Garonne (Abb. 32). Damals verlegte er seinen Regierungssitz von Doornik nach Paris. 509 ließ er sich nach Ermordung des Königs der Ripuarier und dessen Sohnes zu ihrem König erheben. Dann wurden die letzten fränkischen Kleinkönige beseitigt. Nach seinem Tod 511 wurde er in der von ihm errichteten Grabeskirche in Paris beigesetzt.

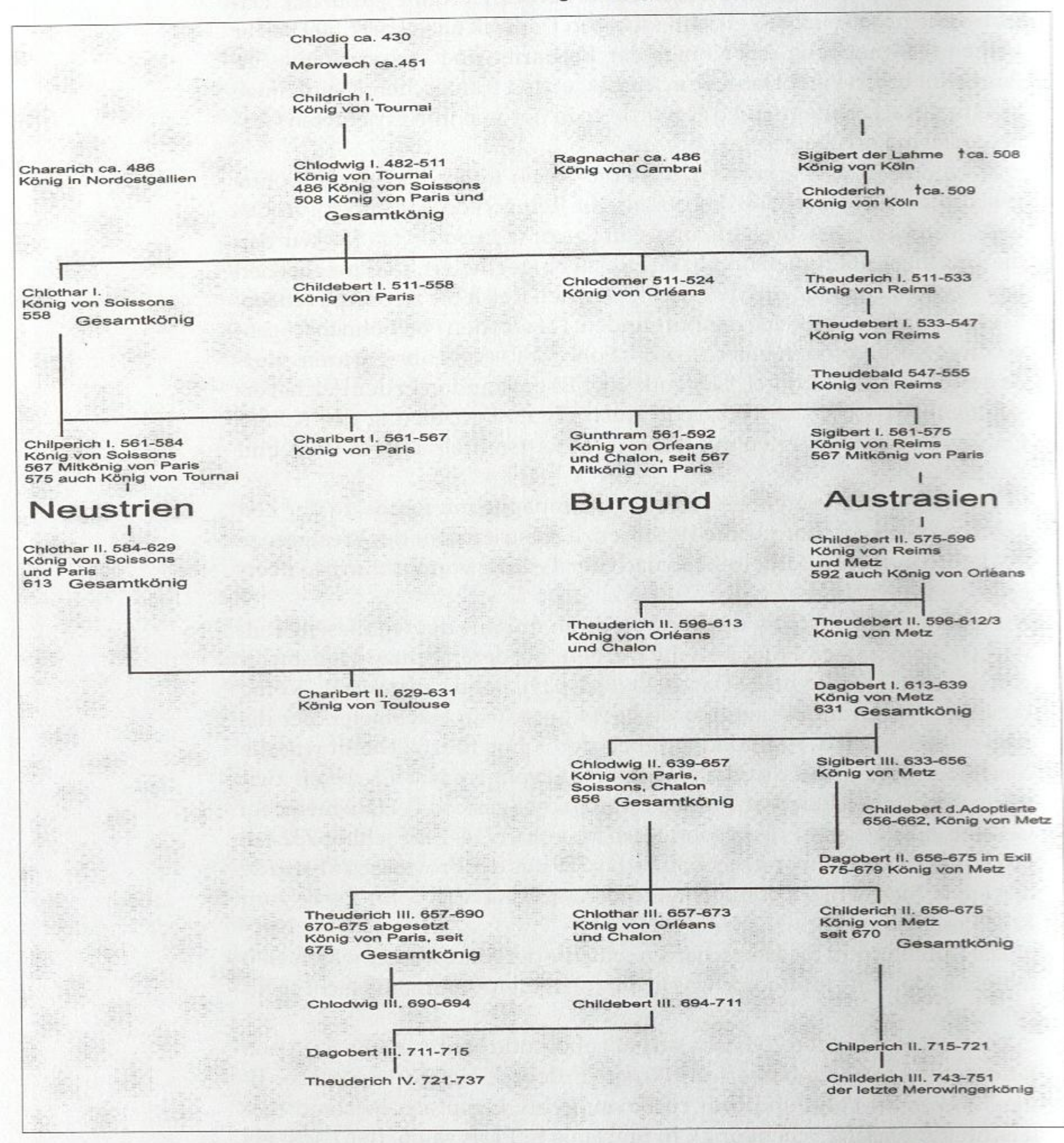
Nach dem Tod Chlodwigs wurde das Reich unter dessen vier Söhne geteilt mit den Sitzen von Theoderich in Reims, von Chlodomer in Orléans, von Childebert in Paris und von Chlotar in Soissons. 531 wurden die Thüringer überfallen und in das Reich eingegliedert, und im gleichen Jahr geschah dasselbe mit dem westgotischen Reich bis zu den Pyrenäen. 534 eroberten sie das Reich der Burgunden. Da von den vier Söhnen Chlodwigs nur Nachkommen von Chlotars Sohn Chilperich übrig waren, wurde dessen Sohn Chlotar II. Gesamtkönig. Es entstanden in der Reichsversammlung von 614 die Teilreiche Austrien als Fortsetzung des Kölner Frankenreiches, Neustrien mit dem Herrschaftsmittelpunkt in Paris und Burgund.

Austrien umfaßte anfangs auch die Champagne mit Reims. In der Zeit Karls des Grossen stimmte die Westgrenze Austriens mit der Westgrenze des Lotharingischen Mittelreiches nach der Teilung von Verdun 843 überein.

Die königlichen Grafen durften von da an nur aus dem in diesem Teilreichen eingesetzten Adel bestellt werden, an deren Spitze Hausmeier gesetzt wurden. 623 wurde Dagobert (613–639), Sohn Chlotars II., König von Austrien. Unter diesem wurde Pippin (gest. 640) Hausmeier, der die Regierung infolge der Minderjährigkeit der Söhne führte. Damit war die Macht der Könige auf die Hausmeier übergegangen. Nach Kriegen zwischen den Teilreichen war Pippin der Mittlere (gest. 714) Hausmeier im Gesamtreich. Dessen Friedelsohn Karl Martell (714–741) schlug 732 bei Poitiers die Sarazenen und vertrieb sie bis 759 aus der Provence. 751 wurde der letzte Merowinger entmachtet und Karl Martells Sohn Pippin zum König erhoben.

Die Familien und die Herrschaftsgeschichte der Merowinger waren vielfältig mit Morden verbunden, was in der folgenden Stammtafel nicht sichtbar wird.

Da die Langobarden 753 das Ostrom gehörende Exarchat von Ravenna besetzten und die Unterwerfung Roms forderten, rief Papst Stephan II. die Franken zu Hilfe und floh zu ihnen. Pippin versprach Beistand (gefälschte Pippinsche Schenkung). In St. Denis in Paris salbte der Papst als Dank Pippin und dessen beide Söhne Karl und Karlmann zu Königen. Damit begann die Dynastie der Karolinger, deren Könige nicht mehr wie



Tafel: Die Merowinger-Könige und ihre Reiche. Nach: *Die Franken, Bd. 1, 1996, S. 17.*

die Merowinger nach dem germanischen Brauch aus der Königssippe, die das Königsheil trug, gewählt wurden, sondern das christliche Gottesgnadentum verkörperten. Pippin unternahm zwei Feldzüge gegen die Langobarden, besiegte sie und zwang sie zur Abtretung des Gebietes des späteren Kirchenstaates an den Papst, der damit weltlicher Fürst wurde.

In mehreren Feldzügen unterwarf Pippin Aquitanien bis zur Garonne. Für einen davon verweigerte Tassilo III., Herzog von Baiern, 763 die Heeresfolge.

Der Machteinfluß der Pippiniden gründete sich auf ihren Großgrundbesitz in Austrien und die damit vielfältig verknüpften Handels-, Zoll- und Marktrechtseinnahmen und sogar auf Münzrechte. Viele Abteien waren von ihnen lehensabhängig, wie zum Beispiel Echternach mit dem Grab des angelsächsischen Missionars Willibrord. Die Bischöfe von Metz wurden aus der Familie besetzt, und die Bischöfe von Maastricht und Trier standen unter ihrem Einfluß. Die Besiedlung der Ardennen wurde von ihnen eingeleitet. Die Heidenmission an der Ostgrenze des fränkischen Reiches und damit dessen Ostausdehnung unter Willibrord und Bonifatius stand unter ihrem Einfluß. Dann folgten die karolingischen Klostergründungen rechts des Rheins.

Ihren Grundbesitz erwarben sich die Pippiniden bei der Landnahme bis zum Tod Chlodwigs im Gebiet der vollständigen Besiedlung im späteren Austrien, dessen Westgrenze wiederum etwa mit der Westgrenze des späteren Lotharingischen Mittelreichs übereinstimmte.

In diesem Gebiet wuchs der Adel wie überall unter den Germanen aus dem Bauerntum heraus und war also ethnisch und gebietsmäßig gebunden. Das Heer war das germanische Volksheer aus den Freien und dem eingesessenen Adel. Im Süden, im nur noch lückenhaft fränkisch besiedelten Gebiet, entstand der Adel aus der lehensmäßigen Landzuweisung der Könige und der Eingliederung der römischen Aristokratie. Es bildete sich eine romanisierte Oberschicht. Das spurenhafte fränkische Bauerntum dieses Gebietes wurde ebenso romanisiert. Auch das Heer wurde romanisiert durch Eingliederung der Truppen des Syagrius und der Waffenträger der Aristokratie. Aus der fränkischen Volkssprache *(lingua theodisca)* und aus dem spätrömischen Latein entstand das Altfranzösisch. Damit bildeten sich die ethnischen Unterschiede zwischen der neoromanisch-fränkischen Mischbevölkerung und den fränkisch Gebliebenen. Die Romanisierung unter den Merowingern drängte von 600 bis nach 700 das geschlossen fränkisch besiedelte Gebiet zurück bis auf eine Linie Bologna–Maastricht, und zwar östlich der Linie Maas–Burgundische Pforte jenseits der Westgrenze von Austrien (Abb. 39).

Das fränkische Stammesrecht, die *lex Salica*, die erstmalig unter Chlodwig aufgezeichnet wurde, kannte gegenüber anderen germanischen Stam-

mesrechten gewisse Unterschiede der Einordnung in die drei Stände: die Freien, Halbfreien und Hörigen, wobei zum Unterschied zu anderen germanischen Stammesrechten die Bauern und Handwerker meist Hörige waren und der Stand der Freien die Freibauern, den Adel und Hochadel enthielt, die sich aus Halbfreien und Unfreien Kriegergefolgschaften halten konnten. Die Galloromanen galten als Halbfreie. Für sie war das römische Recht gültig. Die Domänen als Grundherrschaften entstanden in der Landnahmezeit und umfaßten das Herrenland, das durch Hörige und Sklaven bewirtschaftet wurde, und die Bauernstellen als nur abgabepflichtige Lehen von Freien oder zeitdienstpflichtigen Unfreien. Südlich der Loire blieben die von Sklaven bewirtschafteten Großbetriebe neben den selbständigen kleineren Bauernstellen erhalten. Im gesamten Merowingerreich war auch die Kirche, deren Bischöfe und Äbte von der Aristokratie gestellt wurden, Großgrundbesitzer. In den rechtsrheinischen Ausgangsgebieten der Landnahme und vielleicht bis zur Grenze der ersten geschlossenen Besiedlung blieben neben dem Anwachsen des Grundbesitzes des Adels die germanischen Familienbetriebe bestimmend.

Nachdem seit 0. d. Ztw. erst vereinzelt und dann zunehmend anstatt der Brandgräber Körpergräber mit Rückenlage aufgetreten und mit dem Lübsowtyp bei der fürstlichen Oberschicht als Kammergräber üblich geworden waren, blieb diese Bestattung auch noch nach dem Einzug des Christentums bei den Franken in den Reihengräberfeldern bis in das 8. Jahrhundert vorherrschend. Für die fürstliche Oberschicht finden sich die Gräber an den Außenmauern der ältesten Kirchen wie die von 537 unter dem Kölner Dom oder von 680 unter dem Altarraum des Frankfurter Doms. In Köln stand in der Grabkammer eines fürstlichen Knaben ein Holzbett mit gedrechselten Speichen, ein Stuhl, ein Spangenhelm sowie seine Bewaffnung mit Spatha, Schild, Ango, Lanzenspitze sowie eine Flasche mit reinstem Wasser. Im Frankfurter Dom barg man das Grab eines fünfjährigen Mädchens mit reicher Ausstattung von goldenem Schmuck, unter anderem Armreif, Scheibenfibel und Töpfe mit Speisen.

In der Nähe der Siedlungen liegen die zugehörigen Reihengräberfelder mit einer von der Größe der Siedlungen abhängigen Zahl der Gräber bis zu solchen von mehreren tausend Gräbern mit Kreisgräben um die Gräber sozial höher Stehender. In den Grabkammern lag der Tote auf Totenbrettern, in Bohlensärgen oder Baumsärgen. Es wurden auch römische Sarkophage verwendet und Grabsteine auf die Gräber gesetzt, auf denen gemischt heidnisch-christliche Inhalte dargestellt sind. Die Beigaben waren Trachtbestandteile und Waffen.

Von allem Handwerk war im Frankenreich die Herstellung von Schwertern hoch entwickelt. Ein elastisch-biegsames Schwert besteht aus mehreren Lamellen miteinander verschweißten harten und spröden kohlenstoffreichem und weichem kohlenstoffarmen Eisen. Mehrere derartige Damaststäbe werden verdrillt und zu der mittleren Bahn der Klinge verschweißt. An den Kanten werden die Schneiden aufgeschweißt. Beim Polieren werden die Lamellen als Damastierungsmuster sichtbar. Ein solches Schwert mit einfachem Griff kostete damals 7 Solidi, das waren 1986 1025 DM. Eine solche Werkstatt zeichnete ihre Stücke mit Ulfberth. Ulfberth-Schwerter wurden in ganz Europa gefunden (Abb. 35). Mit kunstvollen und vergoldeten Griffen entstanden die Prunkschwerter der fränkischen Herrscher seit CHILDERICH.

Herausragende Werke schuf das Kunsthandwerk mit den Reliquiaren, von denen nur das von Engern erwähnt sein soll, das KARL DER GROSSE angeblich WIDUKIND zu seiner Taufe 785 schenkte. Es zeigt auf Goldblech Zelleneinlagen mit Halbedelsteinen und antiken Gemmen.

Die Erzeugnisse des Kunsthandwerks, die vor allem an der Tracht getragen wurden und als Grabbeigaben auf uns kamen, lassen im Merowingerreich nach den Eroberungen romanische Einflüsse erkennen.

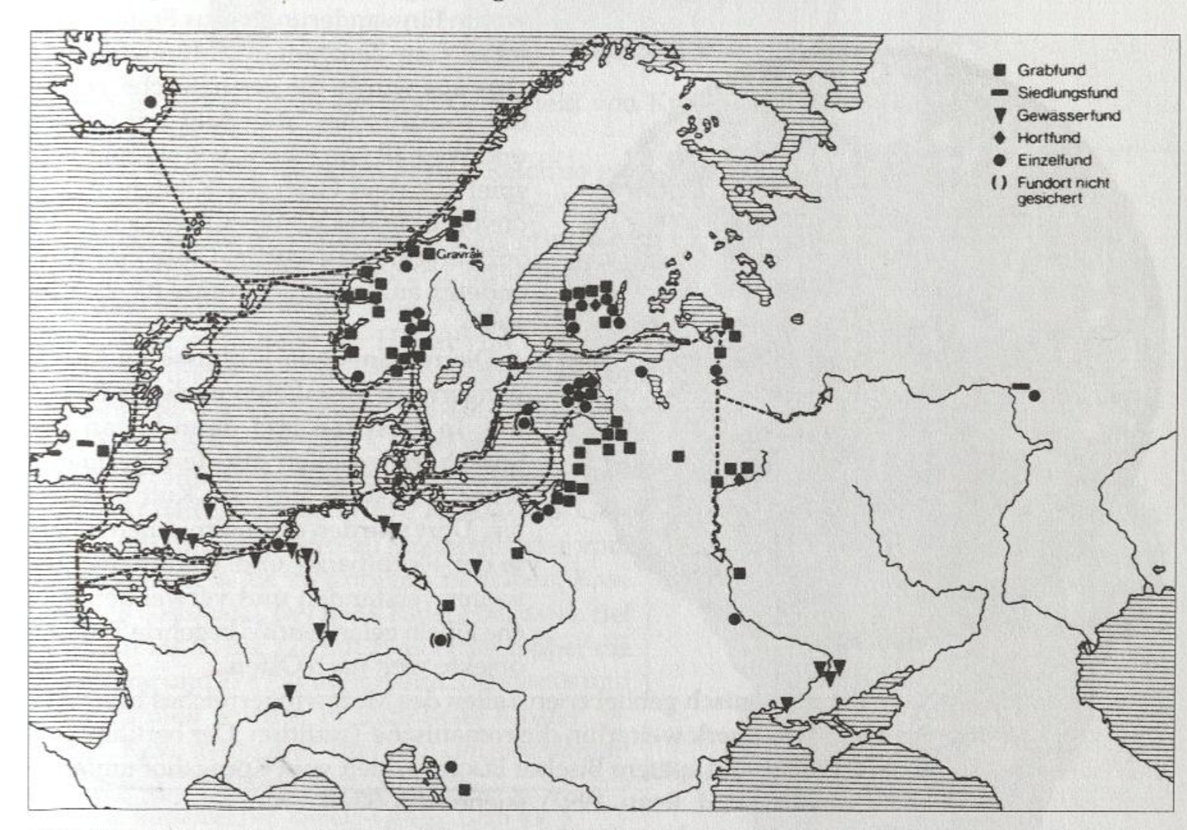


Abb. 35: Die Verbreitung der Ulfberth-Schwerter und die damaligen Handelswege. Nach: M. MILLER-WILLE, 283.

Im ostrheinischen und im weiteren germanischen Gebiet trugen die Frauen auf einem Unterhemd ein langärmliges, vorn offenes Oberkleid, das über dem Gürtel mit zwei Kleinfibeln geschlossen wurde. Ein Umhang wurde an den Schultern von zwei großen Fibeln zusammengehalten. Im 6. Jahrhundert änderte sich die Tracht. Der Umhang wurde nun mit einer Brosche, einer Scheibenfibel, geschlossen.

Bis etwa 550 wurden Fibeln mit geradem oder rautenförmigem Fuß, halbrunder Kopfplatte und drei und mehr Knöpfen daran und mit Ranken- und Kerbschnittverzierungen hergestellt. Nach 550 kamen als skandinavische Einflüsse Flechtband- und Tierornamentik sowie rechteckige Kopfplatten auf. Die Scheibenfibeln sind aus Goldblech mit mugelig (rundlich) geschliffenen Steinen oder Glasstücken besetzt und oft künstlerisch herausragend (Abb. 36), auch sind sie oft mit Almandin-Zellentechnik ganz besetzt. Bronzene Scheibenfibeln wurden schon in der Bronzezeit am Gürtel getragen. Scheibenfibeln wurden noch jüngst an deutschen Trachten und in Norwegen getragen. Besonders prächtige stammen aus Siebenbürgen, wohin Einwanderungen aus Franken kamen. Vom Zentrum des Merowingerreiches aus wurde die germanische Tracht der romanischen angepaßt mit Gürtel und Wegfall von Fibeln, wie sie zum Beispiel aus dem Grab der Königin Arnegunde, Frau des Königs Chlotar I. (511–561), erschlossen wurde. Diese Einflüsse endeten an der Sprachgrenze (G. Zeller, 1997).



Abb. 36: Goldene Scheibenfibel, Iversheim, Grab 142. Nach: *Die Franken,* Bd. 2, Abb. 550.

Die romanischen Einflüsse im Merowingerreich gestalteten auch die Fibeln um. In Austrien und dann bis an die Sprachgrenze blieb mit dem germanischen Volkstum auch die Kultur erhalten. Dort wurden die heidnischen Inhalte der Flechtband- und Tierornamentik weiter verstanden und verwendet. Solche Fibeln gelangten als begehrte Tauschobjekte weit nach Osten.

In den romanisch gebliebenen Teilen des Merowingerreiches herrschte im Kunsthandwerk weiterhin die romanische Tradition. Der berühmteste Goldschmied und spätere Bischof Eligius erhielt vom Königshof umfangreiche Aufträge (H. Roth, 1997). (siehe Abb. 37 b)

Nach der Übernahme der römischen Glashütten wurden sehr verschiedenartige Glasgefäße hergestellt, am künstlerischsten sind die Rüsselbe-



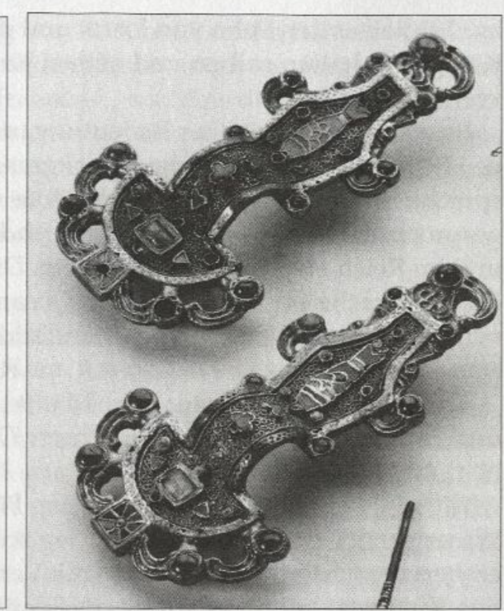
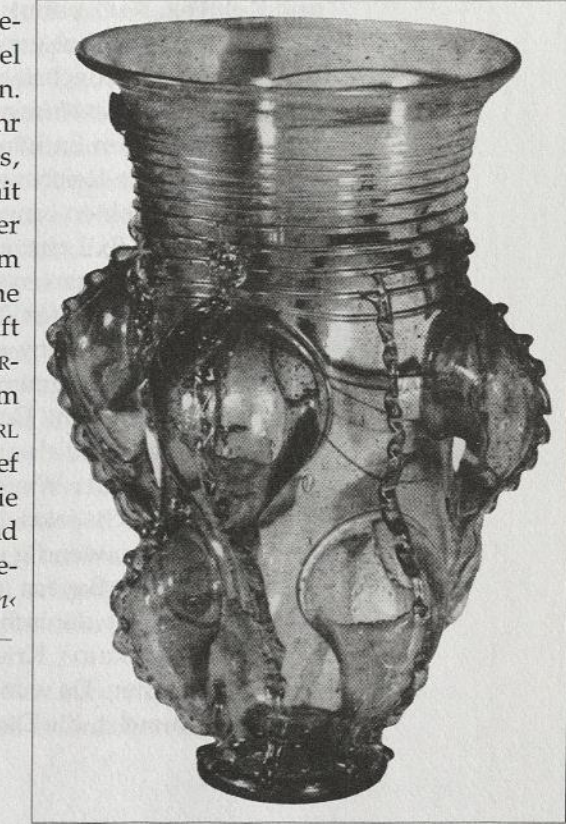


Abb. 37:
a Fränkische Fibel im Tierstil 2, Soest, Westfalen. Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 1, 1941, Tafel 2.
b Merowingische Fibel vor 600, Jouy-le-Comte (Dep. Val d'Oise). Nach: *Die Franken,* Bd. 2, 1996, Abb. 558.

cher, wie zum Beispiel aus dem Gräberfeld von Krefeld-Gellep von um 450 (Abb. 38).

Pippin starb 768, nachdem er sein Reich so geteilt hatte, daß Karlmann und Karl gleich viel romanische und germanische Gebiete erhielten. Baiern blieb außerhalb der Teilung. Im selben Jahr wurden beide gekrönt. Die Witwe Pippins, Bertranda, vermittelte die Heirat von Karl mit Irmingard und Karlmann mit Gerberga, Töchter des langobardischen Königs Desiderius. Nachdem sich Karl nach dem Tod Karlmanns 771 ohne Rücksicht auf dessen Kinder die Alleinherrschaft gesichert hatte, floh die Witwe Karlmanns, Gerberga, mit ihren Kindern zu Desiderius, der vom Papst verlangte, sie zu Königen zu salben. Karl verstieß Irmingard. Der neue Papst Hadrian I. rief Karl zur Hilfe, der 773 mit zwei Heeren über die Alpen zog und 774 Pavia einnahm. Desiderius und seine Familie wurden in fränkische Klöster gesteckt. Karl nahm den Titel *›rex Langobardorum‹*



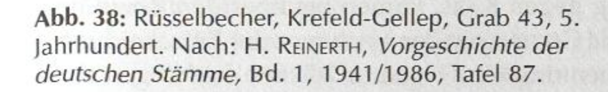


Abb. 38: Rüsselbecher, Krefeld-Gellep, Grab 43, 5. Jahrhundert. Nach: H. Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 1, 1941/1986, Tafel 87.

an. 781 ließ er den Sohn von Pippin und dessen Gemahlin vom Papst zum König von Italien salben und seinen jüngeren Sohn Ludwig zum König von Aquitanien.

Es war nun von größter Bedeutung, daß Karl der Grosse nach 784 seinen Regierungssitz hinter die Sprachgrenzen nach Aachen verlegte. Er war sprachlich Franke geblieben. Am Hofe wurde der altfränkische Dialekt gesprochen, der sich dann als Althochdeutsch im Ostfränkischen Reich und im Reich Heinrichs I. ausbreitete. Dieses Altfränkische war auch die Befehlssprache im karolingischen Gesamtheer. Karl stellte sich vor seinem Palast in Aachen nicht das Standbild Caesars auf, sondern das Reiterstandbild Theoderichs des Grossen aus Ravenna.

Nachdem es schon unter Karl Martell zu Kämpfen zwischen Franken und Sachsen gekommen war, begann 772 der erste Sachsenkrieg mit einem Angriff der Franken nach Engern. Nach Eroberung der Engernburg wurde die Irminsul in einem heiligen Hain zwischen Marsberg und der Weser gefällt. Der erste Sachsenkrieg schloß 776 mit einem Reichstag im eroberten sächsischen Paderborn mit Verordnung von Zwangstaufen und des Kirchenzehnten. Als Karl in Spanien am Ebro gegen die Mauren kämpfte, brach 778 mit einem Aufstand unter der Führung Widukinds der zweite Sachsenkrieg aus mit Verwüstungen bis an den Rhein bei Deutz und Koblenz. Karl unterwarf dann alle Teilstämme der Sachsen. 782 vernichtete ihr Aufgebot gegen die Sorben das fränkische Heer am Süntel. Die Folgen – der Reichstag von 782 in Lippspringe mit dem Erlaß der *Capitulatio partibus Saxoniae* mit einem Standrecht, der Auslieferung der Aufständischen, deren Enthauptung in Verden und die Einordnung Sachsens in die fränkische Reichsverfassung mit der Ernennung fränkischer Gaugrafen – riefen einen erneuten Aufstand unter Widukind hervor, der aus dem dänischen Exil zurückgekommen war. Karl drang bis zur Elbe vor. Die Sachsen unterwarfen sich.

Die Reichsannalen für 785 berichten von der Taufe Widukinds am Weihnachtstag 785 in Attigny nahe der Westgrenze von Austrasien. Karl der Grosse sei Taufpate gewesen und habe als Taufgeschenk das Reliquiar von Engern überreicht. Doch sowohl Widukind von Corvey in seiner *Sachsengeschichte* von 950 als auch Einhard in seiner *Vita Caroli Magni* von 830 schweigen sich über Widukind aus.

Ein dritter Sachsenkrieg von 792 bis 804 war zum Brechen des letzten Widerstandes notwendig mit der Folge der Zwangsumsiedlung von 10000 Sachsen bis nach Bayern (Ortsnamen mit -sachsen).

810 führten die dänischen Wikinger unter ihrem König Göttrick, dem Schwager Widukinds, Krieg gegen Karl, kamen bis über den Rhein und eroberten Aachen. Da wurde Göttrick in der Nacht vor der Entscheidungsschlacht ermordet, die Dänen mußten Frieden schließen und zogen ab.

Im Gegensatz zur Behandlung von Tassilos Familie behielt Widukind seine Hausgüter, seine Familie wurde offenbar nicht ›entsorgt‹, und Mathilde, die Gemahlin von König Heinrich I., war eine direkte Nachkommin Widukinds. Über sein Schicksal ist nichts bekannt. Doch mag sich manches hinter den mit ›political correctness‹ geführten zeitgemäßen Chroniken verbergen. Er galt als Stifter der Kirche von Enger, sein Grabmal dort war bekannt, und sogar Kaiser Karl IV. besuchte es dort und ließ es restaurieren. (R. Kosiek, 2008)

Nach einer Bitte um Unterstützung zog Karl 778 mit zwei Heeren über die Pyrenäen, mußte sich aber zurückziehen. Die Nachhut wurde in Gebirgsschluchten mit Graf Hroudland (Roland) vernichtet, das *Rolandlied* entstand darüber. Doch die spanische Mark konnte 795 errichtet werden.

Gegen den letzten germanischen Stamm mit stammeseigenem Herzogsgeschlecht der Baiern ging Karl lang angelegt systematisch vor (siehe auch Kap. 2.1.8) Nachdem Karlmann 771 gestorben war, vermittelte Pippins Witwe Bertranda die Ehe zwischen Karl und Irmingard, einer Tochter des langobardischen Königs Desiderius und wohl auch die Ehe zwischen ihrer Schwester Luitperga und Tassilo III. von Baiern. Da Karl den Söhnen Karlmanns ihr Erbe verweigerte, floh dessen Gemahlin mit ihren Kindern zu Desiderius. Karl löste die Ehe mit Irmingard und begann 773/774 den Krieg gegen die Langobarden. Tassilo blieb untätig, doch nahm ein bairisches Aufgebot 778 an einem fränkischen Feldzug nach Spanien teil. 781 erneuerte Tassilo auf dem Reichstag zu Worms seinen Treueeid gegen Pippin von 757. Während seines Aufenthaltes in Rom von 781 verständigte sich Karl mit Papst Hadrian I. im Vorgehen gegen Tassilo. Er empfing dort zwei Gesandte Tassilos, doch diese wurden wegen angeblich mangelnder Vollmachten abgewiesen. Karl marschierte in drei Heeressäulen nach Baiern. Tassilo kämpfte nicht, sondern unterwarf sich und wurde von Karl mit dem Herzogtum Baiern belehnt. 788 wurde er ordnungsgemäß auf die Reichsversammlung nach Ingelheim eingeladen. Dort wurde er von etlichen Baiern angeklagt, er habe ein Bündnis mit den Awaren geschlossen. Er wurde wegen des Herisliz (Verlassen des Heereszuges mit seinem Aufgebot) von 763 zum Tode verurteilt, doch von Karl zum ›Klostertod‹ begnadigt wie Tassilos Familie auch. »Die Ausschaltung der gesamten bairischen Herzogsfamilie war ohne ordentliches Verfahren erfolgt und konnte nicht anders denn als Rechtsbruch wirken.« (H. Wolfram, 1988) Deshalb mußte Tassilo 794 auf einer Synode in Frankfurt auf alle seine Rechte und die seiner Familie verzichten. Dann setzte Karl in die bairische Provinz als Statthalter seinen Schwager Gerold ein, den Bruder seiner Gemahlin Hildegard.

Im Jahre 791 kam es wegen Grenzstreitigkeiten zum Kampf mit den Awaren, der sich bis 799 hinzog. Die angeblichen awarischen Einfälle be-



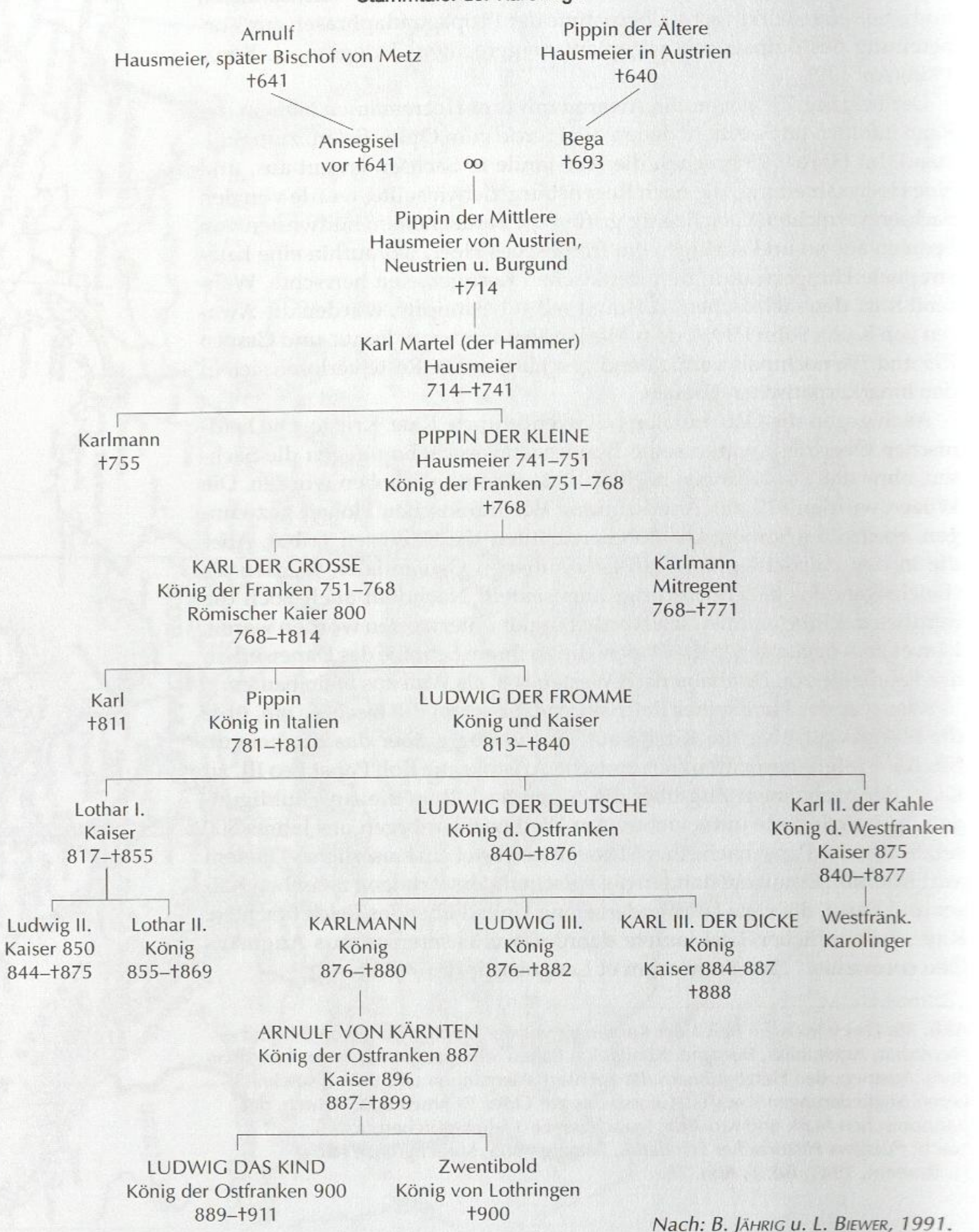
ruhen auf nachträglichen geschönten Umarbeitungen der Reichsannalen und sind »eine willkürliche Übernahme der Propagandaphrasen zur Vorbereitung des damals schon geplanten ›gerechten‹ Krieges«. (I. Bona, 1988)(Abb. 39)

Der Feldzug 791 gegen die Awaren mit drei Heeressäulen kam an der Raab infolge von Seuchen, denen die Pferde zum Opfer fielen, zum Stillstand. Im Jahre 793 brachen die Aufstände in Sachsen erneut aus, und eine Heeresabteilung, die nach Regensburg ziehen sollte, wurde von den Sachsen vernichtet. Gleichzeitig griffen die Sarazenen im Südwesten von Spanien aus an und schlugen ein fränkisches Heer, woraufhin eine katastrophale Hungersnot in den fränkischen Kerngebieten herrschte. Während Karl den sächsischen Aufstand selbst bekämpfte, wurden die Awaren von Karls Sohn Pippin, dem Markgrafen Erich von Friaul und Gerold 795 und 796 nochmals vernichtend geschlagen. Die Reste verloren sich in den innerkarpatischen Ebenen.

Auch gegen die Ostvandalen (›Slawen‹) führte Karl Kriege. Die heidnischen Obodriten waren seine Bundesgenossen schon gegen die Sachsen, ohne daß Forderungen nach Christianisierung erhoben wurden. Die Wilzen wurden 812 zur Anerkennung der fränkischen Hoheit gezwungen, ebenso die Sorben. Die Böhmen zahlten seit 805 einen Tribut. Aber die in den bairischen Nordgau gekommenen Ostvandalen wurden als ›Reichswenden‹ gleichberechtigt angesiedelt. Nachdem auch noch die nördlich der Elbe wohnenden Nordalbingier unterworfen worden waren, kam es zu Kriegen gegen die Dänen, die zu ihrem Schutze das Danewerk in der Landenge von Haithabu nach Westen 808 als Wall aus Stein bauten.

Karl war der Herr seiner Reichskirche. Er setzte die Bischöfe ein, übte die Strafgewalt über die Kirche aus und verfügte über das Kirchengut. Nach Verfolgungen durch die römische Aristokratie floh Papst Leo III. zu Karl, der nach einem Zug über die Alpen nach Rom die Anschuldigungen in einer Synode untersuchte. Am Weihnachtsmorgen des Jahres 800 setzte ihm der Papst nach einer Messe unerwartet ein kaiserliches Diadem auf (Abb. 40). Damit entstanden die Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst, die viele Jahrhunderte lang Unheil über das Reich brachten. Karls urkundlicher Titel lautete dann: ›Carolus serenissimus Augustus Deo coronatus. . . rex Francorum et Langobardorum‹ (Abb. 40).

Abb. 39: Das fränkische Reich der Karolinger vor der Reichsteilung von 843 mit Neustrien, Aquitanien, Burgund, Königreich Italien (ehemaliges Reich der Langobarden), Austrien, den Herzogtümern der Sachsen, Alemannen und Baiern sowie lokkeren Angliederungen Karls des Grossen bis zur Oder, Böhmen und Mähren, der pannonischen Mark und Kroatien, Sprachgrenze 1; dick, Kirchenstaat 2.
Nach: *Putzgers Historischer Schulatlas,* Leipzig 1905; Sprachgrenze nach: H. Reinerth, 1941, Bd. 1, Abb. 76.



Nach: B. Jährig u. L. Biewer, 1991.

Im Jahre 806 regelte Karl die Thronfolge. Als Unterkönige erhielten Pippin Aquitanien, Ludwig das langobardische Italien und Karl II. die Kaiserkrone mit Neustrien, Austrasien, Alemannien und Baiern. Nach dem Tod Pippins 810 und Karls 811 wurde mit Zustimmung der Reichsversammlung in Aachen 813 Ludwig zum Mitkaiser ernannt. Ludwig krönte sich dort selbst ohne kirchliche Mitwirkung. 814 starb Karl der Große. Als sein Sarkophag 1861 im Aachener Münster geöffnet wurde, fand man ihn mit 1,92 m wirklich groß.



Abb. 40: Reiterstandbild von Karl dem Grossen, 9. Jahrhundert, aus Metz, Höhe 23,5 cm. Auf dem im Louvre jetzt befindlichen Standbild trägt Karl aufrecht sein Schwert. Nach: H. Roth, *Kunsthandwerk im frühen Mittelalter*, Stuttgart 1986.

Zur Ausübung seiner Macht besaß Karl den Königsbann, die oberste Anordnungs- und Befehlsgewalt. Er war oberster Richter und oberster Kriegsherr und hatte daneben Sitz in der Reichssynode. Gesetzesvorschläge brachte er in Volksversammlungen des Adels und der Freien ein, die dort beraten und beschlossen wurden, die Kapitularien. Diese Volksversammlungen fanden vorwiegend in den germanisch bestimmten Teilen seines Reiches statt. Daneben bestand für die Freien nach germanischem Recht die Thingpflicht im Gau. Darüber stand auch als Berufungsinstanz das Königsgericht. Der Vorstand der Hofkanzlei war der Kanzler. Als Verwaltungseinheiten gab es die 98 Gaue mit den Gaugrafen, die von Karl ernannt wurden, daneben als Vorstände der Königspfalzen die Pfalzgrafen und die Markgrafen der Grenzmarken, die besondere militärische Aufgaben hatten. Es gab die Pfalzen von Nymwegen, Paderborn, Ingelheim und Regensburg in den germanisch bestimmten Gebieten des Reichs. Es gab die spanische, die bretonische, die dänische, die pannonische Mark, die Ostmark und die Mark Friaul.

Die Verbindung mit der Zentrale, die Übermittlung von Anordnungen und Befehlen und die Überwachung besorgten die Königsboten. Sie konnten Gerichtstage und Gauversammlungen abhalten. Neben jedem weltlichen gab es einen geistlichen Königsboten für die kirchlichen Angelegenheiten.

Diese Reichsorganisation bestand noch unter Ludwig dem Frommen. Neben der Reichsteilung entstanden unter Ludwig dem Deutschen manche

Änderungen, die Provinzen wandelten sich zu den Stammesherzogtümern unter erblichen Herzogsgeschlechtern, die Gaugrafen wurden aus dem eigenen Adel genommen, ihre Herrschaft wurde erblich.

Mit der Pflicht für die Freien, für die vielen Kriege – es gab in KARLS Regierungszeit nur wenige kriegsfreie Jahre – sich als Bewaffnete zu stellen, entstand schon unter den Merowingern das Lehenswesen. Die bewaffneten Panzerreiter überforderten die Möglichkeiten der germanischen Freien zur Heeresdienstpflicht sowohl in zeitlicher als auch in materieller Hinsicht. Sie wurden Vasallen und erhielten für ihre dauernde Dienstpflicht Unterhalt in Naturalien und Land zur Eigenbewirtschaftung. Die Leistung für den König bestand in Treue und Gehorsam, die Leistung des Königs in Schutz und Unterhalt. Das Lehen fiel beim Tod des Lehensträgers zurück, wurde neu vergeben, zunächst an den Leibeserben. Diese Art von Vasallität wurde zum Königsrecht und zur Vergabe von Ländereien aller Größenordnung, alle Herzöge wurden Lehensträger. Erst im Hochmittelalter setzte sich die Erblichkeit von Lehen allmählich durch.

2.1.2 Die Cherusker

Die Cherusker waren ein Stamm der Rhein-Wesergermanen, die sich aus der Harpstedt-Niendorfer Kultur um und nach 0 d. Ztw. entwickelt hatten (Abb. 23 u. 30). Sie grenzten im Nordosten an die aus der Jastorfkultur stammenden Sweben und im Norden an die Langobarden. Sie wurden von CAESAR im Jahre 53 v. d. Ztw. erstmals genannt. Etwa in der Mitte ihres Siedlungsraumes befand sich bei Hameln ihr Donarheiligtum. In die internen Auseinandersetzungen um den Königstitel spielten die römischen Einflüsse eine Rolle. Nachdem aus der Königssippe nur noch der in Rom erzogene Sohn des Bruders von ARMIN, FLAVUS, übriggeblieben war, konnte er sich nach 47 n. d. Ztw. mit langobardischer Hilfe durchsetzen. Um 100 n. d. Ztw. waren die Cherusker bereits im Westen von den Angrivariern aufgenommen worden, wurden dann nicht mehr genannt und sind schließlich im Stammesgebiet und im Herzogtum Sachsen aufgegangen. Weltpolitische Bedeutung gewannen sie durch den der Königssippe angehörenden ARMIN und seinen Freiheitskampf gegen die Römer.

Der Gaugraf SIGIMER, der Vater des ARMIN, unterwarf sich 4 n. d. Ztw. dem römischen Druck und erhielt auch mit seiner Familie das römische Bürgerrecht. Damit wurde ARMIN Führer einer Hilfstruppeneinheit. Für besondere militärische Leistungen erhielt er den römischen Rittertitel. Als 24jähriger kehrte er 7 n. d. Ztw. in seine Heimat zurück. Im selben Jahre wurde VARUS Statthalter in Gallien und erhielt den Oberbefehl in Germanien. Mit verstärktem römischen Druck löste sich ARMIN innerlich von den Römern und versicherte sich der Hilfe der Nachbarstämme.

Beim herbstlichen Rückmarsch in die Winterquartiere am Rhein im Jahre 9 n. d. Ztw. wollte er die Römer in den engen Tälern des Teutoburger Waldes angreifen. Vor dem Abmarsch warnte noch sein Schwiegervater SEGESTES VARUS. Doch VARUS und ARMIN waren am Abend vor dem Abmarsch zusammen, und ARMIN gab ihm am nächsten Morgen noch das Geleit. Die gesamte Marschkolonne aus drei Legionen mit 17000 Mann, 5000 Mann Hilfstruppen, Reitern und Troß war 20 Kilometer lang. Jeder Legionär hatte eine Ausrüstung mit Verpflegung für fünf Tage und 43 Kilo zu tragen. Sie marschierten auf einer Nebenstraße zu einem fingierten Aufstand. Der Angriff wurde von ARMINS Auxiliartruppe eingeleitet und geführt. Aufkommender Regen und Sturm behinderten den Marsch zusätzlich. Nach großen Verlusten und einem weiteren aufgeworfenen Nachtlager wurden die Reste im Teutoburger Wald vernichtet. Drei römische Adler wurden erbeutet. VARUS stürzte sich in sein Schwert. Das abgeschlagene Haupt des VARUS sandte ARMIN an den Markomannenkönig MARBOD, der es an Kaiser AUGUSTUS weiter sandte.

Zur Hilfe bei den zu erwartenden Rachefeldzügen der Römer versagte sich MARBOD als Bundesgenosse. Der römische Angriff von Süden gegen MARBOD mit 15 Legionen war im Jahre 6 n. d. Ztw. infolge ausgebrochener großer Aufstände im Rücken der Römer gescheitert. Doch nachdem die mit MARBOD verbündeten germanischen Stämme abgefallen waren und er von KATUALDA geschlagen worden war, bat er TIBERIUS um Asyl.

Im Jahre 13 wurde GERMANICUS Statthalter von Gallien und Oberbefehlshaber über acht Legionen am Rhein. Er unternahm von 14 bis 16 n. Ztw. drei Offensiven nach Germanien. Im Jahre 15 befreite er den von ARMIN belagerten SEGESTES. ARMINS Frau und Tochter des SEGESTES fiel dabei den Römern in die Hände und wurde mit ihrem dreijährigen Sohn bei einem Triumphzug in Rom mitgeführt. GERMANICUS unternahm in den Jahren 15 und 16 zwei großangelegte kombinierte Land-See-Operationen von Mainz und Xanten aus bis zur Weser. Auf dem Rückweg im Jahre 16 wurde nach mehreren Schlachten seine gesamte restliche Mannschaft von acht Legionen auf tausend Transportschiffe verladen und wurde durch Stürme in der Nordsee fast ganz vernichtet. Daraufhin wurde GERMANICUS nach Syrien versetzt, und Kaiser TIBERIUS ordnete das Ende der militärischen Operationen nach dem rechtsrheinischen Germanien an. ARMIN überlebte die Ereignisse nur um sechs Jahre, er fiel einem ›HAGEN‹ aus der eigenen Sippe zum Opfer. Ohne ARMIN wäre aus dem freien Germanien etwas Ähnliches wie Gallien geworden – ohne das darauffolgende *Regnum teutonicorum*, das germanische Reich HEINRICHS I., und ohne den ethnokonstanten Fortbestand der germanischen Stämme östlich des Rheins.

2.1.3 Die Sachsen

Hatte sich die Jastorfkultur bis etwa 500 v. d. Ztw. bis an die Weser und die Elbe ausgebreitet, so setzte nach 0 d. Ztw. im Nordseegebiet eine Rückwanderung ein, die im 3. Jahrhundert n. d. Ztw. die Niederelbe erreichte. In das Gebiet zwischen Weser und Elbe drangen die Träger der Harpstedt-Nienburger Kultur als Nordgermanen vor, die von Ptolemäus erstmalig als ›Sachsen‹ benannt wurden. Anfangs reichte ihr Gebiet bis kaum über die Einmündung der Aller in die Weser nach Süden, doch sie nahmen offenbar friedlich die westlich angrenzenden Stämme der Chauken, Angrivarier und Cherusker in sich auf (Abb. 30) und dehnten ihr Stammesgebiet bis an den Nordrand der Mittelgebirge aus. Dann folgte die Ausdehnung nach Westen bis an die Ems mit der Nachbarschaft gegen die Friesen und nach Westfalen. 531 nahmen sie als Bundesgenossen der Franken an der Zerschlagung des Königreichs der Thüringer teil und erhielten den großen Nordthüringgau, der die Gebiete nördlich des Harzes von der Aller, Ohre, Elbe, Saale, Unstrut bis zum Oberlauf der Leine umfaßte (Abb. 51). Doch mußten sie dafür jährlich 500 Rinder entrichten. Als im Jahre 632 Samo nach Thüringen einfiel, entboten sie sich zum Schutz des fränkischen Gebietes Thüringens gegen den Erlaß des Rindertributes. In dieser Zeit fällt auch die Erweiterung von Nordalbingien bis zum Danewerk.

In der Zeit Karl Martells erfolgten mehrere sächsische Vorstöße nach Aquitanien, die zurückgeschlagen wurden. In der Zeit der Karolinger hatte das Stammesgebiet der Sachsen den größten Umfang erreicht, den es bis zur Entmachtung Heinrichs des Löwen behielt (Abb. 271).

Nach 300 n. d. Ztw. wurden von römischen Autoren die Sachsen als ›Piraten‹ genannt. Sie fuhren auf Booten vom Nydamtyp entlang den Küsten bis zur Loiremündung, wo sie einige Siedlungen anlegten, sowie entlang der Küste Britanniens. Nachdem sie schon vor 400 n. d. Ztw. als Föderaten in England angesiedelt worden waren, führten diese Seefahrten nach der Räumung Englands durch die Römer zu der Übersiedlung nach dorthin zusammen mit den Angeln und den Jüten. Diese Auswanderung hatte im Heimatgebiet das Abbrechen von Siedlungen und Gräberfeldern zur Folge. Aber nicht nur damit war ein Bevölkerungsrückgang in Sachsen verbunden, sondern auch mit Klimaänderungen mit zunehmenden Winterüberflutungen. Die Siedlungen am Wattenmeer wie Feddersen Wierde (Abb. 234) wurden aufgegeben. Doch von beiden Verlusten erholten die Sachsen sich bald, so daß vor den Karolingern wieder ein kraftvoller Stamm entstanden war.

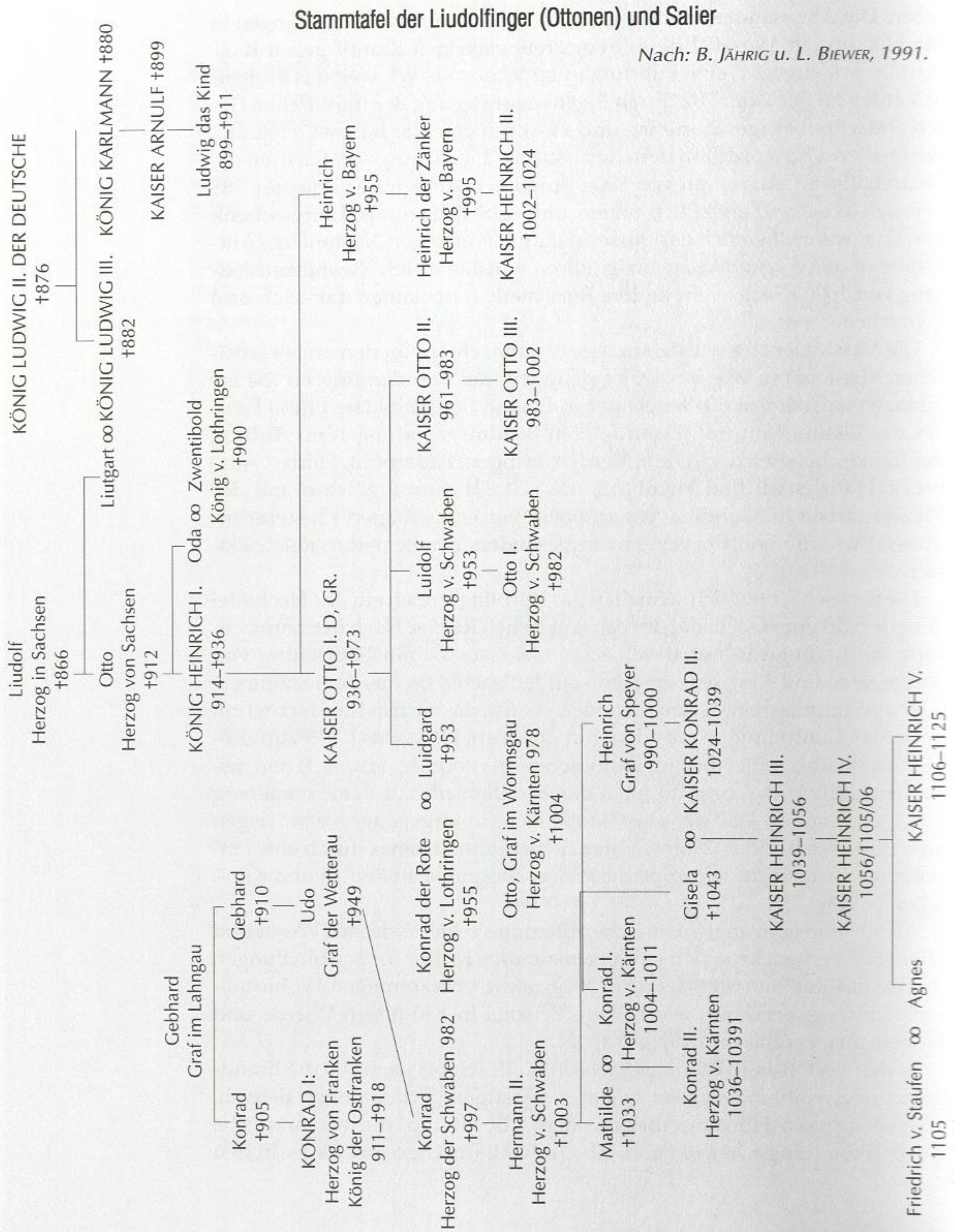
Die Sachsen wurden von außen als eigenständiger Stamm angesehen, obwohl sie keine Stammesführung wie andere germanische Stämme besaßen. Die Abgesandten der Gaue trafen sich in Jahresversammlungen in Markloh an der Weser. Erst in dem dreißigjährigen Kampf gegen Karl den Grossen entstand eine Führung unter Widukind. Wieweit das Blutbad in Verden an der Aller 782 durch Eigenbegünstigung der fränkischen Geschichtsschreiber ›geschönt‹ ist, und zwar mit einer zu hohen Opferzahl, bleibt offen. 782 wurde auf dem Reichstag zu Lippspringe für Sachsen die Grafschaftsverfassung mit von Karl ernannten Amtsgrafen erlassen. 785 ließ sich Widukind angeblich taufen und erhielt dazu als Taufgeschenk von Karl wahrscheinlich das Bursenreliquiar von Enger. Nochmalige Aufstände in den folgenden zwanzig Jahren wurden durch Zwangsumsiedlung von 10000 Sachsen in andere Reichsteile (Ortsnamen mit -sachsen-) gebrochen.

Die Missionierung wurde anfangs eigenmächtig von den angelsächsischen Missionaren wie Bonifatius getragen, der von den Friesen 754 erschlagen wurde. Seit 804 leitete der in England ausgebildete Friese Liudger das Bistum Münster. Dann folgten Bistumsgründungen im Auftrag der fränkischen Reichskirche in Verden, Minden, Paderborn, Fulda, Osnabrück, Halberstadt und Hamburg, das seit 831 zum Erzbistum mit der Missionsarbeit in Skandinavien erhoben wurde. Es folgten Klostergründungen wie die von Corvey, einem besonders privilegierten Reichskloster.

Die Sachsen lebten sich schnell in das Karolingerreich ein. Ihr Hochadel gehörte bald zum Hochadel des ostfränkischen Reichs. Nach der Entmachtung der Stammesführer durch Karl den Grossen mit Einsetzung von Amtsgrafen und Amtsherzögen entstanden nach Karl aus dem Stammesadel die Stammesherzogtümer wieder, ebenso das sächsische Herzogtum unter den Liudolfingern, aus dem mit der Wahl Heinrichs I. 919 zum König das ›Regnum theodiscum teutonicum‹ hervorging. Heinrich und seine Gemahlin Mathilde gründeten das Familienstift auf dem Schloßberg von Quedlinburg. Daß der alte Glaube nicht untergegangen war, zeigen am Aufbau des dort 1129 geweihten St. Servatius-Domes durch eine langobardische Bauhüttengruppe die vielen Zeugnisse an Reliefs und Kapitellen (s. Kap. 3).

Ausgehend vom angelsächsischen Stammesgebiet zwischen Weser und Niederelbe entwickelte sich eine eigenständige Kultur. In den Siedlungen wurde das aus den Steinzeit und Bronzezeit überkommene Wohnstall-Langhaus weitergebaut, wie es zum Beispiel in Feddersen Wierde und Flögeln ausgegraben wurde (s. Kap. 5).

In den Bestattungssitten der Sachsen hielt sich bis nach 700 die Brandbestattung, während sich im weiteren sonstigen germanischen Bereich, ausgehend vom Führungsadel mit dem Lübsowtyp, die vorchristliche Körperbestattung nach 400 n. d. Ztw. schnell durchgesetzt hatte. In den



Stammtafel der Liudolfinger (Ottonen) und Salier

Nach: B. Jährig u. L. Biewer, 1991.

Gräberfeldern entstanden neben den Urnengräbern Körpergräber, auch Kammergräber mit Baumsärgen, die längere Zeit nebeneinander bestanden. Ebenso wurde die anfängliche Nord-Süd-Ausrichtung der Toten lange beibehalten. Die Beigabensitte erlosch erst mit der Beisetzung in den Friedhöfen um die Kirchen. In der ältesten Kirche in Enger soll Widukinds Grab gewesen sein.

Unter den Grabbeigaben der Tracht – Waffen wurden nicht beigegeben – lassen sich sächsische Stammeseigenheiten ausmachen wie Fibeln, die abweichend vom weiteren germanischen Fibeltyp sich zum gleicharmigen Typ entwickelten, wobei die Fußplatte zu einem Arm auswuchs (Abb. 41). Dieser Typ wurde auch nach der Übersiedlung nach England dort gefunden. Die weiblichen Fibeln waren Scheibenfibeln mit nach oben gebogenem Rand. Die Eigenständigkeit der Sachsen kommt auch darin zum Ausdruck, daß der Tierstil und die Flechtbandornamentik, die von Skandinavien bis zu den Langobarden herrschten, im Gebiet der Sachsen nicht Fuß fassen konnten.

In der Keramik zeigten sich die Besonderheiten an den Urnen mit aufgesetzten Buckeln. Alle diese Besonderheiten verbreiteten sich in die vorkarolingischen Erweiterungen des Stammes und grenzten ihn gegen Franken, Thüringer und Alemannen gut ab.

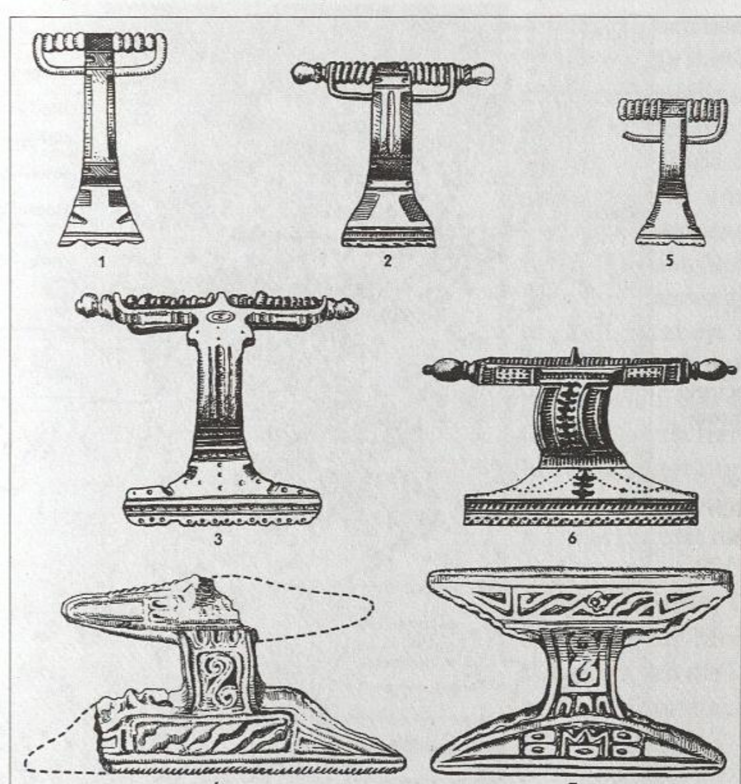


Abb. 41: Die Entwicklung von Fibeln in Sachsen bis zum gleicharmigen Typ. Nach: H. Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 1, S. 120.

Vorbemerkungen zu den Stämmen elbgermanischer Herkunft

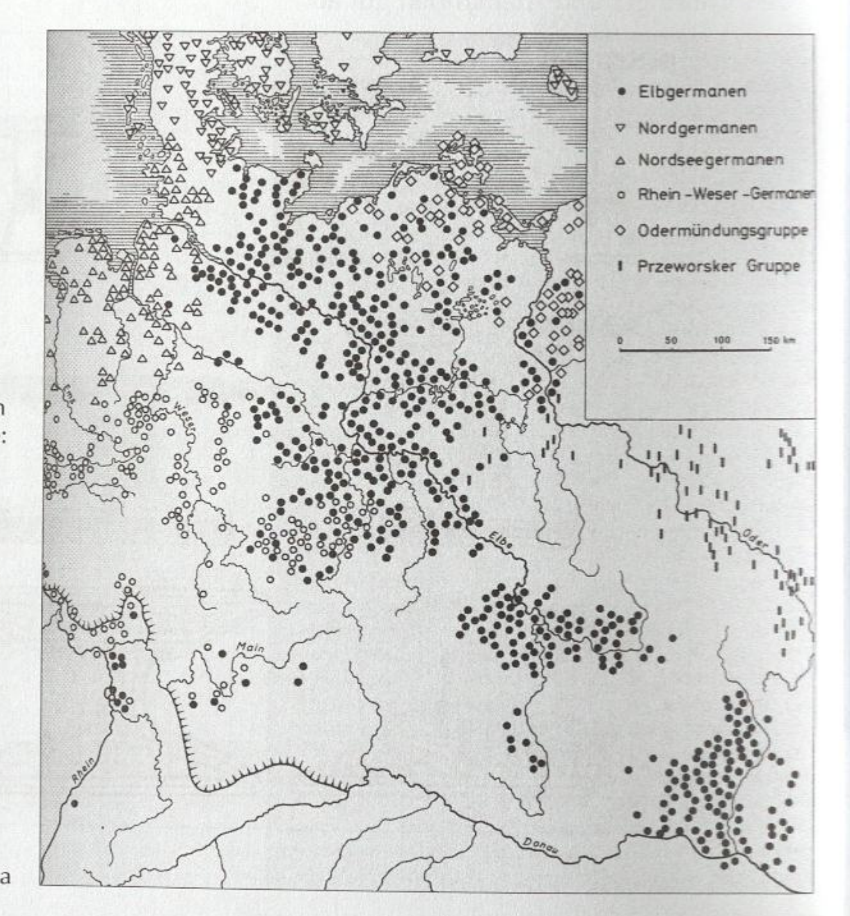
Hatten sich nach Ende der Bronzezeit die Germanen mit der Jastorfkultur in ihrer Südausbreitung bis zur Spree, mit der Harpstedt-Nienburger Gruppe (Abb. 23) bis westlich über die Weser und Aller, mit dem Rest der Hausurnenkultur im Saale-Mündungsgebiet ausgebreitet, so dehnten sich die Elbgermanen, nachdem die Träger der Hausurnenkultur in ihnen aufgegangen waren, bis an das Ende der älteren römischen Kaiserzeit bis zum Erzgebirge aus (Abb. 42), die Markomannen und Quaden bis nach Böhmen und Mähren. Die Hermunduren entstanden darin in einem Gebiet, das vorher die Hausurnenkultur besetzte. In Kap. 4 wird gezeigt, daß in ihren Trägern möglicherweise Reste der Aunjetitzer gesucht werden können.

In diesem Gebiet entstanden in den letzten beiden Jahrhunderten vor dem Jahr 0 die nicht scharf zu kennzeichnenden Sueben mit einem Siedlungsschwerpunkt im Mittelelbe-Havelgebiet, in dem sich in dieser Zeit die Bevölkerung mehr als verdoppelte. Auch im Niederelbegebiet wurden neue Begräbnisplätze angelegt, was als Zuzug der Langobarden aus Norden erklärbar ist. Aus diesem großen suebischen Gebiet drangen diese in das Maingebiet und stießen über den Rhein vor, bis Ariovist 58 v. d. Ztw. von Caesar im Elsaß besiegt wurde. Die Markomannen kamen auch aus diesem Maingebiet unter Marbod 9 v. d. Ztw. in das als ›*deserta*‹ (Wüste) bezeichnete Böhmen, nachdem 60 v. d. Ztw. die dortigen Kelten, die Bojer, von Germanen besiegt und vertrieben worden waren.

Von den um das Jahr 0 von antiken Autoren genannten Stämmen lebten die Langobarden an der Niederelbe, im Havelland die Semnonen, westlich der mittleren Elbe die Hermunduren, aus denen die Thüringer entstanden, in Böhmen die Markomannen und dann die bis über den Limes vorgestoßenen Alemannen, die aus den Sueben hervorgingen. Mit und nach dem Fall des Limes dünnte das Gebiet nördlich und nordöstlich der unteren Elbe durch Bevölkerungsverschiebungen nach Süden aus (s. Abb. 42).

In dem Gebiet zwischen Elbe und Oder ging in der Zeit von 0 bis 500 n. d. Zt. der Wechsel von der Brandbestattung zur Körperbestattung vonstatten. In den Brandgräberfeldern erscheinen nach 200 die ersten ›Fürstengräber‹, Holzkammergräber vom Lübsowtyp mit Körperbestattung zunächst in Nord-Süd-Ausrichtung. Körpergrabfelder beginnen nach 400, die Brandbestattungen enden ihrerseits um 500 n. d. Ztw. In Nordwestmecklenburg wandern die Bewohner mit den Sachsen nach England ab. In Südwest-Mecklenburg beginnen nach 200 die Abwanderungen in die Altmark. In der mecklenburgischen Seenplatte setzen die Abwanderungen ebenfalls um 200 ein. Ein nochmaliger Zuzug vor Ende der Besiedlung soll von Ostgermanen stammen. Die um 500 in das Nordvorland des Harzes gekommenen Sueben sollen aus Mecklenburg stammen. Nach 500 ist das Gebiet zwischen Elbe und Oder geräumt. Die Ostvandalen (›Slawen‹) wanderten erst nach 700 ein.

Im gesamten Gebiet südlich von Mecklenburg endeten die Urnengräberfelder nach 250.



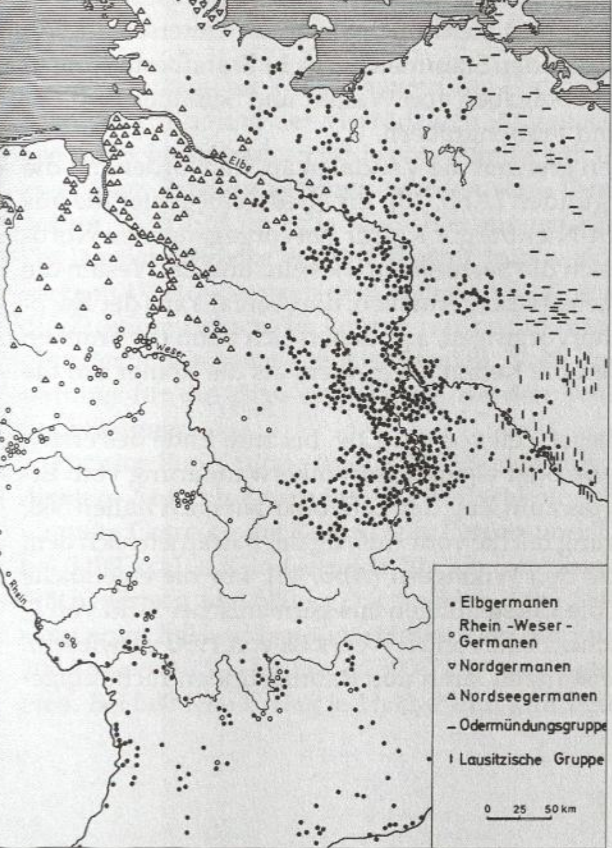


Abb. 42: Die kulturelle Gliederung der mitteldeutschen Germanen zu Beginn der Entstehung der Stämme:
a. 0 bis 300 n. d. Ztw.
b. 300 bis 500 n. d. Ztw.
Nach: Hoops, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde,* 7/1989, S. 109 u. 11.

Ihre Aufgabe und die Abwanderung erfolgten jedoch nicht gleichzeitig, sondern zogen sich bis 450 hin (H. Schach-Dörges, 1970).

In der Prignitz nördlich der Elbe wurden nach 400 Gräberfelder nicht mehr belegt, und bis 600 war der Siedlungsabbruch fast vollständig. Die Funde aus der Prignitz zeigen Ähnlichkeiten zu den nach 400 im Mittelelbe-Saale-Gebiet beginnenden Brandgräbern und den dann in Böhmen auftretenden Formen (T. Jäger, 1999).

An den Fundpunkten der Elbgermanen der jüngeren Kaiserzeit lassen sich gegenüber denen der älteren Kaiserzeit (Abb. 42a) folgende Bevölkerungsveränderungen erkennen. Aus Böhmen und Mähren sind die Markomannen und Quaden abgezogen. Die Ostgrenze der Elbgermanen ist von der Oder zurückverlegt. Im Raum östlich der Elbe ist nur noch eine sehr dünne Bevölkerung vorhanden. Das Niederelbegebiet ist zum Teil geräumt, ebenso das Gebiet zwischen Weser und Elbe. Nur das Gebiet von Thüringen bis zum Harz und Magdeburg ist noch dicht bewohnt. Vereinzelte Funde der Thüringer gibt es noch im Maingebiet und südlich davon. Aus diesem Gebiet sind die Semnonen abgezogen, aus dem Niederelbegebiet die Langobarden, nach anderen Ergebnissen erst im 4. Jahrhundert (s. Kap. 2.1.4), und die Sueben aus dem Raum östlich der Weser.

In der Kultur der Elbgermanen tauchen die flachen Schalen mit schräger Kannelierung auf (Abb. 84), die dann den Stamm von Preštovice, den Gründer des bairischen Stammes, kennzeichnen. Zum Unterschied von westlich und östlich angrenzenden Stämmen herrscht Brandbestattung in Urnen mit zum Teil reichen Beigaben von Waffen und Schmuck und der Trennung von Männer- und Frauengräbern.

Im Osten und Nordosten grenzen die Vandalen an, im Norden um die Oder die Rugier und Burgunden (Abb. 30), im Niederelbegebiet die aus den Trägern der Harpstedt-Nienburger Kultur hervorgegangenen Nordseegermanen, aus denen sich die Sachsen entwickeln, und im Westen die vielen Kleinstämme der Rhein-Wesergermanen, die ebenfalls aus der Harpstedt-Nienburger Kultur hervorgingen, aus denen sich dann die Franken bildeteten. Im Süden waren die Kelten abgezogen, als die Römer um die Zeitwende eintrafen.

Ein Zeitabschnitt aus dieser Zeit von 0 d.Ztw. bis zum Ende des ersten Jahrtausends war die engere oder eigentliche Völkerwanderung vom Erscheinen der Hunnen 375 bis zum Zug der Langobarden nach Italien 568. Die weitere Völkerwanderung reichte vom Auszug der Bastarnen nach dem Ende der Bronzezeit bis zu den Wikingern (Abb. 43). Für die eigentliche Völkerwanderung sei auf die Darstellungen aus germanischer Sicht von F. Dahn 1977 und aus römischer Sicht von H. Wolfram von 1990 verwiesen.

Auf viele kulturelle Leistungen kann aus Raumgründen nicht eingegangen werden.

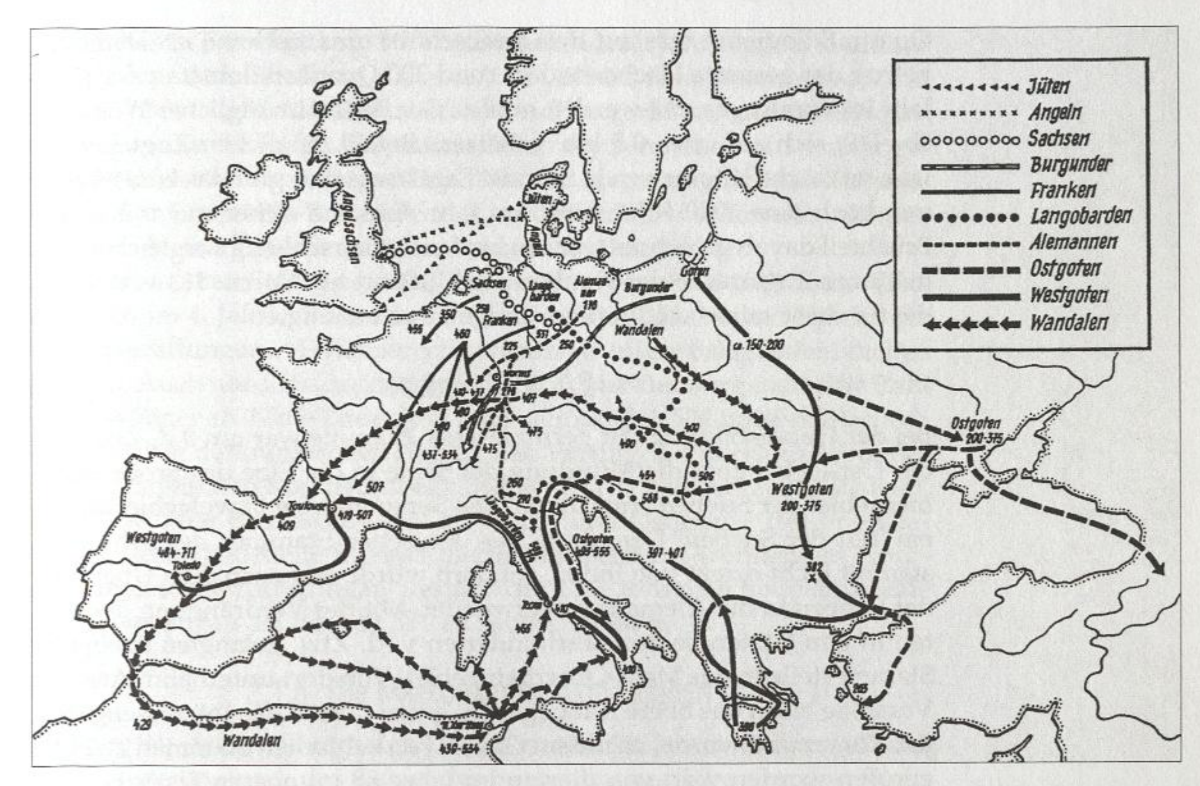


Abb. 43: Die Züge germanischer Stämme in der eigentlichen Völkerwanderung von 375 bis 568. Nach: F. Dahn, *Die Goten,* Essen 1990.

Die Vorgänge bei Wanderungen von Populationen in der Vorgeschichte nach der Erfindung der vierrädrigen Wagen seien behandelt. Diese Wagen mit Scheibenrädern für je eine Familie mit fünf Personen müssen von zwei Paar Rindern gezogen worden sein. Ihre Marschgeschwindigkeit betrug 3 km/Std und die Marschleistungen kaum mehr als 20 km/Tag. Die jährliche Strecke der Wanderung mußte sich nach der Nahrungsvorsorge mit Getreide, nach dem nächsten Saatgut und dem Winterfutter für die Zugtiere richten. Es konnte nur nach Ende des Winters bis zum Beginn der Sommersaat gezogen werden. Nach deren Ernte mußte das Winterfutter für die Tiere eingebracht werden, wohl meist Jahrestriebe von Laubbäumen.

Für eine Population von 30000 Personen einschließlich der Kinder – bei dichtem Aufschluß war das eine Marschkolonne von 60 Kilometer Länge – mußte Getreide für 3200 kcal je Person und Tag beschafft werden und bei 3200 kcal je Kilo Getreide für ein Jahr insgesamt 10800 t. Bei einem Flächenertrag von 600 kg/ha wurden dazu 180 km^2 Ackerfläche, insgesamt etwa 200 km^2 benötigt. Hinzu kam der Futtervorrat (s. Kap. 5.2) für 200 Tage mit 1500 kg Heu. 2500 Tiere benötigten demnach 3750 Tonnen Heu. Bei 500 Kilo Ertrag je Hektar und Jahr betrug der Flächenbedarf 75

Quadratkilometer, was auf den Laubschnitt umzurechnen ist. Demnach betrug der gesamte Flächenbedarf rund 300 Quadratkilometer, der jedes Jahr im voraus gesucht werden mußte. Der Bedarf an täglicher Weidefläche läßt sich auf etwa 0,5 km² schätzen. Bei 60 möglichen Zugtagen im Jahr mit sechs Kilometern je Stunde Tagesmarsch ergibt das eine Strecke von höchstens 1080 Kilometern im Jahr. Es kann sicher nur mit einem Bruchteil davon gerechnet werden, was sich überschlägig vergleichen läßt mit jener Zugstrecke der Kimbern aus Jütland bis Noreia 113 v. d. Ztw., die für diese tausend Kilometer einige Jahre benötigten.

2.1.4 Die Sueben

Bei der Herausbildung der germanischen Stämme war um 0 d. Ztw. von der Ostsee bis über die Mündung der Saale in die Elbe das große Stammesgebiet der Sueben entstanden. Die Semnonen im Havelgebiet waren ein Teil der Sueben. Der Name des deutschen Stammes der Schwaben stammt nicht direkt von ihnen, sondern wurde erst nach dem Übergang der Sueben in die Alemannen verwendet. Mit der Verdrängung der Kelten in den letzten beiden Jahrhunderten v. d. Ztw. gelangten suebische Stammesteile in das Main-Oberrheingebiet. Von dort unternahm Ariovist Vorstöße bis in das obere Rhônegebiet, geriet dort in das Interessengebiet der Römer und wurde, nachdem Caesar von keltischen Stämmen zu Hilfe gerufen worden war, von diesem im Jahre 58 im oberen Elsaß besiegt. Aus dem Maingebiet brachen als Folge davon die Sueben unter Marbod als Markomannen nach Böhmen 9 v. d. Ztw. auf, von wo schon um 60 v. d. Ztw. die Kelten vertrieben worden waren. Böhmen wurde von Tacitus ›*terra deserta*‹ (Wüste) genannt.

Doch schon in der Spät-La-Tène-Zeit gab es in NW-Böhmen nach den Kelten eine germanische Besiedlung. Die Bodenbacher Gruppe in NW-Böhmen und auch weiter im böhmischen Becken erleichterte den Einzug Marbods in Böhmen (V. Salac, 1998).

Westlich des Oberrheins kamen die Sueben unter römische Herrschaft, die ab 86 n. d. Ztw. den Limes zu bauen begann, mit den Gauen der Wangionen, Nemeter und Triboker. Im Gebiet der Wangionen lag auf dem Donnersberg in der Pfalz ein Donarheiligtum. Im Gebiet der Triboker war der Odilienberg bei Straßburg befestigt. Auch die Neckarsueben mußten wie die Wangionen für die Römer Hilfstruppen stellen. Ihr Heiligtum für Wodan befand sich auf dem Heiligenberg bei Heidelberg. Die Mainsueben hatten bei Oberursel einen 200 ha großen Ringwall gebaut. Diese suebischen Stämme konnten sich unter römischer Herrschaft ihre kulturelle und völkische Eigenart bewahren.

Im Gebiet der Semnonen stand der heilige Hain des Gesamtstammes der Sueben in Brandenburg. Sie unternahmen im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. einen Vorstoß bis Frankfurt/Oder und um 230 bis nach Nordmähren. Um 180 n. d. Ztw. wurde das Land östlich der Elbe geräumt, und die Burgunden nahmen es in Besitz. Seitdem wurden die Semnonen nicht mehr genannt. Als der Limes nach den Einfällen der Alemannen um 260 aufgegeben und an Oberrhein-Bodensee-Iller zurückverlegt worden war, nahmen die nun ›Alemannen‹ Genannten das Land in Besitz.

Aus dem alten Stammesgebiet der Sueben, vor allem östlich der Elbe, erfolgten im 4. Jahrhundert Nachzüge. Die Friedhöfe in der Prignitz mit Brandbestattungen in Schalenurnen wurden weniger belegt oder brachen ganz ab. Auch nördlich der mittleren Elbe in Mecklenburg nahm die Zahl der Bewohner ab. Nach Ende des Thüringer Reiches 531 unterstellten sich diese Sueben der fränkischen Hoheit. Der Vertrag, der nach der Niederlage des fränkischen Königs Sigibert 562 gegen die Awaren zustande kam, vereinbarte die Elbe-Saale-Linie als Nord- und Ostgrenze des Frankenreichs. Deshalb siedelte Sigibert die in Brandenburg wohnenden Nordschwaben im Nordthüringau westlich der Elbe zwischen Bode und Saale im Schwabengau an, der seit 531 zu Sachsen gehörte.

2.1.5 Die Markomannen und Quaden

Im Jahre 9 v. d. Ztw. unternahm Drusus von Mainz aus einen Vorstoß und einen weiteren durch das Gebiet der Sueben bis zur Elbe. Die dort Wohnenden wichen unter der Führung Marbods nach Böhmen aus und nahmen Böhmen als ›*terra deserta*‹ in Besitz. Die Übersiedlung erfolgte nicht sofort in einem Zuge, suebische Reste sind noch im 2. Jahrhundert im Rhein-Main-Gebiet nachweisbar. Marbod siedelte auch Teile von Semnonen, Langobarden der Elbgermanen und Teile der Vandalen in Böhmen an, in Mähren die damals erstmals genannten Quaden (Abb. 44). Da Marbod, der seine militärische Schulung bei den Römern erhalten hatte, nach römischen Quellen ein stehendes Heer mit 4000 Reitern und 70 000 Mann unterhielt, unternahmen die Römer 6 n. d. Ztw. von Mainz und Carnuntum aus mit 12 Legionen einen Feldzug nach Böhmen. Da aber im Südosten ein weitgespannter Aufstand ausbrach, mußten sich die Römer zurückziehen, und Marbod schloß mit ihnen Frieden mit der Grenze an der Donau.

Die Haltung Marbods gegen Arminius führte im Jahre 17 n. d. Ztw zum Kampf mit diesem bei unentschiedenem Ausgang. Aber der von Marbod vertriebene Katualda brach zwei Jahre später ein und besiegte ihn. Marbod floh zu den Römern im Jahre 19 n. d. Ztw. Doch Katualda und sein von den Römern unterstützter Nachfolger Vannius aus dem Fürstengeschlecht der Quaden konnten sich nicht halten, sie traten auf römisches

Gebiet über. Unter VANNIUS wurden beide Stämme vereinigt. Zwischen 89 und 97 fielen Markomannen und Quaden, unterstützt von den Sarmaten, mehrfach in römisches Gebiet ein und erweiterten ihre Gebiete bis an die Donau. In den Markomannenkriegen der Römer 166 bis 180, in denen auf germanischer Seite auch andere Stämme teilnahmen, kamen sie in größere römische Abhängigkeit. Der gänzlichen Unterwerfung und Errichtung einer römischen Provinz Markomannia entgingen sie 180 nur durch den Tod Kaiser MARC AURELS. Sie wurden zur Stellung von Truppen verpflichtet. Nach Einfällen in Pannonien wurden sie zwischen 282 und 295 mehrfach von den Römern besiegt. Ebenso konnten die Römer 310, 323 und 357 Einfälle abwehren, wurden aber 374 besiegt. Um 390 schloß STILICHO in römischem Auftrag mit den Markomannen einen Vertrag und siedelte größere Volksteile in Oberpannonien und Noricum an. Dadurch wurde Böhmen teilweise entleert. Die pannonischen Markomannen kamen 433 unter die Herrschaft der Hunnen, kämpften mit ihnen 451 auf den Katalaunischen Feldern und kehrten nicht zurück. 453 befreiten sich die pannonischen Quaden zusammen mit den Gepiden in der Schlacht an der Nedao von der hunnischen Herrschaft. Die nördlich der Donau verbliebenen Volksteile sind zum Teil in den Langobarden aufgegangen, zum Teil kamen sie unter die Herrschaft der Heruler oder zogen mit den Vandalen nach 400 nach Gallien und Spanien. Nach Vernichtung des Herulerreiches 508 durch die Langobarden wurde ein weiterer Teil in den Stamm der Langobarden eingegliedert. Die Reste wurden als ›Sweben‹ bezeichnet und blieben zum Teil in Mähren und in der Slowakei (Abb. 85).

Nach der Bronzezeit mit der vorherrschenden Sitte der Brandbestattung kam in den Jahrhunderten v. d. Ztw., ausgehend von den Nord- und den aus ihnen hervorgegangenen Ostgermanen, die Körpergrabsitte wieder auf. Die Elbgermanen bestatteten noch mit Brandgräbern. Schon im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. erfolgten bei den Markomannen zunächst vereinzelte Körperbestattungen. Die Urnen der Brandgräber wurden bis zu 1,5 m tief eingegraben mit Beigaben der Waffen und Dingen des täglichen Bedarfs. Die Frauengräber erhielten bis zu vier Fibeln, Haarnadeln, Gürtelschlösser, Scheren, Spinnwirtel und Schmuckstücke. Manche Gräberfelder bis mit mehr als 100 Gräbern wurden mehr als 100 Jahre belegt.

Etwa gleichzeitig wie die Markomannen, nur weniger zahlreich und deshalb an die Ränder der Offengebiete in Innerböhmen gedrängt, kam der unbekannte germanische Stamm des großen Brandgräberfeldes von Prestowitz, Přeštovice, bei Strakonitz nach Böhmen. Die Gräber wurden in Reihen in Ost-West-Richtung angelegt. In einigen leeren Flächen zwischen ihnen fand man Pfostenreste von Holzbauten. Dieser Stamm mit den kennzeichnenden flachen Schalen mit schräger Kannelierung zog um und nach 300 n. d. Ztw. durch die Further Senke nach Ostbaiern und sie-

delte dort bis an die Donau vor Regensburg, um im Jahre 400 als Föderat in das Legionslager Regensburg einzuziehen (s. Kap. 2.1.8).

Die älteren, zunächst vereinzelten Körpergräber der Markomannen liegen richtungslos, die jüngeren und dann vorherrschenden sind West-Ost ausgerichtet mit Blick nach Osten. Die Beigaben waren die gleichen wie die der Brandgräber. In den Männergräbern überwogen nun Schwert und Schild, die Schildbuckel waren zum Teil als scharfe Spitze ausgebildet, auch Streitäxte gab es. In der späten Zeit wurden Schmucksachen und Fibeln der Goten eingeführt. An den Schädeln wurden vereinzelt die bei den Hunnen üblichen Deformationen gefunden.

Östlich des Siedlungsgebietes der Quaden (Abb. 44) steht hoch über Trentschin im slowakischen Waagtal eine in eine Felswand eingemeißelte Inschrift aus dem Jahre 179, die von einem Sieg der 2. römische Legion kündet. In Puchau endete im Westen das innerkarpatische, fast allseits abgeschlossene Tal der Waag, in der die Puchauer Kultur bis in die Zips reichte und um 180 endete. Die Stammeszugehörigkeit ihrer Bewohner ist noch ungewiß.

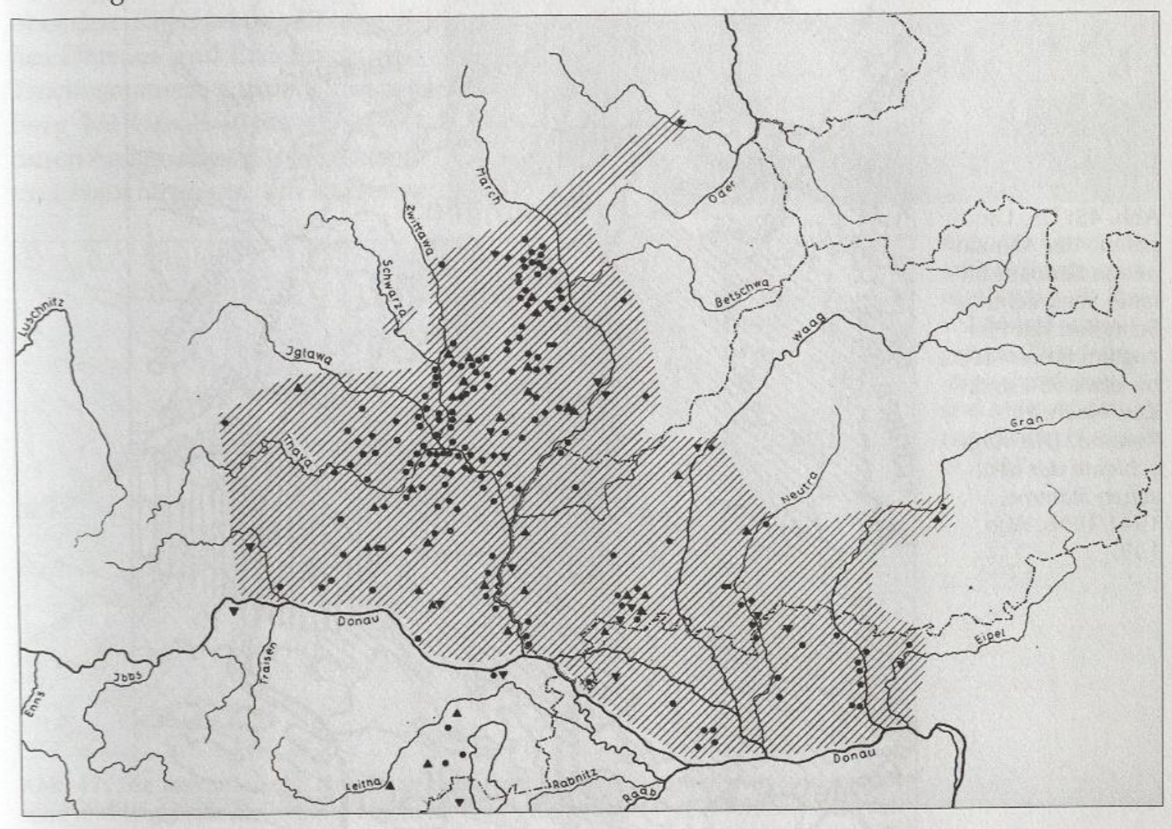


Abb. 44: Das Siedlungsgebiet der Quaden in Mähren im 1. und 2. Jahrhundert n. d. Ztw. Nach: H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme,* 1941/1986, S. 682.

2.1.6 Die Alemannen

Im letzten Jahrhundert v. d. Ztw. wurde Deutschland bis an den Rhein von den Kelten vor den vordringenden Germanen geräumt. Darüber ist Genaueres noch nicht bekannt. Als die Römer bis 15 v. d. Ztw. an die Donau kamen, war das keltische Oppidum Manching längst geräumt. Die Gebiete nördlich des Limes scheinen siedlungsleer gewesen zu sein. Erst langsam und mit kleineren Verbänden kamen Siedler aus Elbgermanien, der Altmark und bis Böhmen (Vinařice) hierher. Dort wurden aber nur vereinzelt Gräberfelder im 3. Jahrhundert aufgegeben. Im Taubergebiet ließen sich nach 100 n. d. Ztw. größere Gruppen von Germanen nieder.

Im Jahre 233, als Kaiser Severus militärisch im Orient operierte, wurden alle Kastelle nördlich der Donau überrannt. Doch 235 stellte Kaiser Maximus die Limesgrenze wieder her. Die Alemannen stießen mehrfach über die Alpen bis nach Oberitalien vor, etwas später nach Südfrankreich. 261 fand eine Schlacht bei Mailand statt.

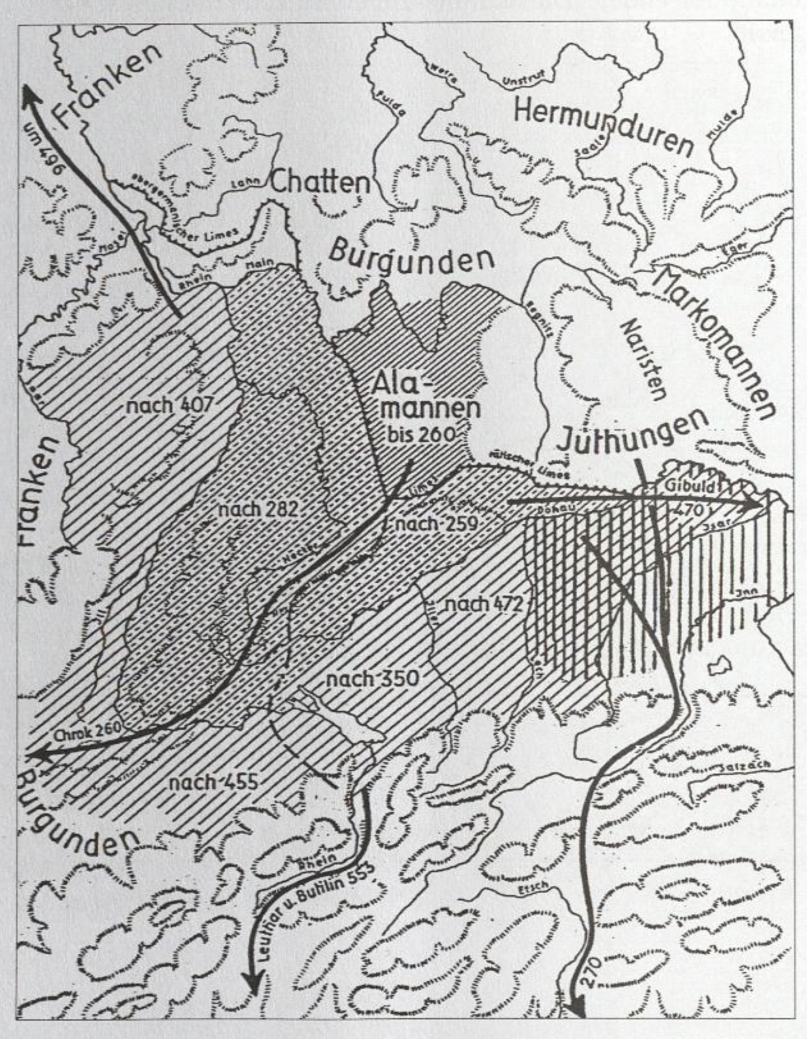


Abb. 45: Die Landnahme der Alemannen in Süddeutschland. Senkrechte Schraffur: das Herzogtum Baiern 400 bis etwa 450 n. d. Ztw. Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941/1986, Abb. 139.

Bis zum Ende des Limes um 260 wurden Gebiete südlich des Mains und westlich der Frankenhöhe bis zum Limes in Besitz genommen (Abb. 45). Nach der Rückverlagerung des Limes zum Oberrhein, zum Bodensee und zur Iller wurden diese Gebiete besetzt und von den Römern durch die befestigten Orte Bregenz, Kempten, Günzburg, Eining, das Legionslager Regensburg und Passau geschützt, mit Kleinkastellen dazwischen.

Für neugebildete Herrschaftszentren von Gaukönigen wurden Höhenburgen errichtet, auf dem Zähringer Berg bei Freiburg 200 m über dem Rheintal mit Anlage eines Plateaus und Errichtung von Trockenmauern, auf dem Runden Berg bei Urach (Abb. 46 u. 47) durch Anlage eines Gipfelplateaus und Hangterrassen, am Reißberg



Abb. 46: Germanische Höhenburgen nach 260 n. d. Ztw. Vollkreise: ausgegraben. Quadrate: römische Kastelle und Militärstationen. Nach: H. Steuer, 1997.

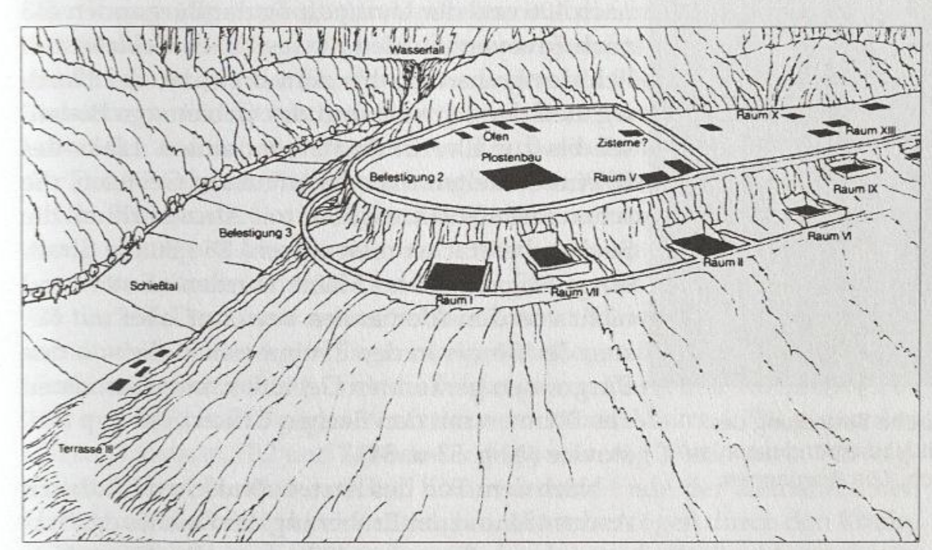


Abb. 47: Die alemannische Höhenburg auf dem Runden Berg bei Urach, alemannische und fränkische Bebauung. Nach: H. Roth, *Kunsthandwerk im frühen Mittelalter*, 1986, S. 58.

bei Scheslitz, bei Urphar am Main und auf dem Glauberg nördlich der Wetterau. Das Gipfelplateau des Gelben Bürg an der oberen Altmühl von 120 x 40 m wurde durch eine doppelte Hangmauer gesichert.

Diese Herrschaftszentren waren auch kulturelle Zentren. Auf dem Runden Berg waren die Sitze von Handwerkern wie Zimmerleuten, Grobschmieden, Schreinern, Lederarbeitern, Gold- und Silberschmieden und Gagatschneidern, deren Werkzeuge und Halbfabrikate man fand.

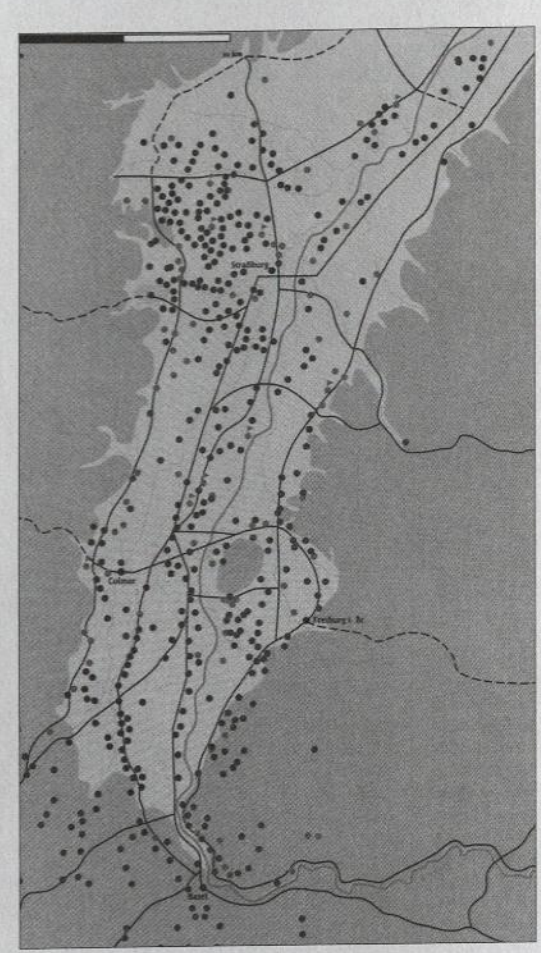


Abb. 48: Die alemannische Besiedlung des Oberrheintals. Orte mit Namensendungen auf -ingen und -heim. (Nach: *Die Alamannen*, 1997, S. 243.)

Im Jahre 352 brachen Franken und Alemannen auf breiter Front über den Rhein. Die Alemannen eroberten die Pfalz, das Elsaß und Teile der Nordschweiz. Doch 357 wurden sie bei Straßburg von den Römern besiegt, und STILICHO stellte durch Verträge mit den über den Rhein Gekommenen als Föderaten die Rheingrenze wieder her. Siedlung mit Namensendungen auf -ingen und -heim (Abb. 48) gehen auf damaligen erste Ansiedlungen zurück, zum Teil erfolgte dies längs der Römerstraßen.

Nach dem Zusammenbruch der Rheingrenze nach 406 und der Umsiedlung der Burgunden 443 nach Savoyen wurden die restlichen Gebiete südlich des Hunsrücks bis zum Breisgau, der Nordwestteil der Schweiz und das Gebiet vom Bodensee bis zur Iller in Besitz genommen. Links des Rheins siedelten die Alemannen in Gebieten, die schon fast 400 Jahre früher mit ARIOVIST durch die Sueben besetzt worden waren. Die Städte Straßburg, Augsburg und Mainz wurden zerstört und nicht von den Alemannen bewohnt, aber mit Resten der Römer in den Trümmern. In die von den Burgunden geräumten Gebiete kamen Germanen aus Böhmen mit den flachen Urnen vom Typ Přeštovice (Abb. 53 u. 84).

Nach dem Tod des letzten römischen Feldherrn AETIUS 454 und der Eroberung des Reiches des SYAGRIUS durch CHLODWIG 487 waren die Alemannen nicht mehr durch die Römer bedroht. 455 wurde die Nordschweiz ganz in Besitz genommen und

anschließend besiedelt. Doch der Vorstoß durch die Burgundische Pforte wurde 480 von den Burgunden vereitelt. Auch ein Vorstoß links entlang des Rheins nach Norden wurde 496 bei Zülpich nahe Köln mit einer Niederlage der Alemannen durch die Franken beendet, der 506 eine zweite folgte. Das Gebiet der alemannischen Kleinstämme wurde dem Merowingerreich eingefügt und von einem vom König ernannten Herzog verwaltet, der den alemannischen Heerbann in Reichskriegen befehligte. Die Höhenburgen der Kleinkönige wie der Runde Berg wurden verlassen und verfielen. Von Kämpfen zeugten vergrabene Schätze wie zum Beispiel am Runden Berg. Ein Teil des alemannischen Adels floh in den Machtbereich von THEODERICH, der ihn in der östlichen Hälfte der geteilten Provinz Rätien ansiedelte. Doch auch in anderen Siedlungen des nach 400 entstandenen Stammes der Baiern fand man alemannische Altsachen. Bald wurde dieses Amtsherzogtum Alemannien wieder von einem Herzog aus alemannischem Adel regiert. Dann setzte rasch erneut ein kultureller Aufschwung ein, der mit reichen Gräberbeigaben verbunden war.

Der östliche Teilstamm der Alemannen, die Juthungen, fielen von Nordbaiern aus nach Rätien ein, zerstörten die Kastelle an der Donau und Regensburg außerhalb der Mauern des Lagers. Auch hier sammelten sich die letzten Romanen in den Kastellen, die schließlich 476 aufgegeben wurden. Der große Juthungeneinfall von 357 war das Ende der römischen Besiedlung auf dem Land außerhalb der Städte. Dann verschwanden die Juthungen. Schon um die Mitte des 4. Jahrhunderts kam der elbgermanische Stamm aus der Gegend von Přeštovice bei Strakonitz durch die Further Senke, siedelte nördlich der Donau angesichts des Legionslagers Regensburg und zog bei Räumung des Lagers als Föderat in das Lager ein. Damit begann mit sofortigen Zuzügen anderer germanischer Stämme das Leben des bairischen Stammes. An der Besiedlung der Gebiete südlich der Donau nahmen Thüringer, Langobarden, Goten und Alemannen teil.

Um 700 wurde GOTFRID (gest. 709) aus einem agilolfingischen Seitenzweig Herzog in Alemannien, der unter anderem die Söhne WILLEHARIS, LANTFRID, THEODOBALD und ODILO hatte. ODILO war Herzog in Baiern von 736 bis 748. Der Name seines Sohnes TASSILO III. weist auf die nahe Verwandtschaft beider Agilolfingerzweige hin. Gegen ihre Bestrebungen nach Unabhängigkeit richteten sich die Feldzüge von PIPPIN DEM MITTLEREN (680–714) von 709 bis 712 gegen WILLEHARIS, von KARL MARTELL 730 gegen den Herzog LANTFRID, 732 und 742 wieder gegen Herzog THEODOBALD. 746 folgten nach dem Blutbad von Bad Cannstatt das Ende der alemannischen Herzöge und die Wiedereinsetzung von Amtsherzögen durch den König.

Das Gebiet des alemannischen Stammes innerhalb des Merowingerreiches und des Karolingerreiches bis 843 umfaßte das Gebiet vom Lech nach Rätien bis zum Septimer und Gotthard, entlang der Reuß, Basel, das

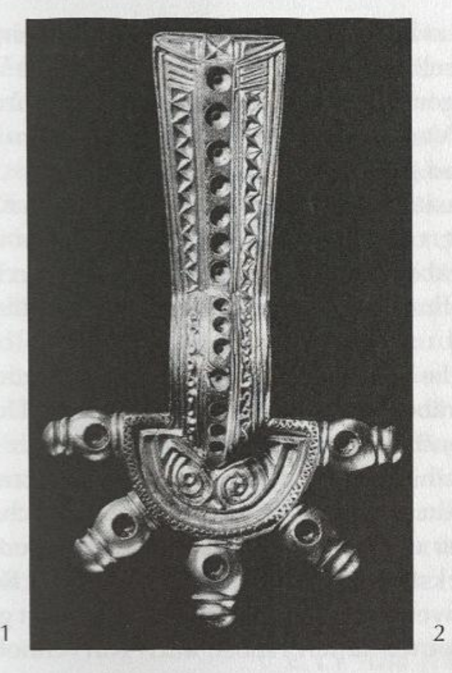
Elsaß bis Weißenburg und bis Ellwangen. In der Teilung von 843 wurde der Rhein zur Ostgrenze des Lotharingischen Reiches. Das Elsaß wurde vom Stammesherzogtum getrennt, kam aber nach der weiteren Teilung von 870 wieder zum Ostfränkischen Reich und damit wieder zum Herzogtum Alemannien, das gebietsmäßig so bis zum Ende der Staufer bestand.

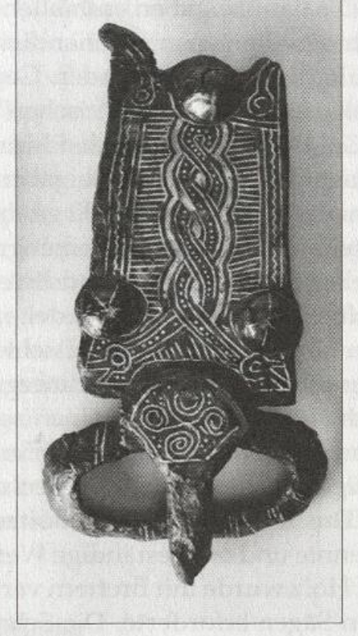
Nach 911 entstand unter König Konrad I. wieder ein Herzogtum mit einem Herzog aus eigenem Adel, aber nun mit dem Namen Herzogtum Schwaben.

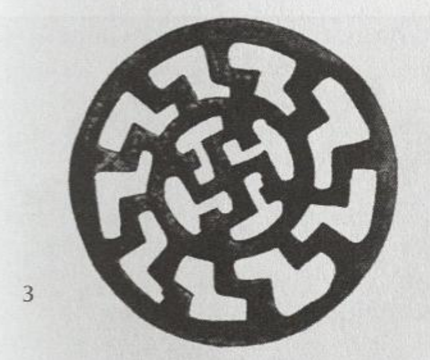
Der soziale Aufbau war bis in die Karolingerzeit im Gegensatz zur ständischen Gliederung im Merowingerreich außerhalb von Austrasien durch soziale Offenheit gekennzeichnet. Rechtlich getrennt waren nur die Hörigen. Einen rechtlich abgetrennten Adel gab es noch nicht, sondern Familienverbände unterschiedlichen Ranges nach Besitz und Einfluß, erkennbar an den Grabbeigaben sowie an der Anordnung der Gräber in den Friedhöfen. Die Gräber der ranghöchsten Familien bildeten Grabgruppen am Rande oder außerhalb der Friedhöfe. Holzkammergräber wurden überhügelt und mit Kreisgräben umgeben. Nach 500 waren diese Familien zum Teil aus Franken zugezogene Herrschaftsträger. Der Herzog und Amtsherzog hatte rechtliche Anordnungsbefugnisse, war Gerichtsherr und Befehlshaber des alemannischen Reichsaufgebotes.

Der Freie niederen Ranges erhielt nur einen Gürtel, Pfeile und Bogen mit ins Grab. Höheren Rängen wurden Spatha, Sax, Lanze und Schild beigegeben, im Fürstengrab von Gammertingen ein Kettenhemd aus 15000 Ringen, den Frauen Fibeln, Schmuckstücke, Kleinfibelpaare, Scheibenfibeln, Perlenketten, Ohrringe, Gürtelanhänger und bei adelsgleichem Rang prächtige Gürtel mit Silberbeschlägen, Goldgriffspathen, Spangenhelmen, Reitzeug, Bronzegeschirr, sogar Reste von fernöstlichen Seidenstoffen mit Goldbrokatfäden, Schmuck aus Gold mit Almandin-Zelleneinlagen wie der Schmuck der Alemannin Uffila von Wittislingen (Abb. 50). In Niederstotzingen waren ein Lamellenhelm und ein Lamellenpanzer beigegeben, wie sie aus Fernost bekannt sind und auch bei den Langobarden vorkamen. Im Gräberfeld von Schretzheim waren 55 Prozent aller Männergräber ein Spatha beigelegt.

Bald nach der Eingliederung der Alemannen in das Merowingerreich entstand erneut eine reiche Kulturentwicklung, die durch die im Lande gebliebenen sozial führenden Familien und die eingewanderten fränkischen Herrschaftsträger getragen wurde. Nach dem Ende des Nydamstiles um 500 entwickelten sich daraus in Südskandinavien und Dänemark die Tierstile, verbanden sich mit der Flechtornamentik und gelangten um 550 nach Süden in alle germanischen Stämme. Bis 500 trugen die alemannischen Fibeln Kerbschnittverzierungen (Abb. 49, 1). Die Formen auf Fi-


1


2


3


4

Abb. 49:
1 Fibel mit Kerbschnittverzierung und ehemaligen Almandineinsätzen, hergestellt vor 500 in Werkstätten auf dem Runden Berg bei Urach.
2 Silbertauschierte Gürtelschnalle mit Verzierung im Tierstil 2, Kaiseraugst bei Basel.
3 u. 4 Zierscheiben mit mythischem Inhalt (rechts: Odin mit Speer), links: Sirnau bei Esslingen; rechts Bräunlingen bei Donaueschingen.
Nach: 1 u. 2: *Die Alamannen*, 1997, S. 198 u. 365, 3 u. 4: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941/1986, Bd. 2, Tafel 219.

beln, Gürtelschnallen, Schwertscheiden, Schwertgehängen und Zaumzeug (Abb. 147, 149, 150) waren Flechtbänder, bandartig verschlungene schlangenartige Tiere mit Schnabelköpfen, selten ein menschlicher Kopf, dessen Mund Bänder entspringen. Sie haben mythische Bedeutung, dem Mund Odins entspringen die Flechtbänder (s. Kap. 3). Schlangen waren Odin heilige Tiere, die seinen Kopf mit aufgesperrten Mäulern umgeben (Abb. 156). Diese religiösen Inhalte wurden noch lange nach dem Beginn der Christianisierung bis an das Ende der Reihengräberzeit verstanden.

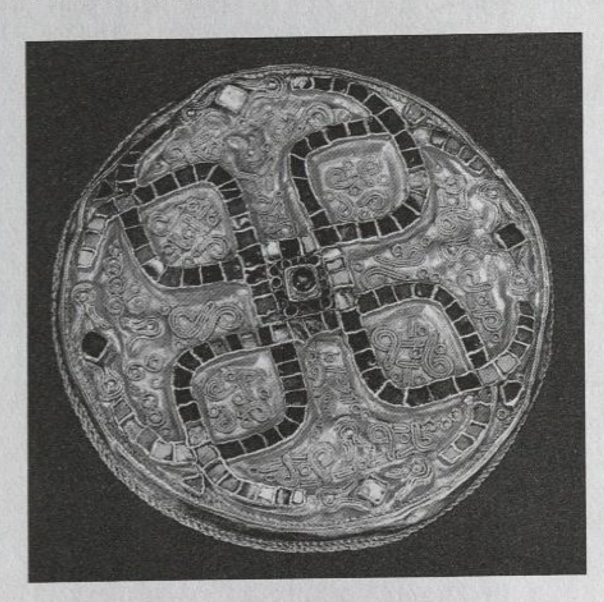
Der alemannischen Fürstin Uffila fertigte ein einheimischer Künstler namens Wisgeric, dessen Name auf der Rückseite der Fibel eingraviert ist, eine Prachtfibel aus Silber mit Almandinzellen und Goldfiligran an (Abb.

50). Die Grabbeigaben enthielten zwei Scheibenfibeln, die eine mit einem Flechtbandknoten aus Almandinzellen, sowie ein Goldblattkreuz mit Verzierung durch Flechtbänder. Gegen Ende der Reihengräberzeit wurden gleichzeitig mit den heidnischen Verzierungen bei den Beigaben dem Toten Goldblattkreuze auf den Mund gelegt.

Nach 700 endeten die Beigabensitten, doch in den oberen sozialen Rängen wurde sie noch bis 800 geübt, trotz Christianisierung seit CHLODWIG. Anstelle der bisherigen Reihengräber wurden Friedhöfe um die Kirchen angelegt. Durch Besitz und Belehnung entstanden nun die Grundherrschaften und der erbliche Adel.

Im Gräberfeld von Oberflacht bei Tuttlingen kam infolge von Feuchtbodenerhaltung in den Kammergräbern eine ganze Musterschau der Holzhandwerker zutage, die einen sonst nicht gebotenen Überblick über die Wohnkultur bietet. Die Gräber enthielten Baumsärge aus Eiche mit zweiköpfigen Schlangen auf den Deckeln und Brettersärge. Es gab Möbelschreiner, Drechsler, Böttcher, Schnitzer und Instrumentenmacher, die bereits getrennte und ortsbeständige Werkstätten gehabt haben müssen. Der Rohstoff Holz wurde mit Brettern verwendet, was deren Anfertigung mit größeren Sägen erforderte. Die Schreiner hatten Hobel, auch Kurvenhobel,

Abb. 50: Bügelfibel und Scheibenfibeln der Alemannenfürstin UFFILA, nach 600, Wittislingen, Kreis Dillingen. Nach: rechts, H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 2, 1941/1986, Tafel 215; links: Prähistorische Staatssammlung München, käufliche Postkarte.





Sägen, Bohreisen, Stemmeisen. Die Drechsler hatten eine Drechselbank, die mit wechselseitigem Bandzug durch eine Hilfskraft bedient wurde. Die Werkstücke in Durchmessern bis zu Tellern wurden je nach Größe zwischen die Spindel mit einem verstellbaren Arm eingespannt. Sie benutzten Flacheisen, Hohleisen und Ausdrehhaken zum Aushöhlen. Betten wurden aus gedrechselten Eckpfosten hergestellt und aus je zwei Rahmenbrettern eingezapft, die mit kurzen gedrechselten Stücken verbunden waren. Es gab Hocker mit gedrechselten Eckpfosten zur Bespannung mit Tuch oder Fell, Stühle, Tische, Truhen, Schalen, Becher und Leuchter. Eine Feldflasche mit einem Liter Inhalt wurde von der bauchigen Seite ausgehöhlt und mit einer kreisförmigen Scheibe verschlossen. Die Böttcher stellten Eimer her, zusammengehalten durch metallische oder aus gedämpften Weidenzweigen hergestellten Reifen. Bogen wurden aus Eibenholzstämmchen in Längen bis 1,80 m geschaffen, das Splintholz außen, das Kernholz innen, was Schußweiten bis 200 m erlaubte. Sogar zwei Leiern mit je sechs Saiten fand man. Die Schallkästen wurden durch ein Deckblatt aus Ahorn verschlossen (R. WOLF, 1996).

2.1.7 Die Thüringer

Das Stammesgebiet der Hermunduren erstreckte sich im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. über die heutige Landschaft Thüringen zum Harz, nördlich davon bis zur Ohre, der Altmark, zur Elbe, Saale und Mulde. Bei den germanischen Südwanderungen kam ein Teil der Angeln, ehe der Großteil um 450 mit den Sachsen nach England auswanderte, nach Thüringen und siedelte im Gau Engilin südlich der Schmücke. Von den Warnen siedelte ein Teil östlich der Saale in der noch im 8. Jahrhundert Werinofeld genannten Landschaft. Dorthin kamen auch Gruppen der Westgoten aus der Sintana-Mureš-Gruppe. Eine kleine Anzahl von Ortsnamen mit Endung -by, die auf skandinavischen Ursprung deutet, gibt es bei Wolfen. Auch die Bartaxt von Reudern deutet auf skandinavische Herkunft.

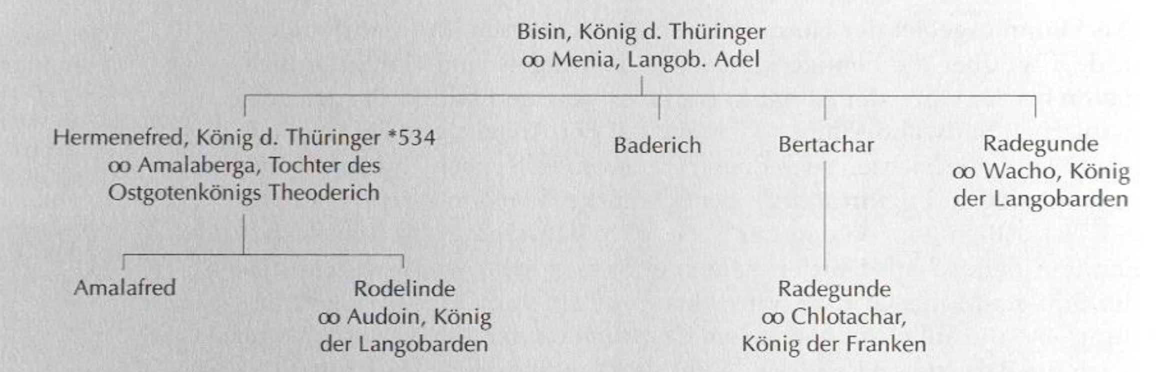
Der Sitz des ersten überlieferten Königs der Hermunduren, BISIN, der das thüringische Königsgeschlecht begründete, war möglicherweise Bösenburg (1164 Bisinburg) bei Mansfeld (H. REINERTH, Bd. 1, 1941/1986). HERMENEFRED (ermordet 534) erhielt die Tochter THEODERICHS DES GROSSEN, AMALABERGA, zur Gattin. Mit ihr dürfte eine arianische Christianisierung verbunden gewesen sein. Der Spangenhelm von Stößen bei Weißenstadt trägt vorn das Kreuz. Eine Tochter von BISIN, RADEGUNDE, wurde die Frau des Königs WACHO der Langobarden, eine Enkelin wurde die Frau des Merowingers CHLOTAR I., der 531 dem Königreich der Thüringer ein Ende machte. Eine andere Enkelin BISINS wurde die Frau von AUDOIN, dem König der Langobarden.

Das Königreich der Thüringer war nach der Schlacht an der Nedao 453 entstanden. Die Thüringer hatten 451 auf den Katalaunischen Feldern mit den Goten auf seiten ATTILAS gekämpft. Das Reich der Thüringer grenzte im Osten an das Königreich der Langobarden, bis zur Donau an das Ostgotenreich und am Obermain an das Gebiet der Alemannen. Nach Abzug der Langobarden aus Böhmen schlossen sich germanische Reste den Thüringern an, und in Podbaba bei Prag wurde von der Neuanlage von Reihengräbern berichtet.

Nach dem Sieg über die Thüringer 531 kam der Nordthüringgau nördlich der Unstrut und nördlich des Harzes bis zur Ohre an das Herzogtum Sachsen. Darin liegen Quedlinburg und Hornhausen. Das Gebiet war an das Heidentum zurückgefallen. Der Verbund der drei Königreiche Thüringen, Ostgoten und Langobarden war nach THEODORICHS Tod 526 und dem Abzug der Langobarden aus Böhmen auseinandergebrochen.

Dieses Ende der Thüringer wurde ähnlich dem *Nibelungenlied* von der verlorenen Iringsage besungen. Das erschütternde Klagelied der RADEGUNDE ist erhalten.

Das Thüringer Königsgeschlecht (nach B. Schmidt, 1988).



Das Restthüringen ging nach 531 in das zum Karolingerreich gehörende Ostfranken auf. Der Nordthüringgau kam an das Herzogtum Sachsen.

Die Bevölkerung der Altmark wurde 567 zwischen unterer Saale und dem Harz angesiedelt, und die Gebiete östlich der unteren und mittleren Saale wurden um 600 geräumt. Dort folgte die Einwanderung der Ostvandalen, kenntlich an den Gefäßen des Prager Typs (B. SCHMIDT, 1992) (Abb. 51). Doch auch nach der Eingliederung Thüringens in das Herzogtum Franken wurde ein Teil weiter als ›Thüringen‹ bezeichnet. Noch bis zum Anfang des 8. Jahrhunderts bestand ein fränkisch regiertes Herzogtum Thüringen mit Sitz in Würzburg. Unter den Staufern gab es die Landgrafschaft Thüringen.

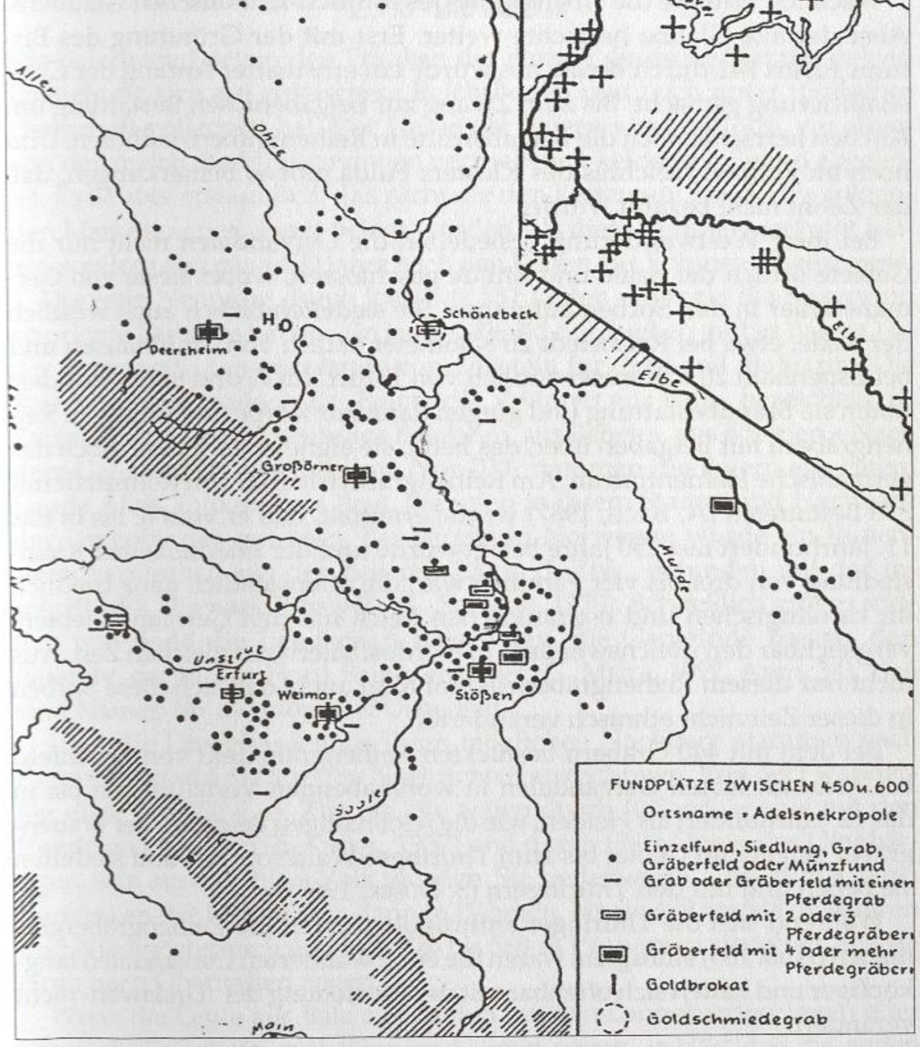


Abb. 51: Verbreitungen thüringischer Funde zwischen 450 und 600 n. d. Ztw.

+ Funde ›frühslawischer‹ Einwanderung im Elbgebiet.

o Lage des Odinsheiligtums von Hornhausen im Nordthüringgau. Nach: B. SCHMIDT, 1992.

Doch trotz der Übernahme des arianischen Glaubens mit der Königin AMALABERGA traten Prägungen auf Brakteaten im Tierstil 1 als Grabbeigaben auf und wurden als Darstellungen des Magdeburger Zauberspruchs erkannt. Die Herkunft der Thüringer aus den Elbgermanen ist auch an ihrer Keramik mit der Ähnlichkeit zur Keramik in Böhmen und derjenigen der Langobarden kenntlich. So gibt es die flachen Schalen mit schräger Kannelierung (Abb. 84). Nach der Einführung der Körperbestattung nach 250 wurden Reihengräberfriedhöfe angelegt, für Fürsten reich ausgestattete Holzkammergräber etwa in Leuna, Stößen und anderenorts, die bis zu Hauseinbauten reichten.

Nach 531 erfolgte die Übernahme des römisch-katholischen Glaubens. Aber der alte Glaube herrschte weiter. Erst mit der Gründung des Bistums Erfurt 741 durch BONIFATIUS wurde ein ernsthafter Anfang der Christianisierung gemacht. Bis zum Zwang zur beigabenlosen Bestattung um Kirchen herrschte noch die Beigabensitte in Reihengräberfriedhöfen. Und noch im Zehntverzeichnis des Klosters Fulda gibt es Bemerkungen, daß der Zehnt nicht bezahlt wurde.

Bei ihrer Westwanderung besiedelten die Ostvandalen nicht nur die Gebiete östlich der Saale und Mulde geschlossen, wobei Reste von Germanen hier in den Sorben aufgingen. Sie siedelten örtlich auch westlich der Saale, etwa bei Rohnstedt 20 Kilometer östlich von Mühlhausen und bei Espenhain 20 Kilometer südlich von Erfurt. Im 7. und 8. Jahrhundert übten sie Brandbestattung und gingen dann zur Körperbestattung in Reihengräbern mit Beigaben über, das heißt, sie eigneten sich dann noch das germanische Heidentum an. Am Reihengräberfriedhof von Rohnstedt mit 370 Bestatteten (A. BACH, 1987) wurde ermittelt, daß er vom 8. bis in das 11. Jahrhundert fast 250 Jahre belegt wurde und der Friedhof einer Kleinsiedlung von drei bis vier Familien war, die offensichtlich ganz friedlich im karolingischen und ostfränkischen Reich mit den Germanen lebten, vergleichbar den ›Reichswenden‹ in Nordostbaiern zur gleichen Zeit. Aus nicht nur diesem Reihengräberfriedhof folgt auch, daß sich diese Sorben in dieser Zeit nicht ethnisch veränderten.

Bei dem mit 440 Gräbern bestückten Reihengräberfeld von Espenfeld bei Arnstadt lebten Ostvandalen in wohlhabenden Verhältnissen bis in das 12. Jahrhundert als Heiden, wie die reichhaltigen Beigaben der Frauengräber zeigen. Im Gebiet bis zum Thüringer Wald rodeten und siedelten sie neben und mit den Thüringern (S. DUSEK, 1968).

Während sich die Thüringer anthropologisch in die Reihengräbergermanen (Abb. 185) einfügten, waren die eingewanderten Ostvandalen langköpfiger und hatten sich offenbar seit der Entstehung der ›Urslawen‹ nicht verändert.

	Zeit Jh.	n	I_1	
Thüringer		21	76,3	
Mittelsömmern	7.–8.	19	75,6	
Jena		27	76,8	
Ostvandalen				
Rohnstedt	8.–11.	44	73,1	
Espenfeld	10.–12.	63	73,6	
Zöllnitz	10.	21	71,8	bei Jena an der Saale
Dreitzsch	9.–11.	32	73,8	25 km SSO von Jena

2.1.8 Die Baiern

Die Baiern sind neben den Franken der einzige deutsche Stamm, dessen Entstehung sich auf römischem Reichsboden und noch unter römischer Herrschaft vollzogen hat. Der Name der Baiern wird mit BOSL vor allem von den durch die Markomannen vertriebenen keltischen Bojern abgeleitet. Es ist aber erstaunlich, daß nicht die den Kelten um 9 n. d. Ztw folgenden Markomannen damit belegt wurden, als diese Böhmen geräumt hatten, sondern erst etwa 400 Jahre nach den Kelten aus Böhmen Abgezogene.

Die erste Nennung durch JORDANES 551 lautet: »In regio illa Suavorum ab oriente Baibaros habet.« (In jener Gegend der Sueben gibt es Baiern.) In der *Origo gentis Langobardorum* von 670 steht für das Land ›Baiuaria‹. Die Baiern werden vielfach als ›Baiovarii‹, ›Männer aus Baia‹, bezeichnet. K. ZEUSS (1837) schrieb: »Leute aus Baiaheim, aus Beheim, aus Böhmen.« Nach dem Geographen von Ravenna (vor 700) stammen die Baiern aus einem Lande Albis, in dem Baia liegt. Sie seien in ihrem Stammland Nachbarn der Langobarden gewesen. Bei Bergen in Norwegen wurde ein Runenstein, vermutlich aus der Zeit um 200 v. d. Ztw., gefunden mit der Inschrift: »Ek aljamarkiR baijaR« (L. SCHMIDT, 1970). Schließlich gibt es südlich von Bodö die Landschaft Baiardalen, die Gemeinde Baiarn, den Baiarelv, der in den Fjord Baiarn mündet (G. MEIER, 1997, Anm. 34). Das sind Namen für die mögliche Urheimat.

Über die Langobarden als ihren möglichen Nachbarn stammen nach PAULUS DIAKONUS die ältesten Nachrichten aus Schonen. Von dort wanderten diese um 200 v. d. Ztw. ab. Sie zogen durch Jütland, wo sie mit den Vandalen kämpften (E. KLEBEL, 1957) und durch Hilfe ODINS, des Langbärtigen, sein auserwähltes Volk wurden. Sie siedelten im 1. bis zum 4. Jahrhundert an der Niederelbe, dann in Böhmen, bis sie 489 bis 548 in Mähren und Niederösterreich und von 526 bis 568 in Pannonien siedelten, ehe sie dann nach Oberitalien zogen.

Wenn die Leute aus Baia zusammen mit den Langobarden zogen oder sogar ein Teilstamm mit eigenem Namen waren, erklärt das die engen Beziehungen zwischen beiden Stämmen bis um 800 n. d. Ztw., die seit der Übersiedlung nach Jütland etwa ein Jahrtausend lang dauerten. Die Ortsnamen in Bayern wie Mehring, Möhring, Moringen weisen auf das Land Mauringa irgendwo im weiteren Niederelbegebiet hin. Der Gauname Germaramarka (802, heute Garmisch) deutet auf den Ort Görmer im Kreis Mühlhausen in Thüringen hin, wo die Langobarden von der Niederelbe nach Böhmen durchgezogen sein können. Auch daß der Name des Berges Rip an der Elbe in Böhmen, der ein germanisches Heiligtum trug und von Elbgermanen stammt, sich in Jütland in einem Berg Ripen wiederfindet (E. SCHWARZ, 1924), ist ein Hinweis dafür, daß die Teile der Elbgermanen,

also wahrscheinlich die Langobarden, aus Skandinavien stammen. Der Name eines der fünf bairischen Uradelsgeschlechter der Huosi weist auf Hessen hin. Einzelne Namensähnlichkeiten sind auch für zwei weitere der Uraldelsgeschlechter, die Hahilinga und die Aniona, vorhanden (E. Klebel, 1957). Diese fünf Geschlechter sollen nicht urbairisch sein, sie sollen zu mitgewanderten anderen germanischen Stammessplittern gehören. Ob die Trennung von den Langobarden schon vor oder erst nach König Wacho erfolgte, ist offen. Da nach dem Zerfall von Wachos Reich (511–539) langobardische Zuzüge nach Baiern in eigens gegründeten Reihengräberfriedhöfen, etwa in Künzing, erkannt sind, wird die Trennung noch vor Wacho anzunehmen sein. Aber mit den Namen bairischer Herzöge Tassilo I., II., III. nach dem langobardischen König Tato (gest. 510) mit der Verkleinerungssilbe -ilo werden wohl bis Tato noch enge Beziehungen bestanden haben.

Wenn aber die Übersiedlung der Baialeute, welche dann die von Přeštovice waren (s. im folgenden), schon ab 350 n. d. Ztw. aus Böhmen nach Bayern erfolgte, dann müssen noch über den Bayrischen Wald hinweg Verbindungen zu den Langobarden bestanden haben, und das Geschlecht der Agilolfinger könnte noch bis vor die Inbesitznahme von Regensburg zurückgehen, oder es könnte ein Seitenzweig des langobardischen Königsgeschlechts der Lethinger sein.

Die Untersuchung des Auftretens von Namen aus den Agilolfingern ergab (W. Goez, 1957) ihr reiches Vorkommen auch in Abwandlungen bei den Langobarden. Namen wie Agilulf, Ago, der in der Stammessage seinen Stamm aus Skandinavien geführt haben soll, Agio oder Aio sind häufig. »Am Anfang der langobardischen Stammestradition steht also eine langobardische Dynastie [mit König Agilmund], die man sehr wohl als ›Agilolfinger‹ bezeichnen kann«. W. Goez (1975) gibt weiteres zu fränkischen Agilolfingern an.

Die zur Präfektur Italia gehörende Provinz Rätia wurde unter Diokletian (284-305) geteilt, in Rätia I mit Hauptstadt Chur und Rätia II mit Augsburg. Das Legionslager in Regensburg, das einzige in ganz Rätien, wurde im Jahre 179 für die 3. italische Legion von 6000 Mann und 700 Reitern gebaut. Nach 330 wurde die Legion in Tausendschaften auf Rätien I und II aufgeteilt, in Regensburg verblieb nur noch eine Tausendschaft. Auch diese wurde mit den Kastellbesatzungen an der Donau im Jahre 400 n. d. Ztw. abgezogen. Als Föderat zog dort der Stamm von Friedenhain-Přeštovice ein, was seine stammesmäßige Verfassung und Vertragswürdigkeit voraussetzte. Er mußte sicher mehr als eine kampfkräftige Tausendschaft besitzen, um das wohlerhaltene Lager mit den gewaltigen Mauern von 500 x 430 m verteidigen und in der Umgebung militärisch im Sinne der Römer aktiv werden zu können, was einen Stamm bis oder von über

20000 Köpfen erforderte. Seine kennzeichnende Keramik ist in den Kastellen und ihren Friedhöfen von Neuburg, Einig-Kehlheim, Straubing und Passau, vor allem aber massenhaft in Regensburg nachgewiesen. Dort muß schon vor 400 die Mehrzahl der Wohnenden zum Stamm von Friedenhain-Přeštovice gehört haben, wie aus den Funden erschlossen wurde (R. Christlein, 1980). Als die Kastellbesatzungen ab 476 keinen Sold mehr erhielten, zogen sie in die Nachbarschaft und siedelten bäuerlich. Doch schon um 450 waren sie auf das Südufer der Donau übergetreten und hatten größere offene Siedlungen angelegt wie bei Straubing.

Es ist damit zu rechnen, daß das Legionslager Regensburg Sitz des Herzogs der Föderaten wurde und blieb. Damit ist das Jahr 400 das eigentliche Datum der bairischen Stammesgründung. Bereits zu Beginn des 5. Jahrhunderts fanden im Gebiet des Niedermünsters in Regensburg neue Baumaßnahmen statt, die mit Palisaden eingegrenzt wurden.

Es gibt Hinweise, daß noch bis nach 700 die heidnische Religion herrschte. In der vor 650 angelegten Siedlung Epolding im Mühltal bei München stand auf einem freien Platz inmitten der Siedlung in einer besonders tiefen Grube ein verkeilter Pfahl, der an einen ähnlichen in der Burg Starigard (s. Kap. 5.4.7) erinnert, der dort dem Odinskult zugeordnet wurde. In nächster Nähe wurde über einem Adelsgrab dann die erste Steinkirche errichtet (H. Dannheimer, 1972).

Alle germanischen Zuzüge nach Baiern huldigten der heidnischen oder arianischen Reihengräbersitte und betrafen, außer den Alemannen, Angehörige des östlichen merowingischen Reihengräberkreises (J. Werner, 1962), zu dem die Reihengräber aus Thüringen, Böhmen (Vinařice), Mähren und Pannonien gehören, nicht aber die der Gepiden östlich der Theiss. Dieser Kulturkreis löste sich durch Zerschlagung des Reiches der Thüringer 531 auf, durch die Auflösung des Reiches der Goten nach Theoderichs Tod 526, durch die Räumung Böhmens durch die Langobarden und ihre Räumung Pannoniens 568. Aber die Einwanderung der Baiern südlich der Donau begann längst vorher mit dem Einzug in Regensburg um 400.

Doch bereits ehe sie als Föderaten aufgenommen wurden, wurden Germanen zur Auffüllung der Kastellbesatzungen und der Regensburger Legion übernommen. Das Einsickern von Germanen nach Rätien wurde archäologisch und anthropologisch verfolgt. Die Auswertung der beiden großen Regensburger Friedhöfe mit insgesamt 9000 Bestatteten ergab in der Gruppe 1 von 150 bis 250 n. d. Ztw. bei vorwiegender Brandbestattung, daß die provinzialrömische Bevölkerung einen hohen Anteil an Kurzköpfen besaß. In der 2. Gruppe bei Körperbestattung ging der kurzköpfige Anteil stark zurück, und der germanische langköpfigere Anteil nahm zu, besonders in der Zeit nach 300. Der Längen-Breiten-Index I_1, aus diesen Regensburger Friedhöfen (P. Schröter, 1989, 1990) ist:

I_1 in % ♂ Zeit	65,0–69,9	70,0–74,9	75,0–79,9	80,0–84,9	Mittel der Einzelwerte von I	n
150–250	5	23	54	18	77,0	22
270–350	17	33	52	8	73,7	12

Die ersten germanischen Einwanderer lebten verstreut unter der römischen Bevölkerung. Die Regensburger Garnison wurde schon ab 300 mit Germanen ergänzt (P. Schröter, 1989). Der germanische Anteil stieg nach dem Fall des Limes. Während in der 1. Serie noch die provinzial-römische Bevölkerung vorherrschte, unterscheidet sich das arithmetische Mittel des I_1 der 2. Serie bereits nicht mehr vom Maximum der Gesamtverteilung aus den bairischen Reihengräbern (Abb. 187, Nr. 5) oder von Nr. 10 der Gesamtkurve der bairischen Reihengräber in Abb. 279. Die an der Serie der Jahre 270–350 beteiligte römische Bevölkerung dürfte bereits weniger als 10 Prozent betragen haben. Die um 400 als Föderaten nach Regensburg übergetretenen Leute von Friedenhain-Přeštovice, die Urbaiern, dürften also bereits eine kräftige germanische Bevölkerung vorgefunden haben.

In der Umgebung von Strakonitz am SW-Rand des böhmischen Altsiedellandes bei Prestonitz (Přeštovice) und am NO-Rand bei Plotište ist ein bisher unbekannter germanischer Stamm bezeugt, der dort mit und nach den Markomannen mit der diesen folgenden germanischen Besiedlung der böhmischen Altsiedellandschaften und vor den Langobarden vom 2. bis in das 5. Jahrhundert nachweisbar ist (H. Böhme, 1988; B. Svoboda, 1962, 1965). Dieser Stamm lebte sehr abgeschlossen und, nach den Beigaben zu urteilen, sehr ärmlich. Er übte Brandbestattung noch, als in Mittelböhmen bereits (Vinařice) in Reihengräbern bestattet wurde. Er setzte die Brandreste in sonst kaum bekannten handgemachten Keramikschalen bei, die mit schräger und senkrecht zur Gefäßachse angebrachter Kannelierung versehen waren (Abb. 84).

Die ersten dieses Stammes kamen aus dem weiteren elbgermanischen Raum, noch ehe die Markomannen abgezogen waren, in die Randbereiche des zentralen Offengebietes, das von den Markomannen besetzt war, um Přeštovice und Plotište und brachten aus Elbgermanien diese flachen Schalen mit (K. Reindel, 1988) (Abb. 84). Aber nur der Teil, der um Přeštovice gesiedelt hatte, zog ab 350 nach Bayern nordwärts der Donau ab. Da diese in Brandgräbern bestatteten, die um 400 nach Innerböhmen (Vinařice) Gekommenen aber sofort in Körpergräbern, bestehen kulturelle Unterschiede, die neben den getrennten Zuzügen auch auf getrennte Ausgangsgebiete in Elbgermanien schließen lassen.

Dieser Stamm besetzte in Nordbayern das Gebiet (Abb. 52) westlich bis an die Regnitz und nördlich bis an den Main, wie die Verbreitung dieser

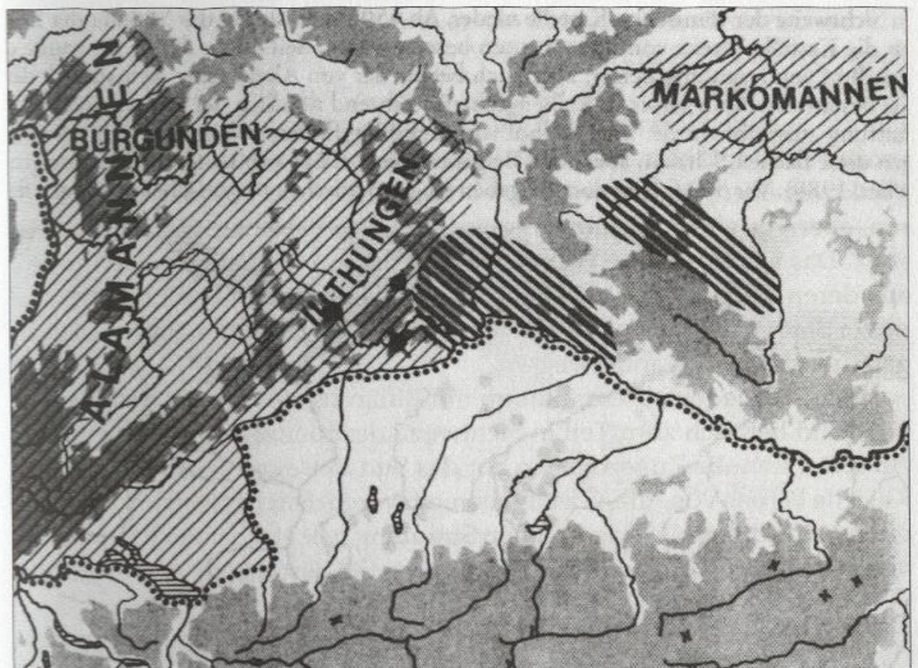


Abb. 52: Die Wohnsitze germanischer Stämme östlich und nördlich der römischen Reichsgrenze vor und um 400 n. d. Ztw. Gebiet des Stammes von Friedheim-Přeštovice eng schraffiert (nach: Böhme, 1988). Eingezeichnet sind die befestigten Höhenburgen von der Gelben Bürg bei Pappenheim, vom Michelsberg bei Kipfenberg im Altmühltal und von der Sulzburg, 15 Kilometer westlich von Hilpoltstein, auf denen auch die Keramik von Friedenhain-Přeštovice gefunden wurde. Nach: H. Böhme, 1988.

charakteristischen Keramik jetzt zeigt. Aber auch auf den germanischen Höhenburgen vom Gelben Bürg bei Pappenheim, dem Michelsberg bei Kipfenberg und der Sulzburg 15 Kilometer westlich von Hilpoltstein fand man diese Keramik. Um 400 brechen südlich des Mains diese Friedhöfe ab, was nun mit dem Einzug dieses Stammes in das Legionslager in Regensburg und dem Übertritt über die Donau nach Süden erklärt werden kann (Th. Fischer, 1981).

Dieser Stamm ist bisher anthropologisch ein Unikat, da er einen Schädeltyp enthält, der im Vergleich zu dem des Cro-Magnon kürzer und breiter ist und einen breiten Unterkiefer aufweist (G. Ziegelmayer, 1988; s. Kap. 4.1.8).

Er kann damit den unter den Baiern vom sonstigen germanischen Habitus abweichenden Typ erklären. Die Selektion eines solchen Typs in größeren Anteilen muß im abweichenden sonstigen germanischen Umfeld längere Zeit erfordert haben. Es stellt sich also die Frage nach seiner bisher unbekannten Vorgeschichte, deren Erforschung aber durch die Brandbestattung stark erschwert wird. Im Hinblick auf eine mögliche längere Selektion läßt sich dieser Schädeltyp in dem reichlichen dänischen neolithischen Material kaum nachweisen (K. Bröste u. Jörgensen, 1957). Dieser Typ ist infolge der sofort einsetzenden anderen germanischen Zuzüge in das Neustammgebiet bald in die Minderzahl geraten, denn er hat die Reihengräberleute in Baiern in ihrer Anthropologie nicht beeinflußt.

Aber die Verbreitung der Schalenkeramik (Abb. 53) gibt Hinweise auf Zugwege und Herkunft. Auf den Zugweg aus Böhmen weisen Funde im Schwarzachtal und in der Cham-Further Senke (Th. Fischer, 1981) hin. Für die weitere Herkunft sind Fundkonzentrationen (in Abb. 53 sind die großen Brandgräberfelder von Přeštovice und Plotište nur mit je einem Punkt versehen) mainabwärts, im böhmischen Kessel (Vinařice), in Mähren, aber vor allem elbeabwärts bis in das Niederelbegebiet bemerkenswert. Das ist der gleiche Wanderweg, den dann die Langobarden zogen, aus deren Keramik (Abb. 54) er folgt. Es liegt also der Schluß nahe, daß dieser Stamm der der Baia-Leute aus Norwegen war. Schon Svoboda (1965) gab den gleichen Wanderweg an.

Nach 350 siedelte dieser Stamm mit Billigung der Römer nach Bayern über und ließ sich zum Teil in Sichtweite der römischen Kastelle nieder. Ab 450 traten die Zugezogenen auf das Südufer der Donau über, als die Kastelle bereits von ihren Leuten besetzt waren. Seit Mitte des 5. Jahrhundert wurde der große Friedhof von Straubing belegt, aber auch bereits der von Altenerding weit südlich der Donau. Sie bestatteten dann sofort in

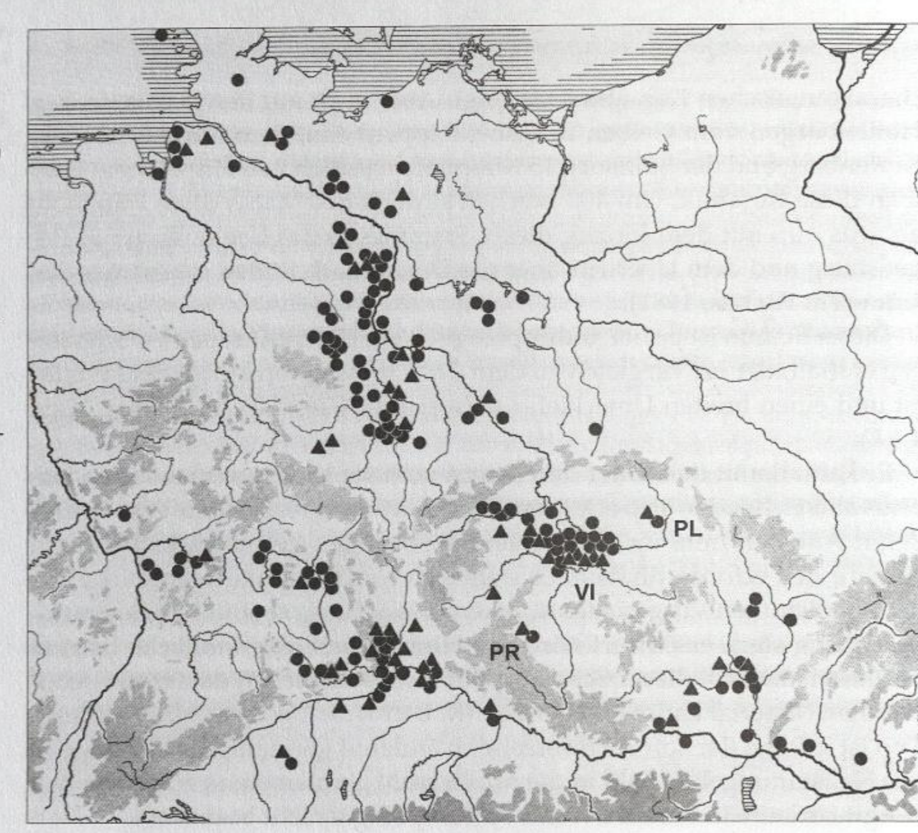


Abb. 53: Die schräg (Punkte) und die senkrecht (Dreiecke) zur Gefäßachse angebrachte Kannelierung der Keramik vom Typ Přeštovice. Die Fundorte der großen Gräberfelder von Přeštovice (PR), Plotište (PL) und Vinařice (VI). Nach: W. Menghin, *Frühgeschichte Bayerns*, Stuttgart 1990.

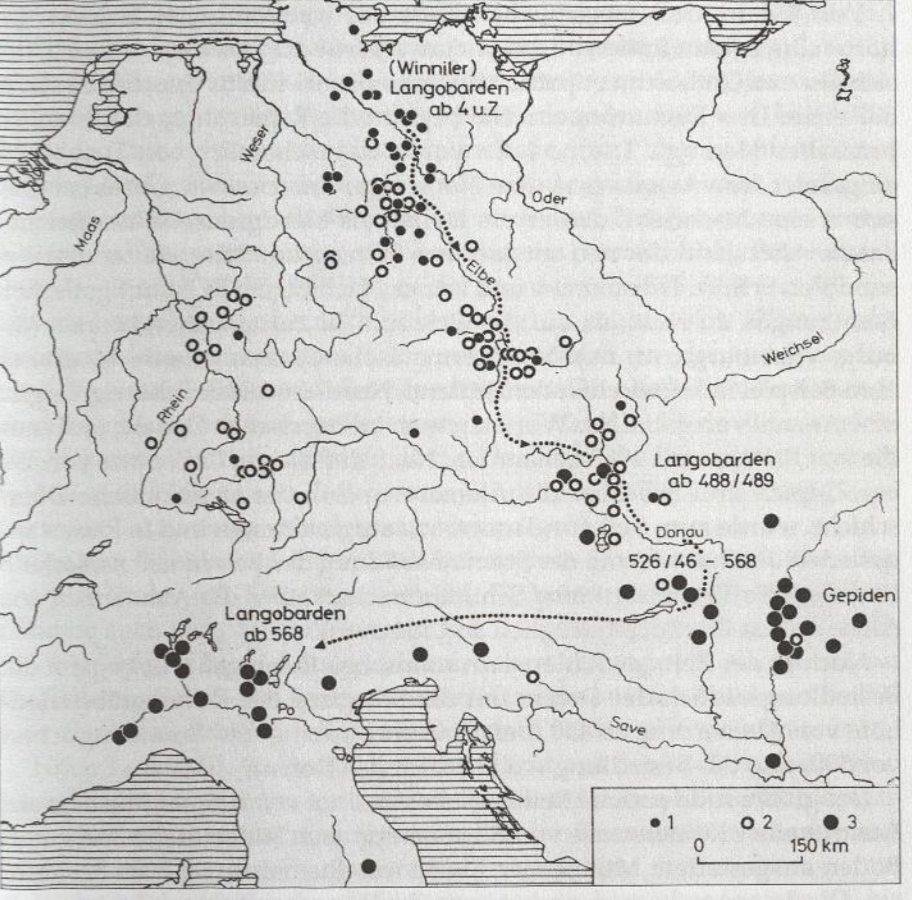


Abb. 54: Die Verbreitung langobardischer Keramik. 1 Keramik mit Keilstichverzierung des 3. bis 5. Jahrhunderts; 2 keilstichverzierte Keramik des späten 5. und 6. Jahrhunderts; 3 langobardische und gepidische Stempelkeramik. Nach: B. Krüger, *Die Germanen*, Bd. 2, 1988.

Reihengräbern, während nördlich der Donau noch die Brandbestattung ausgeübt wurde. Im Friedhof von Straubing finden sich unter den ältesten Bestattungen diese flachen Schalen, aber auch Beigaben, die Zuzüge von Langobarden anzeigen (Th. Fischer, 1988). Vor 500 folgen dort Beigaben elbgermanischer, ostgotischer, aber auch fränkischer Art (H. Böhme, 1988). Die Reichhaltigkeit der Beigaben läßt auf baldigen Wohlstand dieser bäuerlichen Bevölkerung schließen.

Auch die ähnliche Keramik des großen Brandgräberfeldes von Plotište ist elbgermanischen Charakters, und einige Gefäßformen haben dort Vorlagen aus der älteren römischen Kaiserzeit auf Jütland (A. Rybova, 1980), so daß mit Zuzügen von dort in das Niederelbegebiet zu rechnen ist, was auf die weitere Herkunft der Baia-Leute aufmerksam macht. Die mährischen Funde dieser Keramik im suebisch-quadischen Brandgräberfeld von Korbalec sind als Zuzüge aus dem nördlichen Elbgermanien erkannt (J. Werner, 1962).

Von 488 an, dem tatsächlichen Ende des weströmischen Reiches, gehörten die beiden Rätien und Noricum ripense zu Theoderichs Reich, der sich als »rex Gothorum et patricius Romanorum« fühlte. Theoderich setzte 507 einen Dux Raetiarum ein. 508 beginnt die Regierungszeit des ersten bairischen Herzogs, Theodo I. Er wurde wahrscheinlich von Theoderich eingesetzt. Von Athalarich, dem Nachfolger Theoderichs, gibt es bei Cassiodor eine Nachricht, daß er die Donau als Nordgrenze seines Reiches ansah. Also stand das neu entstandene Herzogtum Baiern unter dem besonderen Schutz Theoderichs und seiner Nachfolger. Es ist mit gotischen Besatzungen zu rechnen, auf die Orte mit -bi zurückgehen können (Biburg, Vilsbiburg u. a. m.). Nordgermanische Ortsnamen mit -by gibt es zum Beispiel in Mittelschweden, Jütland, Nord- und Südschleswig. Es gibt eine Anzahl von gotischen Wortstämmen im bayrischen Dialekt, nicht nur die von P. Wiesinger 1985 genannten. Nach den Siegen Chlodwigs von 496 bei Zülpich und 506 über die Alemannen floh die alemannische Oberschicht, wurde zum Teil von Theoderich aufgenommen und in Rätien angesiedelt und nahm so an der Stammesbildung der Baiern teil. Außerhalb Rätiens übte Theoderich eine Schutzherrschaft über die Alemannen aus (siehe seinen Brief diesbezüglich an Chlodwig).

Noch in der Zeit, als Rätien zum römischen Reich gehörte, begann die Besiedlung südlich der Donau mit der Belegung der Reihengräberfriedhöfe von Altenerding ab 450 und dann von Aubing und Emmering schon vor 500, also die Besiedlung weit südlich der Donau.

Der größte süddeutsche Reihengräberfriedhof von Altenerding liegt am Austritt einer Römerstraße von Regensburg nach Süden in die mit guten Böden ausgestattete Münchener Ebene mit ehemals etwa 2000 Bestatteten. Die Belegung begann nach Abzug der Römer und einem Zeitintervall mit einem der reichsten Männergräber mit Spatha, Schmalsax, Lanze, Schild und einer Bergkristallschnalle (W. Sage, 1975). Dann folgten reiche Frauengräber mit ostgotischen, thüringischen, langobardischen und alemannischen Fibeln und nach 600 vorwiegend alemannischen. Die Belegung endet um 700 mit beigabenlosen Gräbern. Die Hälfte der Bestattungen waren beigabenlos, aber mit üblichen Holzsärgen und verteilten sich regellos örtlich und zeitlich über das ganze belegte Feld (Rettner, 2002).

Gegen 500 brachen die Gräberfelder in Böhmen, sowohl die Brandgräberfelder von Přeštovice und Plotište als auch die Körpergrabfelder von Vinařice ab. Die Träger der beiden letzten werden sich den Langobarden angeschlossen haben, als diese aus Mähren nach Pannonien abwanderten.

Weil sich die Ostgoten von der Offensive des oströmischen Reiches mit dem Feldherrn Belisar bedroht fühlten, schloß der Ostgotenkönig Witigis 536 einen Vertrag mit den Franken. Er trat ihnen die Provence, die zur römischen Präfektur Gallien gehörte, ab und zahlte 2000 Pfund Gold für

ihre Hilfestellung. Von der wiederholt behaupteten Abtretung Rätiens I und II an die Franken berichtet Prokop nichts (Prokop, *Gotenkrieg*, 1, S. 13). Auch der Langobardenkönig Wacho, der bereits seit 536 in das zu Theoderichs Reich gehörende Pannonien ripense eingedrungen war, half nicht. Da Rätia I durch Alemannen besiedelt wurde, diese aber bereits 496 und 506 von den Franken besiegt und unterworfen worden waren, ist die Besetzung von Rätia I durch die Franken nach dem Tod Theoderichs wahrscheinlich. Theodebert drang offenbar über die churrätischen Pässe durch Rätia I, wie auch in den Feldzügen der Franken von 575, 584 und 588 gegen die Langobarden, bis nach Kärnten vor. Er rühmte sich 539 in einem Brief an Justinian: Es »erstreckt sich unser. . . Reich von der Nordseite Italiens längs der Donau und der pannonischen Grenze bis an die Gestade des Ozeans«. Jedoch von der Besetzung von Rätia II ist 536 in diesem reichlich unklaren Wortlaut nicht die Rede. Das bairische Herzogtum war offenbar nach Wegfall von Theoderichs Schutz 526 völlig unabhängig, was auch aus Valvasor (s. im folgenden) hervorgeht.

Die von fränkischen Chronisten behauptete Oberherrschaft über Baiern war weder mit Kämpfen noch mit Tributen verbunden. Die Baiern nahmen auch nicht an den Kriegszügen Dagoberts gegen Samo teil. Auch die wiederholte Bezeichnung des bairischen Herzogs als ›rex‹ weist auf die Selbständigkeit der Baiern hin. Ein Bündnis mit den Franken von 591 war der Anlaß zum bairischen Vorstoß nach Süden über den Brenner.

Noch Tassilo III. wollte nach seiner Heirat mit der Tochter des letzten langobardischen Königs ein bairisch-langobardisches Königreich errichten. Die Krönungsinsignien lagen im Kloster Kremsmünster bereit und konnten dann vor den Franken verborgen werden.

Während der fränkischen Feldzüge gegen die Langobarden von 575 bis 588 stand der bairische Herzog Garibald auf langobardischer Seite. Er hatte 575 eine Tochter dem langobardischen Herzog Evin von Trient und seine Tochter Theodolinde 589 dem langobardischen König Authari verheiratet. Auch das spricht für die weitgehende Selbständigkeit Baierns.

Die Abhängigkeit Baierns von den Franken wird stets damit begründet, daß nach Paulus Diakonus Chlotar 555, lange ehe Garibald 578 Herzog wurde, ihm die Tochter Wachos, Walderada, als »uni ex suis« (einer der Seinen) zur Frau gab. Garibald war Herzog von 578 bis etwa 600. Das kann aber ebensogut heißen, »einen aus ihren (Walderadas) Leuten« (W. Goez, 1975, Anm. 61). Nach herrschender Ansicht wurde er, aus dem Kreis der Merowinger stammend, den Baiern aufgenötigt, als Altbaiern bereits bis zum Alpenrand besiedelt war. Aber Garibald ist kein fränkischer, sondern ein langobardischer Name.

Wacho
König d. Langobarden
† 540
GARIBALD I. oo Walderada
† um 590 * um 530 (?)
Gundoald
Hzg. von Asti
† 616
Könige der Langobarden
Grimoald
Tochter N.N.
oo Ewin von Trient
Theodelinde
1. oo Kg. Authari
2. oo Kg. Agilulf
TASSILO I.
(reg. ca. 591–610)
GARIBALDI
(reg. 500– ?)
Chrodobald
(† 624/25)
Fara († 640/41)
aus dem Geschlecht der Agilolfinger
THEODO oo Folchaid
reg. ca. 680 – ca. 717
THEODEBERT
(in Salzburg)
† vor 720
oo Regintrud (?)
THEODOBALD
(in Regensburg)
† vor 725
1. oo Waltrad
2. oo Pilitrud
GRIMOALD
(in Freising)
† ca. 725/28
oo Pilitrud
Sohn
† ca. 725/28
Lantpert
Uta
TASSILO II. (?)
(in Passau)
Gottfrid
Hg. d. Alemannen
709
Tochter oder Schwester d. Hgs Theodo?
HUCBERT
(Gesamtherrscher)
reg. ca. 728 – ca. 736
oo Rattrud
Guntrud
oo Liuprand
Kg d. Langobarden
712–744
Swanahilt (nach 750)
›Nichte‹ Pilitruts, Hucberts u. Odilos
Karl Martell
fränk. Hausmeier
741
1. Ehe
ODILO
reg. ca. 736–748
oo
Grilo
* nach 725
† 753
Pippin
Kg. 751
† 768
Karlmann
† 754
Hiltrut
Karl d. Große
Kg. 768, Ka. 800
† 814
TASSILO III.
reg. 748–788
oo Liutpirg
Tochter des Langobardenkönigs Desderius
Theodo Cotani Hrotrud Theodbert

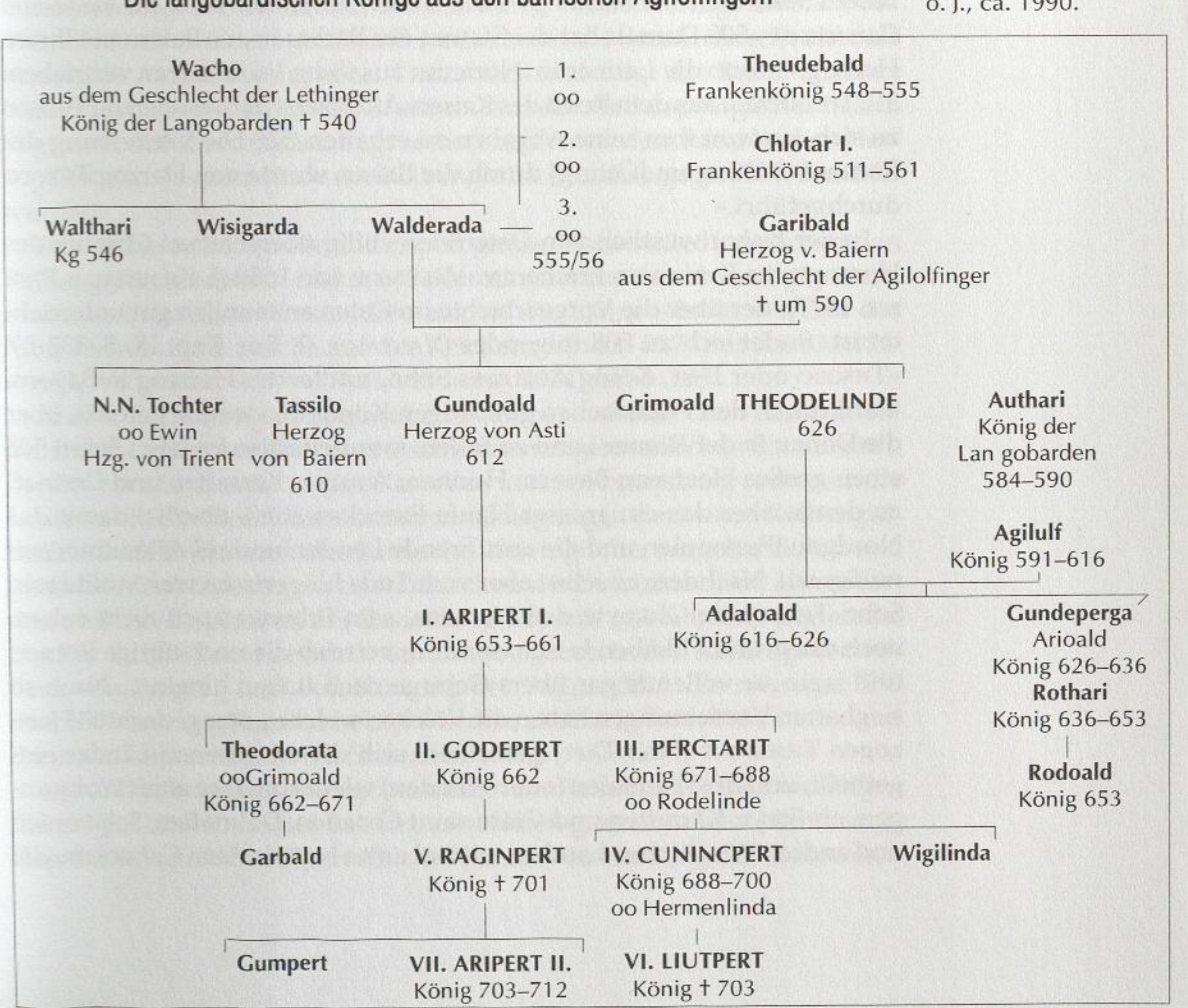
Die agilolfingischen Baiernherzöge

nach: DANNHEIMER/DOPSCH, 19888

Auch die Präambel der *Lex Bajuvariorum* mit »der Herzog aber, der dem Volke vorsteht, war stets aus dem Geschlecht der Agilolfinger und soll es stets sein. Denn so haben es die Könige [der Langobarden], unsere Vorfahren, ihnen eingestanden, als sie diejenigen aus ihrem Geschlecht. . . als Herzog einsetzten«, paßt ausgezeichnet auf die langobardische Abkunft der Agilolfinger. GARIBALD und WALDERADA waren katholisch getauft, aber die heidnisch-arianische Sitte der Grabbeigaben hielt sich noch in der Umgebung Regensburgs bis um 700. Daß GARIBALD fränkischer Herkunft gewesen sei, steht im Widerspruch zu den in den Annalen von St. Peter in Salzburg 1189 genannten drei bairischen Herzögen THEODO 508–537, UDO 537–566 und THEOBALD 566–567 (E. KLEBEL, 1957), von denen zwei Namen besitzen, die sich unter den Agilolfingern wiederholen, also GARIBALDS Vorfahren waren.

In den Annalen und Chroniken des Salzburger Kreises finden sich wiederholt die Jahre 508, 512 und 520 als früheste Nennung von Baiern, so auch

Die langobardischen Könige aus den bairischen Agilolfingern



Nach: W. MENGHIN, *Die Langobarden*, o. J., ca. 1990.

in den österreichischen Annalen des Chorherrenstiftes von Vorau/Steiermark (E. Klebel, 1957) von 1189. Während aber die dort genannten Ereignisse heute weitgehend als falsch erkannt sind, sind die Nachrichten über die ersten Herzöge weit interessanter. In der 1250 in Passau geschriebenen Chronik der Herzöge der Baiern sind genannt: Theodo I. 508–537, Udo 537–566, Theodobald 566–567, Garibald I. 567–580, Tassilo I. 580–598 und Garibald II. 598–614.

Nach H. Zeiss (1957) sollen die Nachrichten über Baiern im Salzburger Kreis aus der Rupertilegende, der *Vita Severini*, der Kaiserchronik und der Einwanderungslegende stammen und erst 1189 formuliert worden sein. Dieser Salzburger Kreis von Chroniken soll, wie auch die von E. Klebel 1921 in Admont gefundenen Stücke, auf ein gemeinsames Original zurückgehen, das von Erzbischof Arn (ab 785 in Salzburg Bischof, ab 798 Erzbischof) begonnen wurde und das die »Möglichkeit von Nachrichten schon aus dem Anfang des 6. Jh.« enthält (E. Meyer, 1931).

Auch an anderer Stelle waren der Herzog Theodo und der Stamm der Baiern bekannt (*Monumenta German. Histor. Scriptores*, Tom. IX, *Auctarium Garstense*): »508 Damals hat der Stamm der Barbaren aus Baiern mit ihrem Herzog Theodo die Latiner in Noricum aus ihren Wohnsitzen vertrieben. 512 Theoderich aus dem Reich des Kaisers Anastasius rief den Herzog Theodo zu sich, um von ihm seine Abgaben zu erhalten. 520 Die Vertreibung der Römer bei Otingam [Ötting] durch die Baiern wurde von Herzog Theodo durchgeführt.«

In der bisher westlich von Österreich völlig übersehenen Chronik des Herzogtums Krain von Freiherr v. Valvasor von 1689 (J. Krajec u. J. Pfeifer, 1877), der über die Vorgeschichte im Osten erstaunlich gut unterrichtet ist, findet sich zu 508 folgendes (Valvasor, 2. Bd., Kap. IX, S. 133 f.): »Theodo oder Diet, König Adelgers Sohn, und erster Hertzog in Bayern, ward durch den Fränkischen gewaltigen König Clodoveum gereitzt, über die Donau in der Römer Land zu fallen, sammelte also im Jahr Christi 508 einen großes Heer von Bayern, Hunnen, Avaren, Kärndten und Crainer, zu denen über das ein grosser Haufe Francken stieß, überfiel damit das Nordgau, Pannonien und die anrührende Länder, und riß Alles unter seine Gewalt. Nachdem er selbst aber vom Tode hingerissen war, wollte sein Sohn Theodo der Zweyte deß Namens, sein Schwert auch nicht ruhen, noch unberühmt bleiben lassen, sondern vertrieb die noch übrige Römer, und jagte sie vollends gar übers Gebirge nach Italien hinein... Nach so sieghaften Verrichtungen haben die Völcker, welche unter gedachten Hertzogen Theodone (oder Diet) gefochten, sich die erstrittenen Länder eingetheilt, und die Wandalen (oder Wenden) wiederum ihre alten Wohnungen, als Steyr, Kärndten und Crain samt Croatien, Dalmatien, Sclavonien und andren Windischen Landen, wiewol unter bayerischem Gehorsam, die

Hunnen und Avaren das Land unter der Enns und Pannonien bezogen und eingenommen.«

In den germanischen Volksrechten waren Vermischungsverbote enthalten, solange sie Heiden oder Arianer waren. Diese fielen erst nach dem Übertritt zum Katholizismus, wie bei den Langobarden und Westgoten aus Chroniken ersichtlich ist, und leiteten den Volkstod der betreffenden germanischen Stämme in der Diaspora ein. Das bairische Volksrecht wurde neben anderen vom katholischen fränkischen König Theuderich I. nach 530 aufgezeichnet und enthält die Vermischungsverbote nicht mehr. Eine Vermischung mit Resten der Provinzialrömer kann aber erst nach Ende der Reihengräberzeit eingesetzt haben. Vor dem Rückruf der römischen Bevölkerung 488 durch Odoakar aus den Provinzen nördlich der Alpen wurden die Römer ab 408 schon durch die bairischen Herzöge Theodo I. und Theodo II. vertrieben. Die Bedeutung von Ortsnamen römischer Abstammung ist also zu relativieren.

Die *Lex Bajuvariorum* zeigt eine auffallende wörtliche Übereinstimmung mit dem westgotischen Gesetzbuch des westgotischen Königs Eurich (466–484), der noch Arianer war. Damit ist das bairische Stammesrecht älter als seine erste Aufzeichnung unter Theuderich und zeigt das Bestehen eines bairischen Stammes lange vor Garibald. Aus der Anthropologie der Baiern folgt auch, daß die Vermischungsverbote noch nach dem katholischen Herzog Garibald bis zum Ende der Reihengräberzeit, also gegen 700, beachtet wurden.

Daß in dieser Zeit große anthropologische Unterschiede zwischen den Reihengräbergermanen und den Galloromanen aus den ehemaligen weströmischen Provinzen bestanden, zeigen die Längen-Breiten-Werte der Mönche aus der 2. Kirche auf der Reichenau (nach 817) mit dem Mittelwert $I_1 = 85{,}4$ (n =, 9, $v_i = 1{,}0$) (H. Münter, 1934) (Abb. 189).

An der Entstehung des bairischen Stammes nahmen nach den namengebenden Leuten von Baia die verschiedensten germanischen Stämme teil. Bereits vor 400 dienten in den Kastellen und in Regensburg nicht nur die Leute aus Přeštovice. Unter den ersten Belegungen der ersten Reihengräberfriedhöfe finden sich alemannische, thüringische, langobardische und gotische Altsachen, sogar von fränkischen wird berichtet. Daß Langobarden auch noch später an der Besiedlung Bayerns teilnahmen, zeigten die erst kürzlich bekannt gewordenen Grabbeigaben in den Reihengräberfeldern von Waging und von Künzing bei Deggendorf, die zwischen 550 und 650 von Langobarden belegt wurden, die bis 569 aus Pannonien und dann aus Italien kamen (A. Hannibal, 1996).

Die anthropologischen Ergebnisse aus der Reihengräberzeit bestätigen die obigen Herkünfte der Baiern aus anderen germanischen Stämmen (s. Kap. 4.1.8., vgl. Abb. 187 mit Abb. 185) ohne Vermischung mit Galloroma-

nen und Provinzialrömern. Infolge ausreichender Quellenlage läßt sich ein anschauliches Bild vom Untergang der Agilolfinger durch konsequentes und rücksichtsloses Ausnützen aller Machtmittel von seiten der Franken generationenlang bis zu Karl dem Grossen gewinnen.

Nach einem Streit mit seinem Onkel Grirmolad sucht Herzog Hugibert (728–736) Unterstützung bei Karl Martell (714–741), der deshalb nach Baiern zog und nach dem Mord an Grimolad dessen Frau Pilitrud und ihre Nichte Sunnihild nach Franken ›mitbrachte‹, die dann als zweite Gemahlin von Karl Martell einen Sohn Grifo hatte, dem die Söhne aus erster Ehe, Pippin und Karlmann, Herrschaftsanteile verweigerten. Grifo floh mit Pippins Schwester Hiltrud zu Odilo nach Baiern, die dort seine Gemahlin wurde. Nach Odilos Tod 748 bemächtigte sich Pippin im Handstreich Hiltruds mit ihrem siebenjährigen Sohn Tassilo III. Er setzte diesen als Herzog in Baiern ein und Hiltrud als Vormund. Tassilo mußte den Vasalleneid schwören und als erster Baier an den fränkischen Reichsversammlungen teilnehmen. Nach Hiltruds Tod war Pippin Vormund. 757 wurde Tassilo aus der Vormundschaft entlassen und mußte den Treueid schwören. Den vierten aquitanischen Feldzug Pippins verließ er 763 eigenmächtig mit seinem Aufgebot, was nach fränkischem Recht als Herisliz (Desertion) mit dem Tod bestraft wurde. Nach dem Sieg Karls des Grossen 774 über die Langobarden verlor Tassilo seinen Rückhalt durch seine Gemahlin Luitperga, die Tochter des letzten langobardischen Königs Desiderius. Der letzte der Agilolfinger war Tassilo III., mit Absetzung als Herzog in der Reichsversammlung von Ingelheim 788, seiner Verurteilung wegen Herisliz und eines angeblichen Bündnisses mit den Awaren. Von Karl zu Klosterhaft begnadigt, zogen auch seine Frau und seine Töchter in Klöster ein, seine Söhne Theodo und Theodebert nach St. Maxim in Trier.

Als ersten Präfekten im Herzogtum Baiern setzte Karl den Bruder Gerold seiner zweiten Frau Hildegard ein, die in fünfter Generation vom alemannischen Herzog Gotfrid (gest. 709) aus einem agilolfingischen Seitenzweig abstammte.

Die große Leistung des bairischen Stammes ist die Besiedlung des gesamten Ostalpenraums bis zur Thaya, March und Leitha, Drau, den Karawanken, der Salurner Klause, der Etsch und bis zum Ortler seit der Besetzung des Legionslagers Regensburg im Jahre 400 bis etwa 1100. Seitdem bestehen in etwa die heutigen Sprachgrenzen. Die Besiedlung schritt von der Donau nach Süden fort und erreichte schon um 500 den Alpenrand. Die Grenzen des bairischen Stammesgebietes bis zum Ende der Reihengräberzeit waren die Donau, der Inn, die Salzach, der Alpenrand und der Lech. Ein Gebiet nördlich der Donau von der Altmühl bis zur Brenz ging schon damals an die Franken verloren, die den gesamten Nordgau in Besitz nahmen.

Wenn die Besiedlung bis an das Ende der Reihengräberzeit durch Sippen, Dorfgemeinschaften ohne Adelsvorrechte, getragen wurde, so kennt die *Lex Bajuvariorum* noch keinen Adel, sondern nur die heereszugpflichtigen Freien und die fünf Uradelsgeschlechter, die wohl stammesfremder Herkunft waren. Durch Landschenkungen nach Leistungen im Gefolgschaftsdienst entstand noch vor 800 ein Stammesadel. Auch das Lehenswesen entwickelte sich durch leihweise Übergabe von Land zur Nutzung. Dieser neuentstandene landbesitzende Kreis trug neben den Klöstern ebenso zur Beisiedlung bei.

Nach der Gründung von Klöstern förderten diese durch Gebietsschenkungen der Herzöge und Rodungen die Besiedlung bis in die Kalkalpen. Nach 700 wurden die Klöster Bischofshofen, Scharnitz und Tegernsee gegründet und unter Tassilo III. zum Beispiel die Klöster Kremsmünster und 769 Innichen (Abb. 81). Da die geschlossene Besiedlung damals noch nicht bis Innichen gereicht hat, müßten aber die Talschaften in bairischem Besitz gewesen sein: bis Innichen das untere Inntal, der Brenner, das obere Eisacktal und das Pustertal. Seit 772 gehörte Karantanien zu Baiern. Der Nordgau bis Nabburg und Amberg zählte ab 814 auch zum Herzogtum Baiern. Karl der Grosse setzte 788 nach Entmachtung der Agilolfinger einen Amtsherzog, eine Präfekten, ein und gründete das Erzbistum Salzburg mit dem Missionsauftrag nach Osten und der Unterstellung der bairischen Bistümer. Nach den Siegen über die Awaren kam das Gebiet bis zum Wiener Wald zum Herzogtum Baiern. Nach dem Tod des Grenzgrafen Gerold 799 wurde 803 das Gebiet östlich der Enns, die Ostmark, als eigene Präfektur, eingerichtet, für die 996 erstmals der Name ›Ostarichi‹ auftrat.

Nach 814 wurde Baiern ein Unterkönigtum im fränkischen Reich wie Aquitanien und Italien. Jenes erhielt Karlmann, der Sohn Ludwigs des Deutschen 876 mit seinen Marken. Das zum Herzogtum erhobene Karantanien erhielt Arnulf, der Sohn Ludwigs II. Nach 880 bis 882 war Ludwig III. ostfränkischer und bairischer König und 881 bis 887 Karl III. Nach ihm folgten Arnulf von Kärnten und 900 bis 911 dessen Sohn Ludwig das Kind.

Nach der Katastrophe von 907, der Niederlage gegen die Ungarn bei Preßburg, ging das gesamte Gebiet bis zur Enns verloren, das erst nach dem Sieg auf dem Lechfeld 955 wieder in Besitz genommen werden konnte. Die Ostmark wurde wieder errichtet. Um 970 besaß das Herzogtum Baiern seine größte Ausdehnung. Zu ihm gehörten Altbaiern vom Lech bis zur Enns, der Nordgau bis zur Altmühl und dem oberen Main, im Süden das Engadin, das Etschtal bis Salurn und das Pustertal bis Innichen, im Osten die Mark Kärnten einschließlich der Steiermark und der Mark Krain sowie die Untersteiermark bis Pettau. 976 wurde Kärnten selbständiges Herzogtum. Die Ostmark wurde ihrerseits abgetrennt und an die Baben-

berger vergeben. Sie wurde in einer Urkunde von Kaiser OTTO III. 996 als ›Ostarichi‹ bezeichnet. 1156 wurde sie Herzogtum, nachdem sie sich bis zur March und zur Leitha ausgedehnt hatte. 1180 wurde auch die Steiermark selbständiges Herzogtum.

2.1.9 Nordostbayern

Nach der Zerstörung des Thüringerreiches im Jahre 531 waren und wurden die Gebiete zwischen Thüringer Wald, Frankenwald, Oberpfälzer Wald, Steigerwald und Regnitz bis auf das Regnitztal so gut wie menschenleer. Die Wiederbesiedlung begann schon im 6. Jahrhundert und um 700 mit Reihengräberfriedhöfen der Ostvandalen. Brandgräber fehlen in Nordostbayern. In der Weisung KARLS DES GROSSEN von 793/94 zur Errichtung von vierzehn Kirchen »in terra Sclavorum, qui sedent inter Moinam et Radantiam fluvios, qui vocantur Moinwinidi et Ratanzwinidi« werden sie ›Winidi‹ = Vandalen, Mainvandalen und Rednitzvandalen, genannt.

Als Beigaben erscheinen in den Gräbern Keramikreste des Prager Typs ohne und mit Wellenbändern und Formen der dem Prager Typ folgenden ›slawischen‹ Keramik. Gleiche Keramik kam auch aus Siedlungen zum Vorschein. Diese Keramik mit Gefäßen vom Prager Typ ist nicht typisch ›slawisch‹. Sie ist außer bei den Ostvandalen auch bei Westgermanen verbreitet (P. REINECKE, 1934; J. REITINGER, 1980). Die Beigaben umfassen die als ›typisch slawisch‹ angesehenen Schläfenringe, die sich jedoch vielfach auch bei den Franken und Alemannen, sogar bei Gepiden (P. REINECKE, 1934) finden, ferner Messer, Kämme, Fibeln. Dazu kommen in Reihengräbern der Oberpfalz Glasperlenketten, selten Schwerter, Sicheln, Bommeln und Halbmondohrringe (A. STROH, 1954).

Die Bestattungen auf diesen Reihengräberfriedhöfen unterscheiden sich nicht von denen, die sich neben einer von vierzehn durch KARL DEN GROSSEN gestifteten ›Slawenkirchen‹ befinden, der von Amlingstadt bei Weissmain (K. SCHWARZ, 1984). Dort begannen die Rodung und der innere Landesausbau seit dem Regierungsantritt KARL MARTELLS 719. Da nach Bestattung und Beigaben der dort gemeinsam angesiedelten und bestatteten freien fränkischen Wehrbauern und der Ostvandalen keine Unterschiede bestehen, »sind wir deshalb zu der Annahme gezwungen, die von Südwesten/Westen kommenden alemannisch/ostfränkischen Siedler hätten ihre Verstorbenen gemeinsam und unterschiedslos [mit den ›Slawen‹] auf Ortsfriedhöfen uns bekannter Art bestattet«. (K. SCHWARZ, 1984) Das bedeutet, beim fränkischen Landesausbau wurde keinerlei Unterschied zwischen Franken, Alemannen und Ostvandalen gemacht. Es bestanden auch keinerlei kulturelle Unterschiede etwa in Grabbeigaben. Auch ethnische Unterschiede, die anthropologisch nachweisbar wären, fehlen.

Außer im Westen und Süden um das Gebiet gehäufter Ortsnamen ostvandalischer Herkunft gibt es einen Streifen mit Ortsnamen, die Wind, Winden, Windisch in Verbindung mit einem zweiten Namensteil deutscher Herkunft enthalten. Sie fehlen aber auch im Kern des ostvandalischen Gebietes in Oberfranken und der Oberpfalz nicht. Dieser Streifen geht von Ebern bei Coburg über Höchstadt bis Ansbach und von dort bis Roding (E. SCHWARZ, 1960). Hier wurden Ostvandalen beim inneren Landesausbau angesiedelt und ihre Dörfer gegen die der westgermanischen Nachbarn gekennzeichnet. Unter diesen wiederum gibt es in besonders alten Urkunden auch Namen mit ›vinid‹ und ›vined‹ als Hinweis auf Winidi und Winedi, etwa Gerolswind, im 9./ 10. Jahrhundert Gerharteswinidin; Egloffswinden, im Jahre 1168 Egelolueswineden; Nabin (Kreis Deggendorf), im Jahre 863 Villa Nabawinida; Windischhausen bei Gunzenhausen, im Jahre 1057 Slauuanishusen (Ableitung von Sclavi = Slavi) (E. SCHWARZ, 1960).

Diese Ortsnamen haben wahrscheinlich verschiedene Bedeutungen. Bei E. FÖRSTEMANN (1916) werden aufgeführt auf den Seiten:

1370: Winid (althochdeutsch), urdeutsch wohl Vinithos, Winid ist sicher vorgermanisch, verwandt mit Veneti. Beispiele: Windsheim Mittelft., Winidhoresdorf Kr. Trier, Winederoda Kr. Goslar,

1373: Windisk, wendisch; Beispiel: Windisch Gräz, Wimpassing b. Miesbach Obb., Ortsnamen aus Personennamen ›winedas‹, ›wineden‹, ›winden‹, ›wenden‹, Beispiele in Oberbayern, Oberpfalz, Österreich.

1375: Winethi aus *winja* (althochdeutsch), *ithi* (sächs.-thüring.); Bedeutung ›Weide‹, Ortsnamen aus Personennamen Wineda, Wineden, Winden (Geiselwind, Franken).

Zur letzten Bedeutung werden auch die bei Unterregenbach beiderseits der bayrisch-württembergischen Grenze liegenden ›slawischen‹ Ortsnamen wie Herrenwinden, Reinswinden, Morlitzwinden unter anderem gehören (U. GROSS, 1989).

Daneben ist zu berücksichtigen, daß das gleiche *vinid, winid* die Bedeutung des Stammes der Winidi oder Winedi besitzt und es weiter einen althochdeutschen Wortstamm *vinid* mit der Bedeutung ›Genosse im Ring‹ gibt.

Nach E. SCHWARZ (1960) kamen die Ostvandalen nach Oberfranken nicht aus Böhmen sondern von Norden und waren dann Sorben. Die restliche Oberpfalz wurde hingegen von Böhmen aus von Ostvandalen besiedelt. Burgen und Stammesorganisationen sind nicht bekannt. Ihre Niederlassung fand um 800 und im Einvernehmen mit dem fränkischen König statt. Sie nahmen am inneren Landesausbau als vollkommen gleichberechtigte ›Reichswenden‹ teil.

2.1.10 Die Langobarden

Paulus Diakonus (geb. um 720, gest. 800 n. d. Ztw. im Kloster Monte Cassino) schrieb in sechs Büchern eine Geschichte seines langobardischen Volkes. Im 1. Buch heißt es: »Gleichermaßen ist auch das Volk der Winniler oder Langobarden. . ., das von germanischen Völkern herstammte, von der Insel Skandinavia gekommen.« Sie kamen aus Schonen einige Jahrhunderte v. d. Ztw. nach Jütland, stießen dort auf die Vandalen und errangen mit Odins Hilfe den Sieg über sie. Seitdem sind sie Odins, des Langbärtigen, auserwähltes Volk. Odin Gabelbart wurde noch von den letzten langobardischen Bauhütten an Kapitellen mehr als 1200 Jahre später (Abb. 156) dargestellt. Mit dem Glaubenswechsel von den Wanen (Winniler) zu den Asen gingen sie an der Niederelbe zur Brandbestattung und der Trennung der Männer- und Frauengräber über. Dort schlossen sich ihnen die Baialeute im Zuge nach Süden an, die bis zu den langobardischen Zuzügen in baierische Siedlungen bis zum Ende der Agilolfinger, also mehr als tausend Jahre, reichten (s. Kap. 2.1.8). In dem Gebiet der Elbgermanen gab es als kennzeichnende Gemeinsamkeit die handgemachten flachen und schräg kannelierten Schalen (Abb. 84), die bei den Thüringern, den Stämmen von Přeštovice und Plotište in Böhmen bis in die ersten Siedlungen der Baiern und auch bei den Langobarden auftraten.

An der Niederelbe wohnten die Langobarden etwa 500 Jahre, ehe sie in der Mitte des 4. Jahrhunderts n. d. Ztw. weiter elbaufwärts nach Böhmen zogen. Der Wanderweg konnte mit ihrer Keramik verfolgt werden (Abb. 54), in Böhmen müssen sie längere Zeit gewohnt haben, dort gibt es Fundpunkthäufungen. Denselben Weg zogen 100 bis 150 Jahre früher die Baia-Leute in die Randgebiete Böhmens nach Přeštovice und Plotište (Abb. 53). Die Langobarden wohnten im Kerngebiet Böhmens, ehe sie nach dem Jahre 400 nach Mähren und in das Tullner Feld zogen. Dort trafen sie auf die Heruler und besiegten sie um 512, die daraufhin nach Norden abzogen. Noch in der Zeit Karls des Grossen sollen in Böhmen Reste der Residenz von König Wacho sichtbar gewesen sein. Ob der Grabhügel vom Žuran bei Brünn, vergleichbar den Königsgräbern bei Uppsala, den Langobarden zuzurechnen ist, ist zweifelhaft. Hier fand man Holzteile mit Flechtbändern sowie einen Riemenverteiler mit Schmuck im Tierstil 1. 498 bis 548 bewohnten die Langobarden Mähren und die Gebiete bis zum Plattensee, um dann 526 bis 568 in den ehemaligen römischen Provinzen Pannonia II und Savia zu siedeln. Dort gefährdeten sie das für Ostrom wichtige Sirmium, das eine Hauptstadt der Gepiden war.

Nachdem Kaiser Justinian die Jahresgeldzahlungen an die Awaren eingestellt hatte, erreichten die Awaren mit einem Vertrag mit den Langobarden die Räumung Pannoniens. 568 besiegten die Awaren die Gepiden.

Die Langobarden wurden von König Audoin am 2. April 568 durch die Julischen Alpen nach Oberitalien geführt. Bei dieser Wanderung ist mit 30- bis 40000 Kriegern und 150- bis 200000 Menschen zu rechnen.

Sie besetzten Oberitalien und stießen im oberen Vinschgau auf die Franken und im Eisacktal auf die Baiern.

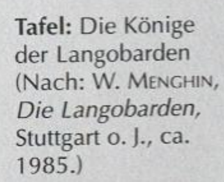
Die Langobarden waren der künstlerisch begabteste Stamm der Germanen. Ihre Geschichte und Leistungen wurden in Werken von Kutzli 1986, Kayser 1985, Menghin 1985, Nolle 1978, Schaffran 1938 unter anderem gewürdigt. Wir werden in Kap. 3.3 darauf eingehen.

Hier soll noch die langobardische Gesetzessammlung von König Rothari (636–652) erwähnt werden. Darin ist nach bis dahin nur mündlich überliefertem Recht die Vermischung mit Römern dadurch verhindert, daß jede Heirat mit Römern rechtlich nach der minderen Seite ging. Die Römer waren rechtlich geringeren Status. Dort wurde auch eine Ordnung der Bauhütten festgelegt (s. Kap. 3.3). Unter König Luitprand (712–744) wurden diese Gesetze aufgehoben, und die Vermischung mit dem folgenden Volkstod setzte ein.

Von Wanderungen der Langobarden wurde verschiedentlich berichtet, sie hätten, um die Zahl der Freien zu erhöhen, Unfreie zu Freien gemacht. Aus der Verteilungskurve Nr. 8 (Abb. 185) folgt jedoch, daß dies keine Vermischungen mit anderen Völkern waren.

Als sich Tassilo III. von Baiern, um sich von der Abhängigkeit von seinem fränkischen Vormund zu befreien, um Luitperga, die Tochter des letzten langobardischen Königs Desiderius, bemühte, warb zur gleichen Zeit die Mutter Karls des Grossen um eine andere Tochter Desiderius', Irmingard. Karl heiratete sie 770 und wurde nach dem Tod seines Vaters Pippin 768 und seines Bruders Karlmann 771 Alleinherrscher. Da erreichte ihn ein Brief des Papstes: »Es ist zu unserer Kenntnis gekommen, daß der Langobardenkönig Desiderius seine Tochter mit einem von Euch zu vermählen sucht, was keine Ehe, sondern eine Verbindung der schlechtesten Art wäre. Was für ein Wahnsinn müßte es sein, wenn das treffliche Volk der Franken, das alle anderen überstrahlt, Euer königliches Blut durch eine Verbindung mit dem meineidigen und stinkenden Volk der Langobarden verunreinigt werden sollte. . .« (E. Schaffran 1938) Karl verstieß daraufhin Irmingard und zog nach Italien, besiegte Desiderius und nahm Pavia mit den langobardischen Krönungsinsignien ein, setzte sich die eiserne Krone selbst auf und war damit König der Langobarden. Er ersetzte die langobardischen Statthalter nur zum Teil, ebenso die Herzöge. Dieses Königtum Italien mit den Herzogtümern Tuscien (Toskana) und Spoleto übergab Karl seinem Sohn Pippin.

Nach Karl verfiel dieses Königreich Italien durch immerwährende Aufstände. Unter Kaiser Arnulf wurde als König Rudolf von Burgund einge-



Tafel: Die Könige der Langobarden (Nach: W. MENGHIN, *Die Langobarden*, Stuttgart o. J., ca. 1985.)

DIE LANGOBARDENKÖNIGE

DYNASTENBEZIEHUNGEN IN VERBINDUNG ZU AUSGEWÄHLTEN HISTORISCHEN DATEN

LEGENDE: LETHU : 3. König d. L.; BISIN : König; Raiulf : Langobarde; bair. Dynastie männl. Linie; bair. Dynastie weibl. Linie; (Fran., frän.) Franke, fränkisch; (thür.) Thüringer(in); (her.) Heruler(in); (gep.) Gepide(in); (bai.) bairisch

425 ca. Sieg ü. Hunnen
457–82 St. Severin
487/88 Vern. d. Rugier
489 L. i. Rugiland
491–526 THEODERICH d. Gr. Kg. i. Italien
508 Herulerschlacht
JUSTINIAN I. (527–65)
526/27 L. i. Pannonia I. u. Valeria
546/47 L. i. S.-Pannon. u. östl. Binnennoricum
548–52 Gepidenkriege
552 L. i. d. Schlacht a. Vesuv (Gotenkrieg)
JUSTINUS II. (565–78)
567 Vernicht. d. Gepiden
568–72 Erob. Italiens
574–84 Interregnum
590 Existenzkampf g. Fran. u. d. Exarchat
591 Frieden m. d. Fran.
610 Awaren i. Friaul
612 St. Columban »Kath. Mission«
643 Edictum Rothari Erob. Liguriens
663 Siege ü. Fran. u. CONSTANS II. (641–68) Erob. i. Apulien Awaren i. Friaul
680 Anerk. d. Status quo durch Byzanz
689/90 Bürgerkrieg
700–03 Dynastenkämpfe Ansprand i. Bayern
Kriege geg. Slawen
745 Sperr. d. Alpenpässe
750 Heeresreform
751 Ravenna erobert
754–756 Siege Pippins
773–74 Karl i. Italien
774 Pavia erobert
776 Aufstand i. Friaul

VORZEIT — RUGILAND — PANNONIEN — ITALIEN — INTERREGNUM — SPÄTZEIT — ENDE

I. AGELMUND; II. LAIMISSIO; Guginger; III. LETHUC; IV. HILDEOC; V. GODEOC; VI. CLAFFO; Lethinger; 489
VII. TATO †510; Zuchilo; RODULF (her.) †508; Rissulf; Rumetruda; 526/27; (3) Silinga; VIII. WACHO †540
BISIN †505 (thür.); (1.) Radegunde; ELEMUND †548 (gep.); (2.) Austrigusa
Gausen; WALTHARI †546; 546/47; TURISIND (gep.)
(1) Rodelinde ⚭ IX. AUDOIN ⚭ (2.) N. N. (thür.)
Hildichis †555; CUNIMUND †567
N. N.; Gisulf I. (Friaul); Grasulf I.; (1) Chlodsvinda ⚭ X. (frän.) ALBOIN †572 Verona ⚭ (2) Rosamunde †572 Ravenna
Albsuinda; Byzanz ⚭; Ewin ⚭ N.N. Tochter; N.N. Sohn (Trient); Romilda †610; †610 Gisulf II.; Gundoald v. Asti †612
4 Töchter; Taso; Kako (Friaul); Grasulf II.; Radoald (Benevent); HERZÖGE v. FRIAUL; Ago; Lupus; Arnefrit; Wechtari
(1) Ita ⚭ XIX. GRIMOALD ⚭ (2.) Theodorata; Gisa; N.N.; Garibald; Romoald II. (Benevent)
Leutari; Rodoald; Ado; Corvolus; Ansfrit; Ferdulf; Pemmo*; Ratchis*; Aistulf*; Petrus; Anselm; Rodgaud
Pemmo* ⚭ Ratperga (Friaul); Tassia ⚭ XXVII. RATCHIS* 744–749; XXVIII. AISTULF* 749–756; Ratrud; 774
XVIII. ARIPERT I. 653–; GODEPERT 662; XXI. PERCTARIT 671–688 ⚭ Rodelinde; XXII. CUNINCPERT 688–700 ⚭ Hermelinda (angelsächs.); XXIII. RAGINPERT †701; XXIV. ARIPERT II. 703–; XXIII. LIUTPERT †703
Merowinger; CHLODIO 425–455; MEROWECH; CHILDERICH I. †482; 489; CHLODWIG I. 482–511
THEUDERICH I. 511–533; THEUDEBERT I. 534–548; (1.) THEUDEBALD 548–555; (2.); CHLOTHAR I. 511–561; (3.) GARIBALD v. Baiern
CHILPERICH Neustrien 561–584; GUNTHRAMN Burgund 561–592; SIGIBERT Austrasien 561–575; Beleos; 568
XI. CLEPH 572–574 ⚭ Ansane; CHILDEBERT II.
N. (1.) ⚭ XIII. AGILULF 591–616 ⚭ (2.) THEODOLINDE †626 ⚭; XII. AUTHARI 584–590; DAGOBERT I. 629–639; Tochter N.N.
XIV. 616–626; ⚭ (1.) XV. ARIOALD 626–636; ⚭ (2.); XVI. 636–653; XVII. †653
ALAHIS v. Trient †690; XXV. ANSPRAND †712; Sigiprant; XXVI. LIUTPRAND 712–744; Guntrud (bai.); Tochter N.N.; HILDEPRANT
XXIX. DESIDERIUS 757–774 ⚭ Ansa; Liutberga ⚭ TASSILO III. (bai.); ADALCHIS; Desiderata ⚭ 770 KARL d. Gr.

451 Hunnenschlacht a. d. Katalaunischen Feldern
456 Schlacht a. Nedao
476 Odoaker Kg. i. Ital.
486 Frän. Erob. Galliens
496 Kath.Taufe CHLODWIGS
507 Erob. d. Westgotenreichs v. Tolosa
2. Sieg ü. Alamannen
532–34 Unterw. d. Burgunder u. Thüringer
535–553 Gotenkriege Belisar u. Narses i. Italien
536 got.-frän. Bündnis
539 Fran. i. Italien
554 Fran. i. Italien
558 Awaren i. Byzanz
561/65 Awaren a. d. Elbe
562–67 Narses Exarch i. Italien
568 Awaren u. Slawen a. d. Balkan
Tiberius II. (578–582)
Mauricius Tib. (582–602)
581–590 frän.-byz. Bündnis geg. L.
PHOKAS (602–610)
603 Adaloald kath. getauft
604 Friedensvertrag zw. L. u. Fran. (THEUDEBERT II.)
642–70 Araber erobern Nordafrika
687 Pippin d. Ältere Maiordomus
711 Mauren i. Spanien
714–741 Karl Martell Kriege m. d. Mauren
698 Ende d. Dreikapitelschismas. 726: Bilderverbot LEOS III. (717–41) Rom löst s. v. Byzanz
Pippin d. K. Adoptivsohn LIUTPRANDS. 741 Regent
752–768 König
752–57 STEPHAN II. Papst
754 Verträge v. Ponthion u. Quierzy. 756 Exarchat an Rom: Kirchenstaat
771 Kg. KARLMANN †
Papst HADRIAN I. (771–95) ruft geg. DESIDERIUS

setzt, dessen Tochter ADELHEID (geb. 931) heiratete 947 den Sohn LOTHAR des folgenden Königs HUGO. 950 starb LOTHAR, ADELHEID war Königin und wurde von BERENGAR II. gefangengenommen, der damit König wurde. Sie konnte aber fliehen und rief König OTTO I. zu Hilfe. Dieser heiratete ADELHEID 951 und krönte sich selbst mit der eisernen Krone der Langobarden in Pavia, nachdem BERENGAR II. unterworfen worden war. Damit wurden die Geschicke des Deutschen Reiches mit Italien verknüpft. ADELHEID war nach dem Tode ihres Sohnes OTTO II. und dessen Gemahlin THEOPHANO 991 vier Jahre Kaiserin bis 995, ihr Enkel OTTO III. wurde mit 15 Jahren für mündig erklärt.

Die Bauhütten des langobardischen Reiches bestanden weiter und hatten eine Ausbildungsstätte auf der Insel Comacio im Comer See (s. Kap. 3.3). Schon KARL DER GROSSE zog die Gelehrten des langobardischen Hofes zu sich nach Aachen und ließ die Bauhütten für sich bauen, ebenso empfahl er sie den Benediktinern. Als Folge des Sieges von BARBAROSSA über Mailand wurde nach 1162 auch die Bebauung von Comacio zerstört. Damit endeten die langobardischen Bauhütten und damit die Zeugnisse ihrer Tätigkeiten.

2.2 Ostgermanische Stämme in der Vor- und Frühgeschichte

Unter Ostgermanen werden heute alle diejenigen Stämme zusammengefaßt, die südlich der Ostsee und östlich von Elbe und Oder und in Osteuropa bis zum Don und dem Schwarzen Meer in Erscheinung traten. Alle diese Stämme, bis auf die Bastarnen, kamen aus Skandinavien, zum Teil mit Zwischenaufenthalten in Jütland, waren also Nordgermanen. Nach ihrer Ankunft in Gebieten südlich der Ostsee werden sie als ›Ostgermanen‹ bezeichnet. Sie hatten dort die unmittelbare Berührung mit den skandinavischen Herkunftsgebieten verloren und mit binnen- und westgermanischen Stämmen fast keine Berührung erlangt. Sie machten dort schließlich Sprachumwandlungen aus dem Nordgermanischen durch.

Die Völkerwanderung wird gewöhnlich vom Eindringen der Hunnen nach Osteuropa von 375 bis zum Eindringen der Langobarden nach Oberitalien 568 gerechnet. Als erster germanischer Stamm begannen die Bastarnen jedoch bereits um 700 v. d. Ztw. weichselaufwärts zu wandern.

Die Germanen aus dem Gebiet der nordischen Bronzezeit besetzten nach dieser durch die Träger der Jastorfkultur (Abb. 23) die Gebiete bis zur Oder. Die Ostgermanen kamen von der Halbinsel Jütland, den dänischen Inseln, Bornholm und Südskandinavien in die seit dem Abzug der Bastarnen leeren Gebiete von der Oder bis zur Weichsel. Die ersten, die nach Süden zogen, waren die Kimbern und Teutonen aus den südlichen Gebieten von Jütland. Ihr Erscheinen südlich der Ost- und Nordsee ist durch das Datum der Schlacht von Noreia von 113 v. d. Ztw. bestimmt. Sie können also vielleicht nach 150 v. d. Ztw. aufgebrochen sein. Ihnen folgten aus Vendsyssel im nördlichen Teil Jütlands die Vandalen, diesen die Rugier und Burgunden und dann zum Schluß die Goten, deren Erscheinen südlich der Ostsee im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. angenommen wird. Die Auswanderung aller dieser Stämme hat sich in sehr kurzer Zeit abgespielt und war vielleicht sogar gegenseitig abgestimmt.

Man muß aber auch die Rückwanderung der Ostvandalen und die Wikingerzüge, die zur Errichtung der Reiche der Daglinger, Waräger, Přemysliden und Normannen führten, berücksichtigen, so daß der Geschichtsabschnitt der Völkerwanderung eigentlich fast 1700 Jahre vom 700 v. d. Ztw. bis 1000 n. d. Ztw. dauerte.

Die Kenntnisse vom Entstehen der heutigen slawischen Völker waren im Gegensatz zu den anderen Völkern der indogermanischen Völkerfamilie immer noch äußerst mangelhaft und befinden sich heute in vollem Fluß. Diese Ethnogenese mußte vor Beginn ihrer großen Westwanderungen nach dem Zusammenbruch des Hunnenreiches 453 geschehen sein. Die wissenschaftliche Erforschung litt unter dem Diktat des Panslawismus, mit dem die Przeworsk- und die Černjachov-Kultur als slawisch vereinnahmt

wurden, die in der deutschen Wissenschaft seit der Zeit KOSSINNAS längst als die der Vandalen und der Goten erkannt waren. Mit inzwischen eingetretenen Versachlichungen ist nun die germanische Zugehörigkeit dieser Kulturen anerkannt.

Den Stand bis 1975 (M. SCHCUKIN, 1975) kennzeichnet die Entdeckung der Zarubintsy-Kultur im 1./2. Jahrhundert, die, unmittelbar östlich an die Ausdehnung der Vandalen (Lugii, Abb. 71) anschließend, als die größte Ausdehnung der slawischen Völker in der von der Linguistik geforderten Keimzelle der slawischen Völker in der von der Linguistik geforderten Urheimat angesehen wurde. »Die Träger der Zarubincy-Kultur wurden gegen Ende des 1. und zu Beginn des 2. Jahrhunderts von Trägern der Černjachov-Kultur nach Norden und Nordosten entlang der Desna abgedrängt. Dann am Ende des 4. Jahrhunderts und zu Beginn des 5. Jahrhunderts, als die Černjachov-Kultur durch den Hunneneinfall vernichtet worden war, zog die Bevölkerung von der Desna nach den verwüsteten Gebieten zurück, aber nunmehr als Träger der slawischen Kultur des 6. und 7. Jahrhunderts.« (M. SCHCUKIN, 1975)

Inzwischen wurden weitere Erkenntnisse gewonnen (M. SCHCUKIN, 1990). Die Vorgänge sind komplexer als 15 Jahre vorher vom selben Autor dargestellt. Die Abhängigkeit und Zugehörigkeit der die Ethnogenese der ›slawischen‹ Kulturen prägenden Träger von und zu denen der germanischen Jastorfkultur sind erkannt (s. Kap. 2.4.7), so daß heute alles das wiederum den ›Slawen‹ zugerechnet wird und die Ausdehnung der ›Slawen‹ als Träger der Jastorfkultur bis an den Rhein angesehen wird (RYBAKOV in: SCHCUKIN, 1990).

Die Bezeichnung dieser ostgermanischen Stämme als ›Ostvandalen‹ wird hier beibehalten, obwohl die Vorgänge komplexer waren, als damals angenommen, besonders auf Grund ihrer Bezeichnung in der Chronistik (s. Kap. 2.2) mit ›Vandalen‹.

2.2.1 Die Bastarnen und Skiren

Mit der Ausdehnung des germanischen Nordkreises am Ende der Bronzezeit waren die Bastarnen bis zur Weichsel und südlich bis zur Netze gekommen. Sie waren der am ersten kulturell und politisch ausgeformte germanische Stamm. Kennzeichnend für sie sind vor allem die Gesichtsurnen und bronzene Ringhalskragen, wie sie sich ähnlich in goldener Ausführung dann in der Vendelzeit wiederholten, ferner Steinkistengräber, aus Steinplatten gebildete Grabkammern für eine oder mehrere Urnen und die Beigaben. Am Anfang waren sie noch von Grabhügeln überwölbt. Ihren Namen mit ›Bastarnen‹ (›Bastarde‹) zu erklären wird sprachgeschichtlich abgelehnt (H. REINERTH, 1940, S. 808).

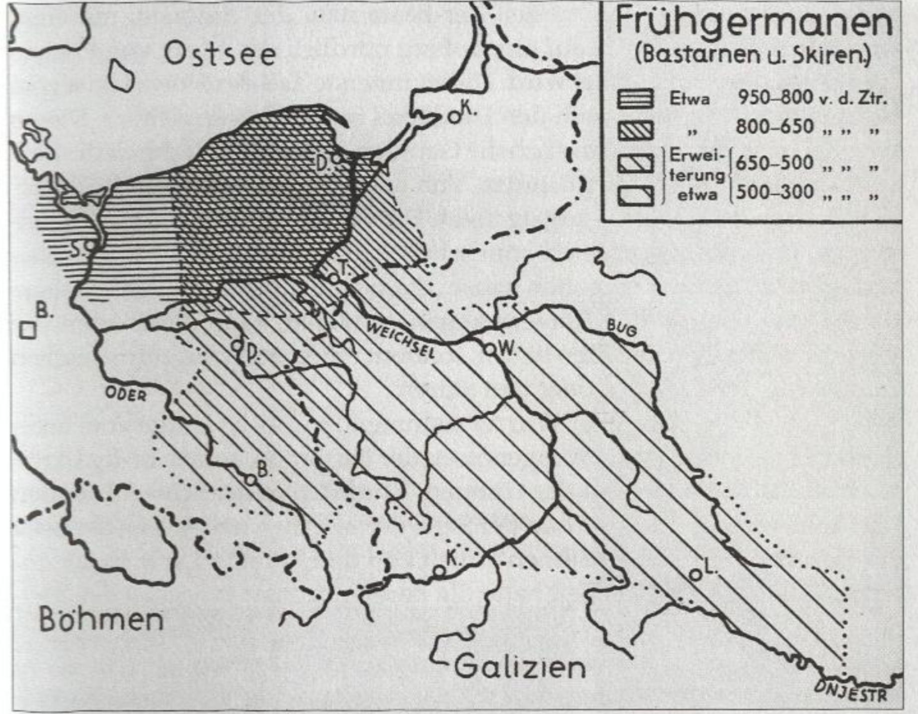


Abb. 55: Die Verbreitung der Bastarnen und Skiren bis etwa 300 v. d. Ztw. Nach: H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941/1986.

Sie erreichten in der Ausdehnung weichselaufwärts Posen um 600 v. d. Ztw., Schlesien und Warschau um 500 v. d. Ztw. Ab 500 v. d. Ztw. begann die Ausbreitung weiter nach Süden und der Nachzug aus dem Norden. Während nun die Gesichtsurnen abnahmen, nahmen westgermanische Einflüsse in der Keramik zu. In den geräumten Gebieten blieben Reste zurück, aus denen mit Anteilen der Vandalen die ›Urslawen‹ etwa um 2000 v. d. Ztw. entstanden (Abb. 55; s. Kap. 2.2.7).

Aus den Gebieten nördlich und östlich der Karpaten (›alpes Bastarnicae‹) wanderten die Bastarnen zwischen den Karpaten und dem Dnjestr nach Süden und erreichten im Jahre 230 n. d. Ztw. das Schwarze Meer zwischen Donaumündung und Mündung des Dnjestr. Im Jahre 168 v. d. Ztw. stellten sie König PERSEUS von Mazedonien Hilfstruppen gegen die Römer. Sie hatten damals schon ein Königsgeschlecht, aus dem eine Angehörige einem mazedonischen Prinzen zur Frau angeboten wurde. Bis zum Dnjepr vorgedrungene Bastarnen wurden von den Goten zurückgeschlagen, fanden 280 n. d. Ztw. unter Kaiser PROBUS Aufnahme in Thrakien und verschwanden dann aus dem Gesichtsfeld der Chronisten (L. SCHMIDT, 1969).

Für die ersten beiden Jahrhunderte n. d. Ztw. wird aus dem Waagtal oberhalb von Trentschin bis in die Zips die Puchauer Kultur (Abb. 56)

genannt, die einem Stammesteil der Bastarnen, den Sidonen, mit einer westlichen Grenzfestung auf einem Berg nördlich der Waag von Puchau bei Trentschin zugerechnet wird. Dieser innerste Teil der Slowakei ist vom Norden der Karpaten durch den Duklapaß in die Zips erreichbar. Diesen Weg haben wahrscheinlich auch die Gepiden als Einfallstor durch die Zips in das obere Theissgebiet benutzt. Von anderer Seite wird die Puchauer Kultur auch den Quaden zugerechnet. Die römische Inschrift am Burgfelsen von Trentschin von einem römischen Sieg im Jahre 179 dürfte der Niederlage der Puchauer gegolten haben, die sich nicht mehr davon erholten. Da die Quaden von den Römern abhängig waren, kann dieser römische Vorstoß nicht jenen gegolten haben, sondern einem anderen germanischen Stamm wie den Sidonen oder den Skiren.

Die aus elbgermanischer Wurzel stammenden Skiren waren vom unteren Weichselgebiet an die Weggenossen der Bastarnen, kamen in der Ukraine unter die Botmäßigkeit der Hunnen, kämpften in der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 an der Seite der Hunnen und 454 an der Seite der Gepiden. Ein Teil von ihnen erhielt von den Römern Land an der unteren Donau. Der größte Teil hatte die Berglandschaft zwischen den Kleinen Karpaten und der Waag als Rückzugsgebiet. Sie wurden von den Goten, als diese in Pannonien siedelten, wiederholt geschlagen, so 469 an der Bolia. Reste sind vielleicht nach Baiern gekommen. ODOAKAR aus skirischem Fürstengeschlecht trat in die kaiserliche Leibwache ein und setzte 476 den letzten weströmischen Kaiser ab.

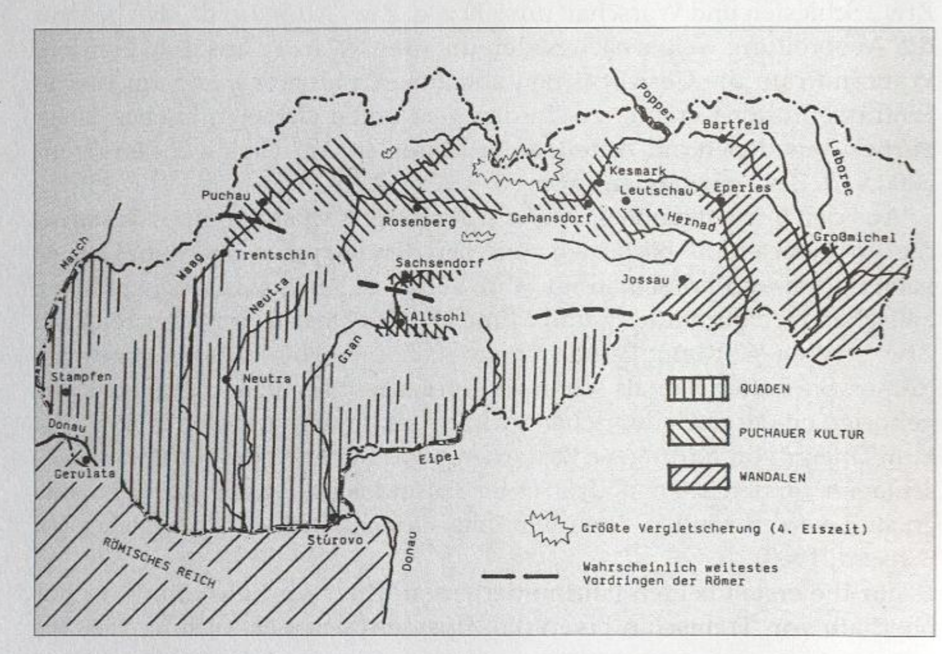
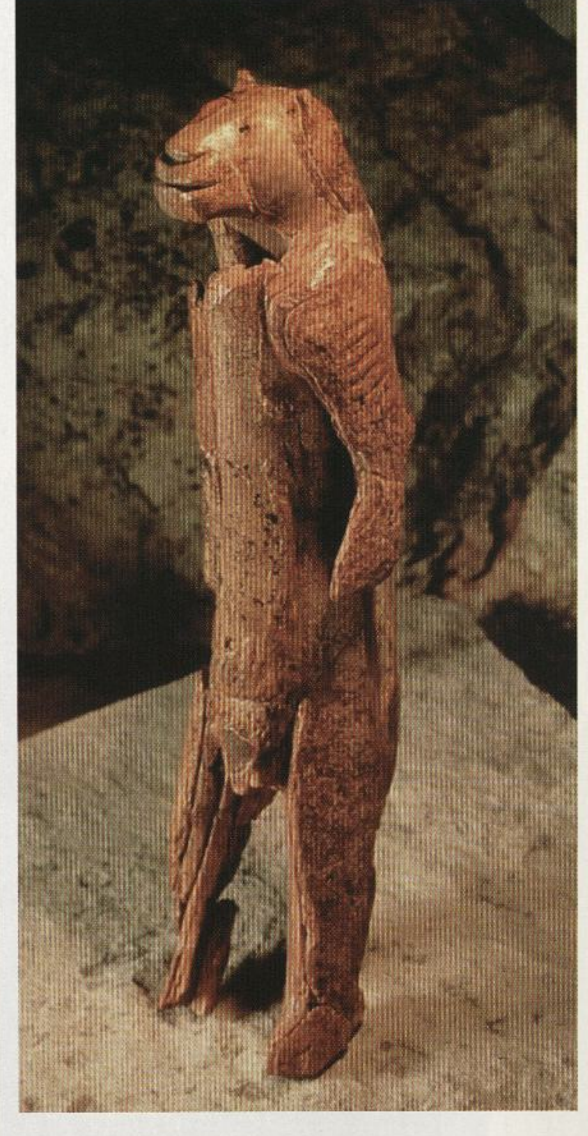
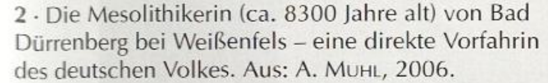


Abb. 56: Die Besiedlung der Slowakei in den ersten vier Jahrhunderten n. d. Ztw. Nach: E. HOCHBERGER, *Reisehandbuch und Kunstführer Slowakei*, 1990.



1 · Der sogenannte ›Löwenmensch‹. Die 28 cm große Figur aus Mamutelfenbein ist ca. 32 000 Jahre alt. Sie wurde 1939 in der Höhle Hohenstein-Stadl im Lonetal bei Asselfingen (Schwäbische Alb) gefunden.



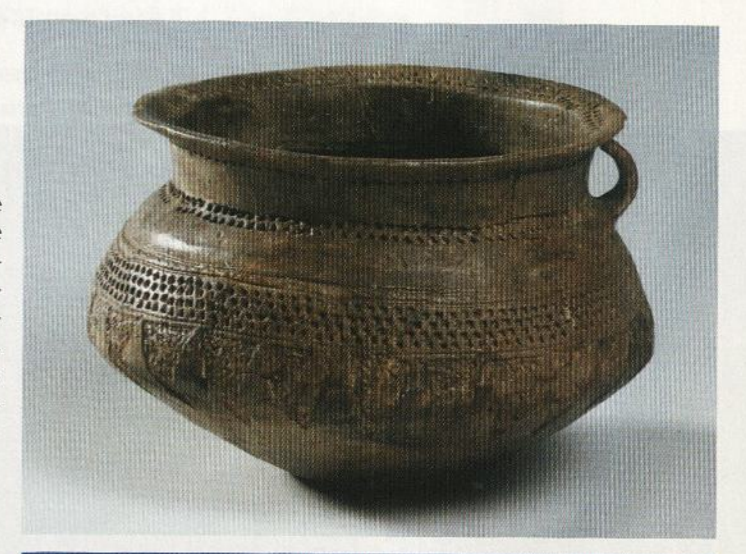
2 · Die Mesolithikerin (ca. 8300 Jahre alt) von Bad Dürrenberg bei Weißenfels – eine direkte Vorfahrin des deutschen Volkes. Aus: A. MUHL, 2006.



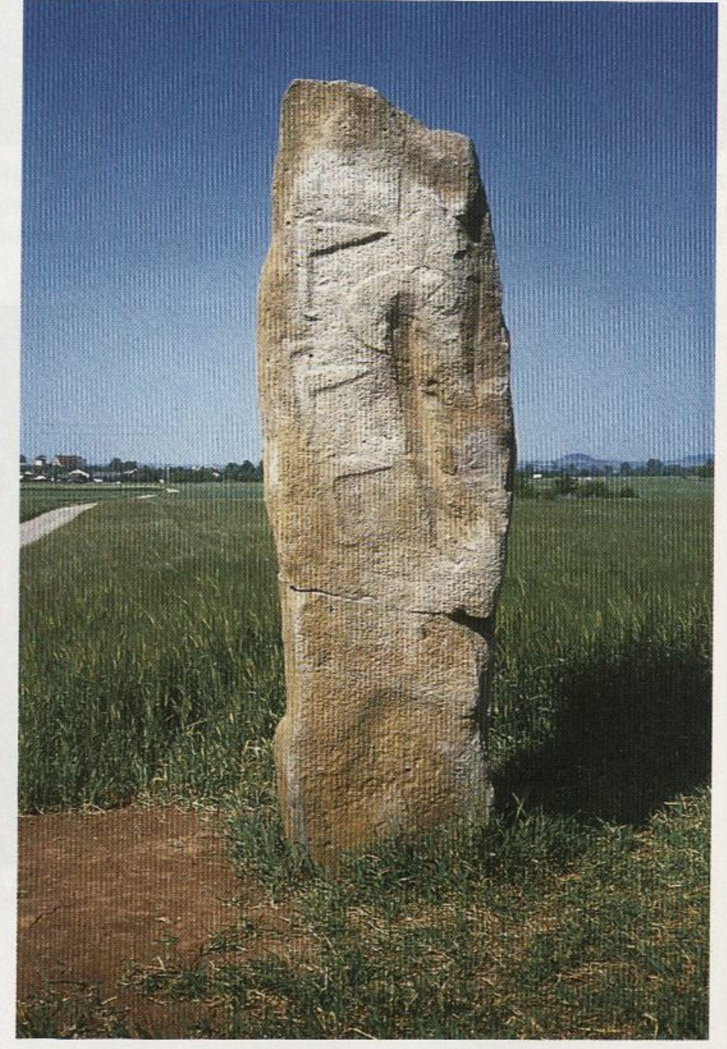


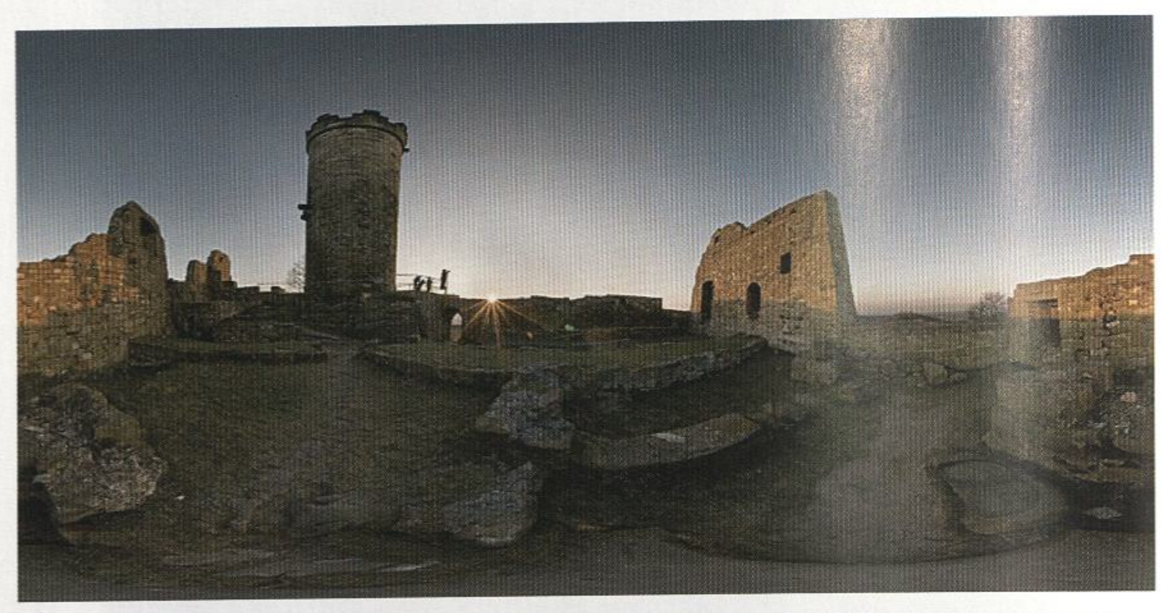
3 · Zu Kapitel 1.3.1, »Die Aunjetitzer«: Die Scheibe von Nebra (Sachsen-Anhalt), 1600 v. d. Ztr. Die Metallplatte aus der Bronzezeit mit Goldapplikationen zeigt die weltweit älteste Darstellung der bekannten astronomischen Erscheinungen. Foto: J. Lipták.

4 · Zu Kapitel 4.1.8.1, »Die Baiern« – Tönerne Henkelurne aus dem Gräberfeld der spätbronzezeitlichen Urnenfelder-Kultur von Aschaffenburg-Strietwald. Aus: E. Probst, *Deutschland in der Bronzezeit,* München 1999.



5 · Zu Kapitel 1.3.4, »Die nichtgermanische Bronzezeit« – der Menhir von Tübingen-Weilheim. Die eine Seite trägt Darstellungen von fünf Stabdolchen und einer Scheibe. Aus: A. Jokkenhövel, *Bronzezeit in Deutschland,* Stuttgart 1994.





6 · Zu Kapitel 2.1.1, »Die Franken« – der Mühlenberg in Thüringen, der 704 als ›Castello Mulenberge‹ genannt wird. Die Burg spielte eine wichtige Rolle während der Regierungszeit von Herzog HEDEN von Würzburg bei der Sicherung der Herrschaft der Franken in Mitteldeutschland. Internetaufnahme.



7 · Prunkscheibenfibel von Großorden bei Quedlinburg aus dem 7. Jahrhundert. Aus: *Die Franken*, Mainz 1996.

Die slowakischen Karpaten bis in die Zips waren wiederholt Rückzugsgebiet verschiedener Germanenstämme, der Träger der Puchauer Kultur, der Skiren, von Teilen der Gepiden und Resten von den Durchzügen der Vandalen und anderen. Alle diese gingen zuletzt in der Bevölkerung des Großmährischen Reiches auf. Noch heute ist in der Zips ein beträchtlicher Teil der Slowaken strohblond, was seine gesamtgermanische Herkunft verrät.

In dem Gebiet zwischen den Karpaten und dem Dnjestr wird im 2./1. Jahrhundert v. d. Ztw. die Poienesti-Lubasevka-Kultur (M. BABES, 1988) genannt, deren archäologische Hinterlassenschaften sich auf Herkunftsgebiete beziehen lassen, die von östlich der Oder, Pommern, Mitteldeutschland bis Dänemark reichen und der germanischen Jastorfkultur zuzurechnen sind. Bemerkenswert sind Kronenhalsringe, deren Funde von Jütland bis in das Oder-Weichsel-Gebiet streuen. Die Träger dieser Kultur bestatteten in Urnenbrandgräbern und wohnten in ebenerdigen und eingetieften Häusern aus Pfosten mit Flechtwerkwänden bis 20 Quadratmeter Größe.

Ihre Kultur hat dort keine Vorläufer, sondern es muß sich um die Neubildung eines Stammes aus Zuzügen vieler germanischer Stämme gehandelt haben, der nach dem Durchzug der Bastarnen entstand und sich vielleicht in Resten nach Beginn der Zeitrechnung mit den noch östlich der Karpaten siedelnden Bastarnen vereinigte. HOREDT (K. HOREDT, 1986) nennt sie ›Karpen‹.

2.2.2 Die Vandalen

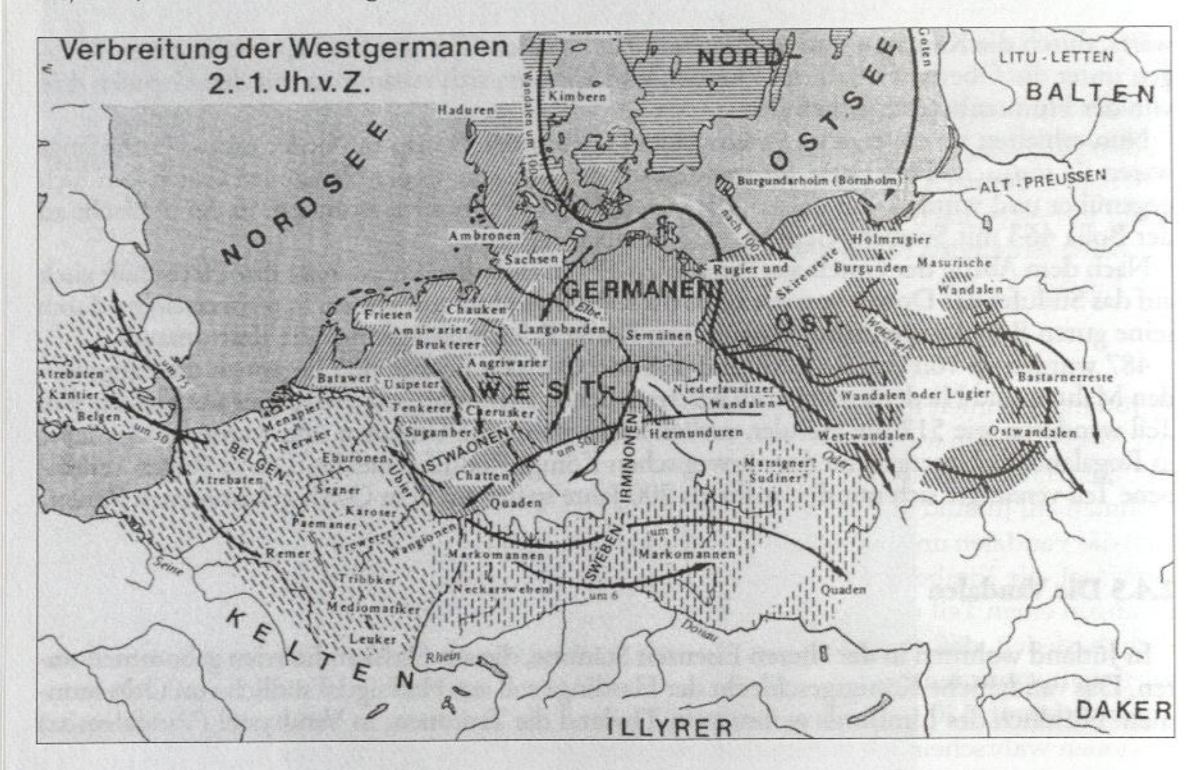
In Jütland wohnten in der älteren Eisenzeit Stämme, die aus Südskandinavien gekommen waren. Das vandalische Königsgeschlecht der Hasdinge soll aus Hallingdal südlich von Oslo stammen. Nördlich des Limfjords wohnten auf Jütland in Thyland die Teutonen, in Vendssyssel (Vandalensitz) die Vandalen und südlich des Limfjords in Himmerland, früher Himbersysael, die Kimbern. Bevölkerungsdruck und Klimaverschlechterung zwangen einen Teil der Bevölkerung zur Abwanderung. Jütland war so dicht besiedelt, daß sogar sandige Geestböden, die heute Heide sind, bewirtschaftet wurden.

Kurz darauf, 120 v. d. Ztw., folgten die Vandalen den Kimbern und Teutonen wahrscheinlich zu Schiff (E. SCHWARZ, 1951). Sie zogen in zwei Gruppen die Oder und die Weichsel hinauf. Nach ihnen kamen aus Südschweden die Burgunden und dann die Holmrugier in das Gebiet der Weichselmündung. Nach den Ergebnissen von A. KOKOWSKI (1995) und M. SHCHUKIN (1990) muß das Erscheinen der Vandalen in Jütland auf vor 200 v. d. Ztw und das Erscheinen im Oder-Weichsel-Gebiet auf um 200 v.

d. Ztw rückdatiert werden. 100 v. d. Ztw. erschienen die Westvandalen, die Silingen und Naharwalen, in Schlesien. Die Ostvandalen saßen in Masuren bis südöstlich Wilna (C. ENGEL, 1942) und die Hasdingen an der Weichsel bis nach Oberschlesien (Abb. 57). Wahrscheinlich sind auch Teile von Stämmen von den dänischen Inseln (Fünen) und aus Südnorwegen sowie aus dem Osten Jütlands, die Warnen und Ambronen, die in der Nähe der Teutonen saßen, mitgezogen. Teile der Ambronen waren schon mit den Kimbern und Teutonen aufgebrochen. Die Westvandalen stießen bei Breslau auf die Kelten und drängten diese in Kämpfen während des ganzen 1. Jahrhunderts vermutlich bis nach Böhmen zurück (Abb. 57). Von dort wurden sie um 60 v. d. Ztw. von den Markomannen vertrieben.

Aus den Stufen C_2 bis D_1 der La-Tène-Zeit sind auch Funde der Przeworsk-Kultur der Vandalen aus dem Gebiet zwischen Elbe, Erzgebirge, Thüringer Wald und Harz bekannt geworden.

Abb. 57: Die Verbreitung germanischer Stämme im 2. und 1. Jahrhundert v. d. Ztw. Abgesetzte Striche: Kelten. Nach: H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, 1941/1986.



Im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. sind vandalische Funde aus der Niederlausitz, Nieder- und Mittelschlesien und Südposen bekannt, aber auch weiter im Osten (s. Kap. 2.2.6). Das Gebiet ihrer Przeworsk-Kultur schließt im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. südlich an das Gebiet der Goten in Pommern an, reicht über das Weichselknie bis zum Bug und von dort zur Mährischen

Pforte und über Schlesien nach Norden. Die Ostvandalen in Masuren wurden zu Beginn des 2. Jahrhunderts abgedrängt, was die gotische Sage bewahrt hat.

Aber bereits am Ende der Stufe A_2, nach 100 v. d. Ztw., erfolgte in Schlesien, im Lebuser Land an der Oder und in Großpolen eine Ausdünnung der Besiedlung und örtlich eine völlige Abwanderung. Diese Gebiete wurden erst in der Stufe B_2, um 100 n. d. Ztw., wieder besiedelt. Zur gleichen Zeit, nach 100 v. d. Ztw., erfolgte auch eine Abnahme der Besiedlung in der Altmark und im Elbe-Havel-Gebiet. Die Abgezogenen können an der Zurückdrängung der Kelten und an dem Ende der keltischen Städte wie Manching beteiligt gewesen sein (K. GODLOWSKI, 1992).

Um 100 n. d. Ztw. (Stufe B_2-C_1) bewohnten die Vandalen der Przeworsk-Kultur das große Gebiet von Schlesien bis zur Weichsel bei Thorn, Narew, Bug bis zur oberen Weichsel (Abb. 58). Um 200 n. d. Ztw. (Stufe C_3-D) hat sich dieses Gebiet bis an das Nordende des Flußgebietes des Dnjestr und durch den Duklapaß bis in das obere Theißgebiet ausgedehnt. Um 300 n. d. Ztw. (Stufe C_3-D) reichte das Gebiet der Przeworsk-Kultur nur noch von Schlesien bis zur Warthe südlich von Posen, hatte bei Thorn noch eine Insel von Fundstellen, und westlich der Weichsel befand sich ein breiter Streifen ohne Funde (K. GODLOWSKI, 1992).

In diesem großen Gebiet nahm die Masowsche Gruppe, die nördlich und nordöstlich der Weichsel um Warschau bis nach Masuren wohnte, eine Sonderstellung ein. Sie war schon am Beginn der vorrömischen Eisenzeit nachweisbar. Während im ganzen Gebiet der Przeworsk-Kultur den Männergräbern die Waffen beigegeben wurden und bereits vor Beginn der Zeitrechnung vereinzelt Körpergräber vorkamen, waren diese in der Masowschen Gruppe unbekannt. Dort wurden die Grabhügel mit Steinkreisen umgeben, im restlichen Gebiet der Przeworsk-Kultur dagegen nicht, was eine Beeinflussung durch die gotische Oxhöft-Kultur sein kann. In der älteren Kaiserzeit erweiterte sich das Gebiet der Masowschen Gruppe bis zum Narew und bis nach Ortelsburg in Ostpreußen. Das Gebiet südlich des Bug wurde preisgegeben. In der ganzen jüngeren Kaiserzeit nahm die Zahl der Fundstellen ab. Das westliche und nordwestliche Gebiet wurde von den Goten in Besitz genommen (D. HACHMANN, 1970). Die Träger der Masowschen Gruppe wurden dann weiter nach Osten abgedrängt und vereinigten sich mit den Trägern der Zarubintsy-Kultur (s. Kap. 2.2.7).

Das Reich des Ostgotenkönigs ERMANARICH (gest. 373), das bis an die Ostsee im Norden und im Osten bis an den Don reichte, hat die Ostvandalen eingeschlossen (s. Abb. 61).

Ein anderer Teil der Ostvandalen zog die Weichsel aufwärts, siedelte in Galizien bis Podolien, überschritt die Karpaten oder durchschritt die Mähri-

sche Pforte und drang 171 n. d. Ztw. in die römische Provinz Dakien ein. Dort wurden die Hasdingen 335 an der Marosch von den Goten besiegt, wobei ihr König Wisumar fiel. Sie zogen dann nach Pannonien.

Von den römischen Chronisten Plinius d.Ä., Ptolemäus und Tacitus wird über die Vandalen berichtet. Plinius (24–79 n. d. Ztw.) nennt neben den Stammesgruppen der Ingwäonen, Istwäonen und Hermionen im Osten die Wandilier mit den Burgunden, Warinern (Warnen), Charinern und Gutonen (Goten). Nach Tacitus (50–116 n. d. Ztw.) gibt es jenseits der Sudeten die Stämme der Lugier, Harier, Helwekoner, Mariner, Elisier und Naharwalen, und Ptolemäus (85–160 n. d. Ztw.) erwähnt für das 2. Jahrhundert im Gebiet zwischen den Burgundern und den Sudeten die Iomaner, Iduner, Buren und in der Lausitz die Silingen.

Die in der jüngeren vorrömischen Eisenzeit, bis zum Jahr 0, im Wohngebiet der Vandalen in Schlesien bis zum Bug und bis nach Masowien den

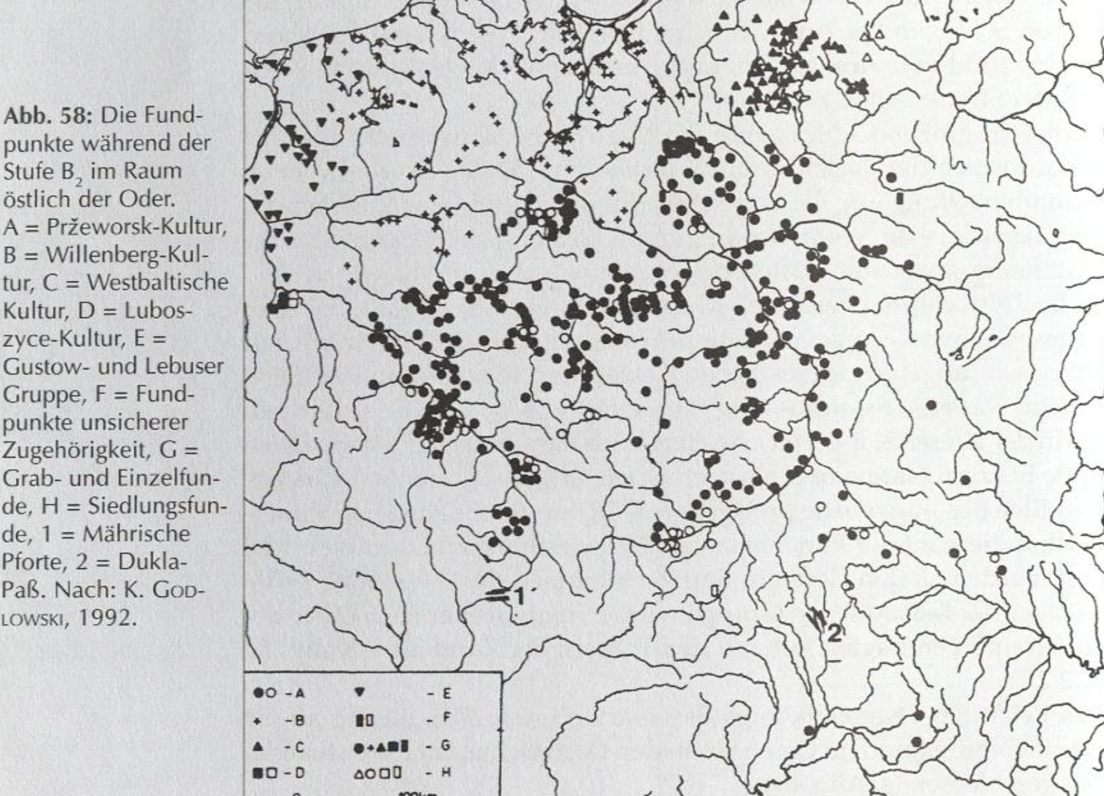


Abb. 58: Die Fundpunkte während der Stufe B_2 im Raum östlich der Oder. A = Przeworsk-Kultur, B = Willenberg-Kultur, C = Westbaltische Kultur, D = Luboszyce-Kultur, E = Gustow- und Lebuser Gruppe, F = Fundpunkte unsicherer Zugehörigkeit, G = Grab- und Einzelfunde, H = Siedlungsfunde, 1 = Mährische Pforte, 2 = Dukla-Paß. Nach: K. Godlowski, 1992.

Urnengräbern (Przeworsk-Kultur) beigegebenen Waffen wie Rundschildbuckel, zweischneidige Schwerter, breite Lanzenspitzen sind vergleichbar denen, die in germanischen Gräbern der gleichen Zeit aus der Moldau (Rumänien östlich der Karpaten), aus dem Mittelelbegebiet, Mecklenburg, Pommern, Jütland bis Vendssyssel, Fünen und Bornholm gefunden wurden (T. Dabrowska, 1988). Sie belegen die Verwandtschaft der vandalischen Przeworsk-Kultur mit der Jastorfkultur von Binnen- und Nordgermanen. Eine ähnliche Verbreitung wie die Waffen hatten Keramik und Fibeln.

Bis etwa 150 n. d. Ztw. sind vandalische Funde (Abb. 58) zwischen Sudeten, Oder, Warthe, Masowien und Bug bekannt. Im 4. Jahrhundert entstanden die reich ausgestatteten Fürstengräber, zum Beispiel das von Sacrau. Die Besiedlung wurde dichter und dehnte sich nach Nord-Oberschlesien, Südostpolen bis in die Westukraine, Karpatoukraine und Ostslowakei aus. Dagegen waren infolge des Druckes der Goten die Vandalen aus Masowien und den Gebieten östlich der Weichsel abgewandert. Die Brandbestattung hörte auf, es entstanden nur noch Skelettfriedhöfe. Bis um 400 verdichtete sich die Besiedlung weiter, und auch weniger gute Böden und Gebirgsböden wurden unter den Pflug genommen. In den Hinterlassenschaften äußert sich ein wirtschaftlicher Aufschwung. Im Heiligen-Kreuz-Gebirge wurden Eisenerzbergbau und Eisenverhüttung betrieben und Radpflüge mit Vorschneidemessern und eisernen Scharen hergestellt. Dann brachen die Siedlungen und Friedhöfe ab, und nach 450 n. d. Ztw. sind kaum noch Funde nachweisbar (K. Godlowski, 1968).

Die Vandalen zogen um 400 n. d. Ztw. bis auf Teile des Stammes in Schlesien aus den Gebieten nördlich der Mittelgebirge zusammen mit dem Teilstamm der Hasdingen aus Pannonien die Donau aufwärts.

Daß nur ein Teil der Bevölkerung abgewandert war und der gesamte Staatsbau mit den Landrechten der Abgezogenen erhalten blieb und fortbestand, folgt aus Prokop: »Als die Vandalen einst, von Hunger getrieben, ihr Heimatland verlassen wollten, blieb ein Teil von ihnen, der Godegisel nicht folgen wollte, in den alten Sitzen. Mit der Zeit hatten die Zurückgebliebenen reichliche Ernten. . . Jene. . . schickten daher Gesandte dorthin [nach Karthago], die bei Geiserich erklärten, sie freuten sich herzlich über die günstige Lage ihrer Brüder, seien aber nicht im Stande, das Land, das jene aufgegeben hätten, ihnen länger aufzuheben. Sie sprachen daher die Bitte aus, man möge ihnen diese Ländereien, wenn sie nun weiter keinen Wert darauf legten, umsonst überlassen, damit sie als unbestrittene Herren das Ganze als ihr Vaterland gegen jeden Angriff verteidigen könnten.« (Prokop, 1913, S. 22) Das wurde aber abgelehnt. Damit besteht die Möglichkeit, daß nach 533 Reste der Vandalen aus Karthago wieder nach Schlesien gelangen konnten.

Ähnliche Ansprüche auf ihr Land in Pannonien waren im Vertrag der Langobarden mit den Awaren vor ihrem Abzug 568 nach Oberitalien enthalten, und ähnliche bestanden auch für die Rückzugsmöglichkeiten der Heruler nach 512 in ihre Heimat im südschwedischen Blekinge.

In Schlesien überdauerte der Name des westvandalischen Stammes der Silingen die Abwanderung eines Teiles seiner Bevölkerung wie auch die folgende Dezimierung durch Seuchen, die mit Seuchenfriedhöfen (Groß-Sürding) belegt ist (L. Zotz, 1935; C. Engel, 1942). Die zugewanderten Ostvandalen übernahmen ihren Stammesnamen und führten das Hauptheiligtum der Vandalen auf dem Zobten weiter. Der Name ›Silinger‹ wandelte sich in der *Lingua Sclavinia* in ›Sleezane‹, aber in einem Teil Schlesiens war noch zu Anfang des 14. Jahrhunderts der Name in der alten Form der Westvandalen gebräuchlich. So ist 1305 südöstlich von Waldenburg das später abgegangene Silingsdorf beurkundet. Zu seiner Gemarkung gehörte die uralte Kynsburg. Dort schützten auf engstem Raum sechs Burgen die Zugänge zum Tal der Weistritz, in dem Silingsdorf zu suchen ist, das nicht nach der ostvandalischen (›slawischen‹) Form der *Lingua Sclavinia,* sondern nach dem westvandalischen Lautstand Silingi benannt ist. Damit muß diese ostgermanische, der gotischen ähnliche Sprache dort mindestens bis zum Ende des 13. Jahrhunderts gesprochen worden sein (E. v. Heydebrand, 1936).

In Nimptsch sind Reste einer Wehranlage der Westvandalen ausgegraben worden. In ihr fanden sich Verbindungsstücke zwischen westvandalischer und ostvandalischer (›slawischer‹) Keramik, was die Bedeutung des Ortes und seine kontinuierliche Weiterbewohnung bis in das Daglinger Reich zeigt. Der Bairische Geograph (844–862, nach W. Fritze, 1952) nennt in Schlesien für das Gebiet des Stammes der Slezanen 15, der Dadosanen 20, der Opolanen 20 und der Golensizen 5 *civitates,* Gauburgen, welche von den Daglingern dann in ihr militärisches Gefolgschaftswesen übernommen wurden.

Nicht nur in Nimptsch, sondern auch in manchen anderen Orten Schlesiens fand sich Keramik, die anfangs als ›slawisch‹ angesprochen wurde: handgemachte Töpfe mit Krausen (nach außen gebogenen Rändern) und Verzierungen durch Wellenlinien (Abb. 58a), eine Keramik, die jünger als 400 n. d. Ztw. ist und nun den Vandalen zugerechnet wird (W. Boege, 1937). Gleiche Formen mit gleichen Verzierungen werden als Prager und Sukower Typ beschrieben und gelten als bezeichnend für die frühslawische Zeit der Einwanderung (J. Borkowsky, 1940; J. Herrmann, 1985). Gleiche Formen und Verzierungen finden sich jedoch unter anderem auch in alemannischen Gräbern in Württemberg und in einem gepidischen Gräberfeld in Ungarn aus dem 6./7. Jahrhundert. Auch in der Ostslowakei gibt es in der als germanisch angesehenen Prešover Kultur aus dem 3.

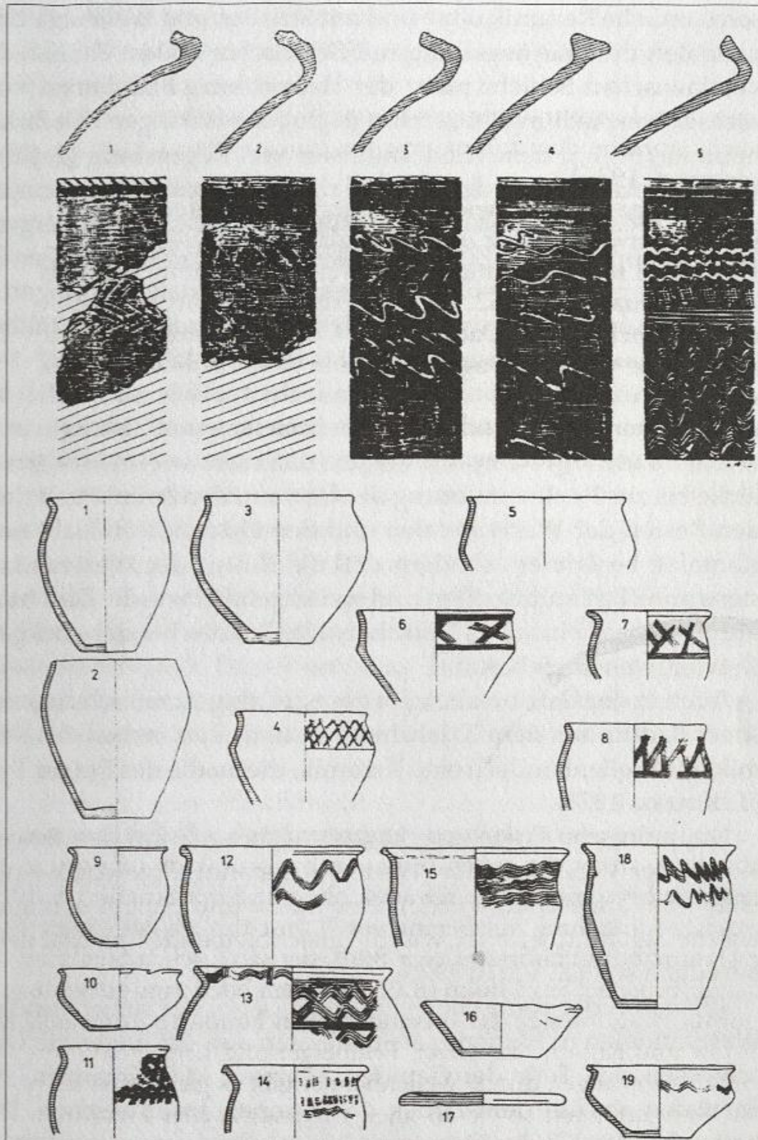


Abb. 58a: Keramik des Prager Typs. Oben: Keramik der Westvandalen aus der Burg von Nimptsch nach 400 n. d. Ztw. (1–3) und Renkersdorf/Schlesien (4 u. 5). Nach: W. Boege, 1937. Mitte und unten: Keramik ostvandalischer Stämme des 6.–10. Jh. n. d. Ztw. aus dem Mittelhavel- und Spreegebiet (1–8) und der Sorben (9–19). Nach: J. Herrmann, 1985.

Jahrhundert n. d. Ztw. neben der Krausenkeramik mit Wellenbändern eine Keramik, die an die des Prager Typs erinnert (T. Kolnik, 1971).

Gleichzeitig mit dieser Keramik, die jünger ist als 400 n. d. Ztw., die also von zurückgebliebenen Westvandalen stammt, erscheint eine feintonige gedrehte Keramik, die bis in das 6. Jahrhundert reicht. Daß diese Keramik keineswegs als typisch ›slawisch‹ angesehen werden kann, zeigten Ausgrabungen an einer offenen Siedlung unter der ersten Burg von Burgkunstadt am oberen Main. Die dort gefundene dunkelgraue bis

schwärzliche Keramik ohne und mit Strichen und Wellenbändern der Ostvandalen dieser Ansiedlung mit Beginn vor 700 ist ähnlich der von der vorslawischen Schicht unter der Hammaburg Hamburgs (vor 800), der sächsischen Siedlung Warendorf (8. Jh.), der Wikingerstadt Birka bei Stockholm (8./9. Jh.), dem Niedermünster von Regensburg (7. Jh.) und – um nur die bekanntesten der ostvandalischen Fundorte zu nennen – der von Dessau-Mosigkau, Tornow und Rüssen, der Ützer, Feldberger und Leipziger Gruppe, wie K. Schwarz (1984) schreibt. Verzierungen durch Wellenbänder gibt es gleichartig auch an Keramik aus Thüringen, von Westgermanen sowie an allen ostvandalischen Fundorten Mitteldeutschlands und Ostdeutschlands seit dem 7. bis in das 8. Jahrhundert.

Diese Art von Keramik ist also nicht typisch ›slawisch‹, sondern gemeingermanisch und wurde über einen längeren Zeitraum angefertigt.

Die Funde von Nimptsch zeigen, daß nicht wie anderwärts eine Fundlücke bis zur Rückwanderung der Ostvandalen besteht und daß zwischen den Resten der Westvandalen und den Ostvandalen nicht nur intensive Kontakte bestanden, sondern daß die Kultur der Westvandalen mindestens zum Teil aufgegriffen und weitergeführt wurde. Dies ist zu erklären durch ein gemeinsames Volksbewußtsein, das bei den rückgewanderten Ostvandalen noch bestand.

Auch in der Ostslowakei gibt es in der als germanisch angesehenen Prešover Kultur aus dem 3. Jahrhundert n. d. Ztw. neben der Krausenkeramik mit Wellenbändern eine Keramik, die an die des Prager Typs erinnert (T. Kolnik, 1971).

Die polnische Forschung bemüht sich auch um den Beweis, daß die Kultur der Vandalen (dort Weneden genannt; Prżeworsk-Kultur, die als ›slawisch‹ angesehen wurde) ohne Lücke und ohne Bruch in die frühslawische Zeit hinüberleitet, was die gleichbleibende Identität der Bewohner bezeugen soll (Z. Vana, 1970).

401 nahm der römische Feldherr Stilicho, der selbst Vandale war, die Westvandalen in Noricum als Föderaten auf. 406 zogen sie weiter. Ihnen schlossen sich Teile der Gepiden, Warnen, Markomannen, Alanen und Sarmaten an, um dem Druck der Hunnen auszuweichen. Die Hunnen hatten bereits 373 das Ostgotenreich des Ermanarich zerstört.

Da 406 der Ostgote Radegais in Italien eingefallen und da zugleich durch Abzug von Legionen die Rheingrenze ungeschützt war, konnten nach Kämpfen mit den Franken, bei denen der Vandalenkönig Godegisel fiel, am letzten Tag des Jahres 406 die Vandalen unter Guntharix (406–427) den Rhein bei Mainz überschreiten. 409 wurden die Pyrenäen überquert. In Spanien wurden die Hasdingen und Sweben in der Provinz Galizien, die Silingen in der Provinz Baetica, die Alanen in den Provinzen Lusitania und Carthaginiensis als Föderaten angesiedelt. 416 und 418 führte der

Westgotenkönig Wallia gegen sie Krieg und besiegte sie. Der König der Silingen fiel dabei. Danach wählten die Silingen keinen neuen König, sondern unterstellten sich den Hasdingen.

Nachdem die Hafenstädte in Südspanien besetzt worden waren, entschloß sich König Geisarix (Geiserich, 427–477), eine Flotte zu bauen und 429 sein Volk von 80 000 Menschen nach Nordafrika zu führen. Karthago wurde erobert, und 441 wurde das umliegende Land unter die Vandalen aufgeteilt. Damals beherrschte die vandalische Flotte das Mittelmeer. 455 eroberten die Vandalen sogar Rom; Rom wurde von ihnen aber nicht gebrandschatzt und verwüstet, auch die Bevölkerung wurde verschont. Das Schimpfwort ›Vandalismus‹ rührt zwar von der Behauptung her, die Vandalen hätten damals Rom völlig verwüstet, doch das ist eine Verleumdung.

Unter den folgenden Königen sank der Stern der Vandalen in Afrika. Nach Hunarix (477–484) wurde 491 unter Gunthamund (484–496) Sizilien an die Ostgoten unter Theoderich abgetreten, und nach Thrasamund (496–523) und Hilderix (523–530) folgt unter Gelimar (530–534) das Ende. Nach der Landung des oströmischen Kaisers Justinian 553 n. d. Ztw. in Afrika brach das Vandalenreich schnell zusammen. Gelimar wurde gefangengenommen und erhielt ein Gut in Kleinasien, die Reste der Vandalen wurden über Kleinasien verteilt. Damit war jener Teil der Vandalen, der sich nicht als Ostvandalen bis an den Don verbreitet hatte, sondern durch Europa und Nordafrika gewandert war, erloschen (E. Schwarz, 1956; E. Wrede, 1886).

2.2.3 Die Rugier und Burgunden

In der gesamten Völkerwanderung läßt sich immer wieder beobachten, wie zeitweise germanische Stämme verschiedener Herkunft ihre Wege gemeinsam suchten und wie Teile von Stämmen in andere aufgenommen wurden. Zum Beispiel zogen Angehörige des Stammes von Přeštovice mit den Langobarden, Wikinger mit Ostvandalen oder die Rugier mit den Burgunden.

2.2.3.1 Die Rugier

Die beiden Einfallstore der Nordgermanen in die Weiten Osteuropas südlich der Ostsee waren die Oder- und vor allem die Weichselmündung. Nach den Vandalen kamen aus Rogaland in Schweden die Rugier in der La-Tène-Zeit zusammen mit den Burgunden, die Rugier in die Oder- und die Burgunden in die Weichselmündung. Archäologisch nicht unterscheidbar, siedelten beide Stämme zusammen in Hinterpommern und in dem nördlichen Westpreußen. Von dort drängten sie die vor ihnen erschienenen Vandalen südlich ab.

Beim folgenden Erscheinen der Goten dort wurden beide verdrängt, und die Rugier besetzten das von den Burgunden bis dahin innegehabte Gebiet zwischen Persante und Oder sowie die Insel Rügen. Beide Stämme trennten sich.

Die Rugier zogen nach den Goten weichselaufwärts, durch die Karpaten und in das obere Theißgebiet. Hier gerieten sie unter eigenen Königen unter die Oberherrschaft der Hunnen und konnten sich zusammen mit den Gepiden 454 von der Hunnenherrschaft befreien.

Nun erhielten sie von den Römern ein eigenes Reichsgebiet nördlich der Donau in Niederösterreich. Anfangs waren sie römische Föderaten. Sie standen seit der Schlacht an der Nedao den Goten feindlich gegenüber und wurden von diesen, die inzwischen in Pannonien wohnten, in der Schlacht an der Bolia 463 mit Sweben, Gepiden und Herulern besiegt.

Nach dem Abzug der Goten aus Pannonien 471 nach Italien konnten die Rugier ihre Herrschaft auch auf das Südufer der Donau von der Enns bis Klosterneudorf ausdehnen. Severin erreichte durch seine guten Beziehungen zum rugianischen König Erleichterungen für die Restromanen.

487 wurden sie von den Römern und 488 von Odoakar besiegt. 489 begannen die Langobarden Mähren und Niederösterreich zu besetzen, denen sich wohl Teile der Rugier anschlossen. Ein Teil wanderte, wie 512 die Heruler, zurück in die nordische Urheimat und wurde von Jordanes in Rogaland als Untergebene des norwegischen Königs Rodulf gemeldet. Der in Rügen verbliebene Teil vereinigte sich mit den mehr als 200 Jahre später aus dem Osten gekommenen Ranen.

Sie unterschieden sich dann auch kulturell. Die Rugier gingen zur Körperbestattung über, die Burgunden blieben bei der Brandbestattung. Die Körpergräber von Lübsow, Kr. Greifenhagen, östlich von Stettin, standen am Beginn einer alle germanischen Stämme übergreifenden Art der Bestattung: in holzausgeschlagenen Grabkammern mit kennzeichnenden Beigaben von Schwert, Keramik und Holzeimer.

2.2.3.2 Die Burgunden

Nach den Vandalen kamen in die Gebiete zwischen Oder und Weichsel gleichzeitig aus Rogaland in Westnorwegen und aus Bornholm die Rugier und Burgunden. Sie siedelten gemeinsam und waren kulturell nicht unterscheidbar. Sie wurden nach dem Erscheinen der Goten im Weichselmündungsgebiet und in Gothiskandza, dem Küstengebiet in Pommern (Abb. 60), nach Süden gedrängt (Abb. 59). So gibt es im Oxhöftgebiet eine Reihe großer Brandgräberfelder mit den Einzelgräbern in Reihen mit gleichem Abstand. Die Ostgruppe der Burgunden zog im Weichselgebiet stromaufwärts, bis sie südlich des großen Weichselknies auf die Vandalen stieß. Östlich der Oder reicht die Besiedlung nach Süden nicht bis zur Netze. Im Küstengebiet westlich der Persante sonderten sich in der Spät-La-Tène-Zeit die Rugier ab und wurden selbständig. Nach dem Erscheinen der Goten im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. im Weichselgebiet wurden dort die Burgunden besiegt. Um 200 v. d. Ztw. brachen im Kulmer Land alle Gräberfelder ab. Ein Teil der Burgunden zog bis zum Schwarzen Meer und wurde dort 290 n. d. Ztw. von den Goten besiegt. Ein kleinerer Teil kann vielleicht in die Westgebiete der Burgunden entkommen sein, ein weiterer Teil ging in die Vandalen auf.

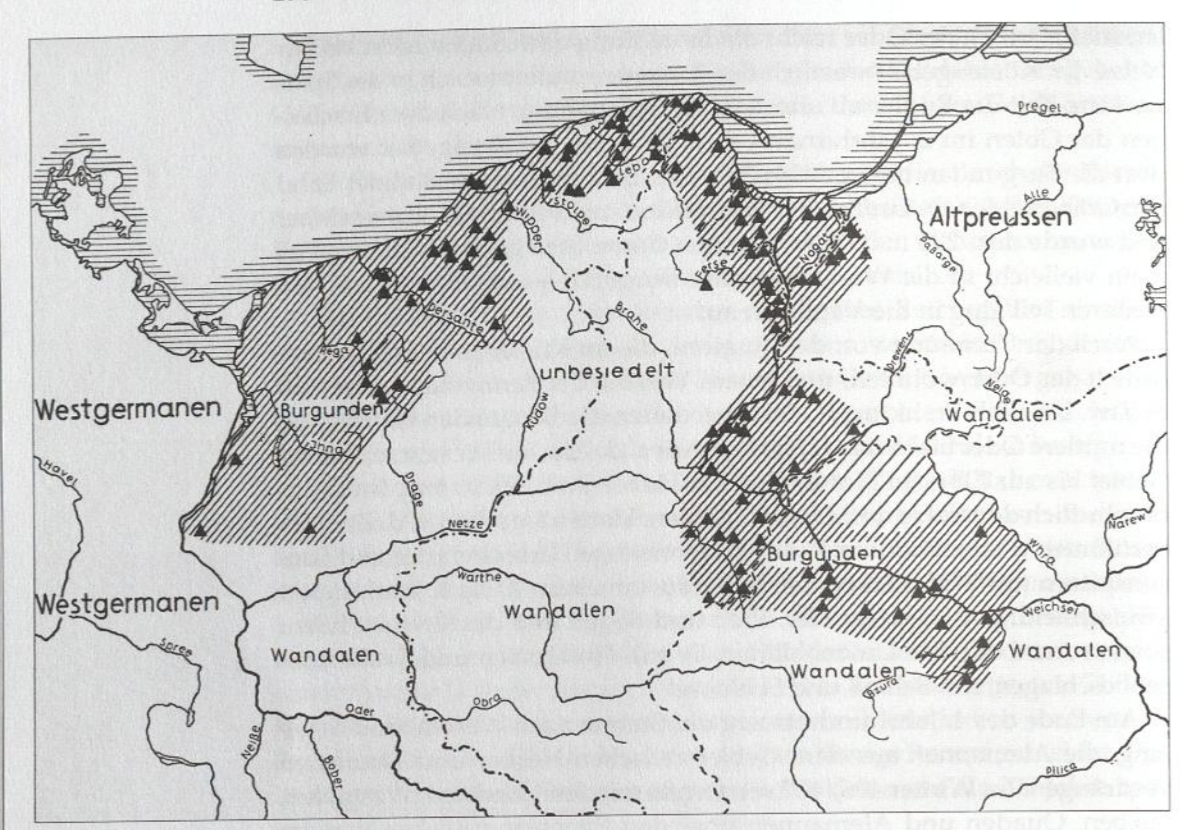
Nach der Trennung von den Rugiern, die im Küstengebiet der Ostsee östlich der Oder wohnten, und einem Vorstoß der Semnonen um etwa 0 d. Ztw. bis nach Frankfurt/Oder besiedelten die Burgunden Gebiete um die mittlere Oder bis in das 4. Jahrhundert n. d. Ztw. Im Westen reichte ihr Gebiet bis zur Elbe, im Norden bis zur Havel (Abb. 59, unten), im Osten bis nördlich der Netze und Mittelschlesien. Hatten sie schon v. d. Ztw. ein berühmtes Waffenhandwerk, das einschneidige Hiebschwerter und Lanzenspitzen mit Widerhaken herstellte, so kamen im 2. bis 4. Jahrhundert zweischneidige Langschwerter, Pfeil und Bogen und die Streitaxt hinzu sowie runenbedeckte Lanzenblätter. Es gab Holzkästen und Truhen, eisenbeschlagen, mit Schloß und Schlüssel.

Am Ende des 4. Jahrhunderts zog der Stamm nach Westen, und es gelang, die Alemannen aus dem Gebiet zwischen Neckar und Taunus zu verdrängen. Im Winter 406/407 setzten sie mit den Vandalen, Westgoten, Sueben, Quaden und Alemannen über den Rhein und blieben dort im Gegensatz zu den anderen, die nach Gallien und bis nach Spanien weiterzogen, im Rhein-Maingebiet.

Sie wurden linksrheinisch als Föderaten aufgenommen, und Kaiser Honorius überließ ihnen einen Teil Galliens. Als König Gundahar 435 versuchte, sein Gebiet auf Kosten der römischen Provinz Belgica II zu vergrößern, wurden sie vom römischen Feldherrn Aetius 435 geschlagen, und im folgenden Jahr wurden sie von den Hunnen, die Aetius herbeigerufen hatte, fast ganz vernichtet. Dies ist der historische Kern der Nibelungensage.

Der Rest der Burgunden, wohl vor allem der Teil, der weiterhin rechtsrheinisch wohnte, wurde von Aetius 443 in Savoyen in der Umgebung von Genf angesiedelt. Sie mußten ihm für die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451 Truppen stellen und erlitten nochmals große Verluste.

Beim Sturz von Kaiser Avitus (gest. 456) befreiten sie sich wie auch die Alemannen vom Föderatenstatus und gründeten ein Reich mit der Hauptstadt Lyon, das von 443 bis 534 bestand. Dieses Königreich hatte unter König Chilperich (gest. 480) seine größte Ausdehnung. Es reichte im Westen bis zur Allier, im Süden bis zur Rhône und Durance, im Osten bis an



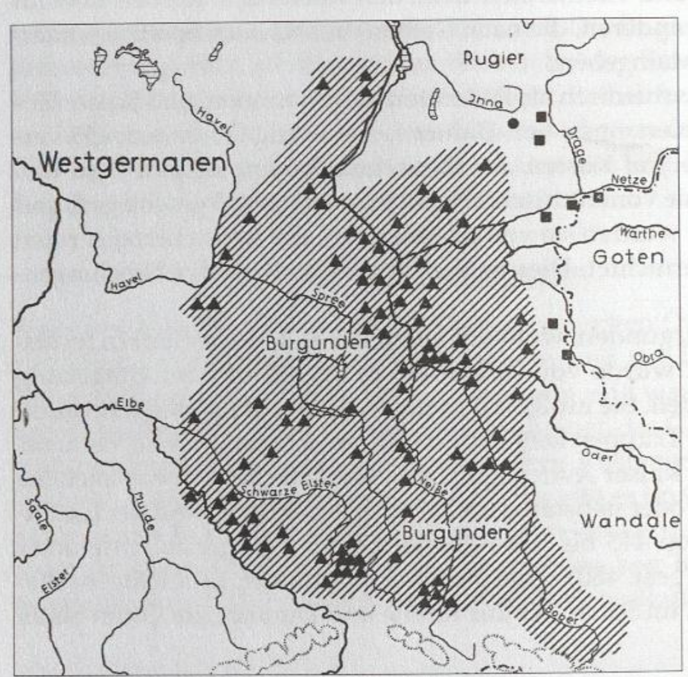


Abb. 59: Die Siedlungsbiete der Burgunden mit den wichtigsten Fundplätzen.

Oben: vor dem 2. Jahrhundert v. d. Ztw.

unten: im 3. und 4. Jahrhundert n. d. Ztw.

Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Bd. 3, 1941/1986, S. 1039 u. 1114.

die Alpen und im Norden fast bis Belfort. Das eigentliche Siedlungsgebiet reichte vom Genfer See bis zur Rhône und westlich bis zur Saône. Südlich davon waren die Burgunden in der Minderzahl neben den Galloromanen und der römischen Verwaltung. Die Burgunden waren noch Arianer, als König Gundobad (480–516) das Stammesrecht, die *lex Burgundica,* aufzeichnen ließ, das die Trennung der Burgunden von den Römern festlegte. Erst als der katholische Erzbischof Avibus das Königshaus mit König Sigismund (500, 516–523) zum Übertritt veranlaßt hatte, fiel die völkische Trennung der Burgunden von den Römern, und ähnlich wie bei den Westgoten und dann den Langobarden setzte die Vermischung ein (H. Reinerth, Bd. III 1987, S. 1144). Die Volksversammlung der Freien wurde durch die Versammlung der Adligen mit Einschluß der Römer umgebildet. Sie bestimmte die Thronfolge. Noch längere Zeit konnten sich die Burgunden trotz Vermischung ihre Kultur zum Teil behaupten, doch in der Reihengräberzeit war die Vermischung schon weit fortgeschritten (s. Abb. 185, Nr. 14).

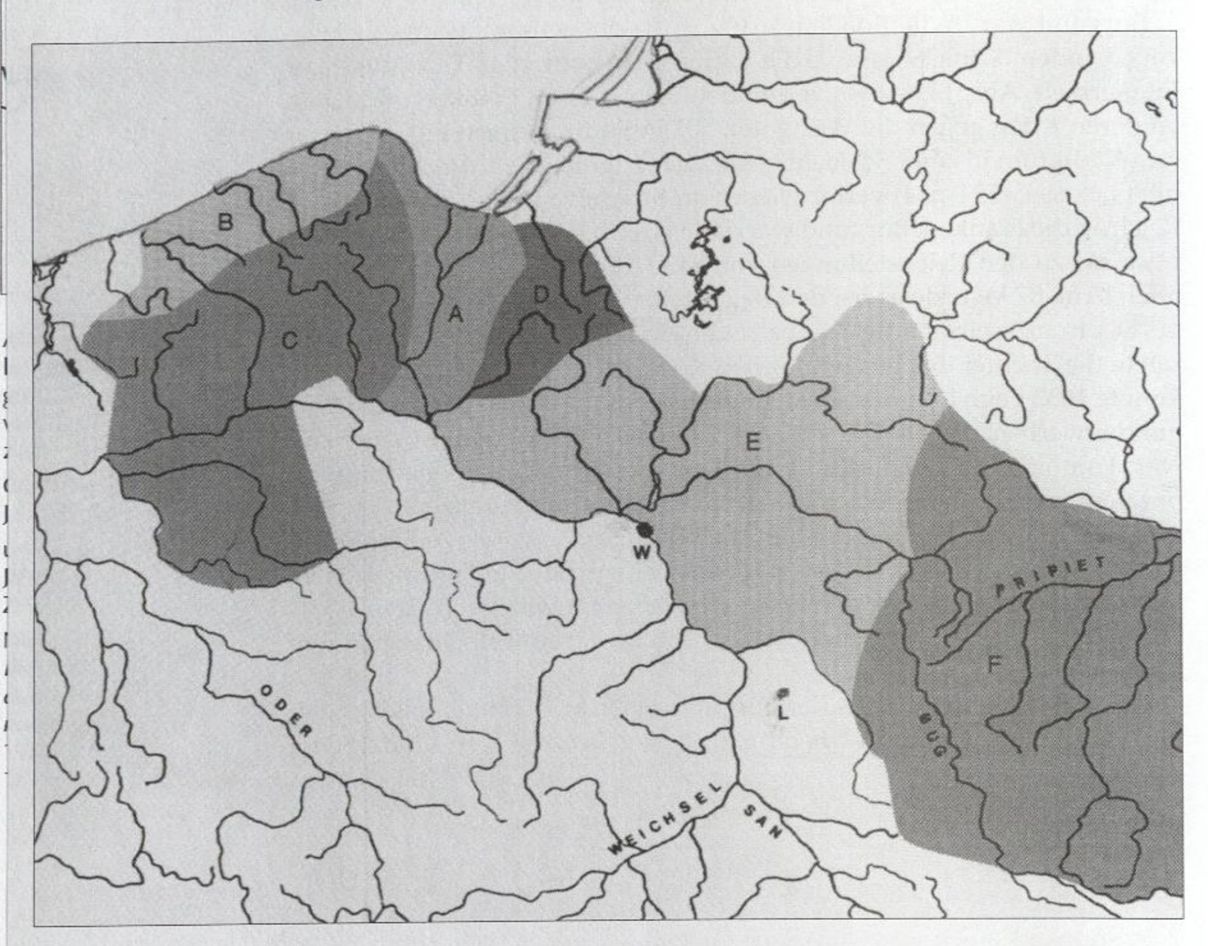
Burgund war in die Friedensordnung Theoderichs des Grossen einbezogen, indem König Sigismund die Tochter Ostrogota von Theoderich zur Frau erhielt. Aber Sigismund verbündete sich mit den Franken und nahm an deren Krieg gegen die Westgoten 507 in Südfrankreich teil. Er verlor sein Königtum in einer Schlacht gegen die Ostgoten. Sein Nachfolger König Gadomar (524–534) verlor wieder im Bündnis mit den Ostgoten sein Reich an die Franken. Burgund war dann ein Unterkönigtum im Frankenreich bis zu den Reichsteilungen von 843 (Abb. 270), als es zum Mittelreich kam. 879 wurde es bei den Reichsteilungen nach dem Tod Ludwigs des Deutschen selbständig. Der bairische Herzog Heinrich der Zänker heiratete die Tochter des burgundischen Königs Rudolf. Kaiser Heinrich II. konnte 1032 beim Tod des sonst kinderlosen Rudolf das Königreich Burgund erwerben, das dann ein Teil der Kaiserreichs, nicht des Königreichs, war. Es umfaßte Hochburgund nördlich von Lyon und Niederburgund mit dem fast gleichen Gebiet wie vor 534. Jenseits der Grenze von Rhône und Saône lag das Herzogtum Burgund, das mit den Valois zu Frankreich gehörte. Herzog Karl der Kühne als Herrscher von Burgund wurde schließlich 1476 von den Schweizern besiegt, und seine einzige Tochter Anna wurde 1477 die Frau von Kaiser Maximilian, womit ein Teil Burgunds zum Reich kam.

Trotz dieses Unterganges der burgundischen Staatlichkeit blieb in der Bevölkerung die Herkunft lebendig, und noch heute singen Kinderlieder davon.

2.2.4 Die Goten

Nach dem Ende eines Klimatiefstandes zu Beginn der Eisenzeit setzte in Skandinavien mit einer Klimabesserung auch die Zunahme der Bevölkerung und die Binnenaufsiedelung ein, insbesondere in Süd- und Mittelschweden. Die gotische Volkssage, niedergeschrieben von JORDANES, leitet die Goten aus Skandza, Skandinavien, her. Das Land südlich der Ostsee, wo sie landeten, nannten sie ›Gothiskandza‹. Sie vertrieben dort die Ulmrugier und die Vandalen. In einigen Landschaften Südschwedens, die den Stammesnamen tragen, ging die Suche nach der Herkunft der Goten weiter. Aus Gotland sei keine Abwanderung festzustellen, deshalb wurden Västergötland und Östergötland näher in Betracht gezogen. Nur im ersteren läßt sich der Abbruch von Gräberfeldern um das Jahr 0 feststellen. Es muß jedoch beachtet werden, daß die Auswanderung früher, als bisher angenommen, nämlich bereits im 2. Jahrhundert v. d. Ztw., stattfand.

Abb. 60: Die Siedlungsgebiete A bis F der Goten und die Zeiten ihrer Besiedlung. W = Warschau, L = Lublin. Nach: A. KOKOWSKI,



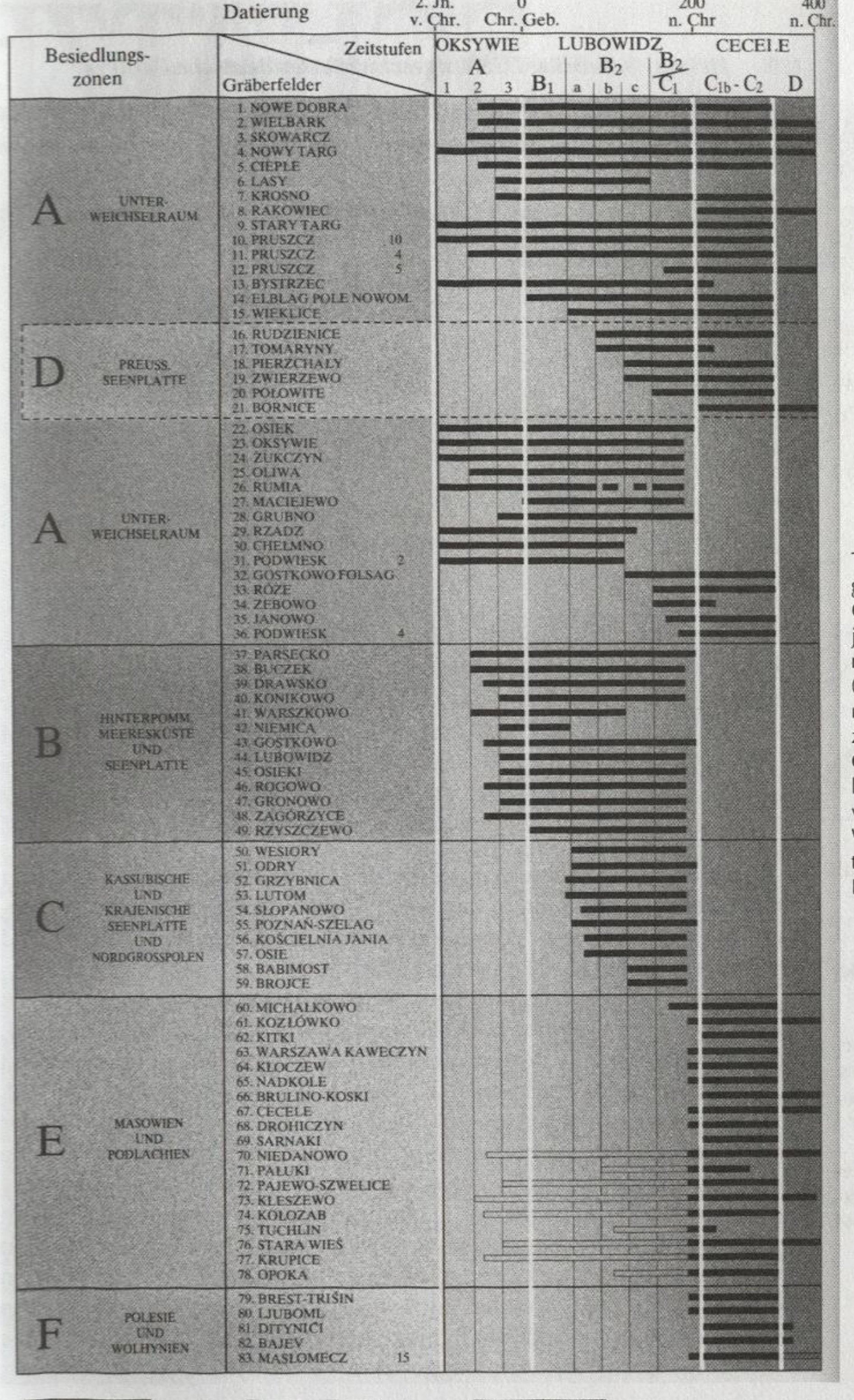


Tabelle: Belegungsdauer der Gräber von der jüngeren vorrömischen Eisenzeit (A_1–A_3) bis zur römischen Kaiserzeit (B_1–D). Oksywie = Oxhöft-Kultur, Lubowidz + Cecele = Willenberg-Kultur. Nach: A. KOKOWSKI, 1995.

Abb. 61: Die Ausdehnung des Machtbereichs der Ostgoten in der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts und der Westgoten im 3./4. Jahrhundert. Das Reich des ERMANARICH reichte nach NO bis zum großen Wolgabogen und darüber hinaus. Nach: H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme,* 1941/1986.

Aus einer Vielzahl von 83 untersuchten Gräberfeldern läßt sich von der Einwanderung der Goten in das Weichsel-Mündungsgebiet und in Pommern bis zum Verlassen von Polen nach Südosten ein sehr genaues Bild des Zuges erhalten (A. KOKOWSKY, 1995).

Die Einwanderung beginnt im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. in das Gebiet des unteren Weichseltales (Abb. 60) und dauert an bis in die Mitte des 1. Jahrhunderts v. d. Ztw. Von da an wird das küstennahe Pommern besetzt (B_1). In dieser Zeit herrscht bis in die erste Hälfte des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw. dort die Oxhöft-Kultur (Oksywie), die sich von derjenigen in der schwedischen Heimat unterscheidet. Ein zahlenmäßig geringer Nachzug aus Gotland ist archäologisch belegt. Die Zone A ist bis Ende der Zeitstufe C_2 bewohnt. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. d. Ztw. wurde südlich des pommerschen Höhenrückens das weite Gebiet C besetzt, das mit Teilen von A und B um 200 n. d. Ztw. wieder geräumt wurde. Von dort wurden die Burgunden und Vandalen zurückgedrängt, diese nach Westen, jene nach Südosten. Von Zeitstufe B_1 bis B_2 veränderte sich die Oxhöft- in die Willenbergkultur (Wielbark, Luggewiese = Lubowidz + Cecele). In dieser

wurden den Gräbern keine Waffen mehr beigegeben, die Männergräber wurden arm und die Frauengräber oft reich ausgestattet. Die Körperbestattung setzte mit birituellen Friedhöfen ein. Brandgräber mit Steinkreisen um Grabhügel weisen wahrscheinlich auf Zuzüge aus Schweden hin, wo diese Steinkreise vorher und nachher in Gebrauch sind (V. BIERBRAUER, 1992).

Mit der Räumung von Teilen der Gebiete A, B und C und dem Besetzen von E und F, Masowien, Pollachien und Wolhynien, brachen dort die Friedhöfe der Vandalen ab und wurden zum Teil von den Goten weiterbelegt. Im Gebiet A und D blieben in den Stufen C_{1b} bis C_2 im unteren Weichselraum geschlossene Bevölkerungsanteile zurück, die sich damit von den Weitergezogenen trennten. Das wird als Entstehung des gotischen Teilstammes der Gepiden gedeutet, die dann ihre eigenen Wege zogen und sich zum Teil mit dem Hauptstamm schlugen (V. BIERBRAUER, 1992).

Jetzt wurden die Toten in Baumsärgen und die sozial Herausgehobenen in Holzkammergräbern mit Baumsärgen, die von Hügeln überwölbt wurden, bestattet. Südöstlich von Lublin am Bug im Gebiet F fand sich eine kleine Siedlungskammer mit besten Böden um Maslomecz und sehr guten Erhaltungsbedingungen. Man fand einschiffige zweigeteilte Pfostenhäuser von 10 x 20 m Größe mit Pfosten von 50 cm Durchmesser, in denen der Wohnteil eingetieft war, Bohlenwände aufwies und einen Tonofen enthielt, neben ebenerdigen Langhäusern, wie sie in Skandinavien und Norddeutschland gebaut wurden (A. KOKOWSKI, 1995). Die Ostgermanen, Goten und Gepiden, bauten stützenfreie Sparrendächer, wobei zum Unterschied von den West- und Binnengermanen die Sparren auf die Rähmbalken eingezapft waren. In Rückzugsgebieten der Gepiden in Siebenbürgen sowie von Ostgermanen in den Ostalpen in Karantanien hat sich diese Art der Verzimmerung bis in jüngste Zeit erhalten. Auf den Gräberfeldern herrschte Körperbestattung mit N-S- bis NW-SO-Ausrichtung neben Brandbestattung. Die Gräberfelder enthielten dreimal mehr Frauen- als Männergräber, und die Männer waren alt und krank (Rheuma, Gicht, Tuberkulose). In einem Großteil der Gräber waren nur Skeletteile bestattet oder diese mit dem eingeäscherten Restteil. Bei ähnlichen Teilbestattungen von Vandalen in Schlesien etwa zur gleichen Zeit wurde das als Seuchenfriedhöfe gedeutet. Auch in der Siedlungskammer von Maslomecz wurden sozial Höherstehende in Holzkammergräbern mit Baumsärgen unter Beigabe von Gefäßgarnituren bestattet. Die reichsten Beigaben erhielten die Gräber von Kindern. Auf die Gräber wurden Holzstelen gesetzt, und sie wurden mit Steinkreisen umgeben. Einmal fand man in der Mitte von kreisartig angeordneten Gräbern aus der Zeit nach 350 n. d. Ztw. einen 2 x 3 m großen Tempel in Pfostenbau. Um diesen war Leichenbrand ausgestreut.

Hier wurden bemerkenswerte Metalltechniken gefunden, Plattierungen von Kupfer auf Gold, Silber, Zinn und Nickel (!), auch Verlötungen mit Blei. Man fand römische Goldmünzen, die offenbar als Zahlungsmittel benutzt wurden, aber auch gefälschte Münzen mit Kupfer- und Zinnkernen. Statt der handgeformten wurde wie in der folgenden Černjachov-Kultur scheibengedrehte Keramik gefertigt.

Am Ende der älteren Kaiserzeit wurden die Gebiete B und C geräumt, und die Besiedlung von Wolhynien und der Ukraine begann. Ende der Zeitstufe C_2 erfolgte die Räumung von A, D, E und F mit dem Nachzug dorthin. Dort herrschte die Černjachov-Kultur, deren Gräberfelder um 370/80 mit dem Einfall der Hunnen abbrachen.

Von der Ukraine aus unternahmen die Goten Kriegszüge in alle Richtungen. Olbia an der Mündung des Dnjepr wurde um 230 erobert. Dann stießen sie bis auf die Krim vor. Nach König Ostrogota (um 230) erfolgte die Spaltung in West- und Ostgoten mit der Grenze am Dnjestr (Abb. 61). Mit König Ermanarich (350–376) erreichte das Ostgotenreich die größte Ausdehnung bis zur Ostsee durch Unterwerfungen der Heruler an der Donmündung und finnougrischer Völker südlich des großen Wolgaknies sowie Eroberungen darüber hinaus bis zum Ural (G. Schramm, 1974).

Außerhalb des Gebietes der Černjachov-Kultur fanden sich jüngere gotische Reste auf der Krim bis zum Nordkaukasus und dem oberen Kuban. Die gotische Sprache wurde auf der Krim noch im 17. Jahrhundert gesprochen. In Siebenbürgen reichen die Gräber der westgotischen Sintana-Mureš-Kultur noch bis in die erste Hälfte des 5. Jahrhunderts. Beim Zusammenbruch des Hunnenreiches mit der Schlacht an der Nedao 454 standen die Goten auf der falschen, der hunnischen, Seite. Sie siedelten nach Westen, nach Pannonien, über, um schließlich mit Theoderich 489 nach Italien zu gelangen (H. Wolfram, 1990; F. Dahn, 1990).

Seit dem Sieg der Hunnen über Ermanarich wanderten kleine Gruppen der Ostgoten nach Westen. Bei Untersiebenbrunn in Niederösterreich wurde aus dem 5. Jahrhundert das reich ausgestattete Grab einer ostgotischen Fürstin gefunden. Bereits aus der Zeit vor dem Ende der römischen Besetzung der Grenzkastelle an der Donau, ab 390 in Neuburg, wurden in den Friedhöfen der Kastelle begrabene Ostgoten gefunden. Diese Zuzüge hielten an bis zum Ende der Zugehörigkeit Rätiens zum Ostgotischen Reich und sicher noch danach. Diese Ostgoten nahmen teil an der Stammesbildung der Baiern.

2.2.4.1 Die Ostgoten

Obwohl schon um 250 n. d. Ztw. mit König Ostrogota der Eigenname ›Ostgoten‹ aufkam, trat die Trennung mit der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern kraß in Erscheinung, wo sich Ost- und Westgoten feindlich gegenüberstanden und der westgotische König Theoderich I. durch einen Speer eines Amalers fiel. Nach der Schlacht an der Nedao besetzten 453 die siegreichen Gepiden Gebiete (Abb. 64) zwischen der Theiß und den Ostkarpaten, und die Ostgoten mußten ausweichen. Sie zogen als Föderaten nach Pannonien mit Jahrgeldern von 300 Pfund Gold. Sie besetzten das Gebiet zwischen Raab, der Donau bis Singudunum. In der Schlacht an der Bolia schlugen sie 469 die nach Pannonien eingedrungenen Sieger von 453 aus Gepiden, Sueben, Rugiern, Skiren und Herulern zurück. Theoderich, der außereheliche Sohn des Teilkönigs Theodimer wurde als Achtjähriger als Geisel nach Byzanz gegeben und wurde als Achtzehnjähriger wieder entlassen. Er erhielt vom Vater Slawonien, eroberte den Südzipfel des Gebietes mit Singudunum (Anl. A 6). Nach dem Tod Thiudimers 474 wurde er zum König erhoben. Nach einer Vertreibung des Kaisers Zenon aus Byzanz verbündete er sich mit ihm und ermöglichte ihm die Rückkehr nach Byzanz. Zum Dank wurde er 476 von Zenon zum Waffensohn erhoben, und Zenon machte ihn zum oströmischen Heermeister mit dem Titel ›Patricius‹. Doch ein gotischer Gegenspieler verursachte wechselvolle Kämpfe auf dem Balkan. Theoderich wurde Konsul mit römischem Bürgerrecht. Auf Zenons Vertragsangebot, den Balkan zu räumen und nach dem Sieg über Odoakar Italien in Abwesenheit des Kaisers zu regieren, ging Theoderich ein.

Odoakar war Befehlshaber der kaiserlichen Garde in Rom. Als solcher versprach er den Kriegern der Föderateneinheiten Gleichstellung mit den römischen Soldaten. Er wurde von diesen zum König erhoben und setzte den letzten weströmischen Kaiser Romulus 476 ab. Er wurde von Byzanz zum Heermeister ernannt und regierte Italien als solcher.

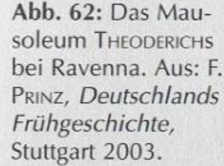
488 erfolgte der Aufbruch der Ostgoten aus den weitverbreiteten Siedlungen von Dalmatien bis Mazedonien. Die dort gebliebenen Ostgoten wurden die Väter des kroatischen Volkes und seiner Fürsten (s. Kap. 2.2.10.2). Theoderich zog nach Norden, traf am Isonzo auf Odoakar und besiegte ihn. Dieser zog sich schließlich nach Ravenna zurück, mußte 493 nach Sperrung der Zufuhren über die Adria Ravenna mit einem ehrenvollen Vertrag übergeben. Aber Theoderich erschlug Odoakar bei einem Gastmahl dort mit seinem Schwert.

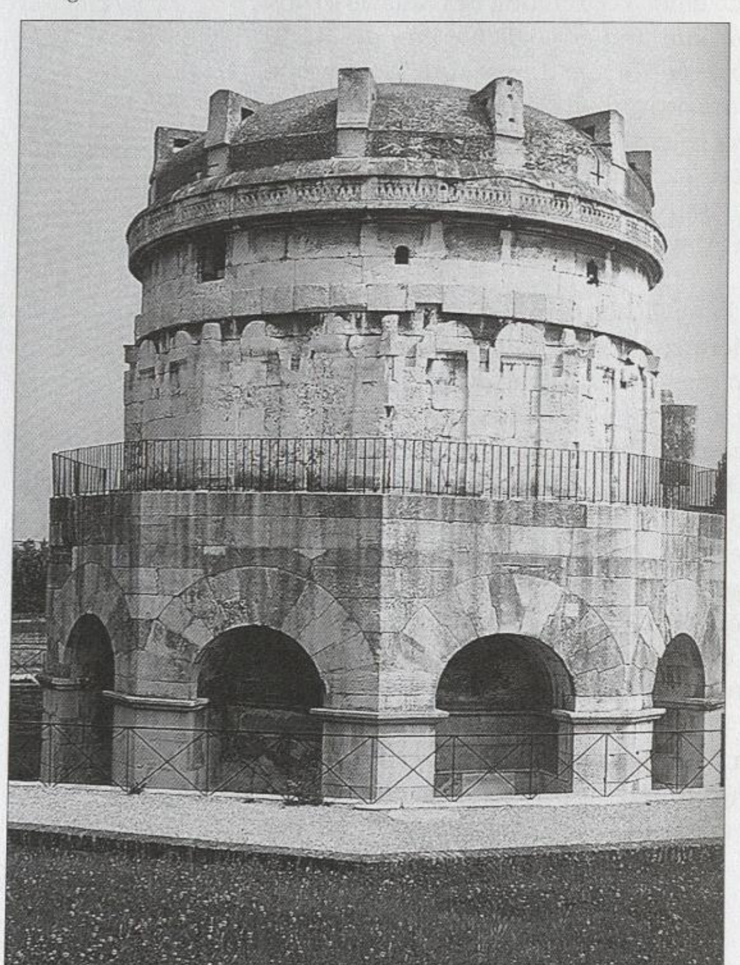
Theoderich nahm Italien ein im Auftrage des oströmischen Kaisers als ›magister militum‹. Die Ansiedlung erfolgte sippenweise auf einen Drittel des bewirtschafteten Landes vor allem in Oberitalien nördlich des Pos.

Die römische Verwaltung wurde insgesamt übernommen. Er regierte in Ravenna und beherrschte beide Volksgruppen nach ihren Rechten, war weithin anerkannt, gerecht, weise und tolerant gegenüber Arianern und Katholiken.

Nach Norden reichte sein Reich über Rätien bis an die Donau. In Rätien siedelte er die von Chlodwig besiegten Alemannen an. Das bairische Herzogtum stand unter seinem Schutz. Im Osten gehörte Pannonien und Dalmatien zu seinem Reich. Nach Chlodwigs Sieg über die Westgoten 507 übte er für seinen Enkel Amalarich die Vormundschaft und die Herrschaft über das westgotische Königreich aus, nahm aber das Gebiet östlich der Rhône mit den Seealpen zu seinem Reich.

Seine Töchter aus erster Ehe vermählte er mit dem König der Westgoten Alarich II. und dem König der Burgunden, Sigismund, seine Tochter aus zweiter Ehe, Amalasvinta mit dem Amaler Eutharich, seine Schwester Amalfrida mit dem thüringischen König Herminfrid. Den König der Heruler nahm er zum Waffensohn, insgesamt eine glänzende Friedenspolitik mit den germanischen Reichen. Nur Chlodwig der Franke ließ sich nicht in diese Politik einbinden, sondern verfolgte fränkische Großmachtpolitik.


Abb. 62: Das Mausoleum Theoderichs bei Ravenna. Aus: F. Prinz, *Deutschlands Frühgeschichte*, Stuttgart 2003.



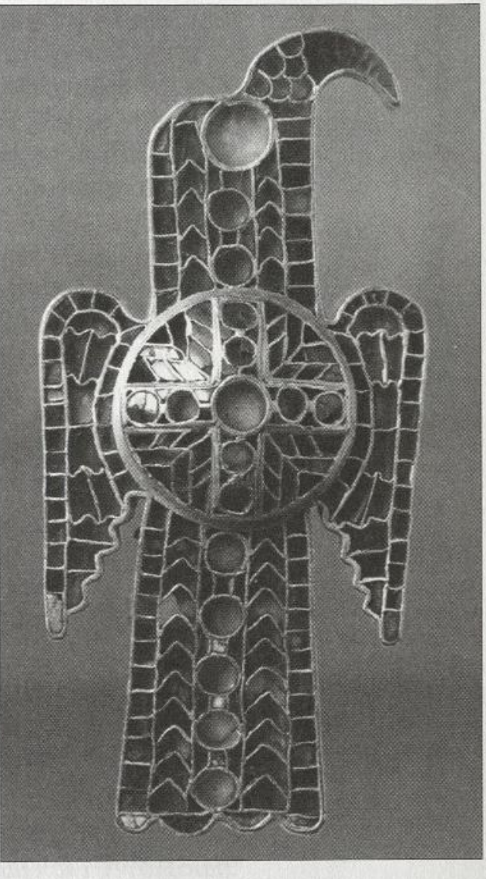
526 starb Theoderich, 522 war bereits Eutarich gestorben. So war Amalasvinta Vormund für ihren Sohn Athalarich, der 534 starb. Sie wurde als Königin anerkannt, war aber römerfreundlich. Nachdem sie drei gotische Befehlshaber hatte ermorden lassen, wurde sie aus Rache gefangengenommen und 534 ermordet. Für Kaiser Justinian (527–565) war dies ein Grund zum Beginn der Wiedereroberung Italiens bis zum Ende der Goten 555. Für die Goten begann ein heldenhafter Kampf bis zum Untergang, dichterisch gestaltet von Felix Dahn 1876 mit seinem Buch *Ein Kampf um Rom*.

In Ravenna baute sich Theoderich seinen Palast und, mit Säulengängen verbunden, die Kirche

San Appolinare Nuovo. Bei Ravenna baute er sich sein Mausoleum, einen doppelstöckigen Bau oben als Rundbau, dessen Umgangsgitter Karl der Grosse nach Aachen entführte, innen mit seinem Sarkophag. Gedeckt wurde der Bau mit einer einzigen rißlosen Steinplatte von 11 m Durchmesser, mehr als 2,5 m Dicke und mehr als 400 t Gewicht (Abb. 62).

Der Römer Cassiodor schrieb eine neunbändige Geschichte der Goten. Die Prunkschrift des *Codex Argenteus* mit Wulfilas Bibel in Gotisch ist erhalten und befindet sich heute in Uppsala.

Der Schatz von Domagnano in der Republik San Marino kam als Grabausstattung oder Schatz einer Angehörigen der ostgotischen Hocharistokratie im späten 5. oder anfangs des 6. Jahrhunderts in den Boden, gefunden 1893. Die Adlerfibel (Abb. 63) hat in der künstlerischen Gestaltung im weiteren germanischen Bereich Beziehungen zu Stücken aus dem Grab von Childerich und den Fürstengräbern von Apahida. Bei dem Gegenstück eines rechtsblickenden Adlers, ebenso in zellenverzierten Almandinblättchen auf Goldblech, mit ebensolchem Ohrgehänge, Kollieranhänger und Zikadenfibeln, handelt es sich um Trachtzubehöre. Sie wurden getragen an einem vorn offenen Schulterumhang, der zwischen ihnen mit einem Kollier geschlossen wurde. Die Adlerfibeln haben fast gestaltgleiche westgotische Gegenstück im spanischen Terra de Barros um 500. Eine ähnliche Adlerfibel stammt von den Thüringern, aus Oßmannstadt um 500.


Abb. 63: Goldene Adlerfibel aus dem Schatz von Domagnano, Rep. San Marino. Nach: *Germanen, Hunnen und Awaren*, Nürnberg 1988, Tafel X, 1, a.

Die Wiedereroberung Italiens begann der oströmische Heerführer Belisar, nachdem er schon die Vandalen besiegt hatte, von Dalmatien und Sizilien aus. Nachdem noch Narses mit 7000 Mann dazugestoßen war, zog Belisar vor Ravenna, nahm es ein und nahm König Witigis (536–540) gefangen. Mit König Totila (541–552) begann ein wechselvoller Krieg in Italien. Zweimal nahm Totila Rom ein, 546 und 550. Narses eroberte von Dalmatien aus 552 Ravenna, zog nach Süden und besiegte in der Schlacht bei Tadinae 552 Totila, der dabei den Tod fand, vollständig. Auf römischer Seite kämpften Langobarden und Heruler, die 512 nicht nach Norden abgezogen waren. Die Überlebenden wählten Teja zum König. Dieser zog nach Süden, vereinigte sich mit den Goten Campaniens und schlug am Vesuv ein Lager auf. Als aber der Befehlshaber der Flotte, die die Goten verpflegt hatte, mit seinen Schiffen zu den Römern überging, mußte

Teja das Lager räumen und letzte Zuflucht auf einem Nebengipfel des Vesuvs suchen. Bei einem Ausfall von dort fiel 553 nach achtstündigem Kampf Teja in einem ungedeckten Augenblick beim Schildwechsel. Narses gestattete dem Rest der Goten freien Abzug unter der Bedingung, Italien zu verlassen. So zogen die tausend letzten Goten nach Norden über die Alpen und wurden möglicherweise im bairischen Herzogtum aufgenommen, in das schon seit seiner Gründung um 400 viele Ostgoten zugezogen waren. Erst 555 kapitulierten die letzten Goten. Doch im 11. Jahrhundert lebten noch Goten in Italien nach eigenem Recht.

2.2.4.2 Die Westgoten

Nach etwa 290 n. d. Ztw. schieden die Westgoten unter eigenen Gauherzögen und Gaukönigen aus dem Gesamtverband der Goten aus. Sie siedelten im Gebiet zwischen Dnjestr, Donau und Bihargebirge (Abb. 61). Sie entwickelten eine reiche Kultur, die sich in großen Gräberfeldern wie beispielsweise dem von Sintana de Mureš an der Marosch fand. Berühmt wurden die in Moskau nach 1917 verschollenen goldenen, bernsteinbesetzten Adlerspangen aus dem Schatz des Athanarich. Ein goldener Halskragen trug die Inschrift »Gutani othalo ik im hailag«, »Hort der Goten, ich bin heilig«. Auch die Grabbeigaben von Untersiebenbrunn in Niederösterreich mit ihren beiden vergoldeten Fibeln mit Almandineinlagen einer nach der Flucht vor den Hunnen dort gestorbenen Fürstin sind westgotisch.

Während die Ostgoten nach ihrer Niederlage von 376 als Verbündete der Hunnen aufgenommen wurden und in ihren Wohnsitzen blieben, wichen die Westgoten aus. Sie setzten nach einem Vertrag mit den Römern als erste Föderaten über die Donau und wurden für Kriegsdienstleistungen in Thrakien angesiedelt. Nach Verweigerung der römischen Unterstützung wie Jahrgeldern und Verpflegung kam es zum Aufstand, und 378 wurden die Römer bei Adrianopel geschlagen. Der westgotische König Fridiger starb 380, sein Nachfolger Athanarich 381.

Dessen Nachfolger als König wurde Alarich aus dem ostgotischen Geschlecht der Balten. Nach dem Tod des oströmischen Kaisers Theodosius im Jahre 395 zog Alarich mit den Westgoten an Byzanz vorbei, über den Peleponnes, durch Dalmatien und nach Italien, belagerte Rom, während der weströmische Kaiser Honorius in Ravenna weilte. Nach Umkehr aus Süditalien zog er zum zweiten Male vor Rom und zwang den Senat, Honorius für abgesetzt und Athaeus, den Stadtpräfekten von Rom, zum Kaiser zu erklären. Dann zog Alarich nach Norden, belagerte das uneinnehmbare Ravenna, zog nochmals nach Rom, das er 410 einnahm. Nach dem vergeblichen Bemühen, über die Straße von Messina zu setzen, starb er.

Er wurde bei Cosenza im Busento begraben. König wurde Atlauf, der über die Seealpen nach Gallien zog, um dort Land für seinen Stamm zu gewinnen. Die eroberte Stadt Toulouse wurde dann Hauptstadt. Nachdem er Anfang 414 Honorius' Schwester Placidia geheiratet hatte, wurde er 415 ermordet. Sein Nachfolger Walia zog nach Spanien und handelte gegen die Freigabe von Placidia von den Römern die Anerkennung ihres spanischen Besitzstandes ein. Nachdem die Westgoten wieder aus Spanien abgezogen waren, erhielten sie von den Römern die Provinz Aquitania sekunda mit der Hauptstadt Toulouse, ihr Tolosanisches Reich. Unter ihrem König Theoderich I. (418–451) nahmen die Westgoten auf der römischen Seite unter dem Befehl von Aetius an der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern an der Marne zusammen mit den Burgunden, Alanen, Sachsen, Franken vom Mittelrhein gegen die Hunnen mit den Ostgoten, Gepiden, Rugiern, Skiren, Thüringern und den rechtsrheinischen Franken teil. Attila wurde zum Rückzug gezwungen. Nach Attilas Tod wurden die Hunnen in der Schlacht an der Nedao 454 unter Führung der Gepiden vernichtet.

Theoderich I. fiel auf den Katalaunischen Feldern. Nach der Ermordung von Theoderich II., der wiederholt in Spanien gegen die Sueben kämpfte, durch seinen Bruder Eurich (466–485) erreichte das westgotische Gebiet in Gallien seine größte Ausdehnung. Auch die gesamte Iberische Halbinseln wurde erobert. Eurich ließ das westgotische Stammesrecht aufzeichnen. Sein Sohn Alarich II. (485–507) sah sich den Angriffen der Franken ausgesetzt. Nachdem der Frankenkönig Chlodwig den letzten römischen Feldherrn Syagrius 486 besiegt und damit die römische Macht in Gallien beendet hatte, grenzte das Gebiet der Franken gegen das der Westgoten. Chlodwig erklärte den Krieg gegen Alarich und die arianischen Westgoten als Kreuzzug des Katholizismus im Bündnis mit den Burgunden. Alarich verlor in der Schlacht im Jahre 507 das Gebiet Galliens bis zur Garonne und sein Leben.

Spät erschienen die Ostgoten zu Hilfe, schlugen Franken und Burgunden zurück. Theoderich der Grosse führte als Vormund für den Sohn Alarichs, Amalarich, seinen Enkel, die Regierung der Westgoten. Nach seinem Tod 526 erkannte Amalaswintha die Selbständigkeit der Westgoten an, doch wurde das Gebiet zwischen Rhône und Seealpen an die Ostgoten abgetreten. 531 wurde Amalarich von den Franken geschlagen und fand dabei seinen Tod. Die Franken drangen nach Spanien vor, wurden aber zurückgeschlagen. In Spanien waren die Sueben nach Annahme des katholischen Glaubens nach Nordwesten in die Gebirge ausgewichen. Sie wurden von Leovigild (568–586) 585 seinem westgotischen Reich eingegliedert. Schon unter Leovigild, der noch überzeugter Arianer war, kam es zur Aufhebung des Eheverbotes zwischen Goten, Römern und Juden.

Nachdem sein Sohn REKARED (586–601) Katholik geworden war, wurde der Übertritt der Arianischen Kirche und weiter Bevölkerungsteile zum Katholizismus von ihm durchgeführt. Er erhielt die Schwester des Merowingers CHILDIBERT, die katholische CHLODOSVINTHA, zur Frau.

Die katholischen Bischöfe nahmen mit ständig größerem Einfluß an den Königswahlen teil, ihr Grundbesitz wuchs, und die Zahl der heerespflichtigen Freien nahm ab, so daß zunehmend Unfreie zum Heeresdienst einberufen wurden, die nur Fußkämpfer waren.

Die Trennung des gotischen vom römischen Recht wurde aufgehoben. Das westgotische Landrecht erhielt zunehmend römischen Inhalt.

Der letzte König RODERICH, gewählt 710, wurde von einem Zweig seiner Familie bekämpft, der die inzwischen bis Ceuta vorgedrungenen Araber nach Spanien hereinrief. In der Schlacht gegen diese, die vernichtende Ausmaße hatte, fiel RODERICH. Die Reste der Westgoten zogen sich in das asturische Bergland und in die Pyrenäen zurück, die nie von den Mauren erobert wurden, und leisteten von dort aus noch jahrhundertelang Widerstand.

Dort bestand noch lange ein westgotisches Königtum. Der König RAMIRO I. (842–850) baute in Naranco bei Oviedo in Asturien eine steinerne Königshalle, die noch in der Bautradition der germanischen Königshallen aus Holz stand.

Im Dom der alten Hauptstadt Toledo wird noch heute die erste Frühmesse in westgotischem Ritus gelesen.

Der anthropologische Vergleich der Westgoten aus Spanien mit anderen germanischen Stämmen, dem Mittel der Reihengräber und Römern ergab eine große Ähnlichkeit mit Germanen, aber Unterschiede zu den Römern, in denen 16 Prozent Kurzköpfige und 11 Prozente Cromagnoide enthalten sind. Auch die Mittel der Körpergrößen und der Kariesbefall unterscheiden sich (I. SCHWIDETZKY, 1957).

	I_1 Mittel	n	Körpergröße cm	Kariesbefall %
spanische Westgoten	73,6	45	169,2	2,6
Römer, Tarragona	76,2	96	162,2	10,8
Reihengräbertyp	72,3	111		

In der Verwandtschaft zum Reihengräbertyp drückt sich aus, daß auf ihrer Wanderschaft nach der Überfahrt aus Schweden 800 Jahre lang sie sich nicht mit den umgebenden Einwohnern vermischt hatten und nur Germanen in ihren Stamm aufnahmen. In den Unterschieden der Körpergröße und des Kariesbefalls zu den Römern kommen Unterschiede der Ernährungsweise und damit der Wirtschaftsweise zum Ausdruck, bei den Goten Eiweißernährung gegen Kohlenhydraternährung bei den Römern.

Die Belegdauer der westgotischen Friedhöfe umfaßt die Zeit von 500 bis 650. Sie hörte mit dem Übertritt zum Katholizismus auf, der mit REKARED (586–601) Staatsreligion wurde. Mit der rechtlichen Gleichstellung und der Bekehrung begann die Vermischung und die Aufgabe ihrer kulturellen Eigenheiten.

2.2.5 Die Gepiden

Wiederholt wird behauptet, die Ostgermanen hätten keinen Anteil an der Ethnogenese des deutschen Volkes gehabt. Aber von den Ostvandalen ganz abgesehen, hatten die Ostgoten an der Stammesbildung der Baiern einen offenbar nicht ganz kleinen Anteil, was bereits mit den germanischen Besatzungstruppen der römischen Kastelle an der Donau um Regensburg begann. Der gotische Teilstamm der Gepiden hat mit einem größeren Anteil an der Entstehung des Neustammes der Siebenbürger Sachsen noch im hier betrachteten Zeitraum teilgenommen. Diese sind nach 1945 und besonders 1989 zum größten Teil auf das Territorium der Bundesrepublik Deutschland und der Bundesrepublik Österreich zurückgekehrt und wurden damit Teil unseres Volkes.

Die Gepiden kamen aus Süd- bis Mittelschweden als ein Teil der Goten in das Weichselmündungsgebiet. Ihr Wohngebiet wurde nach der Trennung von den Goten Gepidojos genannt. Ob die Trennung von den Goten bei deren Abzug aus den Gebieten A und D (Abb. 60) an der unteren Weichsel bis Thorn und östlich davon in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. d. Ztw. stattfand und die Gepiden nach der gotischen Volkssage die zuletzt ›mit dem dritten Schiff‹ Gekommenen waren oder ob sie erst nach Räumung der Gebiete A und D durch die Goten aus Schweden kamen, ist nicht sicher zu beantworten, aber ersteres ist wahrscheinlicher. Die Willenberg-Kultur war dann beiden gemeinsam. Ihr Wohngebiet nach Abzug der Goten wird verschieden groß angegeben, zwischen Ostsee, Passarge, Neidenburg, Graudenz und Weichsel, aber auch bis nach Thorn, zur Warthe und einschließlich Pommerns. Der Gaufürst, dessen Grab man in Pilgramsdorf bei Neidenburg fand (s. Abb. 119), könnte Gote wie Gepide gewesen sein.

Die Gepiden brachen im Jahre 248 n. d. Ztw. aus ihren Wohngebieten südlich der Ostsee auf, durchzogen das von den Hasdingen, einem Teilstamm der Vandalen, bewohnte Gebiet, durchstießen die Karpaten wahrscheinlich im Duklapaß, durchzogen die Zips und drangen in die römische Provinz Dacien ein. Kaiser PHILIPP (244–249) kämpfte gegen sie, Kaiser DARIUS entriß ihnen Norddacien im Jahre 250 wieder, schloß mit ihnen

Frieden und überließ ihnen die nordsiebenbürgischen Kastelle. Diese Daten sind durch römische Chronisten gesichert. Sie widersprechen den von KOKOWSKI mitgeteilten Daten zur Räumung der gotischen Sitze in Gothiskandza. Den Gepiden gehörten jetzt die Gebiete nördlich der Theiß bis zum Theißknie nach Westen. Westlich von ihnen saßen die Vandalen und nordöstlich der Karpaten die Goten, die um 260 Siebenbürgen besetzten. Im Jahre 262 kämpften die Gepiden mit den Goten um Landbesitz in Siebenbürgen, unterlagen aber. Ebenso mißlang ein gleicher Versuch gegen die Goten im Jahre 290. Als die Vandalen im Jahre 336 Westdacien verließen, um sich in Pannonien niederzulassen, nahmen die Gepiden deren Land in Besitz, das nach Süden bis zur Marosch und im Westen bis zur Donau reichte.

Zu dieser Zeit erreichten die letzten gepidischen Auswanderer aus dem nördlichen Weichselgebiet Dacien. Nachdem die Westgoten 376 nach Westen über die Donau abgezogen waren, nahmen sie den Rest Daciens in Besitz. Die Gebiete Daciens östlich der Karpaten bis zum Pruth gehörten jedoch wohl nicht zu ihren Siedlungsgebieten wie später zu ihrem Reich. Auch ein Volksteil der Gepiden, der sich nach 275 in der Umgegend von Kiew niedergelassen hatte, war vor den Hunnen nach Dacien gelangt.

Zusammen mit den Hunnen bekämpfte der Enkel ERMANARICHS, der Ostgote THORISMUND, die Gepiden. Nach der Niederlage genossen sie wie die Ostgoten weitgehende politische Autonomie im Hunnenreich. Ihr König ARDARIK war angesehener Teilnehmer im Rate ATTILAS. Nach Einfällen der Hunnen in das byzantinische Reich wurden die römischen Jahrgelder von 350 Pfund Gold (1 römisches Pfund = 412,7 g Gold) auf das Doppelte und nach weiteren Einfällen 441 auf das Dreifache erhöht. Hinzu kamen einmalig 6000 Pfund (= 2,5 t Gold), die ATTILA seinen Hilfsvölkern freigebig weitergab.

Nach ATTILAS Tod 453 ergriff König ARDARIK die Führung im Befreiungskampf gegen die hunnische Oberherrschaft und siegte 454 in der Schlacht an der Nedao in Pannonien. In diesem Freiheitskampf kämpften auf seiten der Gepiden die Rugier, Heruler, Teile der Skiren, Sweben (Quaden, Markomannen), Sarmaten und Alanen, von denen dann nördlich des Donauknies die Rugier, Skiren, Sweben und Heruler eigene Reiche errichteten. Zwischen der Theiß und der Donau siedelten die Sarmaten und Teile der Skiren. Die Schlacht an der Nedao gilt als eine der großen europäischen Entscheidungsschlachten gegen asiatische Einfälle. Das gepidische Dacien wurde seitdem ›Gepidia‹ genannt. Ihr Reich umfaßte dann zunächst Siebenbürgen, Oltenien, Banat, als Westgrenze die Theiß und nördlich die Zips (Abb. 64).

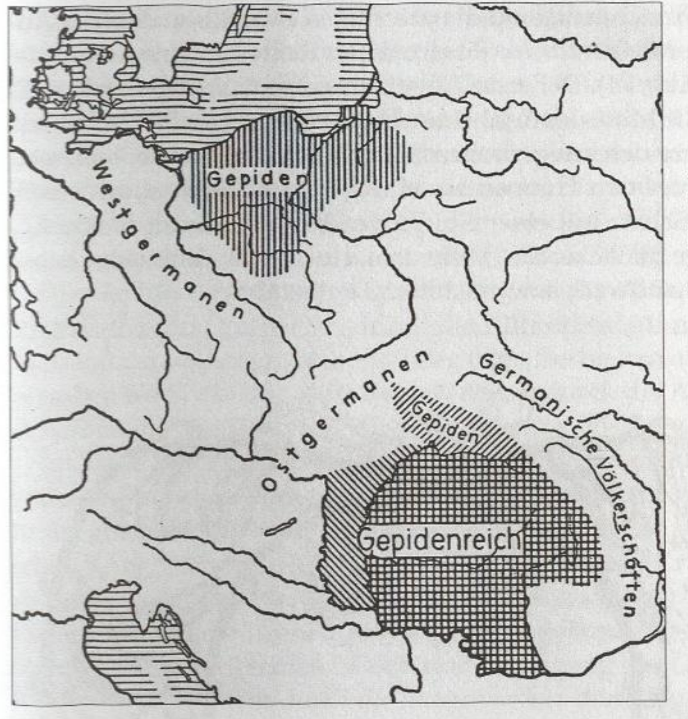


Abb. 64: Das Heimatgebiet der Gepiden im 3. Jahrhundert und das Reich der Gepiden nach 453 n. d. Ztw. Nach: H. REINERTH, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, Bd, 3, 1941/1986.

- Heimatgebiet im 3. Jahrhundert
- vorübergehende Wohngebiete vor Errichtung des Reiches
- Ausdehnung des Gepidenreiches
- zeitweise zum Gepidenreich gehörend

Die Goten, die auf der falschen Seite, der der Hunnen, gekämpft hatten, zogen nach Pannonien ab, das die Vandalen zu ihrem Zug nach Gallien verlassen hatten. Die Reste der Hunnen kehrten in die Gebiete östlich des Dnjeprs und des Dons zurück, nachdem sie von dem Gotenkönig VALAMIR in Pannonien nochmals geschlagen worden waren.

Die Römer schlossen mit den Gepiden einen Freundschaftsvertrag, der 100 Jahre lang eingehalten wurde. Nachdem die Goten im Jahre 473 aus Pannonien nach Oberitalien gezogen waren, kam Pannonien mit Sirmium unter gepidischen Einfluß, und dieses wurde Sitz von gepidischen Königen, bis THEODERICH DER GROSSE 504 Sirmium wieder eroberte.

In diesem großen Reich (Abb. 64) besiedelten die Gepiden die Gebiete östlich der Theiß, nördlich der Marosch und westlich des Römerwalls. Am Ende des 5. Jahrhunderts gelangten auch gepidische Siedler nach Siebenbürgen. In der Nähe von Klausenburg wurden gepidische Reihengräber und goldreich ausgestattete Fürstengräber (Apahida) gefunden, deren kulturelle Ähnlichkeit mit dem Grab des Frankenkönigs CHILDERICH (gest. 481) auffällt, was die Bindungen zwischen den germanischen Volks- und Fürstengruppen erkennen läßt. Auch einige Spangenhelme (s. Abb. 83), Kennzeichen höchster militärischer Führung, wurden gefunden. Ebenso sind die Kulturhinterlassenschaften der gepidischen Reihengräber denen aus der fränkischen Merowingerzeit ähnlich.

Besonders kennzeichnend sind die prächtigen Gürtelschnallen mit Adlerkopf sowie die Maskenfibeln, Fibeln, deren Fußteil in eine männliche Maske ausläuft (Abb. 74). Der erste Tierstil erreichte die Langobarden wie die Gepiden um die Mitte des 6. Jahrhunderts besonders als Fibelschmuck. Die im Gegensatz zu den kriegerischen Goten friedliebenden Gepiden setzten sich schon unter den Hunnen ein einzigartiges Denkmal mit einem 405 vergrabenen Schatz mit einer Goldkette (Abb. 65), die als kleine Anhänger Werkzeuge für Ackerbau, Viehzucht, Holzarbeit, Schmiede-, Schuster- und Waffenhandwerk sowie Schifferei enthält.

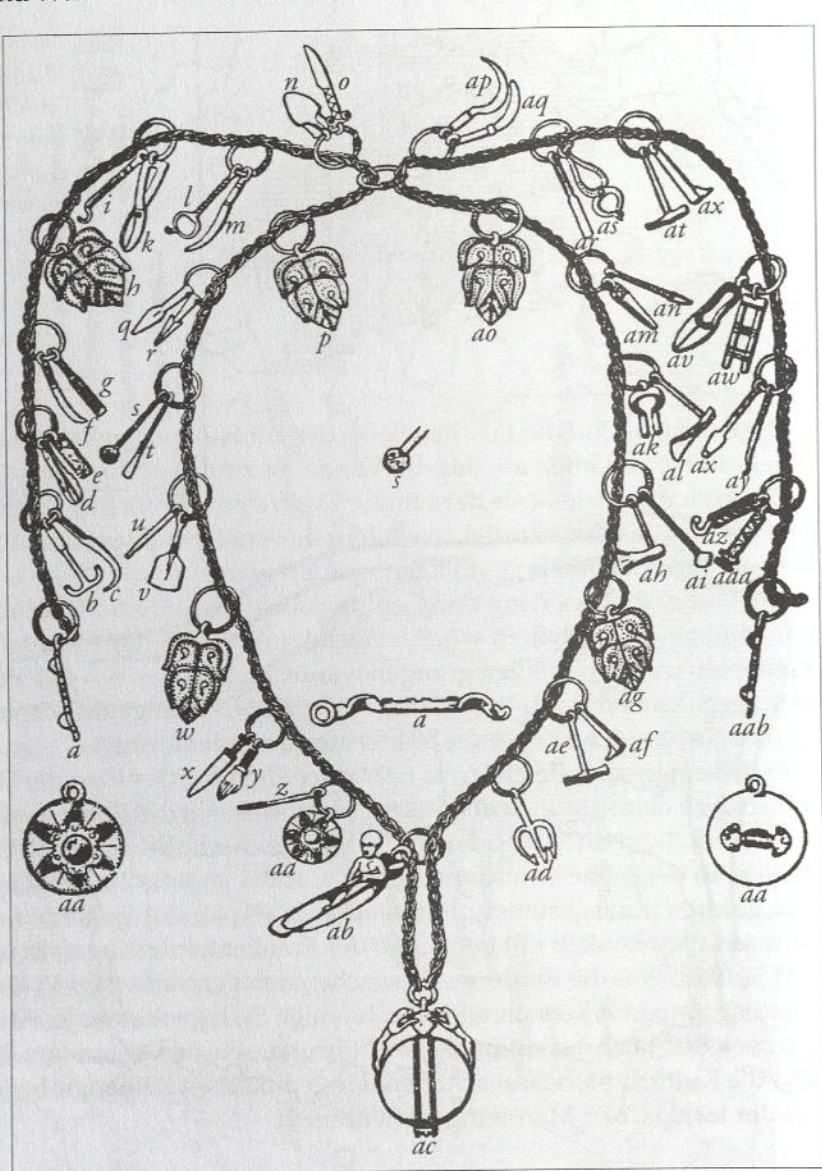


Abb. 65: Kette vom Goldschatz von Szilagy-Somlyo (Schomelmarkt), der nach der Schlußmünze 405 in die Erde kam. Die anhängenden Modelle von Werkzeugen
- des Ackerbaus: n, o Pflug, v Spaten, c Sichel, aq Sägemesser, d Winzerschere, ag, ao, b, p, w Weinblätter;
- der Viehzucht: av Schafschere, ai Keulenstab, ak runder Striegel
- der Holzarbeit: f Säge, g Feile, ah Axt, aw Leiter, aaa Wagenwerkzeug;
- des Schmiedehandwerks: ac, af Hammer und Amboß, a Hammer mit gemuldeter Klinge, am Schleifeisen, an Gießlöffel, as Zange;
- des Waffenhandwerks: x Kurzschwert, y Hand als Abzeichen einer Kampfabteilung, aa runder Schild, q Lanze, r Pfeilspitzen;
- des Schusterhandwerks: ar, ay Schusterwerkzeuge;
- des Fuhrwesens: a Joch, aab Wagenbremse, Hemmschuh (?);
- der Schiffahrt: ab Kahn mit Mann, b Anker.

Nach: C. Dilescu, 1923.

Daß die Gepiden aus ihren Wohnsitzen östlich der Theiß Innersiebenbürgen besetzten und besiedelten, ist wahrscheinlich mit der Verfügung über die dort unmittelbar an der Erdoberfläche anstehenden Steinsalzvorkommen von Thorenburg (Turda) und Salzburg (Ocna Sibiului) begründet. Ob das Gold der Gepiden aus den bereits von den Dakern und Römern ausgebeuteten Goldvorkommen im Siebenbürgischen Bergland (Bihargebirge) stammt, ist fraglich, dann müßten die Goldfunde der Gepiden wesentlich reicher gewesen sein (J. Bona, 1976).

Die Gepiden wurden etwa gleichzeitig mit den Goten Arianer. Sie übten jedoch schon vorher vereinzelt die Körperbestattung aus und gingen nach 450 zur Reihengräberbestattung über. Sie hielten am Ritus der Grabbeigaben bis in die Zeit ihrer Unterwerfung durch die Awaren fest, als sie sicherlich die oberflächliche Christianisierung wieder abgestreift hatten.

Im Jahre 546 überließ Kaiser Justinian den Langobarden das ehemals gotische Pannonien mit Sirmium, das die Gepiden 539 wieder in ihren Besitz gebracht hatten. Das führte zu einem ersten langobardisch-gepidischen Krieg, dem 552 und 565 zwei weitere verlorene Kriege folgten. Nach einem Sieg der Gepiden entstand mit den inzwischen bis östlich zu den Karpaten vorgedrungenen Awaren ein langobardisch-awarisches Bündnis, das 568 mit Angriffen beider zum Untergang des Gepidenreichs, zur Räumung Pannoniens durch die Langobarden, deren Zug nach Oberitalien und zur Ausdehnung der Awarenherrschaft über ganz Dacien und Oberpannonien führte. Sirmien besetzten die Oströmer.

Ein Teil der Gepiden, vor allem der aus Unterpannonien, zog mit den Langobarden nach Oberitalien und wurde dort angesiedelt. Sie wurden noch von Paulus Diakonus erwähnt. Die Hauptmasse der Gepiden blieb in ihrem Wohnsitz östlich der Theiß und mußte den Awaren Kriegsdienste leisten. Aus Firtuseni in Siebenbürgen stammt ein vergrabener Münzschatz mit der Schlußmünze aus dem 7. Jahrhundert. Auch Reihengräberfriedhöfe der Gepiden sind aus Siebenbürgen noch aus der Mitte des 7. Jahrhunderts bekannt. Aus Ortsnamen konnte erschlossen werden, daß sich Teile der Gepiden in die Gebirge zurückzogen. In die leergewordenen Gebiete drangen die Ostvandalen ein (J. Bona, 1976; C. Diculescu, 1923; K. Horedt, 1986; H. Sevin, 1955).

Nachdem sich mit dem Abzug der Langobarden aus Böhmen und Mähren dort Ostvandalen niedergelassen hatten, begann in Mähren und besonders in Mikulčice wieder eine germanische Nachwanderung als Herrschaftsschicht in Erscheinung zu treten, welche dann bruchlos in das Großmährische Reich mündete. Dabei deuten Fundzusammenhänge auf die Gepiden hin (J. Kalica, 1968). Es ist also wahrscheinlich, daß Teile der Gepiden vor den Awaren nach Mähren ausgewichen sind. Um die Zeit des Beginns der vorgroßmährischen Entwicklung in Mähren um 650 bre-

chen viele gepidische Gräberfelder in ihrem bisherigen Wohngebiet östlich der Theiß und nördlich der Marosch ab. Aus dem Bihargebirge kamen sie dem von Osten eindringenden ARPAD bei seiner Eroberung Ungarns entgegen, unterwarfen sich ihm und wurden bei Heereszügen als Vorhut verwendet.

Die erste Schwächung der awarischen Macht erfolgte mit der mit gepidischen Hilfstruppen fehlgeschlagenen Belagerung von Konstantinopel im Jahre 626. Eine weitere waren die Siege SAMOS' über die Awaren. Um 650 konnten die Gepiden die Ostvandalen mit Billigung der Awaren vernichtend schlagen und nach Westen vertreiben. Der Kern der frühawarischen Siedlungen lag im Donau-Theiß-Zwischengebiet. Jedoch wurden schon ab 568 awarische Siedlungen in Ostpannonien westlich der Donau angelegt und Gepiden dorthin umgesiedelt, die dort etwa 100 Jahre lang als wohlhabende und waffentragende zum Kriegsdienst Verpflichtete lebten und noch Verbindungen zu ihren alten Siedlungsgebieten an der Theiß und Marosch hatten, aber nach 680 rasch verarmten (A. KISS, 1996). Dort und im alten Siedlungsgebiet an der Theiß fand man Gürtelschmuck und andere Gegenstände, die aus dem Merowingerreich stammten. Noch im 7. Jahrhundert hatten die Gepiden also kulturelle Beziehungen nach dorthin (A. KISS, 2000).

Die Awaren beherrschten den Donauraum bis Wien, jedoch nicht den nördlich der Donau, und zogen sich nach den Niederlagen bis zur Raab zurück. Nach 670 dehnten sie jedoch ihr Herrschaftsgebiet nach Niederösterreich, Südmähren bis in die Südslowakei aus (J. BONA, 1968). Dabei sind wahrscheinlich Teile der Gepiden mit nach Westen umgesiedelt worden, die dann nach weiteren Umsiedlungen in der Diaspora ihr Volkstum verloren. Nach den Siegen KARLS DES GROSSEN über die Awaren vernichtete 802 der Bulgarenkhan die Awarenreste, und gepidische Teilfürsten aus dem Raume östlich der Theiß unterstellten sich diesem. Erst mit dem Einbruch der Ungarn kurz vor 900 wurde die bulgarische Oberherrschaft beseitigt. Der erste ungarische Chronist (Anonymus) erwähnt aus Dacien Gaufürsten mit germanischen Namen.

Noch 300 Jahre nach ihrer Unterwerfung durch die Awaren ist in der Chronik des Salzburger Erzbistums 871 bekannt, »daß die Hunnen Römer, Goten und Gepiden vertrieben. Von den Gepiden wohnen noch welche dort«. (J. WEIDLEIN, 1985) Auch die *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (vor 870) (H. WOLFRAM, 1979, S. 105) berichtet noch für 870 von pannonischen Gepiden.

Nach den Siegen KARLS DES GROSSEN berichtete der Mönch BERNHARD VON KREMSMÜNSTER: »KARL. . . unterwarf den Teil Pannoniens von der Enns bis zur Raab mit seinen Ostrogoten [Gepiden], die dort wohnten und schlug ihn zu Bayern.« (F. ZIMMERMANN, 1982). Es wurde eine Präfektur des Ost-

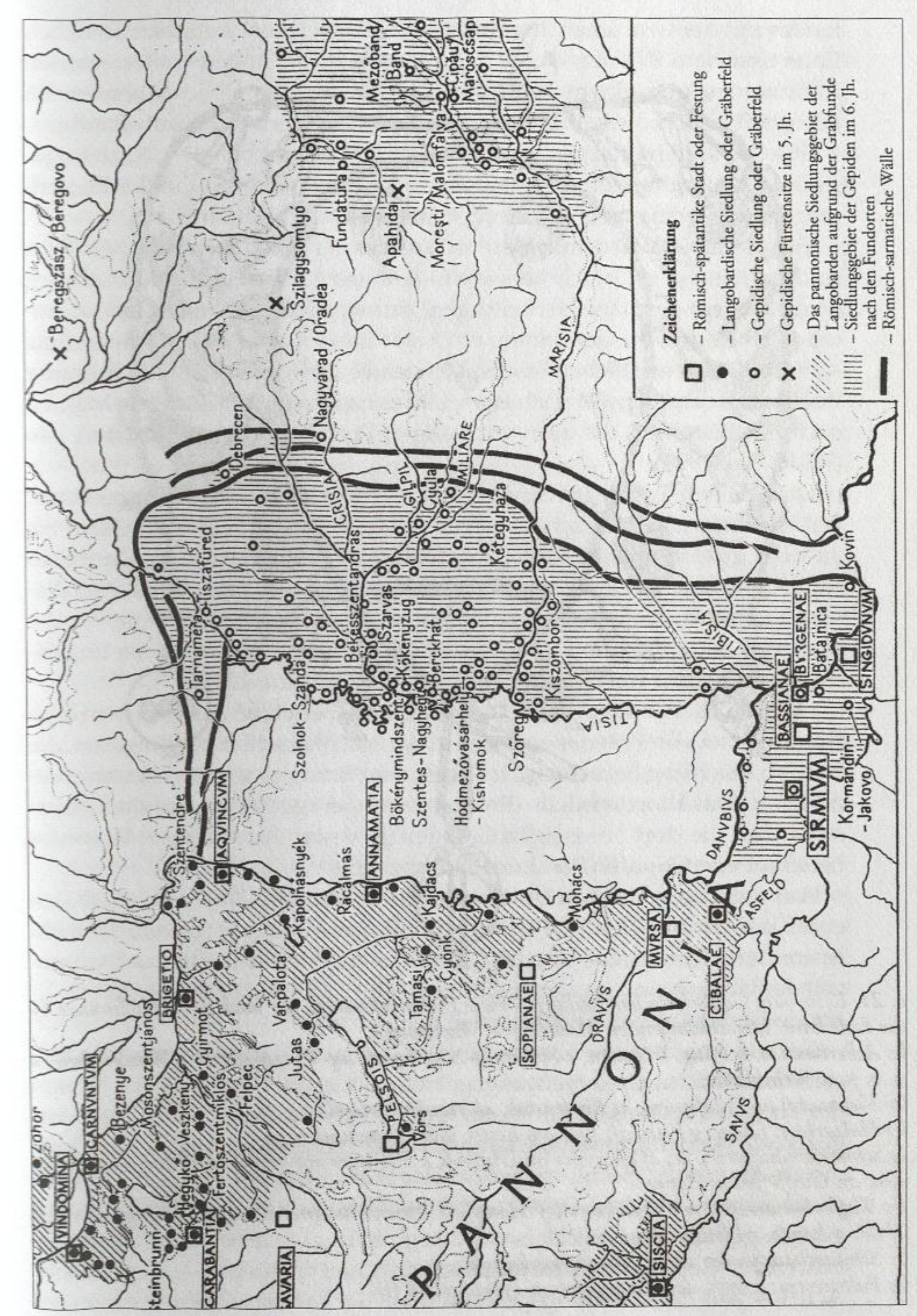


Abb. 66: Das Karpatenbecken im 6. Jahrhundert. Nach: J. BORNA, 1976.

landes mit der Grafschaft Traungau eingerichtet, der Grafschaft zwischen Enns und dem Wiener Wald, dem von eigenen Fürsten weiterregierten Karantanien und einem awarischen Fürstentum in Oberpannonien. Im Jahre 803 wurde diese Präfektur von Bayern getrennt und selbständig.

Die Gepiden halfen mit, sich von den Awaren zu befreien. Nach ungarischen Ausgrabungen wohnten am Ende der Awarenzeit in der Plattenseegegend Germanen, Slawen (Ostvandalen) und Romanen.

Dieses Gebiet wurde mit Siedlern aus dem Frankenreich versehen. Dort sind germanische Ortsnamen wie Ödenburg (Odinsburg) und Preßburg (Prezlasburg) germanisch weitergegeben worden, das heißt, dort wohnten noch Reste von Germanen, etwa der Langobarden. Die germanische Kontinuität im westlichen Dacien beleuchtet auch der Bericht des Passauer Bischofs Pilgrim von 974 nach Rom, daß es noch sieben Bistümer in Mähren und vier Bistümer, die zum vormaligen Erzbistum Lorch gehörten, gab (W. Knopp, 1990).

Damals neu angelegt wurden Orte wie Moosburg, Wieselburg, Güns. Die karolingische Herrschaft wurde noch über die Theiß nach Osten bis zu dem großen spätantiken Grenzwall ausgedehnt (Abb. 66). In dieses Gebiet wurden die Gepiden aus Pannonien wieder rückgesiedelt. Aus diesem Transdanubien sind Dorfnamen wie Kundpoldsdorf, Reginiwardsdorf und anderere, die 860 aufgezeichnet wurden und auch die ungarische Landnahme überstanden, bekannt (J. Weidlein, 1954).

Die fränkischen Reichsannalen für 822-825 berichten aus Dacien in dem Donaugebiet von Praedenecentern in der Nachbarschaft der Bulgaren, die 822 den Reichstag besuchten, das heißt, ihre Stammesabgesandten erschienen dort. Das Wort wird als ›Breitenbewohner‹ gedeutet. Das sind wahrscheinlich die dort ansässigen Gepiden gewesen. Auch Paulus Diakonus berichtet von Gepiden im alten Siedlungsgebiet.

Aus anthropologischen Untersuchungen (Abb. 185, Kurve 26) ergab sich eine Zumischung zu den Awaren von 6 Prozent Langköpfigeren, die wohl assimilierte Germanen, also Gepiden, waren. Auch aus der Landnahmezeit der Ungarn sind im alten Siedlungsgebiet der Gepiden noch dort wohnende Gepiden (Abb. 188, Kurve 2) nachweisbar.

Bei der ungarischen Landnahme kam dem ungarischen Stammesfürsten Ösbö 896 im alten Siedlungsgebiet der Gepiden beim Überschreiten der Theiß bei Szentes 60 Kilometer nordöstlich von Szegedin ein Volk entgegen, das sich ihm anschloß. Dieses wurde vom ersten ungarischen Chronisten Anonymus ›Sikuli‹ genannt. Der Stammesname ›Szekler‹ stammt von dem germanischen› Sekel‹ und entwickelte sich lautgesetzlich aus dem gotisch-gepidischen ›Sakuleis‹ = ›Kämpfer‹. Der letzte bekannte Stammesführer der Gepiden war in ungarischen Chroniken Ajtony, verdeutscht Achtwin, aus dem Siedlungsgebiet südlich der Kreisch. Er widersetzte sich

Stephan dem Heiligen (996–1038) und der ungarischen Landnahme und wurde von Stephan 1003 besiegt (J. Weidlein, 1990). Die Szekler werden in einer Urkunde König Roberts von 1329 als ›hospites Hungarorum‹ bezeichnet. Da ›hospites‹ Angehörige anderer Rechtsordnungen sind, müssen sie damals noch als Stammesorganisation anerkannt gewesen sein (W. Knopp, 1991). Auf ehemalige Wohnsitze der Szekler weisen ungarische Ortsnamen wie Szakul, Szokoly, Sokol, Sekul, Sekal hin.

Die Szekler wurden als Grenzwächter gegen Osten vor den Karpaten angesiedelt und waren im 12. Jahrhundert als solche in Westungarn und zwischen March und Waag bekannt. Dort gibt es den Ortsnamen Sekely (Sekelsdorf) und in der Zips Szekelyfalya. Sie wurden weitgehend madjarisiert. Jedoch unter König Geisa II. kamen bei der Ansiedlung der Siebenbürger noch beträchtliche Reste mit ihrer gepidisch-gotischen Sprache hinzu, nach Schätzungen 40 Prozent. Es müssen also damals noch Gebiete mit geschlossener gepidischer Besiedlung bestanden haben, die das Weiterbestehen ihres Volkstums ermöglichten. Bei der Landzuteilung an den Deutschen Orden im Burzenland bei Kronstadt um 1210 wurden die Szekler von dort in die Ostkarpaten umgesiedelt. Im Großfürstentum Siebenbürgen (1541–1848) bildeten die Szekler neben Ungarn und den Siebenbürgener Sachsen eine eigene ›Nation‹, das heißt einen Teilstaat unter eigener innerer Hoheit (J. Weidlein, 1990).

Noch nach 1200 sind die Gepiden bei damaligen Chronisten bekannt. 1180 werden von Bischof Eustathios von Thessaloniki die Mitglieder der Delegation der Siebenbürgener Sachsen zum Begräbnis Kaiser Manuals als ›Gepiden‹ bezeichnet, und der ungarische König Bela III. (1172–1196) wird vom byzantinischen Chronisten Niketas Choniates (1155–1215) als ›König der Gepiden‹ benannt (W. Knopp, 1991).

Auch Chronisten des 15./16. Jahrhunderts sind die Gepiden nicht unbekannt. E. G. Piccolomini, als Papst Pius II. (gest. 466) Begründer der humanistischen Kosmographie, schreibt, daß die Zipser Sachsen Nachfolger der Gepiden seien. Magister Johannes Carion schrieb in seiner damals weitverbreiteten Weltgeschichte, 1532 in Wittenberg erschienen (*Chronikon Carionis*), in einer der vielen deutschen Übersetzungen: »Denn ich zweiffel/die Siebenbürger seien noch von den Dacern und alten Gotten her/ des Orts vbrig blieben/vund lassen mich duenken/daß sich auch die Einwohner in Oberpannonia/so Deutschen gewesen sind/zu jhnen damals geschlagen haben/als sie von den Hunnis und Auris vertrieben/vnd newe Sitze zu suchen gedrungen wurden.« (K. Klein, 1963). Von dort stammt die durch seine Vorlesungen an der Wittenberger Universität bekannt gewordene Ansicht Melanchtons (gest. 1560): »Ich halte die Daker, die Siebenbürger heißen und eine germanische Sprache sprechen, für alte Überreste des gotischen Volkes.« (W. Knopp, 1989)

2.2.6 Germanen im Osten am Ende der Völkerwanderung

Im 4. Jahrhundert wohnten die Rugier in Pommern, die Burgunden im Gebiet der unteren und mittleren Oder und der Spree sowie in der Lausitz, südöstlich von ihnen die Vandalen und im unteren Weichselgebiet Goten. Ihre Stammesgebiete lassen sich archäologisch gut trennen. Während die Rugier waffenlose, aber schmuckreiche Körpergräber, zum Teil auch Urnengräber bevorzugten, hatten die Burgunden noch Brandschüttungsgräber, zum Teil auch Urnengräber, und die Vandalen hatten die Körperbestattung neben der Brandbestattung aufgenommen (Abb. 67 u. 68).

Um oder kurz nach 400 n. d. Ztw. wanderten die Rugier teilweise nach Süden ab und bildeten nach Vertreibung der Hunnen ein Reich in Niederösterreich nördlich der Donau. Dort wurden sie 487 von ODOAKER besiegt, die Reste schlossen sich den Ostgoten an. Von den Westvandalen und der westlichen Gruppe der Ostvandalen blieben nach ihrem Abzug noch bedeutende Reste in Schlesien wohnen.

Die Burgunden zogen teilweise am Ende des 3. Jahrhunderts nach Westen ab. Ein Teil von ihnen wurde zusammen mit Vandalen 279 am Lech von den Römern geschlagen. Im Winter 406/7 setzten sie über den Rhein nach Gallien und bildeten ein Reich beiderseits des Rheins.

Noch im 5. Jahrhundert sind aus Schlesien, Pommern und dem nördlichen Weichselraum germanische Funde abnehmender Dichte bekannt, die in Pommern Resten der Rugier und in Schlesien den Vandalen zugeordnet werden. Von den Burgunden findet sich fast nichts mehr. Im Weichselgebiet sind neben Resten sogar Zuzüge von Goten, Gepiden und anderen Germanen (HEYM, 1939) festzustellen. Einzelne Schmuckstücke, die dort gefunden wurden, stammen von den Krimgoten. Am Ende des 5. Jahrhunderts und nach diesem erscheinen längs der Küste von Pommern bis zum Samland und im Landesinneren bis nach Posen und Ostbrandenburg Funde schwedischer Herkunft, so auch Goldhalsringe. In masurischen Friedhöfen finden sich Reste, die Goten, Skandinaviern und Prußen zugeordnet wurden. Die germanischen Funde im Weichselgebiet reichen bis in das 7. Jahrhundert und in Resten bis zum Beginn der Ausbreitung der Wikinger (E. PETERSEN, 1936).

Im südwestlichen Mecklenburg und in der Westprignitz wanderten nach 250 die Langobarden nach und nach ab, die letzten Nachzügler erst nach 500. Aus Holstein und dem nordwestlichen Mecklenburg sind ab 450 keine Funde mehr bekannt. Dort wanderten die Angeln und andere nach England aus. Im südöstlichen Mecklenburg gab es Zuzüge um 200, in der Völkerwanderung Fortzüge, aber auch Zuzüge von Nordgermanen. Zwischen Elbe und Oder, in Mecklenburg und Ostholstein sind nach 525 bis nach 600 nur noch Einzelfunde gemacht worden (H. SCHACH-DÖRGES, 1970).

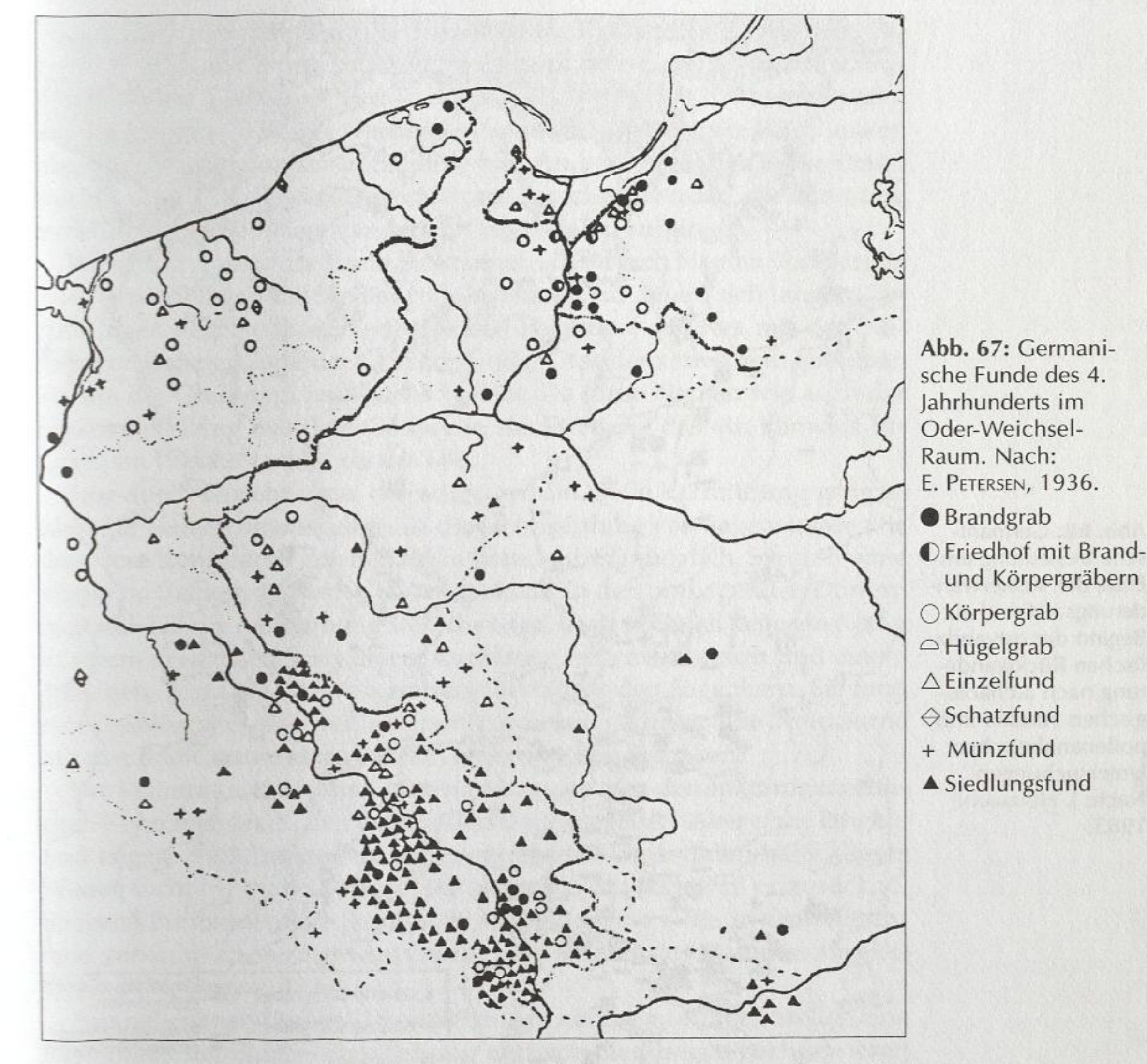


Abb. 67: Germanische Funde des 4. Jahrhunderts im Oder-Weichsel-Raum. Nach: E. PETERSEN, 1936.

Aus dem 6. Jahrhundert sind germanische Funde noch vom Elbe-Saale-Gebiet und besonders vom Raum Dresden/Riesa, vom Mittelelbe-Havel-Gebiet, aus dem Westbereich der Odermündung, aus Westmecklenburg und aus Schleswig-Holstein bekannt (B. KRÜGER, 1972).

Bei der Auswanderung der Germanen brechen Siedlungen und Belegungen der Gräberfelder ab. Es folgt eine fundlose Zeit. Das wird das wüste Land gewesen sein, durch das die Heruler 512 nach Norden zogen, nachdem sie das Land der Sklavenen ohne Hindernisse, also offenbar mit Duldung und Unterstützung der Sklavenen, durchwandert hatten, wie PROKOP berichtet (PROKOP, 1985, S. 15).

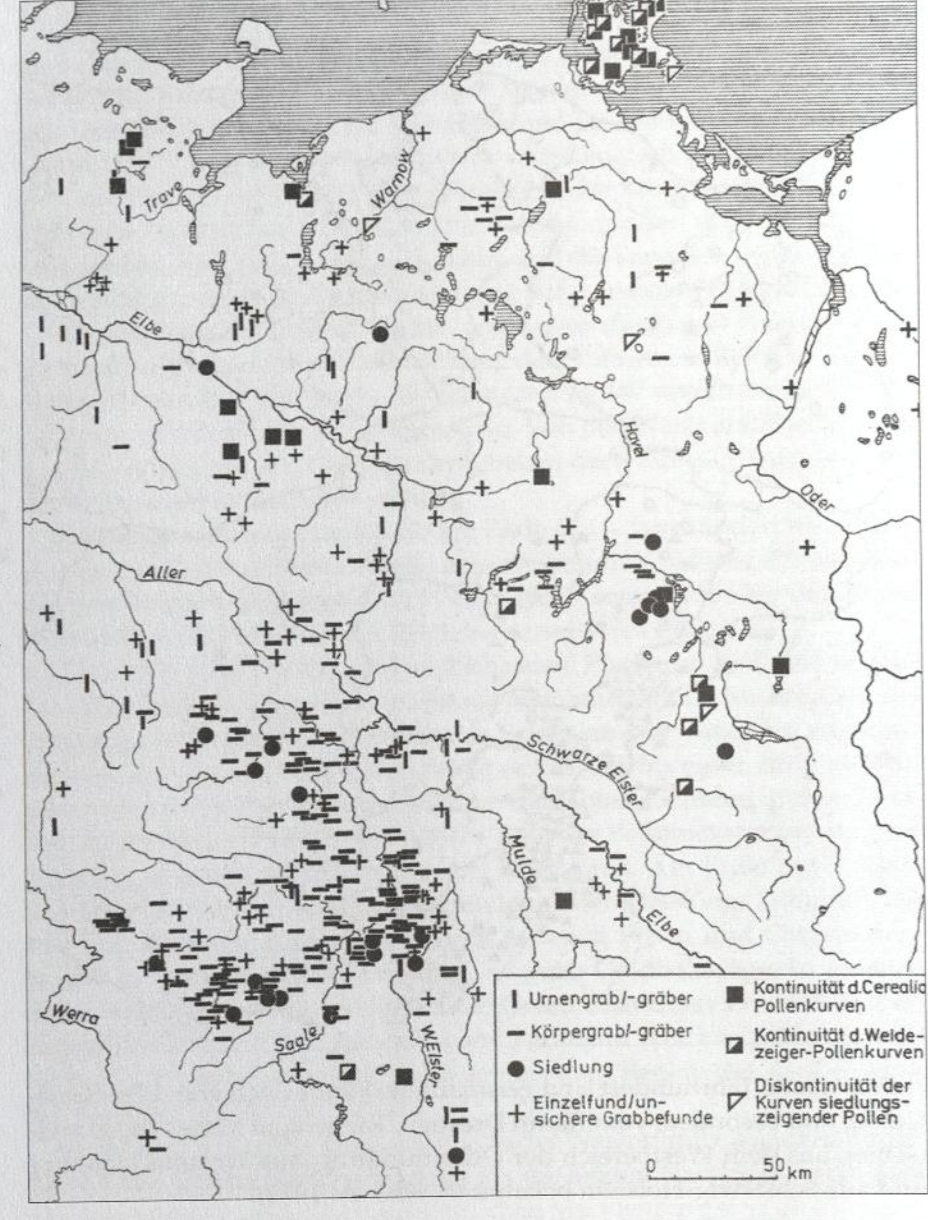


Abb. 68: Germanische Besiedlung am Ende der Völkerwanderungszeit und zu Beginn der ostvandalischen Rückwanderung nach archäologischen Funden und pollenanalytischen Untersuchungen. Nach: J. Herrmann, 1985.

Da aber geographische Namen germanischer Herkunft wie Havel, Spree, Dosse, Nuthe, Notte, Dahme, Saar, Teltow, Brandenburg, Finow, San, Saan (B. Krüger, 1979) von den eingewanderten Ostvandalen übernommen wurden, muß es Verbindungen friedlicher Art von längerer Dauer mit den abgezogenen Stämmen gegeben haben. Wie eng diese Verbindungen

waren, zeigt sich daran, daß germanische Heiligtümer in St. Albrecht bei Danzig, auf dem Zobten in Schlesien und auf dem Georgsberg bei Raudnitz in Böhmen weitergeführt wurden (E. Petersen, 1942). Petersen weist auf die immer zahlreicher werdenden Spätfunde der in ihrer Hauptmasse abgezogenen germanischen Stämme hin. An verschiedenen Stellen muß mit beträchtlichen Resten dieser Stämme gerechnet werden, die dann, wie in Schlesien, in den zugewanderten Ostvandalen aufgingen.

Wesentlich besser als durch Flußnamen sind durch Namen von Bergen oder Ansiedlungen die Stellen zu lokalisieren, an denen sich längere Berührungen und Siedlungskontinuitäten befanden, so etwa mit den Namen von Danzig, Gudanist (Gotenort), oder Graudenz nach dem gotischen Stamm der Greutungi im Weichselgebiet. Da diese Namen wie auch der Flußname Elbing aus dem Gotischen stammen, ist das ein Hinweis für Goten im Weichselgebiet bis um 600.

Nur durch Beziehungen, die weit über die bloße Vermittlung geographischer Namen hinausgehen, ist die Übermittlung von Sagenstoffen wie dem vom Königsgrab von Seddin in Brandenburg möglich. Sie sind ohne ethnische Gemeinsamkeiten kaum denkbar. In den umliegenden Dörfern hielt sich bis zur Ausgrabung 1897 die Sage, in dem Hügel liege ein König in einem dreifachen Sarg, einem kupfernen, einem silbernen und einem goldenen, begraben. Die Ausgrabung bestätigte den Sagenkern. Sie fand eine Steinkammer, darin eine Keramikurne und in dieser eine Bronzeurne mit den Brandresten eines Fürsten neben reichen Beigaben.

Die Kenntnis von diesem Fürstengrab wurde von den spätbronzezeitlichen Germanen bis zu den Burgunden weitergegeben. Aber ohne längere und engere Beziehungen zu zugewanderten Ostvandalen hätte dieses Wissen nicht bis in die heutige Zeit gelangen können. Daß es zurückgebliebene Burgunden gab, konnte an Familiennamen, die in Ostdeutschland vorkommen, gezeigt werden, die vom Namen des Stammes abgeleitet sind (M. Vasmer, 1933).

Aus pollenanalytischen Untersuchungen konnte an einigen Stellen eine Kontinuität der Flurbewirtschaftung und von Siedlungen nachgewiesen werden (Abb. 68), sehr auffällig auf Rügen und im Spreewaldgebiet bis Berlin, ferner in Ostholstein und im Gebiet östlich von Ülzen, im Hannoverschen Wendland.

Zwar waren seit dem 4. Jahrhundert vielfach die Funde von Siedlungen und Gräberfeldern zurückgegangen, aber auf Rügen und im Havel-Spreegebiet gibt es keine Hinweise für Siedlungslücken. Im Gegenteil, es läßt sich für die 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts und den Beginn des 6. Jahrhunderts eine deutliche Zunahme von germanischen Funden mit Reihengräbern besonders in Brandenburg und im östlichen Mecklenburg erkennen, »daß dies mit dem geläufigen Begriff einer germanischen

Restbevölkerung kaum zutreffend beschrieben werden kann. . . Es muß mit der Möglichkeit gerechnet werden, daß im Gebiet zwischen Oder und Elbe eine größere Zahl von Siedlungen bis in das 5. Jahrhundert bzw. das frühe 6. Jahrhundert fortbestanden hat«. (E. LANGE, 1983; Abb. 69)

Abb. 69: Die bisherigen germanischen Funde des 5./6. Jahrhunderts n. d. Ztw. aus dem Havelland; B = Brandenburg. Nach: G. MANGELSDORF, 1975.

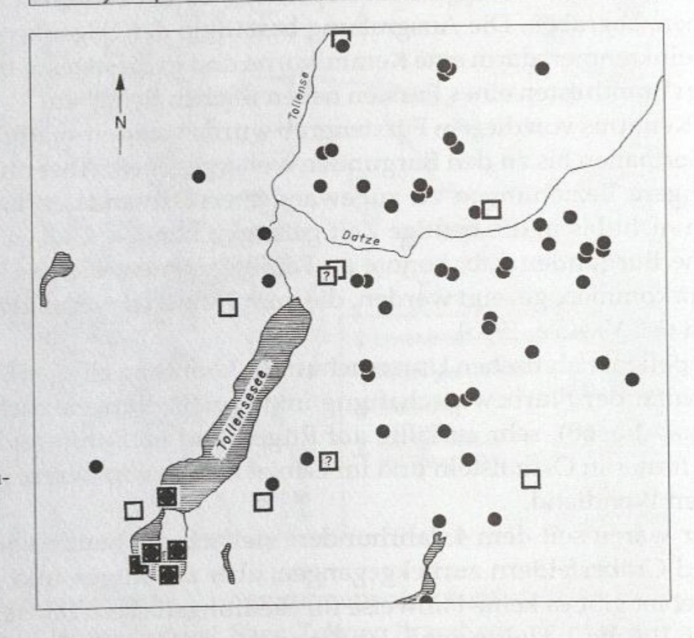


Abb. 70: Völkerwanderungszeitlich-germanische und ostvandalische Funde im Gebiet des Tollensesees bei Neubrandenburg; Pfeil: Fischerinsel. Nach: J. HERRMANN, 1985.

□ Fundplätze der Völkerwanderungszeit, germanisch

● Fundplätze mit Keramik vom Sukower Typ

■ Fundplätze mit völkerwanderungszeitlich-germanischer Keramik und Keramik vom Sukower Typ

Neben der germanischen Siedlung des 5. Jahrhunderts von Waltersdorf 60 Kilometer westlich von Frankfurt/Oder konnte pollenanalytisch keine Lücke in der Besiedlung danach gefunden werden. Es besteht aber die

Möglichkeit einer Schichtlücke unbekannter Dauer durch Trockenfallen (E. FREY, 1999). In Berlin-Marzahn bauten die rückgewanderten Ostvandalen in einen germanischen Brunnen in Blockbautechnik einen Kastenbrunnen in Bohlenständerbau (J. HERMANN, 1989). Im Gebiet des Tollensesees bei Neubrandenburg (Abb. 70) wurden nicht nur Siedlungsgebiete weiter benutzt, sondern auch Siedlungsorte. In den untersten Schichten der Burg Oldenburg wurde völkerwanderungszeitlich-germanische Keramik zusammen mit ostvandalischer gefunden (E. LANGE, 1983). Gebiete mit Kontakten zwischen Westgermanen und Ostvandalen sind die Räume um Dresden/Riesa, der unteren Saale, der unteren Elbe nördlich von Wittenberg-Boizenburg, von Havel und Spree und Teile der unteren Oder (B. KRÜGER, 1987).

In Schlesien sind von einer Fülle von Ortsnamen in Urkunden des Klosters Leubus, die 1175, im Jahre der Klostergründung, verfaßt wurden, viele Ortsnamen germanisch und nicht ›slawisch‹ (W. STELLER, 1973, S. 208). Der schlesische Ortsname Nimptsch wird von E. SCHWARZ (1967) vom Teilstamm der Narhawalen der Westvandalen abgeleitet. Die vielen Ortsnamen germanischer Herkunft bezeugen eine weit größere Bevölkerungskontinuität zwischen zurückgebliebenen Westvandalen und rückgekehrten Ostvandalen, als bisher angenommen, denn zwischen dem 5. und 12. Jahrhundert sind aus Weilern oder Einzelhöfen Dörfer geworden, und die Namen haben die Sprachumwandlung in das Althochdeutsche mitgemacht. Die dort wohnhaft gebliebenen Westvandalen können also nicht in geographischer Isolierung gelebt haben, sondern müssen zum geschlossenen germanisch-deutschen Volksgebiet im Westen Verbindungen gehabt haben. Die Ostsiedlung als neue germanische Wanderbewegung in diese Gebiete setzte erst fast 500 Jahre später ein.

Bei der Rückwanderung der Heruler nach 512 werden an der Ostsee Warnabi, die Warnen, erwähnt. Diese sind aus Norwegen gekommen. Die Westwarnen siedelten auf der dänischen Halbinsel. Die Ostwarnen landeten in der Odermündung wahrscheinlich nach den Westvandalen. Die Ostwarnen siedelten erst in Hinterpommern, dann in Oberschlesien und zogen nach 400 zum Teil mit den Westvandalen nach Gallien und Spanien (L. SCHMIDT, 1934). Ende des 6. Jahrhunderts wohnten Warnen auch östlich der unteren Saale. Diese wurden 595 von den Franken besiegt, jedoch nicht in das Frankenreich eingegliedert. Da noch in der Zeit KARLS DES GROSSEN das Gebiet zwischen unterer Saale und Mulde ›Werinofelda‹ genannt wurde, müssen damals dort noch Warnen gewohnt und sich erst dann mit Ostvandalen zusammengeschlossen haben. Da an der Warnow der ostvandalische Stamm der Warnower erwähnt wird, dessen Namen mit den Warnen norwegischer Herkunft übereinstimmt, besteht wie bei den Herulern und Wagriern = Obodriten, Rugiern = Ranen, Liotida = Li-

utizen, Ostgoten = Kroaten die Möglichkeit, daß ohne oder mit Namensübertragungen während der Völkerwanderungszeit germanische Restbevölkerungen nicht nur Namensspender gewesen sind, sondern die Stammesbildungen der rückgewanderten Ostvandalen beeinflußt oder sogar bestimmt und mit bisher unbekannten Bevölkerungsanteilen teilgenommen haben. Die in Brandenburg bis in das 6. Jahrhundert zahlreich wohnenden Germanen (E. Lange, 1983) gehörten zum Reich der Thüringer. Da nach der Zerstörung dieses Reichs durch die Franken 531 dessen östliche Gebiete nicht dem Frankenreich eingegliedert wurden, muß angenommen werden, daß auch diese Germanen mit den Ostvandalen Stammesverbindungen eingingen.

Diese Bevölkerungsanteile lassen sich bei den Rugiern mit zwei Methoden abschätzen. Der westliche, in Vorpommern sitzende Teil der Rugier wurde von den Burgunden nach Westen abgedrängt und gelangte um 200 n. d. Ztw. nach Rügen. Dort sind mit dem Jahr 200 Körpergräber nachweisbar. Sie blieben dort wohnen, und damit gelangte ihr Name zu den im 6. Jahrhundert dorthin gekommenen ostvandalischen Ranen, mit denen sie zu einem Stamm verschmolzen. Da im 6. Jahrhundert die Siedlungsdichte auf Rügen nach den archäologischen Funden mindestens um das Dreifache anstieg, müssen die Ranen bereits bei ihrer Ankunft die Rugier um das Doppelte übertroffen haben. Die Siedlungsdichte war dann etwa der heutigen vergleichbar. Das folgt auch aus pollenanalytischen Untersuchungen. Die Anzahl der Getreidepollen und Wegerichpollen als Weideanzeiger stieg im Vergleich zu den Baumpollen in der gleichen Zeit bei Pollenkontinuität über die Zuwanderung der Ranen hinweg um das Vierfache (E. Lange u. a., 1973).

Über die Berührungen völkerwanderungszeitlicher Germanen mit Ostvandalen in Böhmen und Mähren s. Kap. 2.2.11.2.

Vorbemerkungen zu den ostgermanischen Stämmen urslawischer Abkunft

Für die Geschichte der im Osten und Südosten angrenzenden Slawen liegen heute noch weithin unbewältigte Fehlanschauungen auf den verschiedensten Gebieten vor. Die allgemeine Lehrmeinung ist hier, daß die ab Karl dem Grossen betriebene Christianisierung der Bevölkerung östlich und südöstlich der Reichsgrenzen vor allem die ›Slawen‹ betroffen habe und daß es sich bei diesen ›Slawen‹ um ein dem deutschen Volk fremdes Volk aus der sogenannten Satemgruppe der Indogermanen gehandelt habe, das in jene Gebiete von Osten her eingewandert sei, nachdem diese von den Germanen bis zum Ende der Völkerwanderung geräumt worden seien. Überdies hätten diese Ostgermanen, die den ›Slawen‹ ihre Gebiete überließen, nie Anteil am deutschen Volkskörper gehabt. Die folgende Ostkolonisation habe nun diese ›Slawen‹ entweder vertrieben oder unterjocht und dann integriert, weshalb die deutsche Bevölkerung Mittel- und Ostdeutschlands das Ergebnis der Vermischung mit ›Slawen‹ sei.

Die Christianisierung wurde tatsächlich durch Eroberung und mit Feuer und Schwert (›Tod oder Taufe‹) und nur zum kleineren Teil friedlich durchgeführt. Die obige Darstellung enthält in ihrem Bezug auf ›Slawen‹ einen entscheidenden Fehler, der in jüngster geschichtlicher Vergangenheit verhängnisvolle politische Folgen gezeitigt hat. Ursache war ein heute aufgeklärter Irrtum, der zuerst dem an sich sehr verdienstvollen Johann Gottfried Herder (1744–1803), dann Bandtke, August Ludwig Schlözer (1735–1809) und anderen unterlief und von Herders Buch *Slawische Völker* aus dem Jahre 1791 ausging, für das Herder keine der alten Chroniken zitierte. Dieses Buch wurde der Ausgang des Panslawismus, der im Imperialismus des Zarenreiches und der UdSSR so überaus tragische Entwicklungen zur Folge hatte. Erst heute gibt es in Rußland eine Rückbesinnung auf die wahre Entstehungsgeschichte der Urslawen (s. Kap. 2.2.7) und des russischen Reiches.

Die Ursache dieser Fehlentwicklung läßt sich letztlich mit Sprachschlampereien der Kopisten alter lateinischer Chroniken – vor allem von Helmold von Bosaus verschollener Urschrift – erklären. In den lateinischen Abschriften war aus dem ursprünglich verwendeten Wort *sclavi* oder auch *sclaveni*, das heidnische Ostgermanen bezeichnete, das Wort *slavi* geworden, das dann auch von späteren Chronisten so gebraucht wurde. Dabei war ihnen, die nach deutscher Mundart das c in *sclavi* allmählich ausließen, die ursprüngliche Bedeutung offensichtlich noch geläufig. Erst Herder setzte *sclavi* mit ›Slawen‹ gleich, und damit wird etwa ab 1800 die Falschübersetzung der Worte *sclavi* und *sclaveni* mit ›Slawen‹ im heutigen ethnischen Verständnis üblich. Dabei betonen herausragende Vertreter der Slawistik aus slawischen Ländern immer wieder, daß die Herkunft des Wortes ›Slawen‹ und die Herkunft der slawischen Völker völlig unklar seien.

Die Bedeutung der Falschübersetzung *sclavi* = ›Slawen‹ im heutigen Sinne kann überhaupt nicht überschätzt werden, sie ist eine der Hauptursachen für den Verlust des deutschen Volksbodens bis zur Oder-Neiße-Linie, des Sudetenlandes und der Vertreibung der dort lebenden deutschen Einwohner.

Noch Friedrich der Grosse schrieb in seinem Werk *Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg*: »Jede Gegend besaß ihren eigenen Gott. Die Vandalen einen, der Triglav hieß. Man findet eine Darstellung von ihm auf dem Harlungerberg bei Brandenburg. Er hatte drei Köpfe.« Und die Chronisten verwandten bis dahin für den Raum östlich und südöstlich der Reichsgrenzen zumeist die Identität *sclavi* = ›heidnische Ostger-

manen‹ und besonders *sclavi* = ›Vandalen‹ und Vandalen = ›Wenden‹ und auch *sclavi* = *slavi*.

Zur Zeit Herders, mit dem die Umdeutung einsetzte, waren die historischen Fakten offenbar noch weithin richtig bekannt. So nannte sich eine Landsmannschaft in Mecklenburg beheimateter Studenten an der Universität Jena noch 1815 ›Landsmannschaft Vandalia‹. Sie führte aus dem mecklenburgischen Wappen die Farben Rot-Gold. 1815 ging sie bei der Gründung der Burschenschaft in dieser auf, die anfangs die Farben des Freikorps Lützow Schwarz-Rot, danach zur Erinnerung an die alten Kaiserfarben Schwarz-Gold – das Reichspanier unter Kaiser Barbarossa zeigte den schwarzen Adler auf goldenem Grund – und ab 1816 die Farben Schwarz-Rot-Gold führte (P. Knaupp, *Europa* 2/1990). Diese Farben sind die Vereinigung der Farben des letzten wikingisch-vandalischen Fürstengeschlechts der Ostgermanen mit den Kaiserfarben des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, wobei der vandalisch-ostgermanische Teil dieser Farben viel älter sein dürfte als jener andere. Diese Farben wurden mit dem Hambacher Fest 1832 und dem Parlament in der Paulskirche 1848 die gesamtdeutschen – großdeutschen – Farben und nach 1949 die Farben der Bundesrepublik, womit hier eine Identität aus der Vorgeschichte bis heute reicht.

Schon die folgenden herausgegriffenen Befunde zeigen, daß die Geschichte eigentlich ganz anders gewesen sein muß, als in den heutigen Lehr- und Schulbüchern steht. Der Bischof Adalbert von Prag (um 956–977) sagte von sich: »Sclavus eram. [Ich war ein Sclave.]« Am Grabmal des ersten Daglingerkönigs, Boleslav I. (992–1025), das im 12. Jahrhundert im Dom zu Posen aufgestellt wurde, stand: »regnum Sclavorum, Gothorum sive Polonorum [Königreich der Sclaven, Gothen und Polonen]« (bei Renovierung beseitigt). Der erste Geschichtsschreiber des Mesikoreiches, des Reiches der Daglinger (später Polen), Vinzenz Kadlubek (Gottlobonus) (1160–1223), schrieb, die »alten Polen sind Nachkommen der Goten und Vandalen«. Eine mittelalterliche Urkunde weist Rostock als »urbs Vandalica Anseatica et megapolitana [vandalische Hansestadt und Großstadt]« aus. Der Große Kurfürst (1640–1688) bezeichnete sich als ›Kurfürst von Brandenburg, Herzog der Kaschuben, Pommern und Wandalen‹, Gustav Adolf führte den Titel ›rex Suecorum, Gothorum et Vandalorum [König der Sweben, Goten und Vandalen]‹, und die schwedischen Könige bezeichnen sich noch heute als ›Könige der Schweden, Goten und Wenden‹.

Der Entdecker der Falschübersetzung ist Walther Steller, der sich als Historiker und Volkstums-, Trachten- und Sprachforscher an der Universität Breslau besondere Kenntnisse in diesen Problemen vor Ort erwarb. Die Bedeutung der Entdeckung Stellers wird auch dadurch nicht gemindert, daß auch er sich irren konnte. Entscheidend ist, daß Steller die Identität *sclavi* = *slavi* = *vandali* = Vandalen = Wenden = Winden nachwies, wobei ihm die von lateinisch schreibenden Chronisten des Mittelalters zum Teil benutzte Identität *sclavi* = *slavi* offenbar nicht geläufig war. Inzwischen wurden Chronisten bekannt, die Steller noch nicht kannte, unter anderen Albertus Krantzius oder Valvasor, die Stellers Identitätsnachweis voll bestätigen.

Stellers Erkenntnis war (W. Steller, II, 1975, S. 25): »Ohne Bedenken wird seitdem – und zwar bis heute – das Wort ›Sclavi‹ unter unmotivierter Auslassung des c gebraucht und damit die Textüberlieferung verfälscht. Unkritisch wird dieses willkürlich modifizierte Textwort als ›Slawen‹ im Sinne des Wortgebrauchs des 19. Jahrhunderts in den mittelalterlichen Dokumenten interpretiert, das Wort ›Wenden‹ der mittelalterlich deutschsprachigen Texte demselben Begriff unterworfen.«

Steller gelang es nicht, sich mit seinen Erkenntnissen durchzusetzen. 1959 veröffentlichte er sie in einem Buch, das niemand hatte drucken wollen, weil es der herrschenden Meinung so offensichtlich ins Gesicht schlug. Die Kritik seiner wissenschaftlichen Kollegen verstieg sich bis zu apodiktischen und äußerst unsachlichen, polemischen Rezensionen und Disqualifizierungen.

Steller war zur Unperson geworden. Jeder Historiker weiß davon, doch gelesen hat ihn wohl fast niemand, und in kaum einer Fachbibliothek stehen heute seine Werke. Steller baute in den folgenden Jahren seine Erkenntnisse noch weiter aus und veröffentlichte diese in zwei Bänden 1973 und 1975, von denen der zweite bei seinem Tod fertiggestellt war. Beide enthalten eine Fülle von Zitaten aus Quellen.

Seinen Gegnern antwortete Walther Steller 1962 mit der Schrift *Gefahr im Verzug*. Dort heißt es: »Es sei vermerkt, daß der Ausdruck ›Slawomanie‹ nicht von mir erfunden ist, sondern von den anerkannten deutschen Gelehrten der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts gebraucht wird, die sich gegen die durch Bandtke und Schafarik aufkommende neue Richtung der Wissenschaft wenden. . . Es war dies vor allem eben die Verschmelzung der mittellateinischen Worte ›Sclavi, Sclaveni‹ [mit Slawen], die – ich betone es noch einmal – nichts miteinander zu tun haben, sondern erst spät ›volksethymologisch‹, eben durch die bewußte Arbeit jener ›Slawomanen‹, zu dieser Begrifflichkeit umgebogen wurden. Von ihnen urteilte eines der angesehensten Akademie-Mitglieder seiner Zeit im Jahre 1844: ›Die ungeschichtlichen und darum uns Deutsche verletzenden Hirngespinste der Slawomanen sollten nun in die gebührenden Schranken zurückgewiesen werden.‹«

Doch von wesentlich anderer Seite wurde Steller glänzend rehabilitiert, indem russische Forscher die Ethnogenese der Urslawen aus Germanen erkannten (Shchukin, 1996) (siehe Kapitel 2.2.7).

Eine besondere Rolle spielt die bereits erwähnte Chronik des Helmold von Bosau (ca. 1125–1170) in der wissenschaftlich authentischen Ausgabe der *Monumenta Germaniae Historica* von 1937. Sie trägt den Titel *Helmoldi Presbyteri Bozoviensis cronika Slavorum*. Bei der Neuherausgabe schreibt nach Vergleichung aller Abschriften – die Urschrift ist verschollen – der Bearbeiter Schmeidler, er habe das c in *sclavi* »als zu störend« weggelassen. So steht jetzt nicht nur im Titel, sondern auch im gesamten Text stets statt *sclavi* das Wort *slavi*. Somit verdunkelt sich die Tatsache, daß in den mittelalterlichen Abschriften *sclavi* und *slavi* synonym benutzt wurden und überdies identisch waren mit *vandali*, wie die Kopisten damals noch sehr wohl wußten.

Im Gelehrtenlexikon von Jöcher (1750) steht unter dem Eintrag ›Helmold von Bosau‹, er habe ein *Chronikon Sclavorum et Venedorum* geschrieben. Im Literaturverzeichnis einer Chronik des Hauses Brandenburg von W. Jobst (1652) steht »Helmoldus in der Wendischen Chronik«. Dies beides sind Belege dafür, daß das Original anders hieß als in der heutigen Ausgabe der *Monumenta Germaniae Historica*.

Die Tragik liegt darin, daß sich Helmold der Identität von *sclavi* = *slavi* (wenn er dieses Wort überhaupt benutzte, was beim Verlust der Urschrift kaum mehr erweislich ist) = *vandali* sehr wohl bewußt war, Ende des 18. Jahrhunderts aber *vandali* aus dem Bewußtsein schwand und zuletzt bei dem quellenunkundigen Herder aus *sclavi* irgendeine große, den Germanen und Deutschen fremde Völkerfamilie wurde. Nur so konnte die Chronik Helmolds, wenn auch zu Unrecht, zu einer der wichtigsten Grundlagen des Panslawismus und der polnischen Gebietsforderungen werden.

Diese tragische Entwicklung wurde besonders von eben jener katholischen Kirche befördert, die selbst als treibende Kraft bei dem sich über 600 Jahre erstreckenden Völkermord der Christianisierung gewirkt hatte. Ihr unheilvoller Einfluß begann vor allem, nachdem das von der Reichskirche unabhängige Erzbistum Gnesen 1000 n. d. Ztw. gegründet worden war, und setzt sich bis heute fort.

So, wie die Germanen von den Römern und Byzantinern nur einseitig dargestellt wurden und unsere Geschichtsbücher heute noch Germanen durch römische Brillen sehen, so sind auch die heidnischen Ostgermanen ebenso einseitig durch die Brillen der Chronisten des christlichen Heiligen Römischen Reiches gesehen worden. Bezüglich der Goten mußte zum Beispiel C. Engel 1942 feststellen: »Wir lernen aus ihnen [den spätantiken Geschichtswerken] die Goten nur in ganz einseitiger Weise... kennen. Es ist also nicht möglich, aus antiker Überlieferung ein treffendes Bild von der Wesensart, Ausdehnung und Bedeutung des ukrainischen Gotenreichs zu gewinnen.« (Engel, S. 132) Beispielsweise schreibt noch H. Wolfram, indem er römischen Schilderungen folgt: »Immer wieder mußte neuer

Boden gewonnen werden, weil die barbarische Wirtschaft eine Mangelwirtschaft war und den vorhandenen Siedlungsboden bei weitem nicht entsprechend nutzen konnte... Überschüsse gab es aber entweder nicht, oder es war damit nichts anzufangen, weil keine Vorräte angelegt werden konnten... So aß jeder dieselbe eintönige Mahlzeit.« (Wolfram, 1990, S. 32) (s. Kap. 5.3.9) Tatsächlich wurden aber Überschüsse bis nach Byzanz exportiert.

2.2.7 Ostvandalen vor der Rückwanderung, Ethnogenese der ›Urslawen‹

Das Gebiet der Przeworsk-Kultur der Vandalen, die von den alten Chronisten ›Lugier‹ genannt wurden, dehnte sich im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. südlich an die Gebiete der Goten (Abb. 60, A u. B) nach Westen bis nach Schlesien und den Waldkarpaten und nach Osten bis zum Bug aus. Im Gebiet südlich von Lublin wohnten die Vandalen bis 200 n. d. Ztw. Die östlich davon gefundene Zarubintsy-Kultur begann bereits im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. Sie wird mit den Bastarnen und Vandalen in Verbindung gebracht. Bastarnenreste in diesem Gebiet waren schon H. Reinerth vor mehr als 60 Jahren bekannt (Abb. 57) und die Ähnlichkeit der archäologischen Hinterlassenschaften der Zarubintsy-Leute mit solchen mitteldeutscher Germanen schon P. Reinecke (1906). Nach dem Erscheinen der Goten in Pommern und im Gebiet der Weichselmündung und ihrem Druck nach Süden rückten die Vandalen ebenfalls nach Süden. Ein Teil von ihnen wanderte durch die Mährische Pforte nach Pannonien, nahm zusammen mit den Markomannen und Quaden an den Markomannenkriegen teil, wanderte um 400 zusammen mit den schlesischen Vandalen donauaufwärts zum Rhein und überschritt diesen in der Neujahrsnacht 406 bei Mainz. Ein weiterer Teil zog am Karpatenaußenrand nach Südosten und vereinigte sich in der Černjachov-Kultur mit den Goten.

Ein dritter Teil wurde von den Goten aus Masowien bis Wilna nach Osten abgedrängt – hier ›Ostvandalen‹ genannt (Abb. 71 u. 72) – und verbarg sich dann in der Zarubintsy-Kultur, die der germanischen Przeworsk-Kultur verwandt ist. Die Verwandtschaft der Keramik und der Fibeln mit solchen aus der Spät-La-Tène-Zeitstufe des unteren Weichselgebiets wurde bereits von P. Reinecke (1906) nach einer russischen Veröffentlichung eines Brand- und Skelettgräberfeldes von Sarubintze, rund 100 Kilometer südöstlich von Kiew und nördlich des Dnjepr, beschrieben und mit dem Vordringen der Germanen nach Südrußland in Verbindung gebracht. Die von Shchukin 1990 (Abb. 71 u. 72) als Urslawen Angesprochenen waren damit ein besonders weit nach dem Osten gewanderter Teil der durch das Vordringen der Goten in einem aufgespaltenen großen Siedlungsgebiet lebenden Vandalen. Bisher sind 150 Siedlungen mit je zehn Häusern, sel-

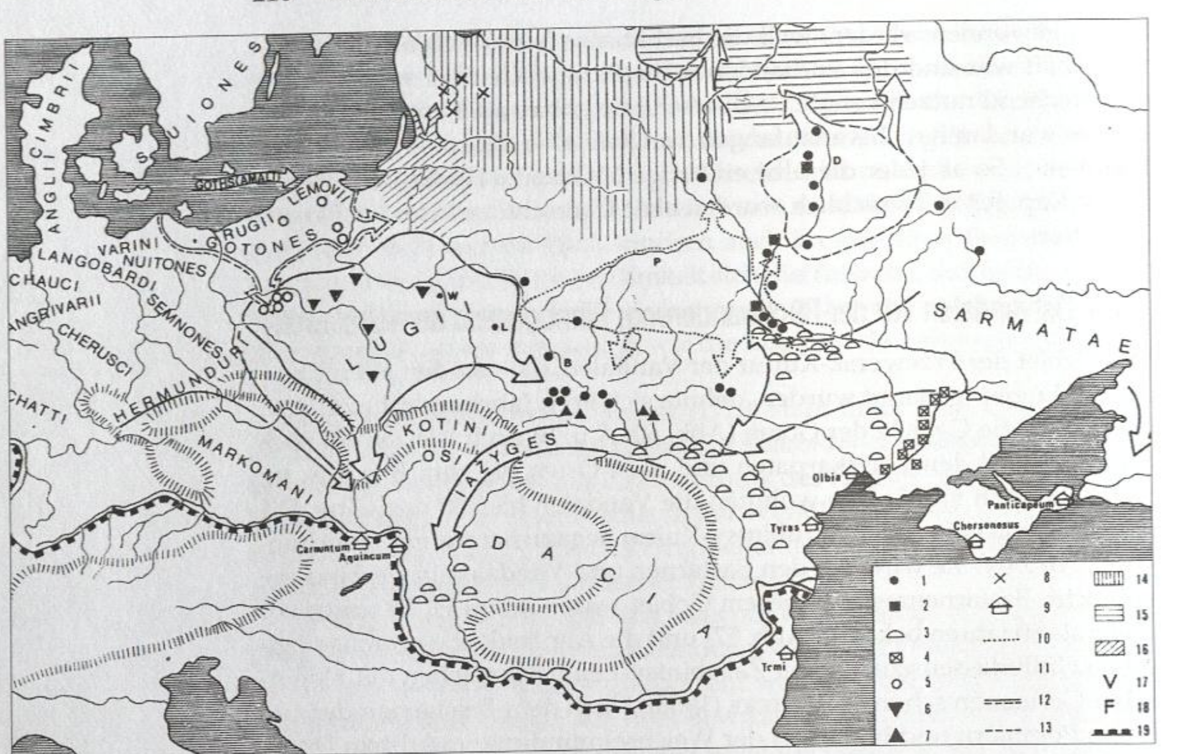


Abb. 71: Osteuropa in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw.
1 Fundplätze der Rakhny-Pochep-Kultur; 2 Diese zusammen mit strichverzierter Keramik (14); 3 Sarmatische Gräber; 4 Spätskytische Hügelfestungen; 5 Friedhöfe der Odry-Wesiory-Gruppe; 6 Gräber der Przeworsk-Kultur mit Waffen; 7 Fundplätze der Zvenogorod-Gruppe; 8 Gräber vom Zemaitija-Typ; 9 Griechische Städte; 10 Grenzen der Zarubintsy-Kultur; 11 Grenzen der Przeworsk-Kultur; 12 Grenzen der Willenberg-(Wielbark-) Kultur der Goten; 13 Grenzen der Lukhnovo-Kultur; 14 Strichverzierte Keramik; 15 Gebiet der Dnjepr-Dvina- und Tshemlia-Kultur; 16 Gebiet der Westbalten; 17 Königreich des Quaden Vannius; 18 Königreich des Farsoi; 19 Grenze des römischen Weltreiches. Pfeile: Richtungen folgender Vorstöße: B = Bug, D = Desna, L = Lublin, P = Pripjet, W = Warschau. Nach: M. Shchukin, 1990.

ten bis 30, bekannt. Diese waren ebenerdige Pfostenbauten, aber auch Grubenhäuser. Die Töpferscheibe war bekannt. In einer Siedlung fand man 15 Öfen zur Eisengewinnung, die bereits als Hochöfen mit Gebläse gebaut waren. Als Schmuckstücke wurden auch Schläfenringe hergestellt. Im 2. Jahrhundert n. d. Ztw. erscheinen »Elemente der Černjachov-Kultur im Siedlungsraum der Zarubintsy-Kultur«. (B. Widera, 1972)

Nachdem die Sarmaten und Jazygen in der 2. Hälfte des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw. aus dem Osten erschienen und bis nach Dacien gelangt waren, wurde die Zarubintsy-Kultur nach Norden abgedrängt und verschwand in der Przeworsk-Kultur. Das heißt, es fand, wie so oft während der Völkerwanderung, eine Stammesvereinigung verschiedener germanischer Stämme statt. Sie entkamen in die großen Waldgebiete am Pripjet

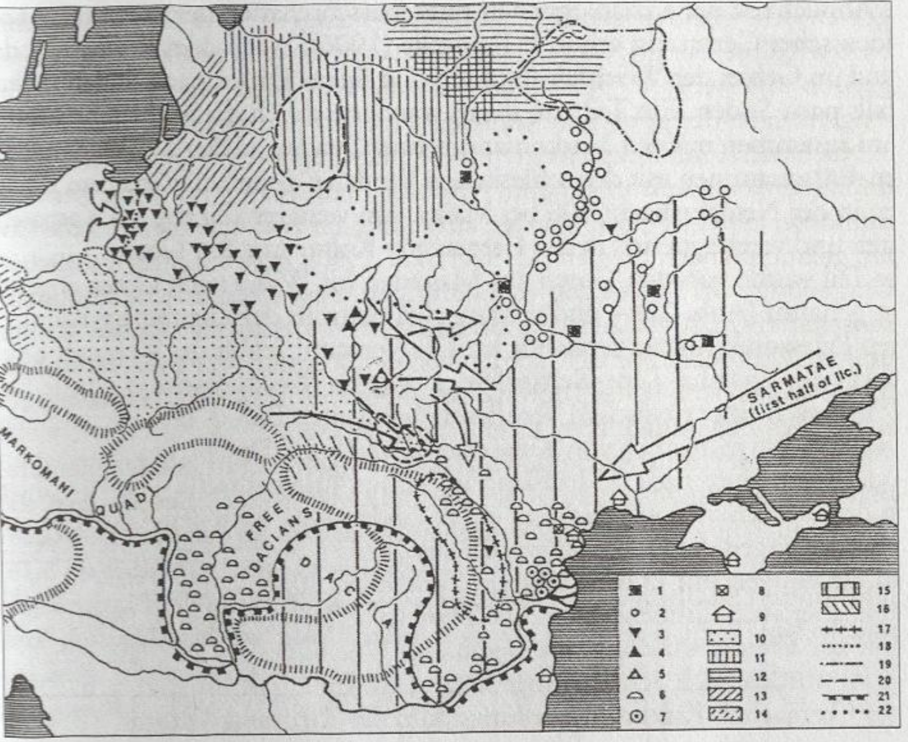


Abb. 72: Osteuropa vom 2. bis 4. Jahrhundert n. d. Ztw.

1 Grini-Kovi-Kultur; 2 Kiewer Kultur; 3 u. 4 Černjachov- (Willenberg-)Kultur; 5 Lepesovka-Kultur; 6 Gräber der Sarmaten; 7 Etulia-Kultur; 8 Mologa-Kultur; 9 Griechische Städte 10 Przeworsk-Kultur; 11strichverzierte Keramik; 12 mittlere Tushemlia-Kultur; 13 westbaltische Kultur; 14 Luboszyce-Kultur;
15 Černjachov-Kultur; 16 Karpatische Gräber; 17 Poienesti-Vitiscoju-Kultur;
18 Willenberg-Luggewiese-Kultur; 19 Moshchino-Kultur; 20 Ost-Lithuanische Grabkultur; 21 Grenzen des römischen Weltreiches; 22 blinder Leck. Nach: M. Shchukin, 1990.

und an der Desna. Von Plinius und Tacitus wurden sie ›Venedi‹ genannt, welche die Finnen von den Bastarnen trennten. Dorthin wird die Entstehung der baltoslawischen Dialekte gelegt, also die Entstehung der slawischen Ursprache. Das Urslawische entstand dort in einer Sprachumwandlung aus dem Nordgermanischen. Gleichzeitig entstand aus dem Nordgermanischen das Gotische von Wulfilas Bibel bei den südlich von ihnen wohnenden Goten.

Nach Verschwinden der Sarmaten und Jazygen zogen Teile der Zarubintsy-Leute nach Süden und siedelten sich im Gebiet der Goten als Kiewer Kultur an, die den Veneti des Jordanes zugerechnet wird. Die Goten siedelten auf den Lößebenen zwischen den Flüssen, und die Träger der Kiewer Kultur lebten an den Flußläufen. Von kriegerischen Auseinandersetzun-

gen zwischen beiden ist nichts bekannt. Derjenige Teil der Träger der Zarubintsy-Kultur, der im Norden verblieben war, wurde von ERMANARICH kriegerisch unterworfen. Der Name der unterworfenen Vandalen taucht in Angehörigen des gotischen Königsgeschlechts der Amaler wieder auf.

Nach dem Einfall der Hunnen zogen die Träger der Kiewer Kultur, die dann ›Penkova-Kultur‹ genannt wird und in die Kultur von Prag-Korchak mündete, teilweise nach Norden zurück in die Waldgebiete, und die Goten gelangten nach Westen (M. SHCHUKIN, 1990). In der weiteren östlichen Umgebung von Lublin gab es Siedlungen, deren keramische Hinterlassenschaften zu 80 Prozent aus Drehscheibenware der Černjachov-Kultur und zu 20 Prozent aus der handgemachten Keramik der Przeworsk-Kultur mit einem Anteil von Töpfen der Kiewer Kultur besteht. Das belegt ein friedliches Zusammenleben ihrer Träger (Abb. 73).

Die Kiewer Kultur setzte sich fort in die Prager Kultur mit der charakteristischen handgemachten Prager Keramik mit Wellenlinienmustern, die es aber auch im weiteren germanischen Bereich bis zu den Westgermanen gibt (siehe Abb. 58a). Auch im oberen Dnjestr-Gebiet bestanden im 5./6. Jahrhundert Siedlungen mit der Černjachov-Kultur und der Prager Keramik. In Kujawien, dem Gebiet an der unteren Weichsel bis Masuren, fand

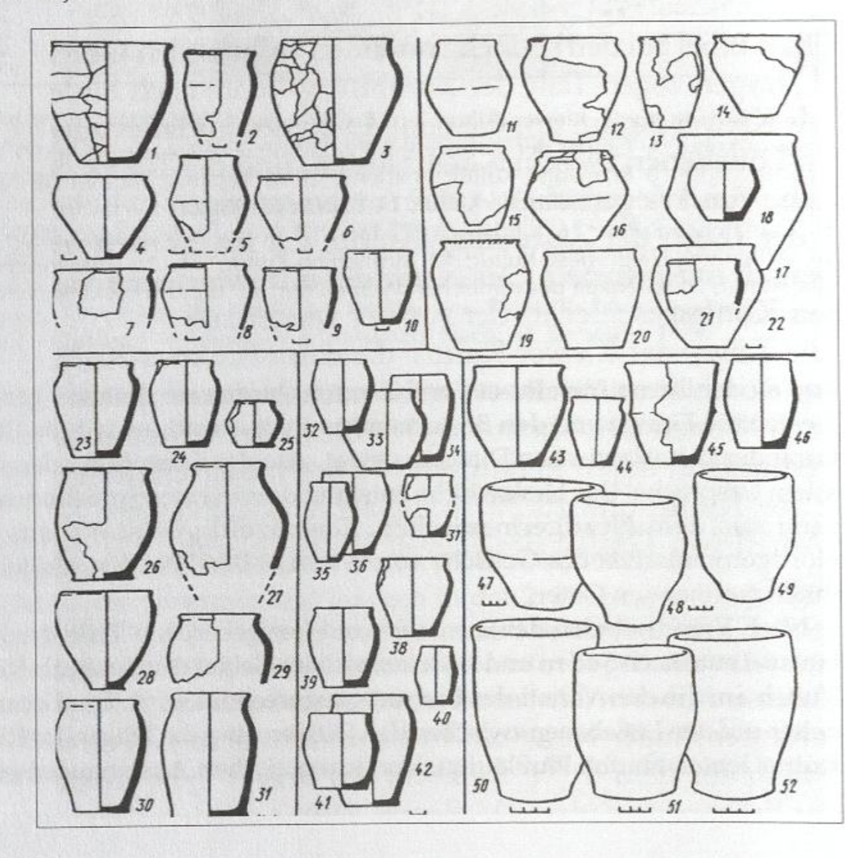


Abb. 73: Die Verwandtschaft der Keramik der Kulturen in Südrußland:
1–10 Kiewer Typ
11–22 Penkova-Typ
23–31 Černjachov-Kultur
32–42 Prager und Korcak-Kultur
43–52 Kolocin-Kultur
Nach: K. STRUVE, 1991.

man aus dem 6. Jahrhundert Keramik des Prager Typs zusammen mit grauer Drehscheibenkeramik der Przeworsk-Kultur (V. BARAN, 1991).

»Es folgt, daß vom Ende des 2. Jahrhunderts v. d. Ztr. bis zum Ende des 4. Jahrhunderts n. d. Ztr. für fast 600 Jahre die Slawen im Gebiet der Przeworsk- und Černjachov-Kulturen lebten in besonders enger Nachbarschaft mit Germanen... und waren kulturell... praktisch von ihnen ununterscheidbar. Das sollte einen Einfluß auf die Sprachen gehabt haben.« (M. SHCHUKIN, 1990)

Die Gebiete der Zarubintsy-Kultur und der Kiewer Kultur decken sich etwa mit den Forderungen der Linguistik von der ›Urheimat der Slawen‹. Sie decken sich auch mit den Ergebnissen der Archäologie vom Ausgang der ersten Wanderung der ›Slawen‹ mit der Keramik des Prager Typs nach Zusammenbruch des Hunnenreichs nördlich am Reich der Gepiden vorbei nach Mähren und Böhmen bis Dessau. Erst mit dem Zusammenbruch des Reichs der Gepiden 568 wurden unter Oberherrschaft der Awaren die Wege in das ungarische Becken frei und weiter nach Südosten.

Im dunkeln liegt aber noch die Entwicklung der Ostvandalen in den Herkunftsgebieten vor ihren Wanderungen nach Polen und Ost- und Mitteldeutschland bis an die Elbe und Saale. Nach dendrologischen Ergebnissen aus dem Gebiet der DDR fand diese Rückwanderung erst vom 8. Jahrhundert an statt. Sie kamen nicht in kleinen Familienverbänden wie die Träger der Prager Kultur, sondern in Stammesformationen unter eigenen und wikingischen Fürsten. Die Gründung ihrer Staaten mit wikingischen Fürstengeschlechtern, des Reiches der Rurikiden in Rußland, der Daglinger in Polen und der Przemysliden in Böhmen hat die Zeiten überdauert.

Auf der Karte des PTOLEMÄUS (85–160) sind Venedae und in gleicher Lage in der Karte des MENTELLE Venedi eingetragen. TACITUS rechnete sie »lieber zu den Germanen«. »Die Form Venethi [in TACITUS, *Germania*] entspricht genau gotischem Winitha und althochdeutschem Winida... Der Name lebt in dem der Wenden und Windischen fort.« (R. MUCH, 1967)

Der tschechische Wissenschaftler L. HAVRIL (1973) stellte die Frage: »Welchem Ethnikum gehörten also diese Wenden [des TACITUS] an, die aus dem Gebiet östlich des unteren Flußlaufs der Weichsel in östlicher Richtung in das Flußgebiet des Pripjet und der Berezina vordrangen?« Wo diese Veneter – der Name Veneter taucht an sehr verschiedenen Stellen in Europa auf und meint sicher ethnisch sehr Verschiedenes – um etwa 500 wohnen, beschreibt JORDANES (s. Kap. 2.2.12.2). Sie wohnen östlich der Karpaten, »über ungeheuere Strecken«.

Es liegt nun nahe, in diesen Venetern die nach Osten abgedrängten Ostvandalen zu sehen, die in dieser Isolierung von den übrigen germanischen Stämmen nach Vereinigung mit den Zarubintsy-Leuten unter anderen klimatischen und ökologischen Bedingungen und einer andersarti-

gen ethnischen Umwelt kulturelle und sprachliche Umwandlungen erfuhren.

Bei der Ostwanderung haben sich möglicherweise die Nowgoroder Slowenen zeitig abgesondert, sind nach Nowgorod gezogen und dort wohnen geblieben. Ihr Dialekt unterscheidet sich von allen anderen slawischen Sprachen durch das Fehlen der zweiten Palatalisierung (Ausbildung der Gaumenlaute), was auf eine frühzeitige Trennung und Beibehaltung der Isolierung hinweist (V. Janin, 1988).

Nach Sebastian Münster (1588) und Wolfgang Jobst (1562) (s. Kap. 2.2.12.2) hieß der sagenhafte Stammvater der Fürsten der Obodriten Antyrius (Münster) oder Anthirto (Jobst). Münster nennt als seine Heimat das Gebiet von Don und Asowschem Meer, das Volk nennt er »Windeli. . . darnach Vandali.« Das sind die Ostvandalen vor ihrer Rückwanderung. Auch Westphalen (1739) schreibt mit Marschalk (1525), daß die Vandalen gezwungen wurden, zum Don auszuweichen, von wo sie dann später bis nach Saloniki und nach Deutschland kamen.

In der ältesten Handschrift des Jordanes in Wien steht in der in Kap. 2.2.12.2 zitierten Stelle von Jordanes nicht Veneti, sondern Winidi, das ist aber »deutschen Ursprungs«, wie Zeuss bemerkt (K. Zeuss, 1837). Auch Valvasor (1689) stellt fest, daß Jordanes sowohl Veneti als auch Winidi für synonym verwendet. Östlich der Karpaten und der Weichsel sitze das Volk der Winidi, »Winedarum natio populosa consedit«, mit seinen Stämmen der Sklavenen und Anten. Winidi, Winedi, Winuli sind nach den Chronisten identisch mit Vandalen.

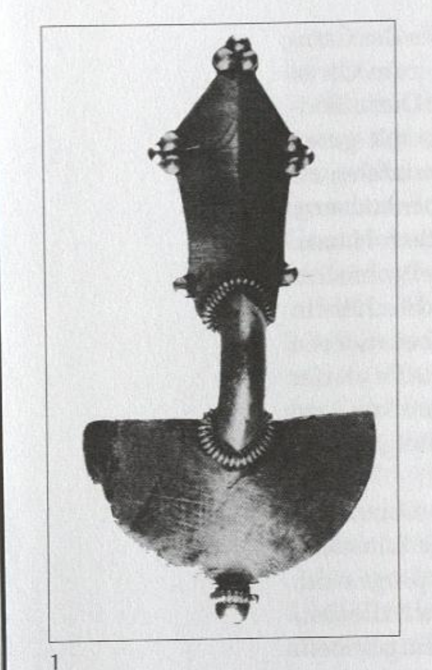
Damit liegen für 550 die Wohnsitze der Ostvandalen im Gebiet nordöstlich der Karpaten zwischen Mursianischem See (bei Zeuss das Donaudelta), Donau, Weichsel und Schwarzem Meer. Ermanarich unterwarf (nach Jordanis, 1913) unter anderen die Veneter, Anten und Sklavenen. Während aber die ostgotischen kulturellen und politischen Beziehungen zu den ostbaltischen Ländern wohl schon im 5. Jahrhundert erlöschen, empfangen Ostpreußen und Mittelrußland noch bis ins 6./7. Jahrhundert hinein immer wieder starke Anregungen von den Restgoten im Süden Osteuropas (C. Engel, 1942).

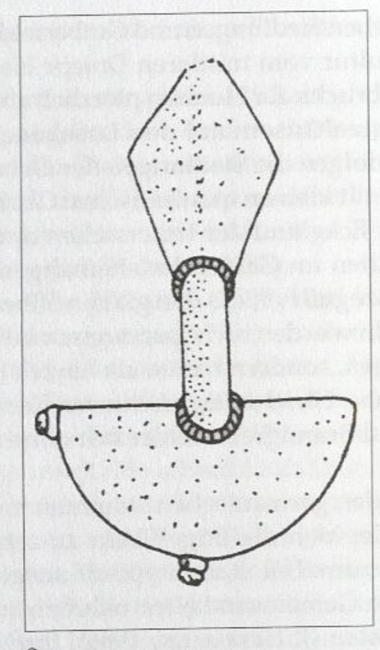
Der Nachfolger und Großneffe Ermanarichs hieß bei Jordanes Vinitharius, bei Cassiodor ›Winidarius‹, gotisch ›Winipaharjis‹, »ein Wendenheer besitzend« (Mommsen). Vidimir, ein Sohn Ermanarichs, hieß gotisch ›Wandalaharjis‹ (J. Marquart, 1903). Diese Namen bezeugen sehr enge Beziehungen zwischen Vandalen und Goten. Nach Westphalen (1739) heiratete der Vandalenkönig Vltislaus die Arnarnia, die Tochter eines Gotenkönigs. Es kann sich aber nur um Ostvandalen gehandelt haben und keinesfalls um die Westvandalen in Schlesien, mit denen die Ostvandalen damals keine räumliche Berührung hatten.

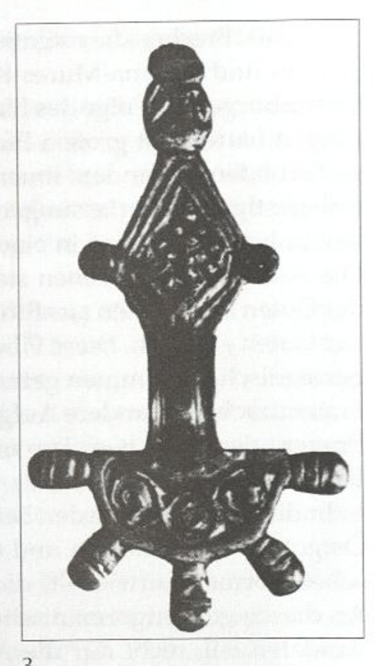
Um 400 brachen die ostgotischen Siedlungen und Gräberfelder der Černjachov- und Sintana-Mures-Kultur vom mittleren Dnjepr bis zum Olt in Siebenbürgen als Folge des Einbruchs der Hunnen plötzlich ab. Diese Siedlungen hatten mit großen Pfostenhäusern auf den Lößebenen mit guten Ackerböden bestanden. Ihnen folgen die Siedlungen der Ostvandalen als unbefestigte Niederlassungen mit kleinen quadratischen Grubenhäusern, einem heizbaren Ofen in einer Ecke und der Feuerstelle vor dem Hause. Die Anten und Sklavenen stellten im Gebiet der ehemaligen Wohnsitze der Goten Bügelfibeln aus Bronzeguß her, die den glatten Silberblechfibeln der Goten gleichen. Diese Fibeln wurden nicht paarweise wie bei anderen germanischen Stämmen getragen, sondern hatten als Einzelstücke an der Frauentracht eine andere Aufgabe. Gleichzeitig erschienen Keramiken vom Prager oder ähnlichem Typ und Brandgräberfelder fast ohne Beigaben (J. Werner, 1971).

In der Folgezeit wurden bei den germanischen Stämmen im Osten, den Ostgoten, Langobarden und Gepiden die Bügelfibeln zu sehr künstlerischen Formen entwickelt, die zum Teil stammtypisch ausgeprägt sind. An diesen gesamtgermanischen Gemeinsamkeiten nahmen auch die Ostvandalen teil, nicht nur die Anten (J. Herrmann, 1986). Ihre Bügelfibeln besitzen die Besonderheit, daß das spitze Ende in einer Gesichtsabbildung (Maskenabschluß) ausläuft. Bügelfibeln mit Maskenabschluß sind in dem gesamten Verbreitungsgebiet der Ostvandalen gefunden worden, so in Masuren, den Balkanländern, wie Jugoslawien und Rumänien, auf der Krim, in Griechenland (Sparta, Olympia) und in der Ukraine. Im Wohngebiet der Anten nördlich des Schwarzen Meeres und in der Ukraine, außerdem bei Sarata Monteoru in Rumänien fanden sie sich in Brandgräberfeldern zusammen mit Keramik des Prager Typs (J. Werner, 1960). Sie werden in das 6. bis 7. Jahrhundert gestellt und sind den ostgotischen Fibeln, den langobardischen und besonders den gepidischen ähnlich, die im Fuß in einen Tierkopf auslaufen (Abb. 74). Der Schmuck dieser Fibeln ist jedoch nicht vergleichbar mit den Tierstilen und der Flechtbandornamentik. Werner vermutet, daß diese Maskenfibeln in einer Werkstatt im Gebiet des heutigen Rumäniens angefertigt wurden. Die Ostvandalen kamen mit den Langobarden und Gepiden längere Zeit hindurch in Berührung, oder sie wurden von ihnen beherrscht. Im gepidischen Gräberfeld von Marosveresmart in Ungarn fanden sich in Frauengräbern Ohrringe, die den Schläfenringen der Ostvandalen ähnlich sind (H. Reinerth, 1941, S. 1264).

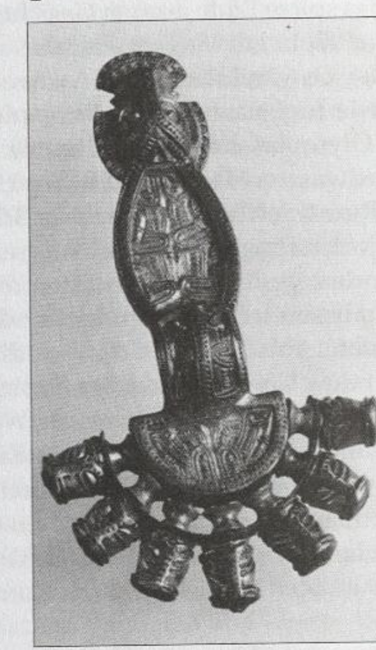
Die Nachwanderung der Anten und Sklavenen in die von den Goten verlassenen Steppengebiete erfolgte aus den Waldgebieten, die nördlich an jene anschließen, aus Weißrußland bis zum Oberlauf des Dnjepr. Aus diesen Gebieten fielen die Stämme bald in das byzantinische Reich ein.


1


2


3


4


5

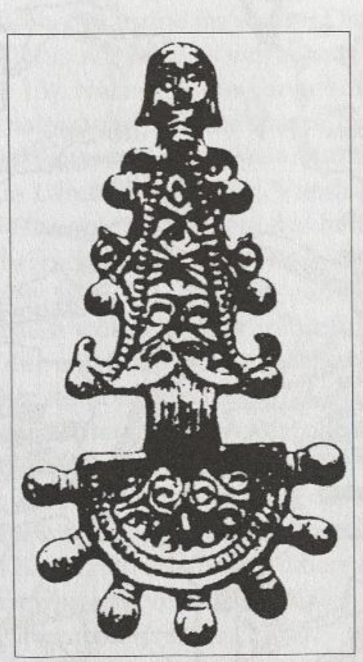

6


7

Abb. 74: Ostgermanische Bügelfibeln des 4. bis 7. Jahrhunderts n. d. Ztw. 1 ostgermanisch, Fundort unbekannt, um 400; 2 ostgermanisch, Schatzfund Tekeröpatak, Ungarn, nach 367; 3 ostgotisch, Halbinsel Krim, erste Hälfte des 6. Jahrhunderts; 4 langobardisch, Reihengräberfeld Nikitsch bei Oberpullendorf, Burgenland, Grab 1; 5 langobardisch, Kajdacs, Komitat Tolna, Ungarn, Grab 2; 6 gepidisch, Ostrunica bei Belgrad; 7 gepidisch, Szentes-Kökmyzug, Komitat Csongrad, Ungarn, Grab 81; 8 ostvandalisch, Kleinasien, 6.–7. Jh.; 9 ostvandalisch, Linkuhnen, Ostpreußen, 6.–7. Jh.; 10 ostvandalisch, ohne Fundort, 6.–7. Jh.

Herkunft der Abb. 1, 3, 7 aus: *Germanen, Hunnen und Awaren: Schätze der Völkerwanderungszeit,* Nürnberg 1988, S. 101 f., 208, 212, 553, 558; Abb. 2 aus: V. Bierbrauer, in: Wolfram u. Daim, 1980, S. 131; Abb. 9 aus: J. Werner, 1960, Tafel 30; Abb. 10 aus: J. Werner, in: *Reinecke Festschrift, 1950.*


8


9


10

Bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts wurde die Grenze Ostroms an der Donau nur gelegentlich, vielleicht zu Beutezügen, überschritten. 525 wurden die Anten von Germanos, dem Vetter Kaiser Justinians (527–565), vernichtend geschlagen. Justinian ließ die Befestigungen an der Donau ausbessern und verstärken. Nach Zwistigkeiten zwischen Anten und Sklavenen und einer Niederlage der Anten wurden diese teilweise in der am Nordufer der Donau gelegenen Stadt Tursis angesiedelt. Sie hatten dort den Grenzschutz des römischen Landes gegen die Bulgaren zu übernehmen, welche 540 bis 542 einfielen und bis zum Hellespont gelangten. 560 wurde das Reich der Anten von den Chasaren zerstört.

Abb. 75: Die ostvandalischen Stämme nach ihrer Ausbreitung. Namen, die in der *Nestorchronik* genannt sind, sind unterstrichen. Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen*, 1986.

Der Rest der Anten in Südostrußland wurde gegen Ende des 6. Jahrhunderts ›Uglici‹ und ›Tiwerici‹ genannt. Gegen diese unternahmen die Chasaren 602 einen Kriegszug. Nach weiteren Kriegszügen der Chasaren riefen die Anten die Waräger zu Hilfe, die sich, aus Staraja Ladoga und Nowgorod kommend, 864 in Kiew festsetzten. Vor Einfällen der Pečenegen 895 zogen sich die Anten an den Oberlauf des Dnjepr zurück (J. Marquart, 1903). Zu Zeiten des Kaisers Herakleios (610–641) sind die Anten noch bezeugt, sie wurden dann ›Duleben‹ genannt, und der Name ›Anten‹ verschwand. Von den Duleben sind Hortfunde und Brandgräberfelder mit Schläfenringen und Keramik des Prager Typs bekannt.

Die Angriffe gegen das oströmische Reich führten die Sklavenen bald mit ganzen Armeen weiter und belagerten Kastelle. 545 wurden sie von Narses mit Hilfe von Herulern zurückgeschlagen, 548 gelangten sie durch Illyrien bis an die albanische Küste, 549 nahmen sie das Kastell Tzurolon im Nordwesten von Byzanz ein, 550 kamen sie bis Naissus (Nisch) und überwinterten im Gebiet des oströmischen Reichs. 551 kamen sie dann bis vor die Mauern von Byzanz. Bei der Rückkehr leisteten ihnen die Gepiden beim Übersetzen über die Donau Hilfsdienst. Beim Einfall der Kutringuren 559 waren auch Sklavenen beteiligt.

Über das Schicksal ostvandalischer Stämme im weiten Ostraum erfahren wir auch etwas aus der von Paulus Diakonus verfaßten *Geschichte der Langobarden* (A. Heine, 1986, 1, S. 13). Nachdem die Langobarden ihre Sitze an der Niederelbe verlassen hatten und mit der Masse ihres Stammes elbaufwärts bis Böhmen gezogen waren, nahmen sie »Anthaib, Banthaib und Burgundhaib« in Besitz, die Länder der Anten, Vandalen und Burgunden in den von den Goten verlassenen Gebieten, das heißt, sie errichteten über diese eine lose Oberherrschaft. Dort waren sie einem Überfall der Bulgaren ausgesetzt (A. Heine 1986, 1, S. 17), die damals östlich der am Pripjet und Bug sitzenden Anten wohnten. Der im Einflußbereich der Langobarden sitzende Stamm der ostvandalischen Wilzen wählte nach Verlust seines Fürstengeschlechts den burgundischen Königssohn Adilvoch zum König und nach dessen Untergang den langobardischen Herzog Alpker (F. v. Heydebrand, 1936).

Eine neue Lage entstand beim Erscheinen der Awaren, die Byzanz durch erhebliche Goldzahlungen gegen Reichsfeinde verpflichtete. Die Awaren unterwarfen die Sklavenen und benutzten die Ostvandalen als Fußkämpfer. In Ungarn wurde in Dunaujvaros eine von Ostvandalen und Awaren gemeinsam bewohnte Siedlung ergraben (J. Bona, 1968).

In den letzten Jahrzehnten des 6. Jahrhunderts setzten die Ostvandalen ihre Einfälle in das oströmische Reich fort, die dann zu Siedlungen bei Saloniki und Sparta und zur ethnischen Umgestaltung des gesamten Südostens führten (J. Irmscher, 1980).

»Starke Massen desselben Volkes setzen sich am Südabhang der Alpen bis zum Adriameer und an den Nordgehängen der thrakischen Gebirge herab zur Donau bis zu ihrer Mündung fest.

Nun treten die einzelnen Völker unter ihren Einzelnamen auf... Einen vollständigen Überblick der neuen Slawenwelt... geben zwei gleichzeitige Zusammenstellungen der slawischen Völkernamen von entgegengesetzten Seiten her, die eine vom Dnjepr, die andere von der Donau..., die erste in der einheimischen Sprache von Nestor im Höhlenkloster zu Kiew im Anfang des 12. Jahrhunderts...« (K. Zeuss, 1837) Die zweite ist die Völkertafel des bairischen Geographen. In beiden Darstellungen erscheinen für die gleichen Gebiete meist verschiedene Namen.

In den Einleitungskapiteln der Nestorchronik (Nestor gest. 1114) (R. Trautmann, 1931) werden folgende ostvandalische Stämme, die vor ihrer Verbreitung nur ›Slowenen‹ hießen, genannt: Mährer, Čechen, weiße Chorwaten, Serben, Karantanier, Ljechen, Poljanen, Ljuticen, Masovier, Pomorjanen, Poljanen, Dever, Derevljanen, Dregovicen, Polocanen. Besonders genannt werden die Slowenen vom Ilmensee und aus Rußland: Poljanen, Derevljanen, Nowgoroder, Polocanen, Dragovicen, Severjanen, Buzanen, Volynier (R. Trautmann, 1931) (Abb. 75).

2.2.8 Vorgänge bei und nach Erscheinen der Awaren

Nach Attilas Tod 453 zerfiel sein Reich. Unter den Teilnehmern der entscheidenden Schlacht 454 gegen seine Söhne an der Nedao, in der die Gepiden diese besiegten, werden noch keine Ostvandalen genannt (W. Pohl, 1980). Hier kämpften die Ostgoten auf seiten der Hunnen, auf der falschen Seite. Das hatte ihren Abzug nach Italien 473 zur Folge. Die Ostvandalen folgten den Goten von Norden in zeitlichem Abstand in die Gebiete westlich von Don und Weichsel. Dort wurden diese Teile der Ostvandalen von den Awaren überrollt, die infolge von Vorstößen von Turkvölkern nach Westen auswichen. 558 schloß Kaiser Justinian mit den Awaren einen Vertrag, der ihnen Wohngebiete in Pannonien, die den Gepiden gehörten, zusicherte und der sie als Föderaten verpflichtete, die Reste der Hunnen sowie die Anten zu bekämpfen, wofür sie Jahrgelder von 80000 Goldsolidi und mehr erhielten. Ihre Kriegszüge in den Jahren 562, 565 und 566, die nördlich der Karpaten und entlang der Sudeten bis nach Thüringen erfolgten, fielen in den Zeitraum der Westwanderung ostvandalischer Stämme.

565 wurde der Frankenkönig Sigibert besiegt. Er schloß mit dem Kagan Bajan der Awaren einen Vertrag, der ihn vor weiteren Angriffen der Awaren bewahrte, aber die Zustimmung zur Ansiedlung der Langobarden in Oberitalien enthielt. Damit konnte der awarisch-langobardische Vertrag

566, der zur Vernichtung des Reiches der Gepiden 567 führte, geschlossen werden. Die Langobarden räumten 568 Böhmen, Mähren und Pannonien. In der Folgezeit wurden die thüringischen Gebiete bis zur Saale geräumt. Die Semnonen wurden auf Veranlassung der Franken aus dem Havelland in das Gebiet nördlich der Unstrut umgesiedelt. 594 zog König Childebert II. gegen die im Werinafeld zwischen Saale und Mulde wohnenden Warnen, weil sie sich weigerten, auf das Westufer der Saale umzusiedeln. Die Awaren veranlaßten die Ostvandalen, aus dem südlichen Rußland in das Gebiet zwischen Elbe und Oder einzuwandern (L. Dralle, 1981), die andererseits selbst der Botmäßigkeit der Awaren zu entgehen suchten und so auf den Peleponnes, nach Kroatien, Dalmatien, Slowenien und Istrien gelangten.

Die von L. Dralle (1981) gegebene Deutung, welche die Einwanderung als Kettenreaktion der fränkischen Niederlage 565/566 erscheinen läßt, fordert Kritik heraus, denn die erste Siedlerwelle der Ostvandalen kam nicht in Stämmen organisiert mit entsprechender Menschenzahl, sondern sehr tastend und nur in kleinen Familienverbänden. Die Rückwanderung aus den Waldgebieten nördlich der Schwarzerdesteppen nach Westen bis nach Pommern und Mecklenburg konnte wohl kaum unter dem Druck der Awaren vor sich gegangen sein, wohl aber die ›frühslawische‹ Wanderung aus Böhmen elbabwärts in das Saale-Gebiet bis zur Ohremündung und zur Havel.

Die von den Awaren unterworfenen ostvandalischen Stämme dienten ihnen als Ackerbauern und Fuß-Hilfstruppen. Mit diesen griffen die Awaren mehrmals das oströmische Reich an und belagerten 626 vergeblich Konstantinopel. Im großen Donaubecken gibt es gemeinsame awarisch-ostvandalische Körpergräber, in denen das Verschwinden der mongolischen Merkmale anthropologisch erfaßt wurde. Die Niederlage vor Konstantinopel hatte eine Schwächung der awarischen Macht zur Folge, die Aufstände und Staatenbildungen von Ostvandalen rings um das Karpatenbecken ermöglichte, so der Kroaten in Dalmatien und des Samo-Reiches in Böhmen.

An dieser Stelle soll noch kurz auf das Schicksal der Bevölkerungen der römischen Provinzen nördlich und östlich der Alpen eingegangen werden. Infolge der Germaneneinfälle im 3./4. Jahrhundert wurde das flache Land von Bewohnern entblößt. In der Lebensbeschreibung Severins wurde die Zerstörung der römischen Zivilisation und die Rückführung der römischen Bevölkerung als noch vor dem Räumungsbefehl der Provinzen Rhätien und Noricum durch Odoakar 488 geschildert. Die erste Beeinträchtigung römischen Lebens in den östlichen Provinzen erfolgte durch Hunneneinfälle. Während noch unter ostgotischer und langobardischer Herrschaft das römische Leben zwar mit Verarmungen weiterging, brachen Siedlun-

gen und Friedhöfe um 600 ab. Die Hauptstadt der Provinz Dalmatia, Salona, wurde um 614 von den Awaren und Ostvandalen erobert und zerstört (V. Bierbrauer, 1984). Auch in Kärnten ist mit Brandschichten und dem Ende der Belegung von Begräbnisstätten das Ende der Romanen mit der Landnahme der Ostvandalen im Gefolge der Awaren kenntlich.

2.2.9 Ostvandalen zwischen Elbe, Oder, Böhmen und Schlesien

2.2.9.1 Chronistische Nachrichten, Wohngebiete, Reichspolitik

Über die Rückwanderung der Ostvandalen aus dem weiten Osten bis an die Elbe und Saale ist nur sehr wenig bekannt. Prokop (*Gotenkrieg*, II, S. 15) erwähnt die Rückwanderung der Heruler aus Pannonien nach ihrer Niederlage durch die Langobarden im Jahre 512. »Unter Führung der königlichen Familie zogen sie zuerst durch alle Lande der Sklavenen, dann durch eine Wüste, bis sie zu den Warnen kamen. Dann wanderten sie noch durch das Land der Dänen. Und alle diese wilden Völker taten ihnen nichts. Am Ozean angelangt, gingen sie zu Schiff und fuhren nach Thule.« Da anzunehmen ist, daß sie durch die Mährische Pforte zogen und dann nordöstlich an den Sudeten entlang, werden hier mit »Sklavenen« die um 500 in Schlesien bereits anwesenden Ostvandalen gemeint sein. Weiter im Norden waren offenbar noch keine Rückwanderer da.

In den deutschen Quellen werden zuerst von Fredegar die Bewohner des Reiches des Samo ab 620 als ›Sclavi‹ und ›Winidi‹ in Böhmen bezeichnet. Dann werden erwähnt für 623 bis 640 Kriege der Thüringer und Franken im Saalegebiet gegen Sclavi, Kämpfe Pippins 758 und Karls des Grossen ab 789 gegen diese. Die Sorabi werden 630 erstmals erwähnt.

Byzantinische Quellen berichten, daß 595 nach fünfzehnmonatiger Reise Gesandte von Stämmen in Byzanz anlangten, die an der Ostsee wohnten. Im 6. Jahrhundert übernahmen Truppen der Sklavenen und Anten den Grenzschutz im byzantinischen Reich an der unteren Donau. Aus der Verbreitung der Keramik wurden Wanderwege erschlossen. Eine ältere Keramik vom Prager Typ (s. Abb. 58a) ist verbreitet in Richtung der Einwanderung in den Gebieten am Dnjestr, der unteren Donau, östlich der Karpaten, in der Slowakei, in Böhmen und Mähren, östlich von Oder und Neiße und in dem Elbe-Saale-Gebiet bis in das Havelland. Die Keramik vom Sukov-Szeligi-Typ, die sich vom Prager Typ nur unwesentlich unterscheidet, findet sich in der Richtung der Rückwanderung ihrer Träger von der Weichsel über Pommern, das Havelgebiet, Mecklenburg bis Ostholstein. Sie wird den Obodriten zugeordnet.

Im 8. Jahrhundert folgten weitere Rückwanderer mit Keramik vom Typ Tornow-Feldberg, die den Lausitzer Stämmen und den Wilzen zugehö-

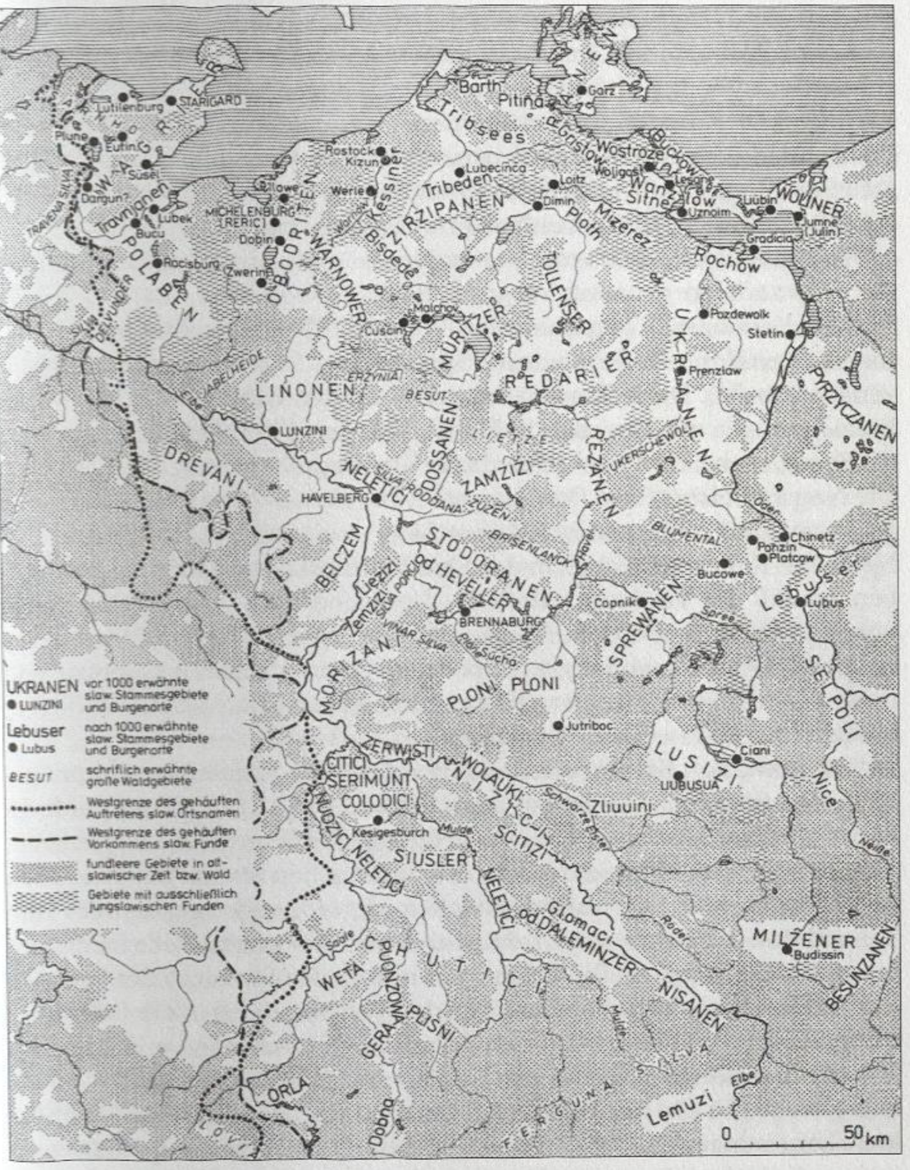


Abb. 76: Namen und zentrale Orte ostvandalischer Stämme zwischen Saale, Elbe und Oder. Nach: J. Herrmann, 1985.

ren soll (J. Herrmann, 1985). Ein Wanderweg war aus Böhmen elbabwärts gerichtet und gelangte bis in das Havelgebiet. Daß hier nur sehr kleine Gruppen teilnahmen, wurde bei den Ausgrabungen von Dessau-Mosigkau festgestellt. In dieser Siedlung bestanden im ersten Abschnitt von mehr als 100 Jahren vom Ende des 6. Jahrhunderts ab jeweils nur 8 Häuser mit einer konstanten Bewohnerzahl von etwa 35. Neben Keramik vom Prager Typ fanden sich noch randlose Kümpfe (Keramik) germanischen Typs,

die dort ohne Drehscheibe hergestellt wurden, sowie ein Schalenstück aus anderem Rohmaterial, das drehscheibengearbeitet ist und der germanischen Keramik aus Thüringen zugeordnet wurde (B. KRÜGER, 1967). Ob hier direkter Kontakt zu Westgermanen bestanden hat, muß bezweifelt werden, da das als germanisch angesprochene Haus Nr. 10 aus der ältesten Siedlungsschicht sich nicht wesentlich von den benachbarten, annähernd quadratischen Grubenhäusern unterscheidet (s. Abb. 248).

Für die Zeit um 1000 werden von Nordwesten ausgehend als Stämme der Ostvandalen genannt: Wagrier, Polaben, Obodriten, Ranen, Wilzen mit den Kessinern, Zirzipanen, Redariern und Tollenser, Linonen, Dreveranen, Heveller oder Stoderanen, Spreewanen, Sorben, Lusizer und Milzener (Abb. 76). Diese Stammesnamen enthalten zum Teil deutsche Ortsbezeichnungen wie Heveller die Havel, Tollenser die Tollense, Spreewanen die Spree, wobei die Geschichte dieser Stammesnamen noch zu klären ist. Die Namen Polaben und Polanen gehen auf die nordgermanische Vorsilbe *Po* (= an) und altgermanisch *labe* = Elbe sowie *lan* = Land zurück. Der Name der Ranen wird auch in den Quellen als Runi und Rugiani geschrieben, so daß der Verdacht naheliegt, diese sind Reste und Nachkommen von Teilen der weitergewanderten Rugier. Bei EINHARD und MARSCHALK werden im Zusammenhang mit Obodriten Heruler genannt. Offenbar sind diese die Teile jener Heruler, die auf ihrem Weg nach Norden dort sitzenblieben und in den Obodriten aufgingen.

Von ADAM VON BREMEN werden unter den zum Hamburger Bistum gehörenden Stämmen der Sclavi auch Warnaben (Warnen) aufgezählt. Es besteht hier mit der Übernahme des Namens der Warnen die Möglichkeit, daß Reste dieses Stammes in dem ostvandalischen Stamm der Warnaben aufgegangen sind. Die Warnen siedelten, aus Norwegen gekommen, zum Teil auf den dänischen Inseln, dann aber auch im Werinofelda an der unteren Saale. Sie haben Teil an der Gründung des Stammes der Sachsen. Ein Teil landete wahrscheinlich nach den Westvandalen in der Odermündung, siedelte in Hinterpommern, dann in Oberschlesien und zog nach 400 mit den Westvandalen nach Gallien und Spanien (L. SCHMIDT, 1934). Das gleiche gilt für die Ranen und Liutizen, die als ›Rani‹ und ›Liotida‹ aus Skandinavien im Völkerverzeichnis des Norwegerkönigs RODULF erwähnt sind. Nach ORDERICUS VITALIS haben die Liutizen Wodan, Thor und Freya verehrt. Sie haben nach 1150 einmal an einer dänischen Heerfahrt nach England teilgenommen (O. KUNKEL, 1940), so daß auch bei ihnen mit wikingischen Fürsten zu rechnen ist.

Die Sorben zwischen Elbe und Mulde kamen als erste der ostvandalischen Stämme unter fränkischen Einfluß, und zwar bereits anfangs des 7. Jahrhunderts, nur unterbrochen durch die Zeit der Angehörigkeit zum Reiche SAMOS von 620 bis 655.

Die Politik KARLS DES GROSSEN war darauf gerichtet, sein Reich durch Angliederung germanischer Stämme zu erweitern. Er setzte hier die Politik der Merowinger fort, die nach dem Sieg von Zülpich 496, 530 die Alemannen und 531 die Thüringer dem Frankenreich angliederten. Während der 33jährigen Unterwerfung der Sachsen waren zeitweise die Obodriten als Heiden seine Bundesgenossen. 788 war mit der Entmachtung TASSILOS III. die Eingliederung Baierns vollendet, nachdem die eng mit Baiern verbundenen Langobarden bereits 774 besiegt und KARL König der Langobarden geworden war.

Noch 788 kam es an der Enns, der Grenze gegen das Awarenreich, zu Kämpfen. Die Gemahlin TASSILOS III. hatte als Tochter des letzten langobardischen Königs gehofft, mit Hilfe der Awaren ihren Vater rächen zu können. Nachdem ein erster Feldzug von KARL DEM GROSSEN gegen die Awaren 791 bis an die Raab gekommen war, wurde der entscheidende Krieg 795 von der Adria, längs der Donau und aus Böhmen vorgetragen und war von den böhmischen Herzögen toleriert worden. Nach dem Sieg entstand ein awarisches Tributärfürstentum, das 822 zum letzten Male genannt wurde.

Nach dem Sieg über die Awaren weilte KARL 803 in Salzburg, um die kirchlichen und staatlichen Angelegenheiten zu regeln. Es wurde eine pannonische Mark errichtet. Schon damals kamen deutsche Siedler dorthin.

Im Jahre 798 wurde als Missionszentrum nach Osten und Südosten das Erzbistum Salzburg gegründet. Nach dem Sieg über die Awaren 795 stand die Mission unter den Sclavi und deren Eingliederung in das Reich im Vordergrund. ›Sclavi‹ hatte aber sowohl die Bedeutung von Heiden als auch von Ostgermanen. Nach Italien ist KARL nach 800 nicht wieder gezogen. Die Aufgabe der Ostmission und der Osterweiterung des Reiches war mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg noch hundertfünfzig Jahre später für OTTO I. und weit über ihn hinaus bestimmend.

Im Jahre 805 folgte in diesem Programm KARLS der Feldzug nach Böhmen, mit dem seitdem ein tributäres Verhältnis bestand. 806 wurden die Sorben besiegt und 812 die Wilzen unterworfen (A. BRACKMANN, 1931).

Mit der Unterwerfung der aus Böhmen und von Nordosten gekommenen Ostvandalen und der Gründung der vier Slawenkirchen im Gebiet zwischen Main, Böhmerwald und der Donau wurden der innere Landesausbau und die Besiedlung aus dem Westen begonnen, also die sogenannte Ostsiedlung.

Durch die Siege über die Awaren wurde die Staatenbildung der Ostvandalen begünstigt und erst ermöglicht. Auch in das entstehende Fürstentum Mähren griff KARL nicht ein. Aus diesen Staaten kamen zu den Reichstagen in Aachen 811 und in Paderborn im Jahre 815 Abgesandte. 822 erschienen auch Gesandte aus Böhmen.

Bis zum Tod LUDWIGS DES FROMMEN 840 wurde Nordalbingien christianisiert. 832 erhob LUDWIG das Bistum Hamburg zum Erzbistum mit der Aufgabe der Heidenbekehrung im Norden und Osten. Bis zum Tod LUDWIGS DES DEUTSCHEN 876 waren, unterbrochen von Aufständen, die Obodriten, Wilzen und Sorben unter eigenen Herrschern dem Ostfrankenreich unterstellt.

Nach Errichtung des Reiches der Daglinger in Polen waren die ostvandalischen Stämme zwischen Elbe und Oder gleichzeitig vom Osten wie vom Westen in ihrer Unabhängigkeit bedroht. Erst König HEINRICH I. gelang es, die Politik der Reichserweiterung im Osten fortzusetzen. Er führte insgesamt sieben Jahre Krieg gegen die Ostvandalen. Im Winter 928/29 nahm er Brandenburg ein, ehe er 929 Böhmen unterwarf, das seitdem zum Reich gehörte. 932 errichtete er die Mark Meißen (Abb. 271). Diese Politik der Unterwerfung setzte OTTO I. fort. Um 950 wurde die Mark Brandenburg gegründet und 955 die Billunger Mark nördlich davon. Alle diese Kämpfe waren sehr wechselvoll und wurden als Religionskriege äußerst grausam geführt. Die Ostvandalen nutzten jede Gelegenheit zu Aufständen und zum Abschütteln des Christentums aus, das auch durch den Zwang zum Kirchenzehnten verhaßt war.

Die Bischofssitze Havelberg und Brandenburg wurden im großen Wendenaufstand 983 eingenommen, und erst in der Nähe von Magdeburg kam der heidnische Vorstoß zum Stehen. Auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg wurde in der Marienkapelle ein Standbild des TRIGLAV aufgestellt. Auch Hamburg mit dem Sitz des Erzbischofs wurde verwüstet. Die bisherigen Erfolge der Missionierung wurden zunichte gemacht. Danach war für fast 150 Jahre die Selbständigkeit der Ostvandalen wieder hergestellt. In der Folgezeit kam es zwar immer wieder zu kriegerischen Vorstößen in das Land der Obodriten, jedoch ohne großen Erfolg. Bis die Liutizen 1156 endgültig unterworfen wurden, wechselte Brandenburg noch achtmal den Besitzer.

Nach dem Tod Kaiser OTTOS III. 1002 änderte sein Nachfolger HEINRICH II. die Politik. Er sah im Reich der Daglinger die größere Gefahr und verbündete sich mit den bis dahin bekämpften Liutizen. Abgesandte der Liutizen und der Redarier erschienen 1003 in Quedlinburg vor dem Kaiser. Doch die Kämpfe gegen den Daglinger BOLESLAV wurden von den Sachsen nur widerwillig geführt infolge der verwandtschaftlichen Bindungen zu den Daglingern. So waren MISEKO I. mit ODA, der Tochter des Markgrafen DIETRICH VON HALDENSLEBEN, BOLESLAVS Sohn, MISEKO II., mit der Tochter des Markgrafen EKKEHARD VON MEISSEN und Markgraf HERMANN mit der Tochter BOLESLAVS, REGLINDIS, verheiratet. Die beiden letzten stehen unter den Stifterfiguren im Chor des Doms von Naumburg. Im Frieden von 1013 wurde BOLESLAV sogar mit der Lausitz und dem Milzener Land belehnt.

Nach Kriegen von Kaiser KONRAD II. (1024–1039) gegen die Daglinger wurden diese Gebiete jedoch zurückgewonnen und die Liutizen unterworfen. Doch im Inneren behielten sie die Unabhängigkeit.

Während der Liutizenbund zerfallen war, gelang es den Fürsten der Obodriten, die in den Quellen ab Mitte des 11. Jahrhunderts als *rex*, ›König‹, bezeichnet werden, ein kraftvolles Stammesreich zu entfalten und Teile der Liutizen, die Kessiner und Zirzipanen, zu unterwerfen. 1093 konnte ihr König HEINRICH alle ostvandalischen Gebiete zwischen Elbe und Oder nördlich der Havel in sein Reich einfügen. 1167 ließ sich PRIBISLAV taufen und wurde 1170 Reichsfürst. Die heute noch lebende großherzogliche Familie von Mecklenburg stammt von ihm ab und ist damit das letzte Adelsgeschlecht, das noch aus altgermanischer Zeit stammt.

Die Pommern wurden 1124 getauft, die Herrscher wurden 1181 reichsunmittelbare Herzöge, sie starben 1637 aus. Südlich von Mecklenburg und Pommern trugen die Askanier die Eroberungen ostwärts. Sie nahmen 1136 Brandenburg ein und erhielten 1144 den Titel ›Markgrafen von Brandenburg‹. Der letzte ostvandalische Herrscher dort starb 1150 kinderlos und vermachte sein Land ALBRECHT DEM BÄR.

Die großen Heiligtümer, das Zentralheiligtum Rethra und Arkona auf Rügen, wurden von den inzwischen christianisierten Dänen 1058, 1130 und 1168 zerstört.

Damit war die selbstständige staatliche Existenz der Ostvandalen außerhalb der Reiche der Daglinger und der Waräger erloschen. Mit der Zwangschristianisierung wurde in der folgenden Zeit die deutsche Sprache angenommen. Das letzte Wendische starb 1404 in Pommern und um 1700 im Hannoverschen Wendland aus, es überlebte aber bis heute im Spreewald. Freilich wurde das Sorbische dort nach 1800 vielfältig ›slawischer‹ gemacht. Die Wenden konnten ihr unabhängiges Freibauerntum in Einzelfällen noch lange behalten. So wird im Bereich des Bistums Fulda noch um 1100 von Bauern berichtet, die frei vom Kirchenzehnten lebten, also noch nach altem Recht und altem Glauben.

2.2.9.2 Die Obodriten, ihre Fürsten und ihr Staat

Die Obodriten, die Bewohner von Gebieten ›ob der Oder‹, waren mit ihrer Staatsbildung, die im Land Mecklenburg 1400 Jahre überdauerte, ein Großstamm aus den Teilstämmen der Wagrier in Ostholstein nördlich der Trave, den Polaben südlich der Trave bis zur Elbe, den Obodriten östlich davon, den Linonen zwischen Elbe, Havel und Karthane und den Warnaben zwischen Warne, Elde und Mildenitz. Östlich an die Warnen und die Obodriten schlossen sich die Kessiner und Zirzipanen an.

Daß an der Stammesbildung der Obodriten ein Teil der nach 512 nach Norden rückgewanderten Heruler beteiligt war, geht aus MARSCHALK-

WESTPHALEN (s. Kap. 2.2.12.2) hervor. Dort steht in der historischen Darstellung der Fürsten der Obodriten »Herulorum ac Vandalorum rex« (der Heruler und Vandalen König). Für MARSCHALK waren offenbar die Heruler wichtiger als die Ostvandalen, sonst hätte er sie nicht zuerst aufgeführt. Sie waren auch 200 Jahre eher im Land.

Die Teilstämme der Wagrier, Polaben und Obodriten sind zuerst Siedlungsverbände der Ansiedlungszeit gewesen, die durch Waldzonen und siedlungsfreie Streifen getrennt waren. Ihre Stammesnamen sind nicht ›slawischer‹ Herkunft und bei den Wagriern (von altnordisch Meeresbucht), Polaben und Warnen geographischen sowie nord- und westgermanischen Ursprungs.

Für die Landnahme der Wagrier wurde das Dendrodatum des Baues der Siedlung Bischofswerder bei Bosau am Plöner See von 726 ermittelt (W. GEBERS, 1986) und für Burgwälle: Bosau 735, Oldenburg 710, Scharstorf 835, Alt-Lübeck 819 (M. DULINICZ, 1991).

In fränkischen Chroniken wurde für 789 WITZAN als Fürst der Obodriten genannt, der von Sachsen 795 ermordet wurde. Sein Sohn THRASKO, auch DRAZKO und DRAGO genannt, trägt einen Namen, der dem des gleichzeitigen Fürsten der Wilzen, DRAGOWIT, ähnlich ist und die Verwandtschaft beider Herrscherhäuser ebenso vermuten läßt wie die nordische Herkunft der beiden Namen. THRASKO führte 798 den Verband der Obodriten als Verbündeter KARLS DES GROSSEN gegen die Sachsen. 808 wurde THRASKO von den Dänen in Reric ermordet.

Reric war eine wikingische Handelsniederlassung, die an der Ostseeküste der Bucht von Wismar bei Groß Strömkendorf lag. Die Beziehungen Rerics zu den Obodriten müssen über die Bedeutung einer Handelsniederlassung hinausgegangen sein, denn ADAM VON BREMEN spricht einmal von den »Obodrite, qui nunc vocantur Reregi« (Obodriten, die nun Reregi genannt werden). 808 wurde Reric vom dänischen König zerstört und die Kaufmannschaft in Haithabu angesiedelt.

Für 808 wird ein gleichberechtigter Teilfürst der Obodriten mit dem germanischen Namen GODELAIB oder nordisch GUDLEIFR genannt, der vom Dänenkönig GÖTTRIK gefangengenommen und gehängt wurde. Er war möglicherweise der Fürst des wagrischen Teilstammes der Obodriten.

Ein Verwandter THRASKOS, SCLAVOMIR, wurde von KARL eingesetzt, der sich aber gegen die Franken erhob und 818 besiegt, gefangengenommen und abgesetzt wurde. Von LUDWIG DEM FROMMEN wurde CEADRAG oder SEDRAG als Fürst der Obodriten eingesetzt. Er fiel wahrscheinlich 826 im Kampf gegen LUDWIG DEN FROMMEN.

838 wird ein GOZTOMUIZL oder GOSTOMYSL, offenbar aus einem anderen Geschlecht mit anscheinend nicht nordischen Namen und 862 dessen Sohn TABOMUIZL genannt. Um 844 erfolgte durch LUDWIG DEN DEUTSCHEN eine staatliche Umorganisation. Die Kleinverbände der Siedlungszeit wurden durch *›duces‹* zusammengefaßt, und ein Gesamtfürstentum wurde errichtet, was aber nur für kurze Zeit wirksam war. In der Zeit bis zu König HEINRICH I. hat das Obodritenland zeitweise zu Schweden gehört. König OLAV von Schweden eroberte ein Gebiet um Schleswig mit Haithabu, und sein Sohn GNUPA war König der Wikinger und Obodriten. (Über die Namen und verwandtschaftlichen Beziehungen s. auch Kap. 2.2.9.8) Bereits THRASKO sowie NACCON herrschten auch über die Wagrier und Polaben. Der dänische König HARALD BLAUZAHN war Schwiegersohn MISTIWOIS. Neben dem Herrscher UTO werden von ADAM VON BREMEN zwei andere *principes* Winulorum mit nordischen Namen genannt, GNEUS und ANATROG. Wenn, wie J. MARQUART (1903) annimmt, NACCON mit seinem schwedischen Namen ein Sohn von GYRD oder GURD ist, ist die auf NACCON folgende Dynastie der Obroditenherrscher schwedischer Herkunft. Sie heirateten über mehrere Generationen dänische Frauen.

Im Feldzug König HEINRICHS I. 931 gegen Dänen und Obodriten wurden die Schweden aus Haithabu vertrieben und der dänische und obodritische Fürst getauft. Die Ausdehnung des Staates der Obodriten nach Osten und Südosten mit immer wiederholten Kämpfen gegen die Wilzen führte zeitweise zur Angliederung der Linonen. 955 erlitten die Obodriten im Kampf gegen die Sachsen in der Schlacht an der Raxa eine empfindliche Niederlage. Sie kämpften gegen die intensive sächsische Durchdringung ihres Landes, sie waren ihnen bereits tributpflichtig. In Oldenburg (Holstein) wurde ein Bistum errichtet, und die Missionierung der Adligen machte Fortschritte.

Aus Anlaß einer verweigerten Eheverbindung zwischen einer Nichte des Markgrafen HERMANN BILLUNG und dem Sohn des Obodritenkönigs, MISTIWOI, der 981 mit dem Kaiser und tausend Reitern nach Italien gezogen war, brach 983 der große ›Slawenaufstand‹ aus, nachdem der Kaiser OTTO II. 982 in Süditalien eine Niederlage erlitten hatte und starb. Die Obodriten wurden vom Liutizenbund unterstützt.

Vor Beginn des Aufstandes hielt MISTIWOI, mit seinem Bruder MIZZIDRAG Fürsten der Obodriten, auf einem Thing im Zentralheiligtum Rethra eine Ansprache (s. Kap. 2.2.12.2, Engel STRAUSBERG) und erinnerte gegenüber dem kläglichen damaligen Zustand »des gantzen Wendischen Volcks« an ihre Heldentaten in Nordafrika unter König GEISERICH um 400. Rund 600 Jahre nach der Trennung von den Westvandalen waren sich die Ostvandalen noch bewußt, mit diesen ein Volk gewesen zu sein. Damals erhielten sie die Nachricht über GEISERICH in ihrer geographischen Isolierung weit im Osten, und 600 Jahre später war die Kenntnis davon noch so lebendig, um bei dieser Gelegenheit des Aufrufs zum Kampf verwendet werden zu können.

Infolge innerer Zwistigkeiten wurde der Zusammenhalt des Staates der Obodriten gefährdet. Erworbene Gebiete im Osten fielen ab, aber auch die Wagrier zeigten Bestrebungen zur Selbständigkeit.

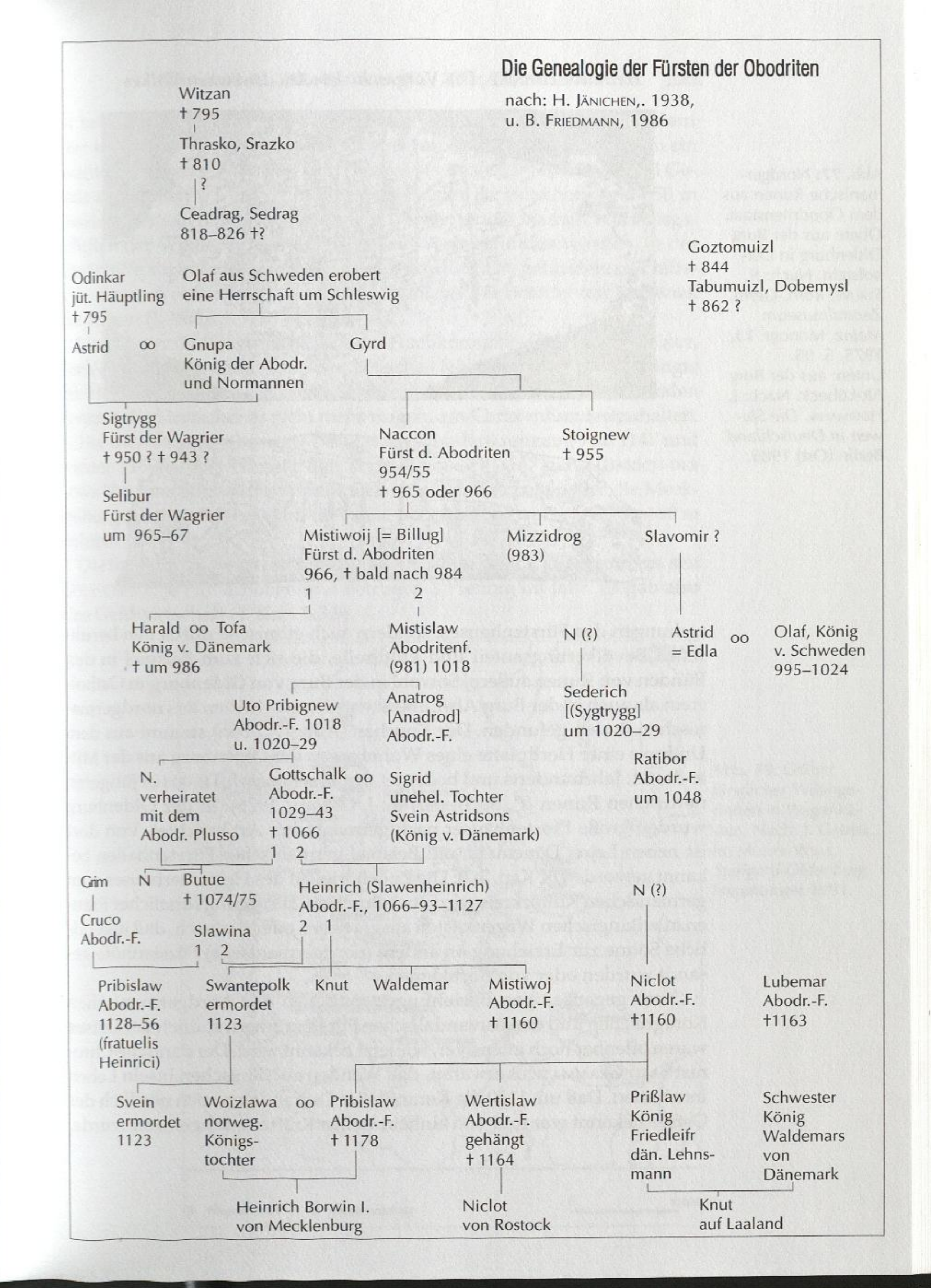
Dieser Zerfall konnte erst durch GOTTSCHALK (1029–1067) abgewendet werden, der mit Unterstützung von Sachsen und Dänen gegen den Liutizenbund kämpfte und die Kessiner und Zirzipanen, Stämme der Wilzen, seinem Reich wieder eingliederte. Nach 1066, im zweiten großen Wendenaufstand, fiel er einem Adelsaufstand zum Opfer.

Im Staatsaufbau der Obodriten spielte die Volksversammlung des Stammes eine wichtige Rolle, die bei der Herrschaftsnachfolge den Einsetzungsakt zu vollziehen hatte, ähnlich wie bei den Slowenen (s. Kap. 2.2.10.1) und den Wilzen. Der älteste Sohn hatte das Nachfolgerecht. Das Geschlecht als Ganzes war im Besitz der fürstlichen Würde. Mehrfach übten Brüder gemeinsam die Herrschaft aus, so NACCON und STOIGNEW, MISTIWOI und MIZZIDRAG, SWANTEPOLK und KNUT. Der Fürst führte das Verbandsaufgebot im Krieg. Diese Verfassung ist germanisch (W. FRITZE, 1968). Der Fürst hielt sich eine ständige Gefolgschaft von Panzerreitern wikingischer Art, von denen im Jahre 981 rund 1000 mit Kaiser OTTO II. nach Italien zogen. Das setzt die dazu erforderlichen wirtschaftlichen und staatlichen Einrichtungen voraus.

Neben den Freien gab es *primores*, Kleinstammfürsten, und *meliores*, Herren von Burggauen, die wohl mit den 53 *civitates* des Bairischen Geographen für die Obodriten gemeint sind. GOTTSCHALK machte den Versuch, diesen Aufbau aus Kleinsiedelverbänden durch eine Burggebietsverfassung zu ersetzen, und die vielen Kleinburgen wurden durch wenigere und größere des Landesherren ersetzt, was natürlich den Widerstand der davon betroffenen Adligen erregen mußte. Dazu gehörte auch, daß sein Sohn HEINRICH in Alt-Lübeck seinen neuen Sitz errichtete. Lübeck lag an der Berührungsstelle der drei Stämme der Wagrier, Polaben und Obodriten. Die Herrschaftskonzentration GOTTSCHALKS führte 1066 zum Aufstand. Dieser wurde ausgelöst durch die heidnisch gebliebenen Adligen in Zusammenwirken mit den Hütern des Zentralheiligtums der Liutizen in Rethra. Dort wurde angeblich bei der Siegesfeier der Bischof JOHANNES VON MECKLENBURG geopfert.

GOTTSCHALKS Sohn HEINRICH führte den Königstitel. Er unternahm zwei Feldzüge gegen die Ranen, was die Herrschaft über die Zirzipanen und Kessiner voraussetzt. Die jeweiligen Stammesburgen enthielten zugleich die Stammesheiligtümer. HELMOLD VON BOSAU berichtet von einem heiligen Hain aus uralten Eichen, der dem Stammesgott Prove geweiht war. Er wurde von einem Umgang umschlossen und dieser von einem Zaun. Am zweiten Tag jeder Woche wurde dort Gericht gehalten.

Zu den Nordgermanen bestanden nicht nur verwandtschaftliche Be-



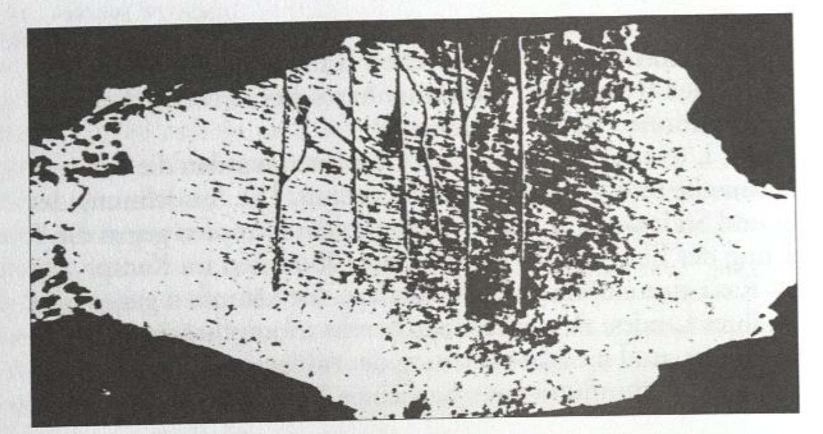




Abb. 77: Nordgermanische Runen aus dem Obodritenstaat. Oben: aus der Burg Oldenburg in Ostholstein. Nach: K. Struve, *Röm.-Germ. Zentralmuseum Mainz*, Monogr. 13, 1975, S. 98. Unten: aus der Burg Alt-Lübeck. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland*, Berlin (Ost) 1985.

ziehungen des Fürstenhauses, sondern auch ethnische durch den herulischen Bevölkerungsanteil und kulturelle, die sich zum Beispiel in den Funden von Runen äußern. Sowohl in der Burg von Oldenburg in Ostholstein als auch in der Burg Alt-Lübeck wurden Inschriften aus nordgermanischen Runen gefunden. Der Knochen (Abb. 77, oben) stammt aus dem Umkreis einer Herdplatte eines Wohnhauses der Oldenburg aus der Mitte des 11. Jahrhunderts und bedeutet den Eigennamen Tharki in jüngeren nordischen Runen (P. Buchholz, in: I. Gabriel, 1976). In der Oldenburg wurden große Pfostenhäuser nach germanischer Art errichtet. Von dort ist neben Lejre, Dänemark, ein Beispiel germanischer Fürstenhallen bekannt geworden (s. Kap. 3.2). Die Zugehörigkeit des Herrscherhauses zum germanischen Kulturkreis wird auch durch die Bestattung fürstlicher Frauen in wikingischen Wagenkästen ausgewiesen oder dadurch, daß jugendliche Söhne zur Erziehung an andere (nordgermanische) Fürstenhöfe gesandt wurden oder von dort kamen.

Diese gegenseitigen Beziehungen zwischen den nordgermanischen Königreichen und den ostvandalischen Fürstentümern südlich der Ostsee waren offenbar noch intensiver, wie jetzt bekannt wird. Der dänische Chronist Saxo Grammaticus erwähnt, daß Wenden auf dänischen Inseln Lehen innehatten. Daß um 1100 die Keramik der Ostvandalen auch nördlich der Ostsee bekannt war und von einheimischen Kräften nachgeformt wurde,

ist bekannt. Kürzlich wurden von Fünen und von Falster Hinweise auf dort wohnende Wenden bekannt. Bei Svendborg auf Fünen fand man ein Svantevitfigürchen, das dem von Jumneta (s. Abb. 139) in Größe und Gestalt sehr ähnelt (H. Jansen, 1989). Von Falster ist zwischen zwei 250 m auseinanderliegenden Flurnamen mit *-snekke*, einem Namen von Kriegsschiffen der Wikinger, eine ausgedehnte Werft gefunden worden, in der alte Schiffe abgewrackt und neue gebaut wurden. Die gefundenen Schiffsteile waren wendischer Bauart wie diejenigen der Schiffe von Ralswiek auf Rügen (J. Madsen, 1987) (s. Kap. 3.2).

Nach Fritze (1968) wurden Heinrichs Nachkommen ermordet, und Knut, der Vetter Heinrichs und Sohn der dänischen Königstochter Sigrid, erlangte die Herrschaft,und nach seinem Scheitern Pribislaw. Seit den Aufständen konnten die Herrscher es nicht mehr wagen, am Christentum festzuhalten.

Heinrich der Löwe besiegte Nicolet im Wendenkreuzzug von 1147 und wieder 1160, wobei Nicolet den Tod fand. Doch 1167 gab Heinrich der Löwe Nicolets Sohn Pribislaw das Obodritenland zu Lehen, der die Mecklenburg zu seinem Sitz erkor, die heute noch als Ringwall von 120 x 180 m sichtbar ist.

Die Steuern wurden wahrscheinlich seit Mitte des 11. Jahrhunderts, seit Gottschalk, je Hof erhoben und betrugen 1 Pfennig im Jahr. Es gab also eine Geldwirtschaft (s. Kap. 5.3.9).

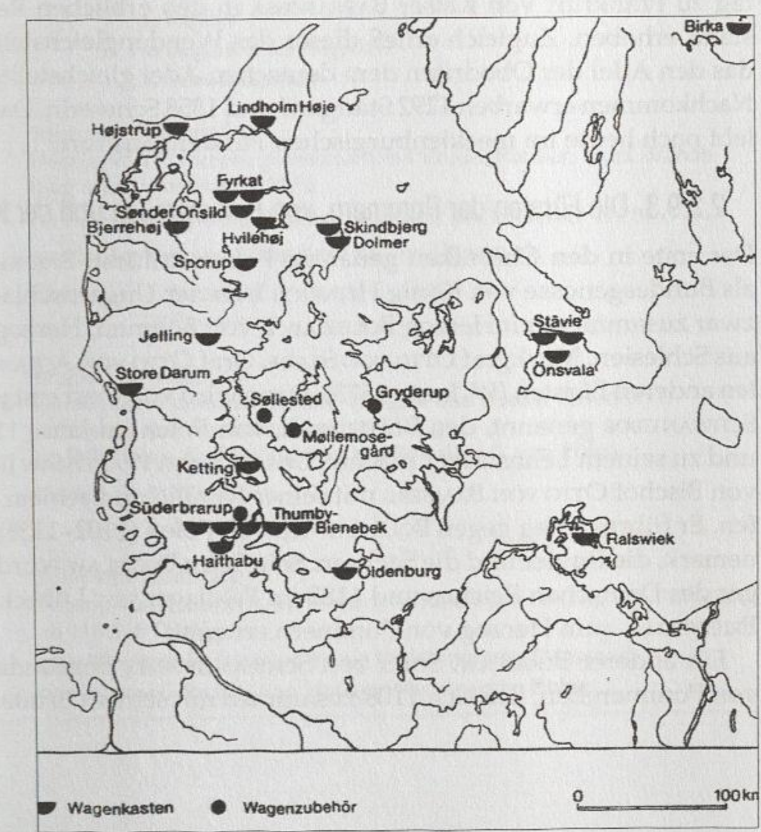


Abb. 78: Gräber fürstlicher Wikingerinnen in Wagenkästen. Nach: I. Gabriel, in: Müller-Wille, *Starigard-Oldenburg*, Neumünster 1991.

Erst in der Zeit Heinrichs des Löwen wurden die Steuern nach der Flächengröße erhoben. Die Dorfmark war bis dahin unverletzt, und anfangs wurden nur die Steuern ganzer Dörfer vergeben. Daraus läßt sich vermuten, daß der gesamte Grundbesitz eines Dorfes Dorfeigentum war und jeder Bauer nur das Nutzungsrecht besaß. In Altsiedelgebieten gab es überall neben Dörfern auch Streusiedlungen mit Einzelbesitz.

Der gesamte Staatsaufbau und die gesamte Rechtsstruktur der Obodriten erweisen sich als germanisch. Das Herrschergeschlecht trat früh mit nordgermanischen Fürstenhäusern in verwandtschaftliche Beziehungen, was wohl durch den herulischen Bevölkerungsanteil erleichtert worden war, wenn dieses Geschlecht nicht überhaupt nordgermanischer Herkunft war, worauf die ältesten Namen des Geschlechts, wie unter anderen Thrasko, hinweisen. Bei den jüngsten Ausgrabungen in der Stammesburg Oldenburg der Wagrier, eines Teilstammes der Obodriten, fand sich eine Fülle von Hinweisen auf die nordgermanische Abstammung der Fürsten wie die Anlage von Körpergräbern nach der Reihengräbersitte nach 900 n. d. Ztw., Frauenbestattung in einem Wagenkasten, Spielstreitäxte in Kindergräbern, Reitersporen in Männergräbern, Doppelgräber von Fürsten in Holzbohlenkammern.

Aus der weiteren Geschichte des Obodritenreiches sei nur folgendes noch erwähnt: Pribislaw (gest. 1178) wurde Christ und 1170 auf dem Reichstag zu Frankfurt von Kaiser Barbarossa in den erblichen Reichsfürstenstand erhoben. Zugleich erließ dieser das Wendengleichstellungsgesetz, das den Adel der Obodriten dem deutschen Adel gleichstellte. Pribislaws Nachkommen erwarben 1292 Starigard und 1358 Schwerin. Das Geschlecht lebt noch heute im mecklenburgischen Fürstenhaus fort.

2.2.9.3 Die Fürsten der Pommern, von Pommerellen und der Kaschuben

Der erste in den Chroniken genannte Pommernfürst, Barnim, nahm 933 als Bundesgenosse von König Heinrich I. an der Ungarnschlacht teil, und zwar zusammen mit Herzog Boleslaw I. von Böhmen, Herzog Wartislaw aus Schlesien, Markgraf Otto von Stade, Graf Otto von Askanien und vielen anderen Fürsten (W. Jobst, 1573). Dann wird von Jobst erst wieder Fürst Schwantibor genannt, den Boleslaw II. von Polen im Jahre 1104 besiegte und zu seinem Lehnsträger machte. Dessen Sohn Wartislaw ließ sich 1124 von Bischof Otto von Bamberg mit seiner Familie und seinem Bruder taufen. Er führte Krieg gegen Boleslaw III. von Polen (1102–1138), gegen Dänemark, die Rugier und die Sachsen. Sein Sohn Bugislaw wurde Lehnsträger des Deutschen Reiches und 1182 im Feldlager vor Lübeck von Kaiser Friedrich I. zum Herzog von Pommern ernannt.

Ein anderer Bugislaw, Sohn von Schwantibor I., Begründer der Linie von Pommerellen, ließ sich 1108 zusammen mit seinem Bruder Schwanti-

polck taufen und wurde polnischer Lehnsträger. Sein Sohn Zubislaw gründete die Stadt Danzig. Zwei seiner Söhne traten in den Deutschen Orden ein.

Die Genealogien von Jobst (1573) und Jänichen (1938) sind lückenhaft. Sie ergänzen sich jedoch, indem bei Jänichen zusätzlich zu Jobst noch Ziemomysl aufgeführt wird.

Genealogie des pommerschen Fürstenhauses bis ins 12. Jh.

Nach: W. Jobst (1573)

Barnim — Zeitgenosse König Heinrichs I.

Wartislaw I. — Sohn von Barnim oder sein Vetter
Fürst in Pommern zu Stettin (um 940)
Kinder: 1. Geila oder Gisela oo Benno, Herzog von Sachsen und Lüneburg (Herzog 973–1010)
2. Schwantibor

Schwantibor I. — Herzog der Sclaven, Wenden, Kaschuben und Pommern (um 1100)
Kinder: 1. Schlauina oo 1. Grimmi, Sohn des Fürsten Crito von Rügen
oo 2. Heinrich, Sohn von Fürst Gottschalk von Mecklenburg
2. Wartislaw
3. Ratibar
4. Buglaw oder Bugsilaw
5. Schwantipolck

Wartislaw — Sohn von Schwantibor I.
Herzog von Pommern gemeinsam mit Bruder Ratibar, Mark Brandeburg und Uckermark † 1136
oo Heila oder Helena, Tochter Heinrichs des Löwen († 1128)
oo Ida, Tochter von König Knut IV. von Dänemark
Kinder: 1. Bugislaw
2. Casimir

Ratibar (oder **Ratibaw**) — Bruder von Wratislaw
Herzog von Pommern, Stettin, Wolgast und Usdaw (Usedom ?) nach dem Tod von Wartislaw † 1151
oo Pribislawa, Tochter von Herzog Boleslaw II. von Polen
Kinder: 1. Wartislaw
2. Schwantipolck

Bugislaw — Sohn von Wartislaw
Herzog von Pommern, im Deutschen Reich von Herzog von Pommern ab 1182 († 1188)
oo Walpurgis, Tochter von König Waldemar von Dänemark
oo Anastasia, Tochter von Herzog Wietzlaw von Polen

Die Genealogie der Fürsten der Pommerellen, der Kaschuben und Wenden bis zum 13. Jh.,

Seitenzweig des pommerschen Fürstengeschlechtes, n. W. Jobst (1573)

Burgislaw	Sohn von Schwantipolck I. († 1150), Herzog von Pommerellen gemeinsam mit Bruder Schwantipolck († 1119) Kinder: 1. Zubislaw
Zubislaw	Herzog der Kaschuben in Pommerellen oo Anna, Tochter v. Herzog Witzlaw von Polen Kinder: 1. Sambor 2. Westwin oder Mestingu
Sambor	Herzog von Pommerellen († 1207) Kinder: 1. Zubislaw, kinderlos gestorben
Westwin	Fürst der Kaschuben und Wenden in Pommerellen († 1220) oo Maria, Tochter von Herzog Witzlaw von Polen Kinder: 1. Ratibor 2. Sambor († 1227) 3. Schwantipolck 4. Wartislaw 5. Tochter N.N., oo Wlasialaw, Herzog von Polen

Die Verwandtschaft der pommerschen Fürsten mit nordgermanischen Häusern

(nach: Jänichen (1938))

Ziemomysl
Polenfürst
gest. vor 964

Mießko I.
Herzog von Polen
gest. 992

Boleslaw Chrobry
König von Polen
gest. 1025

Sigrid Storrade oo Svein (Otto) König
gest. n. d. v. Dänemark
2. Febr. 1014 gest. 2 Febr. 1014
2

Hakon der Mächtige
Jarl von Norwegen
gest. 955

Wratislaw
Fürst in
Pommern

Swantoslawa

Knut der Große
König von England,
Dänemark u. Norwegen
gest. 1035

Eyda oo Erik
Jarl von Norwegen
u. Earl von North-
umbria gest. 1023

Porkell, Bruder des
Jomsburgearls Sigvaldi

Ziemomysl
Herzog von
Pommern
(1046)

Gunnhild
verbannt aus
England 1046
1 2

Harald, Earl in England
(1033–42)

Hakomn
Earl in England,
Jarl von Norwe-
gen, gest. 1030

Porkell Hemming

Auch bei dem pommerschen, noch heidnischen Fürstengeschlecht mit ostvandalischer Herkunft sehen wir mit Verheiratungen von Töchtern an den Sachsenherzog Benno und Heiraten mit Töchtern nordischer Könige die gleichberechtigte Anerkennung unter germanisch-deutschen Fürstenfamilien, was besonders in der Genealogie von Jänichen deutlich wird.

Ein in der Odermündung zwischen 950 und 1000 lebender Pommernfürst Burzileif hatte aus erster Ehe zwei Töchter mit den germanischen Namen Geira und Astrid. Geira war die erste Frau des Norwegerkönigs Olaf Trygvason (gest. 1000). Astrid heiratete den Jarl der Jomswikinger Sigvaldi. In zweiter Ehe hatte Burzileif oder Burislaw die Tochter König Haralds von Dänemark zur Frau. Die verwandtschaftlichen Verflechtungen der nordischen Königshäuser unter sich, mit den Daglingern und mit Burzileif zeigt die umstehende Tafel (H. Jänichen, 1938).

Der Name ›Pomeranen‹ (Pomerani der lateinischen Quellen, *Po* = an, *merani* = die am Meer Wohnenden) bedeutet im Kaschubischen – die Kaschuben sind die östlichen Nachbarn der Pommern und ethnisch verwandt mit den Prußen – nicht: ›die am Meer Wohnenden‹, sondern ›die hinter dem Meer Wohnenden‹. Der namengebende Stamm muß also nördlich der Ostsee gewohnt haben, und die Vorfahren der heutigen Kaschuben waren ein Teil davon.

2.2.9.4 Die Sorben

Das ursprüngliche sorbische Sprachgebiet läßt sich mit Hilfe von Ortsnamen ermitteln. Es reicht im Osten bis an die Bober, im Norden bis an die Linie Frankfurt–Fürstenwalde–Köpenick, von da nach Süden bis zur Dahme, von dort nach Westen bis zur Saale, diese entlang und im Süden bis zu den Grenzgebirgen Böhmens, nach Westen über diese hinaus bis in das Obermaingebiet. Dieses Gebiet wurde von den 968 gegründeten Bistümern Meißen, Merseburg, Zeitz-Naumburg und Magdeburg abgedeckt. Der große ›Slawenaufstand‹ 983 hatte hier keine so weitreichenden Folgen wie bei den Obodriten und Liutitzen. Ein Daleminzerfürst kämpfte 955 mit Otto I. auf dem Lechfeld. Kaiser Heinrich III. hielt auf der Burg Meißen 1047 einen großen Fürstentag ab.

In diesem Gebiet muß es noch im 7. Jahrhundert mancherorts elbgermanische Restbevölkerungen aus der Völkerwanderungszeit gegeben haben, wie Ortsnamen zeigen, die vor und zur Zeit Karls des Grossen chronistisch genannt sind, wie etwa Weidahaburg, Werinofelda (Feld der Warnen), Fergunna und der Name des Erzgebirges, Miriquidu (W. Schlesinger, 1960).

Die historischen Nachrichten über die Sorben sind spärlich. In der Chronik des Fredegar wird berichtet, 631, nach dem Siege Samos über Dagobert, seien die Sorben »ex genere Sclavorum« (aus dem Volk der Sclavi)

mit ihrem Dux DERVANUS von den Franken abgefallen, und sie hätten sich SAMO, dem Herrscher der »Sclavi cognomento Winidi« (der Sclavi mit dem Beinamen Winidi) angeschlossen. Nach FREDEGAR hatte der Herzog der Thüringer einen freundschaftlichen Vertrag mit den benachbarten Winidi und anderen Stämmen abgeschlossen, wobei offenbar die Sorben mit Winidi gemeint sind. Der Nachfolger FREDEGARS berichtet, daß 748 die »reges [dieser] Winidorum seu Frigionum« (Könige dieser Winidi oder Frigi) die Franken unter PIPPIN gegen die Sachsen unterstützten. KARL DER GROSSE unterwarf 805/806 die Sorben, und ihr König (*rex*) MILITO wurde getötet. 858 ermordeten sie ihren Dux ZISTIBORO, der LUDWIG DEM DEUTSCHEN treu gesinnt war, um vom Deutschen Reich wieder abzufallen.

Das Ziel der Herrscher des ostfränkischen Reiches war die Sicherung der Grenze an Elbe und Saale. Von da aus wurden in den Jahren 806, 816, 839, 851, 869 und 880 Feldzüge gegen die Sorben unternommen. Während des Winterfeldzuges 928/29 gründete HEINRICH I. nach der Eroberung von Brandenburg die Burg Meißen, ehe er weiter nach Böhmen zog.

Die Sorben sicherten ihr Gebiet durch Burgen. So wurde bei Kretschau-Groitzschen (Kr. Zeitz) eine Burg ergraben, die einen dreifachen Ring von Gräben und im Inneren ein 30 m langes Pfostenhaus besaß. Schon im 7. Jahrhundert, also schon vor Beginn der Christianisierung der Westgermanen westlich von Elbe und Saale, begannen die Sorben von West nach Ost fortschreitend von der Brandbestattung zur Körperbestattung in Reihengräbern überzugehen (H. BRACHMANN, 1991). Sie übernahmen diese Sitte also noch von den heidnischen Westgermanen nach ihrer Landnahme und Kontakten zu diesen. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts waren die Sorben dem Großmährischen Reich tributpflichtig. Erst unter HEINRICH I. griff das Reich nach Osten über die Elbe-Saale-Grenze hinaus.

Die Sorben gliederten sich in Teilstämme, die Daleminzer, Siusler, Kolditzer, Milzener und Lausitzer unter Kleinkönigen. Diese Stammesnamen erscheinen auch als Landschaftsnamen und stammen daher noch aus der Ansiedlungszeit.

Neben den Stammes- und Teilstammesherrschern, die sich auf gefolgschaftsähnliche Verbände stützten und in den Quellen *rex* und *dux* genannt werden, gab es Adlige, *primores*, die wohl auf den Burgen saßen. Der Bairische Geograph (um 850) zählt die befestigten Plätze, *civitates*, auf; die Sorben hatten 50, die Daleminzer 14, die Lausitzer 30, die Milzener 30 und die Besunzanen 2. Die Stämme gliederten sich also in Burgbezirke, und die Burgen werden auch Fluchtburgen gewesen sein. THIETMAR VON MERSEBURG berichtet, daß die Burg Liubusua bewohnt war, 12 Tore hatte und 10000 Menschen fassen konnte.

Unter deutscher Herrschaft wurde der gesellschaftliche Oberbau: Wehrwesen, Gerichtsbarkeit und Kirche, nach deutschem Vorbild aufgebaut.

Die Adligen, *primores*, verschwanden. Doch 1071, bei einem Rechtsgeschäft unter HEINRICH IV., tauchten als Zeugen unter den 22 Gefolgsleuten des Markgrafen EKBERT 14 mit ›slawischen‹ Namen auf. Bereits damals war für die Ostvandalen ein sozialer Aufstieg im Wehrwesen möglich. In den Dörfern wurde die Dorfmarkverfassung durch das Bodeneigentum der Bauern in Hufen abgelöst. Die Dorfvorstände, zu deutsch ›Aldermänner‹, waren die Supanen, die auch Gerichtsschöffen waren.

»Überblickt man das Gesagte, so zeigt sich, daß die Verfassung der Sorben von der eines germanischen Stammes nicht so grundlegend verschieden gewesen sein kann, wie man wohl zeitweise angenommen hat.« (W. SCHLESINGER, 1960)

Nach Eingliederung des sorbischen Stammes in das Reich wurden Sorben weit westlich der alten Stammesgrenze an der Saale am inneren Landesausbau beteiligt. Sie konnten noch nach der Christianisierung bei Espenfeld 25 Kilometer südwestlich von Erfurt von 1000 bis 1150 einen Reihengräberfriedhof belegen. Unter den reichen Beigaben waren drei sporenführende Gräber, die ihre Träger als Reiterkrieger eines Grundherren ausweisen (H. BACH u. a., 1971).

Sowohl im sorbischen Gebiet zwischen Saale und Elbe, das von König HEINRICH I. dem Reich eingefügt worden war, als auch in den später dem Reich eingefügten Gebieten bis zur Oder setzte schon vor Beginn der deutschen Ostkolonisation eine Frühkolonisation ein, die von Sorben getragen wurde. Das sorbische Stammesgebiet des Altsiedellandes in der Oberlausitz zwischen Kamenz, Weißenburg und Löbau erweiterte sich dadurch beträchtlich nach Westen, Norden und Osten. Der Ansatz der Siedler erfolgte nicht nach deutschem Recht mit Hufen als Einzelsiedler, sondern nach der sorbischen Dorfverfassung (H. SCHULZE, 1982).

2.2.9.5 Die Wilzen und der Liutizenbund

Die Stammesgebiete der Wilzen (Welatabi der Chronisten) bestanden nach dem Bairischen Geographen (zwischen 844 und 862, W. FRITZE, 1952) aus vier *regiones*, den Teilstämmen der Kessiner, Zirzipanen, Tollenser und Redarier mit 95 *civitates*. Der Name der Liutizen taucht als ›Liotida‹ in einem Völkerverzeichnis des Norwegerkönigs RODULF als aus Skandinavien stammend auf (O. KUNKEL, 1940). Damit können die skandinavischen Liutizen stammesbildend in rückgewanderten Ostvandalen gewirkt haben.

Diese aus Skandinavien stammenden Liotida können vielleicht die Erzeuger der Fresendorfer Keramik gewesen sein, die der in Haithabu und Birka gebräuchlichen sehr ähnlich ist (L. DRALLE, 1981, Anm. 11, S. 232). Dann wären Nordgermanen nicht nur bei den Wilzen stammesbildend gewesen, sondern auch, wie aus der weiten Verbreitung der Fresendorfer Keramik bis Ostmecklenburg folgt, bei den Ranen.

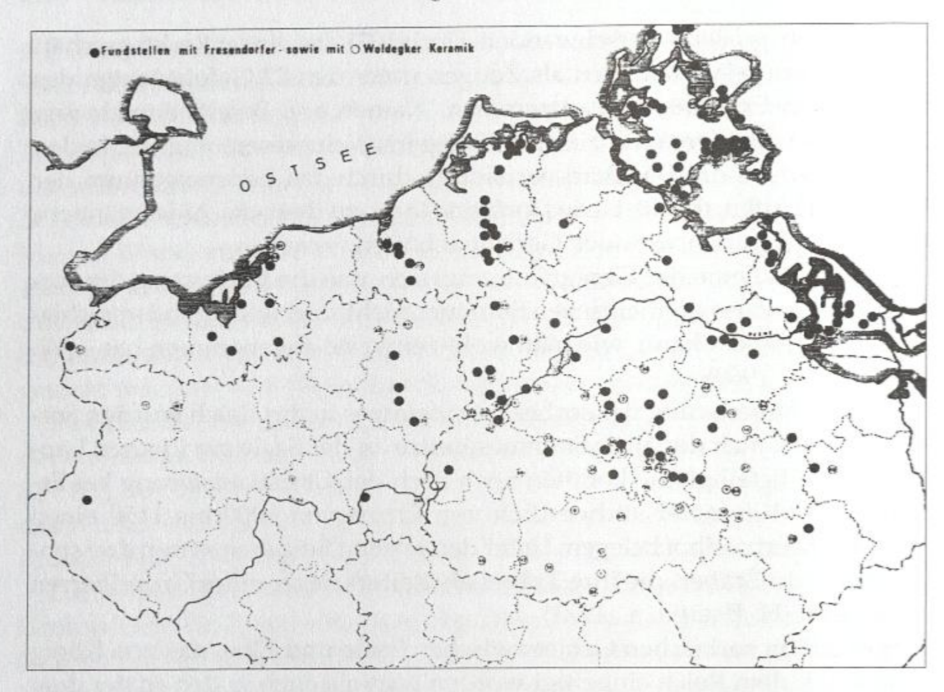


Abb. 79: Die Verbreitung der Fresendorfer Keramik. Nach: L. Dralle, 1981.

Aus dem Gebiet der Wilzen sind Bartäxte bekannt geworden. Weitere Hinweise auf Wikinger als Bewohner der Hafensiedlung Menzlin an der Peene bei Anklam sind Streitäxte, ein Wikingerschwert, ovale Schalenspangen und die Amulette der Miniaturaxt und des Thorshammerrings, die Gläubige nordgermanischer Religion bezeugen, sowie schiffsförmige Steinsetzungen um Brandgräber (U. Schoknecht, 1969). In der *Thidrekssage* wird das Land der Wilzen als ein Teil Schwedens bezeichnet (Ritter-Schaumburg, 1989).

Im Gebiet der Ranen wären diese dann von rückgewanderten Rugiern zu unterscheiden. Im Hause des vergrabenen großen Schatzes in Ralswiek fand man Fresendorfer Scherben. Auf Rügen herrscht die Fresendorfer Keramik vor (Abb. 79).

So wie die Namen der Fürsten der Obodriten, Drazko und Ceadrag, sind auch die Namen der wilzischen Fürsten Dragovit und Cealadrag nordischer Herkunft und ein Hinweis auf nordische Verwandtschaft oder Herkunft des Geschlechts sowie auf Verwandtschaft mit dem Fürstenhaus der Obodriten. Dragovit wurde 738 von Karl Martell eingesetzt. Er herrschte bis 789, sein Sohn Liub bis 808, dessen Sohn Milegast bis 823 und von da an nach einem Schiedsspruch Kaiser Ludwigs des Frommen sein Bruder Cealadrag.

789 unternahm Karl der Grosse einen Feldzug gegen die Wilzen, die mit den Sachsen verbündet waren, er hatte die Obodriten als Bundesgenossen. Der *rex Sclavorum* (König der Slavi) Dragovit legte einen Treueid ab. Über seine Taufe oder eine Missionierung ist jedoch nichts bekannt. 812 kam es zu Grenzkämpfen mit Franken. 823 schlichtete Ludwig der Fromme auf dem Frankfurter Reichstag einen Streit zwischen den beiden Wilzenkönigen und Brüdern. 928/29 unternahm König Heinrich I. einen Winterfeldzug und nahm Brandenburg ein. Der Chronist Widukind von Corvey berichtet von den Abodriten, Redariern, Hevellern, Daleminzern und Böhmen, daß Heinrich sie sich tributpflichtig gemacht hatte. Nach dem Sieg auf dem Lechfeld 955 mußten die Wilzen 955 und 957 erneut unterworfen werden.

Die Verfassung der Wilzen war ähnlich wie die der Slowenen, der Böhmen und die des Daglinger Reichs. Die Herrschaftsnachfolge gebührte dem ältesten Sohn, während das Fürstenrecht der Familie gehörte. Die Herrschaftsübertragung war an die Zustimmung der Volksversammlung, die ein Wahlrecht und auch Überwachungs- und Absetzungsrechte hatte, gebunden. Nach 983 berichten die Chronisten nicht mehr von Fürsten (M. Hellmann, 1960).

Aus dem Zerfall des hevellisch-wilzischen Fürstentums nach der ersten Eroberung Brandenburgs 928 entstand der Liutizenbund, der durch die Redarier maßgeblich beeinflußt wurde. In den Quellen werden die Liutizen erstmalig 991 genannt. Im Heiligtum der Redarier, das zum Zentralheiligtum im gesamten Gebiet des ehemaligen wilzisch-hevellischen Gebietes aufrückte, wurde der große Wendenaufstand 983 vorbereitet und unter Mitwirkung der beiden Herrscher der Obodriten, Mistiwoi und Mizzidrag, ausgerufen.

Dem Liutizenbund gehörten alle unabhängigen ostvandalischen Stämme zwischen Elbe und Oder außer den Obodriten und Sorben an. Sein oberstes Entscheidungsgremium bestand nach Thietmar von Merseburg aus den *priores* (Adligen, Bevollmächtigten der Stammesfürsten) und den Kriegern. Die Entscheidungen, die vorher dem Orakelspruch des Heiligtums von Rethra unterworfen wurden, mußten einstimmig gefaßt werden. Die Mitwirkung der Priester Rethras an den politischen Entscheidungen ist wahrscheinlich. Der große Wendenaufstand 983 hatte einen Rückschlag der gesamten Reichspolitik im Osten zur Folge. 1002 kämpfte Kaiser Otto III. mit den Liutizen zusammen gegen die Daglinger. 1056/57 kam es zu inneren Kämpfen im Liutizenbund, und die Kessiner und Zirzipanen gerieten in der Folge unter die Herrschaft des Obodritenkönigs Gottschalk. 1066 erhoben sich die Redarier. 1068 gelang es dem Bischof Burchard von Halberstadt, das Heiligtum Rethra zu zerstören. Die Macht des Liutizenbundes bestand danach nur in kleinerem Rahmen weiter. Sein Schwergewicht verlagerte sich zu den Ranen mit deren Heiligtum Arkona auf Rügen. Die Ranen gehörten anfangs nicht zum Liutizen-

bund. Der Obodritenkönig HEINRICH unterwarf 1093 die Wilzen und Pommern bis zur Oder und Havel und schloß sie seinem Reich an, was aber nur von kurzer Dauer war. Herzog LOTHAR von Sachsen unternahm 1114 und 1121 Feldzüge gegen die Kessiner, eroberte ihre Hauptburg Kessin und unterwarf sie. Erst 1157 konnten die Liutizen endgültig unterworfen werden.

Im Stammesgebiet der Wilzen bestanden bis nach 1200 im Gebiet des Tollensesees (Abb. 70) zwei Adelssitze. Der eine auf der Fischerinsel im Tollensesee, zu der von Süden eine Brücke führte, barg das doppelköpfige Götterbild (Abb. 139, Kap. 3.2). Dort bestand eine Siedlung mit mehreren Häusern, einer Werkstatt, die Schläfenringe, Schlösser und Schlüssel, Messer, Sicheln und Nägel herstellte, sowie einer mit Verarbeitung von Pelztieren wie Dachs, Fischotter, Biber, Fuchs und Eichhörnchen. Im Adelssitz auf der Insel Hanfwerder im Lieps-See südlich des Tollensesees standen ein Haus von mindestens 7 x 6,4 m Größe sowie weitere mit Bohlen ausgelegte Häuser von Größen bis 5 x 4 m, wahrscheinlich zumeist Blockbauten, hinter einer doppelwandigen Uferbefestigung in Blockbau in einer Reihe. Jenseits davon stand ein Haus in Pfostenbauweise, das offenbar kultischen Zwecken diente. Es barg keinen Herd, aber vor der Außenseite eines Tores, das zum Gräberfeld wies, waren Schädel von einem Pferd und von Rindern vergraben. Unter den Funden sind Bartäxte, eine kleine Prunkaxt, Steigbügel, Sporen, Hufeisen, sowie von der Fischerinsel eine damaszierte Lanzenspitze. Gegenüber der Insel Hanfwerder wurden die Angehörigen des Adelssitzes in Körpergräbern bestattet. Man fand ein Holzkammergrab sowie drei Totenhäuser. Das Gräberfeld war von einer Steinmauer umgeben (V. SCHMIDT, 1984).

2.2.9.6 Die Heveller

Die Heveller hatten in der Brandenburg (erste Siedlung 7. Jahrhundert) ihren Stammessitz. Die weitere Umgebung war noch im 6. Jahrhundert ziemlich dicht germanisch besiedelt (s. Kap. 2.2.7) Der böhmische Herzog WRATISLAW (905–921) war mit DRAHOMIRA, einer Tochter aus dem Fürstengeschlecht der Heveller, verheiratet. 928/29 wurde Brandenburg im Winter das erste Mal durch HEINRICH I. erobert. Der Hevellerfürst mußte seinen Sohn TUGUMIR und seine Tochter als Geiseln stellen. Diese Tochter war die erste Frau von Kaiser OTTO I. Ihr Sohn WILHELM wurde von OTTO als Erzbischof von Mainz eingesetzt. Der erbfolgeberechtigte TUGUMIR öffnete nach seiner Rückkehr nach der Brandenburg 940 diese dem Zugriff OTTOS I. Daraufhin unterwarfen sich alle Stämme bis zur Oder.

Da unter den obodritischen wie unter den hevellischen Fürsten Namen mit *-drag*, die nicht polabischen und pomoranischen Ursprungs sind, wiederholt vorkommen, wird eine gemeinsame Abstammung vermutet (B. FRIEDMANN, 1986).

946 und 948 wurden die Bistümer Havelberg und Brandenburg gegründet. Ihre Grenzen von Oder, Peene, Elde, Elbe bis zur Lausitz lassen die ungefähre Ausdehnung des hevellischen Fürstentums vor 929 erkennen. Der Anspruch auf diese Grenzen konnte jedoch nicht durchgesetzt werden, vor allem, da die Ermordung von dreißig ostvandalischen Fürsten durch Markgraf GERO Widerstände weckte. Es entstand der Liutizenbund, und im großen Wendenaufstand 983 wurde die deutsche Herrschaft abgeschüttelt. Zu Beginn des 12. Jahrhunderts wurde das Gebiet der Heveller dem Reich der Obodriten angegliedert. Beim Tod des Obodritenkönigs HEINRICH 1127 wurden die Heveller wieder selbständig. Die Herrschaft übernahm PRIBISLAW aus altem hevellischem Fürstengeschlecht. Seine Gemahlin war MATHILDE, Tochter von DIETRICH VON HALDENSLEBEN. Er führte den Titel *rex* und prägte Münzen. Gegen den Willen der Priester des Triglavheiligtums und der Adligen setzte er, der 1150 kinderlos starb, den Askanier ALBRECHT DEN BÄR als Erben ein, der 1157 sein Erbe eroberte und einen Verwandten der Frau des PRIBISLAW, JAXA VON KÖPENICK, der ein Schwiegersohn des PETER VON WLAST aus Breslau war, vertrieb. Mit diesem, der eine warägische Mutter hatte, werden auch bei den Hevellern verwandtschaftliche Beziehungen zu nordgermanischen Fürstengeschlechtern sichtbar. Andererseits werden mit PRIBISLAUS oder, wie er in lateinischen Chroniken hieß, PRŽEMYSLAUS verwandtschaftliche Beziehungen zu den böhmischen Pržemysliden sichtbar und mit dem verwandten Namen der Stadt Prenzlau zu dem Fürstengeschlecht der Wilzen.

2.2.9.7 Die Ranen

Von dem etwa 200 n. d. Ztw. nach Rügen gelangten Teil der Rugier, die am Ausgang der Völkerwanderung ein Reich nördlich der Donau besaßen, welches 487/88 von Odoaker zerstört wurde, erhielt die Insel ihren Namen. Die Rugier verschmolzen mit den nach 600 angekommenen ostvandalischen Ranen zu einem Stamm. Auch die Ranen werden im Völkerverzeichnis des norwegischen Königs RODULF als aus Skandinavien stammend genannt. (O. KUNKEL, 1940) Die gegenseitigen Bevölkerungszahlen können aus den Funden geschätzt werden. Die Ranen waren vielleicht doppelt so zahlreich wie die Rugier. In den Pollendiagrammen läßt sich nur in 3 von 17 Profilen eine Unterbrechung zwischen der Besiedlung vor und nach Ankunft der Ranen finden. In 14 Profilen ist keine Siedlungslücke nachweisbar. Die siedlungsanzeigenden Pollen nehmen zu, und der Anbau von Roggen setzt ein, nur in der Umgebung von Arkona wird mehr Hafer als Roggen angebaut. (E. LANGE u.a., 1986) Nach ihrer Ansiedlung war Rügen im landwirtschaftlichen Siedlungsbereich fast so dicht

Die Genealogie der Fürsten von Rügen
nach U. Scheil, 1962

I.
1. Tezlaw 1163? (o. N.), 1164 - 1170? (1173? 1176?)
2. Jaromar I. 1163? (o. N.), 1168 Fürst, 1170 1180 - 1209, † 1217/18, † 4. Aug. 1218; *avunculus* Bogislaws I. von Pommern 1182. ∞ vor 1180? Gem. N.N., Mutter Wizlaws I., 1225 (tot?)
?Stoislaw I. 1193, wahrscheinlicher Stammvater des Hauses Putbus (erloschen 1858), dessen Vorfahren im männlicher Linie sich von dem Geschlecht Joramars I. noch in der heidnischen Zeit abgezweigt hatten.

II.
Dubizlaw von Wittow 1224, 1232
3. Barnuta 1193 - 5. Febr. 1236, † vor 8. Jan. (1237?); ∞ (Slaumera?) T. Slavomars, Demminer Edlen 8. Jan. (1237?)
4. Wizlaw I. * um 1180?, 1193 (Vinzislaus) – April 1249, princeps 1221, resigniert um 1245/46, † 7. Juni, am wahrscheinlichsten wohl 1255/56 ∞ Magarete (dänischer Herkunft?) 1225 – 5. März 1232, † vor 16. Sept. 1237; pueri 1225
5. Pybygnew tot 5. März 1232
6. (Lucia) * spätestens Anfang 1190?; 25. Dez. 1208, † 19. Febr. frühestens 1209 ∞ spätestens Anfang 1202 Wladyslaw III. Laskonogi, Hz. v. Großpolen (u. Krakau), * spätestens um 1174, † 18. Aug. oder 3. Nov. 1231
? 7. Z(w)entepolk 18. Februar 1207

III.
Haus Gristow
8. Jarozlaw, Probst von Tribsees u. Rügen, 8. Nov. 1231 – 1242, † 1242, vor 25. Sept.?, wohl sicher vor März (1243?)
9. Petrus 8. Nov. 1231 – 16. Sept. 1237, † nach 16. Sept. 1237 u. wohl sicher vor 25. Febr. 1240
10. Jaromar II. * vielleicht 1218; 8. Nov. 1231–20. Aug. 1260, Mitregent (*junior princeps*) spätestens 28. Sept. 1246 † (erstochen) 1260, nach 20. Aug. ∞ (vor 17. März 1248. etwa um 1240?) Eufemia, T. Hz. Swantopolks v. Pomerellen, *vielleicht um 1220?, † (oder bestattet) 29.April 1270
11. Wizlaw 8. Nov. 1231 – 25 Sept. 1242, † 24. Juni 124(5?) (Wohl schon 2. April 1245?), † 10. Juli 1243 oder 1244?
12. Burizlaw 8. Nov. 1231, 5. März 1232, 8. Jan. (1237?), † zwischen 8. Jan. u. 16. Sept. 1237?
13. Nikolaus 8. Nov. 1231, 5. März 1232, 8. Jan. (1237?), † zwischen 8. Jan. u. 16. Sept. 1237?

IV.
14. Wizlaw II. * etwa um 1240, † 29. Dez. 1302. ∞ um 1263 (nicht früher) Agnes, T. Hz. Ottos d. Kindes v. Braunschweig-Lüneburg. † als Witwe (nach 29. Dez. 1302) (vielleicht vor 15. Mai. 1311?)
15. Margarete t 1272 nach 27. Mai ∞ vor 1260 (1257?) Erich I. Hz. v. Südjütland (Schleswig), † 27. Mai 1272
16. Jaromar III. *princips*, bzw. *junior princips* 1268 u.ö., 13. Jan. 1264 - 6. Juli 1282, † vor 10. Okt. 1285

V.
17. Wizlaw III. * 1263/70 (etwa um 1265), *junior princeps* zuerst 1286, † 8. Nov. 1325 ∞ I. vor 9. April 1305 (Leibgedigne) Margarete, lebt 14. April 1310 (Wittum) keine. Kinder, 9. April 1305. II. frühestens 1310/11, sicher vor 8. Nov. 1325, Agnes, T. Gf. Gunthers v. Lindow-Ruppin 2. Gemahl 1328, sicher vor 13. Jan. 1329 Heinrichs d. Löwen v. Mecklenburg, † 21./22. Jan. 1329. wohl 3. Gemahl nach 9. April 1331 oder 1333 Rudolfs I., Hz. v. Sachsen-Wittenberg, † März 1356, Agnes dann † 9. Mai 1343
18. Jaromar, erw. Bischof v. Cammin, prov. 7. Okt. 1289, * frühestens 1267 nicht vor 23. Sept, † zwischen 23. Sept. 1293 und 13. Juli 1294
19. Sambor 18. März 1285 – 6. Mai 1304, *junior princeps* 24. Jan. 1295 u.ö.; † 4. Juni 1304
20. Margarete * wohl um 1270/71, † zwischen 4. Dez. 1315 u. 3. Febr. 1320 († 1318?). ∞ spätestens wohl 1287 (um 1283/85?- Bogislaw IV. Hz. v. Pommern; * vielleicht um 1255/58, † 19. Febr. 1309
21. Helena * spätestens um 1270, eher 1271; 27 Dez. 1302, † 9 Aug. 1315 ∞ I. 3. Nov. spätestens 1288 Johann III. v. Mecklenburg, Sohn Heinrichs I. * wahrscheinlich 1270 (1270/71), † (ertrunken) 27. Mai 1289 II. vor 27. Dez. 1302 (vor 1300?) Bernhard II. v. Anhalt-Bernburg, 1. April 1284 – 78. Juni 1320? † wohl frühestens nach 7. Juni 1320
22. Swantepolk 18. März 1285
23. Eufemia * um 1280, † 1. Mai 1312 ∞ 1. Hälfte 1299 Hakon V., Hz., dann Kg. v. Norwegen; * 1270, † 8. Mai 1319
24. Sophie 27. Dezember 1302

VI:
25. Eufemia * frühestens 1311, spätestens Anfang 1313; verlobt April/Mai 1313 mit Magnus, Sohn Kg. Birgers v. Schweden, * 1300 um Michaelis, † (enthauptet) 1., Juni oder 27. Okt. 1320
26. Agnes * wohl etwa 1312, lebt 9. Aug., 1324, 18. Dez. 1325. † spätestens um 1336/37? (längere Zeit vor 22. Juni 1344). ∞ kurz vor 2. Sept. (nach 9. Aug.) 1324 Albrecht II. Gf. v. Anhalt-Köthen, Sohn Albrechts I., * 1305 (nach 2. März), † 1362, nicht lange vor 17. Juli (2. Gemahlin Beatrix, Tochter Rudolfs I. v. Sachsen-Wittenberg)
27. Jaromar * frühestens 1312/13, vielleicht erst kurz vor 15. März 1325 (*domicellus*)?, † 24./25. Mai 1325 Verlobt 15. März 1325 mit Beatrix (Beata), T. Heinrichs d. Löwen v. Mecklenburg, * 1324, vor 16. Apr., 20. Jan. 1329 Nonne, Äbtissin des Clarissenkloster zu Ribnitz 28. Mai 1348 – 1398, vor 5. Mai † 8. April oder 5. Aug. 1399

bevölkert wie heute. Die Führung besaß ein Geschlecht mit nordgermanischen Namen, die Fürsten wurden von Helmold von Bosau *rex* genannt.

In der Staatsorganisation besaß die Volksversammlung, die der König einberief, bedeutende Rechte. Es entstanden Fluchtburgen, die Burg des Heiligtums Arkona (s. Kap. 3.2) und der Hafen mit der stadtähnlichen Siedlung Ralswiek. 1136 wurde Arkona erstmals von den Dänen zerstört und 1168 bei der Unterwerfung der Insel nochmals. Die Fürsten wurden dänische Lehnsträger. Ihre Burg Garz wurde nicht zerstört.

Vom 8. Jahrhundert an nahmen die Ranen lebhaft am Seeverkehr auf der Ostsee teil und trieben selbst Handel. Die Schiffe, von denen vier bei Ralswiek gefunden wurden, waren bis 14 m lang, 3,40 m breit, trugen zehn Ruderer und mehrere Tonnen Ladung. Sie hatten wie die Schiffe der Wikinger einen Kiel und konnten Mast und Segel tragen.

Die Bevölkerung, ein am Ende der Völkerwanderung neu gebildeter Stamm aus Rugiern und Ranen, nahm nach Beginn der Seefahrten der Wikinger auch noch Nordgermanen auf. Von diesen zeugen der Goldschatz von Hiddensee, um 1000 in Jütland hergestellt (P. Paulsen, 1935) sowie die Hügelgräber neben der Siedlung von Ralswiek (s. Kap. 5.4.7). Das Stammesheiligtum Arkona war bis ins 12. Jahrhundert zugleich Hauptheiligtum der zwischen dem Deutschen Reich und dem Daglinger Reich, zwischen Elbe und Oder noch freien Ostvandalen. Die Bauweise des Tempels auf Arkona entsprach der nordgermanischen Tempelart, wie wir sie im Prinzip bei den Stabkirchen vorfinden. Dies wiederum deutet auf gesamtgermanische religiöse und ethnische Gemeinsamkeiten hin.

Der älteste namhaft gewordene Fürst der Ranen wird ›Race‹, ›Raze‹ oder ›Ratze‹ genannt, er stammte aus dem Geschlecht der Cruto oder Crito. Beides sind nordgermanische Namen. Seine Söhne waren Tezlaw, geboren etwa um 1144, Jaromar oder Germar und Stoislaw. Mit dem pommerschen Herzogshaus bestand Verwandtschaft. Jaromar war der Großoheim des pommerschen Herzogs Bogislaw (gest. 1188) und wurde 1193 als getauft erwähnt (U. Schell, 1962). Die überlieferten Namen rügenscher Adliger Dalernar, Dabromar, Gotan, Gotamar und Tessinrar weisen auf nordgermanische Verwandtschaft oder Sprachverwandtschaft.

2.2.9.8 Namen und Herkunft ostvandalischer Geschlechter aus dem Raum zwischen Elbe, Oder, Böhmen und Schlesien

Es ist schon festgestellt worden, daß die Namen ostvandalischer Fürsten nur zum Teil ›slawisch‹ sind. Es finden sich nord-, ost- und westgermanische Namen und solche, die, wie Heinrich, noch heute gebräuchlich sind. Ein Obodritenfürst trug um 808 den nordischen Namen Drazko. Mit Uto-Pribignev wird um 1020–1029 ein Sederich genannt, ein Name, der dem

altnordischen Sigtrygg entspricht, ähnlich Anatrog dem schwedischen Anadrod. Damit sind verwandtschaftliche Bindungen zur schwedischen Dynastie von Haidaby wahrscheinlich. In den *Reichenauer Annalen* steht unter dem Jahr 931: »Heinricus rex regnum Abodritorum ac Nordmannorum«. Der König Olaf von Schweden hatte eine Fürstentochter der Obodriten namens Astrid zur Frau. Mistiwois Tochter Tofa heiratete den dänischen König Harald. Gottschalk hatte eine dänische Prinzessin zur Frau. König Olafs von Norwegen Sohn weilte zur Erziehung im Wendenland (in zwei Chroniken in Uppsala »Vindland«) (H. Jänichen, 1938). Am Obodritenhof waren also germanische Sitten üblich. Alles das spricht für die skandinavische Abkunft des Fürstenhauses (H. Jänichen, 1938). Da im Stamme der Obodriten Teile der Heruler aufgegangen sind und da die Heruler sich bereits vor ihrer Nordwanderung um 512 zweimal Könige aus ihrer alten Heimat in Skandinavien geholt hatten, gewinnt diese Annahme Jänichens hohe Wahrscheinlichkeit.

Auf dem Grabstein für Pribislaw (gest. 1178) steht: »1179 Pribislaus Dei Gratia Herulorum, Vagniorum, Circipaenorum, Polamborum, Obitrarum, Kissinorum, Vandalorum rex.« (G. Horstmann, 1980)

Von den Fürsten der Ranen auf Rügen sind folgende Namen bekannt: Dalemar, Dobromar, Dagomar, Gotan, Gotamar, Tessimar, Jasomar, deren nordgermanische und gotische Verwandtschaft auffällt. In dem einen steckt der Name Dago, der als Vorname des ersten Daglingers wiederkehrt.

Von den Fürsten der Pommern ist aus einer englischen Chronik für 1044 »Wyrtgeorn rex Winidorum« genannt, ein nordgermanischer Name, dessen Hauptsilbe bei dem pommerschen Geschlecht wiederholt in dem Namen Wrytesleof vorkommt. Die Kinder jenes Fürsten heißen Ulf, Herleif, Ennhild, Gunnhild. Auch für das pommersche Fürstengeschlecht ist daher skandinavische Herkunft anzunehmen (H. Jänichen, 1938).

Der erste historisch sicher bezeugte Pommernfürst ist Herzog Zemuzil oder Ziemomysl von 1046. Den gleichen Namen trug der Vater des ersten Daglingers Mesiko I. Der Vater von Ziemomysl hatte Swantoslawa zur Frau, die Tochter von Svein, König von Dänemark und Sigrid Storrade, Tochter von Miseko I. Die pommerschen Fürsten stammen somit vom dänischen und polnischen Königsgeschlecht ab (H. Jänichen, 1938) (s. Kap. 2.3.2.2).

Da auch bei den Liutizen (s. Kap. 2.2.9.5) die nordgermanische Abkunft von Fürstengeschlechtern zu vermuten ist, so, wie sie bei den Obodriten und den Pommeranen wahrscheinlich ist, und da mit Herulern, Liotida, Warnen, Rugiern beträchtliche, bisher völlig übersehene und außer acht gelassene germanische Bevölkerungsanteile – ganz wie in der Völkerwanderung üblich – mit den rückgewanderten Ostvandalen neue Stammesverbindungen eingingen, kann auch bei den ›Slawen‹ zwischen Elbe, Saale und Oder, in Schlesien und Pommern nicht von ethnischer, nichtgermanischer Besonderheit gesprochen werden. Daher konnten sie dann auch nach Jahrhunderten der Dezimierung durch Religionskriege im Namen des Christentums problemlos in das deutsche Volk aufgenommen werden.

Diese germanisch-deutsche Volkszugehörigkeit der Stämme im Osten, die durch anthropologische Untersuchungen gesichert ist, wurde bis zur Vertreibung im 20. Jahrhundert bewahrt. Es gelang der begnadeten Porträtistin Erna Lendvai-Dircksen in ihren großen Bildwerken noch, das deutsche Volksgesicht im Osten festzuhalten und dieses Bild der Nachwelt zu überliefern (E. Lendvai-Dircksen, ca. 1930–1961, H. Schröcke, 2003). Über die Namen im Daglinger Reich und ihre zum Teil nordische Herleitung wird in Kap. 2.3.2.1. weiteres ausgeführt.

Die Geschlechterwappen führen rückwärts in eine vorheraldische Zeit, in der Handzeichen, Hauszeichen und Heroldszeichen auf Schilden geeignet sind, die genealogische Forschung in die Zeit vor der Existenz von schriftlichen Urkunden zurückzuverfolgen. So zeigte es sich, daß die Handzeichen der ältesten polnisch-schlesischen Geschlechter germanische Runen enthalten, die auf Siegeln, Münzen, Prunkäxten, Schwertern und Stempeln auf Keramik kenntlich sind, und es gestatten, für zehn polnisch-schlesische Geschlechter Stammesreihen zu ermitteln. Aus der geschichtlichen und ethnisch verschiedenen Entwicklung der Runen lassen sich Erkenntnisse über die Herkunft der Handzeichenträger gewinnen (Abb. 80).

Die Rune ᛘ (*manu*), die erst im 9. Jahrhundert in Skandinavien erscheint, findet sich beim Geschlecht der Wrschowec, das in Nordböhmen größere Besitzungen mit den Städten Saaz und Leitmeritz hatte und das Häuptlingsgeschlecht der Trebowane an der Katzbach war.

Die Rune ᛡ (*hagal*) besaßen die Häuptlinge des Landes Giecz, das von den Wilzen unter Dago I. an das seine angegliedert wurde.

Die alte ᚺ (*hagal*)-Rune, die in Skandinavien von der neuen obigen im 9. Jahrhundert verdrängt wurde, muß vor den ersten beiden obigen Runen von dort gekommen sein. Der Heveller Jaxa von Köpenik führte sie. Diese Rune kommt auch schon im 3. Jahrhundert in den vandalischen Runeninschriften von Sedschütz und Niesdrowitz aus Schlesien vor.

Die Rune ᛋ kommt nur in Skandinavien, aber auch auf einer im Turm des Domes von Kruschwitz eingemauerten Bildsäule vor. Die Runen ᛘ,ᛡ,ᛋ bezeichnen wikingische Einflüsse um Gnesen bei Gründung des Daglinger-Reiches.

Die Rune *kaun* in der Form ∧ und ⌒ wird vom Geschlecht der Seczech geführt, das von der unteren Weichsel stammt und auf ein vordaglingisches Fürstengeschlecht bezogen werden kann.

Die Runen ᛟ (*odal*) und ᛖ (*eh*) verschwanden in Skandinavien im 6. Jahrhundert, sie finden sich östlich der Oder vor den Daglingern bei den Häuptlingen der ostvandalischen Opolini.

Geschlechtsnamen	Kennnamen	erstes Auftreten	Heimat	Rune	Handzeichen
Pobog	Woyslaw, Zyra, Sasin, Trojan, Olt, Miszcziwoy	Seczech 1081 Woyslaw 1111–24	Seczechow a.d. Weichsel um 1100	kaun ⅄ u. ⅄	⅄ ⅄
Bienia-Lolmasz				kaun verdoppelt	
?				kaun mit	
?				kaun mit ო	
Rogala	Michael, Wilk, Dalibor, Gnewomir, Alard (Alzik), Sambor	Michael † vor 1203	Tinz a.d. Lohe vor 1177	kaun mit u. R	
Strzegonia-Koszcziesza-Powala	Ilikus, Gnewomir, Ingram, Wilk, Zyra, Sasin, Troyan, Olt	Ilicus † vor 1175	Striegau	kaun mit	
Lis-Msura-Szeligra-Jastrzembiec-Starza-Starykon-Kornic	Sulislaw, Bienek (Bernhard), Andreas, Stephan, Blizbor, Ratibor, Boguslaw, Przybislaw, Woyczech, Nawoy, Zegotha	[Sulislaw 1067] Andreas 1143 Blizbor 1166 Slavnik vor 990	Libic in Böhmen 990, Tyniec a.d. Weichsel, Würben bei Schweidnitz	tyr ↑ T	↕ T T
Paluka	Slawnik, Zhylud, Strass				
Bogorya, Mandrostka	Nikolaus, Dirsicraj, Paul			tyr verdoppelt	↕
Ossorya, Leliwa	Spielmir			tyr mit ✳	
Swinka-Odyniec				tyr mit	
Swierzek-Znin-Byliny Druzina-Szreniawa	Wislaw, Wisimir, Budiwoy, Czansiobor, Egidius, Streso, Dobroslaw, Zbygniew	[Wislaw 1067] Wyszo um 1150	Kruschwitz in Kujawien 960	sul N Z S	N
Niemirza-Sulima-Orla			Znin in Kujawien um 1150	sul verdoppelt	
Drogoslaw-Rola	Zbroslaw, Naceslaw			sul dreifach	
Strehlen-Prawda-Zaremba	Wislaw, Radslaw, Zhroslaw, Paul	Radslaw 1143 Wislaw 1166		sul mit ↑ u. T	h
Penkawka				sul mit T u. Y	
Odrowons	Wislaw, Dobieslaw, Paul, Prandota	Paul de Konskie 1142		sul doppelt mit ↑	
Swieboda-Gryfa-Ostrzew-Czyrmenszczy	Clemens, Markus, Wierzbenta, Johann, Theodor	Clemens 1154	Brzesnica 1154	yr	
Godziemba				yr verdoppelt	
Momot				yr mit	
Labendz-Grzymala-Ganska	Wlodimir, Swantoslaw, Sandiwoy, Leonhard, Domaslaw (Thomas), Mroczek, Jaroslaw, Predslaw, Grzymislaw, Vincenz	„He…" vor 1025	Breslau vor 1100	Hahalrune	
Radwan		Petrus Wlastidez † 1153		für ↑	
Kopaszyn-Moszczyc-Ostoja-Czewoy-Wieniawa	Jaza, Mikora, Bogumil, Bronislaw, Jarant (Jarost), Falo	Jaza 1141	Köpenik bei Berlin 1141, später Miechow	hagal H (frühe Form)	
Nalencz-Jelen-Nalco-Opole	Dobrogost, Thomislaw, Miroslaw	Dobrogost 1161	Nalko 1155	odal ◇ Ω	
Jelita-Nagoda-Dirsicraj-Nabra	Dziwisz, Zemian, Moycho, Dirsicraj, Konrad, Stoygnew	Dziwisz 1155	Glecz vor 1038	hagal ✳ (späte Form)	✳
Poppszicz	Protiwa, Brzetislaw, Czernin, Poto			hagal mit ↑	
Unwürde (niegoda)				hagal mit	✳
Wrschowec-Rawicz-Lubowla-Jasienczyk	Mutina, Bozey, Grot, Warsz, Wzebor, Cristinus, Otto, Gowora, Dirsicraj, Przibyslaw	Wzebor vor 1025 Nemoy 1101	Saaz, Leitmeritz in Böhmen 1106	madr φ (späte Form)	
Chorombola-Gozdawa			Streino in Kujawien	madr mit ო	
Lukomski-Kelcz				madr mit ↑	
Awdaniec-Syrokomia Ulina	Michael, Jaazcsolt, Florian, Theodor (Szczedric), Pakoslaw, Lasota	Ziman vor 1025 Michael 1070	Gora-Kriewen-Lubin a.d. Obra 1070	eh M ო	M

Abb. 80: Geschlechter, ihre Heimat und Handzeichen aus dem Raum zwischen Elbe, Ostsee, Weichsel und Böhmen. Nach: F. v. Heydebrand u. d. Lasa, 1936.

Das Zeichen des Geschlechts der Wlast vom Grabmahl von Peter von Wlast (gest. 1153) enthält ⟩- aus einem Geheimrunensystem und bezeichnet die Rune ↑(*tyr*). Diese Rune in der Form T findet sich auf dem Weg des Zuges der Goten in Polen und wurde vom vordaglingischen Fürstengeschlecht der Weißen Chrowaten (Chorwaten, Kroaten) mit dem Sitz in Tyniec bei Krakau geführt, dessen Seitenzweig die Sklavikniden in Böhmen waren (F. v. Heydebrand und der Lasa, 1936).

Ähnliche vorheraldische Zeichen unter Verwendung von Runen sind auch aus Rußland bekannt und belegen dort germanische Adelsgeschlechter (persönl. Mitt. v. Prof. Merkulow, Moskau).

2.2.10 Ostvandalen in den Ostalpen und Südosteuropa

2.2.10.1 Die Slowenen, Karantanen

Die Nachfolger der West- und Ostgoten in ihren Reichen in Südosteuropa waren die Ostvandalen, die in den ersten erhaltenen Abschriften des Jordanes (K. Zeuss, 1837) ›Winidi‹ genannt werden mit ihren beiden Stämmen, den Anten und Sklavenen. Nestor nennt alle Stämme der Ostvandalen, die im Warägerreich wohnten, ›Slowenen‹, die erst nach ihren West- und Südwestwanderungen die Namen erhielten, unter denen heute die Slawen erscheinen. Der Name ›Slowene‹ ist offenbar eine Eigenbezeichnung. Er wird mit Sol-vende, ›die nach Süden Gewanderten‹, erklärt (F. Jeza, 1967, s. Kap. 2.2.12.3.4).

Während der Völkerwanderung gelangten mehrfach versprengte Teile germanischer Stämme nach Kärnten und Krain. Bei der Westwanderung der Westgoten besetzte Alarich 408 Binnennorikum mit Virunum (Karnburg). 474 zogen auch die Ostgoten nach Westen und siedelten vorübergehend in Westungarn und bis Ostkärnten. In den Alpentälern sitzengebliebene Reste gingen mit den Slowenen Stammesverbindung ein und konnten Teile ihrer Stammesverfassungen auf diese übertragen. Das wird durch die Ähnlichkeit germanischer und der slowenischen Stammesverfassung nahegelegt (G. Graber, 1942).

508 überfiel der erste Herzog von Bayern, Theodo, mit einem Heer aus Bayern, Franken, Kärntnern, Krainern, Vandalen und Awaren die römischen Provinzen Pannoniens. Sein Sohn Theodo II. vertrieb die restlichen Römer. Dabei wurde Vindobona zerstört. Die eroberten Gebiete wurden geteilt: Awaren erhielten das Land östlich der Enns und Pannonien, und die Vandalen, später ›Winden‹ genannt, erhielten Steiermark, Kärnten, Krain, Kroatien, Dalmatien, Sclavonien und andere Gebiete unter bayrischer Oberhoheit (J. Valvasor, 1689). Von diesen Vandalen wurde noch 737 berichtet. Möglicherweise waren damals Vandalen beteiligt, die um

400 nicht mit nach Westen gezogen waren. 336 waren Vandalen zum ersten Male nach Krain gelangt.

Nach PROKOP verwüsteten Anten und Sklavenen 546 und 547 den Balkan bis nach Thessaloniki. 552 setzten sie mit Hilfe der Gepiden über die Donau (K. ZEUSS, 1837), gelangten nach Krain und Kärnten und wurden dort seßhaft. Damit in Verbindung stand auch die Einwanderung der sogenannten ›Alpenslawen‹. Ihr Weg führte durch die Provinz Pannonia II bis nach Noricum.

Die Einwanderung der Ostvandalen in den Alpen- und Donauraum muß jedoch erst nach der althochdeutschen Lautverschiebung erfolgt sein, da kein geographischer Name vorher übernommen wurde (E. SCHWARZ, 1929). Die Einwanderung der Slowenen nach Norden wurde von der größten nördlichen Ausdehnung des Herzogtums Kärnten im 9. Jahrhundert bis fast Kremsmünster nachgezeichnet (Abb. 81).

551 werden die Awaren zum ersten Mal genannt, als ihnen Byzanz die Ansiedlung in Moesien gestattete. 556 eroberten sie Sirmium an der Grenze der römischen Provinzen Moesia I und Pannonia II. Sie waren die Verbündeten der Langobarden bei der Vernichtung des Königreichs der Gepiden im Jahre 568. 595 führte der bayrische Herzog TASSILO einen Feldzug gegen sie, er wurde in einem zweiten 596 besiegt. Hier traten die Karantanen als Verbündete der Awaren auf, unter deren Oberherrschaft sie dann gerieten. Gegen Ende des Römischen Reiches entstand in Kärnten ein Limes aus Kastellen zur Verteidigung gegen Norden. Dahinter lag die Provinzhauptstadt Noricums, Virunum (Karnburg). Die Langobarden besetzten mit ihrem Einfall nach Italien 568 auch Kärnten und diese Kastelle und räumten es bei Einbruch der Slowenen um 590 wieder. Im Jahre 596 stießen die Bayern bis dorthin vor, wurden aber von den Slowenen und Awaren zurückgeschlagen. Virunum war dann Herzogssitz der Slowenen. In die Gebirge nördlich der Heerstraße aus Pannonien über Laibach nach Aquileia hatten sich versprengte germanische Reste der Völkerwanderung geflüchtet (G. GRABER, 1942), die von den Slowenen aufgesogen wurden. Dort war noch um 1900 zum Unterschied vom bayrischen und ostvandalischen Rofendach mit Firstbaum das Sparrendach üblich. 611 wurde der bayrische Herzog GARIBALD II. bei Linz von den Karantanen besiegt. Die Awaren hatten sich im großen Becken zwischen Alpen, Dinariden und Karpaten niedergelassen. Dort trafen sie wohl schon Ostvandalen an, die wie die Slowenen schon aus den Gebieten östlich der Karpaten gekommen waren. 602 überfielen Langobarden zusammen mit den Awaren und den von diesen unterworfenen Ostvandalen das byzantinische Istrien (J. MAL, 1939). Die große Heerstraße von Sirmium nach Italien führte im Norden um Istrien herum und an Aquileia vorbei. Nachdem die Ostvandalen des SAMO-Reiches (620–660), von FREDEGAR ›Winidi‹ genannt,

erfolgreich gegen die Awaren gekämpft hatten, konnten sich auch die Karantanen von der awarischen Oberherrschaft befreien (VALVASOR, 1689). Der Karantanenfürst VALUK trat dem SAMO-Reich als Konföderierter bei. Er wird bei FREDEGAR (IV. 72) »dux Winedorum«, Herzog der Vandalen, aus der »marca Winedorum« genannt.

Die von den Karantanen besetzten Gebiete lagen abseits der großen Straßen und waren wohl deshalb sowohl für Awaren als auch für Langobarden strategisch weniger von Interesse. 664 flüchtete sich ein aufständischer Sohn des langobardischen Herzogs von Friaul, ARNEFRIT, zu den Slowenen: »fugit ad Sclavorum gentem in Carnuntum quod corrupte vocitant Carantanum« (PAULUS DIACONUS, *Geschichte der Langobarden*, V, 22, Alteine 1986), also zu den Sclavi in Carnuntum, die fälschlich ›Karantanen‹ genannt werden.

743 wurden die Awaren vom Karantanenherzog BORUTH (738-749) und den zu Hilfe gerufenen Bayern besiegt. Dafür wurden die Karantanen von den Bayern abhängig und beteiligten sich 796 an den Vernichtungskämpfen gegen die Awaren. (»Sclavi, qui dicuntur Quarantani«, H. WOLFRAM, 1979). Zu dieser Zeit umfaßte Karantanien die Täler des Pustertales östlich ab Innichen, von Drau, Mur, Mürz bis zum Salzachtal. Erst nach der Ausbildung des Althochdeutschen, etwa im 8. Jahrhundert, sind sprachliche Beziehungen der Bayern mit den in die Alpen eingewanderten Ostvandalen nachweisbar (E. SCHWARZ, 1924).

Die Herzöge nach BORUTH waren sein Sohn CACACIUS (GORAZD), PRIWIZLAUGA, CEMICAS, ZTOIMAR (750–752), CHEITMAR (752–769). Diese Namen sind nordischer Herkunft (F. JEZA, 1967) (s. Kap. 2.2.12.3.4). Da CHEITMAR zum Christentum übertrat, brachen mehrere heidnische Aufstände zwischen 765 und 769 aus. Nach CHEITMAR folgte 772–784 WALTUNC, der nach einem Sieg TASSILOS III. im Jahre 772 über die Karantanen eingesetzt wurde. Seitdem gehörte Karantanien unter eigenen Herzögen zum Herzogtum Baiern.

Nach dem Sturz TASSILOS III. gelangte Karantanien unmittelbar unter fränkische Hoheit, behielt aber eigene Herzöge. Gemäß der Grenze zwischen den Erzbistümern Salzburg und Aquileia wurde 811 das Gebiet südlich der Drau zum Herzogtum Friaul geschlagen. Doch vom Gebirgseintritt der Drau nach Westen waren die Kämme der Karawanken und der Karnischen Alpen die Grenze gegen Süden, eine Grenze, die noch heute besteht. Die im Norden davon wohnenden Karantanen wurden Angehörige des *Regnum theodiscum* und des Deutschen Reiches. Der Herzogsstuhl bei Maria Saal gehörte zu ihrem Herzogtum Karantanien, und nicht zu den südlich dieser Grenze wohnenden Slowenen, die damals zeitlich verschiedene politische Zugehörigkeiten zu den Marken Friaul und Krain hatten. Das Gebiet nördlich davon war im folgenden Markgrafschaft. 817

Großfürstentums Kiew verstanden. Das ist ein Hinweis auf die ethnische Zugehörigkeit der dort lebenden ›Slawen‹ zu den Ostvandalen. Der Sohn Wladimirs, Jaroslaw, der eine warägische Mutter und eine schwedische Frau hatte, soll noch warägisch gesprochen haben, während der Hof, die Beamten und das Heer sich mehr und mehr des ›Slawischen‹ bedienten (A. v. Gadolin, 1971).

Soweit unsere Kenntnisse von den Sprachen der Ostgermanen aus schriftlichen Quellen.

2.2.12.3.3 Sprachverwandtschaften und Sprachentwicklungen

Es ist möglich, durch Sprachvergleiche Sprachverwandtschaften zu finden und durch Analyse gemeinsamer und nicht gemeinsamer Wortstämme die historische Entwicklung von verwandten Sprachen zu rekonstruieren und auch frühere Entwicklungszustände von Sprachen zu erschließen, wie dies zum Beispiel von seiten der slawischen Philologie getan wurde. So wurde das Altpolabische bis um 900 zurückverfolgt (J. Herrmann, 1985). Dieses soll in einem Gebiet gesprochen worden sein, in dem nach den Quellen bis nach 1100 Ostvandalen wohnten. Die *Lingua Sclavinia* dieser Vandalen der Quellen muß also mit dem Altpolabischen identisch sein.

Das Polabische wurde nicht nur in dem am weitesten nach Westen reichenden geschlossenen Siedlungsgebiet der Ostvandalen gesprochen, sondern auch im Hannoverschen Wendland, in den Ämtern Dannenberg, Lüchow und Wustrow, wo es erst nach 1700 ausgestorben ist. Diese Sprache wird auch als ›Wendisch‹ bezeichnet und ist dem Kaschubischen und dem Polnischen sehr ähnlich. Die Rekonstruktion des Altpolabischen durch A. Schleicher (1871) beruht unter anderem auf dem *Lüneburgisch-Wendischen Wörterbuch* von J. H. Jugler von 1809.

Von E. Schwarz (1951) wird für die sprachliche Einteilung der germanischen Sprachen vorgeschlagen, im 3. bis 2. Jahrhundert v. d. Ztw. die Trennung in Süd- und Nordgermanen anzunehmen und für das 3. Jahrhundert n. d. Ztw. eine Einteilung in Binnengermanen, aus denen dann Deutsche wurden, Nordseegermanen, aus denen die Angelsachsen und Friesen hervorgingen, und Nordgermanen, zu denen die skandinavischen und gotisch-vandalischen Völker gehören. Da aber offenbar zwischen der Sprache der nordgermanischen Waräger in Kiew und der Sprache der ostgermanischen Sclavi um 980 so große Unterschiede bestanden, daß eine Verständigung schlecht möglich war, ist es wohl erforderlich, als große Sprachgruppen vor und um 1000 n. d. Ztw. die nordgermanische, die westgermanische der Binnengermanen und Nordseegermanen und die ostgermanischen und ›slawischen‹ Sprachen zu unterscheiden. Das Binnengermanische hatte sich schon vor 800 n. d. Ztw. zum Althochdeutschen weiterentwickelt.

Schon von Plinius wird als Sammelbegriff für Ostgermanen ›Vandilli‹ verwendet. Als solche werden Goten, Burgunden, Warnen und Harier von ihm genannt. Sie stammten alle aus Skandinavien und sprachen bei ihrer Ankunft südlich der Ostsee nordgermanisch. Wie sich diese Sprachen weiterentwickelten, ist bei den Ostgoten faßbar. Diese Ostgermanen sind später sprachlich nicht einheitlich gewesen. Prokop erwähnt unter Ostgermanen Rugier, Skiren und Vandalen als gotische Völker. In einem Zwischenaufenthalt waren die Vandalen in Jütland ansässig. Man muß also ethnisch nach der Ankunft dieser Stämme südlich der Ostsee von ›Ostgermanen‹ sprechen. Die Bastarnen waren als erste um etwa 700 v. d. Ztw. in den Mündungsgebieten von Oder und Weichsel, um 200 v. d. Ztw. waren die Goten in Pommern und an der Weichsel, und bereits vorher die Vandalen, unmittelbar darauf die Rugier und Burgunden, im 2. Jahrhundert n. d. Ztw. die Gepiden und im 3. Jahrhundert n. d. Ztw. die Krimgoten.

In Vendsyssel sprachen die Vandalen noch nordgermanisch (E. Schwarz, 1951). Nach ihrer Ankunft in der Oder- und Weichselmündung mußten sie mindestens teilweise vor den Goten weit nach Osten ausweichen (s. Kap. 2.2.7) und kamen als Träger der Kiewer und Prager Kultur erst nach 500 n. d. Ztw. wieder in Berührung mit anderen germanischen Stämmen, außer mit den Goten. Sie hatten sich inzwischen in eine Fülle von Stämmen aufgegliedert und den Raum vom Don bis zu den Karpaten gefüllt (s. Abb. 75).

Ermanarich herrschte von der Weichselmündung und dem Baltikum bis zum Don über »alle Völker Skythiens und Germaniens wie über seine eigenen«. (H. Wolfram, 1979) Darin haben sich auch die nach Osten abgedrängten Teile der Vandalen befunden, was aus ostgotischen Fürstennamen folgt (s. Kap. 2.2.7). Besonders aus diesen sind dann die Zuzüge nach 600 n. d. Ztw. erfolgt, die uns in den Quellen als ›Sclavi‹ oder ›Slawen‹ des heutigen ethnischen Verständnisses begegnen, was als slawische Landnahme in den Geschichtsbüchern erscheint.

In diesen 1000 Jahren bis zu den altslawischen Dialekten um 900 n. d. Ztw. (vgl. Kap. 2.2.7) war genügend Zeit zu sprachlichen Umwandlungen. Auch die Sprache der Ostgoten veränderte sich auf ihrer Wanderung durch den Osten vom Nordgermanischen zur Sprache des Wulfila in ähnlicher sprachlicher Isolierung. Ebenso entwickelten die Angeln und Sachsen in ihrer sprachlichen Isolierung in England aus dem Binnengermanischen das Altenglische.

Die Westvandalen saßen um 300 bis 400 n. d. Ztw. in Schlesien, in der Niederlausitz, bis nach Galizien, nördlich der Karpaten und in der Ostslowakei bis in die Theißebene. Sie zogen um 400 teilweise nach Westen über Gallien und Spanien nach Nordafrika. Der in Schlesien verbliebene Rest ging nach 500 in den zugewanderten Ostvandalen auf, die das alte Heilig-

erhielt der minderjährige Sohn Ludwigs I., Ludwig II., Bayern und Karantanien.

Ab 828 wurden anstatt der karantanischen Herzöge deutsche eingesetzt. Die östlichen Marken mit Karantanien übertrug Ludwig II. 856 seinem Sohn Karlmann, der sie schon vor 876, dem Todesjahr Ludwigs II., an seinen unehelichen Sohn Arnulf weitergab. Im 9. Jahrhundert umfaßte Karantanien Kärnten und Steiermark sowie die ostvandalisch, alpenslawisch besiedelten Gebiete und reichte im Norden bis an die Donau (Abb. 81).

976 wurde Kärnten Herzogtum im karolingischen Ostreich, dem Vorläufer des *Regnum theodiscum*, das zum Unterschied vom *Imperium Romanum* mit Einschluß der ostvandalischen Slowenen und Böhmen nur Germanen umfaßte. Die Böhmen und Slowenen wurden in diesem *Regnum theodiscum*, auch als ›*Regnum teutonicum*‹ bezeichnet, das 887 als solches chronistisch zum ersten Male erwähnt wurde, nicht als Fremde, Eroberte und Unterdrückte angesehen. Auch die Wahl des Sohnes Karlmanns, Arnulfs von Kärnten, 887 zum deutschen König unterstreicht dies. Die im Zuge der Christianisierung unterworfenen und integrierten Ostgermanen wurden, nachdem sie ihre *Lingua Sclavinia* zugunsten der *Lingua Theodisca* abgelegt hatten, später ebenso als ›Deutsche‹ bezeichnet. Im Falle der Slowenen behielt jedoch ein Stamm der Ostgermanen im Reich seine Sprache und sein Recht. Das wurde als bemerkenswert gefunden. Nur der Adel nahm bald die deutsche Sprache und das deutsche Recht an.

Abgesehen von den Volksrechten der Slowenen, die innerhalb des Herzogtums Kärnten weitergalten, waren die im ostfränkischen Reich lebenden Sclavi rechtlich den Bayern seit dem *Capitulare missorum* Karls des Grossen von 789 gleichgestellt, wie es die Raffelstedter Zollordnung von 903 festlegt mit »Bavari vel Sclavi istius patriae«. Auch beim inneren Landesausbau wurden sie gleichberechtigt seit Karl dem Grossen zum Beispiel in der Oberpfalz (s. Kap. 2.1.9) beteiligt. Jedoch müssen nach den Ranshofener Konstitutionen Herzog Heinrichs II. von Bayern von 989 und 995 straffällige Sclavi zum Unterschied von Bayern des Landes verwiesen werden (A. Riedler, 1934).

Der Einschub im *Schwabenspiegel*, der auf eine ältere Vorlage des 11. Jahrhunderts zurückgeht und dieses alte Recht und die Herzogseinsetzung durch das Thing der Freien, die Veča, beschreibt, wurde schriftlich niedergelegt, weil nach 1000 mehrere Kärntner Herzöge aus Schwaben stammten (B. Grafenauer, 1993) und weil Rudolf II., als er 1360 Herzog von Kärnten wurde, die Einsetzungsbräuche änderte, nachdem schon 1335 die Herzogseinsetzung zum Fürstenstein bei Karnburg verlegt worden war (U. Steinmann, 1967).

Das Herzogtum Kärnten hatte um 1000 (Abb. 81) seine größte Ausdehnung. Es reichte von Istrien bis Steyr und vom Semmering bis Lienz und

zur Mark Friaul. Ein Herzog von Kärnten, Arnulf, wurde 887 König des Ostreiches und 896 in Rom zum Kaiser gekrönt (gest. 899). 887 erschien Arnulf auf dem Reichstag in Tribur mit slowenischen Kriegern (*cum manu valide Noricarum et Sclavorum*). »Nirgend hört man von einer aprioristischen, rechtlichen und sozialen Zurücksetzung der Slowenen.« Für die Freiheiten der Alpenslawen und Karantanen sprechen Rechtsbräuche, die sie als ›urslawisches‹ Erbe mitgebracht hatten (J. Mal, 1939). Die nach den Ostvandalen in das große Karpatenbecken eingewanderten Ungarn übernahmen von diesen viele Lehnwörter aus dem täglichen Leben und aus Recht und Verwaltung (z.B. Ispan-Zupan, Gespan, Komitatsvorstand).



Abb. 81: Karantanien (Kärnten) in seiner größten Ausdehnung im 9. Jahrhundert.

Diese altüberkommenen Rechtsbräuche waren die einzigen aus vorfeudaler urgermanischer Zeit, die bis ins hohe Mittelalter erhalten blieben. Sie blieben in Kraft, bis Kärnten an die Habsburger kam, erst dann wurden sie verdrängt. Es waren dies Rechtsbräuche, die sie in Vendssyssel vor Beginn der großen Wanderung schon ausübten, insbesondere das Recht der freien Herzogswahl mit gegenseitiger Verpflichtung beider Teile durch das Thing der Freien. Dieses Zeremoniell fand bis in das hohe Mittelalter vor der Verlegung der Wahl zum Fürstenstein bei Karnburg auf dem Zollfeld bei Maria Saal in Kärnten statt und wurde vielfacher Beschreibung für wert befunden. Die vandalische Abstammung der Slowenen soll heute noch unter ihnen bekannt sein. Im Gebiet der Ostvandalen in den Ostalpen waren bis Ende des Mittelalters Vornamen mit dem Stammwort ›Wendel‹ und ›Wandal‹ im Gebrauch wie Wendelburg, Wendelgard, Wendelmut, Wandula und weitere. Allein im Telefonbuch von Villach lassen sich auf Anhieb zehn Personen mit Namen ›Vandaller‹ finden. Auch den Hofnamen ›Wandaler‹ gibt es noch heute in Kärnten, etwa bei Grades im Metnitztal.

Eine ähnliche vorfeudale Verfassung wird auch von Ibrahim ibn Jaqub, der zur Zeit Kaiser Ottos I. Ostgermanien bereiste, für die Einwohner der ostvandalischen Stadt Jumneta auf Wollin bezeugt (L. Schulte, 1918): »Und sie führen Krieg mit Misiko, und ihre Tapferkeit ist groß. Und sie haben keinen König und gehorchen nicht einer einzelnen Person, sondern ihre Machthaber sind die Ältesten.«

Wie bei den Nordgermanen vor der Auswanderung gliederte sich das Land militärisch in Tausend-, Hundert- und Zehnerschaften. Aus den Tausendschaften wurden im Warägerreich Provinzen Rußlands. Die Füh-

rer dieser Einheiten wurden gewählt. Der Tausendschaftsführer vertrat den Herzog auf dem Thing (Veča). Bei denen, die in Berührung mit den Awaren kamen, trat das awarische Fremdwort ›Zupan‹ für militärische Führer auf, das sonst unbekannt war. Die alten Einteilungen waren noch in bairischer Zeit in den Gebieten der Alpenslawen vorhanden. Bei der Gründung des Klosters Kremsmünster 777 schenkte Herzog Tassilo dem Kloster eine ›decaniam Sclavorum‹, den Kirchenzehnten von 10 Freien. Dabei wurde die Grenze der Dekanie umritten. Diese Dekanien wurden in Kärnten, Krain und Teilen Tirols als Gerichtsverwaltungsbezirke der Grafschaften übernommen.

Bei der Gründung des Klosters St. Georgen am Längsee in Kärnten 1002 werden in der Urkunde neben baierischen Zeugen auch solche aufgeführt, die nach slowenischem Recht leben: »Isti autem sunt Sclauenice institutionis testes: Hartuuich, Chazili, Penno, Johannes, Egozi, Sizo, Reginprecht, Arn, Wolfram, Jenizi, Gappo, Ezcho, Uitislau, Wolfhart, Sigishart«, wobei zu beachten ist, daß diese Sclavi Freie waren und möglicherweise aus sozial gehobenen Stellungen stammten, denn sonst wären sie nicht in einer so wichtigen Urkunde aufgeführt worden. Neben typisch ostgermanischen Namen finden sich auch bei West- und Nordgermanen gebräuchliche Namen, ganz wie bei allen anderen ›Slawen‹ auch, ein Hinweis auf den späten Beginn der Entwicklung der ›slawischen‹ aus den ostgermanischen Sprachen.

Neben den Bräuchen für göttliche Verehrung von Quellen und Bäumen und für Gerichtsversammlungen im Freien unter Bäumen, besonders unter Linden, waren es besonders die Bräuche bei der Wahl und Einsetzung des Herzogs, die an vorfeudale demokratische Verfassungen in Germanien erinnern.

Derartige alte Verfassungen sind nur noch in der demokratischen Selbstregierung der Siebenbürger Sachsen (H. Schröcke, 1987), 1224 niedergelegt im Goldenen Freibrief des ungarischen Königs Andreas, erhalten und dort in Teilen bis zum österreichisch-ungarischen Ausgleich 1867 in Kraft geblieben.

Da der karantanische Adel mit Übernahme der *Lingua Theodisca* wie auch die Vertreter der Kirche nach deutschem Recht lebten, standen sie nicht mehr unter slowenischem Recht und nahmen nicht mehr an der Veča teil.

Bei der Verleihung des Herzogtums Kärnten 1286 an Graf Meinhard übertrug er das Richteramt auf dem Zollfeld erblich an das Edlingerbauerngeschlecht des Herzogsbauern in Blasendorf (E. Klebel, 1940). Daß das Thing auf dem Zollfeld sehr alt war, geht aus dem Namen des Ortes Rotheis, verdeutscht aus *rotisce* = ›Schwurplatz, Malstatt, Gerichtsstätte‹, hervor (J. Mal, 1939).

Die Edlinger waren freie Wehrbauern. Die karantanischen Edlingerhöfe sind in einem Streifen nördlich der Drau von Villach bis Bleiburg siedlungsgeschichtlich nachgewiesen, einzelne gab es unter anderem bis nach Cilli und in die Wochein (südöstlich der Julischen Alpen). Die gleiche Rechtsstellung wie die Edlinger hatten in Friaul die langobardischen Arimannen, die 1280 vom Kaiser für den Bischof von Aquileia mit der Gleichsetzung »arimani seu edlingi« bezeugt wurden. Diese Arimannen hatten Eigenbesitz und waren Wehrbauern, die in Dekanien (Zehnerschaften) angesiedelt waren. Da nach dem Einzug der Langobarden 568 nach Oberitalien Kärnten 590 von ihnen geräumt wurde und die nachfolgenden Slowenen (Karantanen) mit den Langobarden kämpften, übernahmen die Slowenen wahrscheinlich diese Rechtsinstitution der Edlinger samt Namen. Doch schon davor gab es bei den Slowenen die Kosezen (von altnordisch ›wählen‹, Jeza, 1967), die den Fürsten wählten. Die Edlinger waren dann die staatstragende Schicht des Herzogtums Karantanien und saßen auf späterem Königsboden. Die Rechtsinstitution samt ihren Bewohnern wurde von der späteren bayrischen Oberhoheit übernommen und beibehalten (E. Klebel, 1942). Da auch im alpenslawischen Bereich nördlich der Alpen in Dekanien siedelnde Sclavi bezeugt sind, war den Karantanen diese von den Langobarden übernommene Einrichtung nicht fremd.

Das Wort *edling* scheint urkundlich in der Sonderbedeutung als ›bevorrechteter Bauer‹ nur in ehemals ostgermanisch besiedelten Gebieten vorzukommen, im Langobarden- und Ostgotenreich und als *andelenc* in Hochburgund. Edlinge gab es außer in Kärnten in ganz Slowenien und in der Steiermark (E. Kranzmayer, 1956).

Das Thing der Herzogseinsetzung wurde geleitet von einem von den Freien gewählten Richter eines Edlingergerichtes, dessen Vorsitzender dann erblich der Herzogsbauer in Blasendorf war. Vor der Einsetzung wird der neue Herzog in die karantanische Bauerntracht eingekleidet. Er kommt in Begleitung von vier Schwurhelfern mit den beiden Tieren an der Hand, einer Stute und einem Ochsen, zum alten Herzogstein (Abb. 82) auf der Westseite des damals noch nicht vorhandenen, erst 1268 für die Einsetzung von Herzog Rudolf IV. angebauten Fürstensteins, der heute stets abgebildet wird. Der Bauer auf dem Stein stellt fünf Fragen. Die Begleiter antworten und schwören. Der Bauer nimmt die Tiere und räumt den Stein. Der Herzog setzt sich auf diesen und schwört. Dann erfolgt die Huldigung und die Lehensvergabe (U. Steinmann, 1967).

Die Herzogseinsetzung ähnelt Vorgängen bei einer germanischen Gerichtsstätte oder den Ritualen der Königskrönung im *Regnum theodiscum*. »Das Betreten oder das Besteigen eines Steines ist nur in Geltung und Reichweite germanischen Kultureinflusses zu finden und besonders im germanischen Norden bei der Königswahl und bei Gerichtssitzungen allgemein

in Übung gewesen. Der Schwur auf dem Stein. . . ist als älteste Form des germanischen Eides bezeugt.« Das Umreiten des Steines ist eine uralte Form der Besitzergreifung. Die graue windische Tracht der Bauern war im germanischen Teil seines Reiches zur Zeit KARLS DES GROSSEN die übliche (G. GRABER, 1949).

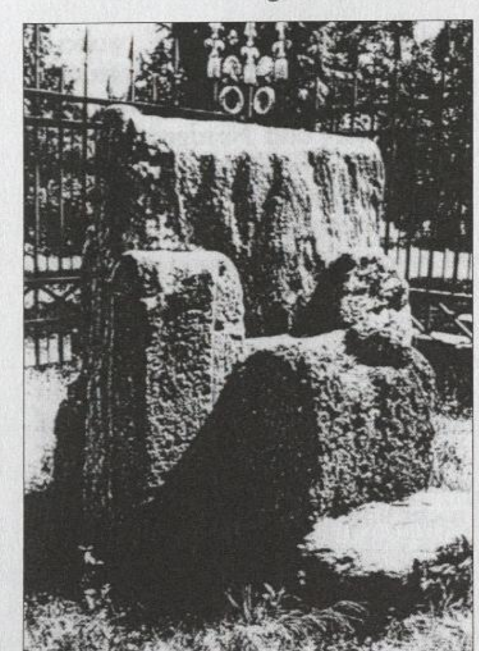
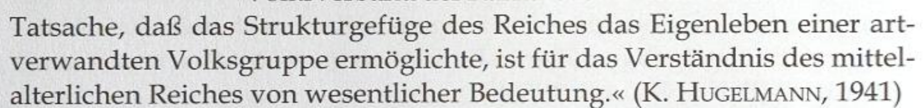


Abb 82: Der Herzogstuhl auf dem Zollfeld bei Maria Saal, Kärnten. Nach: Foto von Prof. W. KOCH.

Der Herzog konnte nur nach slowenischem Recht und nur vor dem Thing belangt werden und mußte sich dort auch verantworten. Er hatte das Recht, den windischen Hut auch vor dem Kaiser zu tragen und dort die slowenische Sprache zu gebrauchen, die *Lingua Sclavinia*, als Zeichen der Freiheit und Unabhängigkeit seines Herzogtums und seiner selbst (J. MAL, 1939).

Ostvandalische Stämme wählten sich wiederholt Fürsten aus anderen germanischen, besonders wikingischen Stämmen, so die Polanen die Daglinger, böhmische Stämme die Przemysliden, ukrainische Ostvandalen die Rus oder Waräger (s. Kap. 2.3.3). Mit der Herzogswahl bei Maria Saal hat sich möglicherweise mit mancherlei zeitbedingten Abwandlungen eine solche Aufnahme von stammesfremden Herzögen in den Volksverband der Kärntner Slowenen erhalten. ». . . die Tatsache, daß das Strukturgefüge des Reiches das Eigenleben einer artverwandten Volksgruppe ermöglichte, ist für das Verständnis des mittelalterlichen Reiches von wesentlicher Bedeutung.« (K. HUGELMANN, 1941)



Die Erinnerung an die vandalische Herkunft der Slowenen wird noch heute bezeugt durch den Namen des höchsten Berges der Julischen Alpen, des Triglafs, der den Namen des dreiköpfigen vandalischen Gottes trägt, der nach dem Wendenaufstand 983 im wiedereroberten Brandenburg auf dem alten vandalischen Heiligtum des Harlunger Berges wieder aufgestellt wurde und der auf dem Goldhorn von Gallehus in Dänemark aus dem 5. Jahrhundert dargestellt ist.

Auch dadurch, daß die Herzogtümer Böhmen und Kärnten dem *Regnum theodiscum* oder mit anderer Bezeichnung dem *Regnum Germanicum* angehörten, wird ihre Zugehörigkeit zu den germanischen Stämmen belegt. Das deutsche Königtum als eine eigene Rechtsinstitution – die Wahl zum deutschen König war die Voraussetzung für die Wahl zum Kaiser – umfaßte zum Unterschied vom *Imperium Romanum* des Kaisers in seinen Grenzen nur Völker germanischer Herkunft.

In den Ostalpen gibt es besonders im Bereich der ehemaligen Alpenslawen bäuerliche Hofformen und in der Obersteiermark bis Kärnten das Sparrendach, die auf versprengte Reste der Ostgermanen aus der Völkerwanderung zurückgehen. Bei den Slowenen findet sich nur das Rofendach (K. RHAMM, 1968). Damit hat man auch hier mit ostgermanischen Anteilen neben langobardischen zu rechnen.

Aus volkskundlichen Untersuchungen (B. SCHIER, 1966) wurde für Skandinavien, Osteuropa und die Alpenländer ein einheitlicher Kulturkreis nachgewiesen, dessen Träger Nordgermanen, Ostgermanen und Ostvandalen waren. Dazu gehören nordeuropäische Baugewohnheiten in den Alpenländern wie der Zwiehof, der das Wohnspeicherhaus vom Stall trennt, der Ständerbohlenbau im Lavanttal, der zum Backen und Kochen verwendbare Steinofen, die Badstube, die Rauchstube, die Verwendung ausgehöhlter und liegender Baumstämme als Bienenstöcke, der Ringhof mit dem Umlaufstall, weiter Ähnlichkeiten im Brauchtum (G. GRABER, 1949) wie die Herzogseinsetzung, das Schwören auf dem Stein, die Rolle des Hammers (des Thorshammers) in Hochzeitsbräuchen, das Fortleben von Namen aus der germanischen Sage in Urkunden bis etwa 1300. Sie umfassen die Zeit vom Beginn der Völkerwanderung bis zur Besetzung des Gailtales durch die Langobarden. Das bedingt, daß diese Namen von völkerwanderungszeitlichen Germanen über die Langobarden zu den Slowenen und von diesen bis zu den mittelalterlichen Deutschen weitergegeben wurden. Die Ähnlichkeit von kärtnerischem Brauchtum, »was samt und sonders nicht aus dem Inneren Bayerns hergeleitet werden kann« (G. GRABER, 1949), wird am einfachsten aus der skandinavischen Herkunft der Slowenen erklärbar (F. JEZA, 1976). Dem entspricht, daß zwischen der altbayerischen Bevölkerung »und den österreichischen Alpenstämmen, insbesondere dem kärtnerischen, so bedeutende anthropologische Unterschiede (bestehen), daß an einen gemeinsamen einheitlichen Ursprung beider kaum zu denken ist«. Der nordische Typ ist in Kärnten verbreiteter als in dem bayrisch besiedelten Österreich und ist bei den Kärntner Slowenen ähnlich nur etwas geringer, aber größer als bei den Slowenen in der Krain (G. GRABER, 1949).

Dieses Karantanien war im 9. und 10. Jahrhundert mit der Köttlacher Kultur der Alpen›slawen‹, wie aus dem Verbreitungsgebiet von Emailscheibenfibeln folgt, im Kulturkreis des ottonischen Reiches angesiedelt, obwohl hier noch nach heidnischer Art in Körpergräbern mit Beigaben bestattet wurde (J. GIESELER, 1978).

Ab 760 war Karantanien selbständiges Herzogtum. Im Jahre 1000 wurde die Steiermark von Baiern abgetrennt und selbständiges Herzogtum.

2.2.10.2 Die Kroaten

Aus Illyrien schufen die Römer nach der Eroberung des Landes die Provinzen Pannonien und Dalmatien. Dalmatien wurde an die italische Prä-

fektur angeschlossen. 454 proklamierte der letzte Tribun Marcellinus die Unabhängigkeit Dalmatiens, bis Odoaker im Jahre 480 dieser ein Ende machte und einen Statthalter einsetzte. 489 brach Theoderich von Sirmium auf, marschierte durch Bosnien, besetzte Salona (Split) und kämpfte den Weg nach Italien gegen Odoaker frei. Er nahm den Titel ›*princeps dalmatiarum*‹ an. Nach dem Tod Amalaswinthas im Jahre 534, die ihrem Vater Theoderich auf dem Thron gefolgt war, machte Kaiser Justinian Dalmatien zur Aufmarschbasis für die Rückeroberung Italiens, die 555 mit der Schlacht am Vesuv endete. Von da an wurde Dalmatien durch einen in Salona residierenden Prokonsul verwaltet. Die Provinz erhielt aber keine militärische Hilfe, die Macht von Byzanz beschränkte sich praktisch auf die Küstenstädte, während sich abseits davon kroatische Fürstentümer entwickelten.

Ch. Segevic (1935) zeigte anhand alter Chroniken, deren zuverlässigste die *Historia Salonitana* von Thomas Archidiaconus (1200–1268) war, daß das kroatische Volk gotische Wurzeln hat. Sieben oder acht gotische Stämme ließen sich, geführt von Totila, auf dem Weg von Pannonien nach Italien in Dalmatien nieder. Thomas: »Sie kamen aus Teilen Polens, die Linguones genannt wurden. . . Die Völker vermischten sich [mit den illyrischen Ureinwohnern, den Cureten] und wurden ein Stamm – Sie wurden von den meisten Goten genannt und mit der zweiten Eigentümlichkeit ihres Namens Sclavi, die aus Polen oder Böhmen kamen.«

Die Goten errichteten in erhöhter Lage Gards, Wohnburgen, deren Reste in ganz Kroatien verstreut sind. Daran erinnern die Namen mancher Orte und Städte wie Starigrad, Novigrad, Gradec, Gradisa, Gradiska usw. Der kroatische Adel leitete seine Rechte aus der Landnahme dieser gotischen Stämme ab. Nach 555, dem Ende der Zugehörigkeit zum Reich der Ostgoten, wählten sie eigene Fürsten, den *dux magnus* kroatischer Inschriften.

Der Name des kroatischen Volkes wird von Ch. Segevic aus dem Gotischen abgeleitet, nämlich aus dem gotischen Wortstamm *hroth* (mit der Bedeutung von ›Sieg, Ruhm‹), wie er in den Namen Horoatos und Hotovatos in zwei griechischen Inschriften des 2. oder 3. Jahrhunderts aus der griechischen Stadt Tanais, dem heutigen Asow am Don, erhalten sind. In der alten kroatischen Fassung der Chronik des Presbyters Diocleatis, welche die gotisch-kroatischen Könige von 454 bis 614 enthält, wird der Ausdruck *hruat* für den Stammesnamen verwendet. Andererseits wohnten in Böhmen und jenseits der Sudeten Chrowaten (Krakau), die infolge dieses Namens auch als Kroaten angesehen werden. Bei Ausgrabungen in Brezno bei Sarajewo wurden gotische Runen entdeckt. Noch im Mittelalter wurden die Kroaten vielfach, zum Beispiel in päpstlichen Briefen, als ›Goten‹ bezeichnet. Anthropologische Untersuchungen ergaben die Zugehörigkeit von kroatischen Bogumilen aus der Herzegowina zum nordischen Typ.

Im Kroatischen lassen sich neben vielen geographischen Namen gotischen Ursprungs viele gotische Wortstämme finden.

Noch heute gibt es im Holzbau Gemeinsamkeiten mit den Goten, zum Beispiel im Ständerbohlenbau auf Grundschwellen von Speichern, eine Bauweise, die die Goten schon im 3. Jahrhundert übten, wie am Totenhaus eines gotischen Gaufürsten (s. Abb. 119), dort mit senkrecht gestellten Bohlen, am erwähnten Beispiel in Kroatien heute mit waagerechten Bohlen (H. Phleps, 1934).

Die Fürstengräber ähneln denen west- und nordgermanischer Art. Ein solches Grab von Biskuija-Crkvina bei Knin in Kroatien aus der Zeit um 800 enthielt Steigbügel, Gürtelschnallen, ein Kurz- und ein Langschwert, das letzte aus der fränkischen Werkstatt des Ulfberth sowie einen Holzeimer mit Metallbeschlag (J. Herrmann, 1986). Auch Holzsärge wurden verwendet.

614 machte ein ostvandalischer Vorstoß bis Split diesen gotischen Selbständigkeiten ein Ende, leitete die ostvandalische Besiedlung ein, und die gotische Sprache verschwand, aber die Stammesgliederung und der Adel bestanden weiter. Kaiser Konstantin VII., Porphyrogenitus (912–959), schrieb in seinem Werk *De administrando imperio*, die Kroaten wohnten jenseits der Karpaten und kamen im Auftrag von Kaiser Heraklion (610–641) nach Dalmatien. Sie wurden als Föderaten angesiedelt und entkamen so der awarischen Vorherrschaft.

Die Goten waren Arianer. Die Ostvandalen kamen als Heiden und wurden zunächst Arianer. Sie gingen zur Körperbestattung in Reihengräberfriedhöfen mit Beigaben von Waffen, Schmuck und Haushaltsgerät über und behielten diese Sitte bis in das 9. Jahrhundert. Als weiblicher Schmuck waren Ohrgehänge weitverbreitet, wie sie auch anderwärts in ostvandalischen Stämmen, im Kiewer Reich und in Mähren vorkommen. In der Baukultur entstanden als besonders kennzeichnend gewölbte Rundkirchen und quadratische Kirchen, deren Innenstützen mit den Masten norwegischer Stabkirchen verglichen wurden (J. Strzygowski, 1929).

670 gelang es dem Erzbischof Johann von Ravenna, die kroatischen Fürsten und das Volk zum römisch-katholischen Bekenntnis zu bekehren. Sie waren also Christen schon lange vor der Tätigkeit von Method und Kyrill im Großmährischen Reich im 10. Jahrhundert. In den adligen Wohnsitzen und den weiterbewohnten antiken Orten entstanden nach 800 Kapellen und kleine Kirchen, die an spätantike Vorbilder der Küstenstädte anklingen und mit germanischen Flechtbandmotiven geschmückt sind (s. Abb. 157), die anfänglich von langobardischen und später von einheimischen Steinmetzen stammten. Diese wußten noch wie die langobardischen Steinmetzen aus den Schulen der *magistri comacini*, den Vorläufern der mittelalterlichen Bauhütten, vom heidnischen Sinninhalt der Bandor-



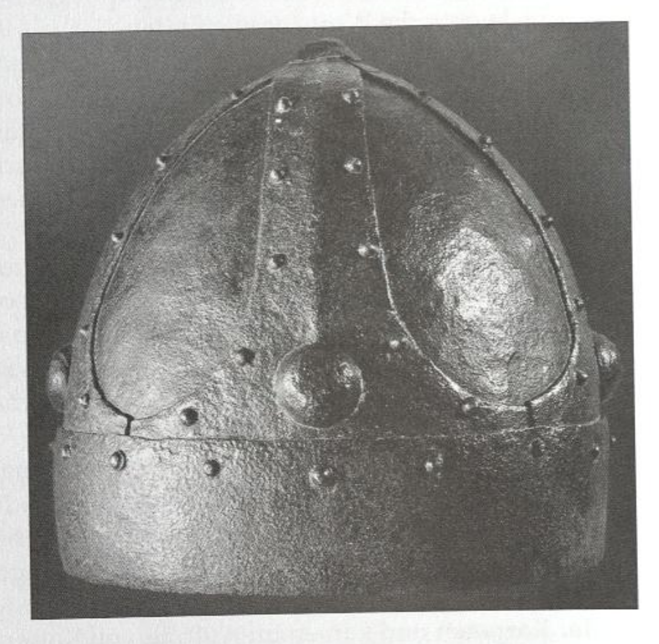


Abb. 83: Spangenhelme. Links: aus dem Thüringer-Reich mit Ohrenschutz, von Stössen, Kreis Weißenfels. Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, Bd. 1, 1941, Taf. 169. Rechts: kroatischer Spangenhelm von Sv. Vid bei Metkovic, Nin, Altkroatisches Museum.

namentik. Im archäologischen Museum in Split befindet sich ein Stein mit der Darstellung, wie der Fenriswolf ein Band aus einem Flechtbandornament verschlingt. Dies ist ihm jedoch unbekömmlich und kommt hinten wieder heraus (Abb. 152). Bandverschlingende Fenriswölfe wurden von langobardischen Steinmetzschulen in Italien wiederholt als Reliefs dargestellt.

Eine weitere gesamtgermanische Gemeinsamkeit sind die Spangenhelme bei fürstlichen Trägern, die im 6. Jahrhundert aufkamen. Sie sind gleichartig von allen germanischen Stämmen südlich von Nordsee und Ostsee, aber auch aus Skandinavien, bekannt, von Franken, Alemannen, Thüringern, Gepiden und Kroaten (Abb. 83). Die verschiedenen Werkstätten unterscheiden sich in der Gestaltung der Schmuckbänder. Der kroatische Helm in der Abbildung soll langobardischer Herkunft sein (E. Schaffran, 1941). Spangenhelme des Baldenheimer Typs wurden von den Königen der Goten und Franken an militärische Führungsgrade verliehen. Helme dieser Art wurden auch im byzantinischen Reich hergestellt und getragen (J. Werner, 1988).

Um 800 kamen aus Aquileia Missionare an die kroatischen Fürstenhöfe. Damit begann eine Kulturöffnung zum Frankenreich. Trotz dieser weiteren Christianisierung wurde in Reihengräbern mit Beigaben bestattet. In Medvediêa an der Drau in Nordkroatien fand man das Grab eines einheimischen Adligen, dem eine fränkische Riemenzunge mit Flechtbandornamentik und ein fränkisches Schwert mit vergoldetem Knauf beigegeben waren. In den Gräbern fand man zahlreiche Sporen (etwa 100 Funde) karolingischer Typen aus einheimischen Werkstätten des 9. Jahrhunderts und 21 karolingische Schwerter (Z. Vinski, 1977), die wohl in der Zeit der losen Zugehörigkeit der kroatischen Fürstentümer zum Reich Karls des Grossen nach den Siegen über die Awaren aus Franken kamen.

In der *Pacta conventa* von 1102, die die inneren Freiheiten der Stämme nicht antastete, wurde der ungarische König das Oberhaupt. Ein Teil des Adels stimmte dem nicht zu und gründete in Bosnien und Herzegowina unabhängige Staaten. In der Nachfolge dieser Stämme gab es bis zum Zweiten Weltkrieg Gemeinden, deren sämtliche Einwohner adlig waren. Die Stämme untergliederten sich in mehrere Zupa, denen ein Zupan vorstand. Die Zupa entsprach der gotischen Sippe. Später wurden Verwaltungseinheiten daraus.

Die heutige ethnische Erscheinung der Kroaten hat historisch drei Wurzeln, die Cureten der illyrischen Urbevölkerung, die Ostgoten und zuletzt die Ostvandalen, von weiteren Veränderungen durch einwandernde Awaren und später Türken abgesehen.

2.2.11 Böhmen und Mähren

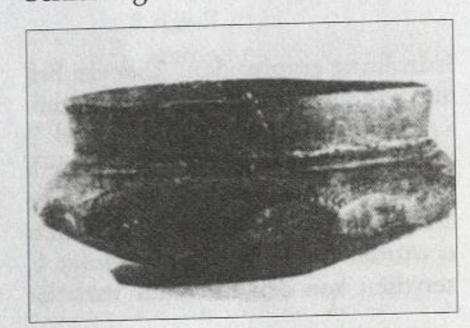
2.2.11.1 Germanen in Böhmen und Mähren bis zum Ausgang der Völkerwanderung

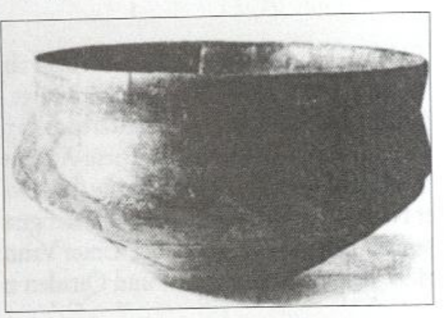
Böhmen und Mähren wurde nach der Vertreibung der Kelten von Stämmen elbgermanischer Herkunft bewohnt, von den Markomannen, den Quaden, den Langobarden und dem namenlosen Stamm der Vorfahren der Baiern von Přeštovice-Friedenhain (s. Kap. 2.1.8). Aber bereits im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. sind in Nordböhmen mit der Bodenbacher- und der ihr folgenden Kobiler-Gruppe Germanen bekannt.

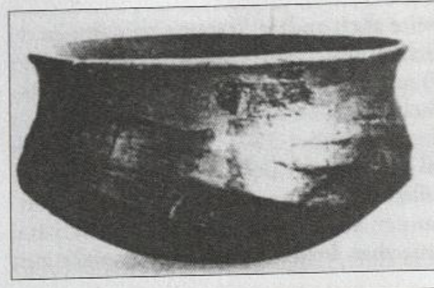
Die Markomannen hatten um 60 v. d. Ztw. den Keltenstamm der Bojer besiegt und vertrieben. Laut Tacitus lag Böhmen seitdem wüst. Das erklärt die geringe Zahl übernommener keltischer Namen. Dieser Brauch, menschenleere Grenzbereiche anzulegen, war verbreitet.

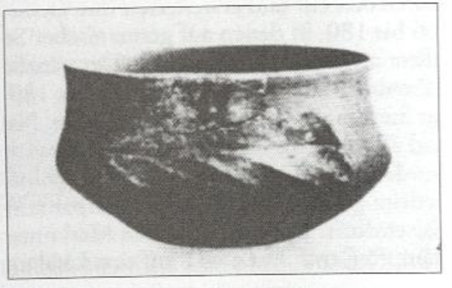
Noch vor dem Abzug der Markomannen aus den zentralen Offengebieten Böhmens kamen aus dem weiteren elbgermanischen Raum in die Randgebiete im Südwesten und Nordosten Zuzüge, die mit den großen Brandgräberfeldern von Přeštovice und Ploštiste mit 520 und 1320 Urnenbestattungen bekannt wurden (Abb. 53). Diese Gräberfelder wurden von 250 bis 450 und von 180 bis 500 belegt. In dieser Zeit kamen mehrfach auch kleinere Nachschübe von Zuzüglern aus Elbgermanen auch in das Gebiet des Egertals bei Laun mit einem Brandgräberfeld von 400 Bestattungen (J. Blazek, 1995). Unter den verschiedenen Keramikformen erscheinen vor 400 auch flache Schalen mit schräger Kannelierung (Abb. 84), so

auch im Gräberfeld von Přeštovice, deren Herkunftsgebiete zwischen dem Unterlauf der Elbe und Weser, dem damaligen Wohngebiet der Langobarden, gesucht werden. Dann folgen Keramikformen der Herkunft aus Schleswig-Holstein bis Westmecklenburg.


1


2


3


4


5

6 (Mitte)

Abb. 84: Die schräg- und geradkannellierten flachen Schalen aus Böhmen und Bayern.
1–4 Ploštiste; 5 Friedenhain nördlich der Donau bei Straubing; 6 Gräberfeld Bajuwarenstraße bei Straubing südlich der Donau.
1–4 nach: A. Rybova, *Germanen, Hunnen, Awaren,* Ausstellungskatalog Nürnberg 1988, S. 534; 5–6 nach: Th. Fischer u. H. Geiser, in: Dannheimer u. Dopsch, *Die Bajuwaren,* Ausstellungskatalog München 1988, S. 64.

Nach Abzug der Markomannen nach 300 kamen in die leer gewordenen Siedlungsräume Zuzüge aus dem elbgermanischen Raum (Vinařice), die ab 400 in Körpergräbern bestatten (A. Rybova, 1988). Auch hier finden sich um 400 unter der Keramik die flachen, schrägkannelierten Schalen. Diese Gräber sind im Gegensatz zu denen von Přeštovice beigabenreich. Um 500 folgen wieder Zuzüge von Langobarden und Sachsen.

Die Bewohner der Umgebung von Strakonitz und Přeštovice waren von den zeitgleichen Siedlungskammern Přeštovice, Ploštiste und Laun sowie Vinařice (400 bis vor 500) die einzigen, die um 350 nach Bayern in die Gebiete nördlich des Donauknies bis nach Nordost-Bayern zu ziehen begannen.

Die Langobarden, die beiderseits der unteren Elbe siedelten (Bardengau, Bardowiek), kämpften 17 n. d. Ztw. auf der Seite des Arminius. 167 erschienen 6000 langobardische Krieger an der Donau, fielen nach Pannonien ein, wurden zurückgeschlagen und kehrten an die Elbe zurück. Von dort zog der Stamm Ende des 3. oder Anfang des 4. Jahrhunderts aus und wurde 490 n. d. Ztw. im Gebiet der Rugier in Niederösterreich nördlich der Donau gemeldet. Dort traten sie zum arianischen Christentum über. Ob diese Wanderung nördlich der Sudeten entlang ging und dann durch die Mährische Pforte und das Marchtal oder ob sie elbeaufwärts, durch das vormals markomannische Böhmen, erfolgte, ist nicht sicher. Da jedoch in Böhmen ab 400 und besonders nach 450 Reihengräberfriedhöfe neu angelegt wurden und die bisherigen Brandgräber- und Körpergräberfriedhöfe mit Nord-Süd-Ausrichtung der Toten nicht mehr belegt wurden, wird das dem Zuzug der Langobarden zugerechnet (J. Zeman, 1988).

487/88 zerstörte Odoaker das Rugierreich, das darauf von den Langobarden besetzt wurde. Zunächst wurden die Langobarden den östlich benachbarten Herulern botmäßig, vernichteten jedoch das Herulerreich im Jahre 508. 512 zogen die Heruler wahrscheinlich durch die Mährische Pforte nach Norden.

Der Langobardenkönig Wacho (gest. 540), von dessen Residenz noch Reste beim Feldzug Karls des Grossen nach Böhmen im Jahre 805 sichtbar gewesen sein sollen, herrschte über Böhmen, Mähren, Niederösterreich und die Sweben in Nordungarn sowie in Böhmen über die nach den Markomannen ins Land gekommenen Thüringer. Aus der Zeit vor ihm stammt ein großes Hügelgrab auf dem Žuran östlich von Brünn inmitten eines von den Langobarden dichtbesiedelten Gebietes, das mit schwedischen Königsgräbern aus der gleichen Zeit vergleichbar ist. Die Reste der Quaden gingen in den Langobarden auf und wurden danach nicht mehr genannt. Aber noch um 870 war in Salzburg bekannt, daß es im Nordwesten der Slowakei Reste der Quaden gab. Aus dieser Zeit stammt der Ortsname Ödenburg (= Odinsburg) ebenso wie Preßburg (= Prezlasburg). Die

Langobarden verehrten Odin besonders. 526/527 besetzten die Langobarden Pannonien und 547/548 die Teilprovinz Savia zwischen Save und Drau. Wegen Sirmium kam es bald zum Kampf mit den Gepiden, die 551 besiegt wurden. Nach einer Niederlage durch diese im Jahre 565 wurde 567 mit Hilfe der Awaren das Gepidenreich vernichtet. 568 zogen die Langobarden nach Italien. Ab Mitte des 5. Jahrhunderts wurden langobardische Bodenfunde in Mähren spärlicher. Die Herrschaft über Böhmen und Mähren wurde aber wohl erst mit dem Abzug nach Italien aufgegeben. Nach den Langobarden kam es nochmals zu germanischen Zuzügen nach Böhmen. Das große Reihengräberfeld von Podbaba bei Prag bestand vom 6. bis zum Anfang des 7. Jahrhundert und wurde von Thüringern angelegt. Um 600 trugen die Funde Tierkopfornamentik (E. Schwarz, 1929).

2.2.11.2 Elbgermanisch-ostvandalische Kontinuität in Böhmen und Mähren

Böhmen wird von gewichtigen Chronisten wie Einhard, Paulus Diakonus, Cosmas von Prag unter anderen bis in das hohe Mittelalter als Teil Germaniens angesehen (s. Kap. 2.2.11.5).

Die Ostvandalen haben nach ihrer Einwanderung nach Böhmen und Mähren eine Fülle von geographischen Namen übernommen. Die meisten stammten bereits aus dem Altgermanischen vor Ausbildung des Althochdeutschen um 700 bis 800. So wurde der Name des Berges Rip bei Raudnitz an der Elbe, auf dem sich ein germanisches Heiligtum befand, das von den Ostvandalen weitergeführt wurde (E. Petersen, 1942), von ihnen als Rip übernommen. Er machte dann in *Lingua Sclavinia* die althochdeutsche Lautverschiebung in Rif und die mittelhochdeutsche in Reif nicht mit. Der Name ›Reiff‹ ist aber im 14. Jahrhundert in einer Chronik bekannt. Es muß also dort eine elbgermanisch-deutsche Bevölkerung durchgehend bis ins 14. Jahrhundert bestanden haben (E. Schwarz, 1924).

In ganz Böhmen und Mähren sind aus dem Altgermanischen die Flußnamen mit *-aha* (Wasser) übernommen worden. Die Schwarzach als Nebenfluß der March heißt tschechisch Svratka. Aus dem voralthochdeutschen Swatahwa leitet sich die tschechische Grundform Svratava ab. Auch dort müssen germanische Volksreste durchgehend bestanden haben. Dagegen fehlt bei der Zwittawa nördlich der Schwarzach die deutsche Form der jüngsten Lautverschiebung. Dort wurde der heutige Name Zwittawa infolge Fehlens einer durchgehenden germanisch-deutschen Bevölkerung rückwärts aus dem Tschechischen ins Deutsche übernommen. Einige Flußnamen lassen sowohl eine germanische als auch eine ostvandalische Ableitung zu, da im 6. Jahrhundert manche Worte in beiden Sprachen gleichlautend oder doch sehr ähnlich waren. Aus dem Studium von Lokalnamen folgt eine durchgehende germanisch-deutsche Bevölkerung im Gebiet der

Mies und Beraun bis zum Reif an der Elbe, in Südwest- und Mittelmähren und in Teilen der Slowakei. Übernommene Namen gibt es in allen Teilen Böhmens und Mährens. Es muß also in ganz Böhmen und Mähren Berührungen germanischer mit ostvandalischer Bevölkerung gegeben haben (E. Schwarz, 1924). Solche Namen von Flüssen sind zum Beispiel (mit Herkunft in Klammern): Elbe (germ.), Iser (germ.), Moldau (germ.), Eger (vorgerm.), Angel und Uslawa (germ.) (Quellflüsse der Beraun), Wottawa (germ.), Mettau (illyr.), Chamb, Cham (kelt.), March (illyr.), Mohra (illyr.) im Gesenke, Thaya (illyr.), Igel (germ.) mit Iglau, Oskawa (germ.), Waag (germ.), Gran (germ.). Es gibt auch Namen, die bei ihrer Übernahme übersetzt wurden, wie Gesenke in Jeseniky. Übersetzungen zeigen, daß Bevölkerungskontinuität und Zweisprachigkeit bestand (E. Schwarz, 1929) (Abb. 79 u. 80).

Nach A. Berndt (1970) gibt es in Böhmen im 6. und 7. Jahrhundert germanische Gräber in großer Zahl, die nicht nur thüringischer und fränkischer Herkunft sein können. Über die Abwanderung der Markomannen aus Böhmen weiß man fast nichts. In Nordwestböhmen gibt es noch im 10. Jahrhundert nur ganz geringe Spuren ostvandalischer Siedlungen, und die Fundgrenze ostvandalischer Altertümer liegt knapp westlich von Kaa-

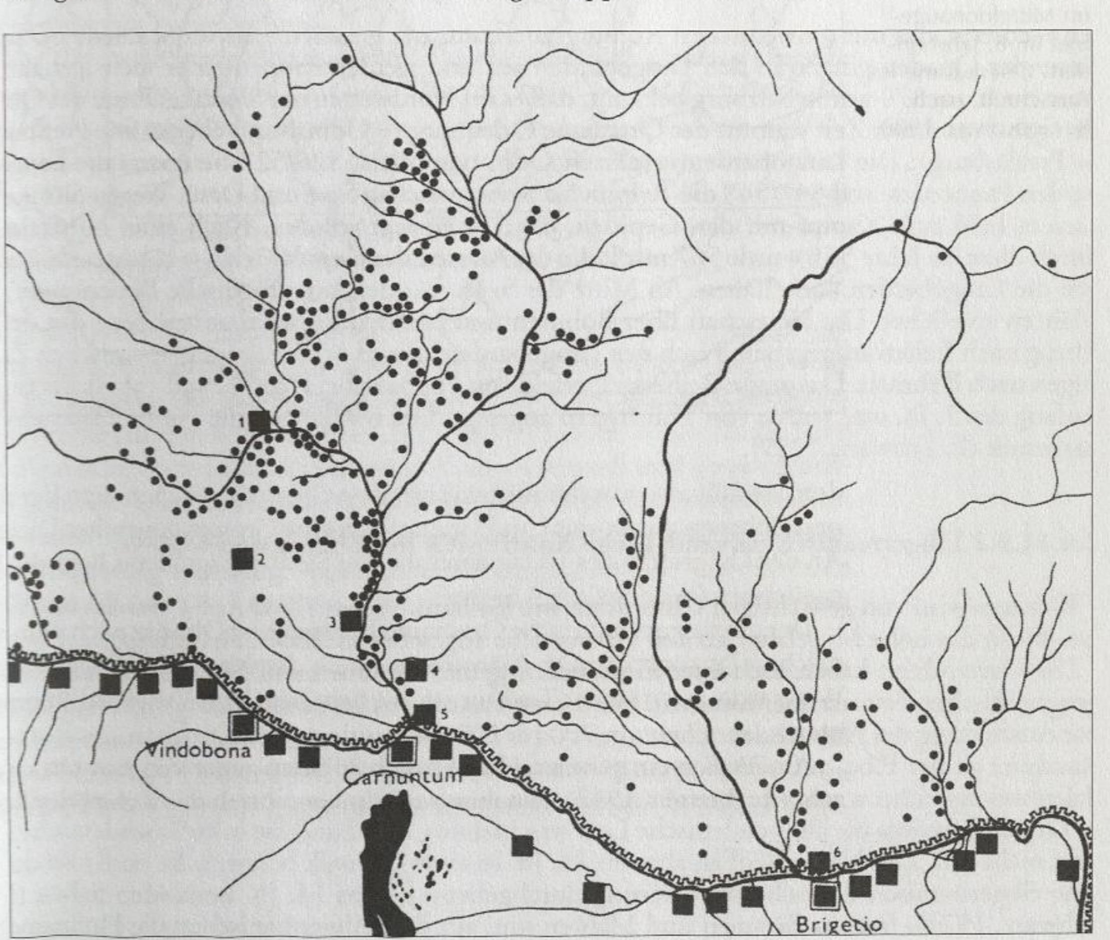
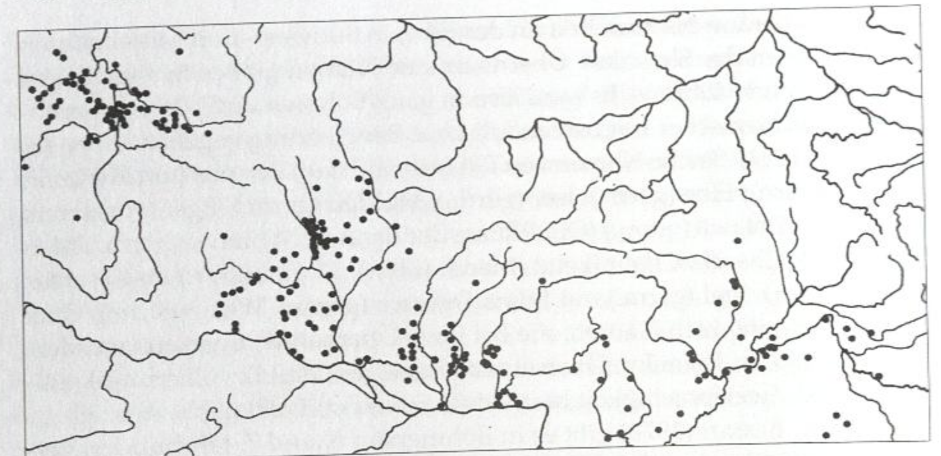


Abb. 85: Die germanische Besiedlung nördlich der Donau im 2. Jahrhundert n. d. Ztw. Punkte = römische Militärlager; Quadrate: 1 Mušow, 2 Oberleiserberg, 3 Stillfried, 4 Stupava, 5 Devin, 6 Iza-Leanyvar. In Mušow war die Residenz von Vannius. Nach: J. Peska, *Die Königsgruft von Musow*, Mikulow 1991.



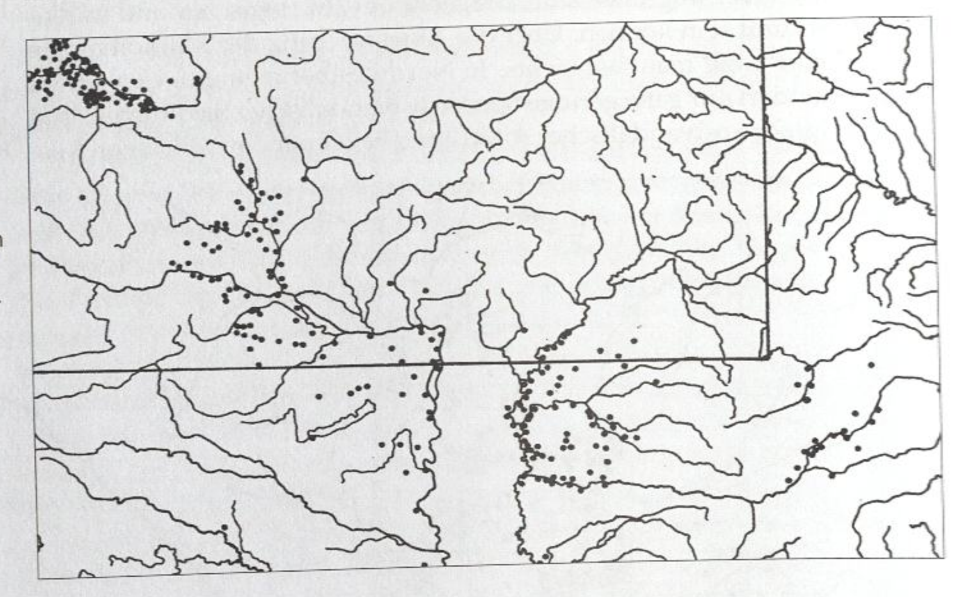


Abb. 86: Germanische Besiedlung. Oben: in Böhmen, Mähren und der Slowakei im 5. Jahrhundert; unten: in Böhmen, Mähren, der Slowakei und im Mitteldonaugebiet im 6. Jahrhundert. Obere Karte im Ausschnitt, nach: K. Godlowski, 1980.

den, sie fällt also mit der mittelalterlichen Grenze zwischen dem Egerland und Böhmen zusammen und ist zugleich eine Grenze deutscher Dialekte. An der Ostgrenze des westgermanischen Siedlungsgebietes liegt die Wogastisburg (Wodansburg) Samos.

Der einzige germanische Ortsname Böhmens ist Olmütz nach dem quadischen Personennamen Alamundis. Auch der Name der Burg Wachos, Wisigarda, nach seiner Tochter ist mit dem heutigen Vysehrad übernommen.

Als 796 Karl der Grosse Heere durch Böhmen gegen die Awaren sandte, schreibt dazu Einhard, sie zogen *per Behaimos*, durch das Gebiet der Behaimi, der germanischen Einwohner Böhmens. Für 805 berichtet Einhard von einem Feldzug in das Land der Sclavi, welche ›Behaimi‹ genannt werden. Das *Chronicon Moissiacense* berichtet vom gleichen Feldzug gegen die Beowinidi, die böhmischen Vandalen. Dabei wurden Reste der Königshalle des langobardischen Königs Wacho noch angetroffen. Die *Annalen Guelferbytani* schreiben, die Grenze des feindlichen Gebietes lag bei Kaaden, und die Kämpfe begannen erst dort (A. Berndt, 1970).

Ein anderes Zeugnis der germanischen Siedlungskontinuität findet sich in der Gründungssage von Iglau: »Als Karl der Grosse gegen die Awaren zog, traf er an dem Flüßchen Iglawa einige tausend Deutsche, Abkömmlinge der alten Bewohner Mährens, die da ein Städtchen zu bauen begannen. Der Kaiser unterstützte dieses Werk.« (A. Berndt, 1970)

In der Raffelstettener Zollurkunde (903 bis 905) steht: »Sclavi vero, qui de Rugiis vel de Boemannis mercandi causa exeunt ubicumque iuxta ripam Danubi.« Es ist hier also die Rede von Sclavi, die von den Rugiern und Boemannen an die Donau kommen, um Handel zu treiben. Die Boemanni der Chronisten sind aber stets Germanen. Es ist bemerkenswert, daß im Gebiet des 487 von Odoaker zerstörten Rugierreiches noch um 900 Rugier gewohnt haben sollen.

Über die Besiedlung Böhmens und Mährens durch rückwandernde Ostvandalen berichtet kein Chronist. Das ist deshalb erstaunlich, weil die römisch-byzantinischen Chronisten und die folgenden christlich-kirchlichen meist gut auch über entfernte ethnische Veränderungen unterrichtet waren. Diese erste Besiedlung war, wie aus dem Vergleich der Funde mit denen der vorhergehenden germanischen Besiedlung hervorgeht, zahlenmäßig sehr gering und beschränkte sich auf Gebiete zwischen der Elbe, Prag und der unteren Eger.

Aus der Fülle der Stammesnamen, die in der Kiewer *Nestorchronik* genannt werden, erscheinen vier sowohl im Raum des Kiewer Reiches als auch in Böhmen. Die Wolynjanen sind in Wolhynien bezeugt, im Oderdelta (Wollin) und in Böhmen. Die Chrowaten (Krakau) zogen an die Save und die Adria, waren auch in Schlesien (Glatzer Kessel) und im nordöstlichen Böhmen. Die Duleber, auch Dudleber nach dem germanischen Personennamen Deudo und Laifs (Dietleip), wohnten am Bug und in der weiteren Umgebung von Prag. Aus ihrem Siedlungsgebiet verbreiteten sich die Přemysliden. Die Lutschanen werden zum Teil als identisch mit den Dulebern angesehen (H. Preidel, 1957).

Aus archäologischen Resten einer Siedlung in Priesen (Brezno) bei Laun an der Eger wird geschlossen, daß dort ab 500 n. d. Ztw. eine elbgermanisch-boemanische Kontinuität bestand (I. Pleinerova, 1965). Man fand quadratische, fast 1 m eingetiefte Grubenhäuser mit Pfostenkonstruktion von etwa 4,6 x 4,2 m mit einem steinernen Herd, die als ›slawisch‹ ange-

sprochen werden. Außerdem fand man kleine rechteckige Pfostenhäuser von 2,1 x 3,5 m lichtem Pfostenabstand ohne Herd und Feuerstelle, die als ›germanisch‹ angesehen werden, aber wohl infolge ihrer geringen lichten Weite nur als Vorratshäuser dienen konnten. In den ältesten Siedlungsschichten fand man in beiden Haustypen Bruchstücke germanischer Keramik und Keramik des Prager Typs. Ähnlich gemischte Funde sind auch von Dessau-Mosigkau, aus Mähren, Polen und der Slowakei bekannt, auch aus dem Egerland und aus der unmittelbaren Umgebung von Prag. In Prag-Podbaba gab es noch um 600 neben einer ostvandalischen Siedlung eine solche der Thüringer mit einem Reihengräberfriedhof mit reichen Grabbeigaben (R. Turek, 1974).

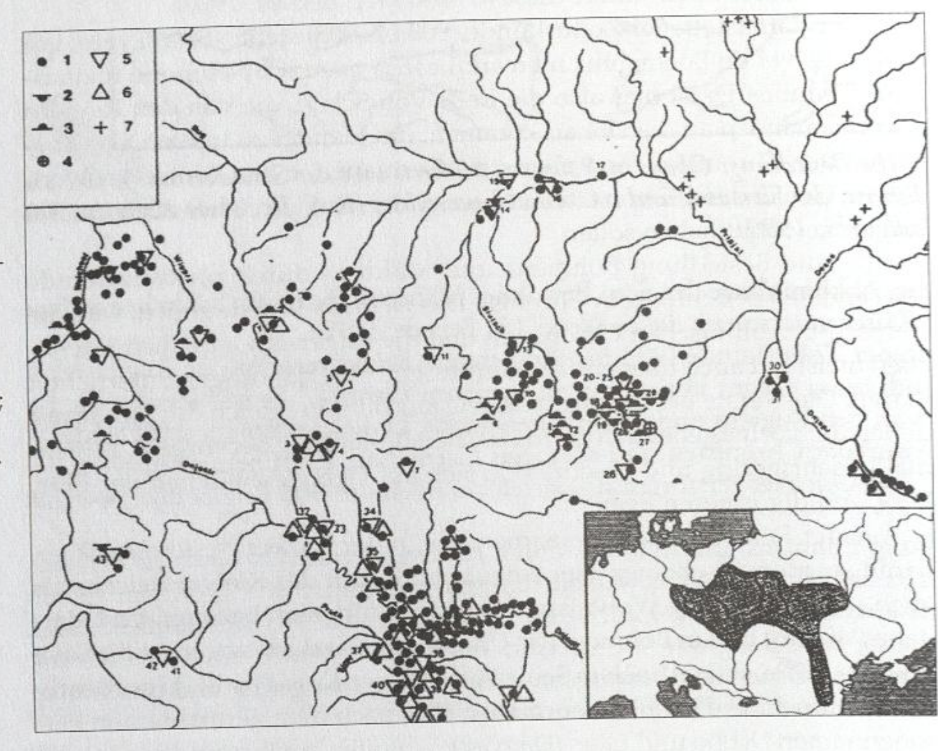


Abb. 87: Verbreitung ostvandalischer Keramik aus dem 5. und 7. Jahrhundert. 1 u. 5: Keramik vom Typ Prag-Korčak; 2 aus eingetieften Gräbern; 3 aus Hügelgräbern; 4 von Kultplätzen; 6. Keramik vom Typ Penkova; 7 Keramik vom Typ Koločin. Nach: K. Struve, 1991.

Im allgemeinen wird die Einwanderung der ›Slawen‹ mit dem Erscheinen der Keramik des Prager Typs gleichgesetzt, einer primitiven, handgemachten Keramik aus ungeschlämmtem Ton (s. Abb. 58a). Diese hat anfangs kaum Verzierungen, bald aber solche durch flüchtige gerade und unregelmäßig wellenförmige Kammstriche. Diese Keramik wurde in der Umgebung von Prag, Doxan bei Raudnitz, also in der Umgebung des Reiff oder Rip, sowie an anderen Orten Böhmens und Mährens zusammen mit germanischer Keramik der ›Krausen‹ (s. Kap. 2.2.2) gefunden (H. Preidel,

1954). Bei Prag wurden auch Übergangsformen entdeckt. Keramik des Prager Typs kommt in der vandalischen Przeworsk-Kultur vor und kann daraus abgeleitet werden (J. Szydlowski, 1980), tritt aber in verwechselbar ähnlicher Form in weiter Verbreitung auch bei den Westgermanen des 1. bis 3. Jahrhunderts auf (R. v. Uslar, 1938), sowie in einzelnen Stücken in langobardischen Gräbern in Böhmen. Die Keramik des ganz ähnlichen Sukower Typs findet sich neben dem Prager Typ im gesamten Siedlungsbereich der Ostvandalen östlich von Elbe und Saale und reicht weit nach Rußland hinein (Abb. 87).

Diese Keramik war offenbar bei allen Germanen südlich der Nord- und Ostsee mit primitiven Grundformen weitverbreitet, besonders aber bei den aus der östlichen Isolierung weit hergewanderten Ostvandalen. In Mähren gibt es markomannische Siedlungen aus der römischen Kaiserzeit, die Keramik des Prager Typs enthalten und dann nach Abzug der Markomannen weiterbestanden. Dort haben offenbar erste ostvandalische Rückwanderer zusammen mit Markomannen gewohnt.

In den Hügelgräbern von Žuran östlich von Brünn, die mit Grabschächten von den Holzkammergräbern abweichen, fanden sich in getrennten Gräbern Keramik vom Prager Typ und ein Holzbalken mit Flechtbandornamentik. Die Prager Keramik kommt zwar in der Slowakei in größeren Gräberfeldern vor, in Böhmen jedoch nur vereinzelt und in kleineren Gräbergruppen. Die Zuwanderung erfolgte vom Südosten. Der Typ der Prešover Keramik aus der Ostslowakei, der dem Prager Typ ähnelt, ist älter als die Einwanderung der Ostvandalen nach Böhmen nach der Räumung Böhmens durch die Langobarden und wird in die späte römische Kaiserzeit und die frühe Völkerwanderungszeit gelegt. Im 7. Jahrhundert folgen in der Slowakei Mischhorizonte mit Keramik vom Prager Typ und vom Donautyp. Dieser Donautyp kommt in den stadtähnlichen Siedlungen Mährens zu Beginn des Großmährischen Reiches vor, aber auch in awarisch-ostvandalischen Gräberfeldern (J. Zeman, 1967).

Die Siedlungen mit Keramik des Prager Typs, in denen zum Unterschied von den germanischen Skelett-Reihengräbern in Brand- und Urnengräbern bestattet wurde, hängen nicht mit den folgenden Burgwällen zusammen. Mit den Awaren kam eine zweite Siedlungswelle nach Mähren, in die Slowakei und nach Niederösterreich. Es gibt nur wenige Burgwälle, in denen diese Keramik gefunden wurde. Zum Beginn der Burgwallzeit um etwa 800 wurden die Siedlungen verlegt. Daß die Burgengründungen durch Herrschergeschlechter, die vielfach wikingischer Abstammung waren, sich nicht an diese ersten Siedlungen anlehnen, weist darauf hin, daß die Burgengründer nicht lange vor dem Bau der Burgen eintrafen, wie auch die Wikingergräber zeigen (s. Abb. 88), die als Fluchtburgen und Sitz von Handwerkern und Händlern dienten.

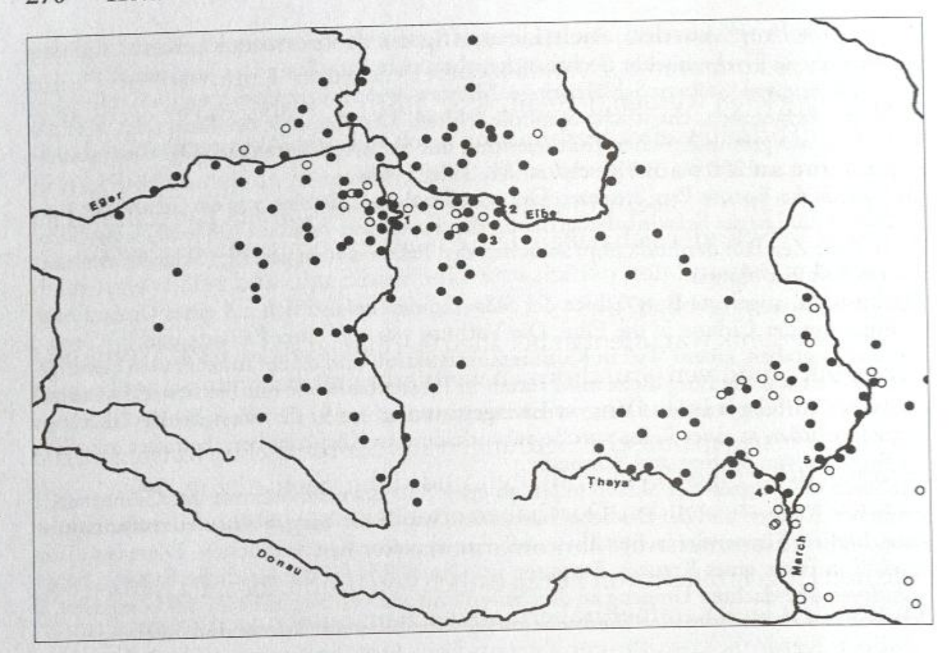


Abb. 88: Fundorte der Prager Keramik (Leerkreise) und Burgen der Ostvandalen und Wikinger aus dem 8. bis 11. Jahrhundert in Böhmen und Mähren (Vollkreise). 1 Prag; 2 Libice; 3 Stara Kourim; 4 Breclac Pohansko; 5 Mikulčice (nach verschiedenen Autoren).

2.2.11.3 Böhmen bis Boriwoi

Die erste historische Darstellung von Vorgängen in Böhmen findet sich bei FREDEGAR (s. Kap. 2.2.12.2) für das Reich SAMOS (623–660) mit der Bezeichnung der Einwohner Böhmens als ›Sclavi‹ und ›Winidi‹, also als ›Vandalen‹. Die Ausdehung von SAMOS Reich ist nicht sicher, genannt werden über Böhmen hinaus das Obermaingebiet, Mähren, Kärnten und Westslowakei. Nach allgemeiner Ansicht hat Mähren dazugehört. In dieser Zeit bestand in Mikulčice, dem späteren Fürstensitz des Großmährischen Reiches, ein Herrschaftssitz mit Reitergefolgschaft, der zu SAMOS Reich gehört haben soll, dessen Grenze gegen die Awaren die Donau und die Eipel bildeten. Dort entstanden im ersten Drittel des 7. Jahrhunderts Skelettgräberfelder von der Eipel bis zur Mündung der March in die Donau mit Beigaben von Keramik des Prager Typs (Z. CILINSKA, 1979). Nach dem Sieg über die Franken bei Wogastisburg (Wodansburg) schloß sich der bis dahin den Franken tributpflichtige Sorbenfürst DERWAN SAMO an.

Es ist bemerkenswert, daß das Reich des SAMO nicht in der Sagenwelt der böhmischen Ostvandalen aufscheint, die erst von dem etwa 200 Jahre später von außen geholten PRIMIZL berichtet (s. Kap. 2.2.11.7).

Daß im Egerland noch nach Abzug der Markomannen und Langobarden Germanen wohnten, folgt aus der Übernahme der vorgermanischen Namen von Eger und Wondreb und ihrer Weitergabe im Deutschen bis heute, außerdem aus Funden von Altsachen und aus einigen Dorfnamen im Altsiedelland mit Blockfluren, die durch die Bewirtschaftung mit Haken entstanden und keine ethnische (slawische) Zuordnung erlauben. Auf Besiedlung des Altsiedellandes durch Ostvandalen weisen Dorfnamen hin. Die Reichsburg Eger steht auf einem ostvandalischen Burgwall. Nach der Eroberung durch KARL DEN GROSSEN hat das Egerland zum Ostfränkischen und dann zum Deutschen Reich, nicht aber zu Böhmen gehört. In der Zeit SAMOS war das Egerland offenbar sowohl von völkerwanderungszeitlichen Restgermanen als auch von zugewanderten Ostvandalen besiedelt (J. HEMMERLE, 1962), so daß sich SAMO nicht nur an seinem Herrschaftsitz, der Wogastisburg (Wodansburg), auf Westgermanen stützen konnte, sondern unter anderen auch auf die Thüringer, die in Prag-Podbaba ab etwa 600 begraben sind.

Die Wogastisburg liegt auf dem Burberg bei Kaaden, einem Basalt-Tafelberg am Ausgang der Eger aus dem Duppauer Gebirge. Am Fuße des Berges liegt das Dorf Atschau, das in einer Urkunde von 1222 Ugoscas (nach Wodan) genannt wurde. Jedenfalls entstanden im Reich SAMOS aus diesen Germanen und den zugewanderten ›Winidi‹ und ›Boemanni‹ der Neustamm der Böhmen mit *Lingua Sclavinia*. Die damals bereits vorhandene ostvandalisch-awarische Mischung (*belvuci*, s. FREDEGAR in Kap. 2.2.12.2) wird nur ein Teil der ethnischen Veränderungen gewesen sein, die schließlich zur Bildung der heutigen Tschechen führte.

Diese ethnischen Veränderungen müssen spätestens mit der awarischen Oberherrschaft über Böhmen stattgefunden haben, denn nach dem um 800 n. d. Ztw. anzusetzenden historischen Verschwinden der Awaren, deren Reste in Ungarn sicher in den folgenden Ungarn aufgegangen sind, können solche auch anthropologisch nachgewiesenen Veränderungen den Awaren nicht mehr zugewiesen werden. Den Ungarn wiederum können diese Veränderungen auch nicht zugeschrieben werden, da diese zwar 906 das Großmährische Reich zerstört, aber nicht über Gebiete Böhmens und Mährens geherrscht haben. Diese Veränderungen wurden bereits 973 von Ibrahim ibn JAQUB bei seiner Reise durch Böhmen bemerkt und beschrieben (s. Kap. 4.1.7). Die awarische Beeinflussung ist auch archäologisch mit Altsachen in Gräbern sowie an vereinzelten Schacht-Nischengräbern awarischer Art aus dem 7./8. Jahrhundert erkennbar. Der Übergang von der Brand- zur Skelettbestattung bei den Ostvandalen ist jedoch nicht, wie PREIDEL (1953) schreibt, awarisch bedingt. Auch die von ihm behauptete, aus der Bandkeramik bis heute in Böhmen durchgehende ethnische Konstanz liegt nicht vor.

Das nächste historische Datum stammt erst wieder aus der Zeit KARLS DES GROSSEN. Dieser machte 805 mit einem Feldzug Böhmen tributpflichtig, nachdem er 791, 795 und 803 die Awaren geschlagen hatte. Er zog »in

regionem Vandalorum« (in das Gebiet der Vandalen). Sein Sohn zog »ad Beo-Winidos«, zu den Vandalen in Böhmen. 817 gibt Kaiser LUDWIG DER FROMME seinem Sohn LUDWIG als Königreich »Baioaria et Carantani et Beheimi et Avari atque Sclavi qui ab orientale parte Baioariae sunt« (Bayern und die Kärntner, Böhmen, Awaren und die Sclavi, die östlich von Baiern sind) (H. WOLFRAM, 1985). Auch die *Annales Xantenses* (B. de SIMON, Leipzig 1909) berichten für 845 von böhmischen Vandalen: LUDWIG zog gegen die Boemanen »quos nos Beuwinithi vocamus« (die wir böhmische Winidi nennen) und die *Annales Bertiani* (G. WAITZ, Hannover 1883) melden für 873: nach Regensburg kamen Gesandte der »Winidi. . . qui Behim dicuntur«, die ›Böhmen‹ genannt wurden.

Zur Zeit KARLS DES GROSSEN wurden die innerhalb seines Reiches lebenden und dann getauften Ostvandalen auch als ›Sclavi‹ bezeichnet. Die Benennung ›Sclavi‹ gibt also eine ethnische, und keine religiöse Zuordnung an. In der Raffelstedter Zollordnung von 804 wurde die Ausfuhr von Waffen verboten. Sie unterscheidet »Bawarii vel Sclavi istius partrie«, Bayern und Sclavi des Vaterlandes von Sclavi aus Böhmen und Mähren.

822 erschienen auf dem Reichstag in Frankfurt von allen östlichen Sclavi »omnium orientalium Sclavorum, id est Abodritorum, Soraborum, Wilzorum, Bohemorum, Marvanorum (Mährer), Praedenecentorum et in Pannonia residentium Abarum (Awaren) legationes« (F. KURZE, *Annales regni Francorum*, Hannover 1895). 845 ließen sich in Regensburg vor LUDWIG DEM DEUTSCHEN vierzehn böhmische Herzöge mit ihrem Anhang taufen. 872 wurden fünf böhmische Herzöge an der Moldau in die Flucht geschlagen: ZUENTISLAN, WITISLAN, HERIMAN, SPOITIMAR und MOYSLAN. Sie alle besaßen Namen, die auch aus dem Althochdeutschen bezeugt sind. Für 895 berichten die *Annales Fuldensis* (E. KURZE, Hannover 1891) über den Reichstag zu Regensburg: »Dorthin kamen aus Sclavania alle Herzöge der Böhmen. . . Die vornehmsten von ihnen waren SPYTIHNIEW und WITIZLA. Die Herzöge wurden vom König (ARNULF VON KÄRNTEN) ehrenvoll empfangen und unterwarfen sich, wie es Sitte ist, durch Handschlag wiederum der königlichen Gewalt.« SPYTIHNIEW (etwa 895–905 oder 915) war ein Sohn BORIWOIS (etwa 850–894).

Nach übereinstimmender Meinung, auch der tschechischen Historiker, lassen sich die Stämme der Boemanen nach ihrer Einwanderung kaum bis vor das 9. Jahrhundert zurückverfolgen. In dieser Zeit entstanden Herrschaftszentren mit einer Fülle von Burgen, die zunächst als Fluchtburgen der Bevölkerung angelegt waren und dann Kernburgen als Herrschaftssitze erhielten. Der Bairische Geograph (in der Zeit 844–862; W. FRITZE, 1952; K. ZEUSS, 1837) zählt in Böhmen bei den Beheimare 15, den Fraganeo 40 und den Marharii (Mährer) 11 *civitates* auf, unter denen befestigte Herrschaftssitze zu verstehen sind. Es ist bemerkenswert, daß der Unterschied

zwischen Böhmen und Pragern (Fraganeo) gemacht wird. Auch Ibrahim ibn JAQUB (973) unterscheidet Böhmen und Prag (Fraga). Die Sitze der Přemysliden, erst in Levy Hradec, vom 9. Jahrhundert an in Prag, und der Sklavikniden in Libice wurden besonders stark ausgebaut, bereits mit steinernen Mauern, Wehrgängen, steinernen Gebäuden und ersten Kirchen.

Zwischen den wenigen ersten Ansiedlungen mit der Keramik vom Prager Typ und den unter Adelsherrschaft angelegten Burgen lassen sich fast keine übereinstimmenden Lagen finden.

Als ein Beispiel für böhmische Burgen seien die Ergebnisse der Erforschung der Burg Stara Kourim geschildert. Die Burg war Fürstensitz der Cilincanen. In einer benachbarten Siedlung, die das gleiche Alter wie die Burg aufweist, wurden germanische Funde aus dem 4. bis 5. Jahrhundert gemacht, was auf die Möglichkeit einer Siedlungskontinuität hinweist. Der ältere Burgwall entstand um 830. Er schloß die innere Burg von etwa 200 m Durchmesser teilweise ein. Zusammen mit der Vorburg war die Burg mit 40 ha eine der größten in Böhmen.

Die Berechnung der beim Bau benötigten Arbeiter (je Person 10 Arbeitsstunden und 2 Kubikmeter Aushub am Tag) ergibt 170000 Arbeitsstunden. Bei Fertigstellung in dreißig Wochen waren insgesamt 500 bis 600 Personen tätig, die aus der Umgebung zu versorgen waren (M. SOLLE, 1963).

Im zweiten Bauabschnitt, der zwischen 850 und 900 erfolgte, wurde der mittlere Wall erbaut und hinter ihm ein 89 m langes und 4 bis 6 m breites Gebäude. Für die Konstruktion des Gebäudes aus jeweils vier Reihen schräggestellter Bohlen für die mit Lehm gefüllte Wand gibt es sonst kein Beispiel. Zwischenwände und Feuerstellen wurden darin nicht gefunden. In dieser Halle »pflegte sich nach nordischer Sitte das Gefolge um den Fürsten zu versammeln«. (M. ŠOLLE, 1966)

Um 900 wurde die Burg bei einem Einfall der Přemysliden zerstört. Danach wurde der mittlere Wall anstatt mit Palisadenwänden mit einer Steinmauer und Holz-Erde-Rosten dahinter wieder errichtet, und anstatt der Halle entstand der Fürstensitz mit Blockbauten und Wirtschaftsgebäuden. Hinter dem Tor des mittleren Walles siedelten sich Handwerker an. 936 wurde die Burg beim Versuch, sich von der pr•emyslidischen Vorherrschaft zu befreien, endgültig zerstört.

In der Begräbnisstätte der Fürsten am Libusasee im Südosten der Burg wurde nach Reihengräberritus bestattet. Die ältesten Gräber in Grabkammern mit Holzwänden waren zunächst wie in Pohansko in Mähren südwestlich-nordöstlich und erst später westöstlich ausgerichtet. Die Fürsten wurden mit Schwertern, Streitäxten und Sporen als Reiterkrieger bestattet. Frauengräber enthielten als Trachtzubehör flechtbandgeschmückte Kugelknöpfe, Ohrgehänge, Schmuck und in den jüngsten Gräbern Schläfenringe. Männer- wie Frauengräbern waren Gefäße, Eimer und Messer

beigegeben, christliche Symbole fehlten. Die Keramik der Burg zeigt Verwandtschaft zu der aus großmährischen Kulturzentren mit Skelettgräberfeldern. Die Gesamtzahl der Bewohner wird auf 200 bis 300 geschätzt (M. Šolle, 1966).

973 wurde das Bistum Prag errichtet. Der erste Bischof, Thietmar, war ein Sachse, der aus seiner Heimat die *Lingua Sclavinia* beherrschte, der zweite war Adalbert (982–997), ein Sklaviknide. In diese Zeit fällt der Endkampf zwischen den Przemysliden und den Sklavikniden um die Vorherrschaft in Böhmen.

Die im 8. Jahrhundert angelegte Burg Libice der Sklavikniden befand sich auf einer Umlaufinsel an der Mündung der Cidlina in die Elbe. Die Vorburg war mit einer Palisade und die Burg mit einem Außengraben, einem Wall in Kammerkonstruktion und einem Innengraben befestigt. In der ersten Zeit war die Burg dicht mit Hütten in Pfostenbauweise mit Flechtwerkswänden bebaut. In der Vorburg standen Öfen zur Eisengewinnung. Im 9. Jahrhundert nahm die Bevölkerung zu. Die Toten wurden in einer Reihe von Begräbnisfeldern in Körpergräbern bestattet mit zum Teil reichen Beigaben von Waffen und Schmuck.

Als die Fürsten der Sklavikniden ab etwa 850 über die Stämme der Cilincanen, der böhmischen Kroaten und der Dudleber herrschten, wurde die Burg in einen Herrschaftssitz umgebaut, und ein Fürstensitz in Blockbau sowie eine steinerne Kirche wurden errichtet. Diese besaß einen Grundriß in Form eines Kreuzes und Emporen im Querschiff für die fürstliche Familie, hatte einen äußeren überdachten Umgang an drei Seiten und war von einem Gräberfeld umgeben. Daneben bestand in der Burg eine Werkstatt zur Verarbeitung von Kupfer und Silber.

Als im Jahre 995 Kaiser Otto III. mit Hilfe von Truppen der Daglinger und der Sklavikniden einen Feldzug gegen die Obodriten unternahm, ergriffen die Przemysliden die Gelegenheit, Libice anzugreifen und restlos zu vernichten. Die vier Brüder des Prager Bischofs Adalbert und seine Familien fielen oder wurden ermordet. Adalbert, der als Bischof abgelehnt wurde, unternahm nach dem Ende seiner gesamten Familie eine Missionsreise zu den Prußen, suchte und erlitt dabei den Märtyrertod (R. Turek, 1963).

Die stammesmäßige Einigung der Bohemi unter den Przemysliden ist mit Großmähren verbunden. Die Vorherrschaft der Przemysliden war aber erst 995 mit der Ermordnung der Sklavikniden vollendet. Der erste chronistisch bekannte Przemyslide war Boriwoi (850–895). Dieser wurde von Swatopluk ausgesucht, um 890 durch die Taufe anläßlich einer Besuchseinladung seine politische Vormacht über Böhmen zu erlangen. Mit der Taufe wurden damals nach kirchlicher Ansicht engere Beziehungen zwischen Täufling und Taufpaten begründet als verwandtschaftliche. Boriwoi andererseits benutzte diese Gelegenheit, um die *veča*, die Volksversammlung zu überspielen und als Alleinherrscher anerkannt zu werden. Es kam zu einem Aufstand, der 893 von Swatopluk niedergeschlagen wurde (D. Trestik, 1986).

2.2.11.4 Das Großmährische Reich und seine Vorgeschichte

Daß es in Böhmen, Mähren und der Slowakei Keramikfunde gibt, deren handgemachte Formen zwischen denen der germanischen und denen des Prager Typs stehen, wurde schon oben erwähnt. Die bei Zlechow in Mähren gefundene Keramik von um 400 n. d. Ztw. wird sogar der Zarubintsy-Kultur zugerechnet. Ihre Fundpunkte haben keine Beziehungen zu den folgenden vorgroßmährischen Siedlungen. Sie wurden nach 400 Wüstungen.

Vor den Awaren, die sich im Theißgebiet und in Pannonien erst um 600 niederließen, und noch während der Zeit der Räumung Böhmens und Mährens durch die Langobarden gelangte die erste Welle der Ostvandalen in diese Gebiete. Erst nach Abzug der Langobarden kamen die Awaren mit den Ostvandalen, die nördlich der Donau gesiedelt hatten, in Berührung und nahmen das Gebiet südlich der Donau bis zur Raab und die Südslowakei in Besitz, kenntlich an Skelettgräbern mit awarischen Relikten.

Die Ostvandalen, die bereits vor Ankunft der Awaren nördlich der Donau gesiedelt hatten, bestatteten anfangs birituell und gingen dann zur Körperbestattung über, in deren Beigaben auch eine mit Flechtbandornamentik vergoldete Riemenzunge vorkommt. Während in den vorhergehenden Brandgräberfeldern die Bestattung nach Sippen erkennbar ist, wird mit Beginn der Körperbestattung nach 650 mit großen Unterschieden der Beigaben das Auftreten einer höheren sozialen Führungsschicht sichtbar. An den Gräbern mit Beigaben von Waffen und der Mitbestattung von Pferden wird eine Kriegerschicht als Reitergefolgschaft erkennbar (B. Chropowsky, 1986; J. Poulik, 1986). Von Haliare, Südwest-Slowakei, ist ein Schwert skandinavischer Herkunft bekannt.

Die Grenze dieser Besiedlung geht mit der Grenze der Körpergräber gegen Brandgräber südlich davon von Devanska Nova Ves, 10 Kilometer nordwestlich von Preßburg, über Trnava nach Nitra. Diese Körperbestattung wurde erst nach der Inbesitznahme von Mähren durch das Großmährische Reich offenbar aus dem weiteren germanischen Bereich, der damals noch heidnisch war, übernommen.

Die erste Phase von Siedlungshinterlassenschaften von Mikulčice stammt aus der Zeit nach dem Abzug der Langobarden von 550 bis 650. Nur vereinzelt kam Keramik vom Prager Typ vor, massenhaft dagegen

dünnwandige schwarze, scheibengedrehte Keramik, wie sie aus gleichzeitigen Gräbern der Gepiden und aus völkerwanderungszeitlichen germanischen Gräbern bekannt ist. Sie gleicht der Keramik aus der Burgwallzeit Böhmens nach 800. »Das Vorkommen so vollkommen entwickelter burgwallzeitlicher Keramik in einem Fundkomplex dieses Alters ist zumindest ungewohnt und führt erneut zur Herkunftsfrage«, sowohl für die Hersteller der Keramik der vorgroßmährischen als auch für die der Burgwallzeit. Derartige Keramik fand man auch in der Vorburg von Mikulčice, die damals bereits bestand. Ein Knochenkamm hat Entsprechungen im Kamm der langobardischen Königin Theodolinde und in gepidischen Gräbern. Die Häuser von Mikulčice waren keine Grubenhäuser, sondern ebenerdig von 4 x 4 bis 4 x 8 m Größe. Die Häuser standen an Gassen aufgereiht. Die Bewohner waren keine Bauern.

In der zweiten vorgroßmährischen Phase von 650 bis 800 fand man neben dieser Keramik eine vergoldete silberne Riemenzunge mit der Darstellung des Lebensbaumes, 30 Stück Hakensporen, die teilweise silbertauschiert waren, die Zeugnis für eine fürstliche Reitergefolgschaft ablegen. Man fand gegossene Bronzeanhänger, wie sie aus gleichalten Körpergräbern aus dem Donaugebiet bekannt sind, eine Menge Werkzeuge wie eiserne Bohrer, Sägen, Schnitzmesser, Waffen, Äxte und nichtawarische Bogen (Z. Klanica, 1968), aber auch Teile von awarischen Reflexbögen sowie ein Fibelstück, das bei den Gepiden im Theißgebiet Entsprechungen hat (Z. Klanica, 1995).

300 m nordwestlich von Mikulčice fand man mit dem Lokalnamen Klasterisko den Grundriß eines 11 x 25 m großen hölzernen Pfostenbaus, der von einem Körpergräberfeld mit 315 Gräbern umgeben war. Seine Belegung begann mit Brandgräbern im 8. Jahrhundert, die Körpergräber folgten ab 850 und überlagerten den Bau ab etwa 900. In den Körpergräbern fanden sich nach germanischer Art Waffen, Eimer und Keramik. In dem Bau lagen drei Pferdegräber. Der Grundriß ist dem des Kultbaus von Groß Raden vergleichbar. Der Bau wird als Tempel für eine heidnische Bevölkerungsgruppe angesehen, die neben der christlichen Führungsschicht mit ihren steinernen Kirchen bis zum Ende des Großmährischen Reiches und dicht neben seinem Fürstensitz bestand (Z. Klanica, 1965).

Aus diesen Befunden muß geschlossen werden, daß das vorgroßmährische Mikulčice eine germanische Gründung war. In Frage kommen bei ihrem Abzug zurückgebliebene Langobarden und Gepiden, die nach ihrer Niederlage durch die Awaren nach Norden auswichen, sowie noch vor 800 Wikinger.

Die Kulturentfaltung überragt diejenige der weiteren Ostvandalen und wird nur noch von der Weiterentwicklung im Großmährischen Reich übertroffen. Eine ähnliche Entwicklung, eine ähnliche Kulturentfaltung als

Äußerung einer Machtentfaltung ist im gesamten Karpatenbecken bei Ostvandalen nicht zu finden, wurde doch (M. Eggers, 1995) das Machtzentrum des Großmährischen Reiches in der Donau-Theiß-Ebene gesucht. Es kann also kein Zweifel an dessen Zentrum im Marchtal bestehen (J. Poulik, 1986).

Auch die Bewohner des Großmährischen Reiches werden neben ›Sclavi‹ verschiedentlich als ›Winidi‹ bezeichnet, so zum Beispiel 861 in den *Annales Bertiani*: »Carolomannus, Hlodowici regis Germaniae filius cum Resticio Winidorum regulo foederatur« (Karl, der Sohn des deutschen Königs Ludwig, verbündete sich mit Rastizlaw, dem Führer der Vandalen) (E. Hermann, 1965).

Das nach 846 in Erscheinung getretene Großmährische Reich hatte kulturelle Vorläufer, die mindestens bis in die Zeit von Samos Reich zurückreichen, zum Beispiel in der Anlage von Höhenburgen. Diese werden als Verteidigungsvorkehrungen gegen die Awaren angesehen. Den Hinweis auf Reiterkrieger geben Hakensporen als Beigaben in den Gräbern. Die vorgroßmährische Burg Mikulčice brannte um 700 ab. Diese vorgroßmährische Besiedlung reicht nicht bis zu den ersten ostvandalischen Siedlern mit Keramik des Prager Typs zurück, denn diese fehlt zu Beginn der Ansiedlungen des späteren Großmährischen Reiches.

Die militärische Macht des Großmährischen Reiches beruhte auf ständigen Gefolgschaften der Fürsten, bestehend aus Reiterkriegern, die auf den Burgen, vor allem am Sitz des Herrschers in Mikulčice (Mikultschitz), stationiert waren. Sie wurden dort in Skelettgräbern, die ostwestlich orientiert waren, bestattet, im Unterschied zu der Bevölkerung, die anfangs in Urnengräbern mit Urnen des Prager Typs beigesetzt wurde (E. Kalousek, 1968). Hier bestehen zweifellos Ähnlichkeiten zu den Gefolgschaften im Wikingerstaat der Daglinger.

Die aristokratische Oberschicht wurde mit Waffen und Sporen als Reiterkrieger bestattet. Ihr Anteil läßt sich in den Gräberfeldern der Siedlungen feststellen. Hinweise auf ihre Gefolgschaften erhält man, wenn in Gräberfeldern mehr Männer als Frauen bestattet sind wie zum Beispiel:

	Männer	Frauen
Mikulčice I/II	92	41
Mikulčice III	195	144

Von der Gesamtzahl der Gräber aus Gräberfeldern bei Burgwällen, bei Eigenkirchen und im ländlichen Raum sind Krieger (H. Preidel, 1968):

Die Bewaffnung der Krieger bestand bei Fußkämpfern meist nur aus einer Streitaxt oder einer Lanze. Reiterkrieger besaßen Streitäxte und nur die wenigsten ein Schwert. Bemerkenswert ist, daß in den ländlichen Grä-

Großmährisches Reich		Zahl der Gräber	Ohne Beigaben in %	Messer %	Sporen %	Waffen %
(1)	Altenstadt, Kirche I	1591	52	10	3	3
	Phansko	408	54	2	8	3
	Mikulčice I/II	196	63	2	9	4
	Mikulčice III	571	?	?	8	4
(2)	Altenstadt, Kirche II	56	34	9	12	2
	Mikulčice IV	189	60	7	12	12
	Modra	37	68	14	8	–
(3)	Pohleraditz	59	31	7	–	7
	Skalitz	80	24	10	6	14
	Velky-Grob	137	47	12	2	8
	Neutra-Lupka	92	22	9	–	1

berfeldern viel häufiger Waffen als Beigaben und auch hier vorwiegend Streitäxte erscheinen. Das spricht nicht für den Zustand der Bevölkerung außerhalb der Burgwälle als rechtlose Unterworfene, sondern vielmehr für eine bereits wenige Jahrzehnte nach Einwandern der wikingischen Oberschicht erreichte kulturelle und ethnische Homogenität. Auf Wikinger weisen die erhöhte Fundkonzentration von Bartäxten (Abb. 89) und Teile eines Schmuckgürtels hin, der in einem Fürstengrab neben dem Fürstenbau in Mikulčice gefunden wurde. Sein vergoldetes Riemenende aus Bronze zeigt einen Mann, der in seinen erhobenen Händen ein Trinkhorn und einen Thorshammer hält, also Thor (Abb. 92). Aus einem Fürstengrab stammt ein Riemenende mit der Abbildung eines heidnischen Adoranten mit erhobenen Händen, wie solche von langobardischen Bauhütten gestaltet wurden, etwa in St. Servatius in Quedlinburg nach 1100.

Diese Fürsten und ihre Gefolgschaft von Reiterkriegern unterschieden sich von der Bevölkerung anthropologisch durch größere Körperlänge und schmalere Gesichtsschädel (J. Herrmann, 1985) und legen damit nahe, daß sie nordgermanischer Herkunft waren. Das wird auch dadurch belegt, daß man nirgends in Mähren in diesen Körpergräbern vorgroßmährische Beigaben fand (Z. Klanica, 1973). Wie beim Grab des Wikingers auf dem Hradschin in Prag (s. Abb. 98) fand man Holzkammergräber, beispielsweise in den Friedhöfen von Hosteradky bei Austerlitz und Velky Grob in der Slowakei, mit Kriegern, denen ihre Streitäxte beigegeben sind (J. Poulik, 1963). Nach der Verbreitung von Bartäxten (Abb. 90) muß im Großmährischen Reich mit größeren Anteilen dieser germanischen Bevölkerung gerechnet werden.

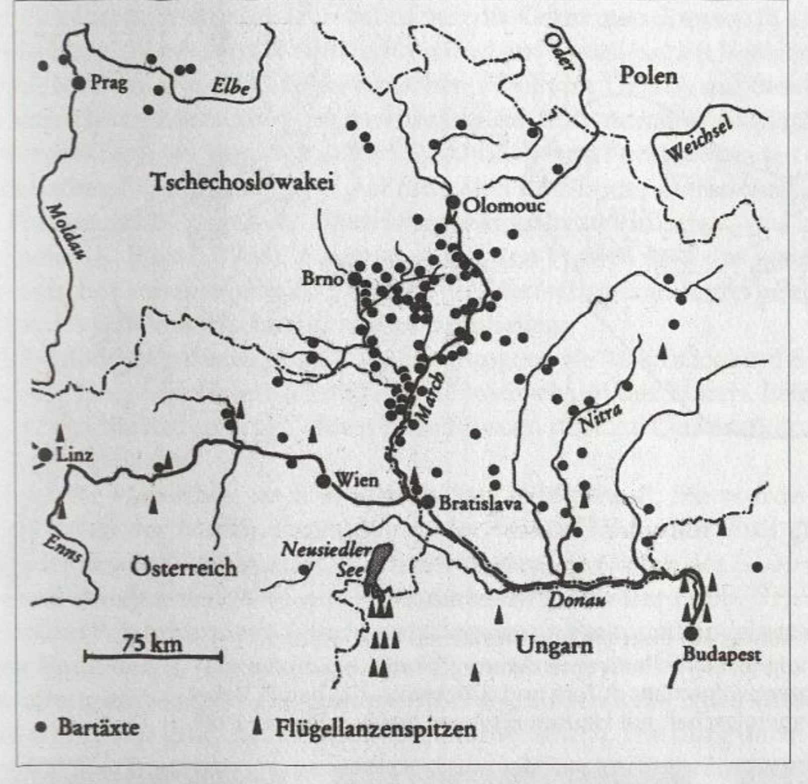


Abb. 89: Die Verbreitung von wikingischen Bartäxten und awarischen Flügellanzenspitzen im Raum zwischen Elbe, Weichsel und Donau. Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen,* Berlin (Ost) 1986.

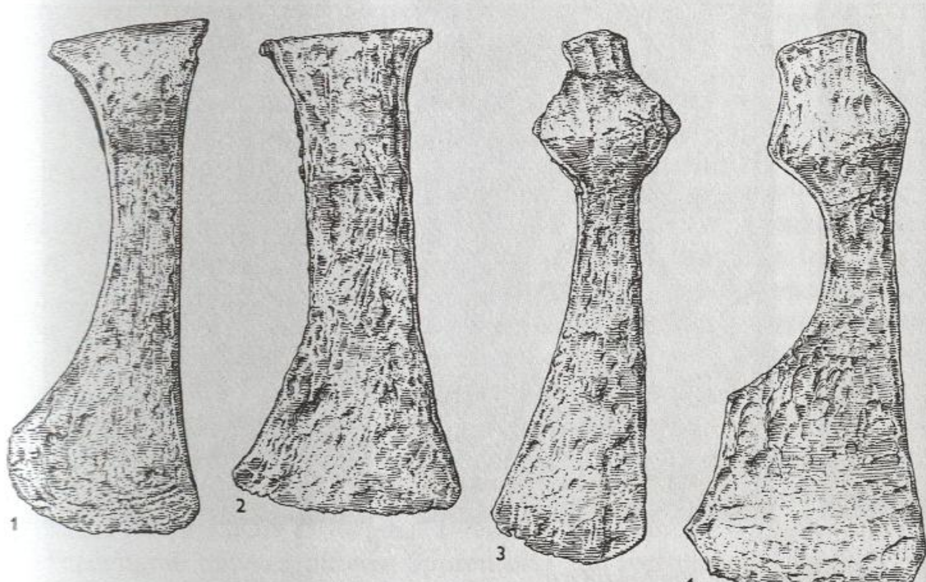
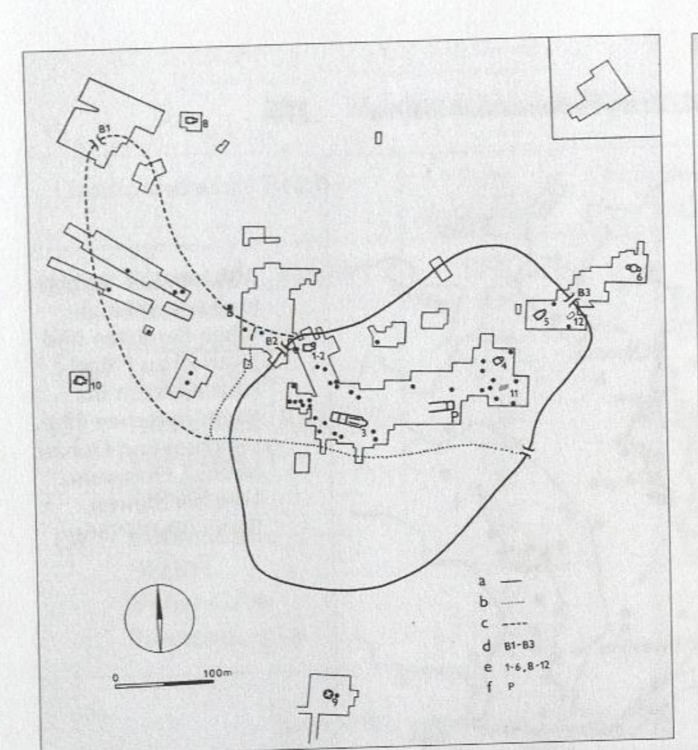


Abb. 90: Bartäxte, Mikulčice, aus dem Fluß bei der dritten Brücke. Nach: J. Poulik, 1986.



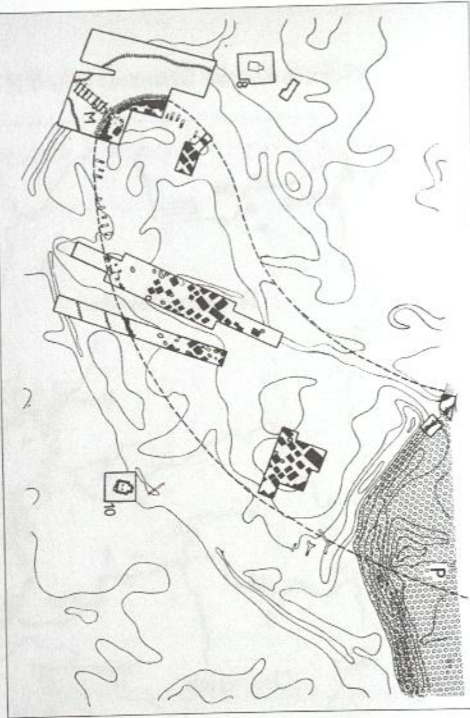


Abb. 91: Milkulčice. *Links:* Funde von eisernen und bronzenen Hakensporen, a. großmährische Fürstenburg; b. südliche Grenze der vorgroßmährischen Burg; c. Vorburg mit Sitz der Kriegergefolgschaft; d. Tore und Brücken; e. Kirchen; f. Palast. *Rechts:* Siedlung der Kriegergefolgschaft mit Hausgrundrissen. Nach: J. Poulik, 1986.


a


b


c

Abb. 92: Riemenzungen aus Fürstengräbern von Mikulčice:
a. vergoldete Riemenzunge aus Grab 240 neben der Basilika im Fürstenkomplex, Burgwall Valy,
b. Riemenende mit der Abbildung eines Adoranten, Fürstengrab neben der Basilika,
c. vergoldete Riemenzunge, Gräberfeld an der 3. Kirche, Burgwall Valy.
Nach: a. Ausstellung Großmähren, Prag 1964; b. J. Poulik, *Velkomoranske Mikulčice,* Brno 1970; c. K. Benda, *Mittelalterlicher Schmuck*, Prag 1966.

Im Gegensatz zu den Awaren benutzten die Germanen Sporen. In großmährischen Gräbern fanden sich Sporen und auf Metallsachen Verzierungen mit Masken, wie sie auf germanischen Fibeln im Tierstil, auf Beschlägen von Holzeimern und merowingischen und nordgermanischen Schwertscheiden vorkommen (Abb. 92). Ähnlich sind Fundsachen aus ostvandalischen Fürstengräbern in der Slowakei und in der Steiermark. Für den Frauenschmuck sind vor allem Ohrgehänge byzantinischer Art kennzeichnend (K. Benda, 1966). Zusammen mit den Waffen sind das gesamtgermanische Gemeinsamkeiten, welche die Herrscher- und Reiterkriegerschicht des Großmährischen Reiches einschließen.

Es entstanden größere stadtartige Siedlungen wie Mikulčice und Stare Mesto bei Uhereske Hradište (ungarisch Hradisch) an der March. Befestigungen mit Palisaden und Gräben umschlossen dort 2,5 Quadratkilometer Siedlungsfläche.

Mikulčice war schon im Samo-Reich eine große Stadt. Sie wurde auf einer Insel in der March angelegt, wo der Handelsweg den Fluß überquert, der aus Böhmen in das Donaubecken führt. Im Reich des Samo war die Stadt durch einen Wall mit Palisadenzaun geschützt (Abb. 91). Mit Beginn des 9. Jahrhunderts wurde statt dessen ein Steinwall angelegt und gegen Ende des 9. Jahrhunderts eine Erweiterung nach Westen in die Umwallung einbezogen. Die gesamte Siedlung einschließlich des Fürstensitzes war 150 ha groß mit vielleicht 2000 Einwohnern. Die Burg darin mit 236 x 400 m war gesondert umwallt und hatte etwa 300 Bewohner. In der Nordostvorstadt mit etwa 250 Wohngebäuden lebte die Reitergefolgschaft von etwa 1000 Mann. In der stadtartigen Siedlung innerhalb des Burgwalles standen neben kleineren quadratischen Grubenhäusern auch 6 bis 14 m lange Pfostenhäuser, mehrere besaßen Estrichboden. Die nordwestlich der Burg gelegene 2,5 ha große Vorburg, die nur durch einen Palisadenzaun geschützt war, war mit Gruben- und Wirtschaftshäusern bebaut. Daneben enthielt diese Vorburg die Ansiedlung der Reitergefolgschaft, in deren Gräberfeld man Schwerter, Äxte und Lanzenspitzen fand. In der Vorburg standen die in Blockbau errichteten Häuser längs Gassen aufgereiht (Abb. 91). In der Unterburg fand man eine Schmiedewerkstatt, in der Schwerter vom Typ Petersen X (B. Klima, 1985), dort wahrscheinlich von einem Wikinger, hergestellt wurden.

In der Stadt, die erst zum kleinsten Teil ausgegraben ist, lebten keine Bauern. In der Burg wurde im zweiten Viertel des 9. Jahrhunderts in einer ersten Kirche ein Fürst mit Schwert beigesetzt. An der Südseite der auf dieser ersten Kirche errichteten zweiten Kirche fanden sich ein weiteres Fürstengrab mit vergoldeten Sporen und 138 westöstlich ausgerichtete Gräber. In der Nähe der dreischiffigen Kirche mit den Innenabmessungen 9 x 35 m lag ein größerer Friedhof mit 6 Fürstenbestattungen, jeweils mit

Schwert und Sporen, und mit Reiterkriegern, denen Lanzenspitzen, Äxte und Sporen sowie das schon erwähnte vergoldete Riemenende (Grab 240, bei Kirche 3) (Abb. 109) beilagen. Dieser Bau wurde ebenfalls noch vor der Mission METHODS nach 863 errichtet.

An der höchsten Stelle der Burg lag der Fürstenpalast mit steinernen Grundmauern, der von innen 8,5 x 25 m maß. Im Inneren des Burgwalles fand man bisher fünf Kirchen und in den Vorburgen weitere fünf mit Friedhöfen und auch Fürstengräbern. Die Vorburgen hatten die Fläche von etwa einem Quadratkilometer. Die bisher gefundenen 50 Häuser sind nahe beieinanderliegende Blockbauten von nichtbäuerlichen Bewohnern, die mit den Bewohnern der Burg von außen versorgt werden mußten. Einen Hinweis für den Stand der dazu notwendigen Landwirtschaft gab ein Depotfund landwirtschaftlicher Geräte im Burgwall Pohansko bei Mikulov an der Thaya, der asymmetrische eiserne Pflugscharen und eiserne Vorschneidemesser für Pflüge enthielt.

Eine weitere aus mehreren Siedlungskernen zusammengewachsene befestigte Stadt von 2,5 Quadratkilometer Fläche war Stare Mesto bei Uhereske Hradište. Auf dem Gräberfeld Na Valach wurde durchgehend vom Heruler-Rückmarsch 512 an bestattet. Die ersten Skelettgräber sollen aus der Zeit VOJONOMIRS stammen. Sie reichen mit wachsender Zahl über das Ende des Großmährischen Reiches hinaus bis etwa um 960. Die den Gräbern beigegebenen Waffen waren Schwerter wikingischer Herkunft und Bartäxte (V. HRUBY, 1955).

In der Umgebung der Kirche eines großmährischen Fürstenhofes von Derfle-Sady (Dörfl) bei Uhereske Hradište (ungarisch Hradisch) und in ihr fand man mit Blick nach Osten Bestattete mit ihren Waffen, Saxschwertern, Äxten, Messern, Sporen und Eimern, wie in germanischen Fürstengräbern, zum Beispiel auf dem Hradschin von Prag, üblich. Sechs Gräber hatten gemauerte und mit Holz verschalte Grabkammern. Im Tempelbezirk von Sady (s. Abb. 93) stand ein 8 m breites und 35 m langes zweischiffiges Pfostenhaus. In dem mit Palisaden umwehrten Hof standen am Mittelweg aufgereihte Pfostenbauten. Außerhalb des Hofes reihten sich dicht an einem Weg Pfostenhäuser auf, die teilweise zweiräumig waren und von denen acht 24 bis 60 Quadratmeter groß waren (H. PREIDEL, 1968).

Im Innern des großmährischen Burgwalles Pohansko, Bezirk Lundenburg, wurde zwischen 820 und 840 ein Herrenhof errichtet und dieser zwischen 850 und 866 mit einem Palisadenzaun umgeben. Ähnlich wie die karolingischen Hofgüter (*curtes*) hatte er fast quadratische Form mit der Seitenlänge 65 bis 70 m und war nach Südwest-Nordwest ausgerichtet. Längs der Nordwestseite gab es nochmals einen Zaun von 16 m Länge. Diese Fläche umgab den eigentlichen Herrensitz (Abb. 94). Im zweiten Bauabschnitt wurde der Hof erweitert, so daß er die dann im Gräberfeld

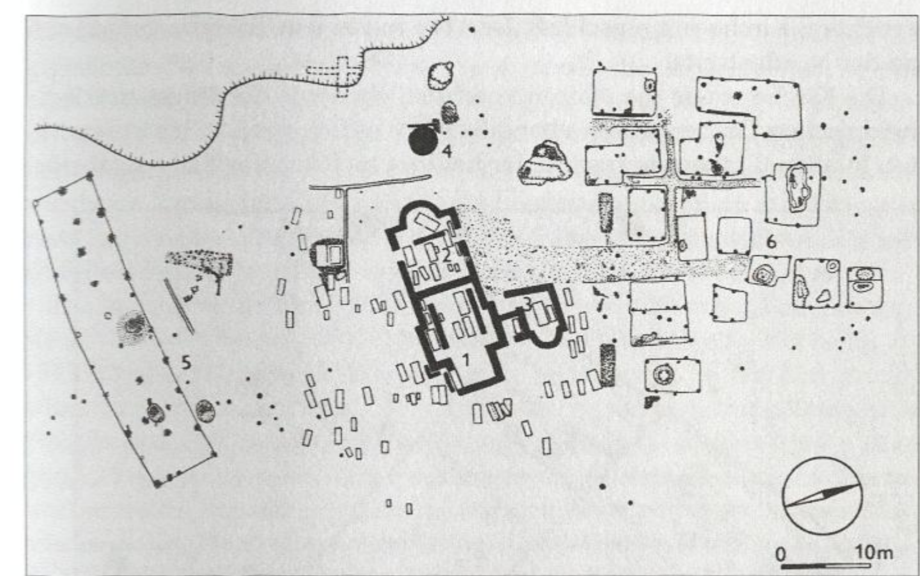


Abb. 93: Der Tempelkomplex von Sady bei Uhereske Hradište, mit Körpergräbern.
1 1. Bauphase; 2 2. Bauphase; 3 3. Bauphase; 4 Baptisterium; 5 Pfosten-Langhaus; 6 Siedlung.
Nach: J. POULIK, 1986.

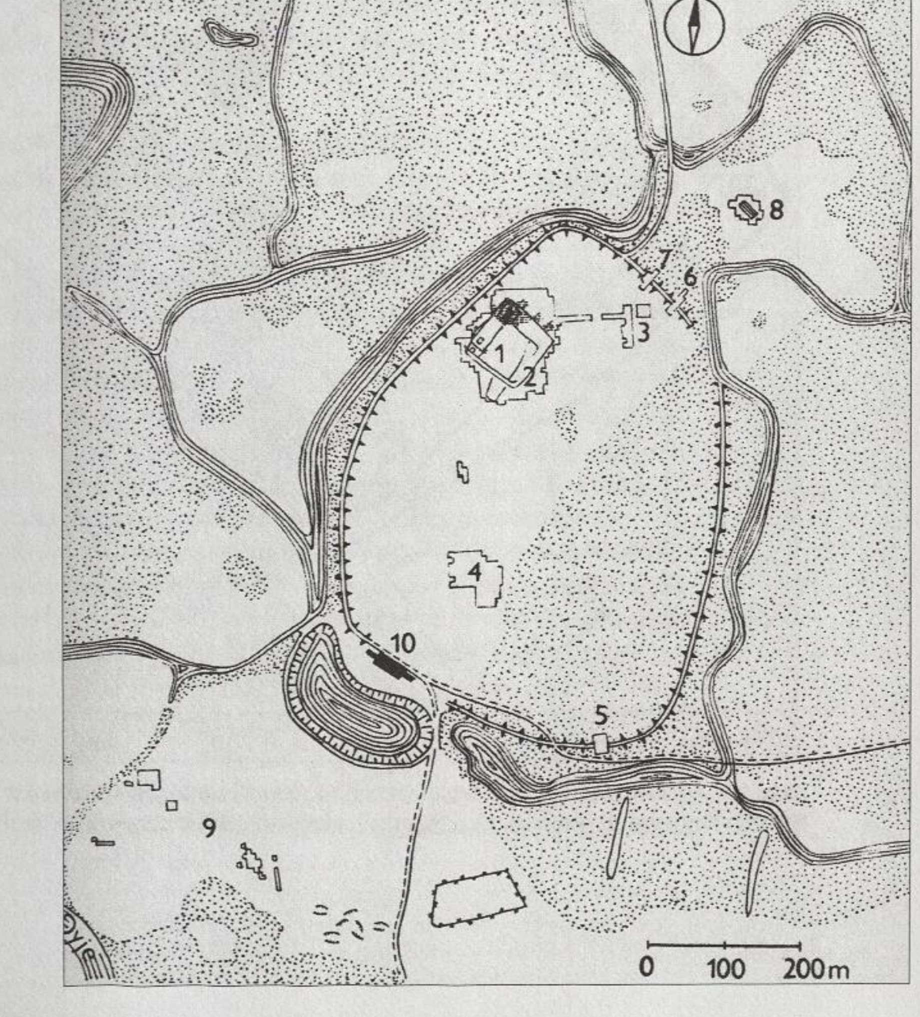


Abb. 94: Breclav-Pohansko.
1 Herrenhof;
2 Gräberfeld mit Körpergräbern;
3 Siedlung;
4 Siedlung und Brandgräberfeld;
5–7 Wallschnitte;
8 Siedlung und Gräber;
9 Siedlung und Gräberfeld in der südwestlichen Vorburg;
10 gegenwärtiger Bau.
Nach: J. POULIK, 1986.

errichtete Kirche mit einschloß. Das Tor mit einem Torturm befand sich an der Nordostseite.

Die Kirche sowie die älteren vorchristlichen wie die jüngsten, wieder heidnischen Gräber waren ebenfalls südwestlich-nordöstlich ausgerichtet. In allen Gräbern herrschte der heidnische Ritus der Reihengräberbe-

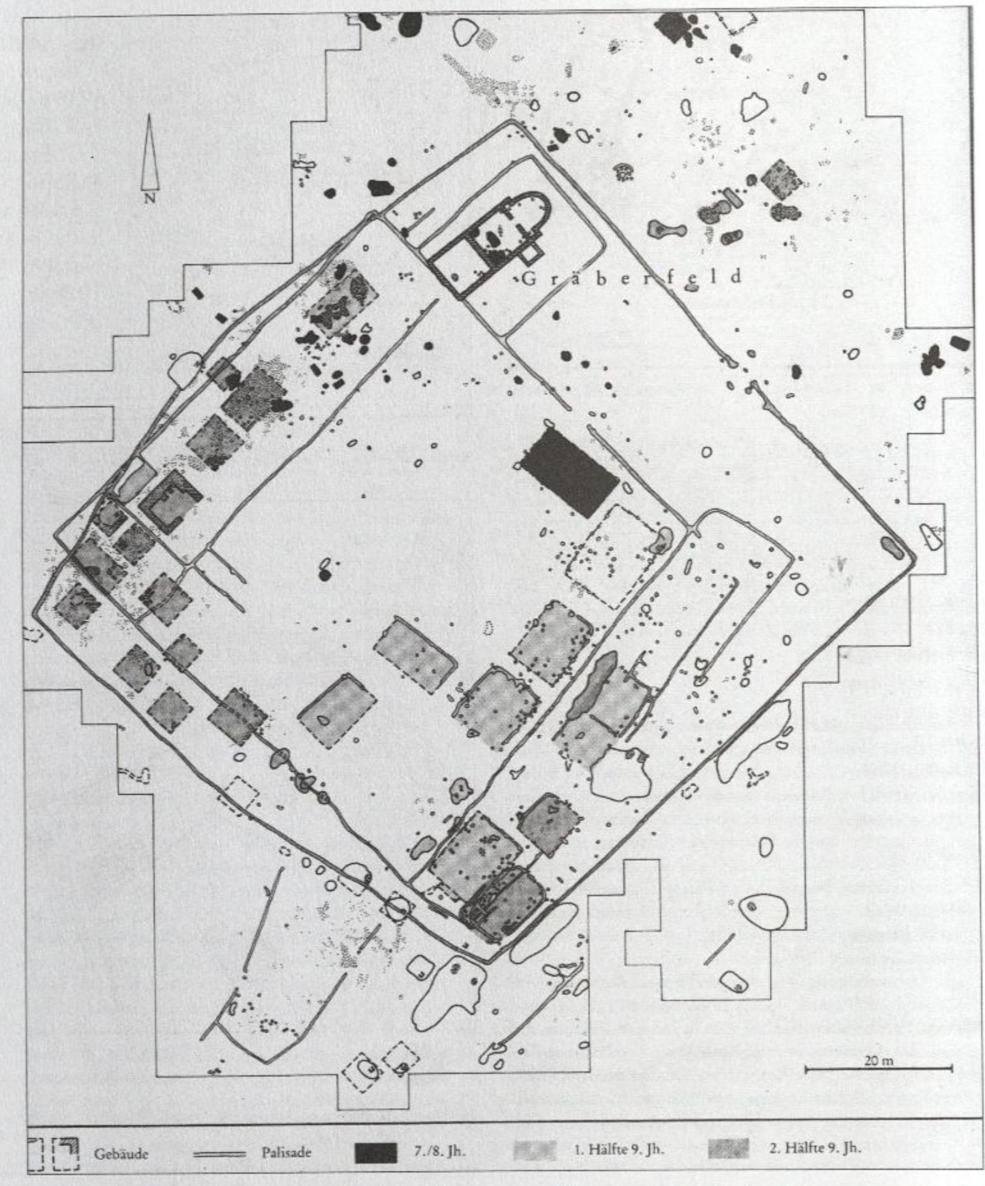


Abb. 95: Adelshof aus dem großmährischen Burgwall von Breclav-Pohansko südlich von Brünn, Bezirk Lundenburg. Nach: B. Dostal, aus: J. Herrmann, *Welt der Slawen,* Berlin (Ost) 1986.

stattung mit Beigaben von Waffen, Schmuck, Gefäßen und Gebrauchsgegenständen. Vor allem viele Sporenfunde sowie die doppelte Zahl bestatteter Männer (38 %) wie Frauen (19 %, der Rest sind Kinder) weisen darauf hin, daß der Hof neben der Familie des Adligen eine Reitergefolgschaft und insgesamt 100 bis 130 Menschen beherbergte. Zwischen 925 und 950 wurde am Rande des Gräberfeldes ein heidnischer Kultbau aus 8 Pfosten rund um einen Mittelpfosten mit 3 m im Durchmesser errichtet, der mit ähnlichen Bauten aus dem Warägerreich verglichen werden kann.

Die Bebauung bestand aus Grubenhäusern mit Öfen und Feuerstellen. Sie waren Wohnbauten sowie Werkstätten und besaßen eine Fläche bis zu 15 Quadratmetern. Die Wohnbauten des Herrensitzes, im zweiten Bauabschnitt errichtet, waren zum Teil zweiräumige, bis 45 Quadratmetern große Blockbauten, von denen einige auf Steinfundamenten ruhten. Bis 9 x 14 m große Pfostenbauten mit lehmbeworfenen und weiß getünchten Flechtwerkswänden, die »an germanische Hallenbauten erinnern«, waren Wirtschaftsbauten, Pferdeställe oder Vorratsgebäude: In zweien dieser Gebäude befanden sich Feuerstellen, in und außerhalb des Palisadenzaunes Werkstätten von Schmieden, Töpfern, Schmuckherstellern und Webern. Landwirtschaft wurde von den Bewohnern des Adelshofes nicht betrieben, die Versorgung mit Getreide und Vieh erfolgte von auswärts (B. Dostal, 1973, 1975).

Insgesamt fand man 31 befestigte Siedlungen und Burgwälle (Abb. 96). Hinweise auf Reitergefolgschaften fand man in Mikulčice, Stare Mesto, Stare Zemky bei Lisen, Pobedin, Nitra, aber auch im Herrenhof Breclav-Pohansko.

Im Zentralgebiet Mährens fand man Reste von Kirchen, in Mikulčice allein 12, davon war diejenige in der Fürstenburg mit 35 x 9 m die größte neben der im Burgwall von Preßburg. Bemerkenswert sind zwei Rotunden, eine zweiapsidige in Mikulčice und eine einapsidige in Stare Mesto. Solche Rotunden sind auch aus Dalmatien aus etwa der gleichen Zeit bekannt. In Sady bei Uherske Hradište befanden sich zwei Kirchen und ein rundes Baptisterium. Hier werden der Sitz des Erzbischofs Method und sein Grab in der Grabkammer unter der größeren Kirche vermutet.

In den Gräbern fand man auf Metallsachen Verzierungen mit Masken, wie sie im nord- und westgermanischen Tierstil auf Fibeln, Beschlägen von Holzeimern und Schwertscheiden vorkommen. Mit der Ornamentik der Tierstile waren Riemenenden von Stare Mesto und Cataj verziert.

Für Frauenschmuck sind vergoldete Ohrgehänge byzantinischer Herkunft und eigener Herstellung wie im Grab der gotischen Fürstin von Untersiebenbrunn bezeichnend sowie Finger- und Ohrringe, vergoldete Kugelknöpfe, auch Ketten aus Korallen und Perlen fand man.

Es gab eine eigene hochentwickelte Eisenerzeugung aus Magnetit- und

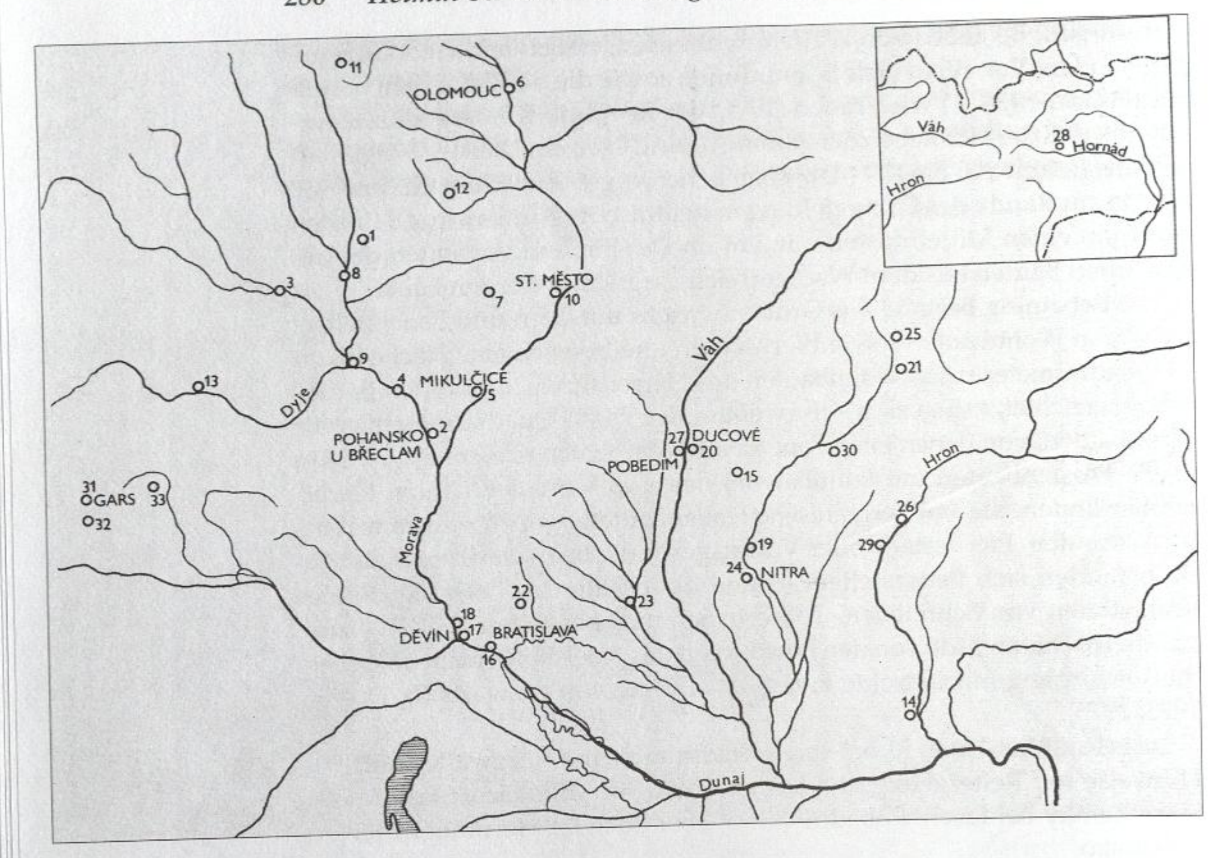


Abb. 96: Befestigte Siedlungen und Burgwälle in Mähren. 1 Brünn-Lisen, Stare Zemky; 2 Breclav Pohansko; 4 Neudek-Pohansko; 5 Mikulčice; 6. Olmütz; 10 Stare Mesto bei Uherske Hradište; 13 Znaim-Hradisko; 16 Preßburg-Burg; 17 Preßburg-Devin; 18 Devinska Nova Ves; 230 Dučove-Kostolce; 21 Hradec, 24 Nitra. Nach: J. Poulik, 1986.

Hämatiterzen. In Zelechovice bei Unicov in Nordmähren fand man 24 Hochöfen mit Gicht, Schacht, Abstichloch und Loch für Gebläse (J. Poulik, 1966). Es gab Schwerter karolingischer Importe und eigener Herstellung. Das Schmiedehandwerk beherrschte das Verschweißen von hartem Stahl und weicherem Eisen, das Anschweißen von Werkzeugschneiden, das Härten und Anlassen und die Herstellung von Werkzeugen für die Landwirtschaft, für Waffen, Bergbau, Holz- und Steinbearbeitung wie Bohrer, Sägen, Äxte. Die Äxte, von denen man an einer Brücke in Mikulčice allein 23 Stück fand, hatten die Form von skandinavischen Bartäxten (s. Abb. 90). Die Holzbearbeitung fertigte Eimer, Fässer, Drechseleien, Möbel, Fenster, Türen. Eiserne Schlüssel fand man in der Fürstenburg von Mikulčice in großer Menge. Bei Nitra fand man einen Glasschmelzofen. Bei Sady wurden Dachziegel gebrannt.

Die Landwirtschaft verwendete Pflüge mit teilweise asymmetrischen Scharen. Auch Obstbau unter anderem mit Pfirsich, Walnuß und Wein wurde getrieben. Aus der Umgebung wurden in die Siedlungen angeliefert und verzehrt 48 % Schweine, davon 63 % im Alter bis 1,75 Jahren, der

Rest waren Ziegen, Schafe, Rinder und nur 3 % Wild mit Rotwild, Wildschwein, Auerochse, Biber, Fuchs (J. Poulik, 1986).

Als erster des Geschlechts der großmährischen Fürsten wird 796 Vojnomir als fränkischer Bundesgenosse gegen die Awaren genannt. In dem Geschlecht herrschen Namen mit der Zweitsilbe *-mir* vor, die germanisch (Valamir, gotischer König; Dagmar) zum Unterschied von ›slawisch‹ gedeutet werden können. Es ist ein bairisches Adelsgeschlecht mit Namen wie Zuentibold bekannt, entsprechend Svatopluk.

Im geeinten Herzogtum Mähren herrschte Moimir I. 830–846. Er vertrieb Pribina, einen Fürsten der Sclavi, aus seiner Residenz Neutra in der Slowakei. Da Moimir Mähren aus dem Einfluß des ostfränkischen Reiches lösen wollte, setzte Ludwig der Deutsche nach einem Feldzug 846 dessen Neffen Rastizlaw (846–870) als Herzog ein. Pribina flüchtete zu Ludwig, wurde getauft und erhielt Unterpannonien als Fürstentum mit Sitz in Mosaburg am Plattensee. Davon berichtet die *Conversio Bagoariorum* (H. Wolfram, 1979), das Weißbuch der Salzburger Bischöfe zum Nachweis der geleisteten Bekehrungsarbeit und des Salzburger (und bairischen) Anspruchs auf diese Gebiete dem Papst gegenüber.

Auch Rastizlaw wollte sein Herzogtum aus der Tributpflicht gegenüber dem ostfränkischen Reich lösen und bat Kaiser Michael III. von Byzanz im Jahre 863 um Missionare, der darauf Method und Kyrill sandte. Nachdem Papst Hadrian II. Method zum Erzbischof von Pannonien erhoben hatte, wurden Rastizlaw und Method gefangengenommen und Rastizlaw durch dessen Neffen Swatopluk (Zuentibald, 871–894) ersetzt. Auch dieser verfolgte Pläne zur größeren Selbständigkeit, die nach seinem Sieg über das Heer Ludwigs des Deutschen 869 im Vertrag von Forchheim 874 weitgehend verwirklicht wurden. Der Papst forderte die Freilassung Methods, und dieser kehrte nach Mähren zurück, wo ihm Swatopluk »alle Kirchen auf den Burgen Mährens« übertrug, ein Hinweis auf die Christianisierung nur an Herrschaftszentren. Nach dem Tod Methods 885 setzte Swatopluk in Mähren den deutschen Bischof Wiching ein. Damit kam die Missionierung wieder unter salzburgischen Einfluß. Während seiner Regierungszeit stand das Herzogtum Böhmen in gewisser Abhängigkeit vom Großmährischen Reich.

Nach seinem Sieg über die Normannen von 891 konnte König Arnulf von Kärnten gegen den abtrünnigen Swatopluk vorgehen. Im Frieden von 894 mußte Großmähren die erst vor kurzem erlangte Vorherrschaft über Böhmen wieder aufgeben und Pannonien an Arnulf zurückgeben. Nach dem Tod Swatopluks herrschten zunächst seine beiden Söhne Moimir und Swatopluk gemeinsam und nach einem Bruderkrieg von 898 ab 901 nur noch Moimir II. (894–906?). Im Jahre 901 wechselte das von König Arnulf (gest. 899) mit den Ungarn gegen Swatopluk geschlossene Bündnis gegen ein solches von Ludwig dem Kind mit Mähren gegen Ungarn. Im Jahre 901

erschienen auf dem Reichstag zu Regensburg Abgesandte MOIMIRS II. Nach einem ungarisch-mährischen Krieg von 902 verschwand Großmähren aus der Geschichte.

Infolge der Landnahme der Ungarn ab etwa 900 im Karpatenbecken und des Hinausrückens der Grenzen des Königreichs Ungarn bis zum Karpatenhauptkamm, der um 1200 erreicht wurde, geriet Mähren nördlich der March und der Beskiden nach der Besetzung durch die Daglinger von 1000 bis 1018 unter den Einfluß der Přemysliden.

2.2.11.5 Die Rechtsstellung von Böhmen und Mähren im Deutschen Reich

Das 1806 untergegangene erste Deutsche Reich wurde in der Nachfolge des ostfränkischen Reiches von Heinrich I. als *Regnum theodiscum* gegründet (s. Kap. 7) und später ›*Regnum teutonicum*‹ genannt. Mit der Kaiserkrönung König OTTOS I. im Jahre 962 entstand eine Personalunion des *Rex theodiscum* mit dem Kaiser, dem *Imperator Romanum*. Das *Regnum theodiscum* und das *Imperium Romanun* waren zwei unterschiedliche Rechtsinstitutionen. Der Gebietsstand des letzteren wechselte und griff zum Teil weit über den des *Regnum theodiscum* hinaus, das anfangs nur das Gebiet der germanischen Stämme zwischen Maas, Mosel, Elbe und Saale und bis in das hohe Mittelalter nur germanisch-deutschen Volksboden umfaßte. Aber bereits ab 929 gehörte auch Böhmen und mindestens seit König und Kaiser ARNULF auch das Herzogtum Karantanien dazu. Da die Boemanen und die Karantanen als Germanen angesehen wurden, umfaßte das *Regnum theodiscum* nur germanische Stämme. Die sprachlichen Unterschiede zwischen der *Lingua Sclavinia* der Böhmen und Karantanen und der *Lingua Theodisca*, dem Althochdeutschen, kamen auch in der gegenseitigen Benennung mit dem Empfinden ethnischer Unterschiede zum Ausdruck (vgl. Kap. 2.2.11.6). Aber EINHARD schrieb, die *Lingua Sclavinia* sei »paene similes«, sei der seinen sehr ähnlich, und dies 1000 Jahre nach der Ethnogenese der Urslawen.

Böhmen war seit KARL DEM GROSSEN ab 805 dem fränkischen Reich tributpflichtig mit jährlich 500 Silbermark und 120 Rindern. Zu den Reichstagen 812, 815, 822 und 845 sandte es Gesandte. Diese Tributpflicht wurde wiederholt erneuert, ging zuerst auf das ostfränkische Reich und dann auf das *Regnum theodiscum* über. Der Tribut wurde vom deutschen König erhoben, so zum Beispiel 929, 991, 1004 und 1041, und nicht vom Kaiser.

Während des Winterfeldzuges im Jahre 929 unterwarf HEINRICH I. Böhmen, nachdem er Brandenburg erobert hatte. Herzog WENZEL DER HEILIGE von Böhmen (Herzog von 921–929) wurde wieder tributpflichtig und empfing gleichzeitig die Taufe. Noch im selben Jahr wurde er im Auftrag seines Bruders ermordet, der jedoch im Jahre 950 auch tributpflichtig wurde.

In der Zeit nach 1000 entstanden vielfache verwandtschaftliche Bindungen in das Reich bis zu den Geschlechtern der Kaiserhäuser.

Von 950 an entwickelten sich die Bindungen Böhmens an das *Regnum theodiscum* folgendermaßen: Ab 955 bestand die Heerfolgepflicht. Vom Vasalleneid mit persönlicher Übertragung auf dem Reichstag zu Quedlinburg 973 an bestand dazu die Hoftagspflicht, die beide nach dem Abfall BOLESLAWS und zweimaligem Siege OTTOS II. über BOLESLAW II. von ihm 978 in Quedlinburg durch seinen Treueid erneuert wurden. Im Jahre 1002 erfolgte die erste Belehnung eines böhmischen Herzogs mit WLADIWOI. Von da an wurden alle böhmischen Herzöge von deutschen Königen, von OTTO I. bis RUDOLF VON HABSBURG, ehe diese noch nicht Kaiser waren und von Kaisern als Könige belehnt. Damit hatte sich von 929 bis 1002 Böhmen zu einem gleichberechtigten Glied im *Regnum theodiscum* entwickelt. Spätestens ab 1099, wahrscheinlich schon 1081, waren die böhmischen Herzöge Reichsfürsten des Königreichs, *principes regni*, und nach Bildung des Reichsfürstenstandes des Kaiserreichs waren sie auch dessen Reichsfürsten, *principes imperii* (W. WEGENER, 1955). Den Reichsfürsten gegenüber hatte der böhmische Herzog zudem eine rechtlich unterschiedliche Stellung. Der deutsche König war in seinem Belehnungsrecht nicht frei, sondern blieb an das přemyslidische Erbrecht und an die Herzogswahl der *primores Boemiae* gebunden (W. WEGENER, 1959). Er gebot nach Reichsrecht nicht nur über den böhmischen Herzog, sondern auch über die böhmischen Großen. Bis 1142 fanden in Böhmen drei Hoftage statt, auf denen der König über die Erbfolge des böhmischen Herzogs entschied.

Der deutsche König besaß im Unterschied zum restlichen Reich in Böhmen weder Reichsgut noch Reichsministerialen. Es gab dort weder reichsunmittelbare Fürsten außer dem Herzog und den späteren Königen, noch gab es Reichsstädte. Der böhmische Herzog wurde jeweils im Land gewählt und daraufhin vom deutschen König belehnt. Die böhmischen Herzöge übten eine eigene Gerichtsbarkeit aus, und es herrschte ein eigenes Recht. Zudem besaßen sie ein eigenes Münzrecht. Die *Teutonici* waren in Böhmen *hospes*, das heißt solche, die einem anderen Rechtsbereich angehörten (s. Privileg von SOBIESLAV II. in Kap. 2.2.11.6).

Mit der Wahl KONRADS II. zum deutschen König im Jahre 1024 nahm der böhmische Herzog zum ersten Mal an einer Königswahl, zumindest an den Vorverhandlungen, teil, damals zusammen mit den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, den Herzögen von Sachsen, Schwaben, Bayern, Niederlothringen, Oberlothringen und Kärnten und dem Titularherzog von Franken. Herzog WLADISLAW I. wurde im Jahre 1114 als Erzschenk des Königreichs ernannt.

Von den Erhebungen der böhmischen Herzöge in das persönliche Königtum in den Jahren 1085, 1158 und 1198 wurde die letzte vom König

PHILIPP VON SCHWABEN vollzogen. Mit der Ernennung zum erblichen Königtum von 1204 an wurde Böhmen auch als Teil des *Imperium Romanum* genannt, und erst dann wurden die Könige Kurfürsten. König WENZEL I. führte als Mitglied des Regentschaftsrates für KONRAD IV. den Titel ›Procurator per Sacri Germaniam Imperii‹, Prokurator des Heiligen Germanischen Reichs. Von da an besaß der böhmische König das Recht zur Einsetzung der Bischöfe seines Landes. Mit der Goldenen Bulle Kaiser KARLS IV. von 1356 war der böhmische König einer der sieben Kurfürsten neben den Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier, dem Herzog von Sachsen, dem Markgraf von Brandenburg und dem Pfalzgraf bei Rhein.

Die Kurfürsten waren nach den Stammesrechten, wie dem *Sachsenspiegel,* Deutsche. In der folgenden Zeit wurden die böhmischen Herrscher als Deutsche angesehen (K. HUGELMANN, 1955). Tatsächlich war die letzte Nichtdeutsche in der přemyslidischen Herrscherlinie die Frau des Herzogs UDALRICH (1012–1033).

Nachdem das Großmährische Reich 906 von den Ungarn zerstört worden war, war Mähren bis zur March von den Ungarn besetzt. 976 wird ein Bischof von Mähren urkundlich, als zum Erzbistum Mainz gehörend, erwähnt. Mähren wurde von dem Daglinger BOLESLAV I. erobert, nachdem dieser schon um 1000 ganz Schlesien in seinen Besitz gebracht hatte und dieses bis etwa 1020 für Böhmen zurückgewonnen worden war. Den Polenfeldzug Kaiser KONRADS II. 1030 benutzte der Sohn des Herzogs UDALRICH, um Mähren den Daglingern zu entreißen. Seit 1055 behaupteten sich mehrere zu Böhmen gehörende Teilfürstentümer in Mähren. Im Jahre 1177 erhielt eines von ihnen ganz Mähren als von Böhmen unabhängiges Herzogtum und unterstand ab 1182 einem Reichsfürsten als reichsunmittelbarem Markgrafen. Auch nach der Eroberung Mährens durch den böhmischen Herzog blieb diese reichsunmittelbare Markgrafschaft erhalten, wurde aber 1197 mit přemyslidischen Nebenlinien besetzt. König WENZEL I. empfing 1239 Mähren als Lehen des deutschen Königs.

Nachdem mit dem Untergang des Großmährischen Reiches Böhmen unabhängig geworden war, festigte sich wieder der Einfluß der Mission des Bistums Regensburg. Bischof MICHAEL VON REGENSBURG weihte zu Ehren des Königs aus sächsischem Stamme den späteren Dom zu Prag dem sächsischen Stammesheiligen St. VIRUS. Das 973 errichtete Bistum Prag, zu dem auch Mähren gehörte, wurde dem Erzbistum Mainz unterstellt und damit der Reichskirche eingegliedert, das heißt, Wahl und Investitur der Bischöfe erfolgten durch den deutschen König. Der erste Bischof, THIETMAR, war ein Sachse, der aus seiner Heimat die *Lingua Sclavinia* beherrschte. Der zweite war ADALBERT, ein Sklaviknide. Nach COSMAS VON PRAG setzte dieser im Jahre 995 in Aachen Kaiser OTTO III. die Krone aufs Haupt. In diese Zeit fällt der Endkampf zwischen Přemysliden und den Sklaviknide

den um die Vorherrschaft in Böhmen. ADALBERT erlebte die Ermordung seiner fünf Brüder im Jahre 995 und suchte daraufhin den Märtyrertod bei der Heidenmission unter den Prußen. In der zeitgenössischen Heiligenlegende des JOHANNES CANAPARIUS steht: »Est locus in partibus Germaniae, quem incolae Sclavoniam cognomine dicunt.« (Es gibt ein Gebiet in Germanien, das dessen Einwohner mit Beinamen Sclavonien nennen.) Diese kirchlich bezogene Stelle kennzeichnet die Mission unter den heidnischen Germanen.

ADALBERTS Halbbruder RADIM GRAUDENTIUS wurde Erzbischof in Gnesen, und ein Schüler ADALBERTS wurde Erzbischof in Gran. Auch der Nachfolger ADALBERTS war ein der *Lingua Sclavinia* mächtiger Sachse namens THIDDAG.

Bei der Besetzung des Prager Bischofsstuhles im Jahre 1068 kamen die Unterschiede zwischen Deutschen und Böhmen zum Durchbruch. Der Herzog WARTISLAV II. wollte seinen Hofkaplan, einen sächsischen Adligen, zum Bischof machen, aber die böhmischen Adligen befürworteten JAROMIR, einen Bruder des Herzogs. COSMAS VON PRAG schreibt dazu sehr anschaulich über die Wahlversammlung: »Was stehst Du da wie der Esel mit der Laute? Warum nimmst Du Dich nicht Deines Bruders an? Siehst Du nicht, daß er, der Sohn des Herzogs, zurückgesetzt und ein hergelaufener Fremdling, der ohne Hosen in unser Land gekommen ist, auf den Bischofsstuhl erhoben wird?. . . Noch lebt der römische Kaiser HEINRICH, und er soll leben; was machst Du aus Dir selbst, da Du Dir seine Rechte anmaßest und diesem hungrigen Hund Ring und Stab verleihest. . .« JAROMIR erhielt die Investitur von König HEINRICH IV. und diente ihm von 1077 bis 1084 als Kanzler.

Mit der Erhebung in das erbliche Königtum im Jahre 1198 erhielt der böhmische König auch das Recht der Investitur der Prager Bischöfe, die ab 1212 nicht mehr Reichsfürsten waren, aber weiterhin dem Erzbistum Mainz angehörten.

Damit blieb weiterhin die seit dem Tode METHODS, der Unterwerfung der böhmischen Herzöge unter das ostfränkische Reich im Jahre 895 und der Eingliederung Böhmens in die Reichskirche als Kirchensprache in Böhmen erloschene *Lingua Sclavinia* ausgeschlossen. Nur die Bettelmönche predigten böhmisch. Vom heiligen PROKOP (gest. 1053) wurde in Sazawa bei Prag ein Kloster gegründet, von dem das Kirchenslawische in Schrift und Ritus gepflegt wurde, das aber bereits 1056 wieder aufgehoben wurde. WARTISLAW II. rief die vertriebenen Mönche im Jahre 1064 wieder zurück. Sein Versuch, vom Papst die Erlaubnis der kirchenslawischen Liturgie für Böhmen zu erhalten, scheiterte (W. WEGENER, 1959).

Im Jahre 1344 wurde das Bistum Prag zum Erzbistum erhoben. Auch danach gehörte es weiterhin zur Reichskirche. Die Prälaten des neuen

Erzbistums gehörten auf den Konzilen zur *Natio Germanica*, zu der auch die Konzilteilnehmer von Polen, Dänemark, Norwegen und Schweden gehörten.

Bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation gab es einen Erzkanzler für Germanien, wozu auch Böhmen gehörte: den Erzbischof von Mainz, und einen Erzkanzler für Italien: den Erzbischof von Köln, der seit dem 12. Jahrhundert eine burgundische Kanzlei hatte. Seit dem 14. Jahrhundert war der Erzbischof von Trier Erzkanzler für Gallien (W. Wostry, 1943).

2.2.11.6 Germani, Teutonici, Bohemi der Chronisten, Sozialstruktur, Rechtsstellung der Deutschen

Die Kelten haben in Böhmen auffallend wenig geographische Namen hinterlassen, was sich vielleicht dadurch erklärt, daß sie 60 v. d. Ztw. besiegt und vertrieben wurden und die Markomannen erst 9 v. d. Ztw. nach Böhmen zogen. In der Zwischenzeit lag Böhmen laut Tacitus wüst. Deshalb ist es erstaunlich, daß der Name des vertriebenen Stammes der Bojer nicht auf die eingewanderten Markomannen überging, sondern erst auf die mehr als 500 Jahre später eingewanderten Ostvandalen, die von den Chronisten ›Sclavi‹, ›Boemi‹, ›Boemani‹, ›Boemanni‹, aber auch ›Beowinidi‹, die böhmischen Winidi = Vandalen, benannt wurden. Ob nach 600 Jahren die Namen ›Boemi‹, ›Boemanni‹ und dann ›Bajuwarii‹ von den Bojern abzuleiten sind, bleibt zweifelhaft, doch Tacitus war 98 n. d. Ztw. der Name Böhmens als ›Bohemum‹ bekannt, auf der Karte des Ptolemäus erscheint er zweimal.

Der Name des Stammes der eingewanderten Ostvandalen taucht zum ersten Mal bei Einhard als ›Boemani‹ auf: »quae Germaniam incolunt«, die Germanien bewohnen. Als Name des Landes finden sich Bohemum bei Tacitus, Baias im 7. Jahrhundert, Boiohemum, althochdeutsch Behaim und andere.

Von Vandalen berichten folgende zwei böhmische Chronisten. Martin Kuthen aus Kuttenberg (gest. 1564) hält fest: »Er wollte einerseits zeigen, daß das Land früher deutsch war, andererseits wollte er mit zeitgenössischen Gelehrten polemisieren, die das Wort ›Tschechen‹ speziell von den Vandalen, nämlich den Sorben« ableiten. Vaclav Hajek (gest. 1533) schreibt: »672 gründete Lech Gnesen und Kroks Burg und Stadt, auf einem Hügel, den die Vandalen einmal Vavel genannt hatten.« (Beide Zitate aus: R. Turek, 1974).

Die Belege dafür, daß Böhmen als ein Teil Germaniens angesehen wurde, reichen von Tacitus bis nach dem Dreißigjährigen Krieg. Nach Wostry (1943) wurden sie zusammengestellt mit den Quellenstudien von Wegener (1959). Dieser wunderte sich darüber und schreibt: »Dabei kann man nicht ohne weiteres sagen, daß es sich hier um einfaches Abschreiben handelt. Die abweichende Formulierung und Wertung dieser Stellen zeigt, daß den Verfassern durchaus bewußt gewesen ist, was sie damit zum Ausdruck brachten, wenn sie Bohemia als eine ›pars Germaniae‹ (Teil Deutschlands) bezeichneten.« Und: »Allein die Tatsache, daß diese Stelle [Cosmas, Böhmen ist ein Teil Germaniens] in verschiedenen Varianten bei einer großen Zahl von Autoren des Hoch- und Spätmittelalters wiederkehrt, beweist, daß in der Anschauung dieser Zeit Böhmen als Teil Germaniens angesehen wurde.« (Wegener, 1959, S. 28 f.)

Soweit die von ihm zitierten Quellen nicht schon in Kap. 2.2.12.2 im Wortlaut stehen, sollen die wichtigsten hier aufgeführt werden. Paulus Diaconus (720–799): »ut non immeritio universa ille regio Tanai tenus usque ad occiduum. . . generali tamen vocabulo Germania vocitatur« (daß nicht unverdientermaßen jenes sehr große Gebiet vom Tanai (Don) nach Westen mit dem Gesamtnamen Germanien bezeichnet wird). In der Wenzel-Legende des Laurentius kurz vor dem Jahr 1000 wird Böhmen als in der *provincia Germania* gelegen bezeichnet. Für Cosmas sind Teutonia und Bohemia Teile Germaniens. Von Vincenz von Prag (2. Hälfte des 12. Jahrhunderts) werden die *principes Alemanniae* und der böhmische König unter *principes totius Teutoniae* zusammengefaßt. Böhmen ist also ein Teil Germaniens, aber von den Alemanni werden die Boemani unterschieden. Staatsrechtlich wird innerhalb des *Regnum teutonicum* zwischen Alemannia und Boemia unterschieden.

In der Anzeige der deutschen Fürsten an den Papst zur Wahl Philipps von Schwaben zum deutschen König vom Jahre 1199 wird Ottokar I. von Böhmen als einer der *principes Germanorum* der *totius Alemanniae nobiles* (aller deutschen Adligen) bezeichnet, das heißt, hier ist Böhmen staatsrechtlich ein Teil des *Regnum teutonicum*, des deutschen Königreiches (W. Wegener, 1959, S. 32).

Während von den Bohemi-Sclavi die *Lingua sclavinia* verwendet wurde, die erst nach Ende des Mittelalters tschechisch genannt wurde, sprach die adlige Führungsschicht bereits Ende des 10. Jahrhunderts (s. Kap. 2.2.12.2, Cosmas von Prag für 973) althochdeutsch, also noch ehe die Przemysliden deutsche Reichsfürstentöchter zu heiraten begannen. Die Einführung des Kirchenslawischen (s. Kap. 2.2.11.6) zur Verwendung in der Liturgie und damit in der kirchlichen Schriftsprache scheiterte 1064, als Wratislaw II. auf seine diesbezügliche Anfrage eine päpstliche Absage erhielt.

Die als älteste ›tschechisch‹ geschriebenen Sprachzeugnisse angesehenen *Kiewer Blätter* und *Prager Fragmente* aus dem 11. Jahrhundert sind altkirchenslawisch, aber nicht böhmischer, sondern südslawischer oder russischer Herkunft. Auch die beiden Wenzelslegenden und die Legende des

CHRISTIAN können nicht als älteste ›tschechische‹ Schriftdokumente vor der Zeit Kaiser KARL IV. angesehen werden.

Erst KARL IV. begann, sich für die Sprache der Böhmen zu interessieren (siehe unten). Er gründete in Prag das Kloster Emaus mit 80 Benediktinern aus dem Kloster Thon in Dalmatien, die der dort verwendeten kroatischen Glagolika mächtig waren und diese Glagolika nur da verwenden durften. Vorher gab es keine kirchliche Verehrung von KYRILL und METHOD in Böhmen (M. EGGERS, 1996).

Der Name ›Tschechen‹ ist noch nicht einmal bei COSMAS VON PRAG und den Fortsetzern der Chronik des COSMAS bis 1283 zu finden (*Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit* 66/1940). Sie verwenden nur ›Bohemi‹. Der Erlaß Kaiser FERDINANDS II. von 1627 unterscheidet ›Deutsche‹ und ›Böhmen‹ in seiner ›Verneuten Landesordnung‹ für Böhmen: »Und da wir in unserem Erbkönigreich die deutsche und böhmische Sprache in gleicher Weise bewahren und fortpflanzen wollen. . .« Selbst 1848 bezeichnen sich die Tschechen noch als Böhmen, so in der Petition an Kaiser FERDINAND vom 25. März 1848: »2. . . Völlige Gleichstellung der böhmischen und deutschen Nationalität. . . in allen Lehr- und Verwaltungsfragen. . .« (F. HABEL, 1984)

Die Chronisten des Mittelalters aus dem Raum Böhmens werden von WOSTRY, 1943, aufgeführt. Sie schreiben, daß Böhmen ein Teil Germaniens ist. In einer Reimchronik des Deutschordenskaplans NIKOLAUS VON JEROSCHIN um 1328 ist zu lesen:

»Ein lant lit in Germania,
daz is genant Sclavonia.
Germania ist Dutschinland,
Sclavonia Bemen genant.«

Doch bereits zur gleichen Zeit gibt es Äußerungen ethnischer Feindschaft zwischen Deutschen und den inzwischen ethnisch veränderten Nachkommen der Ostvandalen in Böhmen. So spricht die böhmisch geschriebene *Reimchronik* des DALAMIL 1311 vom Abschneiden deutscher Nasen. Die deutschsprechenden böhmischen Könige und Adligen werden als Verräter der Sprache bezeichnet.

Die *Königsaaler Chronik* des deutschen Abtes des Zisterzienserklosters aus dem 14. Jahrhundert sagt: ». . . fast in allen Städten des Reiches [Böhmen] und vor dem Könige ist der Gebrauch der deutschen Sprache üblicher als der der böhmischen«. Es findet sich nicht ein gehässiges Wort darin. Die Böhmen wurden als *nostra gens*, unser Volk, bezeichnet, und es wird der Gnesener Erzbischof kritisiert, der alle Deutschen als Hundsköpfe bezeichnete. Auch König WENZEL habe diese Rede mißfallen (E. MASCHKE, 1933).

Kaiser KARL IV. bestimmte in seinem Majestätsbrief, niemand solle in Böhmen ein Amt bekleiden, der nicht die böhmische Sprache, die man »sclavonische« nennt, verstünde, »idioma seu linguam Boemicam generalem, quam scilicet Sclavonicam dicimus«. In der Goldenen Bulle wird nicht von Tschechisch, sondern von *Lingua Sclavia* geschrieben.

1488 erläutert SIEGMUND MEISTERLIN in seiner Chronik der Reichsstadt Nürnberg (zit. nach W. WOSTRY, 1943): »Behaim ist ein lant, daz gehört zu Germania das ist zu teutscher nation.« Und ULRICH VON RICHENTAL, der Chronist des Konstanzer Konzils 1414–1418, schreibt zur ethnischen Zuordnung »nacion Germania das ist Tütschland«. Aeneas Sylvius PICCOLOMINI, der spätere Papst PIUS II., schrieb um 1450: »Bohemi Germani sunt.« (Böhmen sind Deutsche) JOHANNES VON RABENSTEIN, Probst von Wischehrad, erklärte: »totum genus Bohemorum, magnaque pars aliorum Germanorum«, der ganze Stamm der Böhmen ist ein großer Teil der sonstigen Germanen.

Böhmische Chronisten bezeichnen die Deutschen bis in das 12. Jahrhundert als ›Teutonici‹. Papst URBAN IV. spricht in seinem Brief an den Bischof ALBERT VON REGENSBURG vom 12. Februar 1263 vom Gebiet der deutschen Altstämme als von ›Alemannien‹: »Alemannia, Boemia et alius locis, ad que lingua Teutonica extendit« (Alemannien, Böhmen und andere Länder, über welche sich die deutsche Sprache ausdehnt). Von böhmischen Chronisten wird ›Teutonici‹ am häufigsten gebraucht, um in Böhmen Deutsche von Bohemis zu unterscheiden. Die Deutschen außerhalb Böhmens werden als ›Alemanni‹ bezeichnet. Auch A. KRANTZIUS (s. Kap. 2.2.12.2) berichtet von Unterschieden der böhmischen und der deutschen Sprache, er rechnet aber Böhmen zu »gross Teutschland«, das vom Rhein bis an den Don reicht.

Kaiser KARL IV. verwendet in seiner Selbstbiographie für Deutschland noch das alte Wort ›Germania‹, aber auch ›Alemannia‹.

Zum ersten Mal wurden in großem Maßstab in Böhmen Gräben zwischen den Nachkommen der Ostvandalen und den Deutschen mit dem Kuttenberger Edikt von König WENZEL IV. 1409 aufgerissen. Die Studentenschaft der Prager Universität gliederte sich ähnlich wie die der Universitäten von Paris und Bologna zur gleichen Zeit nach der Herkunft der Studenten in vier Nationen, die mit je einer Stimme in den Universitätsgremien vertreten waren, in die böhmische Nation, zu der auch die deutschen Einwohner Böhmens gehörten, die polnische, bairische und sächsische, wobei die drei nichtböhmischen teilweise kurz als *Natio Theotonicorum* zusammengefaßt wurden. Nach Beschwerden der böhmischen nichtdeutschen Magister – das Wort ›Tschechen‹ wird im gesamten Streit, auch im Kuttenberger Edikt, nicht verwendet – wurde in diesem Edikt König WENZELS IV. das Stimmenverhältnis umgekehrt, drei Stimmen für die böhmi-

sche Nation und eine Stimme für die anderen drei. Das hatte den Rücktritt des deutschen Rektors, den Auszug der deutschen Professoren und Studenten nach Leipzig zur Folge sowie anschließend die Wahl von Huss zum Rektor. Nach den Hussitenkriegen gibt es in Prag 1497 eine Germanische Nation. Zu dieser gehören die Studenten »ex Teutonicorum natione, id est, qui nativam Alemannicam habent linguam. . . Sed quia Bohemi, Moravi, Lituani, Dani a priscis in nostram nationem recepi sunt, ideoque eos. . . corpori nostro adiungimus«. (Zu dieser gehören die Studenten aus der Nation der Teutonen, die mit der alemannischen Sprache geboren sind. Aber weil Böhmen, Mährer, Litauer, Dänen seit altersher in unsere Nation aufgenommen sind, zählen wir sie deshalb zu uns.) (W. Wostry, 1943, Anm. 164)

Nachdem es Karl IV. gelungen war, die Reichsheiltümer, die Krönungsinsignien und Reliquien, 1350 nach Prag zu holen und dann auf der dafür errichteten Burg Karlstein aufzubewahren, wurde zur Verehrung der Reichsheiltümer und zur besonderen Ehre des Reiches ein jährlicher Feiertag bestimmt, zu begehen in »Alemannia et Bohemia partibus«. Das Prager Heiltumsfest hat dann Abertausende von Pilgern angezogen. Sogar in der Hussitenzeit wurde am Heiltumsfest festgehalten, solange die Heiltümer auf der Burg Karlstein waren. Noch nach der Verbrennung von Huss während des Konzils zu Konstanz 1415 hielten die Böhmen – das Wort ›Tschechen‹ wird immer noch nicht verwendet – weiter an der Reichseinheit fest. So geleitete ein Freund von Huss, der Magister Christian von Prachatitz, 1418 die Reichsheiltümer in einer feierlichen Prozession bei ihrer Ankunft von der Burg Karlstein in Prag von der Karlsbrücke bis zum Turm auf dem heutigen Karlsplatz. Der hussitische Tschaslauer Landtag im Jahre 1421 verlangte von Kaiser Sigismund die Rückführung der von diesem 1420 weggeführten und dann 1422 nach Nürnberg überführten Reichsheiltümer. Nach dem Friedensschluß und der Rückführung 1437 nach Prag fand dort in Gegenwart des Kaisers Sigismund ein besonders feierliches Heiltumsfest statt (W. Wostry, 1943).

Das zeigt, daß nicht nur die Chronisten schrieben, Böhmen sei ein Teil Germaniens, sondern daß sogar noch im Zeitalter der Hussitenkriege die Nachkommen der Sclavi oder Boemi trotz der von 900 ab vor sich gegangenen ethnischen Veränderungen der Überzeugung waren, dem *Regnum theodiscum* und dem Heiligen Römischen Reich anzugehören. Diese Auffassung war zweifellos in dem alten germanischen Volksbewußtsein begründet, das die Ostvandalen noch nach ihrer Sprachumwandlung und nach ihrer Rückkehr aus dem Osten besaßen (s. Kap. 2.2.12.2, Engel Strausberg). Als entscheidend für dieses ethnische Bewußtsein wird die gemeinsame Abstammung angesehen (R. Wenskus, 1961).

Die Sozialstruktur der Ostvandalen war noch bei ihrer Rückwanderung im wesentlichen durch freie Bauern und ein Wahlherzogtum gekennzeichnet, so wie es vor der Völkerwanderung weithin bei den Germanen und bei den Slowenen noch bis in das Mittelalter hinein üblich war. Während der Völkerwanderung hielten die Heruler am längsten an diesem Brauch fest.

Nach der Rückwanderung begann die soziale Differenzierung, und es entstand erbliche Herrschaft. Noch im 11. Jahrhundert gab es in Böhmen in weiter Verbreitung das freie, heerfolgepflichtige Bauerntum (*rustici*). Die Freien, die das Wahlrecht in der Volksversammlung hatten, waren die *ljudi* (Leute), zu denen neben den Bauern auch Angehörige anderer sozialer Stellungen gehörten. Neben den Bauern bestanden die Adligen, *nobiles*, und die landbesitzlose militärische Gefolgschaft der Fürsten (*dritzina*) wie im Daglinger- und Warägerreich. Die Adligen werden als *milites primi ordinis* bezeichnet. Die *milites secundi ordinis* waren anfangs unfreie Ministerialen, die *withasi* bei den Sorben, die später Inhaber bevorrechteter Bauerngüter wurden. Vor Gericht waren *nobiles* und *rustici* gleichgestellt. Das Dorf war anfangs nur eine lockere Ansammlung von Bauernwirtschaften. Bis zum 13. Jahrhundert ging die Zahl der freien Bauern stark zurück, da die Belastungen infolge der entstandenen dinglichen Abhängigkeiten von den Fürsten immer größer geworden waren. Diese Sozialstruktur ähnelt derjenigen im merowingischen Frankenreich.

Daneben gab es *hospites*, die, wie im germanischen Bereich allgemein, Angehörige fremder Rechtsbereiche waren (W. Fritze, 1977). So waren die Theotonici in Böhmen *hospites*. Darin äußern sich, obwohl Böhmen zum *Regnum theodiscum* gehörte, Unterschiede zwischen den Böhmen und den deutschen Stämmen. Die Theotonici waren der Rechtsbefugnis des böhmischen Herzogs entzogen. Nach 1200 wurde vom böhmischen König die Ansiedlung deutscher Bauern als *hospites* und in Dorfgemeinschaften nach deutschem Recht betrieben und so das geschlossene Siedlungsgebiet der Sudetendeutschen geschaffen.

Die Rechtsstellung der Prager Deutschen wurden erstmalig von König Wratislaw II. (1061–1092, König ab 1085) festgelegt und von König Sobieslaw II. (1173–1178) in seinem Freiheitsbrief für die Prager Deutschen 1176 bestätigt:

»1. Ich, Sobieslaus, Herzog der Böhmen, tue allen Gegenwärtigen und Zukünftigen kund, daß ich in meine Gnade und meinen Schutz nehme die Deutschen, die in der Prager Vorburg wohnen, und es beliebt mir, daß diese Deutschen, so wie sie von den Böhmen durch die Volkszugehörigkeit verschieden sind, auch von den Böhmen und von ihrem Gesetz oder ihrer Gewohnheit geschieden sein sollen.

2. Ich räume also diesen Deutschen ein, nach dem Gesetz und dem Recht der Deutschen zu leben, das sie seit der Zeit meines Großvaters, des Königs Wratislaus, gehabt haben. . .

5. Zu keiner Heerfahrt sollen sie ziehen, außer wenn für das Vaterland zu kämpfen wäre.

6. Wenn der Herzog außerhalb Böhmens auf einer Heerfahrt ist, dann sollen die Deutschen Prag bewachen mit zwölf Schilden bei jedem Tore.

13. Und ich räume den Deutschen auch ein, daß sie frei seien von Gästen, Fremden und Ankömmlingen. Wißt, daß die Deutschen freie Leute sind.« (F. Habel, 1984)

Aus diesen Rechtsunterschieden und mit den sich vergrößernden Sprachunterschieden entstanden schließlich politische Folgen, die im Panslawismus die gemeinsame germanische Vergangenheit, die noch in der Hussitenzeit wirksam war, ins Gegenteil verkehrte.

2.2.11.7 Herkunft und Genealogie der Przemysliden

Cosmas von Prag berichtet zu Anfang seiner Chronik, daß nach der Sintflut in das leere Land Böhmen, das ein Teil Germaniens ist, Boemus mit seiner Schar von Getreuen kam und sich am Berg Rip niederließ. Auf diesem Berg stand aber das germanische Heiligtum, das von den Ostvandalen weitergeführt wurde. Ein Angesehener aus dieser Schar des Boemus mit Namen Crocco oder Krok hatte drei Töchter, Kazi, Teta und Libusa, von denen die Jüngste, Libusa, sich aus der Gegend von Aussig den Premizl holte und das Geschlecht der Přemysliden gründete. Die Namensgleichheit mit dem Namen der Kastellanei Přemysl des Daglinger Reiches in der heutigen gleichnamigen Stadt weist auf die möglichen verwandtschaftlichen Beziehungen zu einem mit den Daglingern aus ihrer norwegischen Heimat gekommenen Gefolgsmann hin. Premizl war also volksfremd und wurde von außen geholt. Aber schon der Tscheche Kramar fand 1901, daß Krok, Kazi, Teta und Libusa nicht aus dem Tschechischen stammen (B. Bretholz, 1980, S. 9, Anm.). Krok ist wohl mit dem nordgermanischen ›Krak‹ in Verbindung zu bringen, und Premizl entspricht althochdeutsch ›Primislaw‹ oder germanisch ›PRAMYSIL‹. Nach der Chronik des Dalamil gründete Libusa Libice, den Stammsitz der Slavikniden (R. Turek, 1974).

Daß sich ostvandalische Stämme ihre Fürsten von anderen germanischen Stämmen holten, kam wiederholt vor, von der Machtübernahme der Daglinger über die Polaben und der Waräger ganz abgesehen. Auch die Stammessage des Gallus Anonymus (siehe Kapitel 2.3.2.1) berichtet ähnliches.

Bis zum ersten historisch faßbaren Herzog aus dem Geschlecht der Přemysliden, Boriwoi (ca. 850–894), wird vom sagenhaften Stammvater Premizl der Stammbaum von Cosmas durch Sagengestalten überbrückt. Über die Herkunft Boriwois gibt es keine Daten. Der Name ›Premizl‹ kommt in

Böhmen nicht vor und kommt im Geschlecht der Přemysliden auch erst dann vor, nachdem Cosmas seine Chronik geschrieben hatte, nach 1200. Diese Chronik ruht auf zwei älteren Vorgängern. In der ältesten Chronik stammt Premizl zwar von außen, aber daß er vom Acker weggeholt wurde, fehlt dort. Der Name des Geschlechts taucht in den Ortsnamen von Přemysl an der Ostgrenze Polens und in Prenzlau wieder auf. Das sind Hinweise darauf, daß verwandtschaftliche Beziehungen zu den Daglingern und zu den Fürsten der Wilzen bestanden. Sebastian Münster berichtet, daß die Stammväter der Daglinger und der Přemysliden Brüder waren. Wladimir von Kiew (980–1015) hatte eine Tochter namens Priwislawa, die mit einem Sohn von Stefan dem Heiligen von Ungarn verheiratet war. Es bestanden also auch zu den Kiewer Warägern verwandtschaftliche Beziehungen.

Nach dem üblichen biblischen Beginn, den auch die Chronik Böhmens von Hajek (1541) bringt, kommen nach ihm 644 unter Kaiser Konstantin III. die »Charvantanischen [Chorwaten, Kroaten] Fürsten Cech und Lech« mit Leuten nach Böhmen. Unterhalb des Berges Rip errichtet Cech 649 das erste Dorf. In seinem Volk findet sich dann ein Mann namens Krok, der für sie Recht sprechen soll. Während sich Krok für Boriwoi entscheidet, gründet Lech im Jahre 671 Gnesen »auf einem Hügel, den die Vandalen einmal Vavel genannt hatten«. Auch Hajek weiß etwas von der Bedeutung des Berges Rip, er weiß, daß die Boemanen von auswärts kamen und daß einer von diesen den (wikingischen) Namen Krok trug, daß Verbindungen nach Polen bestanden und daß irgendwie die Vandalen mit im Spiele waren (R. Turek, 1974). Angehörige des wikingischen Hufeisenadels, der ursprünglich zum alten Stamm der Falken und Habichte zählte und zur Gefolgschaft der Daglinger gehörte, gab es auch in Böhmen (P. Paulsen, 1938).

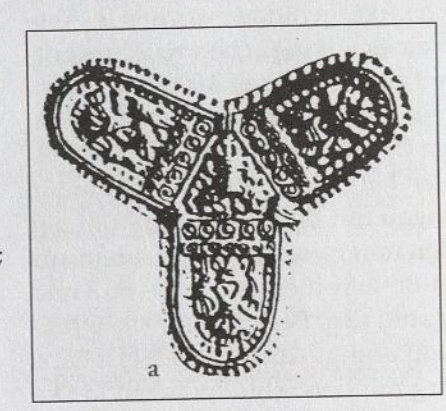
Für die wikingische Abstammung Boriwois besteht seit dem Fund des Grabes eines wikingischen Fürsten auf dem Hradschin erhöhte Wahrscheinlichkeit. In Böhmen sind wikingische Äxte gefunden worden (s. Abb. 89 u. 90), und bei Saaz wurde das Grab eines wikingischen Kriegers entdeckt, dem ein wikingisches Schwert mit dem Alter um 1000 n. d. Ztw., zwei Bartäxte, Sporen, ein Messer und ein Holzeimer beigegeben waren. Aus benachbarten Körpergräbern kamen Urnen Prager Typs mit Wellenbändern. Der Schädel eines Mitbestatteten hat den Längen-Breiten-Index $I_1 = 76{,}0$. In dieser Zeit war der Lucanengau mit dem Mittelpunkt in der Saazer Burg bereits von den Přemysliden unterworfen. An Schädeln aus Körpergräbern von Saaz wurden Längen-Breiten-Indizes von $I_1 = 86{,}5$ und $I_1 = 85{,}6$ gemessen (H. Preidel, 1938). Es sind dies Beispiele für die ethnische Veränderung der böhmischen Bevölkerung. Auch ein Silberschatz, vergraben vor der Mauer der Saazer Burg mit den Schlußmünzen in De-

naren zur Kaiserkrönung Heinrichs II. 1014, enthielt Hacksilber mit zum Teil wikingischer Herkunft oder Verwandtschaft und Schläfenringe. Zwei goldene Fingerringe haben Vergleichsstücke nur in Skandinavien und Mittelrußland (H. Preidel, 1939). Der Schatz (2,7 kg) gehörte wahrscheinlich den damals unter przemyslidischer Oberherrschaft Regierenden des Lucanengaues, die wikingische Bezüge hatten. In den Gräbern von Saaz könnten Angehörige des Geschlechts der Wrschowec begraben worden sein, denen schon im 10. Jahrhundert Saaz und Leitmeritz gehörten. Die Wrschowec führten die wikingische Rune ᛟ als Geschlechterzeichen und belegen damit ihre wikingische Herkunft (v. Heydebrand und der Lasa, 1936).

Die Anfänge der Przemysliden als Herrscher über Teile Böhmens waren vor der Gründung der Prager Burg auf dem Hradschin am Ende des 9. Jahrhunderts weiter im Norden. Von etwa 800 bis 900 war die Burg Levy Hradec 14 Kilometer nördlich von Prag Fürstensitz (I. Borkowsky, 1964). Ein Gefolgsmann hat auf der Burg Libusin noch weiter im Norden gesessen. Aber auch hier wurden ein skandinavischer Steigbügel und ein Stein mit eingeritzter Sonnenscheibe gefunden (Z. Vana u. a., 1971).

Auch die Fürstengräber von Kolin, von Stara Kourim und die ältesten Gräber von Libice, der Stammburg der Slavikniden, waren nach Art des Wikingergrabs vom Hradschin mit ausgezimmerten Grabkammern gebaut. Die Toten lagen in W-O-Richtung mit Blick nach Osten. In Kolin war neben dem Schwert eine Bartaxt beigegeben. Für die wikingische Abkunft der in den Fürstengräbern von Kolin, Stara Kourim, Mikulčice und Prusanky Bestatteten sind Kleeblattfibeln kennzeichnend (Abb. 97).

In vorgeschichtlicher Zeit war der Bergvorsprung des Hradschin unbesiedelt. Bewohnt war vor Boriwoi das Gelände westlich des heutigen Westflügels der Burg. Die ältesten Bestattungen fand man in der Nähe des Monoliths in südlicher Verlängerung der Westfront des St.-Veitsdomes. Hier sind in einem heidnischen Friedhof und in bis zu sechs Schichten



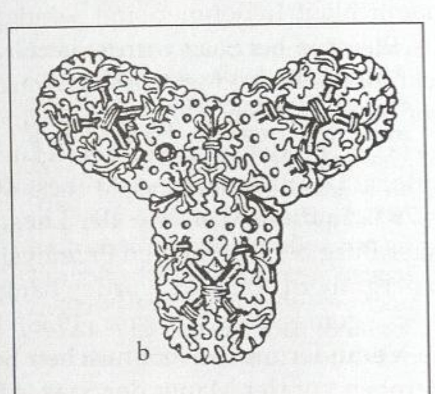


Abb. 97: Kleeblattfibeln.
a. Hojby, Seeland;
b. Koliner Doppelgrab, vor 850 n. d. Ztw. Nach:
a: H. Jankuhn, 1986;
b: M. Šolle, 1966.







Abb. 98: Das Wikingergrab auf dem Hradschin in Prag.
Rechts: Der Kopf des Wikingers. Nach:
I. Borkowsky, 1941.

übereinander Körpergräber in W-O-Lage gefunden worden, die Messer und Dolche als Beigaben enthielten. Darunter befand sich ein Fürstengrab, dessen Grabkammer im gewachsenen Boden ausgehoben, mit Holz ausgekleidet und bedeckt war. Über dem Grab war wahrscheinlich ein Hügel errichtet (K. Guth, 1931). Boden und Seiten der Grabkammer von 1,25 x 3 m Ausmaßen waren aus Eichenholz. Der Tote, ein etwa 45jähriger Mann, ruhte in W-O-Richtung mit Kopf im Westen. Der Schädel (Abb. 98) ist anthropologisch ein rein nordischer Typ. Mit dem Längen-Breiten-Index I_1 = 69,6 entspricht er dem des Menschen von *Combe Capelle*. Auf seinem Becken fand man eine Keramikscherbe mit Wellenlinienmuster wie auf Gefäßen des späten Prager Typs. An seiner rechten Seite lag sein Schwert, nach Petersen vom wikingischen Typ X, nach K. Guth aus der Zeit um 900. Am rechten Fuß lagen auf einem Stück Schiefer eine Bartaxt, an seiner linken Seite ein Dolch und ein Messer. In einer Ecke der Grabkammer stand ein Holzeimer, wie er auch für die fürstlichen Kammergräber in Haithabu typisch ist. In der Nachbarschaft befanden sich weitere westöstlich gerichtete Tote auf Brettern sowie in der untersten Schicht das Skelett eines langschädeligen Mannes mit einem Dolch (I. Borkowsky, 1941).*

* Obwohl Borkowsky zwischen 1939 und 1945 sowie danach wiederholt über dieses Wikingergrab berichtete, ist darüber im *Handbuch der Geschichte der böhmischen Länder* (3 Bde., München ab 1966) von K. Bosl nichts zu lesen.

Der Wikinger wurde nach heidnisch-germanischer Sitte in fürstlich-standesgemäßer Weise an einer Stelle bestattet, die von herausragender Bedeutung war, und zwar sowohl im Hinblick auf die Lage auf dem Hradschin als auch auf den Hradschin als Herrschaftszentrum Böhmens. Über die Anthropologie der weiteren Toten dieses frühgeschichtlichen Friedhofes und ihre Beigaben ist nichts bekannt.

Infolge ihrer Lage in der Burg und der Datierung des wikingischen Schwertes sind diese reihengräberartigen Bestattungen in die Zeit unmittelbar vor Boriwoi zu stellen, also etwa um 800. Vielleicht handelt es sich um Verwandte oder den Vater Boriwois, den ersten Wikinger in diesem Gebiet. Es besteht sogar die Möglichkeit, daß es sich bei diesem fürstlichen Toten um Borivoi selbst handelt (W. Wostry, 1953), eine Vermutung, die durch die Datierung des Schwertes auf 900 an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Daß der Bestattungsritus rein germanisch-heidnisch war, braucht nicht zu verwundern, denn selbst getaufte Nachfolger wie Boleslav II. (gest. 999) sind mit Teilen heidnischen Brauches bestattet worden. Auch die Herzogsinthronisation auf einem Stein inmitten der Prager Burg, der bis in das 12. Jahrhundert so benutzt wurde, »war nicht nur slawischer, sondern auch germanischer Brauch«. (W. Wostry, 1944) Im weiteren westlichen Vorfeld fand man ein ausgedehntes Gräberfeld mit zum Teil reichen Grabbeigaben von großmährischem Schmuck aus dem letzten Viertel des 9. Jahrhunderts. Dort wurde die Gefolgschaft Boriwois bis nach 900 begraben (T. Trestin, 1986).

Zur Zeit Boriwois war der befestigte Hradschin (Abb. 99) durch zwei Wälle mit Palisaden in drei Teile geteilt. Im mittleren Teil befand sich der Fürstensitz, aber auch das Grab des heidnischen Wikingers. Noch bis in das 11. Jahrhundert war der Fürstensitz ein Holzbau in Blockbauweise auf Steinfundamenten. Bretislav I. ließ 1042 im mittleren Teil der Burg an der Südseite eine Mauer hochziehen mit einem Turm sowie den ersten Pallas in Stein errichten. Boriwoi wurde angeblich bei einem Besuch des Großmährischen Reiches getauft. Im Westteil des Hradschin unter dem heutigen Westflügel baute er anstelle einer heidnischen Kultstätte im Westen vor seiner Burg die erste Marienkirche, die bald zerstört wurde. Sein Sohn Spitihnew erneuerte sie und wurde mit seiner Frau dort in der Gruft beigesetzt. Sein Schädel wies einige verheilte Hiebverletzungen auf. Über ihm lag das Skelett seiner Frau, der nach heidnischem, ostvandalischem Brauch silberne Ohrgehänge beigegeben waren. Wratislav (Herzog 929-972) baute die St. Georgskirche. Er und Boleslav II. (Herzog 973–999) wurden darin nach heidnischem Ritus in Baumsärgen bestattet. Selbst die Gründerin des St. Georgsklosters, die Tochter von Boleslav I., Mlada-Maria, war in der Marienkapelle der St. Georgskirche nach altem Ritus beigesetzt worden (I. Borkovsky, 1969).

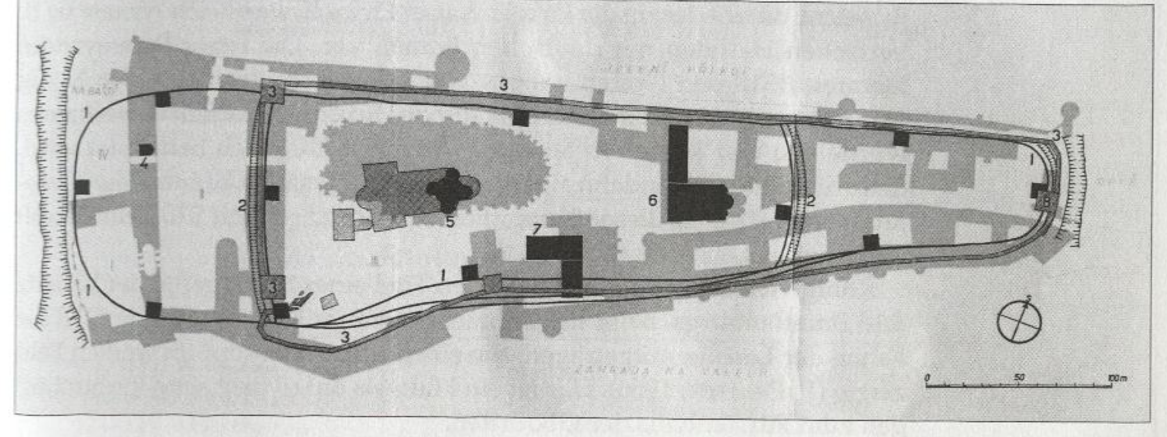


Abb. 99: Die älteste Bebauung auf dem Hradschin.
1 Befestigung aus dem 9./10. Jahrhundert, die auf der Westseite an eine Schlucht grenzte; 2 Graben mit Wall und Palisade; 3 Mauerschanze, errichtet von Bretislav I., Befestigung nach 1042; 4 Marienkirche, erbaut von Boriwoi I.; 5 St.-Veits-Rotunde, errichtet von Herzog Wenzel, 1060 in die von Herzog Spitihnew erbaute Basilika einbezogen; 6 St. Georgskirche mit Kloster; 7 Herzogspalast aus dem 9. bis zur ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts; 8 Schwarzer Turm; 9 Monolith. Heutige Bebauung dunkel getönt. Nach: I. Borkovsky, 1969.

An der Stelle des späteren Veitsdomes baute Herzog Wenzel um 930 eine Rotunde mit vier gleichen halbrunden Apsiden, wie sie auch zur gleichen Zeit im Großmährischen Reich und in Dalmatien unter dem Einfluß langobardischer Baumeister entstanden.

Das Gebiet des dritten Burghofes, auf dem der Monolith und der Veitsdom stehen, war bis vor den alten Wall im Westen der Burg Boriwois mit Blockhäusern bebaut mit Abmessungen von 4 bis 5 x 5 m, die meist im Westen einen Vorbau von 2 x 2,5 m hatten. Dieser mit in den Boden eingelassenem Futtertrog und einem Pfahl diente wohl als Stall (I. Borkovsky, 1961).

Boriwoi heiratete eine Fürstentochter von Psov (= Melnik). Sein Sohn hatte eine Frau aus dem Stamm der Heveller oder Stodoraner aus dem Liutizenbund. Der erste Přzemyslide, der eine deutsche Frau hatte, Hemma aus Bayern, war Boleslaw II. In seine Regierungszeit fällt die Amtseinsetzung des ersten Bischofs von Prag im Jahre 973, wo laut Cosmas bei den Einsetzungsfeierlichkeiten der Herzog und die Adligen Althochdeutsch sangen. Dann folgte zwei Generationen später Bretislaw mit seiner Gemahlin Judith von Schweinfurt. Seine Mutter war die letzte Böhmin im Stammbaum der Přzemysliden. Bretislaws Kinder heirateten Deutsche, Töchter der Daglinger und des ungarischen Königshauses. Wratislaw II. hatte die Tochter des Daglingers Kasimir I. zur Frau. Dessen Mutter war

RICHENZA, die wiederum die Enkelin Kaiser OTTOS II. war. Nach WRATISLAW II. herrschen Heiraten mit deutschen Frauen vor. Die letzte Přzemyslidin heiratete 1310 den Grafen JOHANN VON LUXEMBURG, der 1310–1346 König von Böhmen war und der Stammvater des luxemburgischen Kaiserhauses wurde. Sie war keine ›Tschechin‹, wie meist fälschlich behauptet wird, denn die letzte Ostvandalin als Frau eines Přzemysliden kommt neun Generationen vorher (in dieser Generation 512 Vorfahren mit 510 Teutonices!) als Frau des UDALRICH vor.

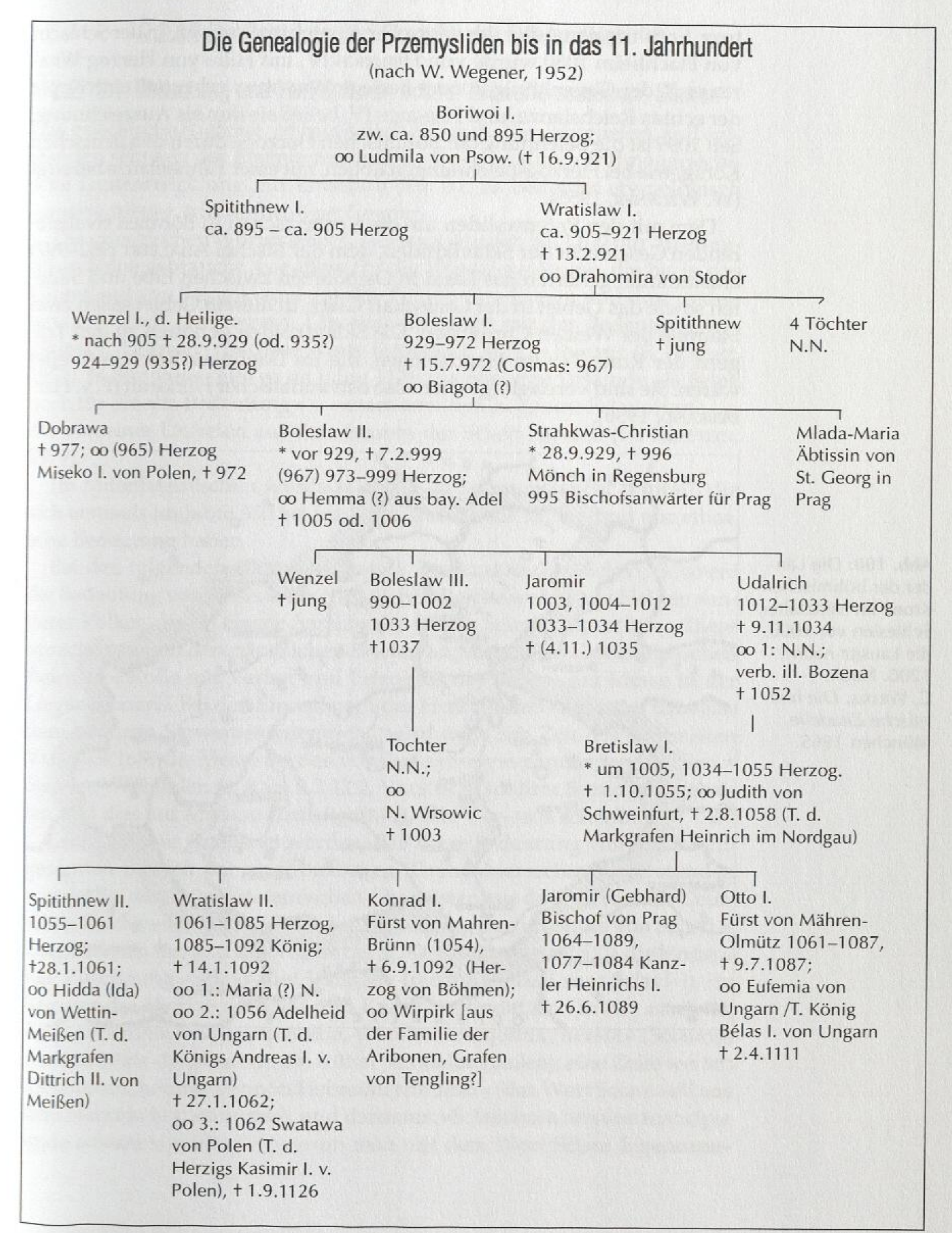
König WENZEL (gest. 929) besaß den Titel eines Markgrafen der Lausitz und Brandenburgs. Beim Leichenzug für Kaiser KARL IV. wurde 1378 die Fahne der Lausitz mitgetragen, die einen roten Stierkopf im weißen Feld zeigte (P. PAULSEN, 1956). Das ist ein Hinweis auf dynastische Verbindungen zum Fürstenhaus der Obodriten.

Die guten Beziehungen der Přzemysliden nicht nur zu den Obodriten nach Norden, sondern auch zu den Sachsen äußerten sich unter anderem darin, daß der erste und dritte Bischof von Prag, THIETMAR (973–982) und THIDDAG, aus dem Stammkloster Corvey kamen und Sachsen waren und daß der Dom auf dem Hradschin dem Sachsenheiligen St. Veit geweiht ist.

Nach H. MATIEGKA (1912) gehören die Schädel der im 10. Jahrhundert herrschenden Přzemysliden, insbesondere von WENZEL I. (gest. 929) und seiner Großmutter LUDMILA, welche die Frau des BORIWOI I. war und aus einem ostvandalischen Geschlecht von Melnik stammte, nach dem Längen-Breiten-Index zum dolichomesocephalen, zu dem germanischen Typ.

Im Prager Domschatz werden, dem Herzog WENZEL zugeschrieben, ein Helm und ein Schwert gezeigt. Der Helm ist aus einem Stück geschmiedet und trägt am aufgenieteten Nasenschutz eine Kreuzigungsdarstellung, die ohne Kreuz den Einfluß der Odinsmythe erkennen läßt, wie das ähnlich erstmals 983 auf dem Runenstein von Jellinge/Dänemark auftaucht. Der Helm dürfte um oder kurz nach 1000 n. d. Ztw. in Gotland angefertigt worden sein. Das Schwert ähnelt ganz dem bei Budapest aus der Donau gebaggerten sowie zwei weiteren Wikingerschwertern aus Ungarn. Es trägt die gleiche Ornamentik wie der Helm und weist damit auf gleichen Ort und gleiche Zeit der Herstellung wie dieser. Mit Aufkommen des WENZEL-Kultes sind beide Stücke dem Domschatz einverleibt worden und wurden 1334 erstmals urkundlich erwähnt (P. PAULSEN, 1933). Sie werden, wenn nicht von WENZEL, dann wohl aus dem böhmischen Adel stammen und werfen ein Licht auf dessen Verbindungen zu Skandinavien noch nach 1000 n. d. Ztw.

Zu den germanischen Herrschaftsinsignien gehörte eine Lanze, die als Träger des Königheils auf die Lanze ODINS zurückgeht (für die Lanze HEINRICHS I. s. Kap. 7). WENZEL DER HEILIGE (gest. 929) hat nach chronistischer Ansicht eine Fahnenlanze als Herrschaftszeichen besessen, die den Adler



trug. Er führte den Adler der deutschen Könige im Wappen. In der Schlacht von Flachheim 1080 wurde von HEINRICH IV. mit Hilfe von Herzog WRATISLAV II. der Gegenkönig RUDOLF besiegt. WRATISLAV erbeutete eine Kopie der echten Reichslanze, und HEINRICH IV. beließ sie ihm als Auszeichnung. Seit 1099 ist die Belehnung der böhmischen Herzöge durch den deutschen König, wie bei Herzogsbelehnungen üblich, mit einer Fahnenlanze bezeugt (W. WEGENER, 1955).

Dem mit den Przemysliden um die Vorherrschaft in Böhmen rivalisierenden Geschlecht der Sklavikniden, dem der Bischof ADALBERT (982–997) entstammte, gehörten das Land in Ostböhmen zwischen Elbe und Sudeten sowie das Gebiet in der Grafschaft Glatz. In diesem Gebiet saßen zwei Stämme der Weißen Chrowaten. Die Sklavikniden gehörten zu den Trägern der Rune Tyr im Handzeichen, die im Daglinger Reich verbreitet waren. Sie sind vordaglingischer, also ostvandalischer Herkunft (F. v. HEYDEBRAND, 1936).

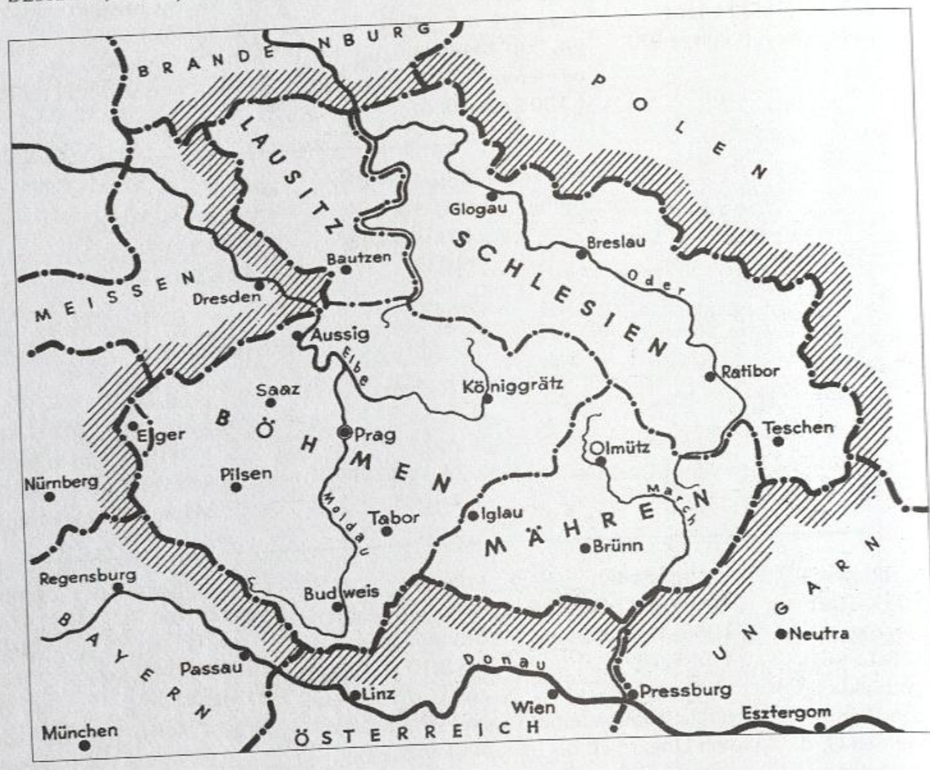


Abb. 100: Die Länder der böhmischen Krone im Mittelalter, Schlesien vor 1000, die Lausitz nach 1200. Nach: C. WILLMS, *Die böhmische Zitadelle,* München 1965.

2.2.12 Quellenzitate und Sprache der Ostvandalen

2.2.12.1 Bedeutung und Herkunft von *sclavi, sclaveni, sclabenoi,* Slawen

Das griechische *sclabenoi,* erstmals nach 500 n. d. Ztw. überliefert, soll entstanden sein aus der Eigenbezeichnung ›Slovene‹ durch frühneugriechische Lautentwicklung mit Einschub des ›k‹. Es bedeutet etymologisch ›unterworfener, tributpflichtiger Gegner‹.

Die griechischen Wörter *sklaboi, sklabenoi* wurden bis 1100 nur im ethnischen Sinne gebraucht, vor allem für die Vandalenstämme, die bis in das Hinterland von Saloniki und auf den Peloponnes kamen und dort siedelten, aber auch für Awaren. Die erste Urkunde mit der Bedeutung von ›Sklave‹, ›Unfreier‹ für diese Worte findet sich 1136 in Byzanz (E. DÖLGER, 1952). In Süditalien gibt es im Jahre 1126 aus Bari eine Urkunde als Beleg noch für die alte Bedeutung ». . . unam ancillam ex genere Sclavorum. . .«, die von einer Unfreien aus dem Stamm der Sclavi handelt (H. KÖPSTEIN, 1979).

Im Mittellateinischen wurde *sklabenoi* zu Sclavi, Sclaveni (Plural), die sich erstmals im Jahre 550 bei JORDANES und PROKOP finden und nur ethnische Bedeutung haben.

Bei den folgenden Chronisten, etwa FREDEGAR, haben Sclavi, Sclaveni die Bedeutung von jenseits der christlichen Reiche wohnende Heiden »anderer Völker, die als eigene Sprache die *Lingua Sclavinia* sprechen«. Diese Sprache spielt in den päpstlichen Briefen an METHOD im Großmährischen Reich eine Rolle mit Verbot und Erlaubnis des Lesens der Messe in der *Lingua Sclavinia.* Bei den Einwohnern des Herzogtums Krain, das teilweise dem heutigen Slowenien entspricht, wird noch zur Zeit des Chronisten VALVASOR 1689 die Messe bei den von ihm synonym verstandenen Sclavi = Slawen = Vandalen (s. Kap. 2.2.12.2, VALVASOR) in ihrer Sprache abgehalten und dies auf METHOD zurückgeführt, wie VALVASOR schreibt.

Es muß damit gerechnet werden, daß diese Bedeutung von ›Sclavi‹ im gesamten Bereich der weströmischen Kirchenhierarchie so verstanden wurde. Bei den mönchslateinischen Chronisten aus dem Gebiet des Deutschen Reichs wird diese ethnische Zuordnung nur im Sinne von Sclavi = Ostgermanen benutzt und findet bei A. KRANTZIUS (gest. 1517) die eindeutige Zuordnung »Sclavi sunt Vandali« (nicht »Vandali sunt Sclavi«!). Im Register des Werkes *Vandalia* von KRANTZIUS findet sich in der nächsten Zeile außerdem: »Sclauoni hodie, Wandali antiquitus fuerant« (Sclauoni werden heute die genannt, die früher Vandalen hießen), eine Zeile weiter: »Sclauorum nomine etymon Hebreum tribuitur« (das Wort Sclaui soll aus dem Hebräischen stammen), und darunter: »Sclauorum nomine mancipia unde soleant significari« (warum man mit dem Wort Sclaui Eigentums-

rechte (an ihnen) verbindet). Hier wird der interessante Hinweis der Herkunft des Wortes aus dem Hebräischen gegeben und anschließend noch der Bedeutungswandel zu Sklave = Unfreier angedeutet.

Doch schon 853 findet sich ein Beleg für den Bedeutungswandel in ›Sklave, Unfreier‹, im heutigen Sinne, und zwar in einer Regensburger Urkunde mit »homines liberos vel sclavos« (J. u. W. GRIMM, 1905, Stichwort ›Sklave‹).

Die germanischen Volksrechte, so die *Lex Bajuvariorum*, bezeichnen Unfreie als *servi*. Das Wort ›Sclavi‹ kommt darin nicht vor. Ebenso bezeichnen die mittelalterlichen Chronisten Sklaven mit *servi*.

Die ethnische Bedeutung von ›Sclavi‹ geht aus der Verwendung von »gens Slavorum« in der Papstbulle zur Gründung des Erzbistums Magdeburg von 962, von »gens Sclauorum« durch den Erzbischof von Mainz im Jahre 968 hervor und daraus, daß 975 beim Einfall des christlichen Herzogs BOLESLAV II. von Böhmen in das Bistum Passau in den Quellen steht »invasio Sclauorum« (Chr. LÜBKE, 1984).

STELLER meint hierzu: »Die Fehlleistung der historischen Wissenschaft, von den ostelbischen Gebieten als von einem von ›Slawen‹ besiedelten Land zu sprechen, beruht auf der falschen Übersetzung der Worte ›Sclaveni‹, Kurzform ›Sclavi‹ der mittellateinischen Quellenworte als ›Slawen‹. . . . Sowohl das *Russisch-etymologische Wörterbuch* von Max VASMER [Heidelberg, II, 1955, S. 6561. . . als auch das *Etymologische Wörterbuch der russischen Sprache*, herausgegeben von der Universität Moskau [Moskau, II, 1959, S. 3191] besagen, daß die mönchslateinischen Worte ›Sclaveni, Sclavi‹ der mittellateinischen Quellenberichte sowie die davon abgeleitete Raumbezeichnung ›Sclavania‹. . . im Ursprung nichts mit dem Wort ›slava‹ = Ruhm [und im heutigen ethnischen Verständnis von ›Slawen‹] zu tun haben« (W. STELLER, I, 1973, S. 21).

Vereinzelt wurde bereits im 10. Jahrhundert das c in ›Sclavi‹ fortgelassen. 975 nennt Kaiser OTTO IV. ein Land Slauonia, und die Papstbulle von 962 zur Gründung des Erzbistums Magdeburg spricht von »gens Slavorum«, obwohl Kaiser und Papst sonst nur ›Sclavi‹ verwenden (Chr. LÜBKE, 1984).

Bereits in den lateinischen Abschriften von HELMOLD VON BOSAUS Chronik wird synonym mit ›Sclavi‹ gelegentlich ›Slavi‹ benutzt, ebenso in den Abschriften der Chronik des WIDUKIND VON CORVEY aus dem 12. Jahrhundert. Diese Identität Sclavi = Slavi ist offenbar weitverbreitet, so etwa auch bei VALVASOR (1689, s. Kap. 2.2.12.2) und von RAUMER (1836), wobei sich die Chronisten aber mindestens bis VALVASOR, sogar noch nach HERDER (wie im Falle RAUMERS) der Identität Sclavi = Slavi = Vandalen bewußt waren. Nach dem *Deutschen Wörterbuch* von Jakob und Wilhelm GRIMM, Band 16, Stichwort ›Sklave‹, ist das Weglassen des ›c‹ und ›k‹ in ›scl‹ und

›skl‹ im Deutschen ein mittelalterlicher Sprachwandel und führte norddeutsch zu ›Slaaf‹ (Sklave) und ›Slav‹ (»lever dud as slav«) mit gleichzeitigem Bedeutungswandel zu ›Sklave‹. Die Übertragung dieses Sprachwandels auf das Lateinische und das Weglassen des ›c‹ in Sclavi ist nicht statthaft und ist eine vielleicht vom umgangssprachlichen Brauch verursachte Sprachschlamperei der mittelalterlichen Abschreiber. Seitdem wird gelegentlich in deutsch geschriebenen Chroniken für Ostvandalen ›Slawen‹ benutzt. Erst seit der Zeit HERDERS hatte dieses Slavi die Bedeutung von Slawen im heutigen Sinne als einer großen ethnischen Gruppe erhalten, die von den Germanen verschieden ist. Seriöse Slawisten – auch nichtdeutsche, slawische (s. FILIP in Kap. 2.2.12.2) – betonen immer wieder, daß sowohl die Herkunft der Völkergruppe der Slawen als auch die Deutung des Wortes ›Slawen‹ unklar seien.

Das Wort ›Wenden‹ erscheint, als die Chronisten begannen, Deutsch zu schreiben. Über die falsche Ableitung von ›Wenden‹ von den ›Venedern‹ schreibt STELLER: »Ein bedenklicher Irrtum hat sich in das wissenschaftliche Schrifttum durch die Gleichsetzung der Formen Veneter oder Veneder mit Wenden eingeschlichen. . . Das anscheinend älteste Vorkommen eines in diesen Zusammenhang zu stellenden Volks- oder Stammesnamens findet sich bei PLINIUS (23–79 n. d. Ztw.): ›Quidum haec habitari ad Vistulam usque fluvium a Sarmatis Venedis Sciris Hirris tradunt. . .‹. Die Übersetzung, daß diese Gebiete bis zum Weichselfluß ›von Sarmaten, Wenden, Skiren und Hirren bewohnt würden‹, ist falsch. . . Die mit doppeltem Fehler behaftete Übersetzung. . . ist eine der Urheberschaften für den Begriff ›Wenden – Slawen‹.« (W. STELLER, I, 1973, S. 37 f.) Und weiter: »Aus demselben Jahrhundert. . . bringt das 46. Kapitel der *Germania* des TACITUS einen weiteren wichtigen Beleg. ›Hier endet Swebien. Ob ich die Stämme der Peukiner, der Veneder und Fennen zu den Germanen oder zu den Sarmaten rechnen soll, schwanke ich, wenn schon die Peukiner, welche manche auch Bastarnen nennen, in Sprache und Lebensweise, in Siedlung und Hausbau den Germanen gleichen. . . Die Veneder haben viel von ihren Sitten angenommen, sie durchschweifen nämlich auf ihren Raubzügen die ganze Wald- und Berglandschaft zwischen Peukinern und Fennen, doch zählt man sie lieber zu den Germanen, weil sie Häuser bauen, Schilde tragen, gern und flott zu Fuß gehen, in all dem Gegensatz zu den Sarmaten, die auf Wagen und Rossen leben‹ (I, 39). Die Belege für das Wort ›Wenden‹ und ›wendisch‹ liegen um das Jahr 1000, d. h. fast ein Jahrtausend später als die antiken Quellen.« (W. STELLER, I, 1973, S. 43)

›Wenden‹ ist stets identisch mit ›Vandalen‹. Der eindrucksvollste Beleg dafür ist der Titel der deutschen Übersetzung der lateinischen Chronik der Vandalen von A. KRANTZIUS (gedruckt 1600), *Vandalia oder Beschreibung Wendischer Geschicht* (s. Abb. 101). VALVASOR stellt 1689 diese Identi-

tät auch für die Alpen- und Südostslawen fest. Er leitet Vandalen und Wenden von Vand = Wasser ab.

Die schwedischen Könige tragen noch heute den Titel: König der Schweden, Goten und Wenden. König WALDEMAR II. von Dänemark, der 1205 die Rechte und Freiheiten Lübecks bestätigte, zeichnete mit: »Waldemarus dei gratia Danorum Sclauorumque rex dux Iutie dominus Nordalbingia«. König FRIEDRICH V. war ›rex Daniae, Norwegiae, Vandalorum, Gothorum‹. Der Markgraf von Brandenburg trug unter anderem auch den Titel ›Herzog der Vandalen‹.

Diese Titel belegen wohl eher alte ethnische Abstammungen und Verwandtschaften als Herrschaft über unterjochte und von Osten und Südosten zugewanderte fremdvölkische ›Slawen‹.

Seit und nach HERDER wird ›Wenden‹ synonym mit ›Slawen‹ und als Teil davon benutzt, heute noch für die Bewohner der ›slawisch‹ sprechenden Sorben und Wenden der Lausitz und des Spreewaldes, die Reste der Vandalen sind und in alten Quellen als Sorben, Sorabi, erscheinen. STELLER hat überzeugend dargelegt, daß diese volkskundlich keineswegs etwas dem Deutschen Fremdes sind (W. STELLER, II, 1975, S. 164 f.). In ihrer Sprache findet sich für ›Mädchenkopfbedeckung‹ das Wort ›Borta‹. Bei den Siebenbürgern bedeutet der (völlig gleich aussehende) ›Borten‹ das gleiche. Sie brachten das Wort und das Kleidungsstück bei ihrer Einwanderung 1140 aus der alten Heimat Flandern und Westfranken mit, wohin nie »von Osten zugewanderte Slawen« kamen, oder es stammt von den Gepiden. ›Borta‹ und ›Borten‹ müssen also auf ältere, spätestens völkerwanderungszeitliche sprachliche und kulturelle Gemeinsamkeiten der Franken oder der Gepiden mit den Vandalen zurückgehen.

Besonders im Süden des Ostalpenraumes wird anstatt ›Wenden‹ ›Winden‹ gebraucht, das sich auch in Ortsnamen findet. Ob die Ableitung aus dem Keltischen kommt, wie STELLER meint (W. STELLER, I, 1973, S. 42), oder von den Winidi des Reiches von SAMO komme, wie VALVASOR meint (W. v. VALVASOR, 1789, XIV, S. 213), ist kaum belegbar. Die Ableitung von den Winidi des Großmährischen Reiches ist nach PRITSAK (O. PRITSAK, 1983) falsch, denn ›Winidi‹ bedeutet germanisch ›Genosse im Ring‹. Die einfachste Erklärung scheint die einer mundartlichen Lautverschiebung des ›e‹ zu ›i‹ zu sein. Nach J. und W. GRIMM ist Winden die ältere Form. (Dort s. auch Belege für die Identität Sclavi = Wenden = Winden = Vandalen.)

Hier sollen noch einige Bemerkungen über die Bedeutung von *saqlab*, im Plural *saqaliba*, bei arabischen Autoren gemacht werden, weil dieses Wort mit dem griechischen *sclabenoi* in Verbindung gebracht wurde.

Am bekanntesten ist IBN FADLANS *Reisebericht* (Z. TOGAN, 1939) von 921, der unter *saqaliba* die Wolgabulgaren versteht, die zwischen dem Reich der Waräger und dem der Chasaren wohnten. Meist wird es fälschlich mit

›Slawen‹ übersetzt. Die Araber lernten schon im 7. Jahrhundert in Kleinasien die ›slawischen‹ Söldner der Byzantiner kennen. Bei den arabischen Autoren des 10. Jahrhunderts (Z. TOGAN, 1939, Anhang über ›Sagaliba‹) ist die Bedeutung viel weitergehend. *Saqaliba* wird anfangs für alle Völker benutzt, die nördlich der Chasaren wohnten, dann für hellhäutige Türken und Finnen des mittleren und unteren Wolgagebietes, später für baltische Völker und weiter im Norden für Germanen bis nach Skandinavien.

Als *sakaliba* wurden ostvandalische Sklaven benannt, die im islamischen Spanien erstmals nach 796 angeführt werden und als Krieger, Eunuchen unter anderem Verwendung fanden und bis zu Befehlshabern der Leibgarde und der Zivilverwaltung und Leitern der Textil-, Waffen- und Schmuckwerkstätten aufstiegen. Für die Mitte des 10. Jahrhunderts wurden dort 13750 *sakaliba* bezeugt (B. BRENTJES, 1973). Nach Jakob und Wilhelm GRIMM wurden bereits im 5. Jahrhundert von den Franken gefangene Sclavi von jüdischen Sklavenhändlern als Eunuchen nach Spanien verkauft, dort als *saklab*, *sakalibah* (Plural) bezeichnet und als Exportartikel weiter in südliche Länder gebracht.

Im Frühmittelalter ist ein ausgedehnter Sklavenhandel bezeugt. Kriegszüge wurden mit dem Neben- oder sogar dem Hauptzweck der Gewinnung von Sklaven betrieben, da diese das kostbarste der damaligen Handelsgüter waren. Ein Sklave kostete 200 bis 300 g Silber. Der große Anteil arabischer Silbermünzen in den Hacksilberschätzen des 9./10. Jahrhunderts wird wenigstens zum Teil darauf zurückgeführt. Aus der Häufung der Verbreitung eiserner Fesseln in Ungarn, Byzanz, den Gebieten nördlich des Schwarzen Meeres und Ostholstein-Wagrien-Mecklenburg ist zu schließen, daß die Kriege zur Erweiterung der karolingischen und ostfränkischen Reiche und des *Regnum theodiscum* nach Osten nicht der Sklavengewinnung dienten, wohl aber die Kriege zwischen den Dänen und Obodriten (s. Kap. 2.2.9.2). Schon unter KARL DEM GROSSEN wurden Ostvandalen in der Oberpfalz als Bauern angesiedelt, dann in Thüringen westlich der Saale und weiter nördlich. Bei diesen Umsiedlungen wurde von den Chronisten zwischen *familias servorum* (Unfreie), *familias litorum* (Halbfreie) sowie *familias sclavorum* unterschieden (J. HENNING, 1992).

Während sich bei FILIP (1969) keine Erklärung des Wortes ›Slawen‹ findet, schreibt TRAUTMANN (1947), daß die Etymologie des Völkernamens als unklar gelten müsse. Die erste Eigenbenennung findet sich im altbulgarischen Schrifttum im 10. Jahrhundert als ›Slovene‹, woraus nach TRAUTMANN das griechische *sclabenoi* und dann das lateinische *sclavi* geworden sei, da das ›o‹ in *Lingua Sclavinia* im Griechischen und Lateinischen als ›a ‹wiedergegeben wurde. Deshalb sei auch die Ableitung *slawa* = Ruhm falsch.

Als beste Erklärung des Namens ihres Stammes bietet sich mit der Entdeckung der nordischen Herkunft der Slowenen und ihrer Sprache durch

JEZA (1967) (s. Kap. 2.2.12.3) die altnordische an mit *sol-vende*, ›die der Sonne Zugewandten‹.

2.2.12.2 Quellenzitate für *sclavi*, *sclaveni* und deren Identität mit Ostgermanen

Das erste Auftreten des Wortes *sclaveni* im Schrifttum findet sich in der Gotengeschichte des JORDANES von 551 (A. HEINE, 1985): »Nach der Besiegung der Heruler rückte der nämliche HERMANARICH gegen die Veneter . . . Diese, die, wie wir am Anfang unserer Darstellung auseinandergesetzt haben, von einem Stamm entsprossen, haben jetzt drei Namen: Veneter, Anten und Sklavenen (XXIII).« Er fährt fort: »Weiter nach innen zu liegt Dacien, das von steilen Gebirgen . . . geschützt ist. Links von diesen, wo die Grenze nordwärts geht, von den Quellen der Vistula [Weichsel] ab über ungeheure Strecken sitzt das zahlreiche Volk der Veneter. Mögen auch ihre Benennungen wechseln nach ihren verschiedenen Stämmen und Wohnsitzen, die hauptsächlichen Namen sind doch die der Sclavenen und Anten. Die Sclavenen haben das Land von der Stadt Novietunum und dem sog. Mursianischen See [Neusiedler See] bis zum Danaster [Dnjestr], im Norden bis zur Vistula inne. Statt in Städten wohnen diese in Sümpfen und Wäldern. Die Anten dagegen, die tapfersten unter ihnen, wohnen an der Krümmung des Pontus [Schwarzes Meer] vom Danaster zum Danaper [Dnjepr] (V).«

Bereits bei JORDANES hat also das Wort ›Sclavi‹ eine ethnische Bedeutung.

Das Werk von JORDANES ist heute in seinem lateinischen Text mit dem Anspruch der wissenschaftlichen Authentizität in der *Monumenta Germaniae Historica* veröffentlicht. ZEUSS (K. ZEUSS, 1837) stellt aber bereits fest, daß in der ältesten erhaltenen Wiener Abschrift – das Original ist verschollen – statt ›Veneti‹ wie in *Monumenta Germaniae Historica* dort ›Winidi‹ steht. Er bemerkt dazu: » . . . das ist wahrscheinlich die ursprüngliche Schreibung« und »daß Winidi, wie gezeigt, deutschen Ursprungs« ist. Da die ›Winidi‹ verwendende Abschrift – ähnlich wie im Falle der Chronik des HELMOLD VON BOSAU – nicht mehr zu wissenschaftlicher Bearbeitung herangezogen wird, konnte die Falschübersetzung *Sclavi*, *Sclaveni* = ›Slawen‹ im heutigen Sinne ihren überragenden Einfluß gewinnen, obwohl sich die mittelalterlichen Abschreiber der Identität *Sclavi* = *Slavi* = *Vandali* bewußt waren.

PROKOP ordnet im Jahre 550 (PROKOP, 1985) die Sarmaten, die auch als Slawen gelten, eindeutig den Germanen zu (*Vandalenkrieg*, 1. Buch): »Als HONORIUS Kaiser des Westens war (395–423), drangen die Barbaren in das Reich ein . . . die größten und berühmtesten, die Goten, die Vandalen, die Westgoten und die Gepiden. Früher nannte man sie Sarmaten und Melanchläen, bei einigen heißen diese Völker auch Geten. Sie alle unterscheiden sich voneinander, wie schon bemerkt, dem Namen nach, im übrigen aber gar nicht. Sie alle haben eine weiße Hautfarbe, blonde Haare, sind groß von Gestalt und schön von Gesicht. Sie gehorchen denselben Gesetzen und haben dieselbe Religion, nämlich die arianische. Auch haben sie eine Sprache, die gotische, und ich glaube wohl, daß sie ursprünglich einem Volk angehört haben und sich dann später nach den Namen ihrer Führer unterschieden haben. Von altersher saßen sie jenseits der Donau.«

Dies hier sind aber nicht die Sarmaten asiatischer Herkunft, die bis zum Balkan kamen, sondern germanische Sarmaten (die offensichtliche Namensübertragung wird hier nicht untersucht). In der Karte eines Mitglieds der französischen Akademie der Wissenschaften, eines Herrn VON MENTELLE, *Carte ancienne d'Allemagne* von 1795, die Deutschland um 100 n. d. Ztw. abbildet, ist Sarmatien zwischen den Namen anderer ostgermanischer Stämme zwischen Ostpreußen und Lublin eingetragen.

Der Name FREDEGAR faßt mehrere Chronisten bis 660 zusammen, zitiert nach A. Heine (1986) *Chronik des Fredegar*. In Kap. 48 heißt es: »Im 40. Jahre [des Frankenkönigs CHLOTHAR, 622] verband sich ein gewisser SAMO, ein geborener Franke. . . mit mehreren Kaufleuten und zog in Handelsgeschäften zu den Sklaven [lateinisch stets *sclavi*], die man Wineder [*Winedos*] nennt. Die Sklaven hatten damals bereits angefangen, gegen die Awaren, die den Beinamen Chunen führen, . . . sich zu empören. Schon von alten Zeiten her wurden die Wenden [*Winidi*] von den Chunen als sog. Belfuci gebraucht. . . Jedes Jahr kamen die Chunen zu den Sklaven, um bei ihnen zu überwintern, dann nahmen sie die Weiber und Töchter der Sklaven und schliefen bei ihnen. . . Die Söhne der Chunen aber, die diese mit den Weibern und Töchtern der Wenden erzeugt hatten, ertrugen endlich den Druck nicht mehr. . . Wie nun das wendische Heer gegen die Chunen auszog, so begleitete jener Handelsmann SAMO dasselbe. . . Da erprobte sich dessen Tapferkeit. . . und eine ungeheure Menge Chunen fielen durch das Schwert der Wenden. Als diese nun die Tapferkeit des SAMO erkannt hatten, wählten sie ihn zu ihrem König, und er herrschte 35 Jahre lang glücklich.«

Kapitel 68 fährt fort: »In diesem Jahre [631] wurden die in SAMOS Reich handelnden Kaufleute von den Sklaven, die den Beinamen Wenden führen, umgebracht. . . Das war die Veranlassung des Zerwürfnisses zwischen DAGOBERT und dem Sklavenkönig SAMO. . . Wie das DAGOBERT erfuhr, ließ er aus ganz Auster ein gewaltiges Heer gegen SAMO und die Wenden ins Feld rücken. . . Als sich die Austrasier aber an die Belagerung der Wogastisburg [Burg des Wodan] machten. . ., kam es zu einer dreitägigen Schlacht. . .«

Da in lateinischen FREDEGAR-Ausgaben sowohl *Winedi* und *Winidi* in gegenseitiger Vertretung verwendet werden und offenbar identisch sind, ist es nicht richtig, *Winidi* mit Wenden zu übersetzen und *Winedi* unüber-

setzt zu lassen, ganz abgesehen davon, daß ›Wenden‹ erst in deutschen Chroniken und fast 700 Jahre später auftaucht, synonym mit Wandalen (s. vor allem bei A. Krantzius).

O. Pritsak (1983), der *Sclavi* mit ›Slawen‹ übersetzt, stellt fest, daß *vinid* germanisch ist und ›Genossen im Ring‹ bedeutet. Diese lebten dort, wo früher die *Venedi* des Jordanes wohnten, die mit *Vinidi* identisch sind. Das germanische *vinid*, byzantinisch *sclavin* und später islamisch *saglab* hätten weder ethnische noch sprachliche Bedeutung, sondern die einer militärischen Organisation, deren Angehörige unterschiedlicher ethnischer Herkunft gewesen seien, aber eine gemeinsame Umgangssprache benutzt hätten. Aus »Sclavi coinomente Winidi« bei Fredegar folge, daß Samos Reich durch derartige Wehransiedler an der Militärgrenze gegen die Awaren gesichert worden sei, die sich in die Festung mit dem germanischen Namen Wogastisburg zurückzogen. Deshalb sollte das Konzept, daß Samos Aktivitäten den ersten slawischen Staat begründet hätten, aufgegeben werden, je eher, desto besser.

Nicht nur bei Helmold von Bosau findet sich die Identität *Vandali* = *Winidi* = *Winuli*. Daraus geht hervor, daß *Vinidi* in Aufreihung von Stammesnamen ethnische Bedeutung hat. Da *sclavi* heidnische Ostgermanen bedeutet, die *Winidi* genannt werden, folgt daraus, daß Samos Reich ostgermanische Bewohner hatte.

Paulus Diakonus' (720–799) *Geschichte der Langobarden* (zitiert nach A. Heine, 1986) beginnt mit der sagenhaften Herkunft der Langobarden aus Skadan (Skandinavien) und dem Kampf der Winniler, die dann ›Langobarden‹ hießen, mit den Vandalen. Das ist bemerkenswert, da die Chronisten bis nach dem Mittelalter die Identität von Vandalen, Winulern, Winilern oder Winnilern benutzten: »Und danach brachen die Langobarden auf und kamen nach Golaida, und hierauf besaßen sie Aldonus, Anthaib und Bainaib und Burgundaib.« Unter Golaida ist wohl Böhmen zu verstehen, unter Anthaib das Land eines Stammes der Ostvandalen, der Anten (s. Jordanes), und unter Burgundaib das Land der Burgunder.

Weiter heißt es in Kap. 1 des ersten Buches: »... nicht mit Unrecht wird jener ganze Landstrich vom Tanais [Don] bis zum Sonnenuntergang mit dem allgemeinen Namen Germania bezeichnet, wenn auch einzelne Gegenden wieder ihre besonderen Benennungen haben.« Dies ist die erste Nachricht eines Chronisten, daß Germanien nach Osten bis zum Don reichte, es folgen gleiche Nachrichten von Alfred dem Grossen (gest. 901), Cosmas von Prag (gest. 1125), Albaertus Krantzius (gest. 1517) und Sebastian Münster (gest. 1588). Mehr als 800 Jahre lang ist das Wissen lebendig, daß Germanien mit Einschluß der Ostvandalen bis dorthin reichte.

Bei Einhard (770–840), *Annalen der Frankenkönige* (nach G. Pertz u. F. Kurze, 1895; A. Heine, 1986), heißt es: »Natio quaedam Sclavorum est in

Germania sedens super litus oceani quae propria lingua Welatabi francia autem Wiltzi«, also: Es gibt in Germanien ein gewisses Volk der Sclavi, das am Strand des Ozeans wohnt und in der Sprache der Franken Welataben oder Wiltzen heißt.

In Einhards *Kaiser Karls Leben* (A. Heine, 1986) gibt der Verfasser eine Aufzählung aller Völkerschaften, die Karl sich zinsbar gemacht hatte, die »zwischen Rhein und Weichsel, dem Meer und der Donau Germania bewohnen, so ziemlich in einer Sprache reden... Die bedeutendsten darunter sind die Welataben, Soraben, Abodriten, Boemanen...«

Der Text *Conversio Bagoariorum et Carantanorum* (um 870) (nach H. Wolfram, 1979) berichtet in Kap. 11: »Inzwischen gab... der König [König Ludwig der Deutsche]... an Priwina ein Gebiet Unterpannoniens zu Lehen, das am Fluß Sala liegt. Darauf... errichtete er... eine Kirche, die der Erzbischof Liupram... 850... weihte. Anwesend waren dort: Chezil, Unzat, Chotemir, Liutemir, Zcurben, Siliz, Wlkina, Witemir, Trebiz, Bisnuz, Zuemin, Zeska, Chrimisin, Goimer, Zistilo, Amalrih, Altwart, Wellehelm, Frideprecht, Scrot, Gunther, noch ein Gunther, Arfrid, Nidrih, Isanpero, Rato, Deotrih, noch ein Deotrih, Madalperht, Engilhast, Walker, Deotpald... Dann schenkte Chezil der Kirche,... was Engildo... dort besaßen.«

Unter diesen ostgermanischen Namen der Angehörigen des Priwina sind auch solche, die bei den Westgermanen gebraucht wurden und damit die Ähnlichkeit altslawischer Dialekte mit dem Althochdeutschen bezeugen.

In die angelsächsische Bearbeitung der Weltgeschichte des Orosius von 417 ließ König Alfred der Grosse von England (871–899) ein Verzeichnis der germanischen Völker in seiner germanischen Sprache einschalten. Kötschke (1939) schreibt: »Aber es bleibt bemerkenswert, daß, von England aus gesehen, im Raum Böhmens und Mährens wie auch Polens Slawen nicht mit Namen in ihrer Sprache genannt werden; und noch belangreicher ist es, daß im nordöstlichen Deutschland die germanisch lautenden Namensbildungen durchaus vorherrschen.« Da nach der 1939 vorherrschenden Meinung zur Zeit Alfreds Slawen in Ostgermanien saßen, müssen diese Namen »auf Namen aus vorslawischer, germanischer Zeit zurückweisen«.

König Alfred zählt die Völker mit geographischer Zuordnung auf, die im Gebiet zwischen den Alpen, Britannien, dem Nordmeer, Don, Pontus, nördlich Griechenlands wohnen, von dem er sagt, »daß dies alles Germania heißt«, und zwar: Ostfranken, Schwaben, Baiern, Bewohner Böhmens, Thüringer, Altsachsen, Friesen, Bewohner Angelns, Abodriten, Wilzen, Bewohner von Wendenland*, das man Sysyle (Vendsyssel in Jütland = ›Vandalensitz‹) nennt, Mährer, das Land östlich der Weichsel wird Datia

* Mir lag nur die Übersetzung von Kötschke (1939) vor.

genannt mit der Bemerkung, daß dort einst die Goten wohnten, nordöstlich von Mähren die Daleminzier, östlich von ihnen die Hori(g)ti und Sorben. Um die Ostsee wohnen Dänen, Abodriten, Wenden (Winedas), Burgunder, Heveller, Sorben, Schweden, ganz im Osten Sarmaten. Die Übereinstimmung mit dem Bairischen Geographen ist beträchtlich. »Sehr herausgehoben treten die Mährer hervor. Sicher prägt sich darin eine große Machtstellung aus, wie sie tatsächlich zur Zeit des Großmährischen Reiches bestanden hat.« (R. Kötschke, 1939)

Adam von Bremen schreibt in Kap. 18 des zweiten Buches seiner *Hamburgischen Kirchengeschichte* (um 1070) (nach B. Schmeidler, 1925): »Sclavania igitur, amplissima Germaniae provintia, a Winulis incolitur, qui Olim dicti sunt Wandali. . .« In der Übersetzung bei A. Heine (1986): »Slavanien [stets Sclavania] also, eine sehr ausgedehnte Landschaft Germaniens, wird von den Winulern bewohnt, welche einst Wandalen hießen. Es soll zehnmal so groß sein wie unser Sachsen, zumal wenn man Böhmen und die jenseits der Oddara wohnenden Polanen, da sie weder im Äußeren, noch in der Sprache von jenen sich unterscheiden, mit zu Slavanien rechnet. Dieses Land aber wird, während es an Waffen, Männern und Früchten sehr reich ist, auf allen Seiten von festen, durch Bergwälder und Flüsse gebildeten Grenzen eingeschlossen. Die Breite desselben erstreckt sich von Süden nach Norden, d. h. von der Elbe bis zum scythischen Meer. Die Länge aber scheint derart zu sein, daß sie von unserem Hammaburger Sprengel ihren Anfang nimmt und dann. . . bis nach Beguarien [Bayern], Ungrien und Griechenland reicht. Die Völker der Slawen [*Sclavi*] sind viele. Unter ihnen finden wir. . . Wagrier. . . Obodriten. . . Polabingier. . . Lingionen und die Warnaben. . . Chizzinen und Circipanen,. . . Tholosanten und Retherer. . . Noch andere Stämme gibt es, welche zwischen Elbe und Oddara wohnen, wie die Hevelder. . . Doxaner. . . Leubuzzer, Wilinen und Stoderanen.«

In Kapitel 19 heißt es: »Über die Leuticiner hinaus, die mit einem anderen Namen Wilzen genannt werden, tritt uns der Oddara-Fluß entgegen, der reichste Strom des Landes Slavanien. An der Mündung desselben. . . bietet die sehr angesehene Stadt Jumne. . . einen vielbesuchten Standort dar. . . Es ist wirklich die größte von allen Städten, die Europa besitzt.«

Auch in der von den Tschechen als maßgebend für Böhmen angesehenen *Chronik von Böhmen* von Cosmas von Prag (bis 1125) (nach G. Grandaur, 1939) berichtet der Chronist nichts von Slawen, sondern von den Einwohnern Böhmens, welche in Böhmen als einem Teil Germaniens *Lingua Sclavinia* sprechen. Gleich zu Beginn, in Kap. 1 des ersten Buches, also an wichtigster Stelle, schreibt er: ». . . daß sie [die Böhmen] nach vielen Jahrhunderten [nach der Sintflut] endlich auch in diese Theile Germaniens kamen. Obgleich nämlich in jenem ganzen nördlichen Landstrich, vom Thanays [Don] bis Sonnenuntergang, sich einzelne Gegenden mit besonderen Namen befinden, so wird er doch mit dem Gesamtnamen Germanien bezeichnet. . . In Europa liegt Germanien, welches gegen Norden ein ziemlich ausgebreitetes Land enthält [Böhmen], allenthalben von fortlaufenden Bergen umschlossen. . .«

Dann zitiert er in Kap. 22 aus der Bulle des Papstes an Fürst Boleslaus: »daß bei der Kirche des hl. Martirers Georgius soll ein Frauenkloster gegründet werden, jedoch nicht nach dem Ritus des bulgarischen oder ruzischen Volkes, noch nach slavonischer Zunge (Sclavonice lingue), sondern. . . in der lateinischen Sprache.«

In Kap. 23 fährt Cosmas fort: »Nun war vor längerer Zeit ein Sachse Namens Dethmar. . . nach Prag gekommen. . . Weil dieser die slavonische Sprache (Linguam Sclavoniam) vollkommen gut verstand, rief ihn der Herzog« und ließ ihn zum Bischof wählen. Nach der Weihe durch den Erzbischof von Mainz »kehrte der. . . neue Bischof fröhlich in sein neues, ganz Böhmen umfassendes Bisthum zurück und wird nach seiner Ankunft in Prag. . . auf den Thron gesetzt, während der Klerus das Tedeum anstimmt; der Herzog aber mit den Großen antwortete: ›Christe keinando, kyrie eleison und die Halliigen alle helfuent unse‹ [althochdeutsch]. Die Geringeren und Ungebildeten aber riefen kyrie eleison. . .« (972), denn sie sprachen nur die *Lingua Sclavinia*.

Daß Helmold von Bosau (bis 1170) nach dem *Gelehrtenlexikon* von Jöcher (1750) ein *Chronikon Sclavorum et Venedorum* schrieb, wurde schon in der Einleitung erwähnt. Kap. 1 des ersten Buches seiner *Chronik der Slawen* (nach A. Heine, 1986) ist »Von der Gliederung der Slavenvölker« betitelt. Helmold beginnt mit der fast wörtlichen Wiederholung des Textes von Adam von Bremen: »Um dieses Meer wohnen viele Völker. . . Die südlichen Ufer aber bewohnen die Völker der Slawen« – bei Adam von Bremen stets *Sclavi*, wozu auch die Preußen gehören. »Die Preußen haben noch nicht das Licht des Glaubens erblickt. . . Bis auf den heutigen Tag wird. . . den Unseren, mit denen sie doch sonst alles teilen, von ihnen der Zutritt zu Hainen und Quellen verwehrt. . . Das Fleisch der Pferde dient ihnen zur Nahrung. . . Die Menschen haben blaue Augen, ihr Antlitz ist rot, das Haar lang. . . Polen ist ein großes Land der Slaven, dessen Grenzen das Reich der Russen berühren sollen.«

In Kap. 2 berichtet Helmhold »Von der Stadt Jumneta«: »Wo also Polen endet, kommt man zu einem sehr ausgedehnten slavischen Lande, nämlich zu denen, die vor alters Wandalen, jetzt aber Wenden oder Winuler genannt werden. Die ersten derselben sind die Pommern. . ., die Heruler oder Hevelder, Leubuzzen, Wilinen und Stoderaner. . . Winuler. . . welche Tholenzer und Redarier genannt werden. . . Circipanen und Kycinen. . . Diese vier letztgenannten Völker werden wegen ihrer Tapferkeit Wilzen

oder Lutizen genannt. . . Linguonen und Warnaven. . . Obodriten. . . Polaben. . . Inseln, welche von den Slaven bewohnt werden, deren eine heißt Fehmarn. . . die zweite. . . wird von den Ranen bewohnt, welche auch Rugianer heißen. . . Das also sind die Stämme der Winuler.«

Die Chronik Helmolds wurde von Arnold von Lübeck (gest. 1213/14) fortgesetzt. Der Titel Schmeidlers (1937): *Helmoldi presbyteri Bozoviensis cronica Slavorum* ist nicht authentisch. Alle erhaltenen Abschriften – die Urschrift ist verschollen – gehen zurück auf eine Abschrift, in der Helmolds und Arnolds Werke um 1252 vereinigt wurden. Diese ist ebenfalls verschollen. Davon entstanden im 14./15. Jahrhundert Abschriften, in deren Titeln ›Slavorum‹ steht. In diesen Abschriften werden *Sclavi* und *Slavi* ohne Unterschiede gleichzeitig benutzt.

In den ältesten deutschen Belegen für ›Sklave‹ fehlt der ›k‹-Laut. Das beruht auf spontaner Vereinfachung der Lautgruppe ›scl‹, die sich auch in anderen germanischen Sprachen ebenso findet, niederdeutsch *slaaf*, englisch *slave*, dänisch und norwegisch *slave*, schwedisch *slaf* mit der Bedeutung ›Sklave‹ im heutigen Sinne (J. u. W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Stichwort ›Sklave‹). Indem die lateinischen Kopisten Helmolds aus Sprachschlamperei wahllos oft ›Slavi‹ anstatt ›Sclavi‹ schrieben – sie übertrugen die niederdeutsche Sprachumwandlung fälschlich in das Mittellateinische –, wurde das Wort ›Slawen‹ geboren, das erst mit Herder seine heutige ethnische Bedeutung erhielt. In der Brandenburgischen Chronik des W. Jobst von 1562 steht im Register »Helmold in der Wendischen Chronik«, und im *Gelehrtenlexikon* von Jöcher (1750) steht, Helmold habe ein *Chronicon Venedorum et Sclavorum* geschrieben. Diese Befunde wurden von F. Becker (1985) entdeckt. Sie zeigen, daß um 1750 der wahre Titel bekannt war und daß, abweichend vom frühen Mittelalter, das nur *Sclavi* kannte, im hohen Mittelalter *sclavi* und *slavi* synonym benutzt wurden.

Der Wendische Münzverein wurde am 9. Februar 1379 von den Städten der Hanse Lübeck, Hamburg, Wismar, Rostock, Stralsund, Lüneburg und Hannover gegründet. Mit der Geschäftsführung der Hanse zwischen den Hansa-Tagen wurde 1418 das Wendische Drittel der Hanse beauftragt: Lübeck, Hamburg, Greifswald, Lüneburg, Rostock, Stralsund und Wismar. 1541 prägte der Wendische Münzverein den Wendentaler im Werte von 2 Lübecker Mark. Er trägt auf der Vorderseite die Inschrift: »Monet Kivitat Wandal«, also »das Geld der vandalischen Städte«, mit den Wappen der Städte Rostock, Lüneburg und Lübeck. Der Wendentaler wurde nach 1950 von der Norddeutschen Länderbank Hannover nachgeprägt.

A. Krantzius (gest. 1517), ein Zeitgenosse Luthers, ist, aus welchem Grund auch immer, der Forschung bisher völlig entgangen. Er war Rektor der Universität Rostock, Gesandter der Lübischen Hanse und in ihrem

Dienst nach heutigen Begriffen als Justiz- und Außenminister tätig. Er schrieb mehrere große geschichtliche Werke und Landesbeschreibungen aus dem Interessengebiet der Hanse. Die Hansestädte an der Ostsee sind die unmittelbaren Nachfolger der Handelsstädte der Wikingerzeit. Sein für uns wichtigstes Werk trägt in der damaligen deutschen Übersetzung, gedruckt 1600 (Abb. 101), den Titel *Vandalia oder Beschreibung wendischer Geschicht* mit der Gleichsetzung Vandalen = Wenden. Darin findet sich in der Vorrede: »Daß unter allen Teutschen die Wenden für die eltesten Völcker zu halten. . ., die vom Fluß Tanai [Don] bis an den Rhein wohnen, denn dieser Strich wird groß Teutschland geheissen. . . Diß habe ich zur anzeig, daß die Böhmen, Polen, Dalmatier und Histrier ein Volck seyen, welche die unsrigen Sclauen, die alten aber Wandalos geheissen.«

Im ersten Buch heißt es: ». . . nechst diesen haben wir Polen, das seinen Nahmen vom ebenen Felde [engl. Poland!], die Böhmen damit zu unterscheiden. . . Gegen Morgen wird es unter groß Teutschland gerechnet, ist überflüssig von allen Dingen und hat einen weiten begriff, der in viel und große Landschaften abgetheilet, auch ists von Volck, welche die Natur sonderlich an lenge, an starcken Leibskräfften und hübschen ansehen begabt.«

Des Fürtrefflichen Hochgelahrten Herrn
Alberti Krantzy
VVANDALIA
Oder:
Beschreibung Wendischer Geschicht/
Darinnen der Wenden eigentlicher
Ursprung/mancherley Völcker/ und vielfaltige Verwandelungen/ sampt dero vollbrachten großmechtigen Thaten / und was sie entweder vor Reiche angerichtet / oder auch zerstöret.
Daraus/was so wol in diesen Nächst: als auch weitabgelegenen Königreichen / Fürstenthumben und Herrschafften / Wendischer und anderer Nationen in Dennemarcken / Schweden / Polen / Ungarn / Böhemen / Osterreich / Mähren / Schlesien / Brandenburg / Preussen / Reussen / Liefland / Pommern / Meckelnburg / Holstein / rc. uber die tausend und mehr Jahr hero gedenckwirdiges sich zugetragen und verlauffen.
Was auch für Regenten / Keyser / Könige / Chur: und Fürsten / jederweil gelebet/ und was jeglicher lobwirdiges gehandelt:
Welcher gestalt auch sonderlich / die dieser Orther belegene Osterischen und Wendischen Städte / Lübeck / Hamburg / Rostock / Wißmar / Stralsund und Lüneburg / zu gedeyen und auffnemen gestiegen / und was sie dagegen für Ungefälle und Anstöß erstanden / uberflüssig zuersehen / gründlich und umbstendig gemeldet wird.
Allen der Historischen Warheit liebhabern / erstlich vom Authore in Latein verfertiget:
Nun aber denen / so derselben Sprach unerfahren / in Hochteutsch transferiret und ubersetzet /
Durch
M. STEPHANUM MACROPUM
vom Andreaßberge.
Mit Röm. Keys. Mayest. Privilegien begnadet.
Gedruckt in der Keyserlichen Freyen / und des Heyligen Reichs Stadt Lübeck / bey und in verlegung Laurentz Albrechts Buchhändelers.
Im Jahr Christi / 1600.

Abb. 101: Die Titelseite der Vandalenchronik von A. Krantzius, in der Übersetzung von 1600.

Über Böhmen sagt Krantzius: »Bis zu jetziger Zeit ist ein Gebrauch darinnen, daß man dem Volck in der Kirchen Teutsch und auf dem Gottsacker Böhemisch predigt, sonderlich wo Klöster Probsteyen und dergleichen Geistliche Stiffte seyn und stehet den Bettelmünchen allein frey, daß sie, in welcher Sprach sie wöllen, predigen mögen, woraus genug zu spüren. . . daß diß Land den Teutschen vorzeiten zustendig gewesen sey und daß die Böhemen unuermerkt vund einzeln darein geschlichen.« Im ersten Buch wird vor allem vom Schicksal der Vandalen berichtet, die über den Rhein, durch Gallien, Spanien nach Afrika zogen und dort untergin-

gen. Mit ihrer Bezeichnung als ›Wenden‹ ist ihm bekannt, daß diese Westvandalen mit den Ostvandalen (s. Kap. 2.2.2) eines Stammes waren. Eingangs des zweiten Buches wundert sich KRANTZIUS, daß über die Herkunft der Wenden nichts bekannt ist, daß »Niemand von den Römischen Scribenten jhre geschicht. . . angerühret«. Im Register der lateinischen Ausgabe steht »Sclavi sunt Wandali« und weiter »Sclauoni hodie, Wandali antiquitus fuerant«, also »Sclavi sind identisch mit Vandalen, oder Sclavi werden heute die genannt, die früher Vandalen hießen«.

Die lateinische Erstausgabe wurde von der Kurie in Rom auf den Index gesetzt, und so konnte die deutsche Übersetzung erst 1600 erscheinen. Vielleicht ist es in diesem Zusammenhang interessant zu erfahren, daß aus einem Stück der lateinischen Erstausgabe aus dem Besitz der Berliner Universität im nichtpaginierten Register das Blatt mit den Registerbuchstaben ›s‹ entfernt worden war, also das Blatt mit »Sclavi sunt vandali« und »Sclauoni hodie, Vandali antiquitus fuerant« (E. BECKER, 1985).

Bei N. MARSCHALK (gest. 1525), übersetzt von E. SCHEDIUS (gest. 1641), herausgegeben 1739 von E. J. VON WESTPHALEN als doppelsprachiger Text unter dem Titel *Annalium Herulorum ac Vandalorum* (Annalen der Herulen und Wenden), heißt es (nach W. STELLER, II, 1975, S. 55, 65 f.) (Abb. 102): »Das bezeuget schier einhellig die verhandene alte Nachricht, daß die Herulen, oder Werlen, mit den. . . Cimbern zugleich vor Alters aus Schonen hergekommen, gleichwie unterschiedliche viel Völcker mehr, die Gepiden, Rugier, Veneter, Antes, Vividarier. . . Die Wenden sind benahmet. . . von dem Vandalo. . . Diese noch damals unruhigen Vandalen hat der TIBERIUS. . . und der DRUSUS. . . gezwungen, nach dem Tanais [Don] aus Furcht sich zu wenden, da sie sich dann Sclaven von dem dem Bosphoro Cimmerio nechst gelegenen Volcke genennet. . . Ueberdem haben sie Thessalonich erobert. . .

Abb. 102: Aus: E. J. v. WESTPHALEN, *Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbricarum et megapolensium,* Leipzig 1739.

209 ANNALES HERULORUM AC VANDALORUM. 209

De Viſilao, Herulorum ac Vandalorum rege ſexto. C. VI.

VIſilaus, (a) Hutteri filius, patre vita functo regnum moderari cœpit, qui Tiburniam duxit uxorem, filiam regis Noricorum oceani, quæ peperit illi inter liberos ceteros Vitiſlaum, mortuus quum regnaſſet annos ſex ac quinquaginta.

De Vitislao, Herulorum ac Vandalorum rege ſeptimo. C. VII.

VItislaus, (b) Viſilai filius, in regnum poſt vocatus eſt, qui Anamiam duxit uxorem filiam regis Gothorum, e quibus Alaricus, primus nominis ejus, prognatus eſt. At Vitislaus obiit, quum regnaſſet annos ſex ac triginta.

De Alarico, Herulorum ac Vandalorum rege octavo. C. VIII.

ALaricus (c) Vitislai filius ſucceſſit, qui ex Bella filia regis Ubiorum Titherieum ſuſtulit, mortuus quum annos quinque ac triginta regnaſſet.

De Titherico, Herulorum ac Vandalorum rege nono C. IX.

TItherieus (d) Alarici filius, Dianam duxit uxorem, e Belgicis regiis gente, quæ peperit Thenericum, regni ſucceſſorem. Obiit vero Titherieus anno regni nono ac trigeſimo.

De Thenerico, Herulorum ac Vandalorum rege decimo. C. X.

THenericus, (e) Thiterici filius, ſucceſſit, regnoque præfuit annos ſex ac triginta, qui ex uxore Bigonna, filia regis Thuriorum, Albericum primum nominis ejus reliquit.

De Alberico, Herulorum ac Vandalorum rege undecimo. C. XI.

ALbericus, (f) Thenerici filius, uxorem duxit Diomedeam, filiam regis *Sarmatarum*. Rebus bellicis usque adeo excelluit, ut Suevorum etiam oceani, ac Gothorum regnum adeptus ſit. Regnavit vero annos quinque ſupra quinquaginta, relicto filio Viſimaro, regni ſucceſſore.

Das ſechſte Capitel.
Von Viſilao, der Herulen und Wenden 6ten König

VIſilaus, des Hutteri Sohn, nahm nach Abſterben des Hrn. Vaters die Regierung wieder an, und befreundete ſich mit der Tiburnia, des Königs aus Norwegen, Fräulein Tochter, welche ihme unter andern Kindern den Vitislaum gebahr, worauf er, nachdem er 56. Jahr regieret, die Schuld der Natur bezahlte.

Das ſiebende Capitel.
Von Vitislao, der Herulen und Wenden 7ten König.

VItislaus, des Viſilai Sohn, ward hierauf zum Königreich beruffen, er heyrathete Anamiam, des Gothiſchen Königs Tochter, wovon der Alaricus, der erſte dieſes Nahmens, entſproſſen. Der Vitislaus beſchloß ſein Leben, da er 36. Jahr regieret.

Das achte Capitel.
Von Alarico, der Herulen und Wenden 8ten König.

ALaricus, des Vitislai Sohn, folgete hierauf, und zeugete auch mit Bella, des Königs der Ubier Tochter, den Tithericum, und ſtarb, nachdem er 35. Jahr regieret hatte.

Das neundte Capitel.
Von Diederich, der Herulen und Wenden 9ten König.

DIderich, des Alarici Sohn, verehelichte ſich mit der Djana, ſo aus Königl. Niederlandiſchen Stamme entſproſſen war, und ihm den Thenericum, ſeines Reichs Erben, gebahr. Er aber, der Diederich, verließ die Welt im 39. Jahr des Regiments.

Das zehende Capitel.
Von Thenerico, der Herulen und Wenden zehenden König.

THenericus, des Dieterici Sohn, folgete hierauf, und ſtand dem Reiche 36. Jahr für, und verließ hinter ſich Albericum, den 1ſten dieſes Nahmens, welchen er gezeuget mit ſeiner Gemahlin, der Bigonna, die da war eine Tochter des Konigs der Thurier.

Das eilffte Capitel.
Von Alberico, der Herulen und Wenden 11ten König.

ALbericus, Thenerici Sohn, hatte zur Gemahlin Diomedeam, des Königes der Sarmater Tochter, und war ein ſolcher tapferer Kriegs-Held, daß er auch der Schweden und Gothen Konigreich erlangete. Die Zeit ſeiner Regierung erſtreckte ſich auf 55. Jahr. Sein Sohn, welchen er zum Nachfolger des Reichs hinterließ, war Viſimarus.

und von dannen sich gegen die äussersten Gräntzen Teutschlands gewendet, um anzugreiffen die Alanen. . . Sie, die Alanen, waren der Vandalen Nachbahrn, und gemeiniglich ihre Kriegs-Gefährten. Wie nun die Sclaven dieselbige überwunden und verjaget, haben sie deren Länder eingenommen, und werden anietzo Pohlen und Böhmen genennet, die sich einer, von den anderen Teutschen unterschiedenen Sprache, mit welcher sich auch das nechst angränzende Vandalische Volck beschmitzet, bedienen. . . Die Sclaven aber, welche Pohlen besitzen, werden insgemein Sarmaten benennet, weil von der Weichsel an die Sarmaten angehen.«

Dieser letzte Satz sollte nach W. STELLER (II, 1975, S. 69) besser übersetzt lauten: »Jene Sclaven aber, die Polen, werden nun [heute] in der Regel als Sarmaten bezeichnet, da an der Weichsel die Sarmaten anfangen.« In dem zweisprachigen lateinisch-deutschen Text wird die Identität Wenden = Vandalen festgestellt (Abb. 102). Sie kamen mit anderen Stämmen aus Schonen und wurden gezwungen, zum Don zu ziehen, um von da zurückzukommen und jetzt in Böhmen und Polen zu wohnen.

Zur Zeit des SCHEDIUS war offenbar eine Übertragung des Namens der Sarmaten auf die östlich der Weichsel wohnenden Vandalen erfolgt. Durch PROKOP weiß man, daß diese Sarmaten Germanen waren im Gegensatz zu den Sarmaten asiatischer Herkunft weiter im Südosten.

Von Bedeutung ist, daß sich die *Lingua Sclavinia* der Vandalen, Polen und Böhmen von der deutschen Sprache (zur Zeit des MARSCHALK) unterscheidet und daß diese Stämme die gleiche Sprache sprechen.

CHRISTOPH ENZELT VON SALUELT, Pfarrherr in Osterburg, verfaßte das *Chronicon oder kurze einfeltige vorzeichnus/darinne begriffen/Wer die Alte Marck/ und nechste Lender darbey sind der Sindfluth bewonet hat/Auch anfang und ursach der Marck zu Brandenburg/und jre veranderung/Auch ankunfft/stamme und herkommen/aller Margt rauen zu Brandenburg/so jemals gelebt/bis zu dieser unser Zeit,* gedruckt Magdeburg 1579. Dort heißt es: »Diese Senones aber über der Elbe. . ./ worden von den Veneten und Obetirten wenden uberfallen/ getödtet und verjagt/ welche die Veneti Sclauen folgeten und alles erfülleten/ von der Wolga und Weichsel an/ bis ans Polnische und Bohemische gebirge/ bis ans Meer/ Elbe un Salah [Saale]. . . unter welchen Veneten die Obetirten/ welche ihren narren gehabt von jren bunten kleidern/ haben gebawet die Stadt Mechelburg uber Wismar/ Cissin uber Rostock unter jhren ersten Könige ANTEZIRTO. . . Unter jrem König aber VOTTERO/ ist Christus unser Herr geboren/ des Son VISISLAUS I die Schwaben uber Elb ganz tilget und ausrottet. Dieses VISISLAUS des ersten Son VISILANIS der ander gewahn Brandenburgk/ im 90. Jar Christi/ von welchen Veneten kommen her die Hertzogen zu Mechelburgk und Pommern. . .«

Bei Engel STRAUSBERG, der 1598 die *Chronik der Mark Brandenburg* herausgab, steht: »Im neun hundert ein und achtzigsten Jar nach Christi ge-

burt sind die Slauen oder Wenden wider auffrürisch worden... Im neun hundert drei und achtzigsten Jar hat Kayser OTTO diß nahmens der ander/die Stadt Brandeburg den Wenden wider abgewonnen/und sind dazumal dreissig tausend siebenhundert/und vier und fuffzig Wenden erschlagen worden...«

Unter der Jahreszahl 1020 heißt es: »Es war aber zu der zeit im Wendischen lande die Stadt Rethra... Allda hielt MISTEUOIUS mit seinem Bruder MIZODRAG...] einen Landtag.../führete MISTEUOIUS selber wort... Und brachte hiemit zugleich den kleglichen zustand des gantzen Wendischen Volcks. Denn nach dem dasselbige in vorigen jaren/von wegen seiner Manheit/in grossem ansehen gewesen were/als das sie [die Wenden] die Stadt Rom/welche eine Hauptstad were der gantzen weiten Welt/deßgleichen Cartaginem, so ehemals mit Rom vmbs Reich gekempfft hette/mit gewaltiger hand erobert... der gedechtnis und lobwirdigen nahmens König GENSERICHS/als vunter welchem die Wenden vorzeiten Africam/Sicilien und Welschland eingenommen... Man hat aber damals vnter die wenden diese Völcker gerechnet: Obotriten/Wagiros/Rugianer/Cassuben und Laußnitzer...«

Nach der Eroberung von Brandenburg: »Sie haben auch alle Kirchen eingerissen/vnd biß auff den grund geschleiffet/nur außgenommen Sanct Marien Kirch auffm Harlungerberge/die sie ihrem alten Abgott/Triglia genand/eingeweyhet.«

Die Jahreszahl von 1020 bezieht sich offensichtlich auf den großen Wendenaufstand von 983.

Bei Sebastian MÜNSTER, *Cosmographey*, heißt es 1588: »Vom Fürstenthumb Meckelburg

Die ersten Eynwohner desselbigen Fürstenthumbs sind Ursprünglichen die Werlen/und nach der Römer Sprach Herulen genannt/und mit den Wenden under eins Herren und Königs Regierung begriffen. Sind auch Obotrite... Es ist auch zu mercken/daß die alten Völcker Heruli und Werlen/sollen... mit den Cimbern/sich weit auß ihre Lande biß in Scythien am end Europe dem Fluß Meoti begeben haben. Und dieweil sie gegen Scandia... uber gewohnet... daß sie mit den Wenden/Gothen/Longobarden/Hunen/Rugen etc. auß Schonland herkommen sollen seyn.

ANTYRIUS König der Werlen und Wenden

ANTYRIUS... an obberührtem Ort in Scythia bey den Tanai [Don] und Meotischen Pfützen [Asowsches Meer] erzogen... ist also an das Ort kommen/da die Wenden ursprüngliche Windeli... darnach Vandali... genannt... die Herrschaft und Königlichen Titel der Wenden behalten/und auch jetzige Regierende Fürsten zu Meckelburg geerbt hat... un das Königlich Schloß Stargard/das auff Wendisch so viel gesagt alß Altenburg.

Meckelburg

Es hat daselbst nicht allein ANTYRIUS/sonder auch lang darnach BILLUNGUS der mechtig König der Werlen un Wenden sein Königliche Hof gehabt ... Desgleichen hat er Veneta oder Vineta nicht weit vom Meere auffgericht... Wie große Krieg... GENSERICH/der Carthago inn Africa erobert... ist bey allen Hirstorien der Gothen und Wenden beschriben... BILLUNG/welcher underthänig gehabt inn Sarmaten alle Wenden von der Wichsel bey Dantzig fliessend an biß an die Weser/unnd alle Völcker von der Oder an biß in das Land Holstein/hat zu Meckelburg... Königlichen Hof gehalten.

Von dem Fürstenthumb Pomern

... ist vorzeiten das gantz Seelandt so sich von Holsatz [Holstein] zeucht biß in Lyfflädt/ein Wandalen oder Sclauen Landt gewesen/wiewol es zu Meckelburg/Brandenburg/Ruger/Pomern/un Lyffland/andere un andere Herren hat gehabt/die doch des Unglaubens halb zusammen hielten... Hertzog BOLIß LAUS zu Polande... fieng also an das Evangelium bey den Wandalen so in Polandt wohneten. Desgleichen bey den Wandalen die Winuli heißen under König BILLUNG fieng auch an das Evangelium zu grünen... Es herrschet gemelter BILLUNG... am See weit un breit vo de Wasser Wixil biß an Judlandt/und hett viel Herlicher... Stett... Vinatam/Rethtram/Julinum/Stargard/Volgast/Demyn/Cisin/Melchow/Kissin... Aber Hertzog HEINRICH [der Obodrite]... bezwang die Rugen/und macht sie sich auch zinßbar und bracht under seine gehorsame die Wagrien/Polaben/Obodrite/Kissinger/Cirsipaner/Pomeraner/unnd alle Wandalen biß an Polandt. Er ward aller dieser Völcker Konigt [gest. 1122].

Die Insel Rugia

Sie ist das lest Landt im gantzen Wandalischen Erdtreich gewesen in annemung Christliches Glaubens. Ihre furnemeste Statt Archon... stund ein Abgöttischer Tempel... Ein mal im jar/nemlich nach der Ernde/hielt dz Volck ein große Wirtschafft vor diesem Tempel... Es hieß der Abgott mit seinem Namen Zwantewytus/aber das gemein Volck bettet an zwen Götter/einer Belbuck und der ander Zernebuck...

Von dem Königreich Böhem

Es wölle etlich dz vorzeiten zwen Brüder kommen sind vo Croatien/un hat sich einer gesetzt in dz Böhemer Landt/der ander in Poladt... Vor alten zeiten haben die Quaden und Marcomannen in dieser Gegenheit gewohnet/und hat das Landt gehört zum Teutschen Landt/wie dann die Teutsche Sprach noch gerings umb geht um dz Böhemer Landt... Sie gebrauchen sich der Teutschen und auch der Windischen oder Polandischen Sprachen/darauß man mercke mag/daß die Bohemen die Sclauonische Sprach mit jinen diß landt gebracht haben/un vorhin Teutsche Sprach darin gemein gewesen.

Von dem Königreich Polandt

Das erst Schloß und Wohnung so LECH in Polandt gehabt/ist Gnetzna/ zu Teutsch Gnisen/gewesen... und ligt auff einem ebnen Boden/darvon auch das Königreich Poln diesen Nammen soll oberkomen haben: dann Poln in jrer Sprach bedeut so viel alß ein eben Feld: dann Polandt ist weit und breit... Ihr Sprach ist ein Sprach mit den Sclauen/Winden/Wenden/ Bulgaren Sirsien/Dalmaten/Crabaten/Bossen/Böhemen/Reussen/Littawer/Moscowytern...

Sclauonia oder Windisch Landt

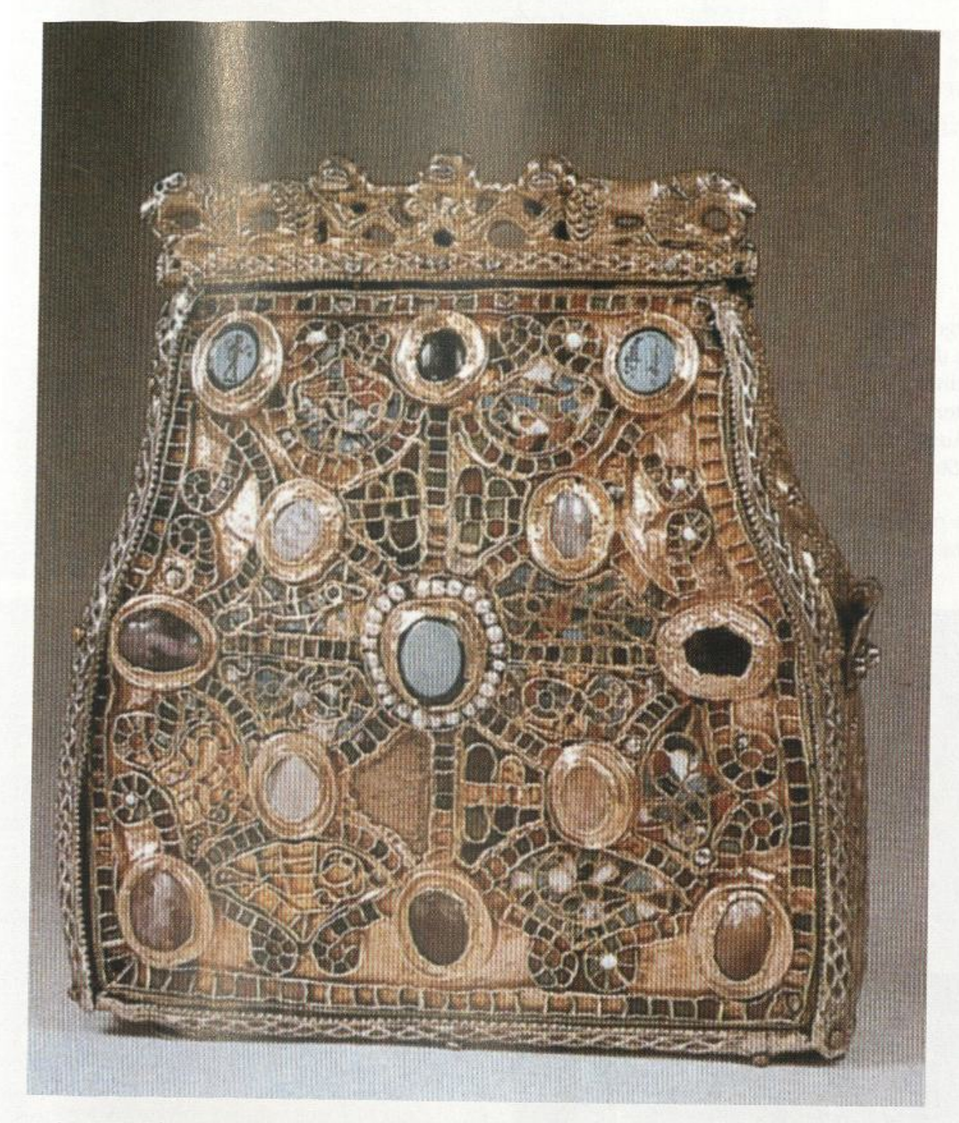
Vonzeiten sind zwischen dem Venediger Meere und dem Ungerlandt zwo namhafftiger Prouintzen oder Landtschafften gelegen/die man Illyricum und Dalmatiam hat geheißen. Aber zu unsern zeiten ist Illyria in viel Landtschafften zertheilt worde/nemlich in Carinthiam: das ist in Kerne/un in Coruatiam/zu Teutsch Croain unnd Crabaten: item inn Sclauoniam: das ist die Windische Marek.

Von dem Landt Kernten

Seyne Eynwohner gebrauchen sich der Sclauonischen Sprache: wie dann auch die von Dalmatien/Crabaten/Crain/Boßnen/Bulgaria/Seruia/Rascra/Böhem/Märhern/Polandt/Wenden/Massobiten/Cassuben/Sarben/ Reusse und Moscowyte. Diese Länder alle haben die Sclauonische oder Windische Spraach.«

Die *Kosmographie* MÜNSTERS faßt den damaligen Kenntnisstand zusammen. Für die Bewohner aller im heutigen Sinne slawischen Länder und von Mecklenburg, Pommern, Böhmen und Kärnten benutzt er identisch die Bezeichnungen ›Vandalen‹, ›Wenden‹, ›Winden‹, ›Sclauen‹. Sie gebrauchen die sclauonische Sprache, die von der deutschen verschieden ist. König GEISERICH ist Angehöriger der Vandalen. Unterschiede zwischen Westvandalen mit GEISERICH und den Sclauen werden nicht gemacht. Das Königsgeschlecht der Ostvandalen und Heruler leitet er von dem sagenhaften König ANTHYRIUS ab, der aus der Gegend zwischen dem Asowschen Meer und dem Don stammt. Damit ist die Wanderung sowohl der Heruler als auch der Ostvandalen von dort her angedeutet.

Th. KANTZOW äußerte im ersten Buch seiner im 16. Jahrhundert erschienenen Chronik von Pommern, *Pomeriania oder Vrsprunck, Allheit und Geschichte der Völcker vund Lande Pomern, Cafuben, Wenden, Stettin, Rbügen, in vierzehn Bänden beschrieben durch Thomas Kantzow, weiland Geheimschreiber in der Fürstlich-Pommerschen Kanzley zu Wolgast*, aus dessen Handschrift herausgegeben 1816 zu Greifswald von G. L. KOSEGARTEN (nach W. STELLER, II, 1975, S. 237 f.): »Dieselben Folcker und Lande seint nach Besag aller (Teutzschen, Polnischen, Behmischen, Dehnischen und anderer) Historien (so irer gedenken), ires ersten Herkhomens bis an den Christenthumb und etliche Jar darnach uberal wendisch gewest... Es mag auch kawn ein



8 · Das Reliquiar von Enger bei Herford in Westfalen, ehemals im Stiftsschatz der Stiftskirche von Enger, soll das Taufgeschenk von KARL DEM GROSSEN bei der Taufe WIDUKINDS in Attigny im Jahre 785 gewesen sein, antike Gemmen und mugelig geschliffene Halbedelsteinen in goldgerahmten Almandinzellen, auf dem Boden ein Flechtbandornament. Aus: BIERBRAUER, V., »Liturgische Gerätschaften aus Baiern und seinen Nachbarregionen in Spätantike und frühem Mittelalter«, in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo*, München 1988.

Zu Kapitel 2.1.6, »Die Alemannen.

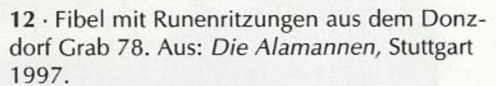


9 · Der bronzevergoldete Spangenhelm aus dem 7. Jahrhundert aus einem alemannischen Fürstengrab bei Gammertingen. Aus: Aus: *Die Alamannen*, Stuttgart 1997.

10 · Die Goldscheibe von Pliezhausen: Ein ›göttlicher Sieghelfer‹ führt den Speer des Reiters. Aus: *Die Alamannen*, Stuttgart 1997.



11 · Zu dem berühmten Frauengrab von Wittislingen (siehe S. 130) gehörte neben dem Goldblattkreuz unter anderem auch eine kugelige Amulettkapsel. Aus: *Die Alamannen*, Stuttgart 1997.



12 · Fibel mit Runenritzungen aus dem Donzdorf Grab 78. Aus: *Die Alamannen*, Stuttgart 1997.



13 · Goldscheibenfibel aus einem Frauengrab in Fridigen. Aus: *Die Alamannen*, Stuttgart 1997.





14 · Zu Kapitel 2.1.10, »Die Langobarden«, Kronreif der THEODELINDE. Internetaufnahme.



15 · Langobardischer Schildbuckel (*Umbo*), Archäologisches Museum Bergamo.

Folck sein, das so grosse Tatten aufgerichtet. Dan sie haben ein groß Teil Teutzschlands beweldigt, zu letzst (auch) das Drittenteil der Welt, Affrica genant, erobert und lange Jar besessen. Und itzund haben sie noch inne Polen, Bohemen, Reussen und die ganze Slafonie am Adriatischen Mehre... Aber ire Urahne und erster Stiffter ist gewest WANDALUS... Es ist aber zu wissen, das die Pomern sonderlich von den Wenden seint, die da Slafi genennet werden... So zeigen es auch der Fursten Briefe an, die vor III und IV C Jahren gegeben worden, das sie, wan sie lateinisch geschrieben, sich duces Slaforum oder duces Pomeranie schreiben; wan sie aber teutzsch geschrieben, haben sie sich Fursten der Wende genennet... das keine Wende seint, die die Slafonier, so hinter Hungern sitzen, besser verstehen und mit inen reden khonnen, wan die pomerischen Wende, welchs noch hewtigs Tags glawbwirdige Leute bey uns Zewge seint... Dan Sclaui und Wandali ist ein Dinck... gleich wie die Teutzschen werden offt an Unterschied geheissen Germani, Teuthones, Alemanni..., daraus dan khumpt, das uns die alten Historien der Teutzschen, Walen und Denen Wende oder Sclauen heissen und der Polen, Reussen und Boemen Historien Pomern nennen... Do die Pomern [1124] also zugesagt Christen zu werden, feelte es an Predigern, und WARTISLAW [Fürst der Pommern] khonte keine an dieser Art bekhomen, die wendisch khonten. Darum nahm der Hertzog BOLISLAW [des Daglinger Reiches] die Sach an sich und wolte Prediger aus Polen hereinschicken... Aber keiner turstes sichs unternehmen umb des Folcks Halsstarrickheit willen. So gedachte er die Lenge an SANCT OTTEN, den Bischoff zu Bamberg, der ehrmals zu Crakow studiret hette, auch im polnischen Hofe eine zeitlangk gewest was, das er die polnische Sprach wol khonte, welche dan wendisch ist und nhur etlichen kleinen Unterschied mit dem pommerschen Wendischen hat, wie Niderlendisch mit dem Sechsischen.«

Chr. HARTKNOCH (1644–1687), schreibt in Kap. 1 des ersten Teils des 1684 erschienenen Werkes *Alt- und Neu Preußen* unter der Überschrift »Von den Gräntzen und Inwohnern deß Landes«: »PETRUS DE DUSBURG, welcher 100 Jahr nach des Ordens Ankunfft in Preussen gelebet... beschreibet nun die Gräntzen des Preussen-Landes also... von der Westseite die Weissel/ welche das Preussen von den Pommern dazumahl geschieden; von der Nordseite... die Ostsee/von der Nord- und Nordwesten Seite die Memel... von der Südseite/Reussen/Masau und Dobrin... Es kan wol seyn/ daß so bald die Gothi sich in Pommern gesetzet/auch zugleich ein Theil von ihnen in Preussen sich niedergeleassen... Zum 4./können wir unsere Meynung von dem Sitz der Gothen in unserem Preussen auß dem Polnischen Geschichtsschreiber/Vincento KADLUBKONE [1167–1223], welcher unsere Preussen fast allezeit Getas nennet/behaupten... so ists ja offenbar, daß zu KADLUBKONIS Zeiten bey den Pohlen unsere Preussen für Go-

then gehalten wurden. Ja dieses ist auch fast daher erweißlich/ weil in der Grabschrift BOLESLAI CHROBRI, des 1. Königs in Pohlen/ die Gothen und Pohlen zusammen gesetzt werden als nahe anliegende Völcker. Die Worte in gedachter Grabschrift sind folgende: Tu possedisti, velut Athleta Christi, Regnum Sclavorum Gothorum seu Polorum. Das ist: Du/ BOLESLAUS hast als ein Streiter Christi besessen das Reich der Sclaven/ Gothen und Pohlen... Das letzte und meines Erachtens nicht das geringste Argument nehmen wir von dem Gottesdienst der alten Preussen/ welcher mit der Religion der im Lande Schweden vormals wohnenden Gothen so übereinkam/ daß fast keine größere Gleichheit darinnen hatte konnen erdacht werden...«

In Kap. 10 des ersten Teils, »Von den Alt Preussischen Festtagen« fährt HARTKNOCH fort: »... und sungen dem Pergubrius zu Ehren einen Lobgesang... daß die alte Preussen ihren Göttern zu Ehren getrunken/ wie wirr von ihren Priestern offt gedacht/ so müssen wir uns hierbey erinnern,/ daß dieses auch unter anderen eine Anzeigung Gothischer Urankunfft sey.«

Im Warägerreich in Kiew wurde bis zur Christianisierung ein Hauptgott Perun verehrt. Er ist vermutlich identisch mit Per(g)ubrius.

Diese Übereinstimmung der religiösen Vorstellungen geht sicher auf die gemeinsame indogermanische Wurzel von Goten und Prußen zurück, die Namensähnlichkeit des Gottes Perun/Pergubrius auf die Überlagerung durch Goten und Wikinger bis etwa 1100. Die Prußen lassen sich in Ostpreußen lückenlos durch die Bronzezeit bis zu den Schnurkeramikern zurückverfolgen. Sie haben sich anthropologisch nicht von Germanen unterschieden. Von ADAM VON BREMEN werden sie als blauäugig mit rötlichem Gesicht und langen blonden Haaren beschrieben. Sie gehören mit den Letten und Litauern zur baltischen Völkerfamilie und zur Satemgruppe der Indogermanen (L. KILIAN, 1980).

J. W. VON VALVASOR schreibt in seinem Werk *Die Ehre des Herzogtums Krain* von 1689 in Kap. 9 des fünften Buches, »Von den Wandalern, als den sechsten Einwohnern des Landes Crain«: »171 sind die Vandalen in Oberpannonien eingefallen, in den Markomannenkriegen kämpften sie an der Seite der Markomannen. 282 wurde dieser Teil unter Kaiser PROBUS in Unterpannonien angesiedelt zusammen mit Bastarnen, Gepiden und Goten. Sie zogen 410 über den Rhein nach Gallien... Es ist aber hiemit der Wandaler Geschlecht noch nicht, viel weniger ihr Nam weder in Nieder-Teutschland, noch in Pannonien Oesterreich und Crain völlig ausgelöscht...«

Oberpannonien wurde wieder mit Vandalen besetzt, als THEODO, der erste Herzog der Bayern 508 »ein grosses Heer von Hunnen, Avaren, Kärndten, Crainern [sammelte], zu denen ein großer Hauffe Francken stieß, überfiel damit den Nordgau Pannoniens... Sein Sohn THEODO der 2. ... vertrieb die noch übrige Römer«. Danach »haben die Völcker, welche unter... THEODO gefochten, sich die erstrittenen Länder eingetheilt und die Wandalen (oder Wenden) wiederum ihre alten Wohnungen als Steyr, Kärndten und Crain samt Croatien, Dalmatien, Sclavonien und andere Windischen Landen wiewol unter Bayerischem Gehorsam... eingenommen.« »... Sonst müssen die Wandali noch ums Jahr Christi 737 ungefähr in Pannonien entweder gewohnt, oder aufs wenigste oft gestreift haben...«

In Kap. 12, »Von den Schwaben und Wenden oder Winden«, schreibt VALVASOR, die Einwohner Krains seien die Wenden (oder Slaven), »welche zwar am Namen aber nicht dem Wesen nach unterschieden sind; angemerckt diejenige, so man Wenden vorhin geheisen, lange Zeit hernach Slaven genannt, worden... sintemal Wandaler und Wenden einerley Volck, aber zu zweyerley Zeiten in Crain angelangt seynd... Unsere Meinung betreffend vermuten wir, die Wenden haben ihren Namen sowohl als die Wandaler von dem Wort Vand [Wasser]... Man gesteht, daß die Wendisch- oder Windische Sprache mit der Teutschen nicht übereinstimme. Wanns aber auf die Frage ankommt, aus was für einem Lande oder Heimath die Wenden hervorgegangen, so müssen sie unzweifelhaft den Teutschen beygerechnet werden... Daß die Wenden nach dem Ausgange der Wandaler sollten in derselben Stelle und verlassene Wohn-Plätze nemlich in das alte Wandalien eingesetzt haben, ist ein Vorwand, so auf bloßer Vermutung beruhet und aus keinem alten Scribenten versichert werden mag, als welche, wie gesagt, die Wandalen und Wenden für einerley Volck erkennt haben... Nachdem die Wandaler weggezogen, ist dennoch gleichwol das Land mit anderen Wandalern oder Wenden noch zur Genuze besetzt verblieben und die große überflüssige Menge dess Volcks eine Mit-Ursach gewest, daß die Wandaler sich nach fernen Ländern umgesehen...

Es mögen dann nun endlich die Wenden zu der Sclavonischen Sprache gelang seyn, wie sie wollen... oder auch vielleicht nicht aus Sarmatischem, sondern Teutschen Stamm anfänglich entsprossen, durch Gemeinschaft aber und Besuchung vieler, sonderlich Sarmatischer Völcker... der Sarmatischen Sprache theilhafft worden, welche hernach von ihnen als... die Sclavonische genannt worden. Und diese mittlere Meynung scheint die Vermutlichste zu seyn... Denn weil sie nach der Zeit durch viel Länder sich ausgetheilet und zerstreuet, hat man sie etlicher Orten, als in Polen, Liburnien und Russland oder Moscovien, Sarmaten geheißen, anderswo aber... nemlich in Croatien, Dalmatien und Slavonien, Illyrier und abermal anderer Enden, als in Steyer, Kärndten und Crain, Teutsche. Doch hat man sie endlich unter dem Namen der Slaven alle begriffen.«

In Kap. 13, »Von den Slaven oder Slavoniern«, heißt es: »Wann der Name Slavi am ersten den Wenden gegeben oder von ihnen selbsten angenommen, ist ungewiß... JORNANDES... sey der Erste, so der Sclaven geden-

cke... Denn in den ersten 4 seculis seynd sie anderst nicht bekandt... als mit dem Namen der Vandalorum, Vindilorum oder Venedorum, und, nicht Slavorum.«

Helmold von Bosau wird ausführlich zitiert: »Es seyen der Sclavonischen Völcker sehr viel...« Valvasor ist also der Urtext des Helmold noch geläufig, da er hier stets ›Sc‹ schreibt. »Wie dann der Nam Wenden noch heutigen Tags bekandt, und von den Schwedischen Königen in ihrem Titel geführt wird, hingegen der Slawen nirgends... Wie Welt-berühmt nun auch vor Alters der Name Sclav gewest, so verächtlich ist er nach der Zeit worden, nachdem diese Kriegerische Völcker... sonderlich der Römisch-Teutschen Keyser zum Gehorsam verdemütigt seynd... Wie gering und ungeachtet heutigen Tags der Nam Slav sey... ein leibeigener Knecht...

Die Strittigkeit, ob die Veneti, so man heut Friauler nennt, gleichen Ursprungs seyen mit den Venedis (oder Wenden und Winden),... wollen wir ungeregt lassen.«

In Kap. 14, »Von der Zeit, da Crain von den Sclaven erstlich bewohnet worden«, heißt es, daß die Vandalen 336 unter Kaiser Arcadius nach Krain oder (nach anderer Quelle) unter Kaiser Konstantin dem Grossen (306–337) nach Illyrien und bis zur Adria gekommen sind. Ihnen folgten die Goten und die Langobarden, nachdem sie nach Westen aufgebrochen waren. 548 kamen die Sclavenen von Osten über die Donau nach Krain. Nach Krantzius sind »die Sclavi erst unterm Keyser Mauritio durch Croatien und Dalmatien gemarschirt« (nach 551). 595 führen die Bayern Krieg gegen die benachbarten ›Sclaven‹. 622 kam der Franke Samo zu den »Sclaven, die sonst auch Winidi (Wenden) genannt werden..., den Wenden zu helfen« gegen die Awaren. »Von den Eylfften Einwohnern des Landes Crain, nemlich den Francken«, schreibt Valvasor in Kap. 16: 760 haben die Kärntner und Krainer sich auf den Rat der Herzöge von Bayern unter den Schutz der fränkischen Könige begeben, aber trotzdem ihre Herzöge behalten. 772 zwang sie Thassilo, ihm zu huldigen. 789 wurde von den Franken der Franke Ingo zum Herzog in Kärnten eingesetzt. Danach kamen adlige Franken, deren Familien noch zur Zeit von Valvasor in Krain leben, die in der Folge mit den Sclavoniern »zu einem Körper zusammen gewachsen«.

Ein weiterer Hinweis der früheren Zugehörigkeit der Bewohner des heutigen Sloweniens zu den Vandalen erhält man aus dem Namen des höchsten Berges der Julischen Alpen, dem Triglav. Ein Gott gleichen Namens mit drei Köpfen wurde auch bei den um Stettin wohnenden Vandalen verehrt (Valvasor, VII, S. 380) sowie auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg.

Von Valvasor erhalten wir die Kenntnis, daß auch die Alpenslawen, Kärntner und Krainer sowie die heutigen Einwohner Sloweniens zum Stamm der Vandalen gehörten. Sie kamen zuerst zur Zeit Konstantins des Grossen, zogen nur teilweise nach Westen ab, um dann als Sclavenen, Sclavi, Wenden, Winden mit dem ersten Herzog der Bayern wiederzukommen. Ausdrücklich wird darauf hingewiesen, daß die Vandalen und die Sclavi, also die Wenden, das gleiche Volk waren. Besonders wichtig ist, daß nach dem Abzug eines Teils der Vandalen nach Gallien ihre Wohnsitze nicht leer geworden waren, eine W. Steller unbekannt gebliebene Bestätigung seiner Ergebnisse.

Nur mit der sich vom Deutschen unterscheidenden Sprache der Sclavi = Wenden kommt er nicht zurecht und meint, sie müsse von den Sarmaten angenommen worden sein.

Der Chronist verwendet ›Slawen‹ synonym mit ›Sclavi‹, wobei ihm aber die Identität mit Wenden und Vandalen bewußt ist und das Fortlassen des ›c‹ eine Bequemlichkeit der Umgangssprache ist.

Von Interesse ist zudem G. W. von Raumers *Regesta Historiae Brandenburgensis* von 1836. Seine Auszüge aus Chroniken und Urkunden beginnen mit Einhard »Natio quaedam Sclavorum est in Germania« sowie Adam von Bremen und Helmold von Bosau »Slavania a Winulis incolitur qui olim dicti sunt Wandali, Heveldi vel Heruli«. Ihm ist also die Identität Sclavi = Slavi = Vandalen bewußt. Er verwendet in seinem eigenen lateinischen Text ›Sclavi‹, ›Sclaveni‹, ›Sclavini‹ und ›Slavi‹ anscheinend wahllos und ›Slavi‹ auch dann, wenn in den Quellen ›Sclavi‹ steht, und in seinem deutschen Text nur ›Slawen‹. Die Winuli, Winedi, Welatabi, Wilzi, Sorabi und weitere Stämme gehören den Sclavi an. Die Harlunger führt er auf Heruler zurück und nennt für sie den Harlunger Berg bei Brandenburg, den Harlungsberg bei Leisnig in Sachsen sowie Herilingisburch an der Donau.

Schließlich sei noch E. Fidicins *Berlinische Chronik* (1868) erwähnt. Aus ihr erfahren wir etwas vom Schicksal der christianisierten Wenden. 1298 »bekehrte man die Wenden nicht mehr wie einst Kaiser Karl mit dem Schwerte, sondern baute da, wo heidnische Götzentempel gestanden, christliche Kapellen und Kirchen und taufte mit den Wenden zugleich ihre Gottheiten, welchen man christliche Heiligennamen verlieh... Aber so rücksichtsvoll man damals auch gegen die alten Bewohner verfahren mochte, so waltete doch ein Umstand ob, der es nicht zuließ, ihnen die volle Theilnahme an den Rechten freier deutscher Gemeinden zu gestatten, nämlich ihre wendische Abkunft. Nur der Deutsche von Geburt konnte freies Eigentum erwerben, im Gericht als Schöffe oder Fürsprecher auftreten und in den Gemeindesprachen Sitz und Stimme... haben. Die mit geringeren Ländereien und eingeschränkten Besitzrechten begabten wendischen Ackerbauer und Fischer, welche man ›sitzen ließ‹, bildeten eine geringere Klasse der Ortsbewohner als Kathsassen (Kossäthen), Lassiten

und sonderten sich auch häufig wie die Fischer in Kietzen von der vollberechtigten Einwohnerschaft ab. . . Die ursprüngliche Feldmark Cölns führte den slawischen Namen Semlja und war, im Verhältnis zu den Feldmarken der umherliegenden Dörfer nur von geringem Umfang. Sie enthielt nach der bei der deutschen Erwerbung vorgenommenen Vermessung nur 44 kleine oder wendische Hufen (zu 12 Magdeburger Morgen). . . und trug vollkommen das Gepräge einer alten wendischen Feldmark an sich.« (1 Preußischer Morgen = 2553 m^2, 1 wendische Hufe = 3,06 ha).

Zusammenfassend ist festzustellen, daß über 800 Jahre lang bei unseren erstrangigen Chronisten bekannt war, daß Germanien bis an den Don reichte, bei PAULUS DIAKONUS, König ALFRED DEM GROSSEN, COSMAS VON PRAG, Albertus KRANTZIUS bis Sebastian MÜNSTER. Daß damit nicht das Reich der Ostgoten gemeint war, sondern die Ostvandalen, folgt aus der Einleitung von A. KRANTZIUS' *Vandalia oder Wendischer Geschicht Beschreibung*.

Die Abkehr von den Quellenkenntnissen – noch FRIEDRICH DER GROSSE wußte es richtig (s. Einleitung) – mit der Benutzung des Begriffes ›Slawen‹ in der Politik geschah kurz vor und um 1780, was hier nur mit zwei Namen, SCHLÖZER und HERDER, angedeutet sei.

Der Deutschrusse A. SCHLÖZER (1738–1809) führte als Professor für russische Geschichte in Petersburg das Wort ›Slawen‹ in die Literatur ein und wurde wegen seiner Verdienste um das Slawentum vom Zar geadelt. Die weitreichendste Wirkung aber hatte HERDERS Buch *Slawische Völker* von 1791, das ohne Kenntnis der Geschichte verfaßt wurde. Darin heißt es: »Wir kennen sie [die Slawen] meistens nur als mitgezogene helfende oder dienende Völker. Trotz ihrer Taten hie und da, waren sie nie ein unternehmendes Kriegs- und Abentheurervolk wie die Deutschen: vielmehr rückten sie diesen stille nach und besetzten leergelassene Plätze und Länder. . . und führeten nach ihrer Art ein fröhliches und musikalisches Leben. Sie waren mildtätig, Liebhaber der ländlichen Freyheit, aber unterwürfig und gehorsam, des Raubens und des Plünderns feind. Alles das half ihnen nicht gegen die Unterdrückung,. . . so haben sich mehrere Nationen, am meisten aber die vom deutschen Stamme an ihnen hart versündigt. . . so werdet auch ihr so tief versunkene, einst fleißige und glückliche Völker, endlich einmal. . . von euren Sklavenketten befreyt, eure schönen Gegenden vom adriatischen Meer bis zum karpathischen Gebirge, vom Don bis zur Mulda als Eigenthum nutzen. . .«

Auf dem ersten Panslawistischen Kongreß in Prag 1848 wurde dann die Forderung nach der Oder-Neiße-Grenze erhoben, die 1945 mit drei Millionen toten Deutschen verwirklicht wurde.

2.2.12.3 Die Sprache der Ostvandalen

Nach der herrschenden Meinung (R. TRAUTMANN, 1947) gehört die slawische Ursprache zu den ostindogermanischen Satemsprachen, zu denen das Indische, Iranische, Armenische, Illyrische (Albanische) und die baltischen Sprachen der Jatvinger, Prußen, Litauer und Letten zählen. Zu den baltischen Sprachen sollen Verwandtschaften bestehen, die nach Herauslösen der slawischen Sprachen aus dem größeren Verband der ostindogermanischen Sprachen entstanden seien, etwa im 2. Jahrtausend v. d. Ztw. Die Periode der urslawischen Einheit wird in die Zeit von 1000 v. d. Ztw. bis in das 1. Jahrhundert n. d. Ztw. gelegt. Das Gebiet der slawischen Ursprache müsse anfangs außerhalb des Vorkommens der Rotbuche gelegen haben, denn es gebe in allen slawischen Sprachen kein eigenes Wort dafür, sondern nur ein germanisches Lehnwort, während es für die östlichere Hainbuche ein allen slawischen Sprachen gemeinsames eigenes Wort gebe. Um den Beginn der Zeitrechnung soll die Südgrenze des slawisch besiedelten Raumes in den Karpaten gelegen haben, die Westgrenze soll die Weichsel gewesen sein. Da aber die Germanen nach Ende der Bronzezeit bis an die Weichsel kamen, entsteht die Frage, ob die Slawen zu dieser Zeit schon bis zur Oder gesessen haben oder ein drittes Volk (R. TRAUTMANN, 1947, S. 8). Von der Weichsel bis Smolensk seien die Balten die Nachbarn gewesen. Da die slawischen und die germanischen Sprachen nicht näher verwandt seien, seien Slawen und Germanen erst im 1. Jahrtausend v. d. Ztw. in Berührung gekommen. Seitdem seien viele Lehnwörter aus dem Germanischen aufgenommen worden. Aber schon mit den heute verbreiteten Anschauungen der Historiker stimmen TRAUTMANNS Ergebnisse nicht überein, wonach die ›Slawen‹ erst ab 500 n. d. Ztw., aus dem Osten kommend, in ihre heutigen Wohngebiete eingewandert seien und demnach erst dann mit Germanen (abgesehen von Ostgoten) in Berührung gekommen sein konnten. Die vorher übernommenen germanischen Lehnworte konnten demnach keine solchen sein, sondern sind den slawischen Sprachen eigen und zeigen damit die nahe Verwandtschaft der slawischen mit den germanischen Sprachen. Wenn die Trennung in die indogermanische Völkergruppen der Satem- und Centumsprachen bezüglich der slawischen Völker nicht nach dem Zahlwort 100 gemacht würde, sondern nach anderen Zahlwörtern, so wäre sofort die Ähnlichkeit des Altslawischen mit dem Altgermanischen aufgefallen.

2.2.12.3.1 Die Lingua Sclavinia der Quellen

Während es von den Goten Sprachdenkmäler wie die arianische Bibel des WULFILA gibt, sind von den Vandalen nur Personennamen und auch nur männliche bekannt (F. WREDE, 1866). Diese Namen, die auch von den Go-

ten und Westgermanen verwendet wurden, stammen von den Westvandalen, die 534 in Karthago untergingen.

Das in den Wohngebieten der Ostvandalen von diesen Gesprochene wird von den Chronisten als ›*Lingua Sclavinia*‹ bezeichnet. Kaiser OTTO DER GROSSE beherrschte drei Sprachen, die *Lingua Latina*, die *Lingua Theodisca* und die *Lingua Sclavinia*. Diese *Lingua Sclavinia* ist bei der Taufe und Unterwerfung von der *Lingua Theodisca* verdrängt worden, obwohl im *Sachsenspiegel* den Nachkommen der Sclavi im Deutschen Reich die Verwendung ihrer Sprache vor Gericht gestattet war: »Jeglicher Mann, den man beschuldigt, mag sich wohl weigern zu antworten, man beschuldige ihn denn in der Sprache, die ihm angeboren ist, wenn er kein Deutsch kann und das beweist.« Im Eherecht wurde jedoch nach der Abstammung entschieden. Auch dadurch blieben die Wenden noch lange Zeit in den Kietzen ›sitzen‹. Andererseits wurden sie bereits mit der Mission der Sclavi unter KARL DEM GROSSEN im Obermaingebiet völlig gleichberechtigt am inneren Landesausbau bei Neuanlage von Dörfern beteiligt. In Anhalt-Bernburg wurde die sorbische Sprache vor Gericht 1293 verboten. Markgraf FRIEDRICH II. verbot 1327 das Sorbische in Altenburg, Leipzig und Zwikkau, 1329 wurde das Sorbische im Pleißner Land verboten und in Meißen 1424 (F. BECKER, 1984). Im Jahre 1308 wurde die *Lingua Sclavinia* der Prußen im Deutschordensland durch Hochmeister SIEGFRIED VON FEUCHTWANGEN verboten. Nach Th. KANTZOW starb das Wendische 1404 auf Rügen und in Pommern aus, aber erst im 18. Jahrhundert im Hannoverschen Wendland (J. HERRMANN, 1985).

Aus den Quellentexten erfahren wir über die Sprache der Ostgermanen von EINHARD (*Annalen*, s. Kap. 2.2.12.2), daß »die Welataben, Soraben, Abodriten, Boemanen. . . so ziemlich in einerlei Sprache reden«, eine Sprache, die sich offenbar deutlich vom Althochdeutschen unterscheidet; aber in *Kaiser Karls Leben* heißt es in Kap. 15, daß sie zwischen Rhein und Weichsel »so ziemlich in einer Sprache reden« und an anderer Stelle, daß die Sprache der Sclavi »paene similes«, sehr ähnlich seiner eigenen, ist, von ADAM VON BREMEN (um 1070), daß die Vandalen, Böhmen und Polanen die gleiche Sprache sprachen. Bei A. SCHÖNBACH (*Bartholomeus Angelicus*, 1246) heißt es: »Nam Sclavi sunt Bohemi, Poloni, Matani et Vandali, Rutheni, Dalmata et Karinti, qui. . . in multis sunt simile quod ad linguam et quod ad mores« (Sclavi, Bohemi, Poloni, Matani, Vandali, Rutheni, Dalmata und Karinti sind sich in vielem ähnlich, z. B. in der Sprache und in den Rechtsbräuchen), und von MARSCHALK (gest. 1525) erfahren wir, daß sich die Sprache der Sclavi, Vandalen, Polen und Böhmen vom Deutschen unterscheidet. Für die Geistlichen der protestantischen Sorben wurden in Frankfurt/Oder 1556 Kurse in der sorbischen Sprache »exercitiones linguae Vandalicae« abgehalten (Quelle: Sorbisches Museum, Bautzen). KANTZOW berichtet, daß die wendische (vandalische) Sprache 1124 der polnischen sehr ähnlich sei. Auch VALVASOR (1689) berichtet, daß das Wendische = Windische nicht mit dem Deutschen übereinstimmt. Er vermutet, daß die Wenden die Sprache der Sarmaten angenommen hätten, da sie neben ihnen wohnten. Hier können nur die ostgermanischen Sarmaten gemeint gewesen sein. Bei STELLER (W. STELLER, 1975, S. 59) findet sich die Vermutung, daß die slawischen Sprachen von den Sarmaten asiatischer Herkunft stammen könnten. Ihm ist aber offenbar die Stelle PROKOPS, die die ostgermanische Zugehörigkeit dieser Sarmaten beweist, unbekannt geblieben. Die Feststellung PROKOPS, daß Goten, Vandalen und Gepiden die gleiche Sprache, das Gotische, sprechen, kann sich nur auf die Westvandalen beziehen. Die Ostvandalen sind bei ihm Sclavi.

Besonders Interessantes wird aus Böhmen berichtet, das zweisprachig ist. Die geistliche und adlige Führungsschicht sprach althochdeutsch (Bischofseinsetzung 873, s. COSMAS VON PRAG) und das Volk die *Lingua Sclavinia*. Das gleiche schreibt A. KRANTZIUS (gest. 1517). Diese Zweisprachigkeit entstand mit der Christianisierung des Herzogtums Böhmens und seiner Angliederung an das Deutsche Reich. Sie erlangte später zur Zeit der Hussiten und bis heute tragische geschichtliche Auswirkungen. Der deutsche König als Spitze der Rechtsinstitution des *Regnum theodiscum* verlieh *convices* die juristische Reichsunmittelbarkeit und entzog sie als Theutonici der Rechtsprechung des böhmischen Herzogs.

Damit wurden Einwohner Böhmens erster und zweiter Klasse geschaffen (s. Kap. 2.2.11.5). Bei der Christianisierung trugen die Adligen, die bis dahin die *Lingua Sclavinia* sprachen, ostgermanische Namen, die zum Teil mit westgermanischen übereinstimmten (s. auch H. WOLFRAM, 1979). Diese sprachliche Übereinstimmung von ostgermanischen mit westgermanischen Fürstennamen bei den Sclavi geht unter anderem auch aus der Chronik des HELMOLD VON BOSAU hervor, ohne daß sich Historiker bisher darüber gewundert hätten. Der Vorgeschichtler K. W. STRUVE, Schleswig, soll in einem Vortrag geäußert haben, es sei eigenartig, daß alle dortigen ›Slawen‹ germanische Namen getragen hätten (O. MEYER, 1987).

Im Daglinger Reich in Polen hat die Gründungsmannschaft wikingischer Abstammung sicher nordgermanisch gesprochen. Sie traf in Polen auf ostvandalische Stämme. Infolge der dauernden deutschen Verheiratungen der adligen Führungsschicht wird diese auch bald althochdeutsch gesprochen haben. In den Städten, die alle – auf teilweise bereits vorhandenen ostgermanischen Siedlungen – deutsche Gründungen mit meist Magdeburger Recht waren, wurde noch um 1500 nur deutsch gesprochen, auch in Krakau und am Hofe dort. Die Polonisierung setzte ein, nachdem das Bistum Gnesen im Jahre 1000 in ein Erzbistum umgewandelt worden und aus dem Deutschen Reich ausgeschieden war (s. bei E. WOLFF, 1977).

Im Spreewald hat ein Splitter der Vandalen mit eigener Sprache überlebt, da jener als Rückzugsgebiet militärisch nicht zu überwachen war. Die Spreewälder Sorben-Wenden, die sich anthropologisch nicht von den sie umgebenden Deutschen unterscheiden (W. Steller, 1975, S. 222), konnten bis heute manches Alte bewahren. So gibt es bei ihnen für die Mädchenkopfbedeckung der Tracht die Bezeichnung ›Borta‹. Die Siebenbürger Sachsen kennen ein gleiches Kleidungsstück, den Borten, als Teil ihrer Tracht, der bei der Einwanderung 1140 aus der alten Heimat Westfranken bis Flandern oder von den Gepiden mitgebracht worden sei. Die sorbische Tracht im Spreewald ist sonst die erhaltene deutsche Bürgertracht des 16. Jahrhunderts. Die weiße Trauertracht der Frauen – ein Beweis des ›Slawischen‹ – geht auf das Vorrecht der französischen Königin zurück, im Trauerfall weiß zu tragen, und wanderte dann nach Deutschland.* »Was die volkskundlichen Gegebenheiten betrifft, ergibt eine jedes Sachgebiet berücksichtigende Untersuchung, daß sich in der ›Wendei‹ kein Zug findet, der als kennzeichnend slawisch in Anspruch genommen werden kann.« (W. Steller, 1975, S. 167)

2.2.12.3.2 Die Lingua Sclavinia und die Hypothese der Zwangsübertragung der Glagoliza

In der Annahme, daß die heutigen slawischen Sprachen nicht von ostgermanischen hätten abstammen können, folgern Wolff und Steller, den Ostgermanen seien die von den Slawenaposteln Method und Kyrill entwickelten (erfundenen) slawischen Kirchensprachen aufgenötigt worden. Aber schon Diels stellte 1937 fest, daß die frühesten Aufzeichnungen des Kirchenslawischen (Glagoliza) erst 200 Jahre nach Method auftauchen.

Aus den Quellen geht hervor, daß Method und Kyrill in der Messe die *Lingua Sclavinia* verwendeten. Diese *Lingua Sclavinia* der Papstbriefe an Method ist aber sicher das Ostvandalische gewesen. Die Bedeutung von *Lingua Sclavinia* wird im gesamten Bereich der römisch-katholischen Kirchenhierarchie überall gleich gewesen sein. Besonders von Kantzow erfahren wir, daß das Wendische mit den ausgestorbenen und verbotenen ›slawischen‹ Sprachen identisch war und mit dem Polnischen weitgehend übereinstimmte. Es besteht also keine Notwendigkeit, die Zwangseinführung einer anderen Sprache, des Kirchenslawischen, anzunehmen. Es berichtet auch keine Quelle davon, mit einer Ausnahme, der *Nestorchronik*.

Obwohl die beweisenden Stellen aus Marschalk und Kantzow (s. Kap. 2.2.12.2) von Steller wörtlich zitiert werden (W. Steller, 1975, S. 54 f. u. 237 f.), kommt er nicht zu dem Schluß, daß die *Lingua Sclavinia*, das Ostvandalische, Wendische, mit den altslawischen Dialekten identisch ist.

* Bei den heidnischen Germanen wurde auf Trauerfeiern ebenfalls weiße Tracht getragen.

Aus den Quellen folgt, daß Method und Kyrill Schriftzeichen und ein Alphabet für die *Lingua Sclavinia* verwendeten, die sie von Hause aus kannten, denn sie stammten aus der Umgebung von Saloniki, bis wohin ein Stamm der Sclavi gekommen war (E. Dölger, 1952). Es geht jedoch nicht aus Quellen hervor, daß die beiden Slawenapostel eine neue Kunstsprache erfanden, die Glagoliza. Die beiden Apostel wurden auf Bitte von Rastizlaw (846–870), dem Herzog des Großmährischen Reiches, an Kaiser Michael III. von Byzanz von diesem 863 dorthin gesandt, um zu christianisieren und die Messe in der *Lingua Sclavinia* zu lesen und um in dieser Sprache zu lehren, da sich Rastizlaw dem Einfluß des Deutschen Reiches und seiner kirchlichen Mission entziehen wollte. Diese Mission geriet unter den Einfluß des Papstes, und Johann III. (872–882) schrieb an Method: »Wir haben gehört, daß Du das Volk auf einen Irrweg führst, und wir haben auch gehört, daß Du die Messe in barbarischer, das heißt in slavischer Sprache (in barbara, hoc est, in Sclavinia lingua) zelebrierst; wir haben Dir aber. . . verboten, den Meßgottesdienst in dieser Sprache abzuhalten, und Dir geboten, es in lateinischer oder griechischer Sprache zu tun.« (W. Steller, 1973, S. 84) Method wurde von den deutschen Bischöfen gefangengenommen. Gegen den Einspruch des Papstes dagegen richtete sich die *Conversio Bagoariorum*, ein Weißbuch zum Nachweis geleisteter Bekehrungsarbeit für den deutschen kirchlichen Anspruch auf die Gebiete des Großmährischen Reiches bis Pannonien.

Nach Valvasor hat sich jedoch in der Windischen Mark, in Kroatien, Dalmatien und in Krain die Verwendung der ›slavonischen‹ (= vandalischen = wendischen) Sprache im Gottesdienst bis in seine Zeit (1689) erhalten.

Die *Nestorchronik* (R. Trautmann, 1931) aus Kiew berichtet von der Geschichte des Warägerreiches. König Wladimir ließ sich 989 taufen und erhielt gleichzeitig die Tochter Anna des byzantinischen Kaisers zur Frau. Als Bedingung wurde offenbar die Einführung einer Kirchensprache gefordert. Welche das war, geht aus den Quellen nicht hervor. »Und er begann in den Städten Kirchen zu bauen und Priester einzusetzen und das Volk in allen Städten und Dörfern zur Taufe zu führen. Dann sandte er hin und ließ die Kinder der angesehenen Männer nehmen, um sie in der Schrift zu unterweisen: die Mütter aber dieser Kinder weinten um sie, denn sie waren noch nicht im Glauben befestigt, und sie beweinten sie wie Tote.« Da aus der damals eingeführten Sprache das heutige Russische entstand, wird es das Kirchenslawische gewesen sein, das sich vom Nordgermanischen der Waräger unterschieden haben muß.

Dieses Kirchenslawisch wurde ohne weiteres von der Bevölkerung des

tum auf dem Zobten weiterführten. Die Sprache der Westvandalen war nach Prokop (s. Kap. 2.2.12.2) das Gotische.

Von der Slawistik wird eine urslawische Spracheinheit gefordert, deren Ende die Auswanderungen aus einer Urheimat waren, die dann gesonderte sprachliche Entwicklungen ermöglichten. Dieses Ende der Ursprache ist historisch faßbar mit dem Erscheinen ›slawischer‹ Stämme auf dem Balkan, in Österreich und im Gebiet zwischen Weichsel und Elbe. Die urslawische Zeit wird philologisch von 400 v. d. Ztw. bis 400 n. d. Ztw. und die germanisch-slawische Nachbarschaft ab 500 v. d. Ztw. angesetzt (M. Vasmer, 1926). Ostgermanen waren die westlichen und Balten die nördlichen Nachbarn. Aus Sprachverwandtschaften wird vor dem Urslawischen eine baltisch-slawische sprachliche Einheit erschlossen.

Es wurde aber erwiesen, daß es vor den ›slawischen‹ Gewässernamen eine ältere Schicht baltischer Namen gab. Ihr Gebiet kann etwa mit Warschau, Kiew, Moskau und Riga umgrenzt werden. Dieses Gebiet soll bis 500 v. d. Ztw. von Balten bewohnt gewesen sein. Alle Namen der großen Flüsse wie Eger, Oder, Weichsel, Dnjepr oder Don gehören in die indogermanisch-alteuropäische Sprache. Kein Name läßt sich mit ›slawischen‹ Sprachen verbinden (W. Struve, 1986). Das stimmt überein mit der Ethnogenese der Urslawen kaum vor dem 2. Jahrhundert v. d. Ztw. und der Entstehung des Urslawischen aus germanischer Wurzel (s. Kap. 2.2.7). Als slawische Urheimat wird aus sprachlichen Gründen (s. weiter unten) das Gebiet angesehen, das zwischen den Ostgrenzen der Verbreitungen von Weiß- und Rotbuche liegt (Abb. 102a), das zugleich das Gebiet der Verbreitung der Zarubintsy-Kultur im 2./ 1. Jahrhundert v. d. Ztw. ist. Andererseits gibt es ein verhältnismäßig kleines Gebiet mit rein ›slawischen‹ Gewässernamen am Nordosthang der Karpaten zwischen Zakopane in der Hohen Tatra bis zum Oberlauf des Dnjestr und der Bukowina, das sich jedoch nicht mit dem Gebiet der Zarubintsy-Kultur um den Pripjet deckt.

Da es in anderen slawischen Sprachen außer im Russischen keine finnischen Lehnworte gibt, kann die Berührung mit den Finnen erst nach der Auswanderung aus der Urheimat und nicht vor dem 5. bis 6. Jahrhundert geschehen sein.

Aus den Eigen- und Fremdwörtern für Pflanzen- und Ortsnamen lassen sich Herkunftsgebiete erschließen. In den ›slawischen‹ Sprachen finden sich eigene Wörter für Weißbuche, Eibe, Efeu, aber ein Fremdwort für Rotbuche (M. Vasmer, 1926). Die Ostgrenzen von Eibe, Efeu und Rotbuche sind ähnlich, die Ostgrenze der Weißbuche liegt östlich von der der Rotbuche, der Linie Königsberg–Odessa. Diese umschließt das Gebiet Pripjet/Dnjepr, das nach Ortsnamen (vor allem Flüssen) Hinweise auf die Urheimat der ›Slawen‹ gibt, da es in diesem Raum keine anderen Ortsnamen außer ›slawischen‹ gibt. Unter ›Urheimat‹ wird das Wohngebiet nach

Ausgliederung der slawischen Sprachen aus dem Ur-Indogermanischen verstanden. Es läßt sich jedoch genauso als das Gebiet beschreiben, in dem nach Trennung der Ost- von den Westvandalen ganz analog der Entwicklung der gotischen Sprache nach ihrer Trennung von der skandinavischen Heimat die Entwicklung der ›slawischen‹ Ursprache der Zarubintsy-Leute stattfand.

Diese Urheimat lag außerhalb der sich im Weichselgebiet südlich bewegenden germanischen Völker der Bastarnen, Skiren, Goten, Gepiden und Burgunden. Vor Beginn der Zeitrechnung bestanden kaum kulturelle und andere Verbindungen zum germanischen Westen (A. Stender-Petersen, 1927, S. 105), und zwar deshalb, weil die Ostvandalen sich nach Ankunft der Goten vom Weichselgebiet nach Osten wendeten.

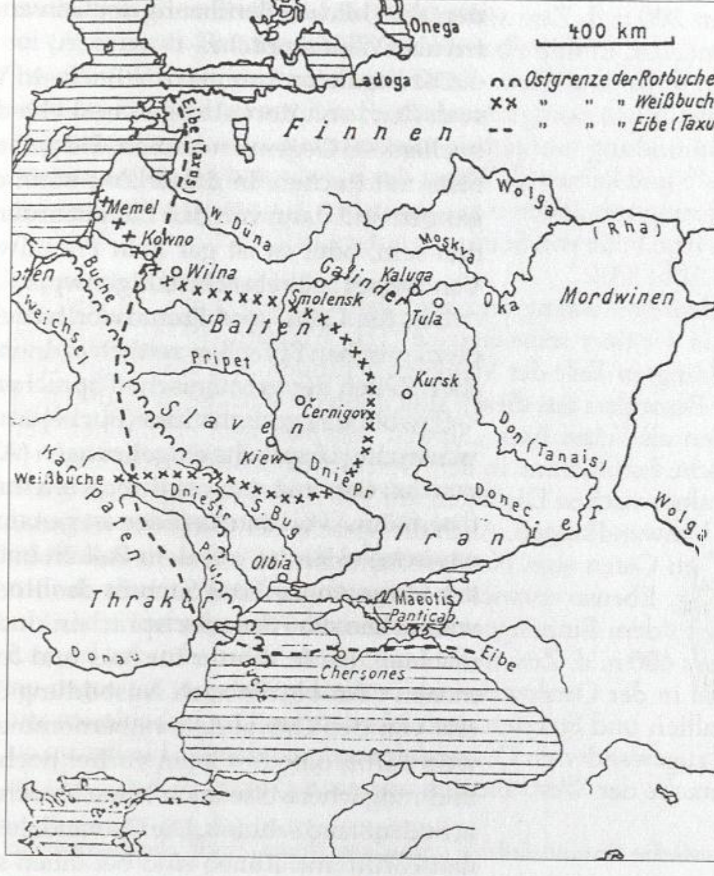


Abb. 102a: Die Ostgrenzen der Verbreitung von Rotbuche, Weißbuche und Eibe und das Gebiet der ›Urheimat der Slawen‹. Nach: M. Wasmer, 1926.

Die Rotbuche hat auf ihrer Wanderung nach Norden mit der Ein-Prozent-Pollengrenze um 1000 v. d. Ztw. Schleswig-Holstein erreicht, sie war aber Ende des Neolithikums bereits in Dänemark und in der Bronzezeit auch aus Jütland bekannt, wenn auch ihre Hauptverbreitung erst in die Eisenzeit fällt. Bereits in der Bronzezeit lag die Ostgrenze der Buchenverbreitung auf der Linie Königsberg–Odessa (E. Firbas, 1949).

Wenn die Berührung von Urslawen mit Urgermanen nach Trautmann (1947) nach 1000 v. d. Ztw. erfolgt sein soll, um die Fremdwörter aus dem Germanischen erklären zu können, müssen neben ur- auch altgermanische Fremdwörter nachweisbar sein. Das Fremdwort für Buche kann erst nach der Bekanntschaft mit dieser bei Überschreiten der Ostgrenze der Buchenverbreitung nach Westen übernommen worden sein, und damit nicht von den Ostgoten, da diese im Reich des Ermanarich östlich der Buchengrenze herrschten, sondern erst später von den Langobarden oder Gepiden. Zwischen der aus den Fremdwörtern von Trautmann gefolgerten ältesten Berührung von Germanen mit ›Slawen‹ nach 1000 v. d. Ztw. und

der tatsächlichen Berührung der Ostvandalen mit anderen Germanen klaffen also Widersprüche.

Die Vandalen kannten die Buche in Vendsyssel bereits, ehe sie um 200 v. d. Ztw. von dort abzogen und ehe die Ostvandalen um das Jahr 0 in buchenlose Gegenden kamen. Sie gelangten erst nach 500 wieder in Gebiete mit Buchen. In dieser Zeit könnte das Wort für Buche verlorengegangen und dann von den Langobarden und Gepiden übernommen worden sein, oder es ist gar kein Fremdwort, sondern ein aus der Heimat Vendsyssel mitgebrachtes Eigenwort.

Um die Lehn- und Fremdwortbeziehungen der ›slawischen‹ mit den germanischen Sprachen zeitlich ordnen zu können, ist zu klären, aus welchen Zeiten der germanischen Sprachentwicklung sie stammen.

Sowohl das gotische *boks* (Buche) als auch *boka* (Buchstabe) sind in die ›slawische‹ Ursprache eingedrungen (A. STENDER-PETERSEN, 1927), das heißt von den Ostvandalen vor ihrer Aufteilung in eine Fülle von Stämmen. Die Übernahme von den Gepiden ist genauso möglich, da diese in der skandinavischen Heimat, auf dem Balkan und weiter im Osten bis zum Eintritt der Ostgoten als Föderaten in das Römische Reich 488 deren Nachbarn waren, dieselbe Sprache sprachen und ihre Sprachumwandlungen mitmachten. Beide Wörter für *boks* und *boka* gehören zu der spät übernommenen Gruppe, die nach Ausbildung der gotischen Sprache des WULFILA erst von den Ostvandalen übernommen wurde. Das ist zugleich ein Beweis dafür, daß die Goten vorher noch keine Bezeichnung für Buchstabe und möglicherweise auch keine Runenschrift besaßen, sondern diese erst in Südrußland schufen. Die Ostvandalen übernahmen die Kenntnis der Runenschrift, und Runen sind bei ihnen später nach ihrer Ausbreitung verschiedentlich gefunden worden. Mit Übernahme des Begriffs ›*boks*‹ (Buche) wird der Beginn der Ausbreitung der Ostvandalen *post quem* datiert.

Die Untersuchung der germanischen Lehnwörter in den ›slawischen‹ Sprachen unter Berücksichtigung der Lautverschiebungen in beiden Sprachgruppen (A. STENDER-PETERSEN, 1927) ergibt, daß eine ältere Gruppe von Fremdwörten, die vor der Ausbildung des Gotischen des WULFILA (gest. 383) übernommen wurden, Bedeutungen haben, die aus den Bereichen der kulturellen Grundentwicklung stammen, wie Bezeichnungen für Waffen, staatliche Organisation, Herrschaft, Werkzeuge, Hausbau, Siedlung, Gefäße, Nahrungsmittel, Zoll, Steuern, Heilmittel, Vermögen. Eine jüngere Fremdwortgruppe umfaßt unter anderem Bezeichnungen religiöser und kirchlicher Art sowie Tier- und Pflanzennamen aus den südlichen Gebieten. Diese Gruppe enthält Wörter, die vielfach aus dem Griechischen und Lateinischen durch gotische Sprachträger übermittelt wurden.

Falsch ist sicherlich jene Argumentation, die besonders für Lehnwörter der ersten Gruppe gilt, nämlich, daß es sich nur um Fremdwörter handle,

da die germanische Kultur der ›slawischen‹ in allen Bereichen dieser Wortbedeutungen überlegen gewesen sei (A. STENDER-PETERSEN, 1927; M. VASMER, 1926), denn die Ostvandalen besaßen Kenntnisse aus diesen Bereichen bereits lange vor ihrer Auswanderung aus Vendsyssel. Und nachdem sie bei ihrer Rückwanderung die von anderen Germanenstämmen geräumten Gebiete besetzt hatten, ist ein reiches archäologisches Material greifbar, das eine hochentwickelte Landwirtschaft, Metallurgie, Töpferei und anderes mehr bezeugt.

Diese Fremdwörter der ersten Gruppe können daher keine Fremdwörter sein, sie müssen aus der eigenen Sprachentwicklung der Ostvandalen stammen, sind also Zeugnisse für die Abstammung der ›slawischen‹ Sprachen von den germanischen und für die späte Ausgliederung des Ostvandalischen, die ganz in zeitlich-räumlicher Übereinstimmung mit der Entwicklung des Gotischen erfolgte. Die ›slawischen‹ Sprachen können daher keine Glieder der indogermanischen Satemgruppe sein. Daß ein centumsprachlicher Einfluß besteht, hat schon STENDER-PETERSEN (1927, S. 90) festgestellt. R. SCHRODT (1976) bemerkt, daß es nicht sicher ist, ob es germanische Lehnwörter in den baltischen und ›slawischen‹ Sprachen vor der Lautverschiebung, die vor der sprachlichen Trennung in Nord- und Südgermanen liegt, gegeben hat.

Und selbst wenn die bisherige Annahme der Zugehörigkeit der ›slawischen‹ Sprachen zur Satemgruppe der indogermanischen Sprachen, die eine Trennung der Träger der Sprachen der Satem- von denen der Centumgruppe spätestens zu Beginn der Bronzezeit voraussetzt, richtig wäre, müßten entsprechend der kulturellen Entwicklung der Indogermanen vor der Trennung spracheigene Wörter für Begriffe aus der kulturellen Grundentwicklung vorhanden gewesen sein.

Fremdwörter, die teils vor, teils nach der Ausbildung des Althochdeutschen in dieses übernommen wurden, sind viele Namen von Flüssen, wie Elbe, Oder, Weichsel, Havel, Spree, Saale, Elster, Mulde, Zschopau, Flöha, Delve oder Delverau, Warnow sowie weitere in Schlesien. Mulde und Zschopau sind aus ostvandalischen Dialekten rückübernommen und beweisen eine Siedlungsunterbrechung für die deutsche Bevölkerung. Diese Namen sind germanischen Ursprungs (E. SCHWARZ, 1929).

Ein Hinweis auf die Anwesenheit von Siedlern, die Vandalen genannt wurden, ist zum Beispiel der Ortsname Wallrabs in Thüringen. Der Name ist für 908 als Walahrameswinidi ausgewiesen (H. REMPEL, 1966).

Die von russischen Forschern (s. Kap. 2.2.7) erkannte Ethnogenese der Träger der Zarubintsy-Kultur, welche die ›Urslawen‹ sind, aus Bastarnen und Vandalen, läßt nunmehr für die Entstehung des ›Urslawischen‹ keine andere Erklärung mehr zu als die aus den vandalischen Dialekten.

Neben Wörtern germanischer Herkunft sind in den ›slawischen‹ Spra-

chen zwei Schichten von finnougrischen Einflüssen festzustellen. Die erste Schicht findet sich bereits im ›Urslawischen‹. Die zweite äußert sich in westfinnischen Orts- und Flußnamen. Diese Sprachbeeinflussung findet ihre Erklärung sowohl in anthropologischen Ergebnissen (s. Kap. 4) als auch darin, daß sich die Ostvandalen aus dem Mündungsgebiet der Weichsel in einem großen Bogen nördlich und nordöstlich der Goten ausbreiteten.

2.2.12.3.4 Zur germanischen Abstammung der ›slawischen‹ Sprachen

Den nordgermanischen Ursprung der Sprache der Slowenen, die erst im vorletzten Jahrhundert ihre Schriftsprache entwickelten, hat F. Jeza (1967) dargelegt. Offenbar ist die Verwandtschaft des Slowenischen mit altem Nordgermanisch bei der Entwicklung der Schriftsprache systematisch unkenntlich gemacht worden.

Die deutsche Zusammenfassung von Jezas Forschungsergebnisse lautet wie folgt: »In dem Buche *Skandinavski izvor Slovencev* (Der skandinavische Ursprung der Slowenen) versucht der Autor auf Grund der Ergebnisse der eigenen etymologischen und volkskundlichen Forschungen und durch kritische Überprüfung der geschichtlichen Quellen, die viel zu oft tendenziös gedeutet wurden, zu beweisen, daß das slowenische Volk einen Rest der Vandalen, deren Urheimat in Skandinavien – in Mittelschweden und in Südostnorwegen – lag, darstelle. Das beweisen u. a. viele Tausende altnordische Wörter in der slowenischen Sprache, deren Endsilben aber meistens verstümmelt sind oder sich den sprachlichen Eigentümlichkeiten des osteuropäischen Sprachraumes angepaßt haben, so z. B. die Wörter *apa - opica* (Affe), *bunke - bunkati* (verdreschen), *butt - burniti* (stoßen), *drömme - dremati* (träumen), *gnata - gnati* (treiben, nörgeln), *grabba - grabiti* (zusammenraffen), *hira - hirati* (dahinsiechen), *köpa - kupiti* (kaufen), *skada - skoda* (Schaden), *torg - trg* (Markt), *tycka - tuhtati* (brüten); *udd - ud* (Glied), *vingaard - vinograd* (Weingarten) usw.

Die Wurzeln vieler slowenischer Wörter nordischen Ursprungs sind auch durch Metathese verändert, z. B. *soerr - res* (wahrhaft), *melk - mleko* (Milch), *berg - breg* (Berg), *valdari - vladar* (Herrscher), *mylnar - mlinar* (Müller) usw. Viele Wörter sind auch interessante Neubildungen oder Zusammensetzungen aus einfacheren nordischen Wörtern, womit neue Begriffe erschaffen wurden, wie zum Beispiel das slowenische Wort *mesto* (Stadt), das bestimmt nur eine Zusammensetzung der nordischen (schwedischen) Wörter *mass* (Messe, Markt) und *taag* (Tag) sei, oder auch das Wort *leto* (Jahr), das wahrscheinlich aus den schwedischen Ausdrücken *lätt aar* (leichtes Jahr) stammt. In der slowenischen Sprache heißt es heute noch ›*lahko noc*‹ (leichte Nacht!) anstatt gute Nacht.

Der Verfasser deutet den Volksnamen ›Slovenci‹ (Slowenen) aus dem altnordischen Ausdruck *sol-vende, Solvendsk*, was ›der Sonne zugewendet‹ bedeutet. Es bezieht sich wahrscheinlich auf die nordischen Handels- oder Plünderungsexpeditionen, die im Laufe der Jahrhunderte über die Ostsee fuhren, oder auf die Sonnenanbeter im Bronzezeitalter. Der Volksname ›Slowene‹ gab den Sprachwissenschaftlern schon viel zu schaffen. Seine Deutung ist aber in Wirklichkeit sehr einfach: aus *Solvend* bekommt man nach der (in der slowenischen Sprache) üblichen Metathese und nach dem noch öfteren Schwund des letzten Lautes ›Slowen‹. Der Ausdruck *Slav* hat aber damit nichts zu tun, denn er ist aus dem altnordischen Wort *sör-av* (*sör* - Süd, *av* - aus) entstanden. So nannten die alten Skandinavier wahrscheinlich alle Bewohner südlich der Ostsee, auch die deutschen Stämme (*sör-av, söl-av, söv-av, svav* und daraus lateinisch *suavi* oder *suevi* und deutsch Schwabe), während die Entstehung des Namens *Slav* allem Anschein nach so verlief: *sör-av, söl-av, slav*. Die Adjektive *svensk* (schwedisch) und *slovenski* (slowenisch) sind also gleichen Ursprunges, und in den slowenischen Dialekten, die in Kärnten gesprochen werden, sagt man heute noch *sovenji* oder *sovenski* anstatt *slovenski*.

Ausführlich schreibt der Autor auch über die skandinavisch-slowenische Urreligion, von der sich in Slowenien überraschend viel erhalten hat, so zum Beispiel viele Ausdrücke, die gehörnte Rindskopfmaske (›korant‹ - aus *Kor-aand*) und zahlreiche Kirchen auf den Berggipfeln, früher einmal wahrscheinlich Kultstätten, die dem Gott Kor gewidmet waren. Aus dem Wort *koranti* stammt sehr wahrscheinlich auch der Name ›Karantanien‹. Koranti hießen ehemalige slowenische Kämpfer in der Zeit der Besetzung des heutigen slowenischen Gebietes und Kärntens. Die so umstrittenen Namen *kosezi* (Edlinger) und *zupani* (Dorfälteste) stammen aus den altnordischen Verben *kostr* (wählen) und *sopa* (sammeln, versammeln). *Kosez* (aus *kosing*) war der Wähler, und *knez* (König, Fürst) war der Gewählte (aus *koning* der urtümlich *kosning*).

In Slowenien erhielten sich auch fast unverändert Hunderte oder Tausende von Beinamen aus der frühnordischen Zeit, die auch in den skaldischen Gedichten vorkommen, z. B. Bumar (Hómarr), Auda, Šorli (Sorli), Škerlak (Skerlag), Kveder (Kvaeda, Kvaedr) usw. Viele Beinamen enden auf die Silbe *šek* (*schek*), was nichts anderes als das altnordische Wort *skegg* (der Bauer, der Mann, der Freie) ist, so z. B. Skrbinšek, Turnšek, Kolšek, Videnšek, Gubenšek, Ugovšek usw. Die Endsilbe *šek* (*schek*) kann mit Hilfe der slowenischen Grammatik nicht erklärt werden.

In dem Buch werden auch viele andere Beweise für die skandinavische oder vandalische Abstammung der Slowenen angeführt, etwa aus der Mythologie, der Volkspoesie, dem Bauernleben, der Volkskunde, aus Kinderreimen usw.

Man rechnet jedoch damit, daß ungefähr 20000 bis 30000 Wörter, die nicht genug ›slawisch‹ klangen, von den Sprachwissenschaftlern der vergangenen Generationen, die dem Panslavismus huldigten, nicht in die slowenische Schriftsprache aufgenommen oder später wieder ausgeschieden wurden. Man ersetzte sie mit den Lehnwörtern aus anderen slavischen Sprachen, meistens aus der kroatischen und der russischen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der größte Teil der weggelassenen Wörter aus dem altnordischen Wortschatz stammt.«

Der nordgermanische Ursprung der ›Slawen‹ = Ostvandalen deutet sich auch in ihren Sagen an (H. Jänichen, 1938). Von den ersten Chronisten Polens und Böhmens wird eine gleichnamige Sagengestalt, Krak, genannt, von der die Fürstengeschlechter der Piasten und der Přemysliden abgeleitet werden. Die Söhne Kraks haben Beziehungen zu den Haddingjar der norwegischen Landschaft südlich von Oslo. Bei dem westvandalischen Königsgeschlecht der Hasdingen, die sich aus Ringerike im Nordwesten bei Oslo ableiten, dort in Südnorwegen und in der Sage auftreten, sind als Söhne Kraks zwei Brüder als Doppelkönige bezeugt. Der Name Krak ist auch bei den Westvandalen bekannt, als Cruco bei den Fürsten der Obodriten und in der Stammesgeschichte der Přemysliden als Crocco und Krok.

Daß man praktisch alle von Chronisten überlieferten ›slawischen‹ Personennamen und viele Ortsnamen etymologisch – ohne zeitliche Rücksicht – althochdeutsch ›erklären‹ kann, zeigt ebenfalls die nahe Verwandtschaft der *Lingua Sclavinia*, der ›slawischen‹ Sprache der Ostvandalen, mit den nord- und westgermanischen.

Die nahe Verwandtschaft etwa des heutigen Tschechischen mit dem Deutschen, dem Althochdeutschen und dem Schwedischen zeigt eine außerordentliche Fülle gemeinsamer Wortstämme dieser Sprachen aus Worten des Grundwortschatzes von Verben und Substantiven, die also sehr alt sein müssen und keinesfalls erst bei der Einwanderung nach Böhmen übernommen worden sein können, unter anderem von Tier- und Pflanzennamen, von Substantiven kulturellen Inhaltes bis zu solchen höherer kultureller Entfaltung.

Auch in Personennamen von Ostvandalen äußert sich eine nahe Verwandtschaft zu Nord- und Westgermanen, die keineswegs mit einer frühen Trennung der die Satem- von denen der die Centumsprache sprechenden Indogermanen in Einklang zu bringen ist. Hinzuweisen ist hier auf die vielen von Chronisten überlieferten Fürstennamen, aus denen ihre Verwandtschaft zu germanischen Fürstengeschlechtern spricht, aber auch ohne eine solche Verwandtschaft sind viele Namen identisch mit solchen der Nord- und Westgermanen. Im Stiftsbrief von Tassilo III. von 777 für Kremsmünster heißt es: »Ich übergebe auch die Dekanie [ursprünglich in

Zehnerschaften angesiedelte freie Wehrbauern], über die Sclavis... die Tulip und Sparunga heißen...«, und im *Placitum* von Puchenau von 827: »So fragte nun Graf Wilhelm... älteste Leute sowohl der Baiern als auch der Sclauaniis, wo sie die Grenze für richtig halten... Folgende Sclauanii waren anwesend: Altmar, Otperht, Uuolchuni, Azzo, Otuni, Cozperht, Adaluuart, Uro, Aliuuih, Cozolt, Alprih, Cotafrid, Eraicho, Tutti, Fritilo, Oaio, Sigiuolc, Karaheri, Adalker, Salacrim, Toto, Hrodperht, Drudolt, Aaron«. In der Stiftung König Arnulfs (888) für Kremsmünster steht: »... das sind die drei Königshuben, in der Grafschaft Arbos, die früher zwei Sclavi namens Wartman und Saxo innehatten.« (alle Stellen: O. Kronsteiner, 1978, S. 214) In Urkunden wurden diejenigen namentlich erwähnt, die dem sozialen Stande nach mindestens Freie waren. Die Wartman und Saxo der letzten Urkunde sind der Größe ihres Besitzes nach sicher Adlige gewesen.

Hier sei auch auf die Ortsnamen hingewiesen, die in den Leubuser Urkunden von 1175 aus der Zeit vor Beginn der Ostsiedlung überliefert sind (vgl. Kap. 2.3.2.4), deren Zuordnung zu Burgunden, Westvandalen oder zu Ostvandalen noch offen ist (W. Steller, 1973, S. 208 f.).

Eine kritische Untersuchung mit der Gegenüberstellung der Sprachentwicklungen in den nordgermanischen, west- und südgermanischen und ›slawischen‹ Sprachen sollte ergeben können, wann sich die ›slawischen‹ Sprachen im allgemeinen und das Tschechische im besonderen von gemeinsamen Vorfahren abgespaltet haben.

In der Slawistik und darüber hinaus, vor allem aber in Polen zum Nachweis angeblich ehemals polnischer Gebiete, werden Ortsnamenendungen wie -in, -im, -om, -ow, -itz, -nitz, -witz slawisch gedeutet, die jedoch auf sprachlich unterschiedliche Schreibweisen, germanische Wortstämme wie *aha* (Wasser), *wik* (Bucht) zurückgehen (W. Steller, 1973).

Zusammenfassung: ostgermanische Stämme urslawischer Abkunft

Der große Raum Osteuropas östlich und südöstlich des Siedlungsgebietes des deutschen Volkes wird heute größtenteils von den slawischen Völkern bewohnt. Die Untersuchung der Vor- und Frühgeschichte dieses Raumes und der Ethnogenese der slawischen Völker mit allen Methoden: der Chronistik, Linguistik, den archäologischen Zweigwissenschaften und der Anthropologie, ergab, daß die heutigen slawischen Völker bis zur Jahrtausendwende und noch danach Germanen waren und sich als solche verstanden. Die dann folgenden Vorgänge, die zur Ausbildung von ethnischen und größeren sprachlichen Unterschieden zu den west- und nordgermanischen Völkern oder ethnischen Unterschieden wie zwischen dalmatinischen Kroaten und Weißrussen führten, werden hier nicht untersucht.

Nach dem Diktat des Panslawismus über die Vor- und Frühgeschichte der heutigen Slawen hat in den letzten Jahrzehnten eine Objektivierung der betroffenen Wissenschaften in den slawischen Staaten bedeutende Ergebnisse gezeitigt, die im wesentlichen zur Anerkennung von bereits vor mehr als siebzig Jahren in Deutschland gemachten Erkenntnissen führten und darüber hinaus außerordentlich interessante neue Ergebnisse erbrachte. Die Entwicklung ist heute in vollem Fluß.*

Im einzelnen führte die Anerkennung der Przeworsk-Kultur als den Vandalen und der Černjachov-Kultur als den Goten zugehörig und die Ermittlung der Ausbreitung und Wanderung beider Germanenstämme zu einem völlig neuen Ausgang der slawischen Ethnogenese. Der Schlüssel dazu ist die Zarubintsy-Kultur, die bereits vor dem 2. Jahrhundert v. d. Ztw. beginnt und deren Träger mit den Bastarnen und Vandalen in Verbindung gebracht werden. Sie war nach ihren archäologischen Hinterlassenschaften wohl eine kleine, aber sehr weit durch die Goten nach Osten abgedrängte Gruppe der Vandalen. Sie wird als dem Kreis der Nachfolgekulturen der germanischen Jastorf-Kultur zugehörig bezeichnet und verschmilzt um 200 v. d. Ztw. mit dem östlichen Teil des von Schlesien bis zum Bug reichenden Gebietes der Przeworsk-Kultur nach der Abdrängung ihrer Träger nach Osten durch die nach Süden drängenden Goten.

In der von der Linguistik geforderten Urheimat der Slawen, in welcher das Gebiet der Zarubintsy-Kultur liegt, entstand durch Sprachumwandlungen eine ›slawische Ursprache‹. Diese kann nicht der indogermanischen Satemgruppe zugerechnet werden. Noch von Einhard 1000 Jahre nach der Ethnogenese der ›Urslawen‹ wird die *Lingua sclavinia* als seiner Sprache sehr ähnlich bezeichnet. Die vielen angeblich germanischen Fremdwörter besonders für Begriffe von Grundsozialisationen sind keine Fremdwörter, sondern wurden bei der Ethnogenese der ›Urslawen‹ und der Sprachumwandlung zur gleichen Zeit aus dem Germanischen mitgebracht.

Ähnlich wie die vor der Ausbreitung und Individualisierung der ›slawischen‹ Stämme vollendete Sprachumwandlung ergaben anthropologische Untersuchungen slawischer und deutscher Wissenschaftler sowie hier zum ersten Mal veröffentlichte Ergebnisse, daß es keine anthropologischen Unterschiede zwischen West-, Ost- und Südslawen bis zum Beginn der Ausbreitung gab, daß keine Unterschiede zu West- und Nordgermanen bestanden und daß Unterschiede erst durch Assimilation von Vorbevölkerungen entstanden. Die dann später entstandenen anthropologischen Unterschiede bleiben hier außer Betracht.

* Mit der zentralen Erkenntnis Shchukins (wörtliches Zitat in Kap. 2.2.7) ist W. Steller rehabilitiert, dessen erstes Buch von 1957 Besprechungen erhielt wie die seines ehemaligen Breslauer Kollegen Vasmer (M. Vasmer, 1962): »Die Wissenschaft braucht keine an die Nazizeit erinnernden Bücher wie dieses.«

Kurz vor der Ausbreitung der ›slawischen‹ Stämme aus der ›Urheimat‹ nach Ende des Hunnen-Reiches beginnt ihre Eigenständigkeit mit der Kiewer Kultur im Bereich der gotischen Černjachov-Kultur in Erscheinung zu treten. Hier setzt die Chronistik ein. Von Jordanes und Prokop werden die Träger der Kiewer Kultur ›Veneder‹ und ›Sklavenen‹ genannt und im gesamten Bereich der lateinisch schreibenden Chronisten dann ›Sclavi‹.

Vom sagenhaften Stammvater Antezirto der Sclavi, Vandali, Winidi, der am Don wohnte, berichten so gewichtige Chronisten wie N. Marschalk (gest. 1525) und S. Münster (gest. 1588). Davon, daß die Wohngebiete der Germanen bis zum Don reichten, berichten Paulus Diaconus (gest. 799), Alfred der Grosse (gest. 870), Cosmas von Prag (gest. 1125), Sebastian Münster (gest. 1588) und Albertus Krantzius (gest.1517). Letzterer schrieb: ». . . dieses alles wird gross Teutschland geheissen«. Die Identität der Sclavi der lateinischen Chronisten seit Jordanes mit Vandalen wurde am kürzesten und treffendsten von A. Krantzius ausgedrückt: »Sclavi sunt Vandali. [Die Sclaven sind Wandalen.]«

Noch nach dem Ende des Mittelalters war es deutschen Chronisten bekannt, daß die Westvandalen mit den Ostvandalen ursprünglich einen Volksstamm gebildet hatten.

In der östlichen Abgeschiedenheit empfingen diese die Nachricht von ihres Volkes Heldentaten unter Geiserich in Nordafrika. Noch beim großen Wendenaufstand im Jahre 983, rund 550 Jahre nach Geiserich und 600 Jahre nach der Trennung von den Westvandalen, waren diese Ereignisse bei ihnen lebendig. Mit Teilen der Heruler, Warnen, Rugier, Ostgoten, mit Resten nicht abgezogener Elbgermanen und mit Wikingern gingen sie Stammesverbindungen ein, ähnlich wie dies während der Völkerwanderungszeit zwischen anderen Teilen von Germanenstämmen wiederholt geschah. Hierbei wurde für die neue Stammesverbindung meist der Name eines der ursprünglichen Stammesteile übernommen, einige Namen ostvandalischer Stämme sind daher auch direkt skandinavischer Herkunft, wie der des Stammesbundes der Liutizen.

Die Ostvandalen bauten auf ihrem langen Weg durch die Weiten Osteuropas die als typisch ›slawisch‹ angesehenen Grubenhütten, so auch die ersten Rückkehrer in kleinen Familienverbänden aus dem Osten. Ähnliche Grubenhütten bauten auch andere wandernde Germanenstämme. Doch davon, daß sich die Rückkehrer ihrer vor Beginn ihrer großen Wanderung geübten Bauweisen entsannen oder sie von abgezogenen oder in ihre Stämme eingegliederten Binnen- und Nordgermanen übernahmen, gibt es immer mehr Beispiele. Die den Ostvandalen zugeschriebene Erfindung des Blockbaues war bereits den Bandkeramikern bekannt. Die folgenden Wanderungswellen von Stämmen unter Fürsten kannten alle germanischen Bauweisen und bauten in der Oldenburg in Wagrien und in

den baulich sehr ähnlichen dänischen Königshallen von Lejre und von Gudme auf Fünen – abgesehen von der steinernen Königshalle der Westgoten in der jetzigen Kirche Santa Maria de Naranco bei Oviedo in Asturien und angelsächischen Bauten – die einzigen bisher bekannten germanischen Königshallen, ferner Bohlenwege, kilometerlange Brücken und die damals im germanischen Kulturkreis modernsten Befestigungen und Burgen. Eine Gruppe ostvandalischer Tempel stimmte in der Bauweise mit den heidnischen Vorgängern der nordischen Stabkirchen und diesen überein.

Mit der Anwendung exakter Methoden der Altersbestimmung, vor allem der Dendrochronologie, zeigt sich zunehmend, daß gegenüber den wenig zahlreichen ersten Einwanderern die zweite Welle erst viel später, als bisher angenommen, nämlich erst Ende des 7. bis zum 9. Jahrhundert, aus dem Osten zurückkam – zum Teil mehr als hundert Jahre nach Abzug der Elbgermanen, Sueben und Semnonen – und in ihrer damaligen zum Teil nichtfeudalen Verfassung Burgwälle anlegte, die nach der Zerstörung in der Zeit der ersten größeren Ausgriffe des Deutschen Reiches nach Osten unter HEINRICH I. wieder aufgebaut wurden. Dabei wurden nicht Blockbauten errichtet wie vorher, sondern die bei den West- und Nordgermanen üblichen Häuser vor allem in Pfostenbauweise. Das war die Folge davon, daß die Ostvandalen der zweiten Siedlungswelle bereits mit wikingischen oder mit Wikingern verwandten Fürsten kamen, die teilweise geschichtlich belegt sind. Zum Teil wurden die nach 900 in den deutschen Eroberungen zerstörten Burgwälle nicht durch tributleistende eigene Fürsten, sondern durch vom Reich eingesetzte Adlige wieder errichtet. Dadurch verkürzt sich die eigene Staatlichkeit der Ostvandalen zum Teil auf weniger als 100 Jahre. Damit beginnt die Wiederentdeckung und Wiederanerkennung der vor 1945 geleisteten deutschen Forschungsarbeit, »das heißt, sie [die Forschung] von Prämissen zu befreien, die seit längerem der Forschung [in der DDR] vorgegeben waren«. (J. HENNING u. K. U. HEUSSNER, 1992)

Bis in die Zeit ihrer Rückkehr nach Ostdeutschland bestanden keine ethnischen, anthropologisch nachweisbaren Unterschiede der Ostvandalen zu den Elbgermanen und anderen Germanen.

Nach ihrer Rückkehr traten sie mit einem hoch entwickelten Ackerbau in Erscheinung, der mit Mehrfelderwirtschaft und bis nach Byzanz exportierten Agrarüberschüssen fast zur gleichen Zeit begann wie die unter den Merowingern erfundene Dreifelderwirtschaft.

Sie eigneten sich auch bald die bei den West-, Süd- und Elbgermanen herrschenden religiösen Vorstellungen an, die sich in Reihengräberfriedhöfen äußerten. Sie hielten mit großer Zähigkeit an ihrem alten Glauben fest und übernahmen die Anlage von Reihengräbern oft erst dann, nachdem ihre Fürsten bereits zum Christentum übergetreten waren. In der

Verfertigung von Reliefplastiken und Vollplastiken waren sie den West- und Binnengermanen künstlerisch überlegen.

Die außerordentliche religiöse Intoleranz (›Taufe oder Tod‹) des Christentums führte während eines Zeitraumes von fast 600 Jahren zu ihrer Dezimierung durch zahlreiche Bekehrungs-und Vernichtungskriege wie den – freilich ergebnislosen – Wendenkreuzzug von 1147. Die Reste gingen in den ostdeutschen Neustämmen auf oder erlitten außerhalb des alten Deutschen Reiches ethnische Veränderungen mannigfacher Art, etwa durch Vermischung mit der Vorbevölkerung und den Hunnen und Awaren oder in Rußland mit Balten und Mongolen.

Ihre Fürstengeschlechter waren entweder Wikinger wie im Reich der Waräger, Daglinger und Přemysliden oder eigene Geschlechter, die schon sehr früh nordgermanische Verwandte hatten. Die Daglinger heirateten von DAGO-MISEKO I. an bis zum Aussterben der Linie und vom ersten schlesischen Herzog der Daglinger an ebenso wie ab 1000 auch die Přemysliden fast nur deutsche Fürstentöchter, so daß an ihren Höfen von da an deutsch gesprochen wurde. Die von ihnen gegründeten Reiche, Staaten und Fürstentümer wie Rußland, Polen, Böhmen oder Mecklenburg bestehen nach mancherlei Umwandlungen noch heute oder bestanden bis in das 20. Jahrhundert.

In Rußland wurde die nordgermanische Oberschicht bald assimiliert, in Polen und Böhmen wurde sie eingedeutscht, da sie fast nur deutsche Frauen hatte. In Polen wurde diese Oberschicht, die wie in Böhmen bald althochdeutsch sprach, im späten Mittelalter vor allem durch die Politik der katholischen Kirche polonisiert. In Böhmen entstand aus alter wikingischer Wurzel das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger und Habsburger.

Aus den vielfältigen ethnischen Veränderungen der Ostvandalen bei und nach ihren Wanderungen ergab sich die große Familie der heutigen slawischen Völker. Diese Veränderungen sind erst in großen Zügen überschaubar und wurden hier nur gestreift.

Ausgehend von ihren Sprachen begann sich mit der Entwicklung ihrer Schriftsprachen vor etwa zweihundert Jahren das Selbstverständnis der heutigen slawischen Völker zu entwickeln, gefolgt von der Entstehung des Panslawismus. Aus der Falschübersetzung des Begriffes ›Sclavi‹ der mittelalterlichen Quellen mit Slawen bezog der Panslawismus für seine Gebietsforderungen eine vermeintliche historische Begründung, die sowohl vom Imperialismus des Zarenreichs als auch von dem ihm folgenden Bolschewismus, dem 1916 wiedererstandenen polnischen Staat und der Tschechoslowakei aufgegriffen wurde und bis heute zur Rechtfertigung der Vertreibungen der Deutschen nach den Weltkriegen herangezogen wird.

Diese imperialistischen, für viele Völker Europas unheilvollen Bewegungen beruhen auf falschen historischen Grundlagen. Trostreich ist, daß sich nun die Möglichkeit zur segensreichen Auswirkung der Erkenntnis historischer Wahrheit bietet: der Erkenntnis von einer gemeinsamen Vorgeschichte und der engen Verwandtschaft vieler slawischer Völker mit dem deutschen Volk, einer Verwandtschaft, die zum Teil größer ist als die des deutschen Volkes mit südeuropäischen und romanischen Völkern.

Die von Wolff, Steller und anderen vertretene Ansicht ist falsch, die heutigen Sprachen der ›Slawen‹ müßten, da die ›Slawen‹ nach den Quellen Ostgermanen waren, aus der Zwangsübertragung des Kirchenslawischen (Glagoliza) herrühren, und Method habe das Kirchenslawische frei erfunden. In den Quellen findet sich mit Ausnahme für die Übertragung einer Kirchensprache im Warägerreich in Kiew 988 kein Beleg, wohl aber berichten die Quellen über das von Method geschaffene Alphabet als Grundlage der kyrillischen Schrift. In den Quellen ist nachweisbar, daß Method in der *Lingua Sclavinia* predigte und Gottesdienst hielt. Außerdem ist durch die Quellen die Identität von *Lingua Sclavinia*, Ostvandalisch, Wendisch und Altpolnisch erwiesen.

Die Annahme der Zugehörigkeit der ›slawischen‹ Sprachen zur indogermanischen Satemgruppe führt zu Widersprüchen. Die angebliche Fremdartigkeit der ›slawischen‹ gegenüber den germanischen Sprachen bedinge nach Trautmann den spätesten Zeitpunkt der beginnenden Berührung von ›Slawen‹ und Germanen nach 1000 v. d. Ztw. Alle Fremdwörter seien nach Stender-Petersen viel jünger und seien erst nach Ausgliederung des Gotischen und dem Beginn seiner Eigenentwicklung übernommen worden, also nach der Landung der Goten in der Weichselmündung um 200 v. d. Ztw. Alle Fremdwörter aus dieser ersten, älteren Gruppe Stender-Petersens umfassen Bedeutungen der Kulturentwicklung, die in allen Satemsprachen bereits viel früher, in der Zeit unmittelbar nach oder schon vor Ausgliederung der Satem- und Centumsprachen aus dem Ur-Indogermanischen erreicht war.

Mit der Identität der Sclavi, Slavi, Vandali, Vandalen, Wenden und Slawen und der Trennung der Ostvandalen von den Westvandalen nach der Landung der Goten in der Weichselmündung vollzog sich bei den Ostvandalen (mit den Trägern der Zarubintsy-Kultur) in der räumlichen Abtrennung in den Gebieten nordöstlich der Goten die Ausbildung der Sprache, mit der sie nach ihrer Rückwanderung durch die Quellen bezeugt sind, der *Lingua Sclavinia*. Eine ähnliche Entwicklung durchlief die Sprache der Ostgoten nach ihrer Trennung von Skandinavien und der Angeln in England. Die Ausbildung des ›Urslawischen‹ ist kausal mit der Ethnogenese der ›Urslawen‹, den Zarubintsy-Leuten aus Restbastarnen und Ostvandalen, im 2. Jahrhundert v. d. Ztw. verbunden (s. Kap. 2.2.7).

Daraus folgt, daß die germanischen Fremdwörter der älteren Gruppe Stender-Petersens in den ›slawischen‹ Sprachen keine Fremdwörter sind, sondern die germanische Abstammung der ostvandalischen *Lingua Sclavinia* bezeugen.

2.3 Die Wikinger in Osteuropa

›Wikinger‹ nennt man seefahrende Nordgermanen aus Dänemark, Norwegen und Schweden, die von etwa 800 bis nach 1000 durch ganz Europa und darüber hinaus zogen. Die Wikingerzüge begannen 793, als Schiffe an der Ostküste Englands auftauchten und mit dem Kloster Lindisfarne in Northumberland begonnen wurde, die Küstenländer zu plündern. Ab 799 erschienen sie auch vor der französischen Küste und überwinterten einmal auf einer Seineinsel. 845 segelten 600 Schiffe elbeaufwärts und zerstörten Hamburg. 844 wurde Spanien umsegelt und Nordafrika durch die Straße von Gibraltar erreicht, 860 wurde Rom mit Hilfe einer List eingenommen und geplündert, ab 874 wurde Island, ab 986 Grönland und ab 999 wurden einige Stellen in Nordamerika besiedelt.

Weite Seefahrten wurden den Wikingern möglich durch die Entwicklung hochseefester Boote. Diese besaßen einen Kiel, der in hochgezogene Vorder- und Hintersteven auslief und einen Mast und Segel tragen konnte. Außerdem konnten diese Schiffe durch Ruder bewegt werden. Das Gokstadschiff vom Bygdöy-Museum in Oslo hatte 16 Paar Ruderplätze, war 23,30 m lang, 5,25 m breit, besaß eine Tragfähigkeit von 32 Registertonnen und trug eine Besatzung von 70 bis 80 Mann.

Die Ursache der Wikingerzüge war vor allem Übervölkerung, teilweise auch Feindschaft gegen die gewaltsame Christianisierung. Die Raubfahrten nach England ab 793 können auch als Racheunternehmungen gesehen werden, nachdem die dem Blutbad von Verden entronnenen Sachsen nach Norden geflüchtet waren. Um die Zeit nach 500 wurden die Innentäler Südnorwegens, die mit Einsetzen der Klimaverschlechterung zu Beginn der älteren Eisenzeit verlassen worden waren, wieder besiedelt, und in Schweden wurden vorher gemiedene Moränenböden gerodet.

Im Jahre 834 begannen die Raubzüge nach Europa südlich der Nordsee mit der Zerstörung von Dovestrad und mit der Befahrung der französischen Flüsse. 843 überwinterten sie zum ersten Male auf einer Seineinsel. 845 wurden Hamburg und Paris geplündert, 856 und 857 wieder Paris, 862 Köln, 863 Xanten, 861 Aachen, Köln, Bonn, Mainz, Worms, Metz, 882 Trier, 885 bis 886 wurde Paris belagert. 891 schlug König Arnulf die Wikinger bei Louvain in Belgien, 911 wurde die Herrschaft in der Normandie durch den Wikinger Rollo gegründet. 930 wurden die Wikinger aus der Bretagne vertrieben. 1066 eroberte Wilhelm der Eroberer, Herzog der Normandie, nach der Schlacht von Hastings England.

Ihre weiten See- und Flußfahrten sind in Abb. 103 dargestellt. Für die Handelsfahrten auf osteuropäischen Flüssen mußten die Schiffe über einige Landbrücken getragen werden. Für diese Fahrten konnten deshalb nur leichte Schiffe ohne Segel, Mast und Kielschwein verwendet werden.

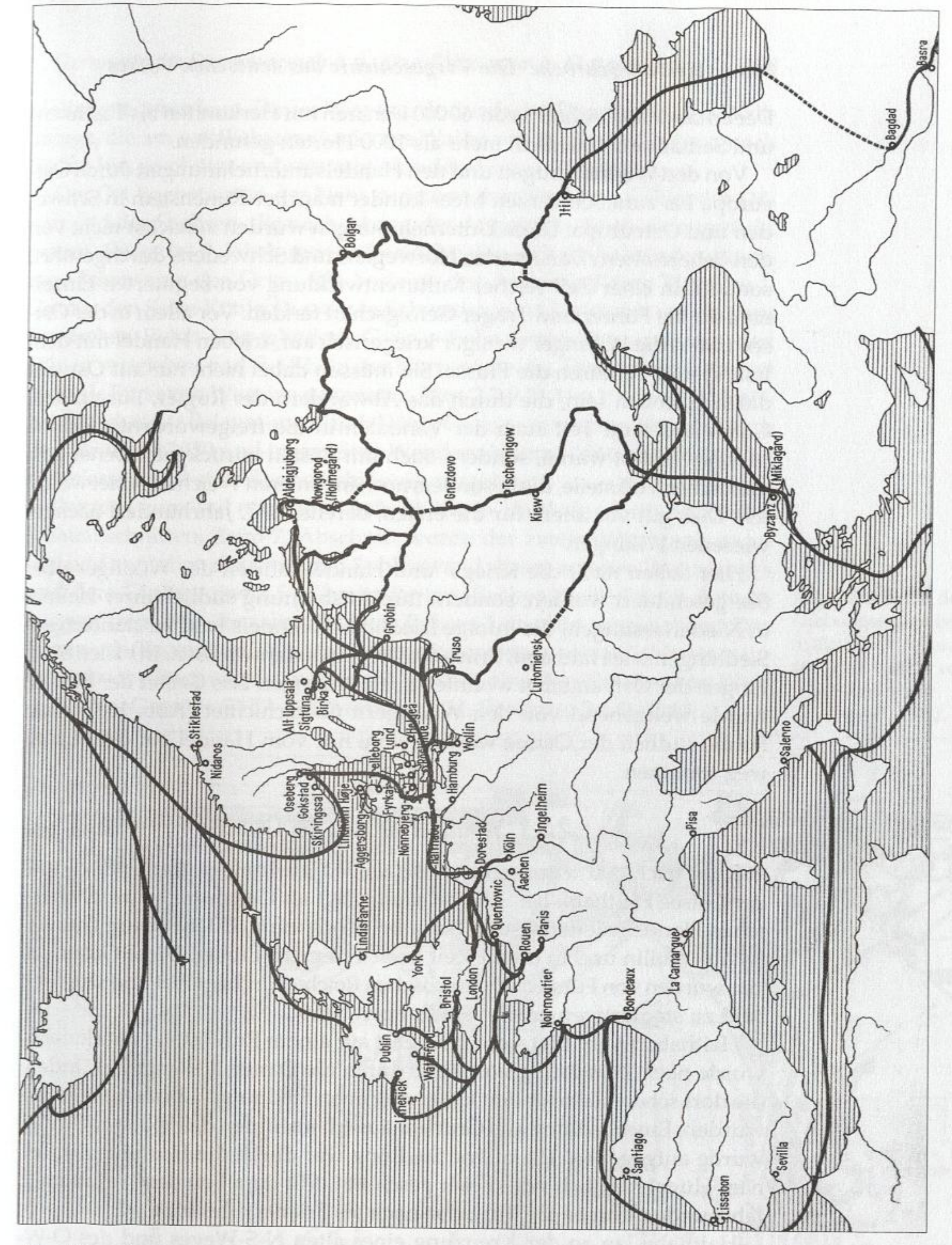


Abb. 103: Die von den Wikingern befahrenen Seerouten und Flüsse, Landbrücken zwischen Flüssen gestrichelt. Nach: J. Bronsted, *Die große Zeit der Wikinger*, Neumünster 1960.

Der erhandelte Reichtum von 60000 Denaren mit Herkünften bis Taschkent und Samarkand wurde in mehr als 1000 Horten gefunden.

Von den Wikingerzügen und den Handelsunternehmungen durch Osteuropa bis zum Schwarzen Meer kündet mancher Runenstein in Schweden und Osteuropa. Diese Unternehmungen wurden zunächst nicht von den Beherrschern Dänemarks, Norwegens und Schwedens durchgeführt, sondern in einer Zeit reicher Kulturentwicklung von begüterten Einzelnen, die als Führer und Träger Gefolgschaft fanden. Vor allem in der Ostsee traten die Wikinger weniger kriegerisch auf, trieben Handel mit dem Inland und befuhren die Flüsse. Sie müssen dabei nicht nur auf Ostvandalen gestoßen sein, die durch das Abwandern der Rugier, Burgunden, Goten und zum Teil auch der Vandalen in die freigewordenen Räume rückgewandert waren, sondern auch mit Resten zurückgebliebener germanischer Volksteile, die besonders noch im unteren Weichselgebiet wohnten. Dies gilt vor allem für die ersten, bereits im 7. Jahrhundert nachgewiesenen Wikinger.

Hier sollen nicht die Kriegs- und Handelsfahrten der Wikinger über See geschildert werden, sondern ihre Ausbreitung südlich ihrer Heimat in Niederlassungen, die infolge friedlichen Handels bald zu stadtartigen Siedlungen wie Haithabu, Truso und Wollin heranwuchsen. In vielen Siedlungen der Ostvandalen wohnten auch Wikinger. Das Gebiet der Prußen wurde weitgehend von den Wikingern überschichtet (Abb. 108). Viele Funde südlich der Ostsee werden wohl nur vom Handel auf dem Landweg stammen.

2.3.1 Wikinger südlich der Ostsee

Kurz nach 800 wurden als Handelsniederlassungen an der Südküste der Ostsee Haithabu bei Schleswig angelegt als Gegenstück zur schwedischen Handelsniederlassung Birka bei Stockholm, 850 Jomsburg (Jumneta) auf Wollin und in dieser Zeit auch Truso bei Elbing. Diese Gründungen wurden von Fürsten der nordischen Reiche durchgeführt und wuchsen bald zu stadtartigen großen Siedlungen heran.

Haithabu (Abb. 104) – der Name ist auf einem Runenstein überliefert – wurde nach Zerstörung von Reric durch die Dänen 808 angelegt, indem die dort schon bestehenden kleinen offenen Siedlungen zusammengefaßt wurden. Eine Siedlung aus Grubenhäusern im Süden des späteren Walles wurde aufgegeben. Die offene Siedlung war durch die Hochburg auf einem Hügel nördlich von dieser geschützt. Mit dem Bau des Walles im 9. Jahrhundert wurde die Burg nur noch als Friedhof genutzt.

Haithabu lag an der Kreuzung eines alten N-S-Weges und des O-W-Weges, der von dem aus der Nordsee über die Treene erreichbaren Hafen Hollingstedt her kam. Dieser Weg wurde durch das Danewerk, eine Wallanlage, die am westlichsten Punkt des Walles um Haithabu beginnt, nach Süden hin geschützt und war zugleich der ›Limes‹ Dänemarks.

Der Ort liegt etwa an der Naht zwischen dem Siedlungsgebiet der Dänen und der Sachsen, die nach Abzug der Angeln bis dorthin vorgerückt waren. Ende des 9. Jahrhunderts bemächtigten sich die Schweden für einige Jahrzehnte des Ortes. 934 besiegte der deutsche König Heinrich I. Gnupa, den Sohn König Olavs von Schweden, und Haithabu wurde dem Deutschen Reich eingegliedert. Gnupas Sohn Sigtrygg wurde von den Dänen vertrieben und fiel 943 in der Normandie ein. Dieser Sigtrygg wird auch als Fürst von Wagrien genannt (s. Kap. 2.2.9.2). Um 1000 wurde Haithabu nach einer Belagerung durch König Gabelbart wieder dänisch. Nach Zerstörungen 1050 und im zweiten Wendenaufstand 1066 wurde der Ort aufgelassen und statt dessen Schleswig ausgebaut.

Der jetzt zum Teil noch 12 m hohe Wall um Haithabu entstand in 8 bis 9 Bauabschnitten. Beim 7. Abschnitt wurde der zweite Wehrgang angelegt und zwischen der vorderen Bohlenwand dieses zweiten Wehrganges und dem Graben eine 2,5 m breite Berme (flacher Wall). Dieses Befestigungssystem war dem um die Burg Behren-Lübschin vergleichbar. Das Danewerk (Beginn vor 750) bestand streckenweise aus einer Feldsteinmauer, und vor dieser wurde an einem Abschnitt eine Ziegelmauer von Waldemar dem Grossen (1157–1182) errichtet (H. Reinerth, Bd. 3, 1940).

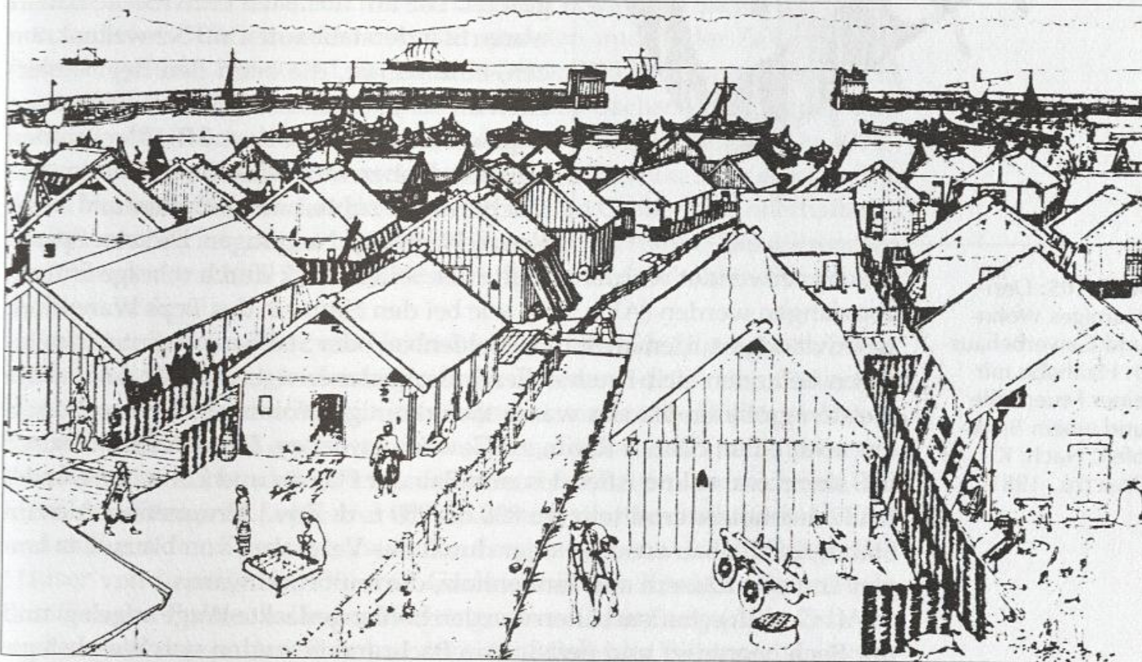


Abb. 104: Nach den Grabungsergebnissen maßstäblich rekonstruierte Ansicht von Haithabu. Nach: K. Schietzel, 1992.

Der Wall umschließt den Ort halbkreisförmig in einer Länge von 1,3 Kilometern. Im 10. Jahrhundert war die Innenfläche über ein Reihengräberfeld hinweg vollständig besiedelt. Bisher sind etwa 5 Prozent der Fläche ausgegraben worden, vor 1939 im Westen und Norden des Baches und nach 1945 im Süden von diesem, der den Ort in der Mitte durchfließt. Während im ältesten besiedelten Bereich, in der Nähe der Mündung des Baches und des Hafens, bis 7 x 17 m große Häuser vom 9. Jahrhundert an standen, waren die im Westen in Wallnähe im 10. Jahrhundert errichteten Gebäude Grubenhäuser und kaum größer als 4 x 5 m. Die Häuser wurden immer wieder auf den unverändert gebliebenen Grundstücken neu errichtet. Das zeigt, daß an diesen Eigentumsrechte bestanden. Es gelang bisher nicht, bestimmte Gewerbe bestimmten Häusern zuzuordnen. Großvieh wurde in Haithabu nicht gehalten, Schweine dagegen häufig. Hinter den Häusern gab es kleine Schuppen und Ställe von einer Größe bis zu 2,5 x 3 m. Die Häuser besaßen pfostenlose Flechtwerkswände, die durch Spaltbohlen gestützt wurden, und pfostenlose Wände aus nicht vernuteten und vernuteten Spaltbohlen (Stabbau), die teilweise auf Schwellenkränzen standen. Zum Wärmeschutz waren in den größeren Häusern dieser wohlhabenderen Besitzer öfter Außenwänden innen Bohlenwände vorgesetzt. Die am höchsten entwickelte Bauart waren Ständerstabbauten auf Schwellenkränzen, eine Bauart, die beim Bau der Stabkirchen im 12. Jahrhundert höchst vollkommen angewandt wurde (s. Kap. 3.2). Blockbauten wurden bisher nur selten angetroffen. Die Dachsparren ruhten auf Rähmen und besaßen recht geringe Neigungen. Da keine Spannbalken verwendet wurden, mußte der Seitendruck durch schräge Stützen abgefangen werden (Abb. 105), wie bei den Häusern des Typs Warendorf. Innenwände wurden im Ständerbohlenbau oder Stabbau hergestellt. Im Inneren befanden sich Feuerstellen verschiedener Art, auch Backöfen. Die meisten größeren Häuser waren zweiräumige Wohnstallhäuser oder hatten noch einen dritten Raum zu Gewerbezwecken. Dendrochronologisch ließ sich das absolute Alter des zum Bau der Häuser und Zäune verwendeten Eichenholzes ermitteln (zu 830 bis 950 n. d. Ztw.). Brunnen wurden im Ständerbohlenbau errichtet oder durch das Vergraben von bis zu 2 m langen Transportfässern aus Tannenholz, die importiert waren.

Abb. 105: Dreiräumiges Wohn- und Gewerbehaus in Haithabu mit einer Feuerstelle und einem Backofen. Nach: K. Schietzel, 1981.

Als Gemeinschaftsarbeiten wurden bohlengedeckte Wege angelegt und der Bach begradigt und gefaßt. Am Bachrand befanden sich Waschstege.

Im Gewerbe spielten die Kammacher und Schmiede eine Rolle, auch die Verarbeitung von Buntmetallen und die Feuervergoldung mit Quecksilber wurden geübt, es wurde Glas geschmolzen und zu Perlen verarbeitet. Wetzschiefer, Speckstein und Rengeweihe wurden aus dem Norden eingeführt. Handelsgut des Fernhandels waren Sklaven aus den Raubzügen der Wikinger, die nach Spanien und Nordafrika durch Franken weitergehandelt wurden, daneben Pelze, Wollstoffe, Seide und Luxusartikel. Die Geldprägung in Haithabu, Magdeburg und Regensburg und die Verbreitung dieser Münzen bei den Ostvandalen sind Zeugnisse des Handels. Soziale Unterschiede lassen sich an der Größe der Häuser erkennen. Die neben dem Reihengräberfriedhof abgesonderten Kammergräber mit reichen Beigaben innerhalb des Walles werden dem Adel gehört haben. Am Rande des Gräberfeldes vor dem Südtor wurde ein fürstliches Bootskammergrab mit drei Bestattungen gefunden, wobei das Boot aufrecht unter einem Hügel über der Grabkammer stand. Dem Gemeinwesen stand ein vom dänischen König eingesetzter Wikgraf vor. Auch mit dem genossenschaftlichen Zusammenschluß der Fernkaufleute wird gerechnet (H. Jankuhn, 1976; K. Schietzel, 1981).

Die Bewohner Haithabus vor 800 waren Sachsen. Nach Gründung der Kaufmannssiedlung 808 durch die Dänen siedelten sich diese an, aber auch Ostvandalen. Von da an bis zur schwedischen Besetzung wurden auf getrennten Friedhöfen jeweils etwa 1000 Sachsen und Dänen und 500 Ostvandalen bestattet, in der schwedischen Zeit etwa 1000 Sachsen und Dänen und etwa 500 Schweden und Ostvandalen und in der Zeit nach der Besetzung durch Heinrich I. im Jahre 934 etwa 500 neu zugezogene Sachsen und Ostvandalen. Um 950 lebten etwa 350 Sachsen und Dänen und jeweils etwa 150 Schweden und Ostvandalen in Haithabu (H. Steuer, 1984). Ende des 10. Jahrhunderts war eine einheitliche Bevölkerung entstanden, deren Herkunft nicht mehr erkennbar ist. In dem Gräberfeld innerhalb des Walles wurden insgesamt bis zu 5000 Personen bestattet. Dazu kommen noch mindestens 1000 bis 2000 Bestattungen auf den beiden Friedhöfen vor dem Südtor.

Etwa zur Zeit der Blüte von Haithabu festigte sich das Königreich Dänemark, und ungefähr gleichzeitig mit der Residenz des ersten dänischen Königsgeschlechtes der Skjöldinge in Lejre entstanden die Wikinger-Kasernen von Trelleborg, Aggersberg, Nonneberg, Fyrkat und auf Sylt, die sich durch präzise Konstruktion der Anlagen und der Bauten auszeichnen. Das Haus des Königs in Lejre und die Kasernen sind bautechnisch ähnlich und sind aus dem Typ der bäuerlichen Langhäuser entwickelt. Die großen Häuser von Lejre (Abb. 130) und Gudme mit den Königshallen ähneln dem Bau der Fürstenhalle der Wagringer von Oldenburg (Abb. 261). Sie sind, abgesehen von dem Steinbau der Königshalle der Westgoten in Nord-

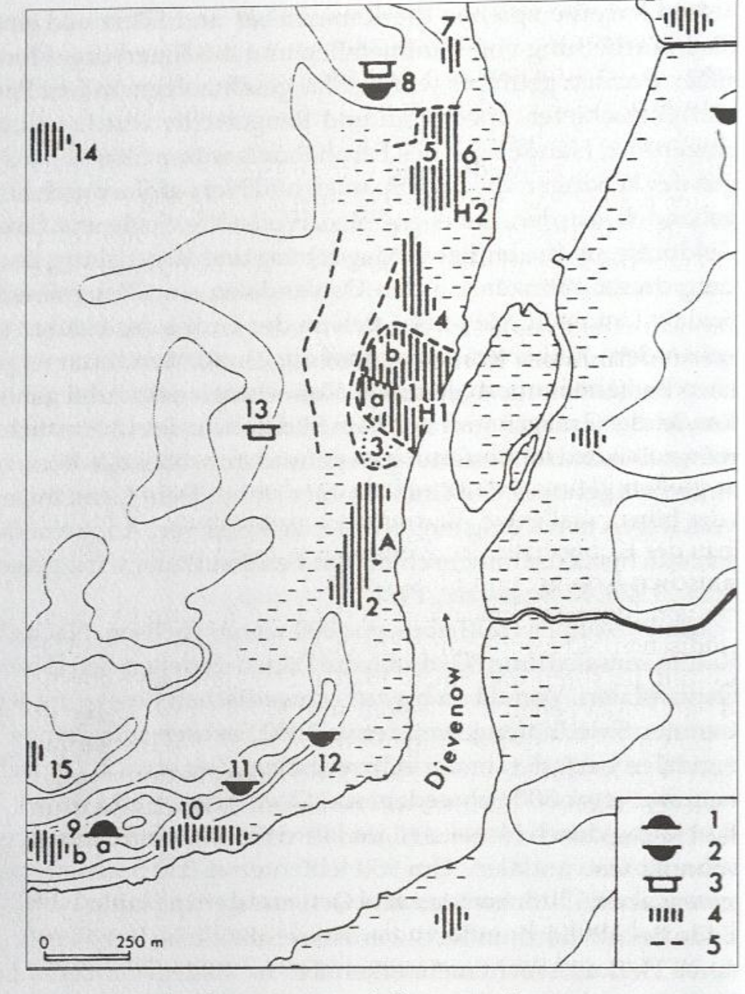


Abb. 106: Das Gebiet der Stadt Jumneta auf Wollin an der Dievenow in der Odermündung. Nach: W. Filipowiak, 1988.

Zeichen:
1 Grabhügel
2 Brandgräber
3 Körpergräber
4 Siedlungen
5 Befestigungen

Zahlen und Buchstaben auf der Karte:
H1 Hafen der Stadt
H2 Hafen am Silberberg
A Anlegestelle im südlichen Stadtteil
1 Stadtzentrum mit der ältesten Siedlung, Befestigung und Hafen
2 Fischervorstadt
3 heidnischer Tempel
4 Gartenvorstadt
5 Markt des 12. Jahrhunderts
6 Handwerkersiedlung des 12. Jahrhunderts
7 Siedlung
8 Gräberfeld Mühlenberg
9a Siedlung
9b Grabhügelfeld und Leuchtturm am Galgenberg
10 Siedlung
11–12 Brandgräberfelder
13 Körpergrabfeld des 12. Jahrhunderts
14–15 Siedlungen

spanien, die außer den englischen einzigen bekannten Bauten von germanischen Königs- und Fürstenhallen.

Die älteste chronistische Nachricht von Jumneta (Jomsburg) an der Dievenow im Oderdelta stammt aus dem Reisebericht des jüdischen Sklavenhändlers Ibrahim ibn Jaqub von 973. Er kennt den Ort schon als große Stadt mit zwölf Toren und einem Hafen. Die Geschichte Jumnetas – so wird der Ort von Helmold von Bosau genannt – beginnt um 900. Damals legten die Dänen auf dem Silberberg nördlich des Ortes und gleichzeitig mit dem Ort eine Wikingerburg an, deren Wall ähnlich wie bei Burgen der Ostvandalen eine Holz-Erde-Konstruktion war. Die Burg wurde mehrmals zerstört und wieder errichtet. Jumneta war bereits im 9. Jahrhundert das Zentrum eines Stammes der Ostvandalen, der Usedom und das benachbarte Festland mit einer dichten Besiedlung von 600 Wohnplätzen bewohnte.

Dieses versunkene Vineta der Sage war alten Chronisten noch bekannt, und ein pommerscher Chronist besuchte es im 16. Jahrhundert (G. Gaebel 1908). Er fand im flachen Wasser Grundsteine von Häusern, berichtete von gepflasterten Straßen und bildete aus einer älteren Chronik den Grundriß eines Teils einer regelmäßigen Siedlungsanlage ab.

Der Ort zog sich zwischen dem Galgenberg im Süden, auf dem ein Leuchtfeuer stand, und dem Silberberg 3 Kilometer an der Dievenow entlang und hatte Anlegeplätze für rund 300 Schiffe (Abb. 106).

Im ersten Bauabschnitt wurden Bauten aus hochkant gestellten Bohlen (bei Wilde ›Rahmenbau‹ genannt) sowie Stabbauten, im zweiten Bauabschnitt bis 6,5 x 15 m große Pfostenbauten mit Flechtwerkswänden errichtet. Wie in Haithabu standen Häuser, die erneuert wurden, in unveränderten Grundstücken. Zum Teil waren die Häuser an bohlenbelegten

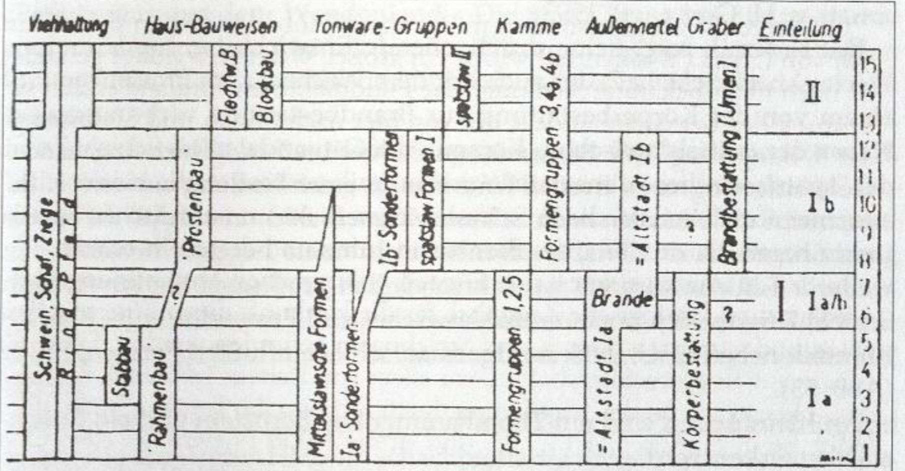


Abb. 107: Die Grabungsergebnisse von Jumneta auf Wollin. 1–5: 10. Jh., 6–12: 11. Jh., 12–15: 12. Jh. Nach: K. Wilde, 1940.

Gassen dicht aufgereiht. Auch Vergrößerung von Häusern durch Zusammenlegung von Grundstücken kam vor. Damit werden auch hier veräußerbare Eigentumsrechte an den Grundstücken sichtbar.

Den Teilbereichen des großen Ortes konnten bestimmte wirtschaftliche Schwerpunkte zugeordnet werden. Im 9. Jahrhundert entstand auf dem Silberberg eine Handwerkersiedlung. Im 10. Jahrhundert wurde auch die südliche Vorstadt, in der Handwerker und Kaufleute wohnten, befestigt. Schließlich betrug die Fläche Jumnetas 20 Hektar, und die Zahl der Einwohner wird auf mehrere Tausende geschätzt. Über die Dievenow gab es eine Brücke, über die eine Straße führte. Um den Marktplatz auf dem Silberberg bestand vom 9. Jahrhundert an eine dichte Bebauung mit vielen Werkstätten und einer Schenke. Die Produktion des Handwerks war ähnlich der von Haithabu. Der Schiffsbau muß bedeutend gewesen sein. Für

den angesammelten Reichtum zeugen zahlreiche Silber- und Münzhorte in der nächsten Umgebung, einer von 11,5 kg Gewicht. Dieser wurde nach 950 an einem Weg vergraben (W. Filipowiak, 1988).

In Jumneta fand man zwei Tempel. Derjenige im Stadtzentrum wurde 965 errichtet (s. Kap. 3.2). In der Südvorstadt stand ein Heiligtum, das einen Pfosten mit eingeschlagener Lanze barg, wie Otto von Bamberg berichtete. Im Jahre 924 wurde das Ortszentrum und die südliche Vorstadt von 903 bis 924 mit einem palisadenbestückten Wall umgeben. Im 10. Jahrhundert war auch die nördliche Vorstadt befestigt. Die Hafenanlagen mit den Landestegen wurden bis Ende des 9. Jahrhunderts (dendrologische Daten) erbaut.

Die ausgedehnten Handelsverbindungen weit über die Ostsee hinaus werden durch Funde von Seidenstoffen aus Asien, Kaurimuscheln aus dem Roten Meer, arabischen Münzen und anderem mehr belegt (W. Filipowiak u. H. Gundlach, 1992).

Die Keramik zeigt keine durchgehende Entwicklung, sondern einen Wechsel nach Schicht 7, der auch mit dem Wechsel zum Pfostenbau und einem von der Körperbestattung zur Brandbestattung verbunden war. Neben der ›mittelslawischen‹ Keramik der Ostvandalen bis Schicht 7 und der ›spätslawischen‹ danach ist eine Keramik verbreitet, die bis Schicht 7 aus jener abzuleiten ist, die im schwedischen Birka und auf den dänischen Inseln heimisch ist, die aber offenbar in Jumneta hergestellt wurde. Ein weiterer Teil der Keramik ist wahrscheinlich prußischer Herkunft. Nach Schicht 7 findet sich noch ›mittelslawische‹ und Fresendorfer (s. Abb. 79) Keramik neben einer stark nordgermanisch beeinflußten Formengruppe (Abb. 53).

An Kleinfunden sind ein Thorshammer aus Bernstein und ein Runenstab bemerkenswert.

In Jumneta lebten nebeneinander Wikinger und Ostvandalen mit germanischem Recht und Hausbau. Nach der Teilzerstörung 1043 änderte sich die Zusammensetzung der nordgermanischen Bevölkerung, und Brandbestattungen in Urnen wurden herrschend. Deutsche Chronisten berichten, daß auch Christen aus dem Deutschen Reich und aus Byzanz geduldet wurden, sofern sie keine Öffentlichkeitsarbeit für das Christentum trieben.

Die zeitliche Zuordnung der archäologischen Befunde ergibt, abgesehen von dem nicht faßbaren Datum der Gründung von Burg und Ort um 900, die Zerstörung der Burg auf dem Silberberg nach Schicht 7 und die Teilzerstörung der Stadt durch die Dänen 1043, da die Jomswikinger sich selbständig gemacht hatten. Dann gehörten Wollin und Jumneta zu Pommern. Nach der Christianisierung von Pommern im Jahre 1124 wurde der Ort der erste Bischofssitz in Pommern.

1173, 1177 und 1184 nach Schicht 12 wurde der Ort durch die Dänen, zuletzt vollständig, zerstört und nicht wiederaufgebaut. Danach erfolgte eine lockere dorfähnliche Besiedelung mit Ostvandalen, die Blockbauten errichteten. Nachdem 1181 Pommern reichsunmittelbares Herzogtum geworden war, wurde im 13. Jahrhundert die deutsche Stadt Wollin gegründet (K. Wilde, 1940).

In seiner Weltgeschichte des Orosius ließ der englische König Alfred der Grosse (871–899) den Bericht des Wulfstan über seine Fahrt nach der Wikingerstadt Truso einfügen, die mindestens seit 850 bestanden haben muß. »Wulfstan sagte, daß er von Haithabu abfuhr und daß er in Truso nach 7 Tagen und Nächten war. . . Und Wendenland war den ganzen Weg über bis zur Weichselmündung an unserer Steuerbordseite. Die Weichsel ist ein großer Strom und trennt Witland [das Land der Prußen] und Wendenland [Pommern]. Und jenes Witland gehört den Esten; und diese Weichsel fließt heraus aus dem Wendenland.« Die Stadt Truso bei Elbing wurde noch nicht gefunden. Aber ein großer Wikingerfriedhof, der vom Beginn des 8. Jahrhunderts bis Mitte des 10. Jahrhunderts benutzt wurde, ist dort bekannt.

Am Südwest-Rand des Siedlungsgebietes der Prußen bestand vom 9. bis 11. Jahrhundert bei Elbing die in der Weltchronik von Alfred dem Grossen (872–899) genannte Siedlung Truso. Funde von arabischen Silbermünzen, Dirhems, belegen einen weitreichenden Handel. Auch die Siedlung Wisikauten bei Cranz bei Königsberg war mit 500 wikingischen Grabhügeln ein wesentlich von Wikingern besiedelter Handelsplatz, der vom Ende des 8. bis zum 12. Jahrhundert bestand und vor allem dem Bernsteinhandel diente.

Reric wurde um 735 angelegt und um 760 n. d. Ztw. planmäßig mit zeilenartig angelegten Häusern schachbrettartig umgebaut, mit einem Kultplatz und einem Baumheiligtum. Auf dem Bestattungsplatz fanden sich regellos angelegte gestreckte Körpergräber, auch in Seitenlage, Urnengräber sowie ein Kastengrab, auch fünf seegängige skandinavische Boote. Diese Vielfalt deutet auf unterschiedliche Herkunft der Bewohner (A. Tummuscheit u. M. Gerds, 2007).

In Ostpreußen und besonders im Samland (Abb. 108) häufen sich Wikingerfunde. Zwei Kilometer südlich von Cranz (Wisikauten) wurde ein großer Wikingerfriedhof entdeckt, das Zeugnis für eine noch nicht bekannte Siedlung. Die Funddichte im Samland erklärt sich aus der großen Bedeutung des Bernsteinhandels, der von hier nach Süden und Südosten ging und in der Hand der Wikinger lag. Der Bernstein wurde hier im Fundgebiet eingehandelt und in Byzanz mit Gold aufgewogen. In Breslau fand man in einer Siedlung aus dem 1. Jahrhundert v. d. Ztw., also kurz, nachdem die Vandalen nach Schlesien gekommen waren, in drei unterirdi-

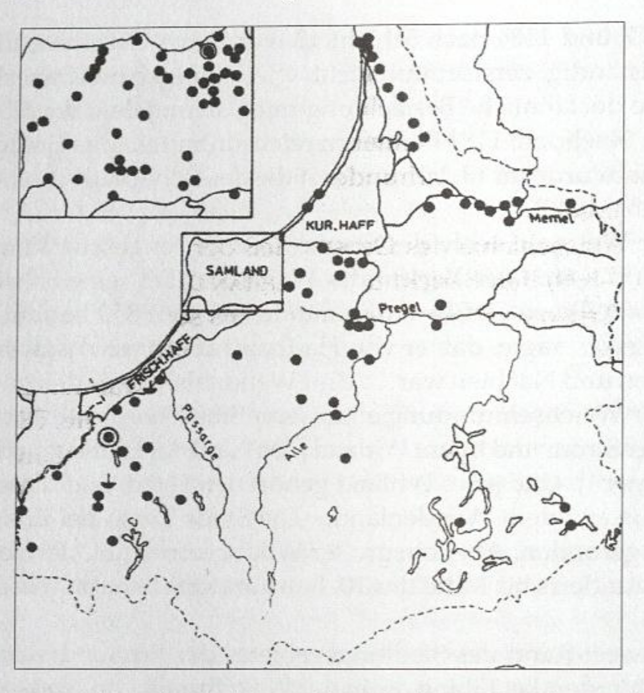


Abb. 108: Verbreitung wikingischer Gräberfelder und Funde in Ostpreußen. Nach: L. Kilian, *Zu Herkunft und Sprache der Prußen*, Bonn 1980.

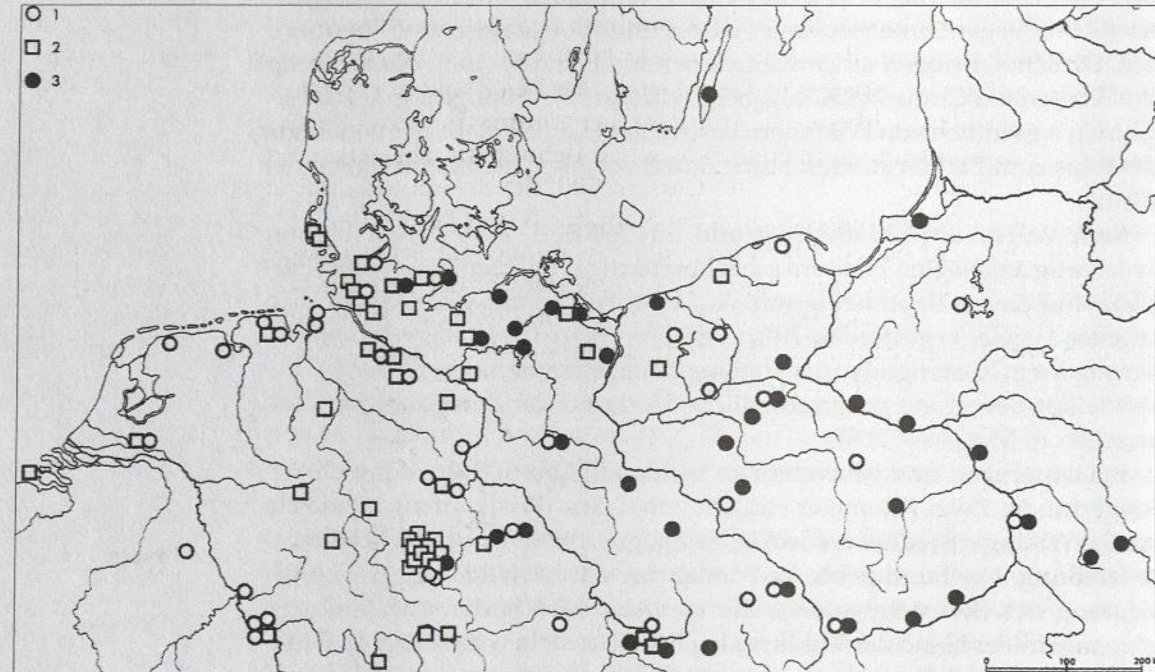


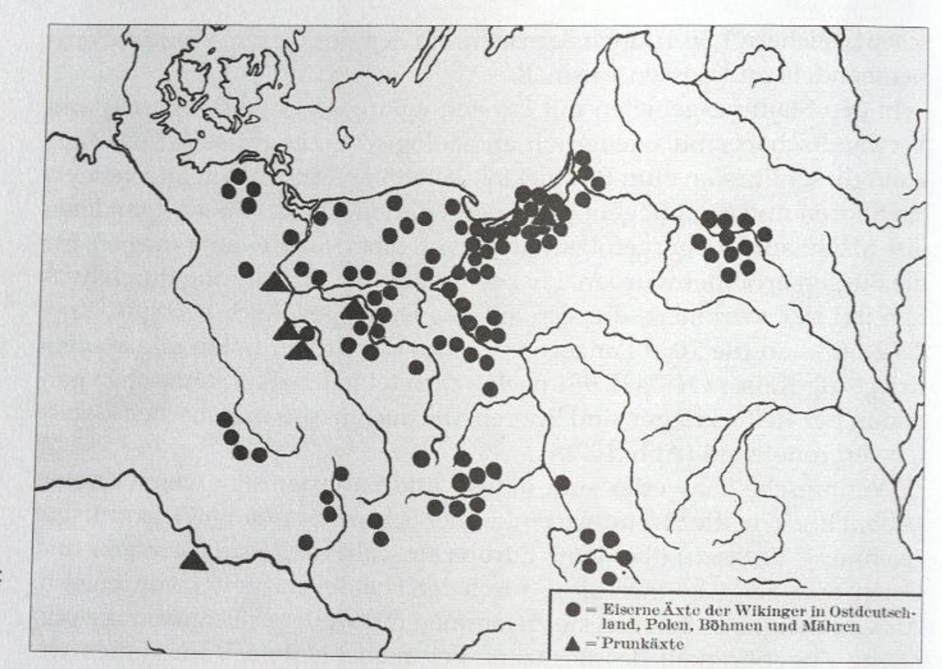
Abb. 109: Verbreitung von Reitersporen im 8./9. Jahrhundert. 1 Ösen- oder Schlaufensporen fränkischer Machart; 2 Nietsporen; 3 Hakensporen ostvandalischer Art. Nach: J. Gabriel, 1001.

schen Speichern 1,36 Tonnen Bernstein, ein Zeugnis für den Weg des Bernsteinhandels und dessen Ausmaß.

In den Stammesgebieten mit Fürsten wikingischer Abstammung und Verwandtschaft sind wiederholt archäologische Zeugnisse für die Herkunft dieser Fürsten zum Beispiel in Gestalt von Prunkäxten und verzierten Sporen und Steigbügeln gefunden worden. Diese Fürsten gründeten ihre Macht auf Kriegergefolgschaften, vor allem von Reitern (*druzina*), für die Burgen errichtet wurden. Hier sei nur an die Schilderung durch Ibrahim ibn Jaqub erinnert, die sich auf das Daglinger Reich bezog (s. Kap. 2.3.2), und an die 1000 Panzerreiter eines Obodritenfürsten, die an dem Kriegszug Kaiser Ottos II. 981 nach Italien teilnahmen. Kennzeichen germanischer Reiterkrieger sind Sporen, die auch in ostvandalischen Gebieten verbreitet sind (Abb. 109).

Wikingische Schwerter sind in Ost- und Südosteuropa weitverbreitet (Abb. 110). Wie die Streuung fränkischer Schwerter mit der Herkunftsbezeichnung Ulvberth über ganz Europa einschließlich Skandinaviens und Osteuropas zeigt, können diese durch den Handel verbreitet worden sein. Als Grabbeigaben belegen sie zusammen mit weiteren Beigaben die ethnische Zugehörigkeit des Besitzers. Bei massenhaftem Vorkommen wikingischer Altsachen, besonders Schwerter und Äxte, muß auf ortsansässige Wohnbevölkerung, nicht nur auf Fürsten mit Gefolgschaften, geschlossen werden. Das gilt besonders für das Gebiet der Weichselmündung und von Ostpreußen sowie für das Gebiet um das Zentrum des Großmährischen Reiches. Vor allen weitergehenden Gliederungen unterscheidet man die Äxte nach dem Verhältnis der Länge des Axtblattes zur Länge der Schneide und nach der Form der Schneide in Schmal-, Breit- und Bartäxte. Die wikingischen Äxte (Abb. 110a) gehören allen drei Gruppen an. Dazu muß eine besondere Ausbildung von Schmaläxten gerechnet werden (nicht in Abb. 110a), die im Großmährischen Reich im 9./10. Jahrhundert und im Warägerreich im 11./12. Jahrhundert verbreitet war.

Alle drei Axtformen sind Arbeitsgeräte, aber auch Streitäxte, und sind dann Beigaben in Waffengräbern. Die Bartäxte sind neben Arbeitsgeräten militärische Rangabzeichen wie im Friedhof neben der Wikingerkaserne von Trelleborg und sind Abzeichen für die Rechtsprechung. Sie sind dann besonders verziert. Prunkäxte dienen nur zur Repräsentation und stammen aus Adels- und Fürstenbesitz. Bartäxte aus ostvandalischen Fürstentümern bis zur Oder kommen zum Beispiel aus den Burgwällen von Behren-Lübschin (Abb. 111), Oldenburg, Alt-Lübeck, Tornow, Teterow, Poggenwerder bei Altruppin, Putgarden und weiteren Fundorten. Verzierte Äxte und Prunkäxte stammen aus den Reichen der Waräger, Daglinger und Přzemysliden. Die Prunkaxt von Lunow/Oder, die große Ähnlichkeit mit Stücken von Wisikauten/Ostpreußen, Luban bei Posen und



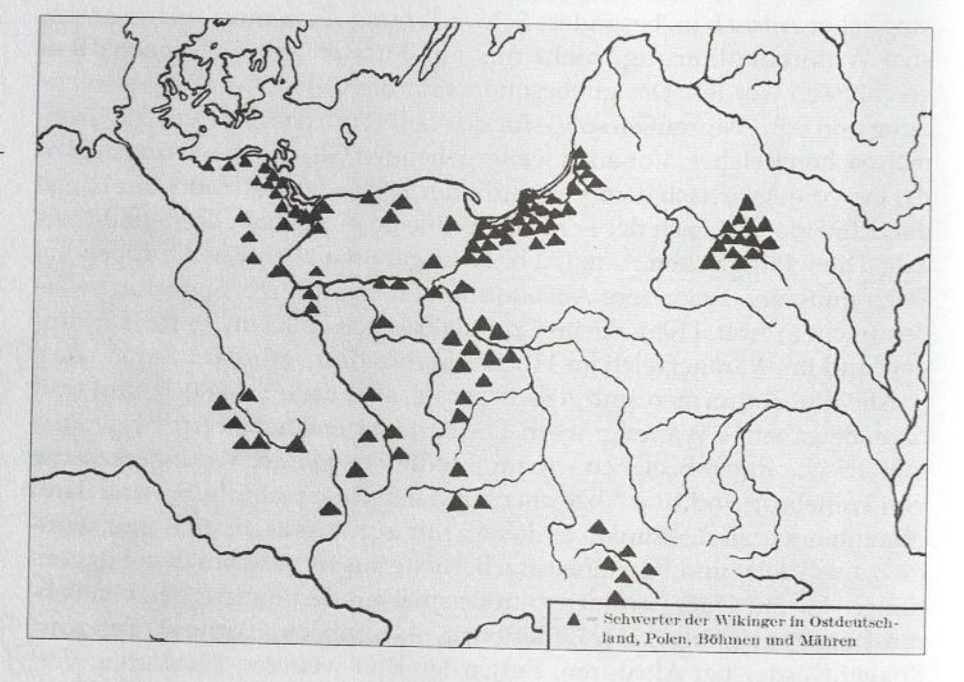


Abb. 110: Verbreitung wikingischer Äxte und Schwerter:
Oben:
● eiserne Äxte
▲ Prunkäxte
unten:
▲ Schwerter.
Nach: P. Paulsen, *Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa,* Bonn 1956.

Lund/Südschweden besitzt, belegt die wikingische Herkunft des Adels im Daglinger Reich. Die Prunkäxte von Guben in der Niederlausitz und von Sagan in Niederschlesien sind mit dem Bild des Urstieres geschmückt, dem Wappentier der Lausitz und Mecklenburgs, und belegen Verwandtschaften der Träger zum Mecklenburger Fürstengeschlecht.

Bartäxte wurden auch aus dem fränkischen Gebiet östlich des Oberrheins aus dem 6. Jahrhundert bekannt.

Auch im Gebiet des Daglinger Reiches, einer der wikingischen Staatsgründungen, wurden wikingische Funde gemacht. Einige Fundpunkte liegen im Gebiet der unteren Oder, einer im Bereich der Burg Zantoch bei Landsberg. Das Reitergrab von Libau und mehrere Gräber der Ostvandalen zeigen bereits die militärische Führerschaft der Wikinger. Auch aus Schlesien stammen Funde, hier Reste mehrerer Handwaagen, die zum Abwiegen des Hacksilbers als Zahlungsmittel benutzt wurden und für die Kaufmannsfahrten der Wikin-

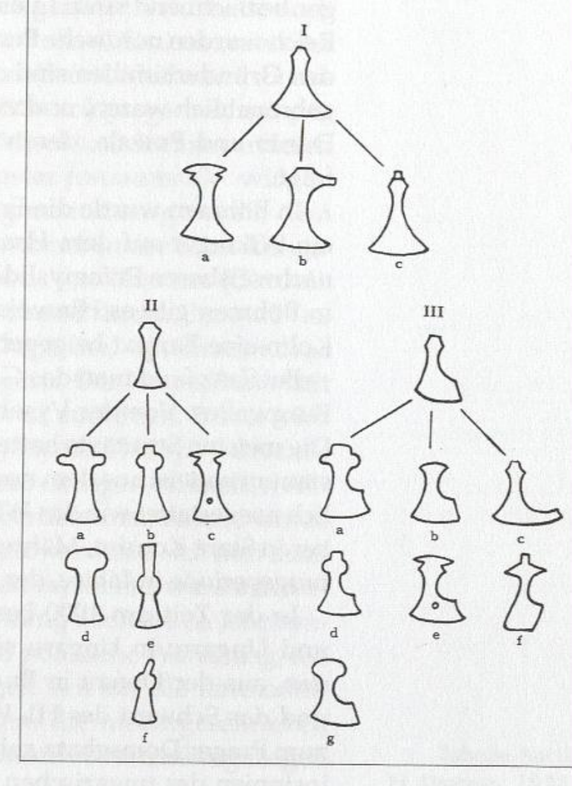


Abb. 110a: Formen wikingischer Äxte
Skandinavien: I, II, III;
Baltikum: Ia, c, IIIb, e;
Finnland: Ib, IIa, d, IIIa, d;
Wolgabulgarien; IIb, e, f, IIId;
Mittelrußland: IIc, IId;
Ost- und Westpreußen: Ia, IIIb, c;
Schlesien, Böhmen, Mähren: IIIf.
Nach: P. Paulsen, *Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa,* Bonn 1956, S. 18.

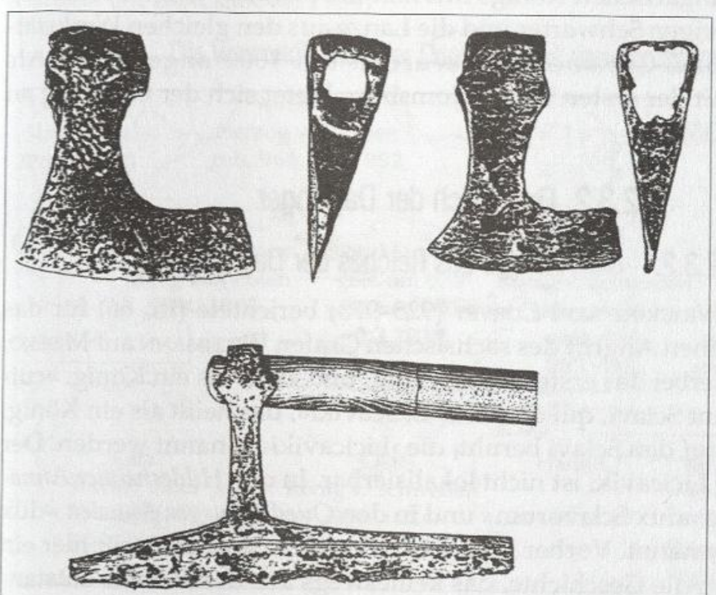


Abb. 111: Bartäxte aus der Burg Behren-Lübschin, Kreis Teterow, Mecklenburg. Gebiet der Zirzipannen. Nach: E. Schuldt, 1965.

ger bezeichnend sind. In einer Reihe von Ortsnamen aus dem Daglinger Reich wurden nordische Personennamen erkannt (H. Jänichen, 1938). Unter den Gründerfamilien sind drei Adelsgeschlechter, in denen diese Namen gebräuchlich waren, und zwar die Geschlechter der Habdank, Labedzie-Dunin und Powala, deren skandinavische Herkunft aus diesen Namen folgt.

In Böhmen wurde die Entstehung eines Staates eingeleitet, indem sich ein Wikinger auf dem Hradschin – wahrscheinlich der Vater des ersten nachweisbaren Přemysliden Borivoi – niederließ. Doch auch anderenorts in Böhmen gibt es Hinweise auf Wikinger. So war dem Fürstengrab von Kolin eine Bartaxt beigegeben.

Bei Saaz fand man das Grab eines wikingischen Kriegers unterhalb des Burgwalles. Von der Vysehrader Burg in Prag stammen zwei Prunkäxte. Die meisten Streitäxte hatten die Form von Bartäxten. Auch die Schwerter stammen meist aus dem nordischen Kulturbereich (J. Schranil, 1928). Ähnlich ausgestattet wie das Wikingergrab auf dem Hradschin waren die Gräber in Stara Kourim, Mähren, in Saaz und einige Gräber der älteren Bestattungsperiode in Libice, der Stammburg der Slavikniden (R. Turek, 1974).

In der Zeit um 1000 bestanden Beziehungen zwischen Skandinavien und Ungarn. In Ungarn sind einige Wikingerschwerter gefunden worden, aus der Donau in Budapest kam eine Zeremonienlanze. Der Helm und das Schwert des Hl. Wenzel (Bruder von Boleslav I., gest. 929), die zum Prager Domschatz gehören und vermutlich einen Teil der Krönungsinsignien des ungarischen Königs Stephan des Heiligen darstellen, stammen wie die übrigen Schwerter und die Lanze aus den gleichen Werkstätten Jütlands und Gotlands und wurden um 1000 angefertigt. Als Handelsweg mit der ersten Station Jomsburg bietet sich der Oderweg an (P. Paulsen, 1933).

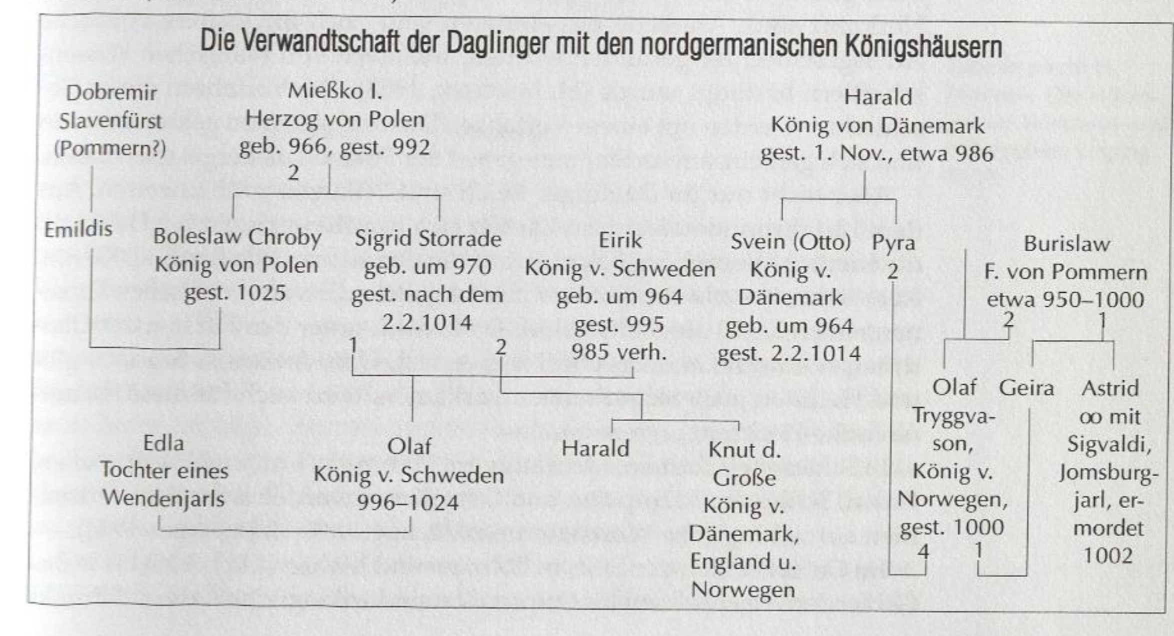
2.3.2 Das Reich der Daglinger

2.3.2.1 Die Anfänge des Reiches der Daglinger

Der Chronist Widukind von Corvey (925–973) berichtete (III, 66) für das Jahr 963 über einen Angriff des sächsischen Grafen Wichmann auf Miseko. Miseko wird hierbei das erste Mal erwähnt, und zwar als ein König, »cuius potestas erant Sclavi, qui dicuntur Licicaviki«, das heißt als ein König, dessen Macht auf den Sclavi beruht, die ›Licicaviki‹ genannt werden. Der Stammesname Licicaviki ist nicht lokalisierbar. In den *Hildesheimer Annalen* wird Miseko »dux Sclavorum« und in den *Quedlinburger Annalen* »dux Sclavonicus« genannt. Vorher in den Quellen nicht genannt, tritt hier ein Staatsgebilde in die Geschichte, das keineswegs aus dem Nichts entstanden sein konnte.

Miseko (gest. 992), wie er in deutschen Quellen genannt wird, hatte noch den anderen Namen Dago. Der erste Chronist Polens, Gallus anonymus (1107–1138, zit. nach H. Jänichen, 1938, S. 135) stellt fest, »hic autem Semimizl magnum et memorandum Meschonem [Miseko] progenuit, qui primus nomine evocatus est alio«, das heißt, daß Miseko noch einen anderen und ersten Namen hatte. In Regesten des Papstes Johannes XV. wird in den Grenzen des Reiches von Miseko ein »Dagone iudex« genannt, dem einzigen zeitgenössischen Dokument über Miseko neben der Schenkungsurkunde von 990. Der englische Chronist Roger von Howden (Chronik 732–1201) berichtet von der Flucht des englischen Prinzen Eadward zu Olaf von Schweden, von dort in das regnum Dogorum, »quem rex terrae Malescoldus« (Boleslaw) und weiter nach Ungarn. Der Name Dogo läßt sich nur dem skandinavischen Namen Dago, Dagr zuordnen. Damit wird die skandinavische Herkunft Dagos sicher (H. Jänichen, 1938). »Jedenfalls kann an der Tatsache, daß der erste Piast in dem einzigen offiziellen Aktenstück, das aus der Zeit seiner Regierung überliefert ist, einen Namen normannischer Provenienz trägt, nicht gezweifelt werden. . . Ich darf auch darauf verweisen, daß ich erst kürzlich zu zeigen versuchte, wie stark diese von ihnen [den Wikingern] ausgehende Wirkung noch im 12. Jahrhundert gewesen ist und wie die große geistige und politische Wandlung, die Europa damals erlebte, zu einem nicht geringen Teil auf die normannische Tatkraft zurückzuführen ist, Darlegungen, die niedergeschrieben wurden, ehe der ›nordische Mensch‹ in die politische Diskussion gezogen wurde.« (A. Brackmann, 1934)

Tabelle nach: H. Jänichen, 1938.



Auch aus der polnischen Stammessage sind gleiche Schlüsse zu ziehen. Gallus anonymus (bis nach 1100) bezeichnet den ersten Herrscher Polens als »dux Popel, dictus Chosisco« als Herzog Popiel, der ›Chosisco‹ (Fremdling) genannt wurde. In Parallelsagen führt Popiel den germanischen Namen Oserich, in der *Thidrekssage* (H. Ritter-Schaumburg, 1982) Osantrix von Wilzenland. Die *Thidrekssage* entstand in Skandinavien während der Zeit der Rückwanderung der ›Slawen‹. Sie berichtet jedoch aus den Gebieten südlich der Ostsee nur von Germanen. Da es in dem den Daglingern verwandten Adelsgeschlecht der Labedzie-Dunin (= Däne) den Namen ›Hringja‹ gibt, ist das ein Hinweis auf ihre Abstammung aus Hringeriki bei Oslo. Dieses Geschlecht hatte auch Verwandtschaftsbeziehungen zu den Warägern. Die fürstliche Herkunft des Geschlechts aus Skandinavien wird im übrigen durch die Verheiratung von Dagos Töchtern an Söhne aus ersten skandinavischen Geschlechtern deutlich.

Die Daglinger stammen von Doglingar in Vestmarr. Da die Ruriks einige Namen mit dem Geschlecht der Ynglingen gemeinsam haben, stammen die Ruriks aus der norwegischen Bucht wie die Fürsten der irischen, englischen und französischen Normannen. So waren die führenden Geschlechter der wikingischen Staatsgründungen ursprünglich nahe beisammen beheimatet.

Im polnischen Adelsgeschlecht der Habdank kommen, wie bereits erwähnt, auch nordisch abzuleitende Namen vor, Jaszczolt von Askilld und Jascotel von Asketill, Henricus von Haeringr. Der Geschlechtername Habdank geht auf Audunn zurück, so daß auch die Habdank skandinavischer Herkunft sind. Ähnliche Beziehungen sind noch für weitere polnische Adelsgeschlechter gefunden worden, was auch von polnischen Wissenschaftlern bestätigt wurde (H. Jänichen, 1938). Die Vorfahren dieser Geschlechter werden mit einem Vorfahren Dagos zusammen gekommen sein und sich gemeinsam im Stammesgebiet der Polanen niedergelassen haben.

Aber nicht nur im Daglinger Reich sind Wikinger nachzuweisen. Aus dem 12. Jahrhundert ist in der Lausitz eine Familie wikingischer Herkunft, die Kietlicz-Wezenborg bekannt, auf die Ortsnamen wie Koetlitz, Kietlin, Kettelwitz, Kottelwitz, Kottlow zurückgehen, die vom nordischen Personennamen Ketill abzuleiten sind. Da es auch unter den Fürsten der Obodriten nordische Namen wie Tofa, Astrid, Uxo, Anadrod, Sederich gibt und Heiraten nach Skandinavien vorkamen, wird auch für diese skandinavische Herkunft angenommen.

In Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien, Kleinpolen und Ostgalizien wurden zahlreiche Ortsnamen auf wikingische Wortstämme zurückgeführt (H. Jänichen, 1938).

Im Gebiet östlich der Elbe, in Böhmen und Mähren (Abb. 110) bis in das Gebiet der Weichsel und bis Ostpreußen sind wikingische Äxte und Prunk-

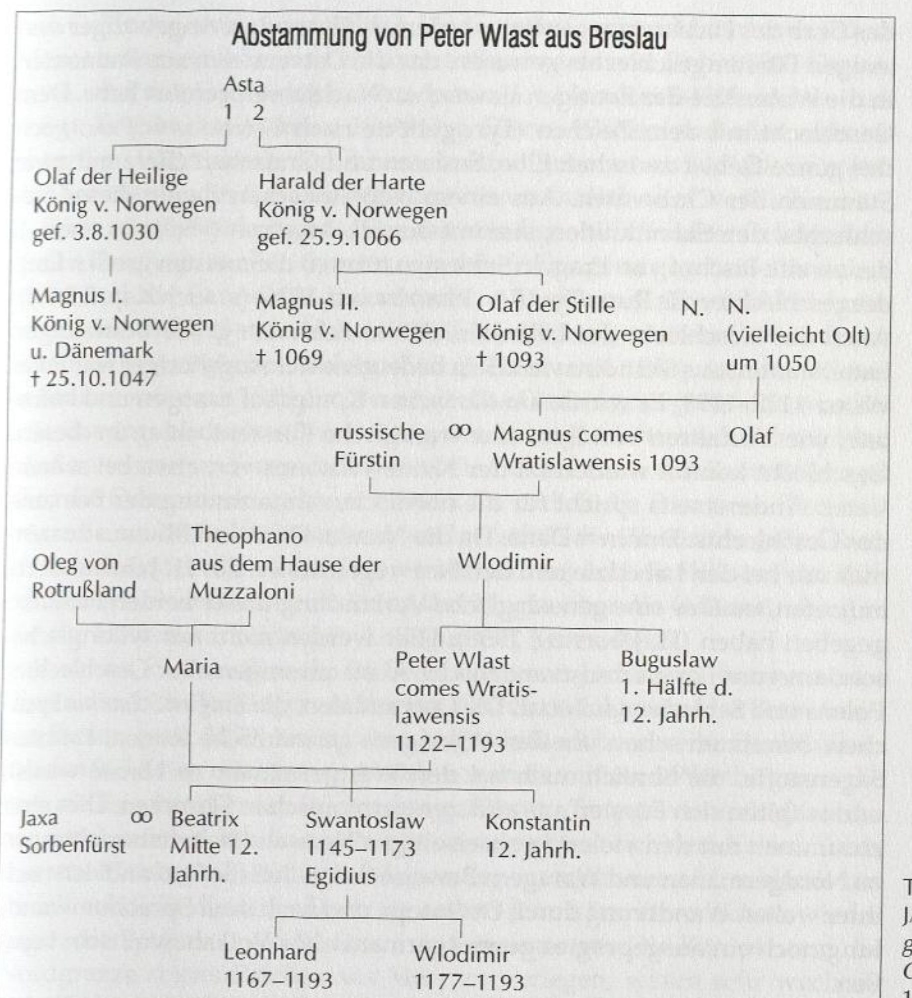


Tabelle nach: H. Jänichen, *Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet*, Leipzig 1938.

äxte häufig gefunden worden. Auf den Prunkäxten von Sagan und Guben ist als Besitzerzeichen der Urstier angebracht. Dieser befand sich im Wappen der Niederlausitz, ehe diese 1031 an die Wettiner kam. Er befand sich auch im Wappen ostvandalischer Stammesfürsten und im Wappen der Adelsgeschlechter von Kittlitz, von Baruth und von Wiesenburg. Außerdem war der Urstier auch das Wappentier der Fürsten der Obodriten; er ist heute noch im Landeswappen von Mecklenburg zu sehen. Und da bei Geschlechtern mit diesem Wappen oft gemeinsame Vornamen auftauchen, dürften diese Geschlechter als vorwikingische Familien und Seitenzweige vom Ur-Fürstenhaus der Obodriten abstammen.

Nach Tyniec bei Krakau wird vom polnischen Chronisten Bogufal (gest. 1253) auch die Sage von Walter und Hildegunde lokalisiert, wo noch 1253

das Grab der Hildegunde gezeigt worden sei. Walter sei Angehöriger desjenigen Fürstengeschlechts gewesen, das die Ostvandalen aus Pannonien in die Wohnsitze der heutigen slawischen Nachfahren geführt habe. Dem Geschlecht mit dem Zeichen ›Tyr‹ gehörte nach Cosmas von Prag auch das ganze Gebiet zwischen Elbe, Sudeten und Grafschaft Glatz mit zwei Stämmen der Chrowaten. Aus einem ostböhmischen Zweig dieses Geschlechts, den Slavikniden, stammt der Hl. Adalbert (»Sclavus eram«), der zweite Bischof von Prag. In Schlesien führten die meisten großen Landesgeschlechter die Rune Tyr (F. v. Heydebrand, 1936) (s. auch Kap. 2.2.9.8). Auch das Geschlecht der Labedzie, das in Schlesien große Besitzungen hatte, stammt aus Skandinavien. Sein bedeutendster Angehöriger war Peter Wlast 1122–1193. Er wurde am dänischen Königshof erzogen und heiratete, wie Vorfahren von ihm, eine warägische Fürstentochter. In diesem Geschlecht kommt wiederholt der Name Wladimir vor, etwa bei seinem Vater. Andererseits spricht für die nordische Abstammung der Beiname des Geschlechts: Dunin = Däne. Da die Namen Olaf und Magnus zusammen nur bei den Labedzie und den Norwegerfürsten des 11. Jahrhunderts auftreten, muß es eine genealogische Verbindung dieser beiden Familien gegeben haben (H. Jänichen, 1938). Hier werden nicht nur wikingische, sondern vorwikingisch-ostvandalische Abstammungen alter Geschlechter Polens und Schlesiens sichtbar. Die Ostvandalen, die *Lingua Sclavinia* sprachen, benutzten schon vor den Wikingern germanische Runen, kannten Sagenstoffe, die ähnlich auch bei den Westgermanen zu Hause waren, und wählten sich Fürsten aus anderen germanischen Stämmen. Dies sind zusammen mit den vielen wechselseitigen Verwandtschaftsbeziehungen zu Nordgermanen und Warägern Beweise dafür, daß die Ostvandalen nach ihrer weiten Wanderung durch Osteutopa und nach ihrer Sprachumwandlung noch ein ausgeprägtes gesamtgermanisches Volksbewußtsein besaßen.

Ein Name für den Staat des Dago ist nicht bekannt. Der Name ›Polen‹ taucht erstmals bei Thietmar von Merseburg auf (975–1018) (IV, 55): »Miseconis Poleniorum incliti ducis.« Er geht auf den ostvandalischen Stamm der Polanen zurück, die im Land Wohnenden, aus *Po* = nordgermanisch ›an, in‹ und *lan*, ›Land‹. Diese Bedeutung ist im Englischen mit Poland besser bewahrt. Der Name ›Piasten‹ für das Geschlecht der Daglinger ist spätere polnische Zutat.

Über die innere Organisation dieses Staates erfahren wir etwas von dem jüdischen Sklavenhändler Ibrahim ibn Jaqub, der im Auftrag arabischer Staaten das Deutsche Reich und die angrenzenden germanischen Länder bereiste (P. Hirsch, 1931, S. 973): »Was nun das Land des Mescheqqo (Mesiko) anlangt, so ist es das ausgedehnteste ihrer Länder, und es ist reich an Getreide, Fleisch, Honig und Fischen. Er zieht die Abgaben in gemünztem Gelde ein, und dieses bildet den Unterhalt seiner Mannen; in jedem Monat bekommt jeder eine bestimmte Summe davon. Er hat 3000 Gepanzerte, und das sind Krieger, von denen das Hundert 10000 andere aufwiegt. Er gibt den Mannen Kleidung, Rosse, Waffen und alles, was sie brauchen. Wird einem von ihnen ein Kind geboren, so befiehlt er sofort die Anweisung des Unterhaltes, ob es nun männlich oder weiblich sei. . .«

Diese straffe Staatsorganisation mit ständiger militärischer Gefolgschaft (poln. *Druzina*) ist allen Staaten, die von Wikingern gegründet wurden, eigen und die Grundlage ihrer Macht. Auf einem Gräberfeld bei Lutomiersk in Mittelpolen fand man kürzlich reich ausgestattete Gräber dieser wikingisch-warägischen Gefolgschaft (J. Herrmann, 1986). Auf dem Wavel in Krakau soll nach 1918 ein germanisches Fürstengrab gefunden worden sein, das angeblich ohne Bearbeitung wieder zugeschüttet worden sei. Man wird annehmen müssen, daß bereits eine Generation vor Dago Wikinger über die Odermündung hereinkamen. Da östlich die Pommern (Pomeranen, ›die am Meer Wohnenden‹) und westlich die Obodriten (›die Übergetretenen‹ oder ›die ob der Oder Wohnenden‹) und die Wilzen (›die Wilden‹) saßen, war die Offenhaltung des Weges über die Odermündung in die alte Heimat ein wichtiges Anliegen (W. Koppe, 1942).

In dieser Zeit muß auch die Gründung von Jomsburg, Jumneta oder Vineta durch die Wikinger auf der Insel Wollin erfolgt sein, das dann Adam von Bremen (gest. 1070) bereits als sehr große Stadt beschreibt. Die Wolliner führten 965 Krieg mit Miseko. Als Miseko an der unteren Warthe gegen die vom sächsischen Grafen Wichmann geführten Truppen unterlag, zu denen unter anderen Wolliner gehörten, unterstellte er sich dem Kaiser. Thietmar von Merseburg berichtet: »Miseconum quoque cum sibi subjectis imperiali subdidit dicioni.« Doch im selben Jahr kämpfte er schon wieder gegen die Wolliner und Redarier und besiegte sie. Die Kämpfe, um die Nordgrenze seines Reiches ans Meer zu verlegen, waren sehr wechselhaft. 1119 wurde die polnische Lehnshoheit durch die Fürsten von Hinterpommern anerkannt und 1121 durch die von Vorpommern. Das führte 1124 zur Christianisierung durch Bischof Otto von Bamberg (s. Kap. 2.2, Kantzow). Aber bald nach Boleslav änderte sich das wieder. Seit 1181 gehört Pommern zum Deutschen Reich.

Miseko ließ Burgen bauen, unter anderem in Gnesen und Posen, die sich in der Bauweise kaum von den damaligen Burgen der Ostvandalen und denen König Heinrichs unterschieden.

Die von den Daglingern als Sitze von Kastellanen mit Reitermannschaften erbauten Burgen sind vielfach Neugründungen, und nicht Weiterentwicklungen bis dahin bestandener Burgen der Polanen. Eine dieser Burgen wurde in Oppeln durch Ausgrabungen gut bekannt. Man fand Zubehör von Reiterausrüstungen. Nach 950 entstand aus einer offenen

Stallung eine dichte Bebauung, und um 1050 ist ein Holz-Erd-Wall nachweisbar, der einen ovalen Innenraum von 90 x 75 m umschloß, an den sich etwas versetzt auch noch die steinerne Fürstenburg von nach 1250 hielt. Die regelmäßige Bebauung beiderseits 3 m breiter und bohlenbelegter Wege bestand in 5 x 7 m großen Blockbauten (B. GEDIGA, 1975) (Abb. 112).

Auch nach Westen versuchte MISEKO schon frühzeitig, seine Grenzen vorzuschieben. Doch 963 wurde er, als Kaiser OTTO I. in Italien weilte, von Markgraf GERO zurückgeschlagen. Von da an waren die polnischen Herzöge und Könige dem Deutschen Reich für das Gebiet südlich und westlich der Warthe tributpflichtig und ab 986 lehenspflichtig (H. LUDAT, 1942). MISEKO erschien 973 auf dem Reichstag zu Quedlinburg. In einer Handschrift des Klosters Reichenau ist dargestellt, wie Germania, Gallia, Romania und Sclavinia (das MISEKO-Reich und die ostvandalischen Fürstentümer östlich der Elbe) Kaiser OTTO II. huldigen.

Auch nach Süden erweiterte er sein Reich, nachdem das Reich der Wislanen an der oberen Weichsel mit einer illyrisch-keltisch-sarmatisch-ostvandalischen Mischbevölkerung mit der Hauptstadt Chorwat (= Krakau) das Großmährische Reich 875 zerstört worden war. Um 990 erober-

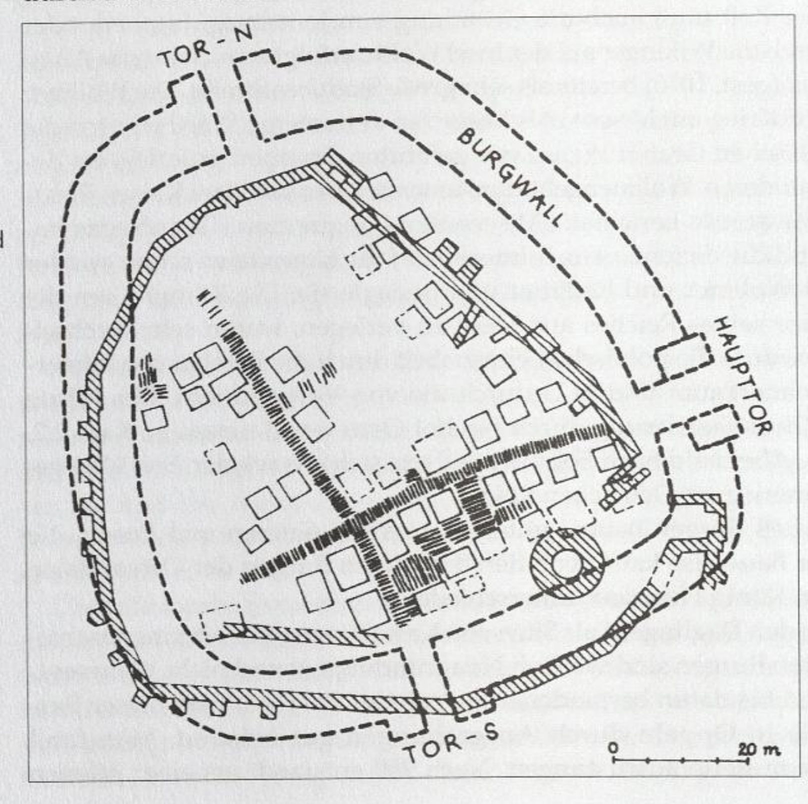


Abb. 112: Die Burg von Oppeln, Befestigung (schraffiert) und Bebauung um 1100 n. d. Ztw., Burgwall um 1250. Nach: B. GEDIGA, 1975.



te er Schlesien und Kleinpolen. Am Ende seines Lebens verliefen die Grenzen schon weit außerhalb des Stammesgebietes der ostvandalischen Polanen: die Weichsel entlang bis nördlich Bromberg, entlang der Netze bis zur Oder, diese entlang, über die Kämme der Sudeten und Beskiden, zwischen Weichsel und Bug nach Norden bis zur Südgrenze der Prußen und von da zur Weichsel. Im Osten grenzte sein Reich an das der Waräger, im Norden an die Stammesgebiete der Prußen und Pommern, im Westen an das Deutsche Reich und im Südwesten an Böhmen (Abb. 113).

Abb. 113: Staatsgrenzen im Ostraum um 1000 n. d. Ztw., nach: J. HERRMANN, *Welt der Slawen*, Berlin (Ost) 1985, mit Änderungen.

Bis zum Jahre 1000 war Schlesien bis zum Sudetenkamm von den Daglingern erobert. Im Jahre 1000 wurde das Bistum Breslau gegründet. Zu dieser Zeit erhielten auch die schlesischen Gaue der Ostvandalen eine wikingische Oberschicht. Wikingische Funde wurden an verschiedenen Stel-

len Schlesiens gemacht, in den Burgen von Nimptsch, Breslau, Oppeln, Militsch, Striegau und Glogau. Das System der ostvandalischen Gauburgen, die zum Teil schon vor den Daglingern Vorburgsiedlungen (Suburbien) besaßen, wurde von den Kastellaneiburgen der Daglinger abgelöst. Diese Burgen, die alten Gauburgen und neu angelegte, waren Sitz und Siedlung der Kriegerkaste mit ihren Familien. In den Burgen von Oppeln und Striegau fand man regelmäßig angelegte Siedlungen aus quadratischen Blockbauten mit 4 bis 8 m Seitenlänge mit Resten wikingischer Art neben ostvandalischen Schläfenringen. Diese Kriegersiedlungen bestanden bis in das 13. Jahrhundert. Der Kastellan war Burgkommandant, Richter und Verwaltungsbeamter des Burgbezirks. Breslau besaß eine herausragende Bedeutung als Sitz eines *ducatus*, eines Herzogs (H. UHTENWOLDT, 1938).

968 wurde von OTTO I. das Bistum Posen gegründet, das zum soeben errichteten Erzbistum Magdeburg gehörte. 992 unterstellte MISEKO sein Reich dem Papst. Aber erst nach Errichtung des Erzbistums Gnesen im Jahre 1000 durch Kaiser OTTO III. schied das Reich MISEKOS aus dem Kirchenverband des Deutschen Reiches aus.

965 heiratete MISEKO die Tochter des Böhmenherzogs DUBROVKA und nach deren Tod 978 die Tochter ODA des Markgrafen DIETRICH VON DER NORDMARK. Damit begann die fast ununterbrochene Kette deutscher Frauen als Gemahlinnen der Herzöge und Könige aus MISEKOS Geschlecht, eine Kette, die sich in den Frauen der schlesischen Herzöge fortsetzte. Schon mit DUBROVKA wird das Althochdeutsche an die Residenz MISEKOS eingezogen sein, denn am Hofe des böhmischen Herzogs wurde althochdeutsch gesprochen (s. Kap. 2.2.11, COSMAS VON PRAG). Von dieser Zeit ab war in den üblichen Doppelnamen, von denen einer aus der *Lingua Sclavinia* stammte, der andere deutschen Ursprungs. Die Söhne BOLESLAWS I. hießen LAMBERT-MISEKO und OTTO-BEZPRIM.

Deutsch war die Sprache an der polnischen Residenz bis zum Einsetzen der Deutschenverfolgungen sowie die Sprache der aus den Teilungen des polnischen Staates hervorgegangenen schlesischen Herzogtümer, zumal auch deren Fürsten fast nur deutsche Frauen hatten. 992 schenkte MISEKO, wie bereits erwähnt, sein Reich dem Papst. In der Schenkungsurkunde, in der nochmals der Name ›Dagone iudex‹ genannt wird (J. HERRMANN, 1986), wird als Nordgrenze die Ostsee angegeben. Dies ist falsch, da Pommern nur für jeweils kurze Zeiten unterworfen werden konnte. MISEKO starb noch im selben Jahr.

MISEKOS Sohn BOLESLAW, der von 992 bis 1025 regierte, unterstützte den Kaiser verschiedentlich und gewann das Gebiet der Weichselmündung. Von der Burg Danzig aus brach ADALBERT, damaliger Bischof von Prag, 997 auf zu einer Mission zu den Prußen, wo er bald von ihnen erschlagen

wurde. BOLESLAW kaufte seinen Leichnam den Prußen ab und überführte ihn in den Dom zu Gnesen. Im Jahr 1000 zog Kaiser OTTO III. dorthin an sein Grab. Zugleich wurde das Erzbistum Gnesen gegründet mit den Bistümern Kolberg, Breslau und Krakau. Der erste Erzbischof war der Bruder des Hl. ADALBERT. Das Bistum Posen blieb bis zum Tod seines deutschen Bischofs UNGER 1012 noch im Verband des Erzbistums Magdeburg. Der Kaiser enthob BOLESLAW der Tributpflicht und gab ihm die Titel »Frater et Cooperator Imperii« und »Populi Romani Amicus et Socius«, »Bruder und Mitregent« und »Freund des Volkes des Imperium Romanum« (des Deutschen Kaiserreichs) »und Bundesgenosse«, sowie *patricius*, was die Bedeutung eines kaiserlichen Statthalters hatte. BOLESLAW war damit zu einem herausragenden Vasall des Kaisers geworden. Die Gründung des Erzbistums Gnesen hatte den Sinn, BOLESLAW innerhalb des Kaiserreichs besondere Verpflichtungen für das Reich und die Kirche zu übertragen (A. BRACKMANN, 1934).

BOLESLAW wurde im Dom zu Posen beigesetzt. Auf dem im 12. Jahrhundert errichteten Grabmal stand (später beseitigt): »Regnum Sclavorum, Gothorum sive Polonorum« (E. WOLFF, 1977), womit noch damals als ethnische Bestandteile seines Reiches nur Ostgermanen genannt wurden.

Auf den Anfang des 12. Jahrhundert wird die in Magdeburg in Bronze gegossene zweiflügelige Tür des Domportals von Gnesen datiert. Darauf ist in achtzehn Reliefbildern die Mission des Märtyrers ADALBERT dargestellt. BOLESLAW stellte ihm ein wikingisches Schiff mit zwei Drachenköpfen und dreißig Kriegern zur Verfügung. Er segelte an der Küste entlang nach Samland, muß bei der Missionierung verbotenerweise ein Heiligtum betreten haben und wurde mit einer Bartaxt enthauptet, wie sie nur aus dem Samland und von Gotland bekannt ist. Auf einem dieser Reliefs ist dargestellt, wie Herzog BOLESLAW den Leichnam Bischof ADALBERTS zurückkauft. Dabei bedienen sich die Prußen einer aus Wikingerfunden vielfach bekannten Waage zum Abwiegen des Gegenwerts in Silber. Der Herzog ist an der Krone kenntlich. Hinter ihm steht mit einem Stirnband und einem an die Schulter gelegten Schwert ein Höfling. Er hält das Schwert in der Art, wie das Reichsschwert dem Kaiser vorausgetragen wurde (P. PAULUS, 1941). In dieser Darstellung des 12. Jahrhunderts ist die wikingische Abstammung BOLESLAWS mit dem Schiff, die wikingische Kultur der Prußen mit der Axt und die Zugehörigkeit BOLESLAWS zum kaiserlichen Imperium mit dem Schwert des Herolds dokumentiert.

Infolge des großen Wendenaufstandes 983 brauchte Kaiser OTTO III. später BOLESLAW als Bundesgenossen zur Bekämpfung des Liutizenbundes. MISEKO und sein Sohn BOLESLAW waren 986 nach Quedlinburg gekommen. 990 hatte sich der böhmische Herzog BOLESLAW mit den heidnischen Liutizen verbündet und Meißen besetzt, obwohl 972 in Prag ein Bistum ge-

gründet worden war. Sofort zog der Kaiserzug nach Rom die Christianisierten wieder vom Christentum ab. 995 zog OTTO III. gegen die Obodriten und 997 wieder gegen die Liutizen. 999 brannten diese das Kloster Hillersleben kurz vor Magdeburg nieder.

Nach dem Tod OTTOS III. im Jahre 1002 besetzte BOLESLAW die Lausitz, die zu Böhmen gehörte, und Teile der Mark Meißen bis zur Weißen Elster und Böhmen. Kaiser HEINRICH II. verlangte, daß er Böhmen mit dem dort geltenden alten Recht von ihm als Lehen entgegennähme. Als BOLESLAW dieses ablehnte, vertrieb ihn HEINRICH aus Böhmen. 1005 zog HEINRICH, unterstützt von Verbänden der heidnischen Heruler, Rugier und Obodriten, bis nach Posen. Diese Kämpfe zogen sich hin und wurden von den Friedensschlüssen von Posen und Merseburg 1013 unterbrochen. Im Frieden von Bautzen 1018 behielt BOLESLAW die Lausitz und das Gebiet der Milzener. Er herrschte von den Beskiden bis zur Odermündung und von der Mark Meißen bis in das Kiewer Reich und erlangte noch im Jahre seines Todes 1025 mit päpstlicher Zustimmung die Königskrone.

Sein Sohn MISEKO II. (1025–1034) fiel nach der Königskrönung in Sachsen und dann mit den Wilzen in die Mark Meißen ein. Daraufhin verbündeten sich gegen ihn das Kiewer Reich, Ungarn und der Kaiser. Vor ihren Truppen flüchtete er nach Böhmen. 1032 vermochte er seine Herrschaft wiederzuerlangen. Dann brachen Aufstände aus. Er verlor Pommern, das König KNUT von Dänemark besetzte, die Lausitz und Gebiete zwischen Weichsel und Bug. Er starb 1034.

Eine Adelsopposition vertrieb seine Witwe, RICHENZA VON LOTHRINGEN, eine Enkelin von Kaiser OTTO II., und dann auch seinen Sohn KASIMIR (1034-1058). Der Böhmenherzog fiel ein, verwüstete das Land und entführte die Gebeine des Märtyrers ADALBERT nach Prag, wo sie heute noch im Dom liegen. Mit einer großen Zahl von Gefangenen kam auch der Vater des böhmischen Chronisten COSMAS VON PRAG nach Böhmen.

Kaiser HEINRICH III. zwang den Böhmenherzog BRETISLAW 1041, die polnischen Eroberungen zu räumen, und 1054, auf dem Reichstag zu Quedlinburg, die Rückgabe Schlesiens anzuerkennen. Das vom Kaiser wiederhergestellte MISEKO-Reich umfaßte Masowien, Groß- und Kleinpolen und Schlesien. KASIMIR I. verlegte seine Residenz nach Krakau. Sein Nachfolger, BOLESLAW II., wurde 1079 von einer Adelsrevolte vertrieben und starb 1081 in Ungarn.

Nach dessen Bruder WLADISLAW-HERMANN folgte BOLESLAW III. (1102–1139). Er unterwarf Pommern und leitete dort 1124 die Christianisierung ein. Auf dem Reichstag zu Merseburg schwor er 1135 den Lehnseid. Er teilte sein Reich unter seine vier Söhne auf. In der Folgezeit hingen diese vier Herzogtümer nur noch lose durch den jeweils Ältesten als Großherzog zusammen. Nachdem WLADISLAW, der älteste, vertrieben worden war,

folgte ihm im Seniorat BOLESLAW IV. (1146–1173). Sowohl dieser als auch KASIMIR DER GERECHTE (1177-1194) schworen dem Kaiser den Lehnseid.

Im ersten geschriebenen polnischen Recht von 1147 wurde ähnlich wie in Böhmen zwischen freien, dem deutschen Recht unterstellten Deutschen und abhängigen Bauern unterschieden. Kaiser BARBAROSSA zwang BOLESLAV IV. 1163, den Söhnen des WLADISLAW, BOLESLAW, MISEKO UND KONRAD die schlesischen Herzogtümer Breslau, Ratibor und Glogau mit einem Tribut von Schlesien an den Kaiser zu übertragen. Dort in Schlesien starb dieses Wikingergeschlecht der Daglinger erst im 17. Jahrhundert aus. BOLESLAW, Herzog von Schlesien 1163–1201, war in zweiter Ehe mit ADELHEID, Tochter des Pfalzgrafen von Sulzbach, verheiratet. Sein Sohn Herzog HEINRICH I., Herzog von Schlesien 1201–1238, heiratete HEDWIG VON ANDECHS-MERAN, die 1267 heiliggesprochen wurde. HEINRICH II. fiel 1241 bei Liegnitz. HEINRICH IV. ist als Minnesänger in der Manessischen Liederhandschrift abgebildet.

Nach BOLESLAW IV. herrschte sein Bruder MISEKO III. (1173– 1177), nach dessen Vertreibung sein jüngerer Bruder KASIMIR II. (1177–1199) und nach einem Thronfolgestreit nochmals MISEKO III. (1194–1202). KONRAD I., der Sohn KASIMIRS II., begründete die kujawisch-masowische Linie der Daglinger und rief 1225 den Deutschen Orden gegen die Einfälle der Prußen zu Hilfe.

In verschiedenen Linien der Daglinger kommt der Name Pržemysl vor (J. WITTMANN, 1990), der mit dem Namen des böhmischen Herrschergeschlechts übereinstimmt, so zum Beispiel in der großpolnischen Linie PRŽEMYSL I. (1220–1257), Herzog von Posen, Kalisch und Gnesen. Mit seinem Sohn PRŽEMYSL II. (1257–1296), König von Polen (1295–1296), starb diese Linie aus, setzte sich aber in der Ehe seiner Tochter RICHENZA mit König WENZEL II. fort, deren Sohn WENZEL III. 1306 ermordet wurde. Auch der Name BOLESLAW kommt in beiden Geschlechtern vor. Wenn die böhmischen Pržemysliden wikingischer Herkunft sind, erinnern dieselben Namen bei den Daglingern vermutlich an die gleiche Herkunft und vielleicht sogar an eine Verwandtschaft. Nach Sebastian MÜNSTER waren es Brüder.

Der letzte Daglinger auf dem polnischen Thron war KASIMIR III. Nach teilweisem Anschluß Schlesiens an Böhmen 1327 verzichtete König KASIMIR III. (1333–1370) im Vertrag von Trentschin 1335 mit König JOHANN von Böhmen auf Schlesien. Die Enkelin KASIMIRS heiratete 1364 den Luxemburger KARL IV., der von 1346–1378 deutscher Kaiser war. So kommen in den Luxemburgern die beiden wikingischen Geschlechter, die der Daglinger und der Pržemysliden, nach dem Aussterben ihrer männlichen Linien zusammen.

2.3.2.2 Die Genealogie der Daglinger

Der Wikinger norwegischer Abstammung Dago herrschte wahrscheinlich zusammen mit seinem Bruder Sigibur (gefallen 24. Juni 972). Seine Schwester hieß Athleit – Adelheid. Sie heiratete den ungarischen Großfürsten Geisa aus dem Geschlecht der Arpaden. Bei dem von Dago bewiesenen germanischen Fürstenbewußtsein ist kaum anzunehmen, daß seine Schwester einen Nomaden aus dem Osten ehelichte. Das läßt vermuten, daß die ungarischen Arpaden, deren erster, Arpad, 997 starb, ebenso germanischer Herkunft waren. Von seiner zweiten Frau, die eine Deutsche war, hatte er drei Töchter, die mit skandinavischen Fürsten verheiratet waren – ein Hinweis auf seine Herkunft und fürstliche Abstammung. Sein Sohn heiratete wieder eine Deutsche. Erst in der 4. und 5. Generation hatten die Daglinger Herrscher, Kasimir I. und Boleslaw II., keine deutschen Frauen, sondern Frauen aus warägischen Geschlechtern. Der Bruder und Nachfolger Boleslaws II., Wladislaus I., hatte die Tochter Kaiser Heinrichs III. zur Frau. Sein Sohn Boleslaw III. war damit direkter Nachfolger deutscher Kaiser. Die Kette deutscher Frauen der Daglinger geht fast ununterbrochen weiter bis zum Aussterben der direkten Linie in Krakau mit Kasimir III. im Jahre 1370.

Vorher, 1138, wurde Wladislaw-Waldemar I., der Sohn Boleslaws III., Herzog in Breslau und damit zum Stammvater der Daglinger in den schlesischen Herzogtümern, die dort in direkter Linie bis in das 17. Jahrhundert reichten. Schon der erste schlesische Herzog Wladislaw war mit einer Deutschen, der Tochter des Askaniers Albrecht des Bären von Brandenburg, verheiratet. Ebenso wie bei den polnischen Daglingern ab 960 wurde hier seit Beginn dieser Linien deutsch gesprochen. Von zehn Daglingern der Breslauer Linie waren neun mit Töchtern von Reichsfürsten verheiratet, von vierzehn Herzögen der Linie Schlesien-Glogau waren es insgesamt elf zwischen 1210 und 1515 (H. Grotefend, 1889). Die Daglinger als ›polnische Piasten‹ zu bezeichnen, ist also falsch.

2.3.2.3 Aus den Anfängen der katholischen Kirche im Daglinger Reich

Der erste Erzbischof von Gnesen wurde der Bruder des Märtyrers Adalbert, Radim Graudentius. Der Erzbischof von Gnesen war nicht deutscher Reichsfürst. Er war im Daglinger Reich die Spitze der Kirchenhierarchie und wurde damit nach Verselbständigung Polens die Spitze der polnischen Staatskirche. Damit war 1000 n. d. Ztw. der Grundstein zu dem bis heute unheilvollen Einfluß der katholischen Kirche gelegt.

Boleslaw I. wurde 1025 von seinem Erzbischof zum König gekrönt, aber schon Boleslaw II. durch den Papst.

Genealogie der Daglinger Stammlinie um 1200, der Großpolnischen Linie bis 1926 und der Schlesischen Daglinger bis 1270

nach J. Wittmann, 1991

Genealogische Übersicht der Daglinger bis um 1200

I.	*DAGO/DAGR, gen. Miseko (poln. Mieszko I.)*	* um 922	† 25. 5. 992 gef.
	Herzog 960–992 (›miseco – rici‹)		
	∞a) 965 mit Domberta / Dubrovka		† um 977
	Tochter des Böhmerherzogs Boleslav I. (935–972)		
	b) 979/980 mit Oda		
	Tochter des Markgrafen Dietrich von Nordmark		
Kinder:	1) Gunzelin	* ?	† nach 23. 3. 937
	2) Boleslaw. I.	* 967	† 17. 6. 1025
	3) Sigrid/Gunhild	* um 967	† nach 2. 11. 1014
	∞a) 980/90 mit Erik Segersell, König v. Schweden-Dänemark, Sohn v. Harald Blauzahn		
	b) 998 mit Sven Gabelbart König von Dänemark (986–1014)		† 2. 2. 1014
	4. Geira	* ?	† ?
	∞mit Olaf Trygvason von Norwegen		
	5) Astrid/Athleit	* ?	† ?
	∞ mit Jarl Sigvald		
	6) Miseko	* ?	† ?
	∞ mit N. N. (?)	: = Sohn Dietrich	† nach 7. 7. 1032
	7) Swentibold	* nach 980	† nach 25. 5. 992
	8) Lambert	* nach 981	† nach 25. 5. 992
II.	*BOLESLAW I. ›Chrobry‹ (d. Beutereiche)*	* 967	
	Herzog 992–1024, König 1024–1025	– Grabmal im Dom zu Posen	
	∞a) 984 mit Thyre, † 985/86; To. König Haralds Blauzahn/Dänemark.		
	b) 986 mit Judith, † 986/87; To. Herzogs Geiß/Ungarn		
	c) 987 mit Eminild, † 1017; To. des Fürsten Dobrimir (Rurikiden)		
	d) 1018 mit Oda, To. des Ekkehard von Meißen		
Kinder:	1) Tochter (?)	* 984/85	† ?
	2) Sohn (?)	* 985/86	† ?
	3) Bezprim	* 986/87	† 1032 ermordet
	– gibt Kaiserkrone 1031 an Kaiser Konrad II. zurück –		
	4) Tochter (?)	* 988	† ?
	5) Reglinidas	* 989	† 21. 3. 1014
	∞ 1002/03 mit Hermann, Markgraf von Meißen,		† 1031/32
	–beide als Stifterfiguren im Naumburger Dom –		
	6. Miseko II. Lambert	* 990	† 10. 5. 1034
	7) Tochter (?)	* nach 991	† nach 14. 8. 1018
	∞ vor 1013 mit Rurikidenfürst Swatopolk I. von Turow/Kiew		
	8) Otto	* 1000	† 1033
	9) Mathilde	* nach 1017	† nach 1035
	∞ 1035 mit Otto von Schweinfurt		
III.	*MISEKO II. LAMBERT*	* 990	† 10. 5. 1034
	Herzog 1025–1031, 1032–1034 – läßt sich 1025 widerrechtlich krönen –		
	∞ 1013 mit Richenza, Tochter des Herenfried Ezo von Lothringen (Nichte von Kaiser Otto III.) – Richenza wird 1034 vertrieben		
Kinder:	1) Boleslaw der Vergessene	* 1014/1015	† vor 1038
	2) Kasimir I. Karl	* 25. 7. 1016	† 28. 11. 1058
	3) Tochter (?)	* ?	† nach 1052
	∞ 1039/42 mit Bela I. von Ungarn		† 1063
	4) Gertrud	* ?	† 4. 1. 1108
	∞ vor 1050 mit Izieslav von Känugard/Kiew		† 3. 10. 1078

IV. KASIMIR I. KARL der Erneuerer	* 25. 7. 1016	† 28. 11. 1058
Herzog 1034–1058 – vertrieben von 1037–1039		
oo 1038/39 mit Dobronega Maria, † 1087; To. Wladimirs I. des Heiligen von Känugard/Kiew		
Kinder: 1) Boleslaw II. der Kühne	* 1039	† 1081
2) Waldislaw I. Herman	* 1040	† 4. 6. 1102
3) Swatana	* 1041/48	† 1. 9. 1126
mit Wratislaw II., Herzog + König von Böhmen		† 1092
4) Mesiko	* 16. 4. 1045	† 6. 12. 1065
5) Otto	* 1046	† um 1048
V.A. BOLESLAW II. der Kühne	* 1039	† 1081
Herzog 1058–1076, König 1076–1079		
oo 1065 mit Viseslava, Tochter des Rurikidenfürsten Swistoslaw		
Sohn: Mesiko	* 1069	† 1088 vergiftet
oo mit Tochter eines Rurikidenfürsten		
(Boleslaw II. wird 1079 von Bruder Wladislaw vertrieben)		
V.B. WLADISLAW I. Hermann	* 1040	† 4. 6. 1102
Herzog 1080–1102		
oo a) mit Judith, † 25. 12. 1085, Tochter des Wratislaw II. v. Böhmen		
b) 1088 mit Judith, Tochter des Kaisers Heinrich III. (Schwester von Heinrich IV.)		
Kinder: 1) Zbigniew	* ?	† 1113 nach Blendung
Herzog 1093, 1102–1107, Teilhzg. 1097 in Großpolen m. Kujaw. (von Bruder Boleslaw III. vertrieben)		
2) Boleslaw III. Schiefmund	* 20. 8. 1086	† 28. 10. 1138
3) Tochter (?)	* nach 1088	† vor 12. 5. 1112
oo vor 1108 mit Joroslaw I. von Kiew		† 1123
4) Agnes	* 1090	† um 1126/27
5) Adeleide	* 1090/91	† 25. 3. 1118
oo vor 1118 mit Kkgr. Diepold III. der Nordmark		† 1146
VI. BOLESLAW III. Schiefmund	* 20. 8. 1086	† 28. 10. 1138
Herzog von Kleinpolen 1102–1107, von Großpolen 1102–1138		
oo a) 1103 mit Zbislawa, † um 1108; To. Swatopolks I. von Turow/Kiew		
b) 1113 mit Saloma, † 1114; To. von Graf Heinrich von Berg (Schwager von Bischof Otto von Bamberg)		
Kinder: 1) Wladislaw II. der Vertriebene	* 1105	† 30. 5. 1159
Herzog 1138–1146		
Stammvater der schlesischen Daglinger/›Pisaten‹		
oo a) 1125/27 mit Agnes von Babenberg,		† 1157
To. von Leopold III. von Österreich		
b) ? mit Christine, To. Albrechts des Bären		
– verzweigte schles. Linien sterben zwischen 1335 und 1675 aus –		
(Forts. vgl. gesonderte Übersicht A)		
2) Sohn (?)	* 1107/08	† nach 1109
3) Tochter (?)	* 1111	† ?
oo 1124 mit Hzg. Vsevolod von Murom (Kiewer Reich)		
4) Luitgard	* 1115/16	† nach 1138
5) Richenza	* 1116	† nach 1155
oo a) 1129/30 mit König Magnus von Schweden-Dänemark		
b) 1135/36 mit Vsevolod von Naugard/Nowgorod		
c) nach 1139 mit Herzog Swerker I. von Schweden		† 1155
6) Tochter (?)	* nach 1119	† ?
oo 1132 mit Markgraf Konrad der Nordmark		† 1133
7) Sophia	* ?	† 10. 10. 1136

8) Kasimir	* 6. 8. 1122	† 19. 10. 1131
9) Gertrud	* 1123/24	† 7. 5. 1160
10) Boleslaw IV. Kraushaar	* 1125	† 3. 4. 1173
Herzog 1146–1173, bis 1163 mit Schlesien		
oo a) 1137 mit Verchuslawa von Naugard/Nowgorod		
b) um 1160 mit Maria		† nach 1167
Kinder: 1) Boleslaw	* um 1156	† 1172
2) Tochter (?)	* vor 1160	† nach 1178
3) Leszek	* 1160/65	† nach 1186
Herzog von Masowien und Kujewden		
– altsomatische Linie stirbt mit Leszek 1186 aus –		
11) Miseko III. der Alte	* 1126/27	† 13. 3. 1202
Herzog 1173–1177 und 1194–1202		
– großpolnische Linie stirbt mit Przemysl II. 1296 aus –		
12) Heinrich von Sandomir	* 1227/31	† 18. 10 1166 gef.
13) Dobronega	* vor 1129	† nach Okt. 1147
oo um 1142 mit Mkgr. Dietrich von Meißen		† 9. 2. 1185
14) Judith	* nach 1130	† zw. 1170/76
oo 1148 mit Otto I. von Brandenburg, Sohn Albr. des Bären		
15) Agnes	* 1137/38	† nach 1182
oo 1151/52 mit Rurikidenfürst Micislaw II.		
16) Kasimir II. der Gerechte	* 1138	† 5. 5. 1194
Herzog 1177–1194		
– kleinpolnische Linie stirbt mit König Kasimir III. 1370 aus –		

Genealogische Übersicht der schlesischen Daglinger

A Linie Schlesien, Breslau, Liegnitz, Brieg

I WALDISLAUS II. Der Vertriebene	* 1105	† 30. 5. 1159 im Exil
Herzog von Krakau und Schlesien 1138–1146		
oo a) 1125/27 mit Agnes von Babenberg		† nach 1157
Tochter von Leopold von Österreich		
b) ? mit Kristine, To. Albrechts des Bären v. Brandenburg		
Kinder: 1) Boleslaus I. der Lange	* nach 1129	† 7. 12. 1201
2) Mesko I. der Gehbehinderte	* um 1238	† 16. 5. 1211
3) Konrad von Glogau	* um 1139	† 19. 2. 1203
4) Reinhild/Richza	* 1128/38	† 1185
oo a) 1152 mit König Alfons VIII. von Kastilien		
b) 1161 mit Graf Raimund II. v. Berengar/Prov.		
5) Albert	* ?	† 10. 7. 1168
IIA BOLESLAUS I. der Lange	* nach 1129	† 8. 12. 1201
Herzog von Schlesien 1163–1201		
oo a) 1141 mit Wenzeslawa, To. Großßfürsts Vserolod von Kiew		
b) vor 1163 mit Adelheid von Sulzbach		
Kinder: 1) Jaroslaw	* ?	† 22. 3. 1201
Herzog v. Oppeln ab 1197, Bischof von Breslau ab 1. 6. 1198		
2) Alga	* ?	† ?
3) Boleslaus	* ?	† 18. 7. nach 1201
4) Konrad	* ?	† ?
5) Johann	* ?	† nach 1163
6) Heinrich I. der Bärtige	* 1165/70	† 19. 3. 1238
7) Adelheid	* ?	† ?
oo ? mit Mkgr. Diepold III. von Mähren		
8) Berta	* ?	† ?
9) Wladislaus	* ?	† ?

IIB	*MESKO I. der Gehbehinderte*	* um 1138	† 16. 5. 1211
	Herzog von Ratibor-Teschen 1163–1211, von Oppeln 1202–1211		
	∞ ? mit Ludmilla † 20. 10. 1211		
	Kinder: 1) Kasimir I.	* 1178/79	† 13. 5. 1229/30
	Herzog von Oppeln/Ratibor 1211–1229/30		
	∞ ? mit Viola von Bulgarien		† 7. 9. 1251
	4 Kinder: Mesko II., Waldislaw, Wenzislawa, Euphrozine		
	Fortsetzung Linie Ratibor, Oppeln, Cosel-Beuthen		
	2) Ludmilla	* ?	† ?
	3) Agnes	* ?	† ?
	4) Euphrozine	* ?	† ?
	5) Boleslaus	* ?	† ?
III	*HEINRICH I. der Bärtige*	* 1165/70	† 19. 3. 1238
	Herzog von Schlesien 1201–1238, zeitw. Von Krakau und Großpolen		
	∞ um 1186 mit Hedwig von Andechs u. Meran	* 1174 † 15. 10. 1243 – hl. Gesprochen 26. 3. 1267	
	Kinder: 1) Boleslaus	* ?	† 10./11. 9. um 1208
	2) Sophia	* ?	† ?
	3) Agnes	* ?	† ?
	4) Konrad	* nach 1191	† 1235/37
	5) Heinrich II. d. Fromme	* um 1191	† 9. 4. 1241 gef.
	6) Gertrud	* ?	† nach 1267
	verlobt mit Pfalzgraf Otto von Wittelsbach († 1209)		
	Nonne (1212) und ab 1232 Äbtissin im Kloster Tebnitz		
	7) Sohn (?)	* 25. 12. 1208	† ?
IV	*HEINRICH der Fromme*	* um 1191	† 9. 4. 1241 gef.
	Herzog von Schlesien 1238–1241, von Krakau und Großpolen		
	∞ a) 1216 mit Anna, To. Ottokars I. von Böhmen		† 23. 6. 1265
	b) vor 1163 mit Adelheid von Sulzbach		
	Kinder: 1) Boleslaus II.	* um 1224/30	† 1278
	2) Mesko	* ?	† 1241/42
	3) Hedwig	* ?	† 3. 4. 1318
	4) Agnes	* 1220/22	† nach 1278
	5) Gertrud	* nach 1220	† 1244/47
	∞ mit Hzg. Boleslaw I. von Sandomir u. Masowien		
	6) Elisabeth	* ?	† 16. 1. 1265
	Nonne im Kloster Trebitz bis 1244		
	∞ 1244 mit Przemyl I. v. Posen, Kalisch		† 4. 6. 1257
	7) Konstanze	* ?	† 21. 2. 1257
	∞ 1239 mit Kasimir I. von Kujawien		† 14. 11. 1267
	8) Heinrich III. v. Breslau	* um 1229	† 13. 12. 1266
	9) Konrad I.	* ?	† 6. 8. 1273
	Herzog von Glogau 1249–1273		
	Fortsetzung Linie Glogau, Sagan, Oels		
	10) Waldislaw	* um 1273	† 24. 4. 1270
	Erzbischof von Salzburg		
	PREZMYSL I.	* 1220	† 4. 6. 1257
	Herzog von Posen, Kalisch, Gnesen		
	∞ 1244 mit Elisabeth, To. Hzg. Heinrichs II. v. Schlesien		† 16. 1. 1265
	(vorher Nonne in Trebnitz)		
	Kinder: 1) Konstanze	* 1245/46	† 8. 10. 1281
	∞ 1260 mit Mrkg. Konrad I. von Brandenburg		
	2) Euphrozine	* um 1247/48	† 17. 2. 1298
	Äbtissin in Trebnitz		

3) Anna	* 1253	† nach 26. 6. 1295
Äbtissin in Owinsk		
4) Euphemia	* 1253	† 5. 9. 1298
Nonne in Breslau		
5) Przemysl II.	* 14. 10. 1257	† 8. 2. 1296 ermordet
Herzog von Großpolen, Krakau, Posen, Pommerellen,		
König von Polen 1295–1296		
∞ a) um 1273 mit Ludgarda, To. Hzgs. Heinrich I. v. Mecklenburg		
b) 1285 mit Richenza, To. König Waldemars von Schweden		
c) 1293 mit Margarete, To. Mrkg. Albrecht II. von Brandenburg		
Tochter: Richenze/Elisabeth	* 1. 9. 1288	† 19. 10. 1335
∞ a) 1303 mit König Wenzel II. Böhmen u. Polen		† 21. 6. 1305
b) nach 1306 mit Hzg. Rudolf III. von Österreich		† 4. 7. 1307
Die großpolnische Linie der Daglinger stirbt mir Przemysl II. aus		

So wie die Stadtgründungen in Polen deutschen Ursprungs waren und unter deutschem Recht standen, wurden auch die Klöster vom Deutschen Reich aus gegründet, wobei sich besonders der 1098 in Burgund entstandene Zisterzienserorden auszeichnete. Seine Klostergründungen gehen in kurzen Zeitabständen Schritt für Schritt nach Osten etwa dem Wege nach, den 800 Jahre vorher die Burgunder bei ihrer Westwanderung gezogen waren, was durch Aufnahme ethnisch Verwandter aus der jeweiligen Umgebung verständlich wird. Gründungen der Zisterzienser sind unter anderen Lond 1145, Lekno 1153, Obra 1231, Blesen 1232. Durch Peter Wlast wurden in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Anzahl von Klöstern in Schlesien gegründet, unter anderem auf dem alten heiligen Berg der Vandalen, dem Zobten. 1112 gründete er in Breslau das St. Albrechtskloster. Das Kloster Leubus in Schlesien entstand 1175.

Noch der Bischof Bogufal II. von Posen (1242–1253) schrieb, »daß kein Volk so viel Gemeinsames habe und so vertraut wäre wie die Sclavi mit den Deutschen«. Aber bereits mit dem Erzbischof Jakob II. von Gnesen (1282–1314) offenbarte sich in einem Schreiben Jakobs an die Kardinäle der römischen Kirche 1285 die erste deutschfeindliche Aktion: »Auch sonst ist durch die Einwanderung jenes Volkes [des deutschen] vielfaches Unheil über das Land gekommen; denn das polnische Volk wird durch sie unterdrückt, verachtet, in Kriegswirren gestürzt, der löblichen angestammten Rechte und Gewohnheiten beraubt. . . Schwerer Schaden droht der Kirche und unserem (dem polnischen) Volk! Aber Ihr könnt das Unheil abwenden.« (E. Wolff, 1977) Im selben Jahr beschloß die Landessynode von Lenschütz, daß die Pfarrer keine Deutschen als Lehrer in den Schulen anstellen sollten, wenn sie nicht der polnischen Sprache mächtig wären. Unterricht in deutscher Sprache wurde verboten.

Nachdem der Versuch des Krakauer und späteren Breslauer Bischofs Johann Muskata 1311, zusammen mit den Krakauer deutschen Bürgern

Die Abstammung der schlesischen Daglinger von Karl dem Großen und dem Sachsenherzog Widukind

Widukind
Herzog von Sachsen

Karl der Große
*2. 4. 742, †328. 1.
∞814 Hildegard
von Schwaben 782

Wikbert,
Graf in Westfalen,
† 843/51, ∞Ordrud

Ludwig I.
König und Kaiser
* 778, † 20. 6. 840
∞2. 819 Judith, Tochter
Welfs I., 19. 4. 843

Karl der Kahle,
König von Frankreich
*823, † 6. 10 877
∞Irmentrude, Tochter
Odos von Orléans, † 869

Waltbert
Gr. in Westfalen
†3899, ∞Altbert,
† nach 872

Liudolf I.
Herzog v. Sachsen
* um 806, †vor 29.
11. 874, ∞ um 836
Oda, Tochter des
Grafen. Billung I.,
*806, †913

Gisela
* um 820,
†nach 1. 7. 874

∞ 836/840 Eberhard
Mgf. von Friaul
† um 865

Ludwig II., der Stammler,
König von Frankreich,
*823, † 10. 4. 879
∞Adelheid

Theoderich (Dietrich)
Graf in Westfalen
*um 872, † 916/17
∞Reginhild, Tochter
Gottfrieds, Graf in
Friesland († 885),
*um 860

Otto,
Herzog von Sachsen
* um 836, †30. 11.
912

∞um 869
Hedwig,
†24. 12. 903

Berengar I.,
Mgf. Friaul, König
von Italien, röm.
Kaiser, *wohl 850/60
† 7. 4. 924, ∞ N.N.

Karl der Einfältige,
König von Frankreich
*17. 9. 879, † 7. 10. 929
∞2. 919 Edgiva, Tochter
Eduards I. von England
† nach 951

Mathilde, ∞ II
* um 890, † 968)

Heinrich I.,
deutscher König
s. 14. 4. 919
* um 876, †32. 7 936
(Memleben)

Gisela
∞Adalbert, Mgf. von
Ivrea, † vor 925

Ludwig IV., der
Überseeische, König von
Frankreich
*wohl 921, † 10. 9. 954

∞ 929 Gerberga
von Deutschland
*913/14, † 5. 1. 969

Otto I., der Große
Deutscher König u.
römischer Kaiser
*23. 10. 912,† 7.5. 973

Berengar II.,
König von Italien,
† 966, ∞ Willa

∞ I. Edighita, Tochter
König Eduards I. von
England †946

∞ II., 10. 951 Adelheid
von Burgund,
*931/32, † 16. 12. 999

Mathilde von Frankreich

Luitgard,
†953, ∞ Konrad der
Weisen, der Rotem
Herzog von Franken u.
Lothringen, †10.8. 955

Otto II.,
deutscher König u.
römischer Kaiser
937–983, ∞ Theophano
v. Byzanz

Adalbert, König
von Italien †968

Otto, Herzog v. Kärnten
†1004, ∞ Judith

Mathilde v. Sachsen
†13. 9. 1025 ∞ 991 Ezo,
Rheinpfalzgr. †1034

Richenza v. Lothringen
†1065 in Saalfeld, ∞1013 Misika II.
Lambert, Herzog v. Polen
seit 1025, †1034

Kasimir. Herz. v. Polen
1034–1058

N. (Tochter 1107, ∞ Isralaw I.,
Gf. v. Kiew 1025–1078

Krakau unter böhmischen Einfluß zu bringen, gescheitert war, kam es 1312 zu Pogromen gegen Deutsche. Dem Bischof war 1306–1308 vom Gnesener Erzbischof der Prozeß gemacht worden, weil es hieß, er habe Land, Volk und Sprache der Polen zu vernichten versucht. Ab 1312 wurden die Krakauer Stadtbücher nicht mehr in deutscher, sondern in lateinischer Sprache geführt. Ein päpstlicher Legat bat den Papst, den altersschwachen Nachfolger von MUSKATA auf dem Breslauer Stuhl rechtzeitig durch einen Polen zu ersetzen, damit das Bistum nicht in die Hände eines Deutschen fiele, obwohl Schlesien seit 1163 zum Deutschen Reich gehörte.

1320 wird Krakau als die Stadt mit den meisten deutschen Einwohnern zur Residenz des polnischen Königs. Noch 1485 schuf dort Veit STOSS für die Marienkirche der Deutschen seinen großen Altar. Und infolge sich abzeichnender nationalistischer Strömungen nach dem Tode des Königs KASIMIR IV. im Jahre 1492 kehrte Veit STOSS nach 19 Jahren 1496 wieder nach Nürnberg zurück. 1535 wurde vom König die Teilnahme der Deutschen an den Vormittagsgottesdiensten in der Marienkirche verboten.

2.3.2.4 Die Geschichte Schlesiens bis zur Eingliederung in das Deutsche Reich

Zu beiden Seiten der oberen Weichsel bis zu den Karpaten und Sudeten bestand seit Ende der Völkerwanderung das Reich der Wislanen (germanisch nach Weichsel). Es umfaßte Restbevölkerungen der Illyrer, Kelten, Sarmaten, Germanen sowie Ostvandalen. Die Hauptburg hieß nach den Chorwaten Chorwat (= Krakau). 875 hatte SWATOPULK das Krakauer Gebiet für das Großmährische Reich erobert. Nach dessen Ende 907 kamen Mähren und Schlesien zu Böhmen. Herzog WRATISLAW I. von Böhmen gründete Wratislawa (= Breslau), sein Sohn BOLESLAW I. gründete Boleslawa (= Bunzlau) im Bobergau. BOLESLAW II. eroberte bis 1000 ganz Schlesien. Da Böhmen seit 929 in Lehensabhängigkeit ein Teil des Deutschen Königreiches, des *Regnum theodiscum*, war, gehörte Schlesien bereits vor der Entstehung des Reiches der Daglinger zu diesem.

Nach dem Eheschluß des ersten Herrschers im Daglinger Reich mit DUBROWKA, der Tochter des Přemyslidenherzogs BOLESLAW I., nahm er 966 mit seinen Großen das Christentum von Böhmen aus an. Nach dem Tod von DUBROWKA und Kämpfen mit Böhmen erweiterte MISEKO ab 990 sein Reich auch nach Süden. Der Sudetenkamm wurde um 1000 erreicht und Oberschlesien jedoch ohne den Glatzer Kessel 999 erobert. Nach Gründung des Erzbistums Gnesen im Jahre 1000 wurde auch das Bistum Breslau von dort aus errichtet. MISEKOS Sohn BOLESLAW I. führte mit Kaiser HEINRICH II. Krieg, eroberte Ober- und Niederlausitz, mußte 1005 die Lehenshoheit des Deutschen Reiches anerkennen und erhielt Ober- und

Niederlausitz als Reichslehen. Nach dem Tod BOLESLAWS mußte sein Sohn, MISEKO II., 1031 auf Pommern, Mähren und die beiden Lausitzen verzichten und den Kaiser KONRAD II. auf dem Reichstag zu Merseburg huldigen. Nach BOLESLAWS Tod 1025 eroberte der Böhmenherzog BRETISLAW I. (1034–1055) Schlesien. Die Witwe MISEKOS, RICHENZA, Nichte Kaiser OTTOS III., wurde mit ihrem unmündigen Sohn KASIMIR vertrieben. Zugleich brach ein heidnischer Aufstand im Daglinger Reich aus, der das Christentum weitgehend vernichtete. Nachdem KASIMIR sein Reich 1039 wieder erlangt und Schlesien 1050 zurückerobert hatte, mußte er im Vertrag von Quedlinburg 1054 an Böhmen einen jährlichen Tribut zahlen. Das bedeutete die Anerkennung der Oberhoheit von Böhmen und auch die des Deutschen Reiches, da Böhmen ein Teil des Deutschen Reiches war. Doch schon BOLESLAW II. (1058–1079) weigerte sich, diesen Tribut zu leisten, der bis 1278 wiederholt Anlaß zu Kriegen war. Wegen der Nichtbezahlung fiel der Böhmenherzog BRETISLAW II. (1092–1100) in Schlesien ein und eroberte es. Er wurde vom polnischen Statthalter in Schlesien und dem Kastellan von Breslau, dem Wikinger Graf MAGNUS, dem Vater von Peter WLAST, unterstützt, weil BOLESLAW II. landfremde Amtsträger in Schlesien eingesetzt hatte. Der Daglinger BOLESLAW III. (1102–1138) gewann Schlesien zurück. Nach neuen Kämpfen zwischen Böhmen und den Daglingern erschien BOLESLAW III. 1135 auf dem Reichstag zu Merseburg, leistete den Tribut an Böhmen und erkannte die Lehenshoheit des Kaisers über Pommern und Rügen an. Von da an gehörte Pommern zum Deutschen Reich.

Bei der Teilung des Daglinger Reiches nach dem Tod BOLESLAWS III. erhielt der älteste Sohn WLADISLAW (geb. 1138, vertrieben 1146, gest. 1159) das Seniorat, Krakau und Schlesien. Er wurde mit dem ihn unterstützenden Peter WLAST 1146 vertrieben. Der nachfolgende Herzog von Schlesien wurde von Kaiser BARBAROSSA besiegt. 1163 wurden von ihm die Söhne des WLADISLAW, die auf der Burg Altenburg in Thüringen erzogen worden waren, gemeinsam in das Herzogtum Schlesiens eingesetzt. Sie zahlten einen Tribut an den Kaiser, was die Anerkennung seiner Oberhoheit bedeutete.

Nach dem Tod eines von ihnen, von BOLESLAW, wurde Schlesien unter die zwei anderen geteilt. MISEKO (1163–1211) erhielt mit Oberschlesien, Ratibor und Teschen den kleineren Teil. 1202 wurde Schlesien auch erbrechtlich geteilt. HEINRICH I. von Schlesien (1201–1238) gewann Teile der Lausitz und schließlich das Seniorat in Krakau. Er war mit HEDWIG aus dem Hause Andechs-Meran verheiratet. HEINRICH II. (1238–1241) war Herzog von Schlesien, Krakau und Großpolen. Er fiel am 9. April 1241 in der Schlacht von Liegnitz gegen die Mongolen. Unter seinem Nachfolger BOLESLAW II. (1242–1248, dann Herzog von Liegnitz 1248–1278) ging der außerschlesische Besitz verloren. Das Land Lebus an der Oder kam an das Erzbistum Magdeburg und an Brandenburg. Aus Erbstreitigkeiten der schlesischen Herzöge entstand 1253 das Herzogtum Glogau.

Vom Nachfolger HEINRICH III. (1248–1266) erhielt Breslau 1261 das Magdeburger Stadtrecht und wurde Oberhof des Magdeburger Rechts für ganz Schlesien. Sein Bruder LADISLAW war Kanzler beim böhmischen Herzog und König OTTOKAR. Die schlesischen Herzöge nahmen an dessen Königskrönung 1261 teil. Für HEINRICH IV. (1270–1290), der am Prager Hof erzogen worden war, übte bis zu dessen Regierungsübernahme 1270 sein Oheim LADISLAW als Erzbischof von Salzburg die Vormundschaft aus. 1268 wurde Ladislaw zum Bischof von Breslau gewählt. Nachdem nicht OTTOKAR, sondern RUDOLF VON HABSBURG zum deutschen König gewählt worden war, begann der Kampf zwischen beiden, der mit OTTOKARS Tod 1278 auf dem Schlachtfeld endete. Im selben Jahr wurde HEINRICH IV. mit der Huldigung vor RUDOLF Reichsfürst (L. PETRY u.a., 1961). König JOHANN von Böhmen brachte zwischen 1326 und 1336 schließlich alle schlesischen Herzöge zur Lehenshuldigung für Böhmen und zog 1335 das Herzogtum Breslau ganz ein. Mit dem Verzicht KASIMIRS II. von Polen auf ganz Schlesien 1335 im Vertrag zu Trentschin zwischen ihm und König JOHANN war der ab 1054 stückweise vollzogene Gebietsübergang an das Deutsche Reich vollendet. Bis dahin hatte Schlesien mit Unterbrechungen nur von 1000 bis 1163 zum Daglinger Reich gehört, was zudem in dieser Zeit lehensabhängig vom Deutschen Reich war. Die heutige polnische Behauptung, »Schlesien ist urpolnisches Land«, ist eine Geschichtsfälschung.

Die Besiedelung Schlesiens mit Deutschen ist erstmalig in der Gründungsurkunde des Zisterzienserklosters Leubus von 1175 mit der Absicht, Deutsche auf dem Klosterbesitz anzusiedeln, angeführt und sollte sie vom polnischen Recht befreien. Da BOLESLAW I. von Schlesien sich erst um 1240 eine Kanzlei, die beurkunden konnte, zulegte, sind alle vorhergehenden Urkunden von den Empfängern geschrieben (Empfängerurkunden). Es ist deshalb erklärlich, daß besonders in den ersten Leubuser Urkunden die ostvandalischen Ortsnamen teilweise verdeutscht wiedergegeben wurden.

Da die bäuerliche Besiedlung erst in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in Gang kam, läßt sich aus den 190 Ortsnamen dieser Urkunden (alphabetisch aufgeführt ohne Zitat in Literaturbeilage d. *Schlesischen Provinzblätter* 1822) mit Vergleich dieser Namen in den ersten urkundlichen Erwähnungen (*Schlesisches Urkundenbuch* von 1963) mit den Daten der Verleihung des deutschen Rechts, das gewöhnlich zu Beginn der Besiedlung verliehen wurde, erschließen, welche Ortschaft damals nicht von Ostvandalen bewohnt war.

Die Besiedelung durch Rodung außerhalb des weitgehend waldfreien Altsiedellandes begann etwa um 1215, nachdem das Kloster Leubus bis 1227 fünfhundert Hufen Wald bei Goldberg erworben hatte, wo bereits

nach 1163 deutsche Bergleute im Goldbergbau tätig geworden waren. Neben den Klöstern erfolgte die Besiedlung durch Grundherren, welche Boleslaw aus dem deutschen Exil als Gefolgsleute mitgebracht hatte (E. Schilling, 1938). Im Rodungsgebiet erfolgte die Besiedlung in Form von Waldhufendörfern mit fränkischen Hufen zu 24,2 ha. Um 1330 hatte Schlesien 120 deutschrechtliche Städte und eine Bevölkerung von 430000 bei 10,7 Einwohnern/km², örtlich wie im Archidiakonat Neisse 17,3 Einwohnern/km² (W. Kuhn, 1984).

2.3.3. Die Waräger in Rußland

Nach der Völkerwanderung war der Wanderweg nach Süden weichselaufwärts durch rückwandernde Ostvandalenstämme gesperrt, so daß neue Wege zum Schwarzen Meer gefunden werden mußten. Diese führten ostwärts im Bogen um diese Stämme herum, einmal durch die Finnische Bucht, den Ladogasee, über den Wolchow zum Ilmensee, dann über kürzere Landstrecken zur Wolga und zum anderen durch die Bucht von Riga, die Düna aufwärts und über Land zum Dnjepr. Auf dem ersten Weg wurden um 850 am Ausfluß des Wolchow aus dem Ladogasee Aldeijuborg (Staraja Ladoga) und durch Rurik 862 Holmgard (Gorodischtsche) und 1044 Nowgorod gegründet (Abb. 103).

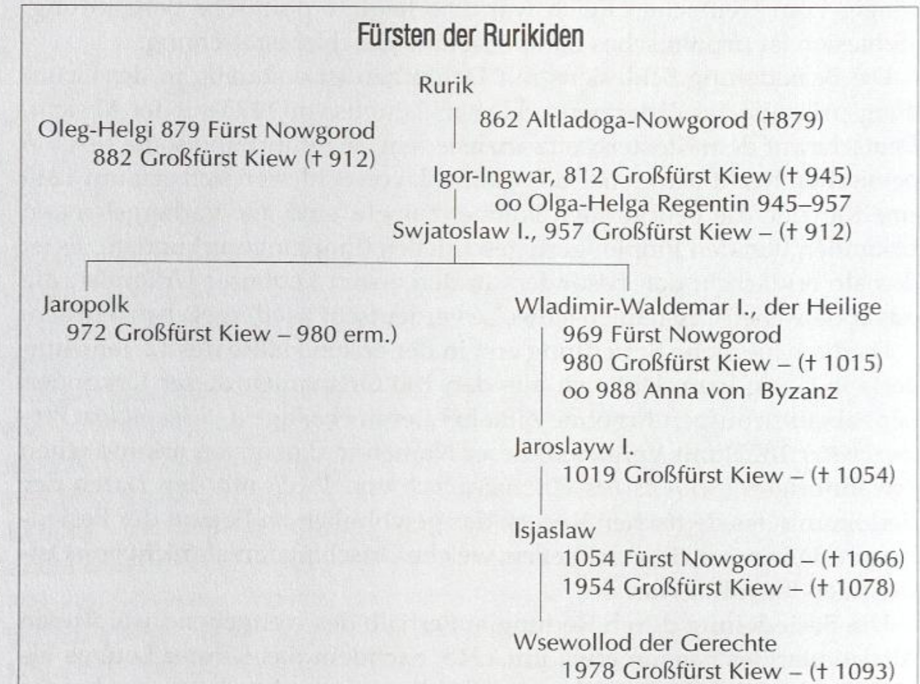


Tabelle nach: D. Schwennicke, *Europäische Stammtafeln*, Bd. 2, Marburg 1984.

Nachdem zwei Waräger, Askold und Dyr, 864 Kiew erobert hatten – sie waren angeblich von den Ostvandalen gegen die Chasaren zu Hilfe gerufen worden –, wurden diese 862 von Rurik besiegt. Rurik machte Kiew zur Hauptstadt seines Reiches, das die Waräger ›Gardarike‹ nannte. Sie selbst nannten sich Rus. Nach Oleg herrschte dort Ruriks Sohn Ingvar (Igor) von 912 bis 945, der bereits mit einer großen Flotte den Dnjepr abwärts fuhr und Miklagard (Byzanz) zweimal angriff. Nach ihm herrschte seine Witwe Helga (Olga), die anläßlich eines Besuches von Byzanz getauft wurde. Ihr Sohn Swjatoslaw (945–973) wurde wieder Heide. Dessen Sohn Waldemar (Wladimir, 980–1015) ließ sich 988 in Byzanz taufen und erhielt die byzantinische Kaisertochter Anna zur Frau. Ihre Schwester Theophanu war die Frau Kaiser Ottos II. Das griechisch-byzantinische Christentum wurde Staatsreligion mit der Einführung einer Kirchensprache, die im Reich Waldemars überall verstanden werden konnte. Aus ostvandalischen Dialekten wurde diese Kirchensprache, die Glagoliza (s. auch Kap. 2.2.12.3.2) von Method und Kyrill entwickelt. In der *Nestorchronik* ist beschrieben, wie die nordgermanisch sprechenden Kinder der Waräger darin zwangsweise unterrichtet wurden. Zur 1000-Jahr-Feier dieses Ereignisses 1988 wurden Method und Kyrill zu Europaheiligen erhoben.

Bei Kriegsfahrten größerer Flotten mit angeblich bis zu mehreren hundert Schiffen mit je vierzig Mann Besatzung die Wolga abwärts wurde auch die Hauptstadt Itil des Chasarenreiches im Wolgadelta zerstört. Mit der Heirat Annas wurde anstatt des byzantinisch-chasarischen Bündnisses das byzantinisch-warägische abgeschlossen, und 1016 wurden die Chasaren von Byzantinern und Warägern besiegt.

Der Sohn Waldemars, Jaroslaw (1019–1054), verheiratete zwei seiner Söhne mit deutschen Fürstentöchtern, und drei seiner Töchter waren mit den Königen von Norwegen, Frankreich und Ungarn verheiratet. Auf unterer Ebene gingen die Verwandtschaften weiter, so war Peter Wlast (922–1193), der bei der Wiederangliederung Schlesiens an das Deutsche Reich eine Rolle spielte (s. Kap. 2.3.2.4), sowohl selbst teilweise warägischer Abstammung als auch mit einer Warägerin verheiratet. Nach dem Tod Jaroslaws im Jahre 1054 zerfiel das Großfürstentum Kiew. Eines seiner Nachfolgefürstentümer, Nowgorod, bestand bis 1478. 1079 bis 1093 war Vsevolod Fürst in Kiew. Seine Tochter Adelheid (Eupraxia) war mit Kaiser Heinrich IV. in zweiter Ehe verheiratet. Im Jahre 1240 kam der östliche Teil des Kiewer Reiches unter mongolische Herrschaft. Schon 1223 waren die Mongolen zum ersten Mal ins Warägenreich eingefallen.

Schon vor Waldemar hatten die byzantinischen Kaiser eine warägische Leibwache. Mit aus byzantinischen Diensten Entlassenen gelangten griechische und andere orientalische Münzen nach Schweden. Aus ihrem Gold wurden in der Vendelzeit (600–800 n. d. Ztw.) die hochkünstlerischen

Goldhalskragen angefertigt, die, nach Abnützungsspuren zu urteilen, nicht nur an Festtagen getragen wurden.

Soweit in den gemeinsam bewohnten Orten nicht schon Vermischungen mit Finnen eingetreten waren, entstanden unter mongolischer Herrschaft ethnische Beimischungen asiatischer Art. Vermischungen von Nordgermanen mit Ostvandalen und deren Assimilation sind anthropologisch infolge anthropologischer Identität nicht nachweisbar (s. Kap. 4), da die ostvandalischen Stämme ihre germanische Identität bis nach 1100 behielten.

2.3.4 Die Prußen

Das Wohngebiet der Prußen, das seit den ersten Nachrichten über sie fast gleich zwischen Weichsel, Memel und Masuren geblieben war, wurde von der Trichterbecherkultur (Abb. 14) überdeckt und danach von der Sonderausbildung der Schnurkeramik, der Haffküstenkultur (Abb. 15), die sich von der Weichsel bis zur Düna erstreckte.

In der Bronzezeit folgten im ehemaligen Gebiet der Schnurkeramik der rheinische, danubische, Lausitzer und der baltische Kreis, von denen die ersten beiden westlich und südlich des germanischen Kreises in den Urnenfelderkulturen aufgingen und dann die Brandbestattung übten. Der letzte blieb bei der Körperbestattung in der Hockerform. Der baltische Kreis folgte ortskonstant im Gebiet der Haffküstenkultur (L. Kilian, 1980) mit Bestattung in Hügelgräbern mit äußeren Kreisgräben und Steinkreisen. Gegen Ende der Bronzezeit entstand in Pommern die Gesichtsurnenkultur der Bastarnen, die sich bis zum Ende der Bronzezeit bis zur Weichsel ausdehnte (Abb. 55) und den baltischen Kreis bis dorthin zurückdrängte.

In der Bronzezeit herrschte im baltischen Kreis lückenlose kulturelle Fortentwicklung. Die Bestattung in Hügelgräbern wurde im Westen bis zur Weichsel ab dem Jahre 0 von der Bestattung in Flachgräbern abgelöst. Damit entstand mit der Aufspaltung des baltischen Kreises in die Prußen und die Letten das Volk der Prußen.

Nach dem Abzug der Bastarnen waren ab 200 v. d. Ztw. die Goten im Gebiet der unteren Weichsel. Nach dem Abzug der Goten nach Süden und Südosten folgte die Einwanderung der Ostvandalen aus dem Entstehungsgebiet der Urslawen. Deren Einflüsse sind wohl auch sprachlich auf die Prußen nicht groß gewesen. Nach 500 schließlich wurden die Prußen von den Wikingern überschichtet. Wie weit die Vermischung mit ihnen gegangen ist, ist infolge der anthropologischen Gleichheit nicht zu ermitteln (L. Kilian, 1980).

Von den dreißig im Gebiet der baltischen Stämme zwischen Weichsel, oberem Dnjepr und der Bucht von Riga gemessenen Schädeln (G. Cesny, 1986), welche die Prußen einschließen und die den sehr einheitlichen Mittelwert des Längen-Breiten-Index $I_1 = 72{,}7$ für Männer mit $v_1 = 1{,}6$ besitzen, unterscheidet sich die Teilmenge der Prußen mit $n = 10$ und $I_1 = 72{,}6$ praktisch nicht. Die baltischen Stämme und die Prußen sind anthropologisch unvermischte Nachkommen der Indogermanen.

Die neolithische Kammkeramik, die bis nach Ostpreußen und in das nördliche Polen reichte, deren Träger kurzköpfig waren, wurden von den Trägern der Schnurkeramik, Haffküstenkultur und Bootaxtkultur zurückgedrängt (G. Asmus, 1966), ohne daß Vermischungen beobachtet wurden. Dieses Gebiet blieb offenbar bis in die Bronzezeit ethnisch konstant und mündete dann in die Prußen. Diese legten in großen Flachgräberfeldern Brandgräber an, denen reich ausgestattete Körpergräber mit Pferdegräbern eingeschaltet waren.

Das Ende der Prußen begann mit ihrer Christianisierung, die zunächst abgewehrt werden konnte, indem Adalbert von Prag 997 und Bruno von Querfurt 1009 erschlagen wurden. Herzog Konrad von Masowien (1206–1247) rief den Deutschen Ritterorden unter Hermann von Salza herbei, der ab 1231 in 50 Jahren die Prußen unterwarf.

Die baltischen Sprachen werden heute der Satemgruppe zugerechnet. Da die Sprache der Prußen Ähnlichkeiten mit der der Slawen aufweisen soll, deren Ursprache mit ihrer Ethnogenese aus Germanen nicht der Satemgruppe der indogermanischen Sprachen angehört, wird auch die Zurechnung der Sprache der Prußen und dann die der baltischen Stämme zur Satemgruppe fraglich.

Mit dem Neustamm der Ostpreußen aus Prußen, Germanen und Wikingern entstand ein deutscher Stamm aus sehr einheitlicher indogermanischer Wurzel.

2.4. Nichtindogermanische Völker in Osteuropa

2.4.1 Die Ungarn

Die Sprache der Ungarn gehört zur finnougrischen Sprachfamilie und ist der Sprache der Lappen verwandt. Sie wohnten westlich des Urals, und um das Jahr 0 gerieten sie unter den Einfluß der indogermanischen Alanen, die aus dem Raum zwischen der Mongolei und dem Kaukasus kamen. Nach dem Abzug der Alanen unter dem Druck der Hunnen nach Westen - sie zogen gemeinsam mit den Vandalen erst durch Südfrankreich und dann nach Spanien -, gerieten die Ungarn, die nun zwischen dem Don und dem Kuban wohnten, von 700 bis 900 unter die Oberherrschaft der Chasaren. Von etwa 830 ab siedelte der Hauptteil der Ungarn zwischen Dnjepr und Don. Dort hatten sie die Aufgabe, die Chasaren vor dem Einfluß der Waräger zu schützen. In dieser Zeit schloß sich ihnen der chasarische Stamm der nomadischen Kabaren an und drückte den friedlich ackerbauenden Ungarn ihren asiatischen Stempel vor allem in der Kriegführung auf, der dann die Raubzüge der Ungarn bis nach Dänemark, Barcelona und Apulien bestimmte.

Im Jahre 862 eroberten die Waräger Kiew und gründeten dort das Großfürstentum Kiew mit der Oberherrschaft über die ostvandalischen Stämme, die bis dahin den Chasaren tributpflichtig waren und die Waräger zu ihrer Führung und Befreiung gerufen hatten.

Als die Petschenegen aus dem Raum zwischen Wolga und Ural nach Westen getrieben wurden, wurde die Hauptmasse der Ungarn weiter nach Westen gedrückt und eroberte bis 896 das Donau-Theiß-Becken, das nach Vernichtung der Awaren von der Donau an nach Osten herrschaftsfrei geworden war. Das karolingische Reich hatte seine Marken nach Osten über die ehemaligen römischen Provinzen Pannonia I, Valeria und Pannonia II bis an die Donau ausgedehnt, deren Einwohner nun zurückgedrängt wurden.

Auf diesem Weg nach Westen mußten die Ungarn die Hauptzugsrichtung der Waräger nach Süden kreuzen und wurden von ›Kölpeny‹ (ungarisch)-Leuten geführt, warägisch Kylfingaren.

Diese Waräger waren landeskundige Reiseführer im heutigen Sinne, die den Ungarn auch noch rieten, Pannonien zu besetzen. Ungarische Adelsgeschlechter sollen von Kölpeny-Abstammung sein. Die landnehmenden Ungarn waren mit wikingischen Waffen ausgerüstet. Auch das Schwert Stephans des Heiligen (1000–1038), das im Prager Domschatz aufbewahrt wird, sowie eine vergoldete Lanzenspitze aus Budapest (P. Paulsen, 1933) sind wikingischer Herkunft. Dieser warägisch-wikingische Einfluß hat auch dazu geführt, den Namen des ungarischen Herrschaftsgeschlechts der Arpaden nach dem Herrscher der Landnahmezeit, Arpad

(gest. 907), etymologisch germanisch zu deuten (J. Wekerle, 1993; A. Koester, 1991).

Nicht erst bei der Landnahme, sondern schon vorher um Kiew lebten Waräger mit Ungarn zusammen. Bei Hendica, Komitat Bihat im alten Siedlungsgebiet der Gepiden östlich der Theiß, fanden sich in einem ungarischen Gräberfeld nordisch betonte Skelette, davon eines mit I_1 = 66 mit nichtungarischen Beigaben (P. Paulsen, 1956).

Die Waräger hielten sogar hinter den westwärts ziehenden Ungarn die Petschenegen auf. Offensichtlich war die landnehmende Führungsschicht der Ungarn nordgermanisch durchsetzt. Arpad ließ nach Besetzung des Karpatenbeckens die damals strategisch äußersten Punkte im Nordwesten und Nordosten durch Wikinger sichern. Zehn Kilometer südöstlich von Preßburg liegt bei Oroszvar ein Gräberfeld aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, das eine Population mit einem Längen-Breiten-Maximum bei I_1 = 73,5 enthält, was auf Wikinger hinweist, neben einem Maximum bei I_1 = 80 (O. Bottyan, 1972). Der erste ungarische Chronist (Anonymus) (G. Silagi, 1991) beschreibt, daß Arpads Sohn Solm weiße Haut und blonde Haare hatte.

Da Swatopluk von Mähren sich weigerte, mit dem Frankenkönig Arnulf das alte Vasallenverhältnis zum ostfränkischen Reich zu erneuern, ging Arnulf mit den Ungarn ein Bündnis ein. Zusammen mit einem ungarischen Reiterheer besiegte Arnulf 894 das Großmährische Reich. Östlich der Karpaten waren die Ungarn auch noch von den Bulgaren angegriffen worden. Diese wurden von Arpad nach Besetzung des innerkarpatischen Beckens besiegt. Nach seiner Kaiserkrönung 896 und der Rückkehr aus Italien schloß Arnulf ein weiteres Bündnis mit den Ungarn. Von Arnulf erhielt Arpad kampflos die pannonische Mark, die seit Karl dem Grossen fränkisch-bairisch besiedelt worden war.

Vom Nachfolger Arnulfs, Ludwig dem Kind, wurde dieses Bündnis mit den Ungarn nicht erneuert. Das führte zum Bündnis der Ungarn mit den Mährern und zur Verheiratung eines Sohnes von Arpad mit einer mährischen Fürstentochter. Im Jahre 907 wurde das bairische Heer bei Preßburg vernichtend von den Ungarn geschlagen. Damit war über den Verlust von Pannonien hinaus der Verlust von Gebieten bis zur Enns verbunden. Die bairische Bevölkerung verblieb jedoch zum größten Teil in diesen Gebieten und wurde teilweise unter den eigenen Gaugrafen den Ungarn tributpflichtig. Vor den von nun an einsetzenden ungarischen Raubzügen durch das Deutsche Reich, durch Oberitalien und sogar bis in das westfränkische Reich schützte sich der bairische Herzog Arnulf 908 mit einem Stillhalteabkommen, das den Durchzug der Ungarn bei Vermeidung von Raub und Plünderung gestattete. Zum Zeichen dieser Koexistenz blieb Arnulf 911 der Königswahl in Forchheim fern (S. Vajay, 1968).

Aus ungarischen Quellen wird nichts darüber berichtet, daß bei der ungarischen Landnahme im Karpatenbecken dort etwa zu suchende Herrschaftszentren des Großmährischen Reiches (M. Eggers, 1985), die dabei vernichtet worden wären, angetroffen wurden. Dort wurden bisher keine Hinterlassenschaften von Herrschaftszentren gefunden, wie zum Beispiel an der March, die dem Großmährischen Reich, oder wie bei Klausenburg (Apahida), die den Gepiden zugeschrieben werden.

Die mit und nach den Awaren in das Karpatenbecken gekommenen Ostvandalen legten Brandgräber in Urnen vom Prager Typ mit Wellenbandverzierungen an. Die Beigaben sind ärmlich und weisen nicht auf besonderen Wohlstand und größere Machtentfaltung hin.

Das ungarisch-mährische Bündnis wurde bald gebrochen, die Mährer wurden 902 von den Ungarn besiegt, und die Kulturzentren des Großmährischen Reiches wurden zerstört. Der Teil Mährens südlich des Kammes der Beskiden und der March wurde schrittweise in die Vorverlagerung der ungarischen Grenzen bis zum Karpatenhauptkamm einbezogen. (Abb. 114). Nach der Eroberung Schlesiens griffen die Daglinger nach Westen aus und besetzten 1000 bis 1018 das Gebiet des ehemaligen Großmährischen Reiches bis zur Donau. Um 1200 wurde von den Ungarn der Beskiden-Karpatenhauptkamm erreicht, ebenso wie in Siebenbürgen der Kamm der Ostkarpaten. Diese Grenze bestand bis 1918, von 1939 bis 1945 und gilt wieder seit 1990.

Der Urenkel Arpads, Geisa (gest. 997), führte die Christianisierung der Ungarn mit deutschen Klerikern durch. Er hielt sich eine Leibwache aus Kiewer Wikingern. Seine erste Frau Saroldu war blond und Tochter eines ungarischen Statthalters aus Siebenbürgen (Gyula), der über Sikuli = Szekler, wahrscheinlich ehemalige Gepiden, herrschte. Seine zweite Frau war Adelheid, die Schwester von Dago I. In der Theiß-Ebene, dem ehemaligen Siedlungsgebiet der Gepiden, waren Arpad bei der Landnahme die Sikuli entgegengekommen (J. Wekerle, 1993). Der letzte Gepidenfürst aus dem gepidischen Siedlungsgebiet südlich der Kreisch widersetzte sich Stefan (997–1038) und wurde von ihm besiegt. Er hieß ungarisch Ajtony (Achtwin) und war ein Stammverwandter des Gyula von Siebenbürgen (S. Vajey, 1962). Auf die Szekler weisen ungarische Ortsnamen hin wie Szakul, Szokoly, Sokol, Sekal, aber auch Szekelyfalva in der Zips, die von Gepiden abzuleiten sind. Sie finden sich gehäuft im alten Siedlungsgebiet der Gepiden östlich der Theiß und nördlich der Marosch im Gebiet der Kreisch im Banat, im Komitat Mörisch-Thorenburg, in den Komitaten Komorn und Eisenburg, in der Slowakei an der March, an der Gran und bei Kaschau (J. Weidlein, 1985) (s. Kapitel 2.2.5).

Als der Polenkönig Boleslaw I. 1018 von den Böhmern zurückgedrängt wurde, wurden Szekler als Grenzwächter zwischen March und Waag an-

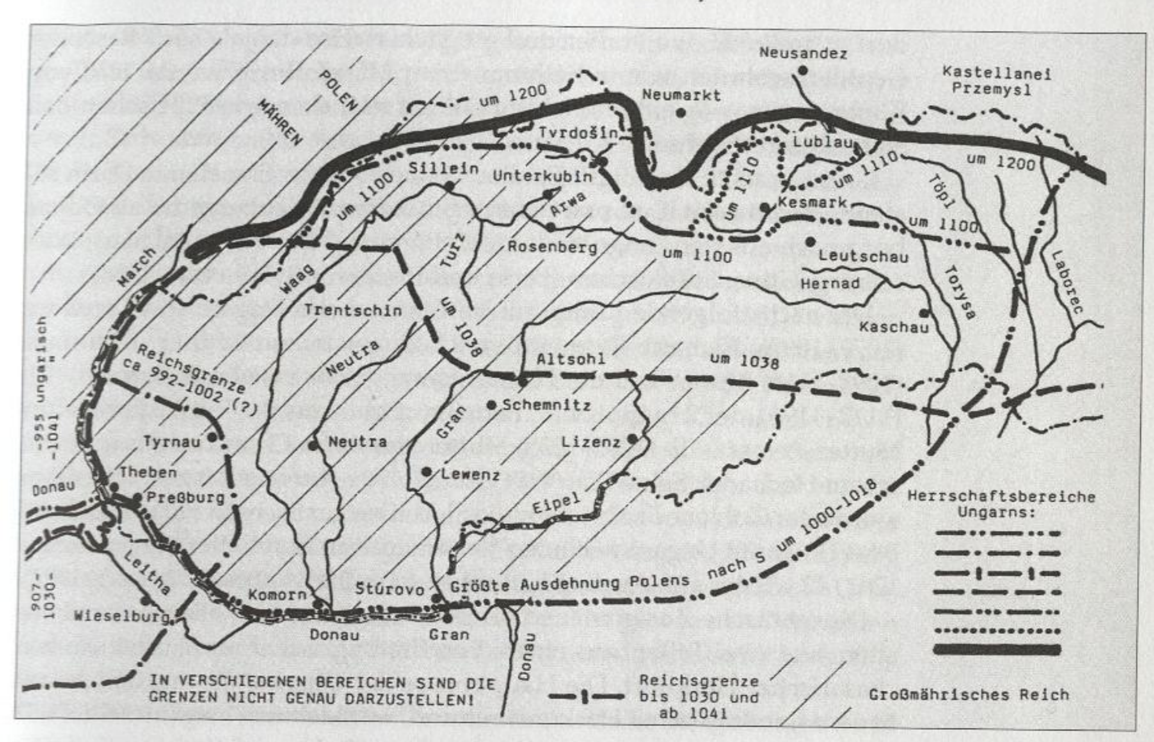


Abb. 114: Die Landnahme der Ungarn im Nordwesten. Nach: E. Hochberger, *Reisehandbuch und Kunstführer Slowakei,* Sinn 1990.

gesiedelt. Die Reste der Szekler wurden aus Siebenbürgen nach der Gründung des Bistums Weißenburg 1103 an die Pässe durch die Ostkarpaten umgesiedelt, wo sie sich seit Geisa II. mit den ab 1140 angesiedelten Sachsen zu ›Sachsen entwickelten‹. Nachdem der Deutsche Ritterorden Land im Burzenland erhalten hatte, wurden nach 1213 Szekler von dort in die Ostkarpaten umgesiedelt. Nach der Gründung des Großfürstentums Siebenbürgen 1541, die dem Zerfall Ungarns nach der Schlacht von Mohacs 1526 folgte, bestand dieses aus den Teilstaaten der Ungarn, Sachsen und Szeklern (J. Weidlein, 1985). Bei den mehrfachen Umsiedlungen wurden die Szekler madjarisiert, aber sie behielten ihre ostgermanische Holzbauweise (H. Phleps, 1934).

In der Arpadendynastie, die im Mannesstamm 1301 ausstarb, wurden Könige von der ungarischen Geschichtsschreibung besonders ausgezeichnet, die germanische oder deutsche Mütter hatten. Stephan der Heilige (1000–1038) hatte die Schwester Adelheid des Wikingers Dago zur Mutter und Gisela, die Schwester Kaiser Heinrichs II., zur Frau. Mit ihr kam nach den bereits vor den Ungarn im Lande wohnenden Gepiden und den von Karl dem Grossen Angesiedelten nun die dritte Welle germanischer Ansiedler nach Ungarn, unter ihnen Adlige, die Stammväter ungarischer Adelsgeschlechter wurden. Die mit Gisela Gekommenen wurden zum Teil

dort angesiedelt, wo vorher und möglicherweise damals noch Reste der Gepiden wohnten wie in Sathmar (Satu Mare). Ihnen wurde 1230 von König ANDREAS II. ein ähnlicher Freibrief verliehen wie 1224 schon den Siebenbürger Sachsen.

GISELA brachte als Mitgift Pannonien westlich der Donau mit. Darin bestanden schon seit KARL DEM GROSSEN Städte wie Ödenburg, das als Odinsburg noch aus der Langobardenzeit stammte, Moosburg (Zalavar), Wieselburg, Güns, Fünfkirchen (Pecs) und Preßburg (J. WEIDLEIN, 1954).

Der nächstfolgende König mit Verdiensten um Ungarn war LADISLAUS (1077–1095). Er hatte RICHENZA VON LOTHRINGEN zur Mutter. KOLOMANS (1095–1116) Mutter war die Tochter Herzog ARNULFS von Baiern. BELA III. (1172–1196), der 2 m groß war, hatte EUFROZINA aus der Rurikdynastie zur Mutter. ANDREAS' II. (1205–1235) Mutter war Anna CHATILLON aus französischem Hochadel. Seine Frau war GERTRUD VON ANDECHS-MERAN. Unter ihm wurde der Goldene Freibrief für die Siebenbürger Sachsen 1224 ausgestellt. BELA IV. baute Ungarn nach den Verwüstungen durch die Mongolenzüge 1241/42 wieder auf. Auch er hatte eine deutsche Mutter (J. WEKERLE, 1993).

Die ethnische Zusammensetzung des ungarischen Volkes bestand vor allem aus zwei Teilen, aus einem von finnougrischer und aus einem von chasarischer Herkunft. Die Hauptmasse der Ungarn, die aus den Ackerbauern finnougrischer Herkunft bestand, war kleinwüchsig (im Mittel 1,57 m) und entsprach dem meso- bis brachycephalen ostbaltischen Typ. Die Führungsschicht der Landnahmezeit war im Mittel 10 cm größer und war ultrabrachycephal, zum Teil mit mongoloidem Einschlag. Sie stammte aus dem nomadisch-chasarischen Bereich (L. BARTUCZ, 1926; B. BARLOGH u. L. BARTUCZ, 1940). Der erste Teil wird beherrscht vom ostbaltischen Typ und der zweite vom turanischen Typ, der den Hauptanteil der aus Innerasien stammenden Nomadenvölker der Hunnen, Awaren, Bulgaren, Petschenegen, Kumanen und der Turkvölker bis Tataren ausmachte. Er war bei der Landnahme vornehmlich in der Führungsschicht verbreitet. Ein Anteil nordischen Typs war schon vor der ungarischen Landnahme in den Gepiden und den fränkischen Siedlern, aber auch in den Arpadenfamilien vorhanden und bis 1945 beim Hochadel, in Soldatenfamilien und im höheren Beamtentum verbreitet. Er stammte zum Teil aus madjarisierten Deutschen (B. BALOGH u. L. BARTUCZ, 1940).

Nach der Besetzung des innerkarpatischen Raumes durch die Ungarn wurden die Grenzverhaue schrittweise nach außen verlegt, bis um 1200 der Karpatenkamm überall erreicht war. Die Grenzsicherung wurde Szeklern, unterworfenen Petschenegen und den Siebenbürger Sachsen anvertraut (Abb. 115).

Die deutsche Besiedlung des großen Karpatenbeckens, die nach den Awaren bereits unter KARL DEM GROSSEN von Westen her eingesetzt hatte,

wurde unter STEPHAN DEM HEILIGEN fortgesetzt. Bereits als der Weißenburger Dom um 1000 in Siebenbürgen gegründet wurde, kam dorthin eine deutsche Siedlergruppe, an der auch Gepiden beteiligt gewesen sein können. In Siebenbürgen sind etwa vierzig Kirchen romanischen Stilursprungs. Da die Romanik auch dort wie im Deutschen Reich um 1240 endete, der Steinbau aber nur von Deutschen beherrscht wurde, muß es bereits mancherorts in Siebenbürgen vor 1140 deutsche Ansiedlungen gegeben haben. Zur Zeit der Verleihung von Königsboden an die Siebenbürger Sachsen kann Siebenbürgen also kein völliges *desertum* gewesen sein. Die ersten deutschen Siedler können aus den karolingischen Ostmarken stammen und innerungarisch nach dorthin umgesiedelt worden sein (K. KLEIN, 1963; W. KNOPP, 1990). Verschiedene Ortsnamen sind aus dem Germanischen in das Ungarische sowie von den Siebenbürgern direkt aus dem Germanischen übernommen worden (G. KISCH, 1929). Daraus folgt, daß bei der Landnahme der Ungarn noch Germanen wie auch noch bei Ankunft der Siebenbürgischen Siedler in Ungarn lebten. Auf bereits um 1200 nicht mehr vorhandene germanisch-deutsche Ansiedlungen weisen ungarische Ortsnamen mit Szasz (›Sachsen‹) hin. Im Kreischgebiet gibt es den Ortsnamen Szekelyszasz, der auf die Identität von Szeklern und Sachsen hinweist (W. KNOPP, 1991).

Die Übernahme germanischer Ortsnamen durch die Siebenbürger – wie zum Beispiel der Name des Flusses Alt und des Ortes Galt am Altdurch-

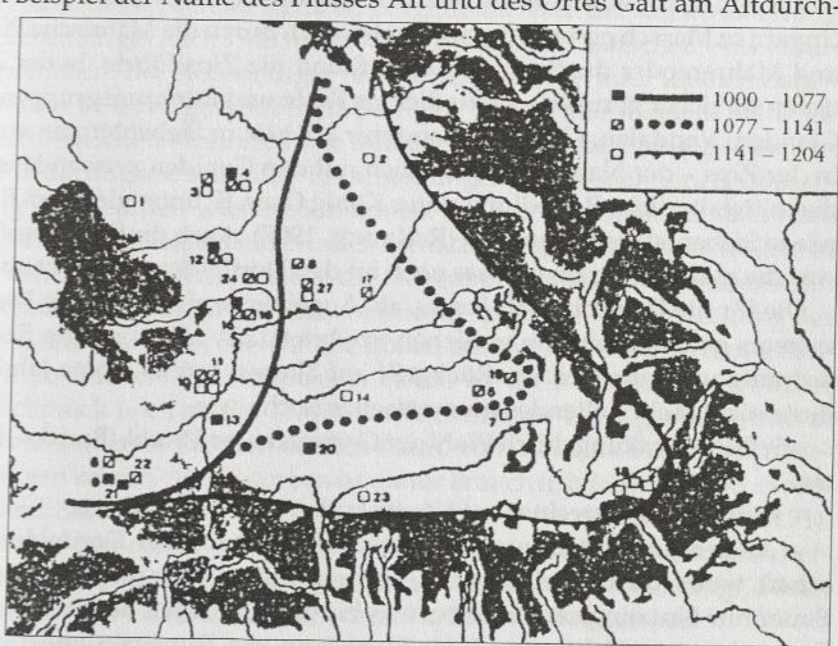


Abb. 115: Die Ausbreitung des ungarischen Herrschaftsgebietes bis 1200 n. d. Ztw. nach den Funden von ungarischen Münzen. Nach: K. HOREDT, *Siebenbürgen im Frühmittelalter*, Bonn 1986.

bruch – kann nur durch damals noch anwesende Germanen vermittelt worden sein, da die Namen rumänisch und ungarisch Olt und Ugra lauten. Auch der Name des ehemaligen Bischofssitzes der Siebenbürgischen evangelischen Kirche, Birthälm, 1283 Birtholm, muß direkt von Germanen übernommen worden sein. Daneben gibt es weitere aus dem Germanischen in das Ungarische und Rumänische übernommene Ortsnamen wie: ungar. Gajnar, germ. Gainar, am Alt; ungar. Földvar, rum. Feldiora, germ. Feldwar, bei Kronstadt; ungar. Szeplek, germ. Dedrat, Deutsch-Zeplitz bei Sächsisch-Regen; rum. Dridif, germ. Didrich, Kom. Fagarasch, sowie einige Namen mit dem Hinweis auf Goten wie Paradul Gotului, Gotesti, Muntele Gotului (G. Kisch, 1929).

Während die vor und mit den Awaren gekommenen Ostvandalen sprachlich Fluß- und Ortsnamen auch in Siebenbürgen an die Ungarn weitergaben und dann vollständig madjarisiert wurden, sind im Dialekt der Siebenbürgener Sachsen keinerlei ›slawische‹ Wortübernahmen nachweisbar (K. Horedt, 1986). Da solche auch über die gepidischen Sprachanteile hätten aufgenommen worden sein können, folgt daraus, daß die Gepiden keine vorungarischen ethnischen Berührungen mit Ostvandalen hatten.

Nach Abschluß eines Vertrages zwischen Herzog Heinrich dem Löwen mit König Geisa II., sicher nach Billigung durch Kaiser Heinrich V., wurde von Magdeburg aus 1140 der erste Transport auf dem Landwege nach Ungarn in Marsch gesetzt, der wahrscheinlich durch die Mährische Pforte und Mähren oder durch den Duklapaß und die Zips führte. In der Zips trafen sie sicher germanische Siedler als Reste und Rückzugsgruppen der Gepiden, Vandalen, Goten und anderer an. Wie in Siebenbürgen wurde in der Zips – der Name soll sprachlich mit den Gepiden verwandt sein – die mittelalterliche Besiedlung unter König Geisa II. unter gleichem Recht wie in Siebenbürgen begonnen (R. Kaindl, 1907). Auch die Siedlungsform war die gleiche, wie man heute noch an den Dorfbildern sehen kann.

Die für die Deutschen als *hospes*, als Angehörige eines anderen Rechtssystems geltende und im goldenen Freibrief 1224 niedergelegte Rechtsordnung war zum Teil ein Rückgriff auf älteres, bereits einige Jahrhunderte nicht mehr geltendes germanisches Recht, wie

– Selbstverwaltung durch Wahl der Gemeinde- und Stuhl-(Bezirks-)Richter,

– keine Adelsvorrechte (auf Königsboden gab es nur Freie),

– Ansiedlung mit Gewannbewirtschaftung nach der Dreifelderwirtschaft, wobei die Gemeinde der Grundeigentümer war und der einzelne Bauer nur Nutzungsrechte hatte, was bis in die Neuzeit den Sachsen das Bodeneigentum sicherte und das Einsickern von Rumänen und Ungarn verhinderte,

– Ansiedlung in geschlossenen Dörfern, deren Unterteilung in Nachbarschaftsgruppen zur gegenseitigen Hilfe,

– Wahl der Pfarrer,

– eigener Heerbann unter eigener Führung.

Es galt ein Heiratsverbot für Nichtdeutsche, das seine Vorgänger in den germanischen Volksrechten hatte. Bei den Siebenbürger Sachsen wurde das Heiratsverbot bis zuletzt beachtet und sorgte dafür, daß dieser kleine Stamm bis 1990 seine Identität bewahren konnte. Daß sich diesen Siedlern die im Lande befindlichen Gepiden anschlossen, folgt aus nordgermanischen, gotischen Sprachbeimischungen im siebenbürgischen Dialekt, aus denen ein Anteil der Gepiden bis zu 40 Prozent erschlossen wurde. Die weitgehende Ähnlichkeit des siebenbürgischen, vor allem des nordsiebenbürgischen Dialekts mit dem Schwedischen wurde bisher völlig übersehen, obwohl Chronisten bereits früher darauf hinwiesen, wie Johannes Tröster in *Das Alt- und neuteutsche Dacia*, Nürnberg 1666 (W. Knopp, 1990).

Bereits kurz nach der Einwanderung der ersten Siedlerwelle wurden die ersten Städte angelegt, Mediasch 1146, Mühlbach 1150, Hermannstadt 1160, Klausenburg 1178, Schässburg 1198, Broos 1200 und Kronstadt 1203, was ohne Mithilfe der bereits im Lande befindlichen Deutschen aus den alten karolingischen Marken kaum möglich war.

Mit dem Anteil der Gepiden an dem Siebenbürgischen Neustamm ist ein geschlossener Stammesteil von Ostgermanen mit der Rückwanderung der Siebenbürger nach 1945 nach Deutschland dem deutschen Volk erhalten geblieben. Die Siebenbürger haben, gemessen an ihrer kleinen Zahl – sie waren in ihrer gesamten 800jährigen Geschichte niemals mehr als 250 000 Menschen – kulturell wie militärisch Herausragendes geleistet. In ihrer Bedächtigkeit vor allen Entscheidungen meint man einen Charakterzug der Gepiden wiederzuerkennen. So, wie die Gepiden auch nach Verlust ihrer Eigenstaatlichkeit nach 568 sich wenigstens in Resten bis 1140 ihr Volkstum erhielten, so haben die Siebenbürger bis heute germanisches Brauchtum bewahrt. In der Mädchentracht spielt die Kopfbedeckung des Borten, eine schwarze, oben offene Röhre, aus der hinten lange bunte Bänder herausquellen, die Hauptrolle. Heute wird ein ähnlicher weiblicher Kopfschmuck noch an der Tracht im Bückeburger Land getragen und in einer verkleinerten Form in der Schwalm, von wo keine Siedler nach Siebenbürgen kamen. Ausgestorben ist dieser Brauch in Niedersachsen, Nordfriesland, Sachsen-Altenburg und in der Schweiz (W. Steller, 1975, S. 171). Da der bei den ostvandalischen Sorben-Wenden in der Lausitz gleichermaßen heute getragene Trachtenschmuck denselben Namen trägt, Borta, scheidet seine Herkunft aus dem westfränkischen Bereich aus.

Die Herkunft der Borten von den Gepiden, die ja mit den Goten aus Skandinavien kamen, ist sehr wahrscheinlich. In Südskandinavien, im

Setesdal, war noch um 1900 ein ähnliches Trachtenstück bei der Heirat in Gebrauch, ebenso Scheibenfibeln, wie sie die Siebenbürger mit hoher künstlerischer Vollendung schufen. Ebenso wird auch das Kronenfest mit einer Ährenkrone auf einer hohen Stange, heute zu Peter und Paul kirchlicher Brauch, eher von den Gepiden als von den Franken stammen. Dieser Brauch entspricht dem ersten germanischen Erntefest, das vor Beginn der Ernte gefeiert wurde. Die Gepiden waren sicher bis zu ihrem Anschluß an die Siebenbürger wieder Heiden, während die Franken bereits von CHLODWIGS Taufe 496 ab katholisch verchristlicht wurden. In Siebenbürgen wurden noch zur vorletzten Jahrhundertwende die Merseburger Zaubersprüche bei Feldumgängen gesprochen.

Noch heute, nach Abzug des Hauptteiles der Siebenbürger nach Deutschland, drückt sich die Hochachtung vor ihnen dadurch aus, daß vielfach Siebenbürger von Rumänien und Zigeunern zum Bürgermeister gewählt wurden, so in Hermannstadt und einer Reihe anderer Städte.

2.4.2 Die Invasionen aus dem Osten nach Europa

In der Vorgeschichte zeichnen sich vor allem zwei Einfallstore nach der Mitte Europas ab. Das eine führt über die Straße von Gibraltar. Ihm sind aus der Wiege der Menschheit und dem Vorderen Orient lange Wanderwege durch Wüsten als Hindernisse vorgelegt. Das andere, aber sehr weite und vielgestaltige Tor führt über den Balkan. Bereits nach dem Mesolithikum kamen Nichtindogermanen aus dem Südosten bis an und in das Gebiet der Lengyelkultur. Am Ende des Mesolithikums gelangten die Glockenbecherleute über Spanien nach Mitteleuropa. In der Bronzezeit kamen verschiedene kleinere Wellen aus dem Südosten. Aus Mittelasien wurden um 0 d. Ztw. und danach Auswanderungen nach dem Westen von der chinesischen Handynastie angestoßen (206 v. d. Ztw. bis 220 n.d.Ztw.), als diese bis in das Tarimbecken vordrang.

Nach 0 d. Ztw. kamen aus Mittelasien die Sarmaten, dann die Hunnen mit den markanten Daten 375 bis 453, die Awaren (567–796), die Ungarn (906–955), die Chasaren, die Tataren (1223–1241) und schließlich die Türken (1453–1603). Alle Genannten gelangten bis in das große innerkarpatische Becken und hinterließen dort nach Niederlagen und Vertreibungen ethnische Reste. Bis nach Spanien gelangten nach dem Tod MOHAMMEDS 632 n. d. Ztw. arabische Invasionen, die 732 bei Poitiers zurückgeschlagen wurden. Alle Invasionen aus dem Südosten konnten vor und in Mitteleuropa zurückgeschlagen werden. Die Reste gingen seit dem Neolithikum in dem Kurzkopfgürtel auf, der im Halbrund Mitteleuropa südlich umgab, und in Mischvölkern, die durch den römischen Imperialismus und danach durch die Völkerwanderung entstanden.

Von den aus dem Osten Gekommenen waren die Alanen Indogermanen iranischer Herkunft. Die anderen waren Asiaten, zum Teil mit mongolischen Anteilen, und kamen aus Innerasien und der Mongolei.

Alle werden, da außerhalb des Rahmens dieses Buches, nur kurz angeführt.

Die ***Skythen*** sollen schon im 13. Jahrhundert v. d. Ztw. in Südrußland erschienen sein. Die Skythen als Völkergruppe mit gemeinsamer Kultur beherrschten vom 8. bis zum 3. Jahrhundert v. d. Ztw. riesige Gebiete eurasischer Steppen von Sibirien, der Mongolei bis zu den Karpaten. Sie waren Nomaden, betrieben Pferdezucht und hinterließen Holzkammergräber. Sie beherrschten nördlich des Schwarzen Meeres die Gebiete zwischen dem Don und den Karpaten. Nach Ende der Bronzezeit gab es westlich des Dnjepr auch ackerbautreibende Skythen. Ihre Häuptlinge wurden in Kurganen, Hügelgräbern, zusammen mit teilweise mehreren Pferden bestattet. Aus den griechischen Städten am Schwarzen Meer stammt ihr Goldschmuck. Als die Sarmaten im 3. und 4. Jahrhundert n. d. Ztw. aus dem Osten bis zum Dnjepr vordrangen, unterwarfen sie die Skythen. Aus dem 6. Jahrhundert n. d. Ztw. stammen skythische Funde aus Rumänien und dem Karpatenkessel bis zur oberen Theiß mit reichen Goldfunden im Mureşgebiet. Skytische Vorstöße kamen durch die mährische Pforte nach Böhmen und bis in die Lausitz.

Die ***Sarmaten***. Nach HERODOT kamen die Sauromaten im 5. Jahrhundert v. d. Ztw., die Vornamensträger der Sarmaten und iranischer Herkunft, in die nordpontischen Steppen. Im 4. und 3. Jahrhundert v. d. Ztw. beherrschten sie die Gebiete zwischen Dnjepr und Don, wurden im 2. Jahrhundert von weiter aus dem Osten Gekommenen besiegt und nach Westen gedrängt. Um 0 d. Ztw. wanderten sie in das Karpatenbecken ein und siedelten dort unter den Römern bis nach der Räumung Daciens durch diese um 270 n. d. Ztw. Die Römer bauten zu dem Schutz der dahinter Wohnenden am Nord- und Ostrand der Ebene die sarmatischen Wälle (Abb. 66). Nach Landnahme der Gepiden von Norden her und nach der Schlacht von Adrianopel 378 flüchteten die vertriebenen Sarmaten zurück in das römische Reich und wurden in Italien und Gallien angesiedelt. Die zwischen Donau und Theiß Gebliebenen kämpften mit ihren Königen BEUKA und BABAI 469 in der Schlacht zwischen Goten und Gepiden auf seiten der Gepiden. Sie sperrten 488 im Auftrag ODOAKARS das Savetal gegen die Ostgoten und wurden dann geschichtlich nicht mehr erwähnt.

Die ***Hunnen***. Diese mongolische Volksgruppe türkischer Abkunft war schon v. d. Ztw. in China bekannt. Sie beherrschten im 3. und 2. Jahrhundert v. d. Ztw. weite Gebiete der Mongolei. Sie bedrohten China und wurden 73 v. d. Ztw. geschlagen. Das löste ihre Wanderung nach Westen aus. Am Aralsee unterwarfen sie die Alanen und drangen um 355 n. d. Ztw. in

die Steppen an unterer Wolga und Don ein, breiteten sich weiter nach Westen aus und besiegten 375 n. d. Ztw. die Ostgoten unter ERMANARICH. Die besiegten Westgoten wichen über die Donau in römisches Gebiet aus. 427 überschritten die Hunnen die Donau und drangen in die römischen Provinzen Valeria und Pannonien ein. Valeria und Pannonia I wurden 434 von den Römern abgetreten, Pannonia II und Savia 446. Die Hunnen siedelten westlich der Donau bis zum Neusiedler See und Südmähren, im Süden in der Walachei und im Osten bis in die Krim. Der Königssitz befand sich östlich der Theiß zwischen der Körös und der Mures. Sie führten Kriegs- und Raubzüge aus bis in die Normandie und vernichteten 436 das Heer der Burgunden am Rhein. Sie waren als Reiterkrieger mit Holzsätteln schnell beweglich und mit den Reflexbögen gefürchtet. Nach Aufnahme der besiegten germanischen Stämme in den Rang von Bundesgenossen wurde das Heer durch die germanischen Fußkämpfer unbeweglicher. 444 ermordete ATTILA seinen Bruder BLEDA und wurde Alleinherrscher. 451 konnte er die Römer unter AETIUS auf den Katalaunischen Feldern mit Westgoten und Franken nicht besiegen und zog sich zurück, ebenso mußte er sich nach dem Einbruch nach Oberitalien und der Eroberung von Aquileia zurückziehen. Er starb 453. Seine Söhne wurden von den germanischen Bundesgenossen der Hunnen unter dem Gepidenkönig ARDARICH an der Nedao 454 besiegt. Die Hunnen mußten sich aus dem Karpatenbecken zurückziehen. Die Reste wurden 469 von den Oströmer besiegt und in der Dobrudscha angesiedelt.

Die *Awaren* stammten aus Innerasien. Sie waren als Nomaden und Reitervolk mit Lamellenpanzern, Steigbügeln und Reflexbögen fast unschlagbar. Sie erreichten 558 n. d. Ztw. den Nordkaukasus, schlossen mit Kaiser JUSTINIAN I. und den Langobarden Bündnisse, was 567 zum Untergang des Reiches der Gepiden und zum Abzug der Langobarden nach Italien führte und ihnen den innerkarpatischen Raum öffnete. Sie führten Kriegszüge gegen die Franken bis in Gebiete nördlich der Elbe und gegen Byzanz. Ihre Siedlungen reichten vom Plattensee bis zu den sarmatischen Wällen und bis zur unteren Donau. Sie brachten die Ostvandalen in Böhmen unter ihrer Oberherrschaft, aber SAMO besiegte sie 622. Nach dem Zerfall des SAMO-Reiches 660 gelangten ihre Siedlungen bis in das Wiener Bekken. 796 wurden sie von KARL DEM GROSSEN besiegt. Ein tributäres Fürstentum bestand noch einige Zeit. Reste gingen in den Ungarn auf. (Siehe auch die Kapitel 2.2.8, 2.2.9.1 und 2.2.10.1. Über die Ungarn siehe Kapitel 4.1.8.2.)

Die *Chasaren* (A. KOESTLER, 1991, E. SORATROI, 1992) gehörten zu den Wellen, die aus den Steppen Innerasiens mit chinesischem Anstoß nach dem 5. Jahrhundert n. d. Ztw. nach dem Westen getrieben wurden. Sie gelangten in die östliche Umgebung der Hunnen und wurden chronistisch als deren Untergebene erwähnt. Sie bewohnten als Halbnomaden Gebiete nördlich des Kaukasus vom Aralsee bis zur Krim und dem Dnjepr. Nach dem Untergang des Westtürkischen und des Persischen Reiches, zu dessen Niederlage 627 durch Byzanz die Chasaren ein Hilfsheer stellten, standen sie im Bündnis mit Byzanz und wehrten die Araber ab, die nach dem Tod MOHAMMEDS 632 über den Kaukasus vordringen wollten. Sie kamen im Gegenzug mit ihren gepanzerten Reiterheeren von 722 bis 732 bis in das Zweistromland. Ihr Königreich hatte Itil am Wolgadelta zur Hauptstadt und besaß ein stehendes Reiterheer. Ein zweite große Stadt wurde Sarkel an der Mündung des Dnjepr in das Asowsche Meer. Sie umgaben sich mit einer Kette unterworfener Völker, so der Wolgabulgaren, der Magyaren und ostvandalischer Stämme. Ein byzantinischer Thronerbe erhielt eine Chasarenprinzessin zur Frau und wurde dann oströmischer Kaiser.

Zwischem dem orthodoxen Glauben im oströmischen Reich – der von dort zu den Arabern gesandte Bekehrer KYRILL scheiterte – und dem Islam wählten sich die Könige der Chasaren um 740 den Mosaismus zur Staatsreligion. Nach Verfolgungen durch Byzanz gelangten jüdische Flüchtlinge nach Chasarien. Diese ihre Religion überlebte dann den Zusammenbruch ihres Staates.

Nach der Ausbreitung der Waräger von Nowgorod her und nach der Eroberung von Kiew 862 machten die Waräger den Dnjepr und die Wolga abwärts Raubzüge und gelangten bis in das Kaspische Meer und vor Byzanz mit dessen Belagerung von 860. Aber in Sarkel und Itil mußten sie Zoll zahlen. 957 wurde die warägische Königin OLGA bei einem Besuch in Byzanz getauft. Mit der Taufe ihres Enkels WLADIMIR, dem die Kaisertochter ANNA zur Frau gegeben wurde, wandelte sich das byzantinisch-chasarische Bündnis in eine solches der Waräger mit Byzanz gegen die Chasaren. 912/13 wurde eine große Flotte der Waräger, nachdem sie in das Kaspische Meer gelangt war, auf der Rückfahrt in Itil vernichtet. Ein weiterer Vorstoß der Waräger 965 unter SWJASTOSLAW, dem Sohn OLGAS, führte zur Zerstörung von Sarkel und Itil und zum Zusammenbruch des Chasarenreichs. Aber der Kernstaat blieb noch bis zum Vorstoß DSCHINGIS KHANS erhalten.

Die *Ungarn* siehe Kapitel 2.4.1

Der große *Mongoleneinfall* um 1200 setzte eine Kettenreaktion von Westwanderungen in Gang. Die Mongolen vertrieben die Kumanen, die dann 200 Jahre in Osteuropa herrschten, diese vertrieben die Chasaren, die sich auf der Krim, in Byzanz, in Ungarn, Polen, Litauen und Rußland ansiedelten. Schon vor den Mongolen wanderte ein Chasarenstamm, die Tabaren, nach Westen, vereinigte sich mit den Ungarn und brachte den vorher rein bäuerlichen Ungarn ihre gefürchteten Reiterheere. Die vertriebenen Chasaren behielten ihre mosaische Religion und wurden zu den Begründern der Ostjuden. Mit Schutzbriefen von 1334 in Polen und 1575 in Un-

garn erhielten sie Autonomien und wohnten in Ghettos. Die Einwanderungen aus der alten Heimat der Chasaren hielten einige Jahrhunderte an. Sie nahmen in Osteuropa das Jiddische an, ein Gemisch aus Hebräisch, Chasarisch, slawischen Sprachen und Deutsch. 1960 wurde geschätzt, daß die Nachkommen der semitischen Juden, die Sephardim, auf der ganzen Welt etwa 0,5 Millionen an der Zahl sind, die der Aschkenasim als Nachkommen der Chasaren etwa 11 Millionen betragen und diese damit kaum einen Anspruch auf Palästina als Heimat erheben können.

Die *Tataren.* Nachdem das Kiewer Reich der Waräger durch innere Zwistigkeiten der Teilfürsten 1169 zerfallen war, erschienen 1223 die Reiterscharen der Tataren des Dschingis Khan. Sie kamen durch den Kaukasus und im Süden um das Kaspische Meer und brachten den warägischen Teilfürsten und Nachbarstämmen bei Kalka eine Niederlage bei. 1237 kehrten sie wieder und kamen in Rußland bis 100 Kilometer vor Nowgorod, zogen dann durch Wolhynien, Galizien und Schlesien, wo sie von den deutschen und polnischen Rittern 1241 zurückgeworfen wurden, und zogen dann weiter durch Südosteuropa. Sie verlegten ihr Zentrum in den südlichen Wolgabogen. Aber die Oberherrschaft blieb beim Großkhan in der Mongolei am Amur. Sie übten dann die Oberherrschaft über die russischen Fürstentümer aus. Nur Nowgorod blieb selbständig. 1449 befreite Großfürst Iwan III. die Russen vom Tatarenjoch.

Von den *Türken* seien noch folgende Daten erwähnt:
1483 Einnahme von Konstantinopel,
1521 Einnahme von Belgrad,
1525 Sieg über Ungarn in der Schlacht von Mohacs,
1529 Türken vor Wien,
1683 Sieg über die Türken vor Wien.

3 Religion und Kunst

3.1 Körper- und Reihengräber

In der gesamten Jungsteinzeit wurde die Körperbestattung in seitlich liegenden Hockern geübt. Bei den Schnurkeramikern gegen Ende der jüngeren Jungsteinzeit herrschte die Hockerform in NO-SW-Richtung vor. Die Männer wurden mit dem Kopf im Westen auf der rechten Seite liegend und die Frauen mit dem Kopf im Osten auf der linken Seite liegend bestattet, auch in Baumsärgen mit Steinpackungen darum. Als Beispiel für eine Hockerbestattung sei die der englischen Glockenbecherkultur gezeigt (Abb. 116), mit für Männer linken Hockern.

Über den Gräbern wurden kleine Hügel aufgewölbt.

In der Walternienburg-Bernburger Kultur begegnet uns um 2570 v. d. Ztw. das erste Totenhaus bei Nordhausen – nicht weit von Leubingen – mit der Bestattung von 50 Toten in rechten und linken Hokkern. Ein Rofendach aus Stämmen ruhte auf Steinplatten. Eine vorgesetzte 0,45 m hohe Trockenmauer trug die Steinbedekkung des Daches. An eine Schmalseite schloß sich ein Gang an (J. Herrmann 1989). Ähnlich war das Totenhaus von Niederbösa mit 78 Bestatteten.



Abb. 116: Linksseitige Hockerbestattung der Glockenbecherkultur von 2000 v. d. Ztw. aus Südengland. Nach: R. Atkinson, 1991.

In der älteren Bronzezeit wurden sozial Herausgehobene in Hügeln bis 10 m Höhe in Steinkammern bestattet. Die Beigaben waren zumeist Waffen und Schmuck. Auch Holzkammergräber waren bereits im Brauch. Zumeist wurde in Baumsärgen bestattet. Zuweilen wurden Totenhäuser über dem Grab errichtet. In einem Fall wurde das Totenhaus nach der Bestattung abgebrannt und darüber ein Hügel errichtet (W. Wegewitz, 1941). Nach Aufkommen der Brandbestattung wurde der Tote mit dem Totenhaus verbrannt.

Die ethnischen Nachfolger der Schnurkeramiker, die Aunjetitzer, behielten die Hockerbestattung bei, doch der Fürst im Grab von Leubingen ruhte in gestreckter Lage. Das Hügelgrab von Helmsdorf steht auf einem Gräberfeld der Schnurkeramiker.

Das Fürstengrab von Leubingen bei Sangerhausen, also nicht weit von der damaligen Nordgrenze dieser Kultur, ließ bemerkenswerte bautechnische Fertigkeiten erkennen. Das hügelüberwölbte Grabhaus bestand aus

einem Rofendach, dessen Rofen in den Firstbaum eingezapft waren. Dieser wiederum war an seinem einen erhaltenen Ende in einen Firstpfosten eingezapft, und dieser war mit einer Außenstrebe verkämmt. Zwischen den Rofen befanden sich halbschalige Bohlen, die oben in den Firstbaum mit Holznägeln befestigt waren, zwischen deren nach oben weisender Krümmung Gipsmörtel verschmiert war. Darüber war eine Schilfschicht, und darauf waren dachziegelartig Gesteinsplatten verlegt. Im Grab befand sich das gestreckte Skelett eines fünfzigjährigen Mannes und quer über ihm das eines zehnjährigen Mädchens. Die Beigaben waren neben Keramik eine Axt aus Serpentin, steinerne Dolchklingen, zwei Bronzeäxte und bronzene Holzmeißel sowie zwei Gewandnadeln und ein Armring aus Gold (P. Höfer, 1906) (Abb. 117).

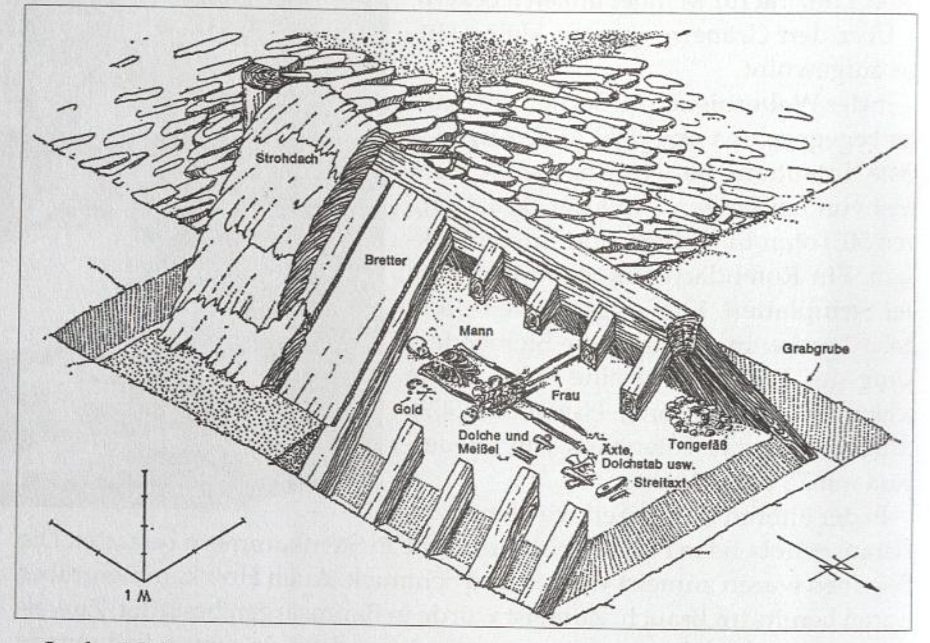


Abb. 117: Die Totenhütte des Aunjetitzer Fürsten von Leubingen bei Erfurt mit dem dendrologisch bestimmten Alter von 1900 v. d. Ztw. Nach: M. Kuckenberg, *Siedlungen der Vorgeschichte in Deutschland von 300000 bis 15 v. Chr.*, Köln 1993.

In der Nähe von Leubingen, bei Nordhausen, ist bereits aus der Walternienburg-Bernburger Kultur vor der Schnurkeramik ein ganz ähnliches Totenhaus bekannt geworden.

In der jüngeren Bronzezeit übten dann auch die Urgermanen Brandbestattung aus, zum Beispiel im Königsgrab von Seddin unter einem heute über 9 m hohen Hügel mit 63 m Durchmesser, in dem sich eine runde, von neun aufrecht stehenden Steinen eingefaßte Grabkammer mit einem falschen Gewölbe befand. Darin stand ein 45 cm hohes Tongefäß mit einer bronzenen Amphore, gestaltet von einem einheimischen Künstler, die die Brandreste des Fürsten enthielt. Die Amphore hat sechs Kreise aus runden Buckeln, mit denen die 365 Tage des Sonnenjahres und die 364 Tage

des Mondjahres abgezählt werden können. Daneben befanden sich die Urnen mit den Brandresten von zwei jungen Frauen (J. May, 2002). Die Teilungen für die sechs Reihen der gleichgroßen Buckel an der gekrümmten Amphore erfordert einen exakten Maßstab und die Beherrschung der Grundrechnungsarten.

Vereinzelte Körpergräber finden sich bereits in Urnengräberfeldern der germanischen Jastorfkultur nach dem Ende der Bronzezeit. Vor und nach Beginn der jüngeren Eisenzeit kam in Südskandinavien wieder die Körperbestattung auf. Nach ihrer Ankunft in Jütland errichteten die Germanen erst vereinzelt Steinkammergräber mit Körperbestattung.

In Jütland wurden um das Jahr 0 sozial Bessergestellte innerhalb von Urnengräberfeldern in Körpergräbern mit Baumsärgen bestattet, von nun

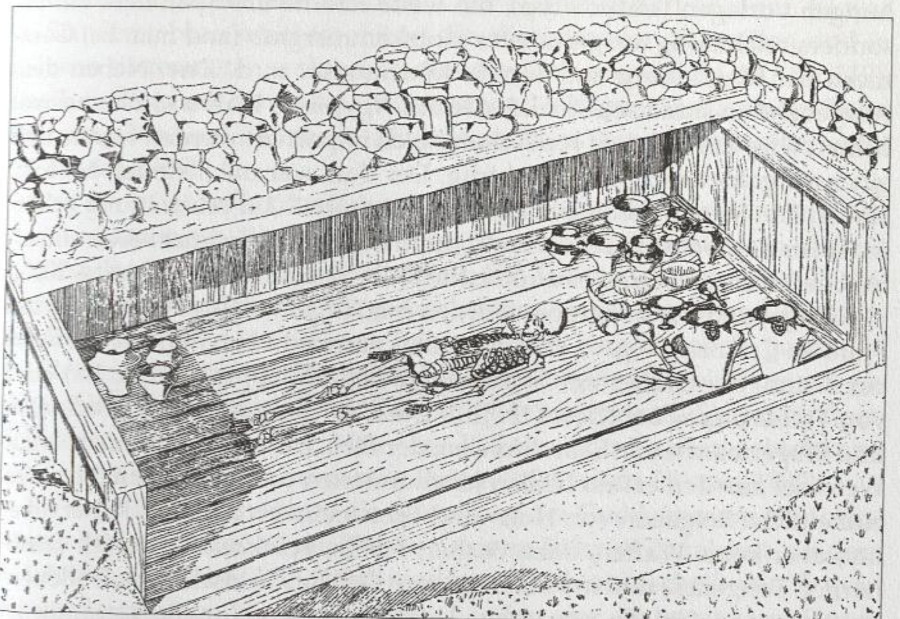


Abb. 118: Rekonstruktion eines vandalischen Fürstengrabes aus dem 1. Jahrhundert n. d. Ztw., von Ehrenfeld, Kreis Oppeln, Schlesien. Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen Stämme*, Bd. 3, 1941/1986.

an aber in gestreckter Lage. Beigegeben waren Keramik, Messer, Spielsteine, Sporen und selten Fibeln. Gleichzeitig traten neben den Urnen gelegentlich Waffenbeigaben von Schwertern, Speeren und Schilden auf. In der jüngeren Kaiserzeit gab es bereits Körpergrabfelder mit NNW-SSO ausgerichteten Beisetzungen in Baumsärgen. Über einem Grab des Friedhofes von Hjemsted Banke bei Toftlund stand ein quadratisches Totenhaus auf acht Pfosten (P. Ethelberg, 1988). Unabhängig vom Übergang zur am Ende einheitlichen Körperbestattung wurde in Skandinavien für Angehörige der Oberschicht vom 5. Jahrhundert an die Bestattung sowohl von Brandgräbern als auch von Körpergräbern im Boot üblich, die bis in die Wikingerzeit ausgeübt wurde (M. Müller-Wille, 1969).

Im Bereich der Przeworsk-Kultur der Vandalen finden sich in Polen, Schlesien und Kujawien bereits vor dem Jahr 0 Körpergräber. Die Toten sind oft in Seitenlage und bereits mit Waffen in birituellen Gräberfeldern bestattet. Bei Stengade auf Langeland beginnt ein Körpergrabfeld mit drei ältesten Bestattungen unmittelbar neben einem neolithischen Ganggrab.

Für Fürstengräber wurden Grabkammern sorgfältig gezimmert mit Steinpackungen am Boden und auf der Holzdecke und reichen Beigaben an Gefäßen über dem Kopf und zu Füßen des Toten, auch mit römischen Importen von Trinkgefäßen aus Silber, Bronze und Glas (Abb. 118).

Diese reich ausgestatteten Gräber liegen nicht mehr in den Urnenfriedhöfen. Sie sind im gesamten germanischen Bereich bis nach Skandinavien zunächst sehr einheitlich, so daß man annimmt, daß hier Familienbeziehungen vorlagen (Lübsowtyp), die weite Räume überspannten. Ein besonders reichhaltig ausgestattetes Holzkammergrab fand man bei Gommern bei Magdeburg aus dem 3. Jahrhundert n. d. Ztw. Neben dem Aufgebahrten stand sein Schild, der mit Ägyptisch Blau und Zinnoberrot bemalt war, die aus dem römischen Reich importiert worden waren, und einen vergoldeten Schildbuckel trug. Der Tote war mit Textilien bedeckt. Neben ihm lag ein goldbeschlagener Ledergürtel. Zur Ausstattung gehörten unter anderem ein römischer Klapptisch, drei Holzeimer sowie einheimische Silbergefäße und eine römische Kelle-Siebgarnitur (M. Becker, 2005).

Königs- und Fürstengräber wurden mit Hügeln überwölbt wie das des Franken Childerich (gest. 482), das eines germanischen Fürsten (Heruler) bei Brünn, die Gräber der Svearkönige bei Alt-Uppsala (7./8. Jh.) oder von Tschernigow bei Kiew (10. Jh.). Diese Körpergräber der Nord-, Ost- und Elbgermanen von Skandinavien, der Elbe, Hannover, Böhmen bis zur Weichsel aus den ersten beiden Jahrhunderten n. d. Ztw. enthalten sehr einheitliche Beigaben von Holz- und Bronzeeimern und von Reiterzubehör, aber keine Waffen, dazu Becher, Fibeln, Spielsteine, Würfel, Trinkhörner, Tongefäße und in Frauengräbern Gefäße, Goldschmuck, Toilettenzubehör und Gefäße römischer Luxusimporte. Nur die Keramik ist landschaftsgebunden (H. J. Eggers, 1949).

Im selben Zeitraum entstanden über alle Stämme hinweg von Norwegen bis zur Donau und dann bis nach England die Goldbrakteaten, mehrere Zentimeter große Goldscheiben-Anhänger mit gleichen Motiven religiöser Art. Sie lassen nicht nur auf kulturelle Kontakte, sondern auch auf überregionale Herrschaftsbeziehungen in der Oberschicht schließen (A. Pesch 2005).

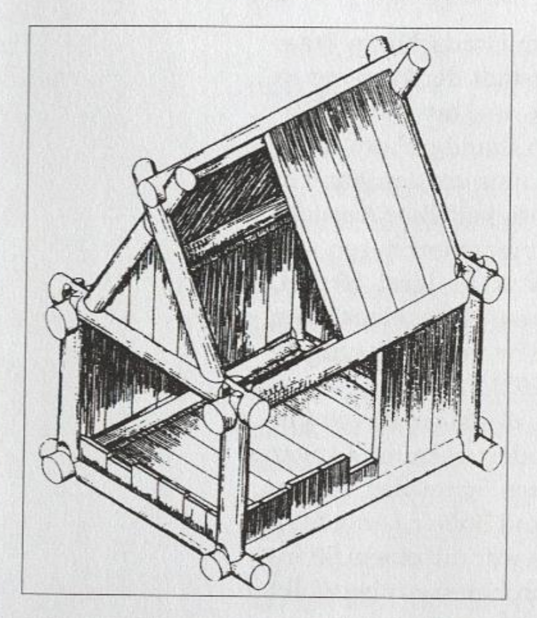
Später lassen sich regionale Unterschiede erkennen. Auf Seeland entwickelte sich ein Zentrum mit reichen Grabbeigaben. Derartige Gräber für Adlige und Fürsten finden sich, wie gesagt, im gesamten germanischen Bereich, etwa hundert in Birka bei Stockholm, in Haithabu, später bei den Franken, Alemannen, in Thüringen, auf dem Hradschin in Prag, im Großmährischen Reich, etwa zehn in der Hauptstadt der Waräger in Kiew, in Tschernigow, in Gnezdowo bei Smolensk, um nur einige Beispiele zu nennen. Während die Krieger weiterhin in Brandgräbern unter Beigabe von Waffen bestattet wurden, herrschte anfangs um das Jahr 0 in diesen reich ausgestatteten Fürstengräbern Waffenlosigkeit. Eine Ausnahme war das Königsgrab der Quaden aus den Markomannenkriegen von Musov an der Taya, möglicherweise das Grab des Vannius (gest. 50 n. d. Ztw.), in dessen Reich mit einem Siedlungszentrum westlich des Neusiedler Sees bereits in der Mitte des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw. neben Brandgräbern in Körpergräbern bestattet wurde (T. Kolnik, 1971).

Ein gotisches Fürstengrab mit nordsüdlicher Lage des Toten ist von Pilgramsdorf in Ostpreußen aus dem 3. bis 4. Jahrhundert bekannt. Es war im Ständerstabbau errichtet mit in die überkämmten Schwellen und in Rähmen eingenuteten senkrecht stehenden Stäben und Bohlen (Abb. 119). Das Totenhaus mit den Innenabmessungen 2 x 2,8 m war mit einem Steinwall umgeben und mit einem Hügel von 26 m Durchmesser überwölbt (H. Phleps, 1939).

Daß diese Gräber für das Leben nach dem Tod gedacht waren, folgt aus den Ausstattungen, die bei den Alemannen bis zur Mitgabe von Möbeln führten. Im Gräberfeld von Oberflacht, Kr. Tuttlingen, fand man Totenbetten, Hocker und Stühle mit gedrechselten, eingenuteten und gedübelten Eckpfosten und profilierten Teilen, die mit Kurvenhobeln gearbeitet worden sein mußten, gedrechselte Leuchter mit Bienenwachskerzen, gedrechselte Eßschalen und Feldflaschen, Baumsärge mit doppelköpfigen Schlangen auf dem Deckel, Näh- und Häkelzeug in Spanschachteln und zwei je mit sechs Saiten bespannte Leiern (M. Schach-Dörges, 1990).

Bei den Thüringern führte die Gestaltung der Grabkammern als Totenhäuser bis zu mehrstöckigen Häusern wie im Beispiel Zeuzleben aus dem 6. Jahrhundert (Abb. 120). Dort war im untersten Geschoß eine Frau in einem vierrädrigen Wagen bestattet. Darüber war ein begehbarer Raum, der vermutlich dem Totenkult diente. Ein Raum darüber befand sich über der Erde und darauf das Dach.

Diese Sitte der Fürstengräber wurde bis über anfänglich oberflächliche Christianisierungen beibehalten, zum Beispiel im Großmährischen Reich bis um 900, bei den Ostvandalen bis nach 1100 und in Skandinavien. Im wikingischen Bereich sind Bootskammergräber bemerkenswert, etwa das der Königin Asa im Oseberggrab von etwa 850 n. d. Ztw., wobei die Grabkammer im aufrecht stehenden Schiff stand, das Grab von Haithabu von 900 mit dem aufrecht stehenden Boot über der Grabkammer oder das einer Fürstin aus der Oldenburg in Wagrien, die in einem wikingischen Wagenkasten bestattet wurde.



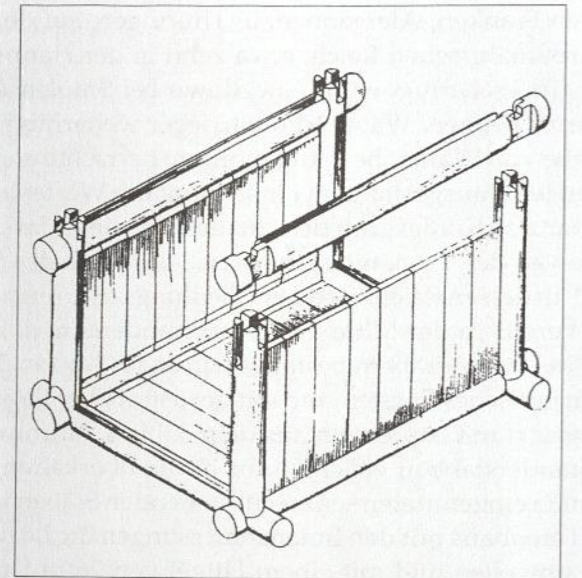


Abb. 119: Das Totenhaus eines gotischen Gaufürsten aus dem 3. bis 4. Jahrhundert n. d. Ztw., Pilgramsdorf bei Neidenburg in Ostpreußen mit beachtlichen handwerklichen Fertigkeiten. Nach: D. Bohnsack, 1937, u. H. Phleps, 1939.

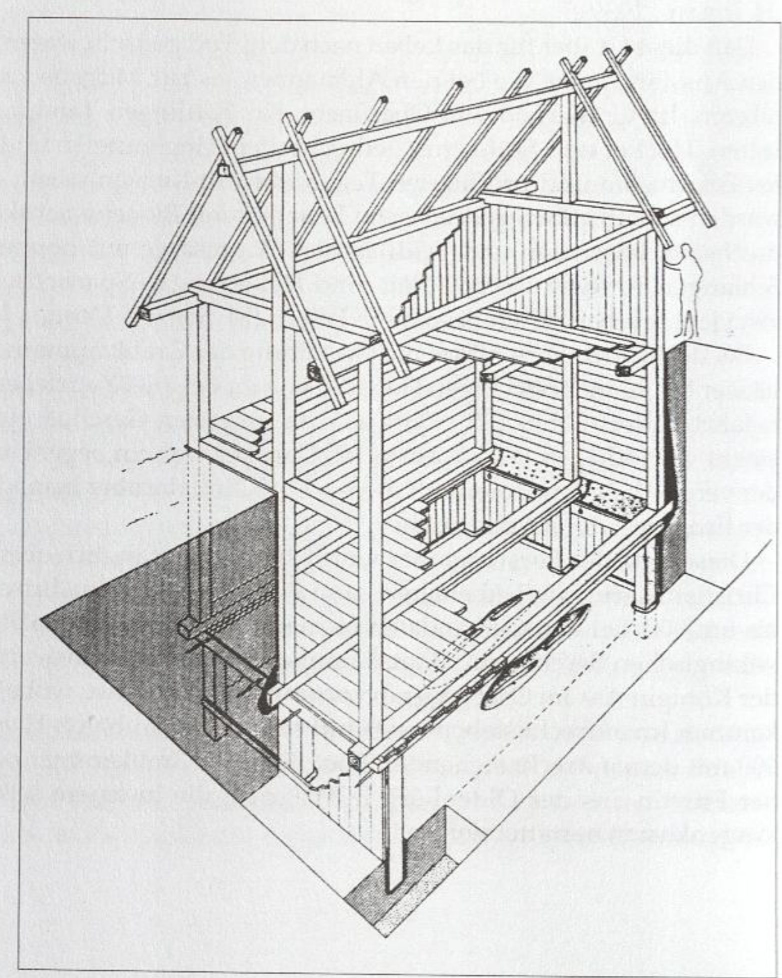


Abb. 120: Eine thüringische Adelsgrablege des 6. Jahrhunderts von Zeuzleben a. d. Wern, Mainfranken. Nach: L. Wamser, 1983/1984, S. 173.

Die Ähnlichkeit der Fürsten- und Königsgräber über die damals gesamte germanische Welt ohne Rücksicht auf heidnische Umwelt oder soeben erfahrene Taufe, wie das Kammergrab im Hügel von Högbom bei Sundsvall in Norrland, die Svear-Königsgräber in Alt-Uppsala, über die thüringischen und alemannischen Gräber bis zu den Gräbern von Childerich (gest. 492) im Westen, denen der Gepiden mit dem Grab von Apahida bei Klausenburg im Südosten und denen der Rus-Wikinger in der Ukraine, wobei es nur Unterschiede in der Beigabe und im Fehlen von Waffen gab (H. Ramgvist u. Müller-Wille, 1988), belegen die Gleichartigkeit der heidnisch-religiösen Vorstellungen. Diese waren noch über die Taufe hinweg bestimmend, wie es sich in Böhmen und im Großmährischen Reich zeigt. Dort änderte sich der Grabritus der Fürstengräber von vorgroßmährischen Gräbern, solchen in Eigenkirchen und danach nicht. Auch die Ostvandalen zwischen Elbe und Oder sind hier eingeschlossen mit Kammergräbern in der Oldenburg in Wagrien (9. Jh.), in Hanfwerder am Lieps-See bei Neustrelitz (11.–12. Jh.) und in Ralswiek auf Rügen (8. Jh.).

Auch die reich ausgestatteten wikingischen Körpergräber in Grabkammern in dem großen Hügelgräberfeld mit mehr als 4000 Grabhügeln bei Gnezdowo 12 Kilometer westlich von Smolensk aus der Zeit von 900 bis 1000 n. d. Ztw. gehören noch an das Ende dieser Zeit. Die Angehörigen der fürstlichen Reitergefolgschaft wurden mit ihren Waffen, Schwert, Speer, Streitaxt, Steigbügel, Köcher mit Pfeilen sowie mit Schläfenringen bestattet, die Frauen mit ovalen Schalenfibeln. Das Heidnische belegen Thorshammeranhänger. Auch Bootsbestattungen sind von dort bekannt. Diese Waffengräber machen etwa 10 Prozent der wikingischen Körpergräber aus. Bei Smolensk entstand aus 14 bis 21 Prozent Wikingern, Balten und Ostvandalen der Stamm der Krivičen (E. Mühle, 1988).

Noch während der Herrschaft Marbods bis 18/19 n. d. Ztw. entstanden abseits der Brandgräberfelder reicher ausgestattete und waffenlose Körpergräber in verschiedener Orientierung. Nach Beginn der quadischen Besiedlung unter König Vannius (20–50 n. d. Ztw.) finden sich Körpergräber in der Südwest-Slowakei bis nach Preßburg und Niederösterreich. Hier gibt es außerhalb der Brandgräberfelder waffenführende Körpergräber (J. Lichardus, 1984).

In Böhmen hielt die alte germanische Bevölkerung an der Brandbestattung in großen Friedhöfen fest. Noch im 4./5. Jahrhundert kamen Elbgermanen und besonders Thüringer nach Böhmen, die ebenfalls noch den Brandritus ausübten (A. Rybova, 1988). In Ostböhmen finden sich auf dem großen Brandgräberfriedhof Plotište (s. Abb. 121, Nr. 26) Schalen, die denen in Přeštovice ähnlich sind. In Mittelböhmen begannen nach 400 in der Vinařice-Stufe mit elbgermanischen Zuzügen neben Brandgräbern wieder teilweise reich ausgestattete Körpergräber.

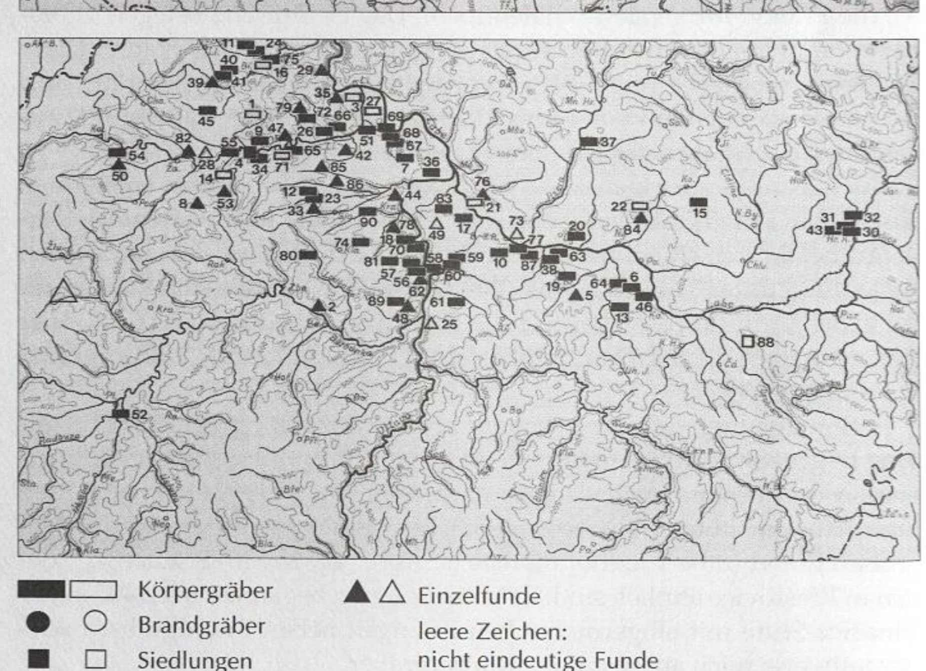


Abb. 121: Die germanischen Gräber der Völkerwanderungszeit aus Böhmen. Oben bis 400 n. d. Ztw., Nr. 26, 41, 43, 56 Friedhöfe von Plotište, Prestoviče, Radonitz und Prag-Podbaba. E = Elbe. Unten: die Gräberfunde aus der Zeit nach 400 n. d. Ztw. Nach: J. Zeman, *Germanen, Hunnen und Awaren*, Ausstellungskatalog Germanisches Museum Nürnberg, 1988, S. 515.

Auch die Fürstengräber der Westvandalen von Sacrau in Schlesien aus dem 4. Jahrhundert sind Grabkammern von 3 x 5 m und etwa 2 m Höhe mit Steinmauern. Diese Grabkammern waren mit Betten, Tischen und Stühlen wohnlich gestaltet ähnlich den thüringischen Grabhäusern und bargen kostbare Gefäße und erlesenen Schmuck.

Die Goten legten in Pommern und im Weichselgebiet, wohin sie ab 200 v. d. Ztw. kamen, birituelle Grabfelder an, wobei über beiden Gräberarten steinkranzumgebene Hügel aufgeschüttet wurden. Manchmal lagen die Toten in Baumsärgen. Nach der Inbesitznahme der Gebiete zwischen San und Bug nach 200 n. d. Ztw. entstanden Holzkammergräber mit reicherer Ausstattung. Die Beisetzungsbräuche in den weiterhin birituellen Grabfeldern waren sehr verschiedenartig mit Beisetzung der Toten in Baum- und Bohlensärgen. In Beisetzungen ohne Särge wechselten die Lagen der Toten sehr von gestreckten bis zu sitzenden, mit Bestattungen nur von Körperteilen, mit nachträglicher Bestattung verbrannter abgetrennter Körperteile. Holzkammergräber mit reichen Beigaben waren sozial Herausgehobenen vorbehalten. Beigegeben wurden Fibeln, Halsketten aus Glasperlen, Armringe, Kämme, Gefäßsätze, Amulette, zum Teil aus Bernstein, aber keine Waffen. Die schönsten Beigaben erhielten Kinder bis zum Alter von sieben Jahren. Die Gräber wurden teilweise als Familiengräber in kreisartigen Gruppen um große zentrale Holzsäulen angeordnet. An Grabenden wurden Holzstelen aufgestellt (A. Kokowski, 1995). Auch als Arianer behielten die Goten ihre heidnischen Bestattungssitten bei, wie Fürstengräber mit kostbaren Beigaben belegen.

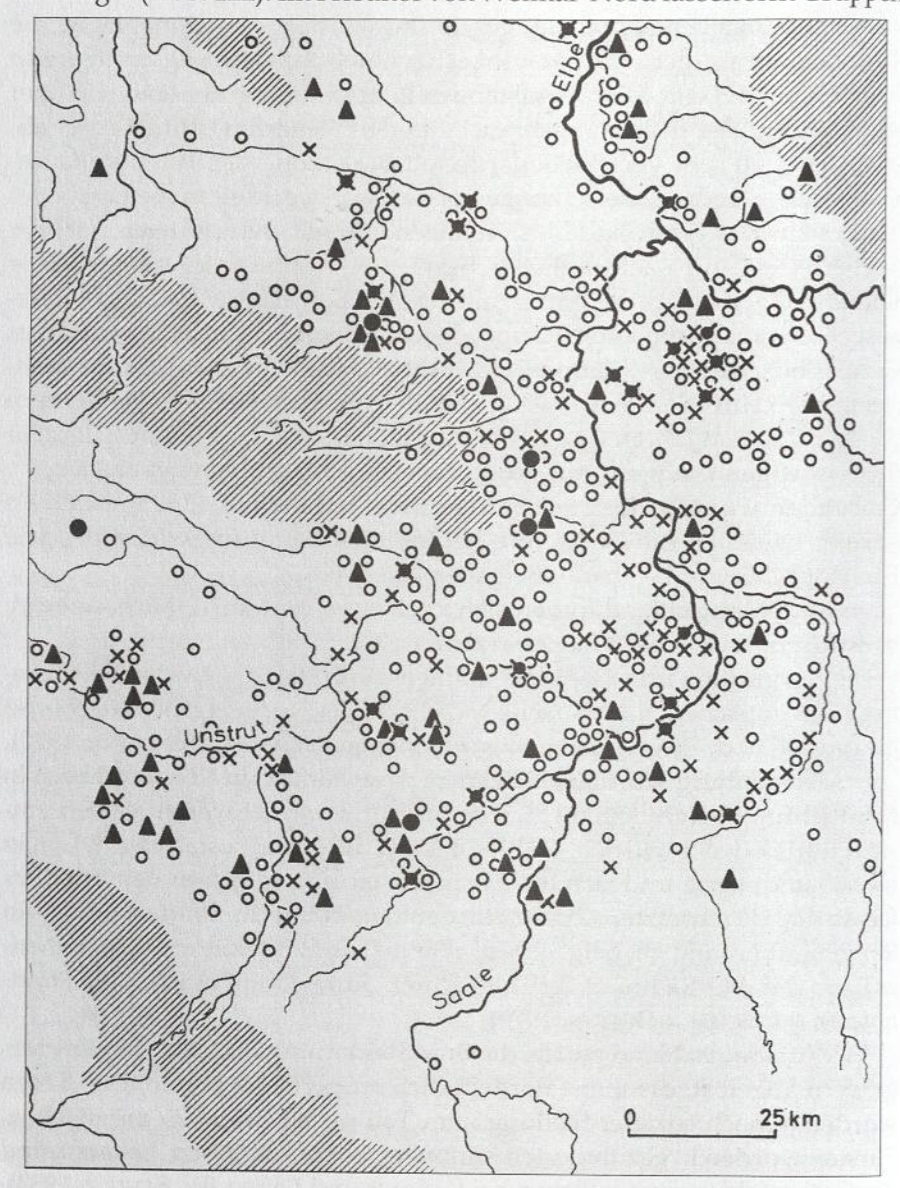
In Mitteldeutschland finden sich kurz vor 0 und im 1. Jahrhundert n. d. Ztw. schon vereinzelt Skelettgräber.

Die Burgunden und Gepiden nahmen um 200 n. d. Ztw., vielleicht infolge der gotischen Nachbarschaft, die Sitte der Körpergräber an, ebenso die um 200 n. d. Ztw. auf Rügen erschienenen Rugier (G. Kossinna, 1920).

In Mecklenburg wurden ab 200 n. d. Ztw. Fürsten in Körpergräbern in N-S-Richtung beigesetzt, die, wie auf Seeland, mit schweren Steinen umstellt und bedeckt wurden, während sonst die Brandbestattung in Urnen bis 500 andauerte und sich die Körperbestattung in getrennten Friedhöfen ab 450 durchsetzte. Ab 400 wurden den Toten die Waffen, so wie in Reihengräbern üblich, beigegeben, aber erst ab 500 setzte sich bei Reihengräbern die WO-Richtung der Toten durch. Kurz darauf brachen die Friedhöfe ab (H. Schach-Dörges, 1970).

In Mitteldeutschland wurde die Brandbestattung nach 300 von Körpergräbern abgelöst, die meist nord-südlich ausgerichtet waren. Den Toten wurden je nach sozialer Stellung zum Teil reiche Beigaben mitgegeben, Fürsten wurden in gezimmerten Kammergräbern beigesetzt. Bekannt sind die Gräberfelder von Haßleben bei Weimar und Leuna (W. Schulz, 1933).

Die Männer wurden dort waffenlos bestattet. Erst mit der Änderung der Bestattungssitte zu den west-östlich ausgerichteten Reihengräbern im 5. Jahrhundert gab man den Männern ihre Waffen bei. Die Gräberfelder wurden, getrennt von den vorherigen Brandgräbern, angelegt, die in Mitteldeutschland sonst noch bis in das 4. Jahrhundert vorkamen. Diese mitteldeutsche Kulturprovinz entspricht etwa dem späteren Stammesgebiet der Thüringer (Abb. 122). Im Friedhof von Weimar-Nord lassen sich Gruppen



○ Brandgräber × Körpergräber ⌘ gemischt belegte Gräberfelder
▲ Siedlungen ● burgartige Höhen mit Funden

Abb. 122: Germanische Funde im Mittelelbe-Saale-Gebiet aus dem 3. und 4. Jahrhundert. Nach: B. Krüger, *Die Germanen*, Bd. 2, Darmstadt 1987, S. 519.

von Toten unterscheiden, die sich jeweils aus 1 bis 2 Reitern, 3 bis 4 Spathaträgern und 1 bis 3 Leichtbewaffneten mit Schmalsax, Streitaxt und Pfeilen zusammensetzen (J. Schneider, 1991).

Die Langobarden hatten in ihrer Heimat im Bardengau an der Niederelbe noch Brandbestattung. Doch ihr Fürstenfriedhof zu Marwedel enthielt schon Körpergräber. Mit ihrer Einwanderung in Böhmen nach 400 wurden sofort Reihengräberfriedhöfe neu angelegt, verstärkt nach 450. Die nord-südlich orientierten Körpergräber brachen ab, während die Brandbestattung noch bis 500 fortdauerte. Nur die Friedhöfe Prag-Podbaba und Radonitz wurden während der gesamten frühgermanischen Zeit Böhmens bis zum Abzug der Langobarden um 525 zur Donau durchgehend belegt (Abb. 121). In Pannonien errichteten die Langobarden über Frauengräbern oft Totenhäuser auf vier Pfosten. Langobardischen und gepidischen Kindergräbern wurden kleine Gefäße vom Prager Typ beigegeben (I. Bona, 1979). Noch als Arianer hielten die Langobarden an der heidnischen Reihengräbersitte fest. König Alboin wurde 572 nach germanischem Brauch bestattet, und noch König Grimoald wurde 671 sein ›Heergewäthe‹ ins Grab mitgegeben (W. Menghin, 1990).

Im südlichen Brandenburg gingen die Burgunden Ende des 3. Jahrhunderts zur Körperbestattung über. Sie siedelten gegen Ende des 4. Jahrhunderts an Main und Rhein über. Im Havelland setzte sich ab 450 die Körperbestattung mit W-O-Richtung durch. Noch aus der Zeit nach Ende des Thüringer Reichs 531 gibt es bis 600 Körpergräber in der Umgegend von Berlin (A. v. Müller, 1962).

Die nächstfrühen Reihengräber finden sich im Gräberfeld der Bajuwaren von Straubing, die, solange sie noch in Böhmen lebten, ein bisher unbekannter Stamm waren und Brandbestattung übten. Männer dieses Stammes taten ab 330 Militärdienst in den römischen Kastellen bei Regensburg und wurden dort in westlich-östlich gerichteten Körpergräbern bestattet. Dieser unbekannte Stamm Böhmens mit der Keramik von Friedenhain-Přeštovice ließ sich um 350 nördlich der Donau nieder und erlangte als römischer Föderat ab 400 die Erlaubnis zur Siedlung auch südlich der Donau. Dort wurden die Friedhöfe ab 450 sofort mit Reihengräbern angelegt, während gleichzeitig nördlich der Donau noch Brandbestattung geübt wurde.

In Baiern erlosch die Reihengräbersitte mit Beigaben um 700. Nordostbaiern wurde ab 700 von Ostvandalen besiedelt, die sofort mit der Bestattung in Reihengräbern mit Beigaben begannen. Diese Sitte wurde auch nach Ausdehnung des Frankenreiches über Nordostbaiern bis in das 9. Jahrhundert beibehalten (Abb. 123).

In den gotischen Kulturen von Sintana de Mureš in Siebenbürgen und östlich der Karpaten wie von Černjachov in der Ukraine herrschte im 4.

Jahrhundert die Sitte der Körpergräber mit regel- und richtungsloser Bestattung in Gräberfeldern. Ende des 4. Jahrhunderts finden sich die ersten streng west-östlich ausgerichteten Gräber in diesen Grabfeldern.

Bereits vor 300 n. d. Ztw. wurden Germanen in römischen Diensten in den Friedhöfen der Grenzkastelle in Körpergräbern mit Axt, Lanze, Schild und Pfeilen als Beigaben bestattet. Nach den Militärreformen und dem Aufbau des mobilen Feldheeres nach 350 wurden erst einzelne und dann Fürsten mit Gefolgschaften und ihrem Stammesaufgebot zahlreich in dieses aufgenommen und gelangten bis in höchste Befehlsstellen. Sie behielten ihre den Römern fremde Beigabensitte mit Waffen, dem römischen Militärgürtel, und die ihrer Frauen mit Fibeln, Halsringen, Spinnwirteln, Scheren, Kämmen und Holzeimern bei.

Römische Militärgürtel als Nachweis aus römischen Diensten heimgekehrter Germanen finden sich als Grabbeigaben bis zur Elbe. Im rechtsrheinischen freien Germanien entstehen seit vor 400 n. d. Ztw. reiche waffenführende Gräber aus der Oberschicht. Nach Beginn der fränkischen Landnahme nach 451 wurden nur einem Teil der Männer Waffen ins Grab gegeben (H. Böhme, 1974). Mit dem Tod des Frankenkönigs Childerich (gest. 482) begannen die Reihengräber, die reihenmäßige Anlage von west-östlich gerichteten Gräbern, gleichzeitig in Franken, bei den Alemannen, in Thüringen bis zu den gepidischen Gräbern in Siebenbürgen (Abb. 124).

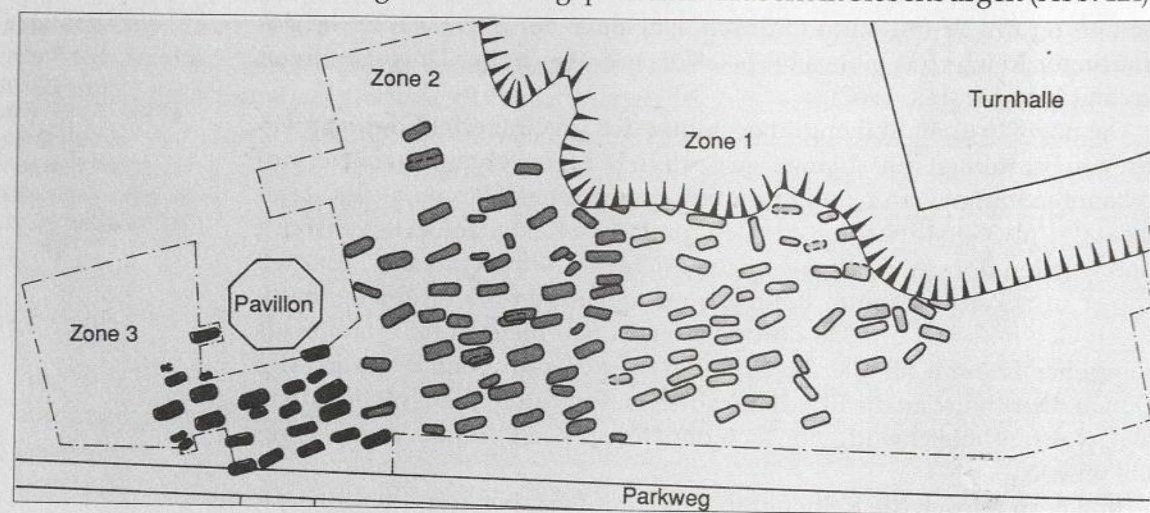


Abb. 123: Der Friedhof der Besatzung des römischen Kastells Neuburg a. d. Donau mit Körpergräbern meist in W-O-Richtung. In Zone 1, belegt von 330 bis 360, sind Alemannen neben Provinzialrömern, in Zone 2, 360 bis 390, sind neben Provinzialrömern vorwiegend Angehörige des unbekannten Stammes von Friedenhain-Přeštovice, und in Zone 3, 390 bis kurz nach 400, sind vorwiegend Ostgoten bestattet. Nach: H. Böhme, in: H. Dannheimer u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788,* Ausstellungskatalog München 1988, S. 23.

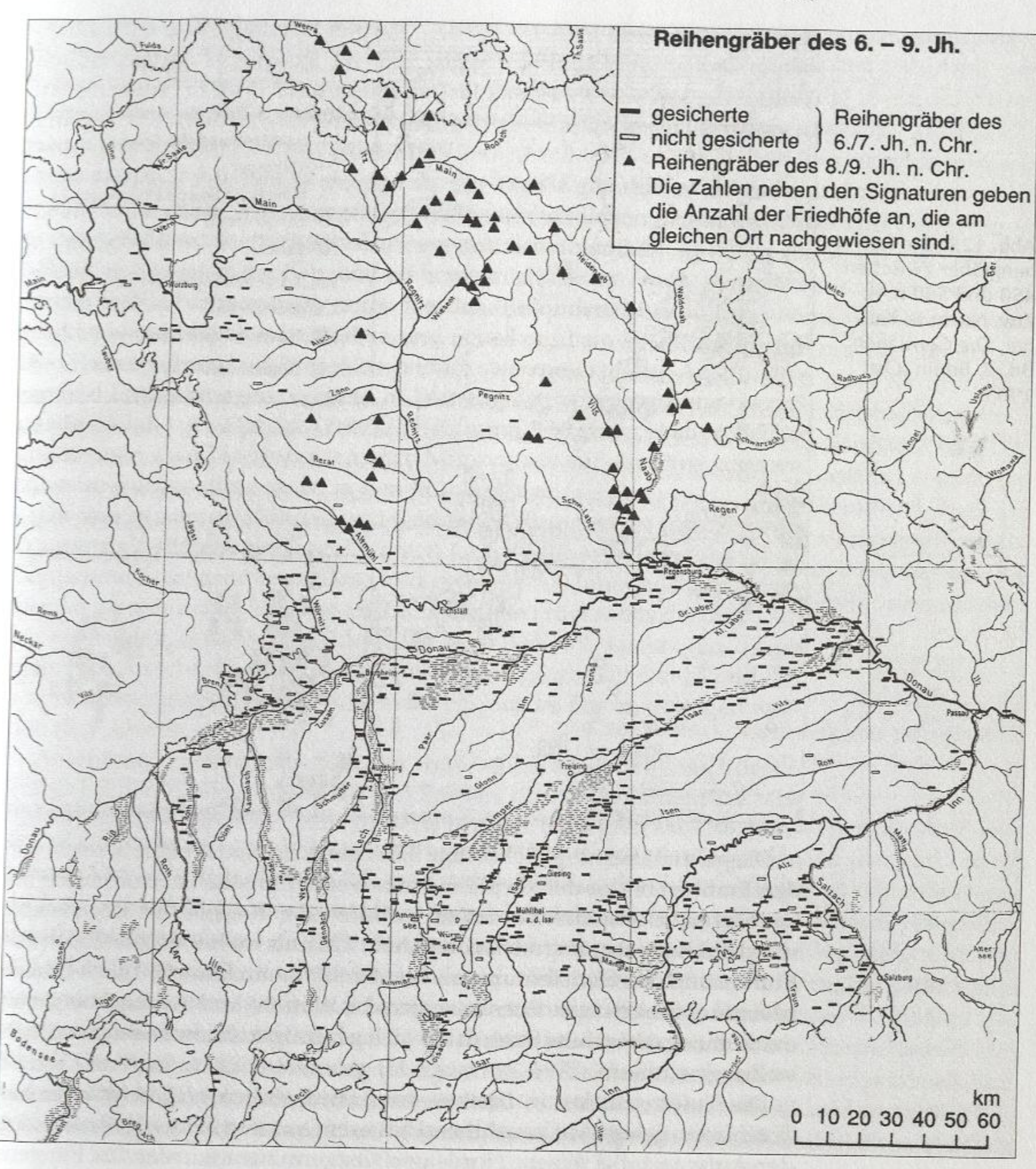
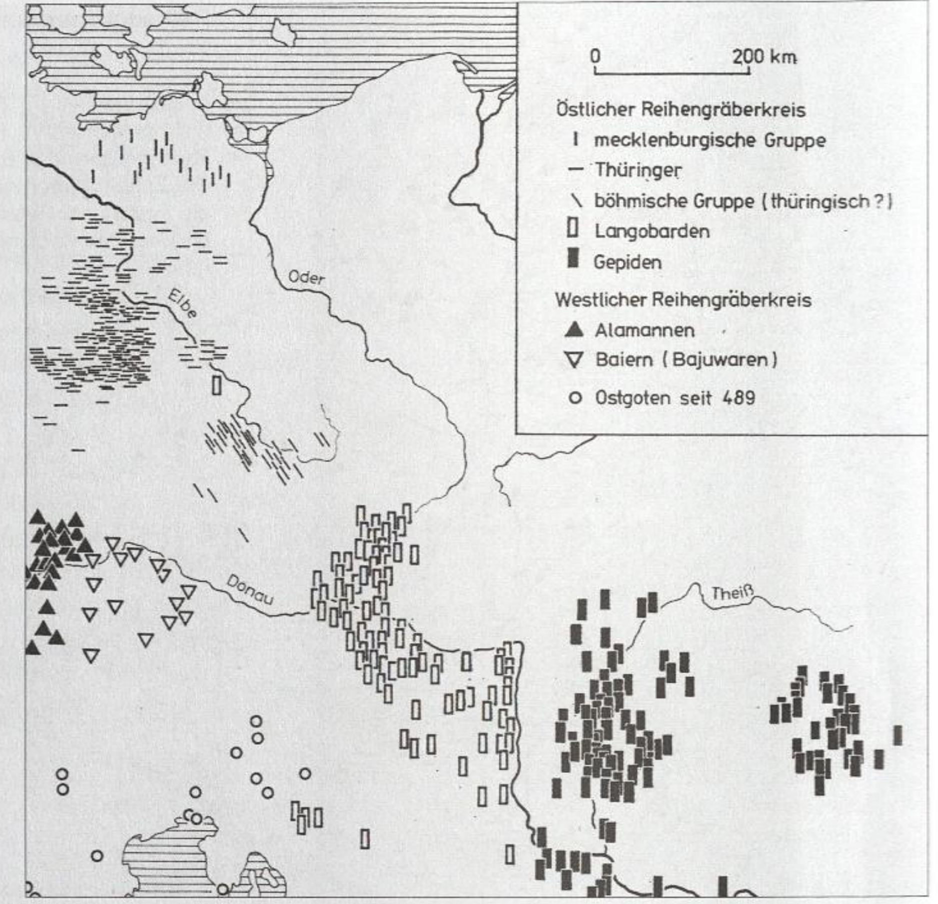
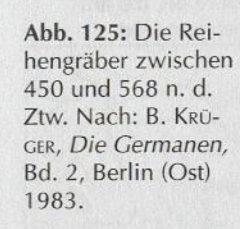


Abb. 124: Die Reihengräber in Bayern vom 6. bis 9. Jahrhundert. Nach: W. Menghin, *Frühgeschichte Bayerns,* Stuttgart 1990.




Abb. 125: Die Reihengräber zwischen 450 und 568 n. d. Ztw. Nach: B. Krüger, *Die Germanen*, Bd. 2, Berlin (Ost) 1983.

Dieser annähernd gleichzeitige Übergang in dem weiten Bereich von den Franken bis zu den Gepiden kann weder christlich noch römisch beeinflußt sein. Auf den Soldatenfriedhöfen der Kastelle bei Regensburg wurde in Körpergräbern bestattet (Abb. 125), als im Römischen Reich vor Einführung des Christentums als Staatsreligion im Jahre 380 noch Brandbestattung üblich war. Ebenso zeigen die Waffen- und Schmuckbeigaben der Reihengräber diese Sitte, in der sich gesamtgermanische religiöse Vorstellungen äußern.

Die Toten wurden in Bretter- oder Baumsärgen beigesetzt oder auf Totenladen gelegt. Mit zunehmend höherem sozialen Status des Toten stieg der Aufwand. Bei West-, Nord- und Ostgermanen wurden für Fürstengräber Grabkammern angefertigt, in denen die Beigaben abgestellt und auch Pferde mitbestattet wurden. In einem alemannischen Grab stand zu Füßen des Toten ein Schrein mit gedrechselten Pfosten, der in getrennten Fächern ein Pferdegeschirr, ein Bronzebecken und Holzteller, Leuchter,

Schuhleisten und Spielbrett enthielt. Adlige wurden auch in steinernen Familiengrüften beigesetzt. Es sind sogar mehrstöckige, hausähnliche Grabeinbauten in mehr als 4 m tiefen Grabkammern bekannt geworden, in denen Sitzmöbel und vierrädrige Wagen abgestellt waren (Zeuzleben, Thüringen) (K. Zeller, 1988) (Abb.120).

Die Frauengräber enthielten den an der Tracht getragenen Schmuck, vor allem die paarweise getragenen Fibeln zum Schließen der Gewänder an den Schultern. Auch Gürtelscheiben und Scheibenfibeln hat man gefunden, und zwar so ähnlich, wie sie heute noch an der Tracht in Siebenbürgen und in Norwegen getragen werden. Besonders künstlerisch ausgebildet waren die Gürtelscheiben und Scheibenfibeln bei den Franken. Die Fibeln erfuhren im übrigen besondere stammestypische Ausprägungen und Entwicklungen. Weitere in Frauengräbern beigegebene Gegenstände sind die getragenen Armreifen, Kämme, Toilettenzubehör, Becher und Kannen. Den Toten wurden auch Münzen mit auf den Weg gegeben, teilweise wurden diese ihnen in den Mund gelegt.

Die von Byzanz an Hunnen und Germanen wagenweise frisch aus der Prägeanstalt gezahlten Jahrgelder von Goldsolidi wurden zumeist zu Goldschmuck umgearbeitet. Das Gold gelangte 500 Jahre nach dem Auszug der germanischen Stämme aus Skandinavien rückwärts dorthin. Daraus entstanden, besonders in Schweden, zum Beispiel Halskragen, die bis mehr als 1 kg schwer und äußerst künstlerisch gearbeitet waren und die, wie Abnützungsspuren zeigen, keineswegs nur zu Festen getragen wurden (E. v. Oxenstierna, 1966).

Am spätesten gelangte die Sitte der west-östlich ausgerichteten Körpergräber bei den Westgermanen zu den Friesen, obwohl bei ihnen die Missionierung am Ende des 7. Jahrhunderts begann. Sie legten im 7./8. Jahrhundert zunächst Körpergräber radial um die Hügel von Urnengräbern an, gingen dann zu nord-südlich, dann zu nordost-südwestlich und schließlich von der Mitte des 8. Jahrhunderts an zu west-östlich ausgerichteten Körpergräbern über, die nun auf den Friedhöfen getrennt angelegt wurden. Erst mit dem Bau von Dorfkirchen setzte sich von der Mitte des 9. Jahrhunderts an die beigabenlose christliche Bestattung neben den Kirchen durch, so neben der als Pfostenbau im 9. Jahrhundert errichteten zweiten Kirche von Tostedt, Kreis Harburg (H. Drescher, 1975). Auch im Friedhof Liebenau bei Nienburg/Weser ging man erst spät von der Brandbestattung (bis in das 8. Jahrhundert) zur gleichzeitigen Körperbestattung in S-N-Richtung (ab 700) über, obwohl aus den Beigaben intensiver Kontakt zur merowingischen Reihengräberkultur erkennbar ist. Erst seit dem 8. Jahrhundert wurde bis etwa 850 in WO-Richtung bestattet (G. Kossack u. a., 1984).

Die Ostvandalen übten bei ihrer Rückwanderung aus dem Osten meist Brandbestattung in Urnen des Prager Typs aus, ausgenommen die Slowe-

Abb. 126: Ostvandalische Skelett- und Reihengräber, bayerische und awarische Funde im Donau- und Ostalpenraum bis Karantanien.
Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen,* Berlin (Ost) 1986.
+ ostvandalische Gräber 9./10. Jh.
● ostvandalische Siedlungen 9./10. Jh.
■ bayerische Funde 7./8. Jh.
▲ awarische Funde 8. Jh.
□ Handelsorte bzw. Zollstätten
O Burg
. . . Westgrenze ›slawischer‹ Ortsnamen.

nen. Bereits bei der Einwanderung nach Oberkrain, die nach 600 erfolgte, legten die Slowenen Körpergräber in W-O-Ausrichtung mit Kopf im Westen an. Da die Bajuwaren erst nach ihrer Christianisierung das slowenisch besiedelte Gebiet in Kärnten und in den Ostalpen ihrem Stammesgebiet einverleibten, dürften heute in Kärnten noch vorhandene Brauchtumsreste (siehe P. Amtmann, 1990), die auf germanische religiöse Vorstellungen zurückgehen, dort wohl nur in der Zeit vor der Christianisierung entstanden sein. Der Übergang der Slowenen zur Reihengräberbestattung ist daher der archäologische Beweis für die Übernahme der religiösen vorchristlichen Welt, die zur Reihengräberbestattung gehört. Noch etwa 150 Jahre nach Gründung des Klosters Kremsmünster im Jahre 777 wurden von den Karantanen im Köttlacher Kulturkreis die Toten nach heidnischer Reihengräbersitte bestattet, so zum Beispiel im Begräbnisplatz von Michelsdorf, achtzehn Kilometer südlich von Kremsmünster (M. Pertlwieser, 1919).

Auch die Ostvandalen, die sich in Oberösterreich ab Mitte des 6. Jahrhunderts niederließen, änderten sofort ihren Bestattungsritus und legten Reihengräberfriedhöfe an (Abb. 126). Sie suchten wohl, indem sie in den herrschaftsfreien Raum zwischen dem Herzogtum Baiern, das bis zur Enns reichte, und der Westgrenze des Awarenreichs am Ostrand der Alpen einwanderten, aus dem Einflußbereich der Awaren zu entkommen. In der Urkunde zur Gründung des Stiftes Kremsmünster im Jahre 777 werden freie Sclavi unter einem Fürsten (Župan) genannt. In diesen Gräberfeldern ist meist nur ein Schwert- und Lanzenträger bestattet und in teilweise herausgehobener Art beigesetzt (V. Tovornik, 1980).

In Niederösterreich, das auch ab Mitte des 6. Jahrhunderts von Ostvandalen besiedelt wurde, legten diese anfangs noch Brandgräberfriedhöfe mit Urnen vom Prager Typ an. Nach der Niederlage der Awaren im Jahre 796 wurden in ganz Niederösterreich bis nach Ödenburg und zur Enns eine Fülle von neuen Körpergrabfriedhöfen errichtet, in denen sich auch Bartäxte als Beigaben finden.

Auch im Gräberfeld von Pitten, das bei Neukirchen am Ostrand der Alpen westlich Ödenburgs liegt, wurden eine Bartaxt sowie eine Scheibenfibel gefunden. Über die Herkünfte dieser Bartäxte ist nichts bekannt, in Böhmen und Mähren (Abb. 90) gelten sie als wikingisch. Aus dem 9. Jahrhundert stammen viele Hügelgräberfriedhöfe im Waldviertel in Niederösterreich und dem angrenzenden Böhmen. Die Grabschächte mit jeweils zwei Toten wurden bis 1 m tief in den Felsuntergrund eingemeißelt und die Toten darin in Holzsärgen mit Blick nach Osten bestattet. Auch hier wurden Bartäxte beigegeben. Im 10. Jahrhundert, mit dem Ausbau der Pfarrorganisation, wurden diese heidnischen Friedhöfe nicht mehr belegt (H. Friesinger, 1976).

Die Sorben zwischen Saale, Elbe und Lausitz übten anfangs Brandbestattung in Urnen des Prager Typs aus. Jedoch nach Berührungen mit Elb- und Westgermanen gingen sie im 8. Jahrhundert im Westen zu Reihengräberfriedhöfen über, während sie im Osten bis in das 9. Jahrhundert an der Brandbestattung festhielten. Sie übernahmen die heidnische Sitte der Reihengräber noch, nachdem das Christentum im Frankenreich eingeführt war.

Wie locker die Christianisierung jedoch war, geht daraus hervor, daß im Bereich des Bistums Fulda noch nach 1100 von Sclavi berichtet wird, die keinen Kirchenzehnten zahlten, also von Freibauern, die nach altem Glauben und altem Recht lebten. In Thüringen hielt sich die heidnische Sitte der Reihengräber mit Grabbeigaben ebenfalls noch lange (H. Rempel, 1966). Bei Espenfeld nahe Erfurt wurden noch von 1000 bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts heidnische Ostvandalen, also 350 Jahre nach der offiziellen Christianisierung, in einem mit Beigaben reich ausgestatteten Reihengräberfriedhof, dem westlichsten ostvandalischen Friedhof, bestattet (S. Dusek, 1968).

Bei den Pommern wurde die Christianisierung erst durch Bischof Otto von Bamberg 1124 in Angriff genommen. Wie bei den Obodriten wurde dort jedoch bereits um oder sogar vor 1000 n. d. Ztw. die Körperbestattung geübt. Auch in Mecklenburg erfolgte die Christianisierung gründlicher erst mit der Taufe von Herzog Pribislaw um 1167 n. d. Ztw.

Die Obodriten und Polaben, die auf ehemals sächsisches Stammesgebiet in das Hannoversche Wendland westlich der Elbe, in den alten Bardengau der Langobarden, vorgedrungen waren – und zwar während und nach der Dezimierung der Sachsen durch Karl den Grossen, mit dem sie verbündet waren und von dem sie dort angesiedelt worden waren –, bestatteten ihre Toten in Reihengräbern, zum Teil in Holzsärgen. Von Chronisten werden sie ›Sclavi‹ und ›Winidi‹ genannt. Nach beigegebenen Münzen wurden bei Rassau in der Nähe von Ülzen die Bestattungen eines Friedhofes auf das Ende des 13. Jahrhunderts datiert. Obwohl die Klöster in Ülzen und Lüneburg in den Jahren 972 und 974 gegründet worden waren (C. Schwantes, 1909), lebte diese heidnisch-germanische Art der Totenbestattung noch 500 Jahre nach Beginn der Christianisierung und 300 Jahre nach Gründung benachbarter Klöstern in ihrer unmittelbaren Nähe.

Aus dem Stammesgebiet der Wilzen sind Körpergräber aus der Umgebung der Adelssitze beim Tollensesee nach germanischem Ritus bekannt geworden, die aus dem 11. bis 13. Jahrhundert stammen. Die Beisetzungen im Gräberfeld östlich gegenüber dem Adelssitz auf der Insel Hanfwerder im Liepssee südlich vom Tollensesee (Abb. 70) besitzen reiche Beigaben. Gefunden wurden ein dreiteiliges Holzkammergrab, ein Totenhaus mit sechs Pfosten für zwei Tote, zwei weitere Totenhäuser, Bestattungen in

Baumsärgen und ein Tempelgrundriß von 20,4 x 9 m. Der Bestattungsplatz für den Adelssitz auf der Insel Hanfwerder wurde bis nach 1200 belegt. Hanfwerder war von nach 950 bis 1270 bewohnt. Auch auf Hanfwerder fand man einen kleinen Tempel von 4,8 x 4 m in Blockbauweise mit Schädeln von Rindern, Pferden und Geweihen. Auf der Halbinsel Nonnenhof im Liepssee, die sehr schwer zugänglich im Moor lag, wurde noch im 14. Jahrhundert ein Tempel errichtet. Die Umgebung des Liepssees mit Einschluß der Fischerinsel (über die Götterfigur von dort s. Abb. 141) war wohl das Zentrum des Liutizenbundes (V. Schmidt, 1992).

Die Skelettbestattung setzte um 1000 n. d. Ztw. ein, also noch in heidnischer Zeit. Die volle Christianisierung wurde erst nach dem Übergang des Redariergaues von Pommern an Brandenburg im Jahre 1236 vollzogen (V. Schmidt, 1991).

Im germanischen Bereich wurden verschiedentlich Totenhäuser für Körpergräber errichtet. Das Totenhaus für den gotischen Gaufürsten in Ostpreußen aus dem 3. bis 4. Jahrhundert (s. Abb. 119) war in einem Grabhügel versenkt. Die Totenhäuser von Usadel am Liepssee gegenüber dem Adelssitz auf der Insel Hanfwerder aus dem 11. bis 12. Jahrhundert waren überirdische Pfostenbauten ebenso wie diejenigen von Alt-Käblich bei Neubrandenburg aus dem 9. Jahrhundert, hier aber für Brandgräber.

Im Gebiet der ostvandalischen Besiedlung des nordöstlichen Bayerns legten die Sorben vom 8. Jahrhundert an Reihengräber an (s. Abb. 123), während in den Herkunftsgebieten noch mit Brandgräbern bestattet wurde. Während des nach 700 beginnenden fränkischen Landesausbaues wurden die fränkischen Wehrbauern und die zusammen mit diesen angesiedelten Ostvandalen gemeinsam in Reihengräberfriedhöfen bestattet. Die Gräber der Franken, Alemannen und Sorben sind an den Beigaben und anthropologisch nicht unterscheidbar (K. Schwarz, 1984).

In Böhmen sind die ältesten Körpergräber aus der Zeit nach der Völkerwanderung aus dem Nordwesten des Landes bekannt. Dieses Gebiet westlich von Kaaden war durchgehend west- und elbgermanisch besiedelt. In der Vinařice-Stufe finden sich die ersten Gräber mit WO-Ausrichtung ab 450 n. d. Ztw.

Im 8. Jahrhundert begannen die Boemannen, von der Brand- zur Körperbestattung überzugehen. In der ältesten Burgwallzeit von 650 bis 800 entstanden in Böhmen für sozial Herausgehobene Hügelgräber zunächst nach dem Brandritus. Danach sind vereinzelt (R. Turek, 1974) Hügelgräber aus dem 7. bis 8. Jahrhundert bekannt, in denen der unverbrannte Tote nach awarischer Sitte in seitlichen Nischen von Schächten im gewachsenen Boden mit awarischen Beigaben bestattet wurde. Am Übergang zur mittleren Burgwallzeit kam es zur Entstehung biritueller Hügelgräber, die sowohl Brand- als auch Körperbestattung enthielten. In der jüngeren Burg-

wallzeit von 800 bis 950 folgen in Hügelgräbern fast nur noch Körperbestattungen (R. Turek, 1958).

Die nach ihren Beigaben als Wikinger angesprochenen Fürsten wurden bei Kolin oder auf dem Hradschin in holzausgebauten Grabkammern in W-O-Richtung beigesetzt, genauso wie 400 bis 500 Jahre früher von den West-, Nord- und Binnengermanen. Gleichartig wurden auch die Reitergefolgschaften der Fürsten in oder neben den neu errichteten Burgen sofort in west-östlich ausgerichteten Gräbern beigesetzt, während es abseits davon am Anfang auch birituelle Friedhöfe gab. Als Beispiel diene die Höhenfluchtburg bei Prachow, Kreis Jitschin, aus dem Gebiet der Chrowaten und Sklavikniden. Am Fuße des Burgfelsens liegt ein Friedhof, der im 8. Jahrhundert mit Brandgräbern belegt wurde, im 9. Jahrhundert mit Körpergräbern und im 10. bis 11. Jahrhundert mit Reihengräbern (H. Preidel, 1957). Abweichungen von der W-O-Lage gab es anfangs noch rund um Prag, bei Libièe, dem Stammessitz der Sklavikniden, und bei Laun an der Eger. Das sind Gebiete mit möglichen Siedlungskontinuitäten seit der Völkerwanderung. In Böhmen wiederholen sich Vorgänge, wie sie bei den West-, Nord- und Binnengermanen 400 bis 500 Jahre früher stattfanden.

Als Beispiel für den Bestattungsritus bei böhmischen Adelsburgen seien die Friedhöfe des Fürstensitzes von Stara Kourim (Lage s. Abb. 88) geschildert. Sofort nach Beginn der Niederlassung und Errichtung des Fürstensitzes um 830 wurden im Friedhof am Libusasee unterhalb des ersten Burgwalles die Toten in Schacht- und Kammergräbern beigesetzt, die meist südwestlich-nordöstlich mit Blick nach Osten gerichtet waren. Den Fürsten wurden silberne Streitäxte, Hammerbeile, vergoldete Sporen und karolingische Schwerter beigegeben, den Frauen Schmuck. In der Zeit nach dem Brand der Burg traten die Schachtgräber zugunsten weniger tiefer Reihengräber zurück, und innerhalb des inneren Walles wurde ein weiterer Friedhof angelegt, dessen Toten beigabenlos blieben und den sozial Niedrigsten zugeordnet werden (M. Solle, 1959).

Zum Teil wurden die Toten in Särgen aus Spaltbohlen oder ausgehöhlten Baumstämmen beigesetzt. Noch Boleslav II. wurde im Jahre 999 in einem mächtigen Eichenstamm in seiner St. Georgskirche auf dem Hradschin nach altem heidnischen Ritus beigesetzt (I. Borkowsky, 1961).

Nach Verbreitung der Kirchenorganisationen wurden zunächst christliche Teile von Friedhöfen von heidnischen durch Steinreihen abgegrenzt, ehe sie schließlich im 11. Jahrhundert oder später verlassen wurden (unter anderen Krumphanzlova au Csav, 1966).

Wie in Böhmen wurde auch in Mähren am Übergang von Brand- zu Skelettgräbern nach beiden Riten bestattet. In Hügelgräberfriedhöfen aus Mähren lag der Tote in W-O-Richtung mit Blick nach Osten und hatte in der linken Hand sein Schwert und in der rechten eine Streitaxt. Neben

dem Kopf lag gelegentlich ein Vogelskelett (J. Schranil, 1928). Auch hier wie bis nach Niederösterreich waren am Beginn der Reihengräberzeit die Gräber anfangs nord-südlich oder abweichend ausgerichtet. Vereinzelte Fundstücke awarischer Art, besonders Pferdetrensen, Steigbügel und Pfeile, weisen auf kulturelle Einflüsse awarischer Art hin.



Abb. 127: Das Körpergrabfeld aus der Umgebung der Kirche im Burgwall von Stare Mesto. Volle Rechtecke: Gräber mit Edelmetallbeigaben; dick eingerahmte Rechtecke: Gräber mit einigen Beigaben; schraffierte Rechtecke: beigabenarme Gräber; leere Rechtecke: beigabenlose Gräber. Nach: H. Preidel, *Das Großmährische Reich*, München 1968.

Im Großmärischen Reich begannen die west-östlich ausgerichteten Körpergräber nach dem Beginn der Christianisierung, so zum Besipiel auf dem Friedhof der Kirche von Altenstadt, Bez. Ungarisch Hradisch, mit Beigaben unter anderem von Schläfenringen und Schmuck aus Altenstädter Werkstätten. Diese Sitte wurde nach Verfall der Kirchen nach Ende des Großmährischen Reiches beibehalten. Auf dem Friedhof der Burg Breclav Pohansko wurde gleichartig heidnisch vor dem Bau der Kirche, während der christlichen Zeit und danach am Ende des 10. Jahrhunderts bestattet.

Im Zentrum des Großmährischen Reiches in Mikulčice bestätigt sich dieser Befund. Etwa gleichzeitig mit einer ersten Kirche aus dem Jahre 825 wurde ein Reihengräberfriedhof angelegt. Unter der zweiten Kirche aus der Zeit kurz vor der Missionierung Methods, 650 bis 660, lag das Grab eines Fürsten (Nr. 265), dessen Schwert das Kreuzeszeichen enthielt.

Weitere Gräber mit reichem Schmuck stammen aus der Umgebung anderer Kirchen vom Ende des 9. Jahrhunderts, die meisten erst aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts. Danach verfielen Burg und Kirchen und die Bestattungen hörten auf (J. Poulik, 1957) (Abb. 127).

Ab dem 11. Jahrhundert wurden in ganz Mecklenburg neben Körpergräbern, abgesehen von einzelnen Brandbestattungen, keine anderen Bestattungen gefunden. Reihengräberfriedhöfe gibt es im ganzen Land Mecklenburg. Eine mit Keramik des 9. Jahrhunderts datierte Körpergrab-Nachbestattung in einem bronzezeitlichen Hügelgrab ist bisher das früheste bekannte ostvandalische Grab Mecklenburgs. Wie nach der Einwanderung bis dahin bestattet wurde, ist unbekannt (A. Hollnagel, 1960).

Im Potsdamer Havelland, im Stammesgebiet der Heveller, sind nur Körpergräber bekannt, die aus dem 9. bis 11. Jahrhundert stammen. Die Toten wurden nach Reihengräbersitte in undeutlichen nord-südlich ausgerichteten Reihen in W-O-Lage mit Blick nach Osten bestattet. Ein Teil der Gräber – der Anteil wechselt örtlich und beträgt im Gräberfeld Sixdorf (Kreis Bernburg) 28 Prozent – war mit Holzeinbauten unterschiedlicher Größe bis 2,6 m Länge und Bedeckung ausgestattet. Die Beigaben, abgesehen von drei Schläfenringen und einem Halsring, sind nur kleinere Gefäße, die als Eß- und Trinkgeschirr dienten. Nur einige Keramikformen treten bereits im 8. Jahrhundert auf (Ch. Plate, 1976).

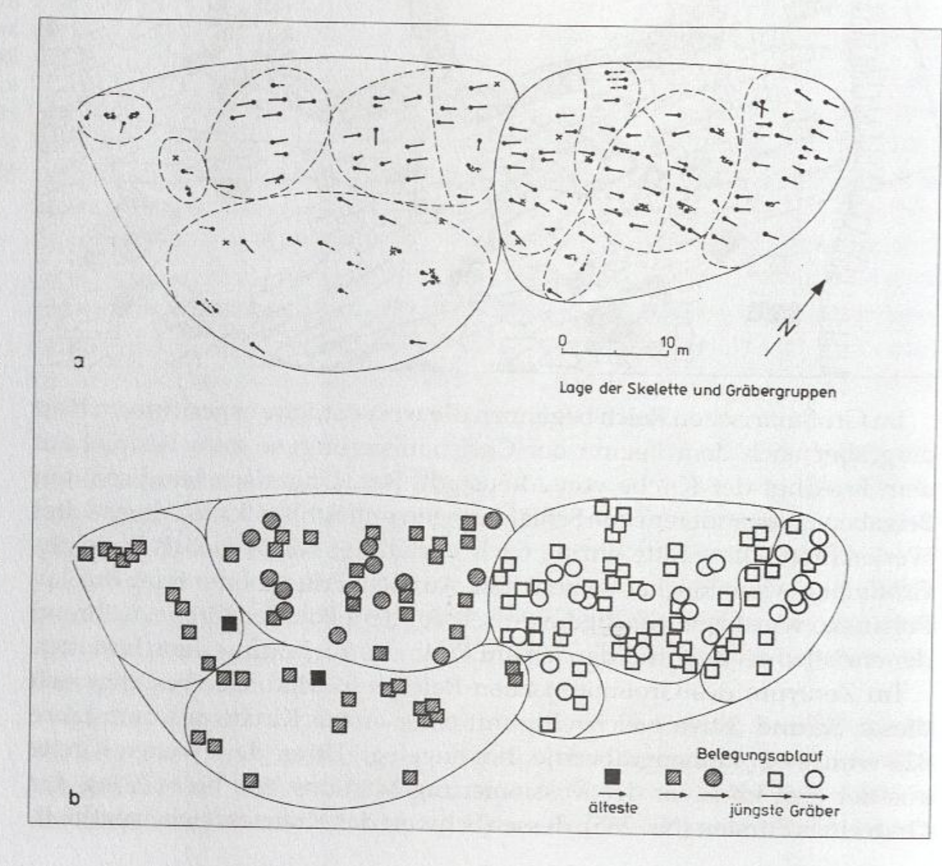


Abb. 128: Der Körpergrab- und Reihengräberfriedhof von Sanzkow (Kreis Demmin) aus dem Stammesgebiet der Wilzen von etwa 1200 bis 1350. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

Auf dem Körpergrabfriedhof von Demmin (Abb. 128), der sich in der Nähe der Stammesburg der Wilzen befindet, wurde von fast regelloser Bestattung erst im 14. Jahrhundert zu Reihengräbern in W-O-Ausrichtung übergegangen, als die Christianisierung längst offiziell vollzogen war.

Auch in Polen setzten die Skelettfriedhöfe erst ein, nachdem die Daglinger ab 975 zum Christentum übergetreten waren. Bis 1100 finden sich neben kirchlichen auch heidnische Friedhöfe, »die sich durch Orientierung des Toten, Art und Zahl der Beigaben unterscheiden«. (H. Zoll-Adamikova, 1983).

Vor etwa 2000 Jahren entstand in Skandinavien die religiöse Vorstellung, der Gestorbene blicke in die aufgehende Sonne und müsse für seine letzte große Fahrt nach seinem sozialen Status als Lebender ausgestattet sein. Diese Vorstellung äußerte sich in der Sitte der Reihengräber, die die Brandgräbersitte nach einer kurzen Übergangszeit mit nord-südlich ausgerichteten Gräbern ablöste. Der Brauch wurde zuerst von Fürsten aufgenommen, zum Beispiel bei den Langobarden im Bardengau an der Niederelbe und bei den Vandalen in Schlesien. Die ersten Reihengräber bei Kriegern finden sich nach 330 im Friedhof der germanischen Söldner Roms im Kastell Neuburg an der Donau. Nach 450, zu Beginn der Entstehung des bairischen Stammes, wurden auf dem Südufer der Donau bei Straubing Reihengräber angelegt, während in Sichtweite auf dem Nordufer weiter Brandbestattung herrschte. Ebenso übten die Langobarden vom Einzug in Böhmen ab 400 den Brauch der Reihengräber. Dann breitete er sich rasch unter den Germanen aus, von den Gepiden in Siebenbürgen bis zu den Franken am Niederrhein, von den Krimgoten bis nach Skandinavien und von der Themse bis zu den nordafrikanischen Vandalen.

Die Ostvandalen übernahmen nach ihrer Rückkehr diesen Brauch, sobald er ihnen durch west- und elbgermanische Nachbarschaft bekannt wurde, zuerst in Oberösterreich nach 550, dann die Slowenen nach 600. Bei den Sorben läßt sich verfolgen, wie die Anlage von Reihengräbern wandert, und zwar von der ersten Bekanntschaft damit im Westen nach 700 bis in den Osten ihres Stammesgebietes nach 800. Die Übernahme nach Beginn der Christianisierung der West- und Elbgermanen, trotz der Religionskriege gegen Ostvandalen und trotz der sprachlichen Unterschiede zwischen der altgermanischen Sprache und der *Lingua Sclavinia*, offenbart ein hohes Maß an Gemeinsamkeiten und vom Bewußtsein davon.

Die Beigabensitte erlosch infolge der Christianisierung in den linksrheinischen Gebieten nach 650, im süddeutschen Raum herrschte sie trotz der

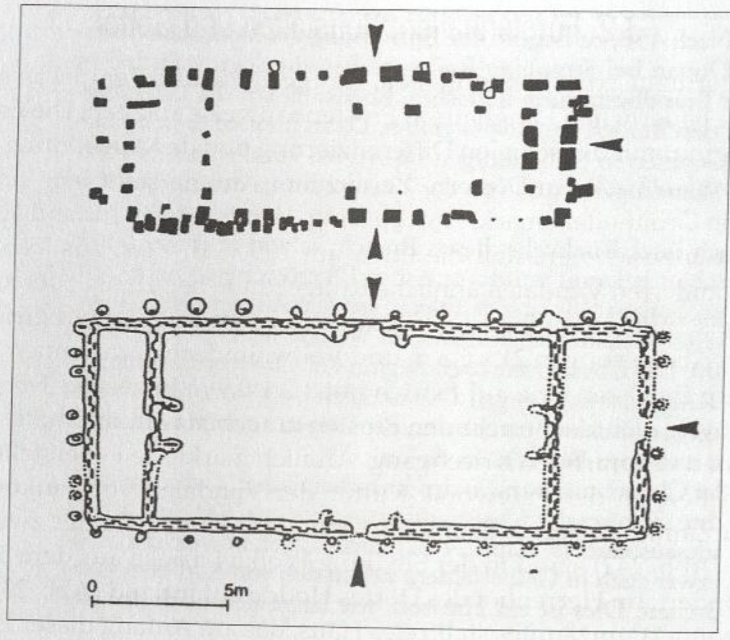
Christianisierung bis um 700 und in den nordostbayrischen Gebieten des Landesausbaues (s. Kap. 2.1.9) noch länger, obwohl die Siedler aus dem Rheingebiet kamen, und zwar auch in Gräberfeldern neben den von Karl dem Grossen gestifteten ›Slawen‹-(Sclavi-)Kirchen. Dies ist ein Hinweis dafür, wie lange sich noch der alte Glaube unter der christlichen Tünche erhalten konnte, im Daglinger Reich bis 1100, im Hannoverschen Wendland und bei den Wilzen bis vor 1400. Selbst als die letzten bedeutenden Heiligtümer um 1168 zerstört waren (s. Kap. 3.2), wurden große Kultfiguren in abseitige kleine Ansiedlungen gebracht. Noch die böhmischen Herzöge Wratislaw (929–973) und Boleslaw II. (973–999) ließen sich in der St. Georgskirche auf dem Hradschin in heidnischem Ritus beisetzen. Der böhmische Herzog Bretislav II. (1092–1100) mußte scharfe Verordnungen gegen das Heidentum und insbesondere bei den Bestattungsriten erlassen.

3.2. Fürstenhallen, Kultstätten und Götter

Die ostgermanischen Fürstenhallen, Kultgebäude und Tempel lassen sich aus dem bäuerlichen Langhaus in Pfostenbauweise ableiten. Die Entwicklung beginnt mit der sozialen Differenzierung und der Ausbildung jeweils eines großen Hofes in Dörfern. Zeitlich am Anfang steht hier ein Langhaus von Gronhedensmark, Amt Hjöring, Vendsyssel in Jütland vom Jahr 0. Es ist anzunehmen, daß die etwa um 200 v. d. Ztw. aus Vendsyssel ausgewanderten Vandalen ähnliche Kultgebäude benutzten oder kannten. Das dreischiffige Langhaus, den Bauernhäusern mit Stallteil gleichartig, mit den Abmessungen 21 x 6,3 m und Vollwalmdach hatte keinen Stallteil und barg im Osten eine auf Estrich mit 1,2 x 0,9 m markierte Feuerstelle, die von vier nichtdachtragenden Pfosten umgeben war, und hatte im Westen einen kellerartigen Kriechgang. Ähnlich markierte Feuerstellen wurden im Bereich der Przeworsk-Kultur der Vandalen von Jankowo und Krusza Zamkova Bezirk Bromberg gefunden. Eine Halle mit zwei Langfeuern (Abb. 242) stand in der Siedlung Wolka Lasieka aus dem 3. und 4. Jahrhundert. Im Herrenhof des Dorfes Hodde auf Jütland (Abb. 235) stand ein gesondert umzäuntes stallfreies Haus, das am Anfang dieser Entwicklung steht, aus dem 1. Jahrhundert n. d. Ztw.

Eine in den Abmessungen 22,5 x 6,2 m fast gleichartig dreischiffige Halle, ebenfalls in einer Siedlung liegend, ist das Haus Nr. 35 von Feddersen Wierde aus dem 3. Jahrhundert n. d. Ztw. ohne Stallteil mit der gerahmten Feuerstelle im Nordwesten (Abb. 234, das südöstlichste Haus) (T. Völling u.a., 1994). Diese Halle liegt neben dem Herrenhof, hat neben sich eine Pferdebestattung und ist mit einem Zaun umgeben. Im 4. bis 6. Jahrhundert wurde in Gudme bei Lundborg auf Fünen in einem größeren Dorf mit 50 Höfen ein Fürstensitz mit einem Langhaus von 47 x 10 m gebaut mit reichen Goldfunden aus der Nachbarschaft (L. Jörgensen, 1978). Die Entwicklung zu größeren Hallen begann auch bei den Angeln und Sachsen in England in der gleichen Zeit aus dem Bauernhaus. Im 4. Jahrhundert entstand die firstpfostenfreie Halle mit 2 Eingängen in den Mitten der Längsseiten in Wijster. Eine ähnliche Halle stand in Cowdery's Down (Abb. 129, Kap. 5.4.5). Der Grundriß dieser Hallen deckt sich mit dem von Naranco, breite Säle mit seitlichen Abteilungen und Mitteleingängen.

Diese Versammlungs- und kultischen Zwecken dienenden Hallen aus dem Sozialzustand des entstehenden Adels leiten über zu den späteren germanischen Fürsten- und Königshallen, die denselben Aufgaben dienten. Von ihnen sind bisher vier bekannt geworden. Die erste große Halle befand sich in einem Langhaus-Pfostenbau von 47 x 10 m von um 500 n. d. Ztw. am Fürstensitz von Gudme auf Fünen. Die Fürstenhallen der Wagrier im Obodritenstaat (Abb. 261, Kap. 5.4.7) und die etwa gleich alte



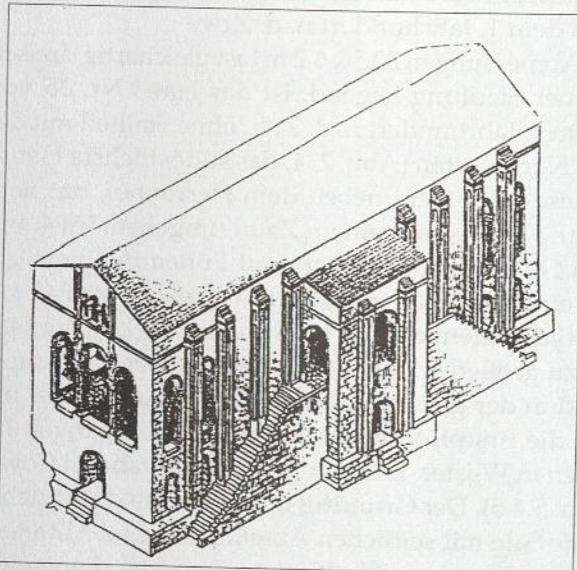


Abb. 129: Hallen in Adelssitzen der Angelsachsen:
1 in Wijster, 4. Jahrhundert; 2 in Cowdery's Down, Periode 4 C, 6./7. Jahrhundert, Bau C 12, siehe Abb. 261; 2 Die Königshalle der Westgoten in Naranco/Spanien. Nach: 1 u. 2: HOOPS, *Reallexikon*, Bd. 13, 1999, S. 414; 2: H. PHLEBS, 1958.

Halle (9. Jahrhundert) des ersten dänischen Königsgeschlechts von Lejre auf Seelnd (Abb. 130) entsprechen sich in der Bauweise fast völlig. Auch sie halten sich beide an die Grundstrukturen des mehrschiffigen bäuerlichen Langhauses in Pfostenbauweise. Die dritte bekannte Königshalle ist die in Stein erbaute der Westgoten von Naranco in Asturien. Auch sie läßt noch Erinnerungen an die Holzbauweise erkennen (H. PHLEPS, 1958). In

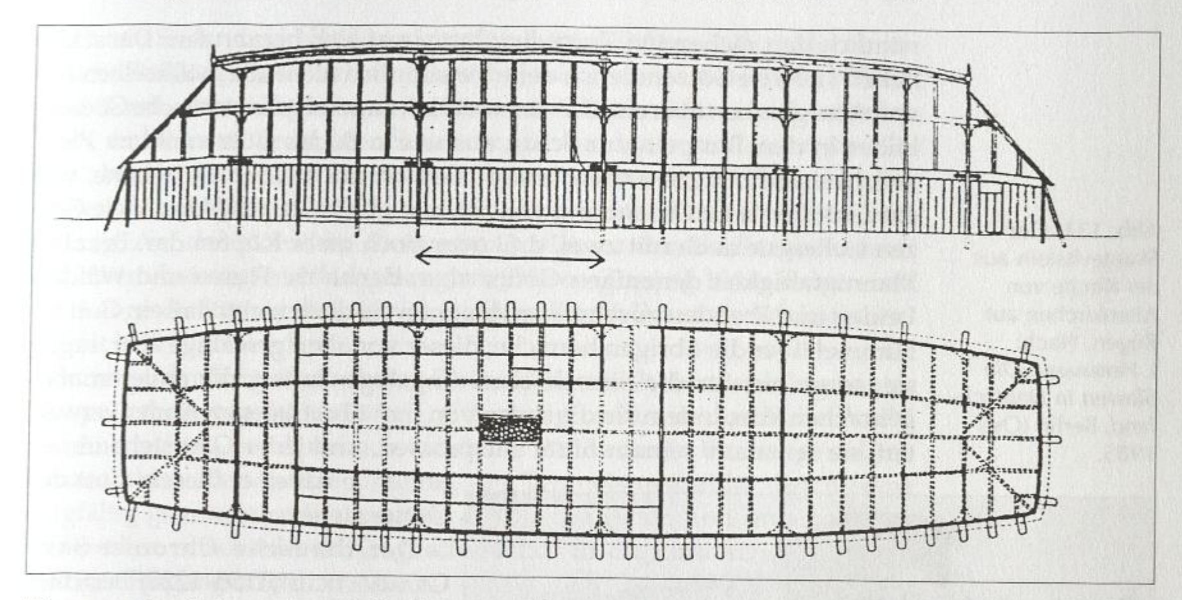
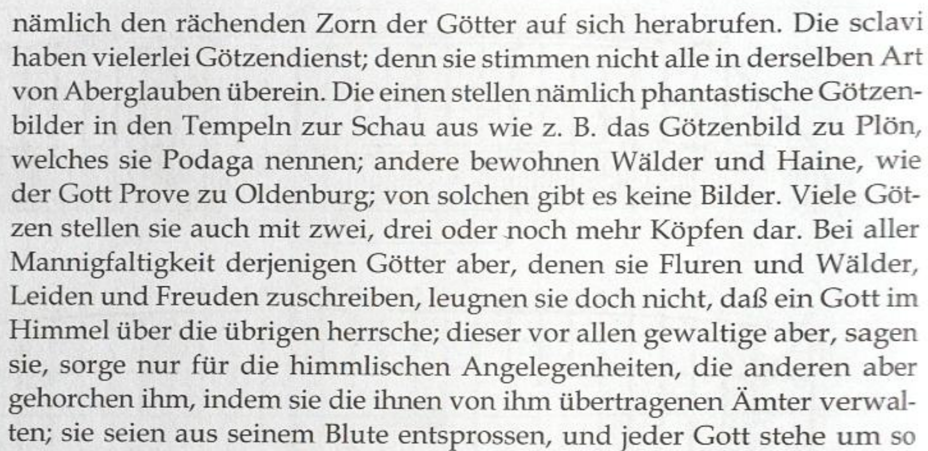


Abb. 130: Das große Haus von Lejre, Rekonstruktion nach dem Grabungsfund, mit der Königshalle (↔) des dänischen Königsgeschlechts der Skjöldinge (↔) um 850 bis 950. Abdruck mit Erlaubnis des Verfassers T. CHRISTIANSEN, aus: *Lejre syn og sagn*, Roskilde 1993.

Naranco stand dem einen Mitteleingang der fürstliche Hochsitz gegenüber. Nach diesem Muster entstanden in den Kaiserpfalzen die Säle. Steinerne Fürstenhallen bauten die Langobarden, eine ist in der Burg Tirol erhalten (Kap. 3.3). KARL DER GROSSE ließ sich von ihnen die Halle im Kloster Lorsch bauen.

Hier wird die Einheit der germanischen Kultur sichtbar, die aus dem bäuerlichen Wohnstall-Langhaus entstand.

Die Kultstätten befanden sich in heiligen Hainen, in denen Eichen eine besondere Rolle spielten. Von einem solchen heiligen Hain bei Oldenburg in Wagrien schreibt HELMOLD VON BOSAU (A. HEINE, I, 1986, S. 84) für 1156: »Da sahen wir unter sehr alten Bäumen heilige Eichen, welche dem Prove, dem Gotte jenes Landes, geweiht waren; diese umgab ein freier Hofraum und ein sehr sorgfältig aus Holz gebauter Zaun, in dem sich zwei Pforten befanden. Denn außer den Hausgöttern und den Götzen, die jedes einzelne Dorf im Überfluß hatte, war dieser Ort das Heiligtum des ganzen Landes, und für denselben ein besonderer Oberpriester, sowie besondere Feste und verschiedene Arten von Opfern bestimmt. Dort pflegte am zweiten Tage jeder Woche das Volk mit den Priestern und dem Fürsten zum Gerichte zusammenzukommen. Der Eintritt in den Hofraum war allen verwehrt, außer dem Priester und denen, die opfern wollten, oder die von Todesgefahr bedrängt wurden; denn diesen wurde Schutz und Zuflucht hier niemals verweigert. Die sclavi haben nämlich solche Ehrfurcht vor ihren Heiligtümern, daß sie nicht dulden, daß der Bezirk eines solchen mit Blut, sei es auch nur von Feinden, befleckt werde. Zum Eid lassen sie es selten kommen; denn schwören ist bei ihnen beinahe so viel wie sich verschwören,



nämlich den rächenden Zorn der Götter auf sich herabrufen. Die sclavi haben vielerlei Götzendienst; denn sie stimmen nicht alle in derselben Art von Aberglauben überein. Die einen stellen nämlich phantastische Götzenbilder in den Tempeln zur Schau aus wie z. B. das Götzenbild zu Plön, welches sie Podaga nennen; andere bewohnen Wälder und Haine, wie der Gott Prove zu Oldenburg; von solchen gibt es keine Bilder. Viele Götzen stellen sie auch mit zwei, drei oder noch mehr Köpfen dar. Bei aller Mannigfaltigkeit derjenigen Götter aber, denen sie Fluren und Wälder, Leiden und Freuden zuschreiben, leugnen sie doch nicht, daß ein Gott im Himmel über die übrigen herrsche; dieser vor allen gewaltige aber, sagen sie, sorge nur für die himmlischen Angelegenheiten, die anderen aber gehorchen ihm, indem sie die ihnen von ihm übertragenen Ämter verwalten; sie seien aus seinem Blute entsprossen, und jeder Gott stehe um so höher, je näher er diesem Gott der Götter stehe.«



Abb. 131: Der Svantevitstein aus der Kirche von Altenkirchen auf Rügen. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland*, Berlin (Ost) 1985.

Der dänische Chronist Saxo Grammaticus (1150–1220) berichtet von einem mehrere Meter großen Standbild des vierköpfigen Gottes Svantevit im Tempel zu Arkona. Im Arm hielt er ein Horn, ein gebogenes Kultgefäß. Dieses entsprach dem Goldhorn von Gallehus in Dänemark aus der Zeit des 4. Jahrhunderts, auf dem ein Triglav, ein dreiköpfiger Gott, dargestellt ist. In der Kirche von Altenkirchen im Südwesten von Arkona ist eine als Grabstein gedeutete fast lebensgroße Reliefdarstellung eines Mannes in ostvandalischer Tracht, langem Rock mit Gürtel, Knebelbart, mit einem großen Horn in den Händen eingemauert (Abb. 131). Derartige Steine standen in Danzig vor dem Kunstmuseum. Um 1250 waren sie in Südrußland auf Grabhügeln zu sehen (C. Schuchardt, 1926).

Saxo Grammaticus berichtet von Arkona (J. Herrmann, 1974): »Diese [die Burg Arkona] liegt auf der Spitze eines hohen Vorgebirges und ist im Osten, Süden und Norden nicht durch künstliche, sondern durch natürliche Steilhänge gesichert, die Uferwände sind wie Mauern, deren Höhenrand durch einen Geschützpfeil unten vom Meere nicht erreicht werden kann. An den drei genannten Seiten ist sie vom Meer umflossen, im Westen aber wird sie durch einen Wall abgeschlossen, der 50 Ellen hoch ist, dessen untere Hälfte aus Erde war, die obere bestand aus Holz und Erdfüllung. Auf der Nordseite fließt eine Quelle, zu der die Burgbewohner auf einem befestigten Pfad gelangten. Diesen Zugang hatte ihnen einst Erich abgeschnitten, so daß sie nicht weniger durch Durst als durch Waffengewalt bedrängt wurden.

Inmitten der Burg ist ein ebener Platz, auf dem sich ein aus Holz erbauter Tempel erhob, von feiner Arbeit, ehrwürdig nicht nur durch die Pracht der Ausstattung, sondern auch durch die Weihe des in ihm aufgestellten Götzenbildes. Der äußere Umgang des Tempels erstrahlte durch seine sorgfältig gearbeiteten Skulpturen; er war mit rohen und unbeholfenen Bildwerken verschiedener Art geschmückt. Für die Eintretenden war ein einziger Eingang offen.

Das Heiligtum selbst war von zwei Einhegungen umschlossen. Die äußere, aus Wänden zusammengefügt, war mit einem purpurnen Dach bedeckt, die innere, auf 4 Pfosten gestützt, erglänzte statt der Wände durch Vorhänge; dieser Teil hatte außer dem Dach und dem wenigen Tafelwerk mit dem äußeren nichts gemein. Im Tempel stand ein gewaltiges Götterbild, den menschlichen Körper an Größe weit übertreffend, wunderlich anzusehen durch seine vier Köpfe und ebensoviele Hälse. Zwei der Köpfe schienen nach der Brust und ebenso viele nach dem Rücken zu sehen. Im übrigen schien von den vorderen wie von den hinteren der eine nach rechts, der andere nach links zu blicken. Die Bärte waren rasiert dargestellt, die Haare geschnitten, so daß es schien, der Fleiß des Künstlers hätte die Art der Rugianer in der Pflege der Haare nachgeahmt. In der Rechten hielt die Figur ein Trinkhorn, aus verschiedenen Metallen gebildet, das der Priester jährlich neu zu füllen gewohnt war, um aus der Beschaffenheit der Flüssigkeit die Ernte des kommenden Jahres zu weissagen. Der linke Arm bildete, in die Seite gestemmt, einen Bogen. Der Rock war so beschaffen, daß er an die Schenkel reichte, die aus verschiedenem Holz geformt waren und so mit dem Kniegelenk verbunden waren, daß man den Ort der Verbindung nur bei genauem Hinsehen erkennen konnte. Die Füße berührten den Boden, ihre Basis war in der Erde verborgen. Nicht weit davon hingen Zaum und Sattel und andere ›Herrschaftszeichen‹ der Gottheit; seine Bewunderungswürdigkeit vermehrte ein Schwert von ungeheurer Größe, dessen Scheide und Griff, abgesehen von dem sehr schönen Treibwerk, das silberne Äußere auszeichnete. Der Gottheit wurde ein feierlicher Kult in folgender Weise dargebracht.

Einmal im Jahr, nach der Ernte, beging die Menge der ganzen Insel vor dem Tempel des Götzenbildes nach einem Viehopfer ein festliches Mahl im Namen der Religion. Der Priester, der gegen die allgemeine Sitte durch seine Bart- und Haarlänge auffiel, pflegte am Tage vorher das Heiligtum, das allein er betreten durfte, mit einem Besen sorgfältig zu reinigen; er achtete darauf, nicht seinen Atem innerhalb des Tempels auszustoßen, so oft er ein- und auszuatmen genötigt war, lief er hinaus, damit die Gottheit nicht durch sterblichen Hauch befleckt würde. Am folgenden Tag, als das Volk draußen sich aufhielt, besah er sorgfältig den Becher, den er dem Götzenbild abgenommen hatte: war die Flüssigkeit vermindert, so sah er daraus einen Hinweis auf den Mangel des folgenden Jahres; wenn er das bemerkte, so ließ er die Früchte für die kommende Zeit aufbewahren. War nichts von der gewohnten Menge verschwunden, weissagte er, daß Zeiten der Fülle der Äcker kommen würden. Entsprechend dieser Weissagung mahnte er, die Ernte des kommenden Jahres entweder sparsamer oder freigiebiger zu verwenden. Nachdem er den alten Trank vor die Füße des Götzenbildes ausgegossen hatte, schenkte er in den geleerten Becher neu ein. Indem er das Bild durch scheinbares Zutrinken geehrt hatte, erbat er mit feierlichen Worten sowohl für sich als auch für das Vaterland Güter und Sieg für die Einwohner. Nachdem er das beendet hatte, leerte er den Becher im großem Zuge und gab ihn wieder in die Rechte des Götzenbildes zurück. Es wurde auch ein mit Honig zubereiteter Kuchen in runder Form, von einer Größe, daß sie fast Menschengröße gleichkam, als Opfer dargebracht. Diesen stellte der Priester in die Mitte zwischen sich und das Volk und fragte, ob die Rugianer ihn sähen. Als sie antworteten, daß sie ihn sähen, wünschte er, daß er in einem Jahr nicht mehr zu sehen wäre. . .

Es wurde dem Götterbild von jedem Mann und jeder Frau jährlich eine Münze als Abgabe für den Kult gezahlt. Ihm wurde auch von der Kriegsbeute ein dritter Teil zuerkannt, da sie ja durch seine Hilfe erlangt worden war. Dieser Gott hatte auch 300 auserwählte Pferde und ebensoviel Reiter in seinen Diensten, deren gesamter Gewinn, durch Waffen oder Diebstahl erworben, unter Aufsicht des Priesters gestellt wurde, der aus dem Erlös dieser Dinge verschiedene Kultgegenstände und Tempelschmuck gießen ließ und sie in verschlossenen Räumen aufbewahrte, in denen außer viel Geld auch noch viele vom Alter beschädigte Purpurgewänder angehäuft waren. . .

Außerdem besaß sie [die Gottheit] ein Pferd von weißer Farbe; es galt als Frevel, aus Mähne oder Schweif Haare herauszureißen. Allein der Priester hatte das Recht, es zu pflegen und sich darauf zu setzen, damit das heilige Pferd nicht durch häufigen Gebrauch sein Ansehen verlieren sollte. Auf diesem Pferd führte nach Meinung der Rugianer SWANTEWIT – das ist der Name des Götzen – Kriege gegen die Feinde seiner Heiligtümer. Dafür galt als besonderes Zeichen, daß es, zur nächtlichen Zeit im Stalle stehend, so sehr mit Schweiß und Lehm bedeckt war, als hätte es lange Wege hinter sich gebracht. Auch wurden durch dieses Pferd Weissagungen. . . vorgenommen.«

Ähnlich wie beim Betrachten von Germanen durch römische Brillen Einseitigkeiten entstanden, ist bei Schilderung der heidnischen germanischen Religion aus christlicher Sicht mit einseitigen Verzerrungen zu rechnen.

Die Tempelburg von Arkona lag auf dem Nordkap von Rügen und war von zwei Seiten von steil ins Meer abfallenden Kreidefelsen geschützt, die durch dauernde Abbrüche rückwärts verlegt werden. Die Extrapolierung dieser Abbrüche 900 Jahre zurück ergab, daß die ehemalige Burgfläche hinter dem Reststück des inneren Burgwalles, das von SCHUCHARDT 1921 irrtümlich für die Terrasse des Tempels gehalten worden war, etwa dreimal so groß gewesen sein muß wie das heutige Reststück, also eine Ausdehnung von 300 bis 350 m in west-östlicher und 350 m in N-S-Richtung gehabt haben muß. Darin, also längst ins Meer versunken, stand der Tempel und in diesem das Standbild des SVANTEVIT (J. HERRMANN, 1974), das 9 bis 10 m hoch gewesen sein muß, da es nach SAXO GRAMMATICUS bei der Zerstörung des Heiligtums 1168 die Außenmauern beim Umschlagen zerschlug. Die vier Pfosten werden also höher als 10 m gewesen sein. Dieser aus SAXOS Beschreibung erschlossene quadratische Grundriß des Tempels mit Umgang ist dem heidnischen Tempel unter der romanischen Kirche in Uppsala ähnlich (F. OELMANN, 1933), und dieser wiederum ist identisch mit Grundrissen und Bauart der skandinavischen Stabkirchen (Abb. 132 u. 133). Die Pfosten der beiden inneren Pfostenreihen wurden zu den Masten der Stabkirchen, die Außenschiffe zum Umgang. Das Haus wurde in der Länge auf den quadratischen Kultraum beschränkt.

Ähnlich sind auch keltische Umgangstempel in Pfostenbauweise aus der späten La-Tène-Zeit in Viereckschanzen zum Beispiel von Plattling-Pankoven/untere Isar oder Wiedmais/Landkreis Rottach-Inn mit den Innenabmessungen von 5,6 x 7,6 m und 10 x 10 m (Abb. 134). Beim Zurückdrängen der Kelten in der Spät-La-Tène-Zeit wurden die Umgangstempel von den westgermanischen Stämmen nicht übernommen. Die im nord- und ostgermanischen Bereich fast ein Jahrtausend später errichteten Tempel fast gleicher Bauart können daher nicht als keltische Übernahmen erklärt werden, sondern sind Eigenschöpfungen.

Die Stabkirchen lassen sich ableiten aus dem dreischiffigen Pfostenhaus, indem das Mittelschiff zugleich verbreitert und erhöht wird. Die Pfosten der beiden inneren Pfostenreihen wurden zu den Masten der Stabkirchen und die Außenschiffe zum Umgang. Das Haus wurde in der Länge auf

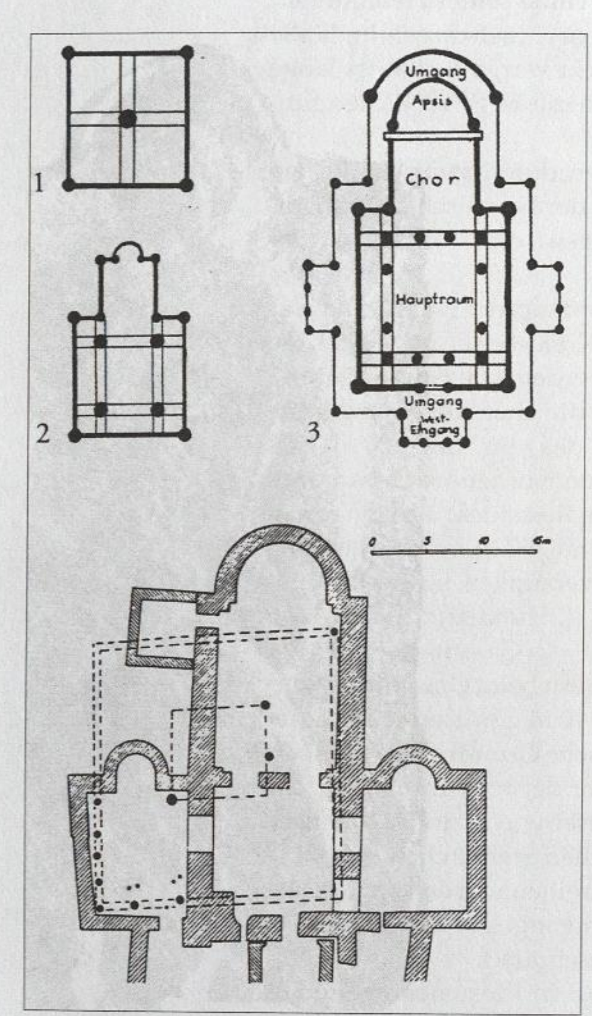


Abb. 132: Grundrisse norwegischer Stabkirchen und germanischer Tempel.

Oben: Grundrisse von Stabkirchen. 1 Einmastkirche; 2 Viermastkirche mit Chor und Apsis; 3 Grundriß der Stabkirche von Borgund, einer Zwölfmastkirche. Nach: H. Reiher, *Norwegische Stabkirchen*, Oslo 1944.

Unten: Die romanische Kirche von Uppsala/Schweden und der ältere heidnische Tempel mit acht Masten. Nach: F. Oelmann, 1933.

den quadratischen Kultraum beschränkt (Abb. 132). Sie sind auch aus dem Ständerbohlenbau des gotischen Grabhauses von Pilgramsdorf (s. Abb. 119) abzuleiten, indem die Umgänge auf den übergreifenden Teilen der Grundschwellen ruhen. Stabkirchen besitzen nicht nur quadratischen, sondern auch rechteckigen Grundriß und haben dann Ähnlichkeiten mit der steinernen westgotischen Königshalle in Naranco (848), Asturien, wobei die Stäbe der Stabkirchen den dortigen Säulen in den Längswänden mit dem Hochsitz des Königs an der Stirnwand entsprechen (H. Phleps, 1958).

Da viele Stabkirchen noch einen inneren Umgang um die Masten besitzen, besteht die Möglichkeit, daß in Arkona auch ein solcher vorhanden war. Der Tempel in Uppsala entspricht in der Entwicklung der Stabkirchen von den Ein- zu Vier-, Acht- und Zwölfmastenkirchen der Achtmastenkirche. Wir sehen damit in Arkona den Typ des nordgermanischen Tempels verwirklicht. In seiner äußeren Erscheinungsweise dürfte dieser den heutigen norwegischen Stabkirchen ohne Chor entsprochen haben (Abb. 132 u. 133). Gorm, der erste der dänischen Könige (gest. nach 940), ließ für sich und seine Gemahlin in Jelling, Südjütland, einen großen Grabhügel mit Holzkammer errichten. Der ihm zugeschriebene Tempel ist ein quadratischer Bau mit einem Mast in der Mitte. Darüber lag unter der heutigen romanischen Steinkirche eine bereits christliche quadratische Stabkirche mit vier Masten, die Gorms Sohn, König Harald Blauzahn, gestorben 885 (E. Dygge, 1954), errichten ließ (J. Bronsted, 1960).

Daß in den Stabkirchen die Bauart germanischer Tempel weiterlebte, geht auch aus den jüngeren hölzernen Glockentürmen neben diesen hervor. Diese Tradition wird dann beim Bau steinerner Kirchen beibehalten, wie zum

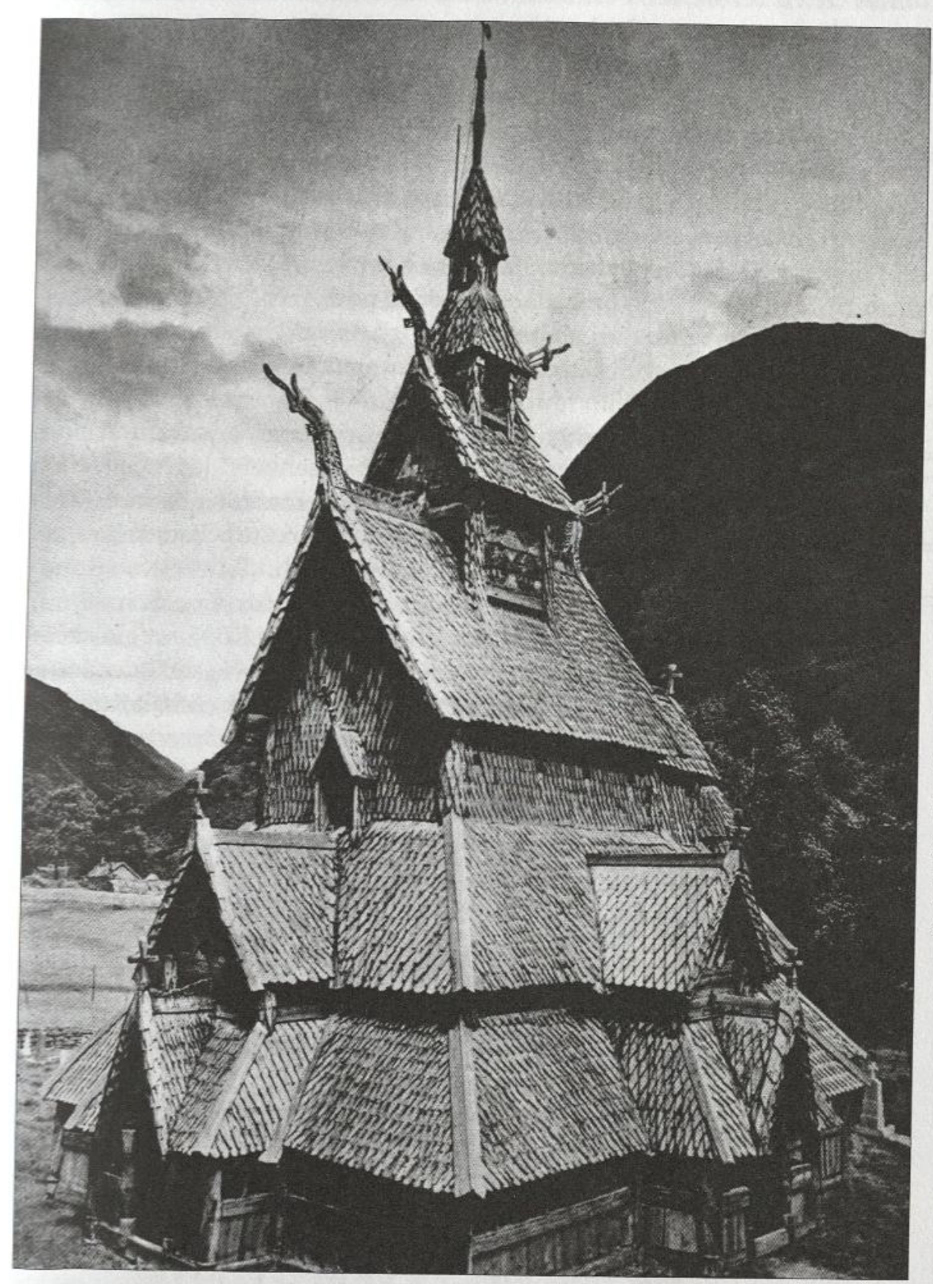


Abb. 133: Die Stabkirche von Borgund in Mittelnorwegen aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts mit dem äußeren Umgang, in dem vor Betreten die Waffen abgestellt werden mußten, und den Drachenköpfen an den Giebeln. Nach: H. Reiher, *Norwegische Stabkirchen*, Oslo 1944.

Beispiel bei der ältesten romanischen Kirche in Alt-Uppsala und an anderen Orten Schwedens. Glockentürme neben alten Holzkirchen gibt es in den Karpaten und in Oberschlesien, in Schleswig und in der Lausitz. Sie legen nahe, daß in Rückzugsgebieten uralte Bautraditionen beibehalten werden konnten, jedoch in Block-, nicht in Stabbauweise.

Pollenanalytisch wurde in der Umgebung von Arkona für diese Zeit ein besonders großer Anbau von Hafer nachgewiesen. Dem entspricht, daß von heiligen Pferden und einer berittenen Tempelwache berichtet wird.

Bei den Ausgrabungen ist unter den spärlichen Funden ein großer Anteil skandinavischer Art bemerkenswert. Der vergrabene Verwahrfund eines Kaufmannes aus einem eisenbeschlagenen Kasten enthielt drei Äxte, davon eine frühe Bartaxt, Reste eines Brustpanzers – das früheste bekannte Beispiel aus den Ostseeländern –, Schildbuckel von Rundschilden, Bronzebeschläge für eine Schale mit Flechtbandmustern und der Abbildung von je einem Kopf, vergleichbar solchen vom Osebergfund, sowie zwei Klappwaagen, wie sie unter anderem auch aus Haithabu bekannt sind. Die älteste Keramik enthält Kümpfe, die in Schweden hergestellt wurden, und solche in skandinavischen Formen, die aus heimischem Ton gefertigt wurden. Diese Keramik läßt sich mit der aus der untersten Schicht von Jumneta auf Wollin vergleichen.

Abb. 134: Keltischer Umgangstempel von einer Anhöhe bei Zuchering südlich Ingolstadt mit den Abmessungen zwischen den inneren 0,4 m starken Pfosten von 10 x 7 m und beworfenen Flechtwerkswänden, etwa zeitgleich mit Manching. Nach: K. Rieder, 1992.

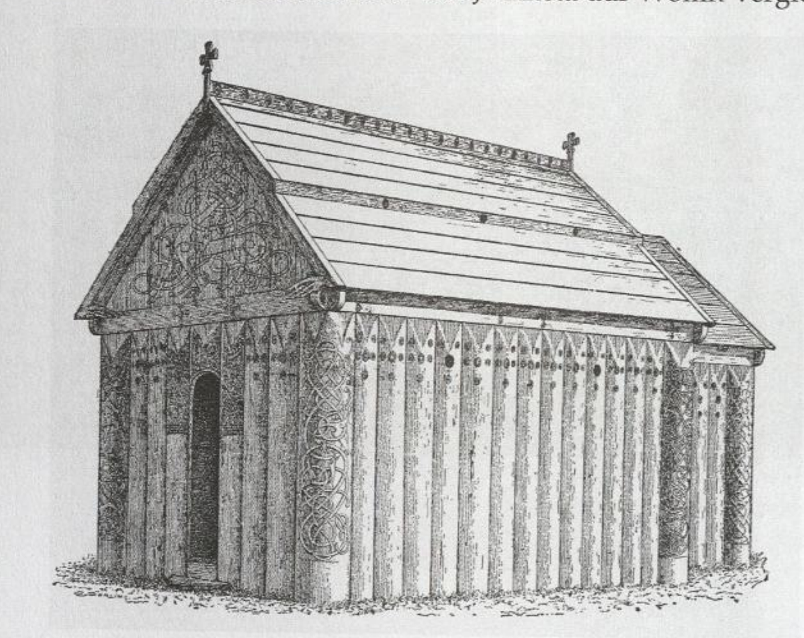


Abb. 135: Die frühchristliche Holzkirche von Hemsö auf Gotland, Rekonstruktion des Historischen Museums in Stockholm. Nach: J. Strzygowski, *Die altslawische Kunst*, Augsburg 1929.

Ferner fand man einen Bronzearmring in einer auf Bornholm heimischen Form, Kämme und ein Schwert skandinavischer Herstellung (H. Berlekamp, 1974). Vor kurzem gefundene Waffen und Schmuck von Wikingern deuten an, daß diese in der Tempelburg Arkona zusammen mit den Ranen wohnten.

Nach den Ausgrabungen läßt sich als Geschichte der Burg ermitteln: Errichtung des ersten Walles auf unbesiedelter und unbenutzter Fläche vor 950, Erhöhung des Walles und Anlage von Tor 2 kurz vor oder nach 1000, Zerstörung von Wall und Tor 2, danach Erhöhung des Walles und Anlage von Tor 3 im 11. oder 12. Jahrhundert, endgültige Zerstörung der Burg 1168.

Auch auf dem Gollenberg bei Köslin in Pommern stand ein Heiligtum mit einem mit seinen Ecken eingenordeten abgebrannten Tempel der Seitenlängen 16 x 15 m. Dicht daneben war eine christliche steinerne Kapelle – wie an vielen heidnischen Heiligtümern – errichtet mit gleicher Orientierung NW-SO. Fündunddreißig Meter daneben fand man ein Bootsgrab (W. Filipowiak, 1979).

Von der Reise des Bischofs Otto von Bamberg 1124 zur Bekehrung der Pommern (s. Kap. 2.2.12, Th. Kantzow) nach Stettin wird berichtet (W. Wittenbach 1941):

»Es waren aber in der Stadt Stettin vier Kontinen [Kultstätten], doch eine von ihnen, die die vorzüglichste war, war wunderbar in Schmuck und Kunst ausgeführt, da sie von innen und außen Schnitzereien hatte, Bilder von Menschen, Vögeln und wilden Tieren, die von den Wänden ragten und genau nach ihren Eigenschaften ausgedrückt waren, daß man sie atmend und lebend glaubte, und, was ich als eine Seltenheit bezeichnen würde, es konnten die Farben der äußeren Bilder durch kein Unwetter von Schnee und Regengüssen verdunkelt oder verwischt werden, was die Kunst der Maler bewirkte. In diesem Gebäude häuften sie nach alter Väter Sitte unter dem Gesetz den Zehnt, die gewonnenen Waffen und Reichtümer ihrer Feinde auf und was von Schiffsbeute oder auch im Landkampf erbeutet war. Auch stellten sie dort die goldenen oder silbernen Becher auf, aus denen die Edlen und Machthaber zu weissagen, zu schmausen und zu zechen pflegten, damit sie an den Tagen der Festlichkeiten wie aus einem Heiligtum herausgetragen würden. Auch bewahrten sie dort die mächtigen Hörner der wilden Stiere auf, vergoldet, mit eingesetzten Edelsteinen, geeignet fürs Trinken, und Hörner, geeignet zum Blasen, Dolche und Messer, viel kostbares und schön anzusehendes Gerät zur Zier und Ehre ihrer Götter. . . aber die anderen Kontinen [eine soll das angebliche Triglavbild beherbergt haben] genossen geringere Verehrung und waren weniger geschmückt. Es waren nur im Umkreis Sitze und Tische drinnen errichtet, weil sie dort ihre Ratsversammlungen und Zusammenkünfte abzuhalten pflegten.«

Von dem Tempel von Rethra schreibt THIETMAR VON MERSEBURG, bezogen auf das Jahr 1005: »Im Redariergau liegt die dreieckige und dreitorige Burg Riedegast, rings umgeben von einem großen, für die Einwohner unverletzlich heiligen Walde. Zwei ihrer Tore sind dem Zutritt geöffnet. Das dritte und kleinste Osttor mündet in einen Pfad, der zu einem nahe gelegenen sehr düsteren See führt. In der Burg befindet sich nur ein kunstfertig errichtetes hölzernes Heiligtum, das auf einem Fundament aus Hörnern verschiedenartiger Tiere steht. Außen schmücken seine Wände, soviel man sehen kann, verschiedene, prächtig geschnitzte Bilder von Göttern und Göttinnen. Innen aber stehen von Menschenhänden gemachte Götter, jeder mit eingeschnitztem Namen; furchterregend sind sie mit Helmen und Panzern bekleidet; der höchste heißt Svarozie; und alle Heiden achten und verehren ihn besonders. Auch dürfen ihre Feldzeichen nur im Falle eines Krieges, und zwar durch Krieger zu Fuß, von dort weggenommen werden. Für die sorgfältige Wahrung dieses Heiligtums haben die Eingeborenen besondere Priester eingesetzt. Wenn man sich dort zum Opfer für die Götzen oder zur Sühnung ihres Zorns versammelt, dürfen sie sitzen, während alle anderen stehen; geheimnisvoll murmeln sie zusammen, während sie zitternd die Erde aufgraben, um dort durch Loswurf Gewißheit über fragliche Dinge zu erlangen. Dann bedecken sie die Lose mit grünem Rasen, stecken zwei Lanzenspitzen kreuzweise in die Erde und führen in demütiger Ergebenheit ein Roß darüber, das als das Größte unter allen von ihnen heilig gehalten wird; haben sie zunächst durch Loswurf Antwort erhalten, weissagen sie durch das gleichsam göttliche Tier nochmals. Ergibt sich beidemale das gleiche Vorzeichen, dann setzt man es in die Tat um. Andernfalls läßt das Volk niedergeschlagen davon ab. Auch bezeugt eine alte, schon mehrfach als falsch erwiesene Kunde, aus dem See steige ein großer Eber mit weißen, von Schaum glänzenden Hauern empor, wälze sich voller Freude schrecklich im Morast und zeige sich vielen, wenn schwere grausame und langwierige Kriege bevorstehen.«

Auch hier wird von heiligen Pferden berichtet. Als das Heiligtum 1168 zerstört wurde, wurde das weiße Roß von Bischof BURCHARD nach Halberstadt geritten. Nach der Sage flohen die Bewohner von Rethra mit ihrem goldenen Götzenbild und versuchten, es irgendwo im Sumpf oder See zu verstecken. Die Wendenaufstände 983 und 1066 gingen von Rethra aus.

Auch in Gnesen stand der Vorgänger des Domes, eine romanische Rundkirche, auf den verbrannten Resten eines quadratischen Holztempels (W. UNVERZAGT, 1942).

Der einzige Tempel, der bisher mit so reichlichen Resten ausgegraben wurde, daß eine vollständige Rekonstruktion möglich war, ist der von Groß Raden auf einer Halbinsel im Sternberger See in Mecklenburg, südöstlich der Warnow (E. SCHULDT, 1976, 1985 u. 1989). Er gehörte zum Stam-

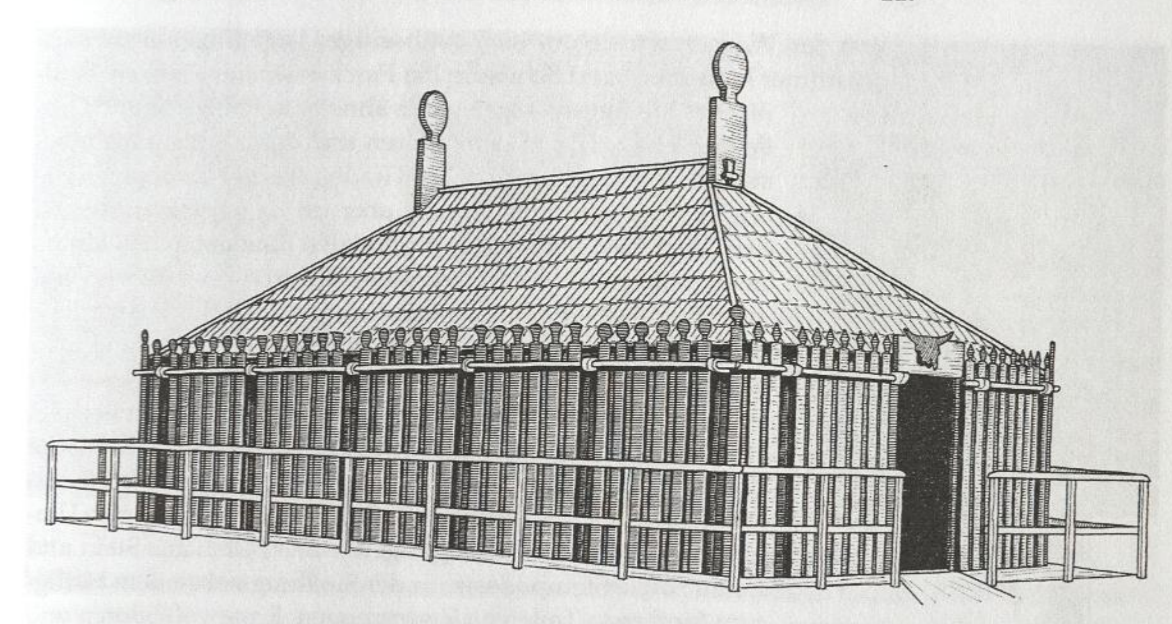


Abb. 136: Rekonstruktion des Tempels in der Siedlung bei Groß Raden aus der Zeit von 856 bis 956 im Sternberger See, Mecklenburg. Nach: E. SCHULDT, 1989.

mesgebiet der Warnen im Reich der Obodriten und wurde nach dendrologischen Daten nach 983 errichtet.

Der Tempel (Abb. 136) mit den Ausmaßen 11 x 7 m war ein im Inneren und an den Wänden pfostenfreier Hallenbau nach skandinavischer Bohlen-Stabbauweise. Er besaß rechteckigen Grundriß, wobei die Giebelwände leicht nach außen gekrümmt waren. Es ist wahrscheinlich mit einem Typ germanischer Heiligtümer vergleichbar, deren einzig besser bekanntes Beispiel die frühchristliche Holzkirche von Hemsö auf Gotland mit Bohlenbauweise ist (Abb. 135) (J. STRZYGOWSKI, 1929). Den Bohlenwänden mit zwei Zugängen an den Längsseiten waren stelenartige Bohlen mit Köpfen vorgestellt (Abb. 137), die vermutlich kultische Bedeutung hatten. Auch an dem kurzen Wegstück zwischen Siedlung und Tempel standen einige dieser Stelen. Das Dach war ein Walmdach, das mit 1 m langen Schindeln aus Eichenholz gedeckt war und möglicherweise noch über den Umgang reichte. Im Inneren lagen mehrere Pferdeschädel und am Eingang ein Rinderschädel und ein Tonpokal. Um den Tempel führte ein durch ein Geländer abgegrenzter Umgang.

In ähnlicher Lage zur Siedlung wie in Groß Raden befand sich ein Kultbau am Strand im Südosten der Siedlung Ralswiek (s. Abb. 264), der auf einer von Flechtwerk umgebenen 6,5 m hohen Erdtribüne stand. Er wurde im 8. Jahrhundert zweiräumig mit den Abmessungen von 8 x 11 m und im 9. Jahrhundert von 9 x 16 m errichtet.

Weitere Kultbauten sind bekannt aus der Burg Feldberg der Wilzen (s. Abb. 255) und vom Adelssitz auf Hanfwerder (s. Kap. 5.4.7).

Von den Warnen wurde um 1065 in abseitiger Lage (im Grenzbereich der Bistümer Havelberg und Schwerin bei Parchim an der Elde) ein heidnisches Heiligtum angelegt. Es ähnelte in Bauweise und Größe von 11,4 x 12,6 m dem älteren und damals nicht mehr bestehenden Heiligtum von Groß Raden, besaß Wandbohlen wie am Tempel von Groß Raden, aber im Gegensatz zu diesem kein Dach und hatte je einen schmalen Eingang in den Mitten der Schmalseiten. Im Inneren standen ein runder Pfosten und zwei Spaltbohlen, möglicherweise mit Götterbildnissen. Daneben lagen zwei große Steine, und neben diesen fand man mehrere Messer, eine Kastrierzange für Pferde und Reste von Spitzen von zwei Lanzen, die, wie geschichtlich zum Beispiel von Riedegast, Arkona und Wollin berichtet wird, kultische Bedeutung hatten. In der Umgebung des Tempels fand man Pferdeschädel. Der Tempel besaß einen mit Sand belegten Umgangsweg, neben den Eingängen je zwei Öfen aus Stein und Lehm sowie Steinpodeste. In der Siedlung neben dem Heiligtum fand man Teile von Zaumzeugen, Reste von Sporen und eines Wagens sowie ein Getreidevorratslager, das Hafer enthielt. Das sind Hinweise darauf, daß bei dem Kult Pferde eine Rolle spielten (H. Keiling, 1984).

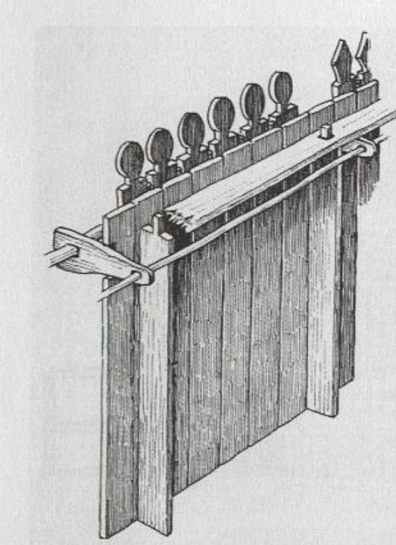


Abb. 137: Bauschema der Bohlenwand des Tempels der Obodriten in der Siedlung bei Groß Raden im Sternberger See, Mecklenburg. Nach: E. Schuldt, 1989.

Auf die gesamtgermanische religiöse Bedeutung von Lanzen, deren Darstellungen bereits in bronzezeitlichen Steinritzungen in Schweden beginnen und sich auf Gesichtsurnen der Bastarnen fortsetzen (V. Kellermann, 1942), sei hier hingewiesen. Bei den West- und Nordgermanen gehören sie zu Odin, am schönsten dargestellt im Lanzenreiter von Hornhausen (Abb. 148), bei den Ostvandalen wahrscheinlich zu Svantevit und Triglav. In der Kirche von Wolgast auf Wollin ist ein Bildstein eingemauert, der eine Gestalt mit erhobenen Armen mit einer großen Lanze zeigt (V. Kellermann, 1942) (Abb. 138b). Auch aus Wollin wird von einem Pfahl mit einer eingesteckten großen Lanze berichtet.

Lanzen galten nach altem Herkommen bei den Franken und den Langobarden als Herrschaftszeichen und waren bei Herrschaftsübertragungen als Investitursymbol erforderlich. Noch während der Christianisierung ist bei den Franken ein lanzentragender Gott bekannt (Abb. 138) und mit Christlichem vermengt. Die andere Seite des Steines auf dem Reihengräberfriedhof bei Königswinter aus dem 6. bis 8. Jahrhundert zeigt einen Krieger, der, von Odins Schnabeltieren umfaßt, geschützt wird.

Bei den Langobarden wurde der Töter des Fenriswolfes, Widar, der Sohn Odins, vom arianischen Glauben in den Erzengel Michael verwandelt. Ihm wurden viele Kirchen von den Langobarden gewidmet. In ostvandalischen Tempeln und Heiligtümern sind verschiedentlich Lanzen gefunden wor-





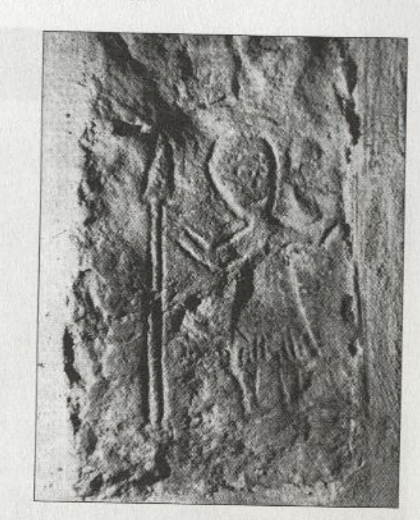


Abb. 138: a. Der fränkische Grabstein von Niederdollendorf, 7. Jahrhundert. Nach: K. Böhmer, 1944/51; b. Der Jarovitstein von Wolgast, in den Fundamenten der Petri-Kirche eingemauert, 12. Jahrhundert (?). Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland*, Berlin (Ost) 1985.

den. Die Langobarden sahen sich selbst als auserwähltes Volk Odins an. Möglicherweise weist die heilige Lanze aus den Reichsheiltümern, die Heinrich I. 926 vom Burgundenkönig Rudolf erwarb, zu den Langobarden (s. Kap. 7). Im Deutschen Königreich wurden nach Heinrich I. als Zeichen von Herzogsbelehnungen Fahnenlanzen übergeben.

Im dichtbebauten Innenteil von Jumneta befand sich auf einem freien und eingezäunten Platz ein Tempel, der infolge der Nachbarschaft von Häusern nicht größer als 5 x 5 m gewesen sein kann. Die Pfosten und Bohlenwände standen auf überkämmten Grundschwellen, was »dafür sprechen könnte, daß es sich um ein hohes Bauwerk in der Art eines Turmes gehandelt hat«. Diese Deutung und die Bauart weisen auf Ähnlichkeiten mit germanischen Tempeln vom Typ der Stabkirchen hin. Der Tempel bestand vom 9. Jahrhundert bis zur Christianisierung nach 1100. In einer Ecke des Hofes stand ein Pferdestall. Das Pferd hatte wie in den Heiligtümern von Arkona und Rethra kultische Bedeutung. In der Stadt wurde eine vergoldete Pferdefigur gefunden.

Bei der Christianisierung 1124 wurde eine goldene Triglav-Figur aus der Stadt entführt und versteckt.

Aus den benachbarten Häusern um den Tempel sind verschiedenartige Holzfigürchen ergraben worden, darunter einköpfige Figuren und die sehr aussagekräftige des vierköpfigen Svantevit (Abb. 139), die wohl nach Art heutiger Heiligenfiguren Hausgötter waren (W. Filipowiak, 1982).

Ein ähnliches Holzfigürchen mit dem viergesichtigen Kopf des Svantevit von 13 cm Länge aus Wachholderholz wurde bei Svendborg auf Fünen gefunden (H. Jansen, 1989).

Der Chronist Ebo, der den Bischof Otto von Bamberg 1124 zur Christianisierung der Pommern begleitete, berichtet, daß in Jumneta der Gott

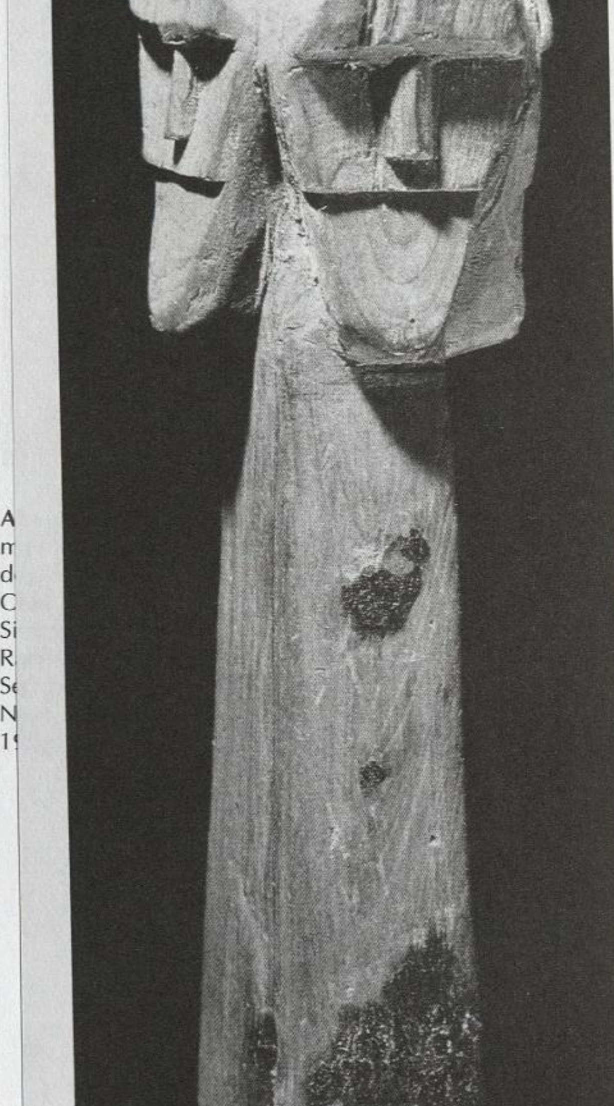


Abb. 139 a: Die 9,4 cm hohe Figur des vierköpfigen Svantevit (›Schwanenweiß‹) aus der Stadt Jumneta auf Wollin. Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen*, Berlin (Ost) 1986.

Triglav verehrt wurde, dessen Heiligtum noch nicht gefunden wurde, und von einem weiteren Heiligtum, »wo auch eine in einen Pfosten ungewöhnlicher Größe eingerammte Lanze aufbewahrt wird« und wo »zu Beginn jedes Sommers unter mächtigem Zulauf von Menschen und begleitet von Tänzen das Fest einer Gottheit stattzufinden« pflegt (W. Filipowiak, 1982).

Darstellungen des Triglav als Dreigesicht mit vier Augen, jeweils zwei gemeinsamen, finden sich als Relief in der Kirche von Plau in Mecklenburg und als Schlußstein in den Gewölberippen der Orgelempore der Marienkirche zu Zwickau aus dem 16. Jahrhundert (dort als Ansichtskarte käuflich, bisher unerklärt) (Abb. 140).

Auch in Stettin und Brandenburg wurde Triglav verehrt. Vielleicht besteht eine Beziehung zu Tiarnarglofi der nordischen *Knytlingsaga*.

Möglicherweise wurde mit diesem Fest in Jumneta der Erntebeginn gefeiert, wie auch sonst im germanischen Bereich. So schreibt Hartknoch (1525) von den kulturell von den Goten überschichteten Prußen: »Das letzte und meines Erachtens nicht das geringste Argument nehmen wir von dem Gottesdienst der alten Preussen / welcher mit der Religion der im Lande Schweden vormals wohnenden Gothen so übereinkam / daß fast keine größere Gleichheit darinnen hätte können erdacht werden.« Hartknoch beschreibt ihr Fest zu Erntebeginn. Die Siebenbürger Sachsen brachten um 1140 aus ihrer Heimat Flandern bis Westfranken ein Fest zum Erntebeginn mit, das heute noch mit Ährenkränzen zu Peter und Paul am 29. Juni gefeiert wird, oder sie übernahmen es von den Gepiden.

Auch der Fund eines Thorshammeramuletts aus Bernstein in Jumneta ist bemerkenswert.

Daß der germanische Gott Thor auch im Großmährischen Reich verehrt wurde, zeigt



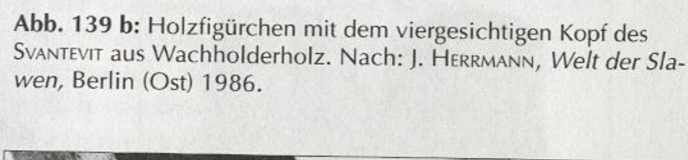


Abb. 139 b: Holzfigürchen mit dem viergesichtigen Kopf des Svantevit aus Wachholderholz. Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen*, Berlin (Ost) 1986.



Abb. 140: Der Schlußstein unter der Orgelampore im Dom St. Marien, Zwickau, 16. Jahrhundert (nach käuflicher Postkarte).

der Fund einer Gürtelschnalle aus Mikulèice, die verziert ist mit einer Gestalt, die einen Thorshammer und ein Trinkhorn in den Händen hält (Abb. 92).

In der kleinen Siedlung auf der Fischerinsel im brandenburgischen Tollensesee, die durch eine Brücke erreichbar war, wurde eine zweiköpfige Kultfigur mit Knebelbärten und ihre gut behauene Standsäule (Abb. 141) sowie eine etwa gleich große weibliche Figur, beide aus Eichenholz, in einem Haus und daneben gefunden. Für beide Figuren lassen sich zugehörige Heiligtümer dort nicht nachweisen. Nach der Zerstörung von Arkona und Jumneta 1168 war diese Siedlung, die nach dendrologischer



Abb. 141: Zweiköpfige Figur aus der Siedlung auf der Fischerinsel im Tollensesee, Brandenburg, 68 cm hoch. Nach: H. Flade, *Holz, Form und Gestalt*, Dresden 1979.

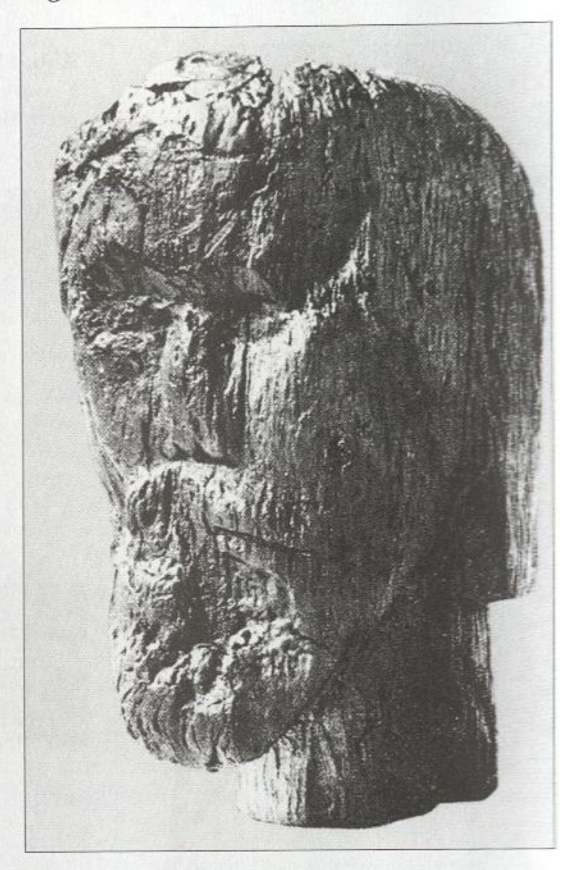


Abb. 142: Kopf aus Eichenholz, Jankowo, Kreis Mogilno, zwischen Gnesen und Hohensalza. Nach: J. Herrmann, *Welt der Slawen*, Berlin (Ost) 1986.

Bestimmung von 1180 bis 1270 bestand, wohl eine Rückzugsstätte, in die diese Bildwerke gerettet wurden. Auf der Insel befand sich nach den Funden von Schlüsseln, einer Bartaxt und einer Lanze der Sitz eines Adligen.

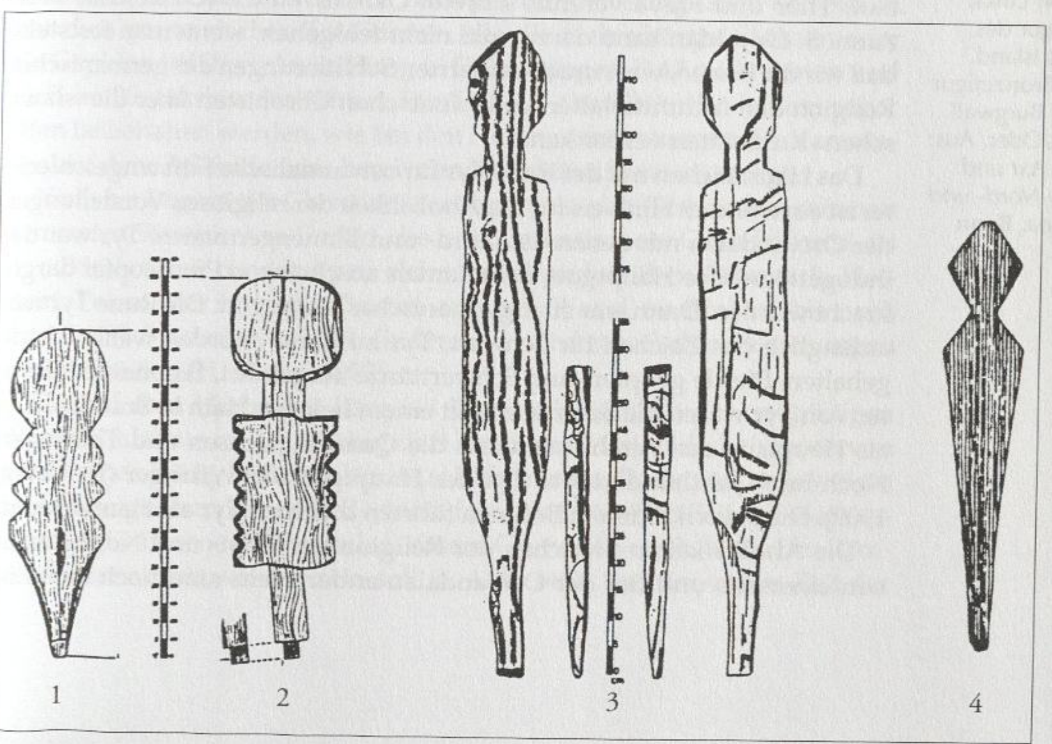
Weitere Bildwerke der Ostvandalen stammen von der Burg Altfriesack bei Neuruppin und aus einer Siedlung bei Jankowo zwischen Gnesen und Hohensalza (E. Gringmuth-Dallmer, 1971) (Abb. 142).

Der Bohlenwand des Tempels von Groß-Raden in Stabbau war eine Schmuckfassade, vorgestellt aus 2 m langen Planken mit rundlichen und rautenförmigen Köpfen (s. Abb. 137). An einem Anlegesteig von Ralswiek fand man eine 90 cm lange Holzfigur, deren rundlichdreieckiger Kopf Gesichtszüge trägt mit erkennbarem Schnauz- und Spitzbart. Ein ähnliches Gesicht ist aus der Wikingersiedlung Staraja Ladoga bekannt. Ein diesen ähnliches kleines Brettidol von 6 cm Länge fand sich in einem Hause

aus dem Ende des 10. Jahrhunderts in der Oldenburg (Abb. 143). Vergleichbar sind diese Brettidole mit solchen, die an Gefahrenstellen am Bohlenweg durch das Wittemoor, Kreis Wesermarsch, aufgestellt waren und die eine religiöse Schutzbedeutung ähnlich wie heutige Brückenheilige hatten. Die Figuren aus dem Wittemoor stammen aus dem 3. Jahrhundert v. d. Ztw. und belegen mit denen der Schmuckfassaden um den Tempel von Groß Raden die Tradierung germanischer religiöser Anschauungen über mehr als 1000 Jahre hinweg (Abb. 143).

Alle aus den ostvandalischen Stammesgebieten bekannt gewordenen Darstellungen zeigen Gesichter mit mächtigen Schnauz- und Spitzbärten. Auch die Doppelfigur von der Fischerhalbinsel (s. Abb. 143) hat solche herabhängenden Spitzbärte, ebenso die Svantevit-Figur in der Kirche von Altenkirchen auf Rügen (s. Abb. 131), wie das vom Svantevit-Standbild im Tempel von Arkona von Saxo Grammaticus geschildert wird. Mit dem bärtigen Odin bestehen Ähnlichkeiten. Die 5,5 cm große Bronzefigur eines Gottes aus dem Burgwall von Schwedt/Oder trägt nur einen Schnauzbart. Sie ähnelt auch mit ihrem Hut einer isländischen Thors-Figur etwa gleicher Größe (Abb. 144).

Abb. 143: Figuren, die man für Kultfiguren hält und die neben dem Bohlenweg durch das Wittemoor, Kreis Wesermarsch, an Gefahrenstellen aufgestellt wurden, 3. Jahrhundert v. d. Ztw.
1 weiblich Figur; 2 männliche Figur; 3 Vorder- und Rückseite einer Holzfigur mit abgebrochenem Unterteil (dieses daneben); 4 angebliches Brettidol von 6 cm Größe aus einem Haus aus der Burg Oldenburg, Ende 10. Jahrhundert. Nach: 1–3: H. Hayen, 1971; 4: J. Gabriel, 1988.



An Beschlägen von Messerscheiden aus ostvandalischem Gebiet und auch aus der Oldenburg finden sich Darstellungen mit Halsringen. Goldene Halsringe, die als besonders kostbare Goldhalskragen in Schweden gefunden wurden (E. Oxenstierna, 1966), gelten als Sinnzeichen höchster Heiligkeit (J. Gabriel, 1988).



Abb. 144: Links: Bronzefigur des Thor aus Island. Rechts: Bronzefigur aus dem Burgwall Schwedt/Oder. Aus: Paulsen, *Axt und Kreuz in Nord- und Osteuropa*, Bonn 1956.

Aus den anschaulichen Schilderungen von Saxo Grammaticus, Thietmar von Merseburg und anderen wird die Verwandtschaft der Religion und ihrer Riten der Ostvandalen mit denen der Nord- und Ostgermanen deutlich. In den Stammesvereinigungen von Nord- und Ostgermanen ist das wohl auch so zu erwarten, und in den von rückgekehrten Ostvandalen weitergeführten Heiligtümern von Danzig, auf dem Reif und auf dem Zobten wurde das sicher so geübt wie vorher. Die Liutizen haben Wodan, Thor und Freya verehrt, schreibt Orderis Vitalis (O. Kunkel, 1940, Anm. S. 196). Man kann dann wohl nicht fehlgehen, wenn man feststellt, daß wir die besten, wenn auch verzerrten Schilderungen der germanischen Religion den frühmittelalterlichen deutschen Chronisten über die ›slawischen‹ Kultstätten verdanken.

Das Hauszeichen mit der Rune Tyr für ostvandalische Fürstengeschlechter ist ein weiterer Hinweis für die Ähnlichkeit der religiösen Vorstellungen der Ostvandalen mit denen der Nord- und Binnengermanen. Tyr war der indogermanische Hauptgott, dem damals anscheinend Pferdeopfer dargebracht wurden. Dann war er altgermanischer Kriegsgott. Die Rune Tyr war anfänglich das Zeichen für Schwert. Tyr zu Ehren wurden weiße Pferde gehalten, Pferde geopfert und Schwerttänze aufgeführt. Besondere Verehrer von Tyr waren die Semnonen mit einem heiligen Hain in Brandenburg als Hauptsitz der Verehrung, dann die Quaden, Sachsen und Thüringer. Noch im 9. Jahrhundert war Tyr der Hauptgott der Wikinger (R. Meyer, 1909). Die Sklavikniden in Böhmen führten die Rune Tyr als Hauszeichen.

Die Ähnlichkeiten zwischen der Religion der West- und Nordgermanen einerseits und der der Ostvandalen andererseits sind noch heute in

Volksbräuchen nachzuweisen. In Weißrußland finden sich noch heute an den Giebeln älterer Bauernhäuser gekreuzte hölzerne Pferdeköpfe wie in Niedersachsen.

Die germanische Welt war als eine weitgehend von außen unbeeinflußte Ganzheit entstanden. Diese Ganzheit, ausgehend von der Familie und der Sippe, umfaßte den gesamten Aufbau des Volks- und Staatslebens, sei es auf dem Gebiet der Abstammung oder auf dem Gebiet von Religion, Wertordnung und Recht. Dies führte nach Berührungen mit Völkern und Religionen des Mittelmeerraumes dazu, daß Christus nur als germanischer König vorstellbar war und nur so Eingang in die germanische Welt finden konnte. Wo dies geschah, wie im Bereich des arianischen Christentums, ging die Übernahme der neuen Religion weitgehend ohne Widerstände vor sich. Noch mancher romanische Christus trägt diese Züge. Andererseits mußte natürlich die durch römisch-katholische Intoleranz vollzogene Christianisierung größte Widerstände hervorrufen.

Nach germanischem Herkommen war der vom Thing gewählte Fürst der Heilsträger seines Volkes, oberster Richter und Heerführer. Als Heilsträger hatte er sakrale Aufgaben. Er hatte die Feste und Opfer auszurichten, etwa die Opfermahlzeiten, die in der Halle des Fürsten über dem Langfeuer bereitet wurden. Beim Übertritt zum Christentum gingen diese sakralen Aufgaben verloren und wurden durch den Anspruch der erblichen Alleinherrschaft ersetzt. Damit wurden die Fürsten zum Träger einer fremden und feindlichen Ordnung, und das gesamte bisherige Ordnungs- und Wertgefüge zerbrach. Doch im verborgenen oder in angepaßter Form hielt sich der alte Glaube noch jahrhundertelang, zum Beispiel in manchen germanischen Traditionen, die die Siebenbürger Sachsen oder die Gepiden bei ihrer Ansiedlung in Siebenbürgen 1140 mitbrachten und noch im 20. Jahrhundert übten. Ein Teil der alten Bräuche konnte sogar offen beibehalten werden, wie bei den Herzogseinsetzungen der Karantanen auf dem Zollfelde, was bereits im Mittelalter Staunen erregte.

Noch bei Beginn der Christianisierung lassen sich Gemeinsamkeiten in den ersten Steinkirchen finden, die mit quadratischem Grundriß und als Rundkirchen mit runder Apsis sich von Schweden über Dänemark, Holstein, Polen, hier in ersten Bauten auf dem Wavel zu Krakau, bis nach Kroatien (J. Strzygowski, 1929) finden und mit dynastischen Beziehungen erklärt werden (H. Ludat, 1952).

Die auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg nach der endgültigen Wiedereinnahme im 11. Jahrhundert errichtete Marienkirche wurde von preußischen König Friedrich Wilhelm I. abgerissen. Das zuvor angefertigte Modell zeigt einen kuppelbedeckten, fast quadratischen Bau mit vier Apsiden und innen vier Mittelsäulen, dessen Grundriß vom heidnischen Tempel übernommen worden sein soll (s. Abb. 145). Aus der ersten Zeit der

Christianisierung sind aus dem Großmährischen Reich und aus Kroatien Kirchen mit quadratischem Grundriß erhalten. Am Fuße des Berges bei Split, auf dem die Pfalz eines kroatischen Fürsten stand, liegt eine solche Kirche mit lichter Weite von 9,5 m, die mit ihren zwölf Säulen darin einer Zwölf-Masten-Stabkirche ähnelt. Aus derartigen kroatischen Kirchen befinden sich Teile in den Museen von Knin und Nin in Kroatien (J. Strzygowski, 1929). Auch die Grundrisse früher Kirchen in Rußland zeigen Verwandschaften (Abb. 145).

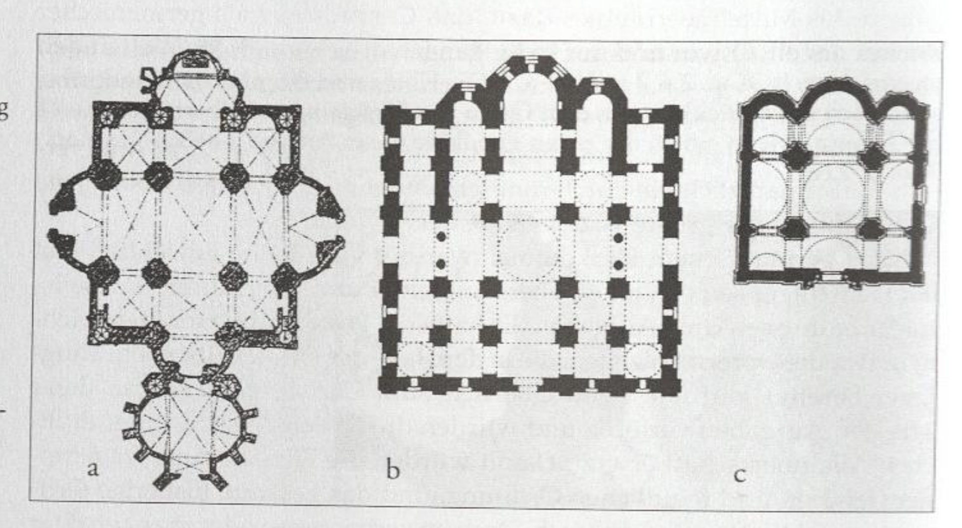


Abb. 145:
a. Grundriß der Marienkirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg;
b. Grundriß der Sophienkathedrale von Polzok, 1044;
c. Grundriß der Panhalejmonkirche von Galitsch um 1200.
Nach: a: J. Strzygowski, *Die altslawische Kunst,* Augsburg 1929; b–c: Lichatschew, *Rußland, Seele, Kultur, Geschichte,* Augsburg 1996.

3.3 Germanische Ornamentik und Reliefplastik

Auf einen Ausschnitt aus dem Bereich der Kunst, die Ornamentik, sei hier besonders eingegangen, da sie im allgemeinen Sinne religiöse Inhalte und gesamtgermanische Verbreitung hat. Sie äußert sich vor allem in den Tierstilen und der Flechtbandornamentik. Beide gehen zeitweise nebeneinander her, vielleicht, weil unterschiedliche Inhalte bestehen.

Die germanische Kunst gestaltete nicht bildlich, naturalistisch und individualistisch wie die Kunst der Griechen und Römer, deren Leistungen vor allem in der Plastik der menschlichen Gestalt gipfeln, sondern in der Ornamentik, deren mythische Inhalte als Sinnbilder verstanden wurden. Die stark vereinfachten Tiergestalten der Tierstile hatten vielleicht Dämonen und Unheil abwehrende Bedeutungen, es sind aber auch andere Bedeutungen denkbar, zum Beispiel seelische Verbundenheit mit Tieren oder mit bestimmten Eigenschaften von Tieren, so unter anderem bei Drachenbooten. Die Verbreitung dieser Ornamentik über Nord-, West- und Ostgermanen zeigt Gemeinsamkeiten, die auch die Ostvandalen einschlossen. Bei den Kroaten war noch in der Zeit des ersten Kirchenbaues die germanische Mythologie bekannt, obwohl die bereits vor ihnen dorthin gekommenen Ostgoten Arianer waren. In den langobardischen Bauhütten war der alte Glaube noch nach 1100 lebendig. Auch die Darstellung menschlicher Gestalten, zuerst als Götterbildnisse wie auf dem Reiterstein von Hornhausen, den skandinavischen Bildsteinen oder aus den stabkirchenartigen ostvandalischen Tempeln, wurde bald beherrscht. Noch nachdem unser Volk begonnen hatte, sich als Deutsche zu bezeichnen (s. Kap. 7), sind in den Naumburger Stifterfiguren aus der ehemaligen Berührung von Ostvandalen mit Westgermanen höchste künstlerische germanische Leistungen entstanden, die auch die Ostvandalen mit einschlossen.

Während die Bandornamentik die ältere ist – es gibt schon Beispiele aus der germanischen jüngeren Bronzezeit und wieder auf skandinavischen Fibeln des 2. Jahrhunderts –, löste der erste Tierstil um das Jahr 500 den Nydamstil ab. Dieser entstand in Südskandinavien (Abb. 146) und verziert Metallarbeiten, Fibeln, Riemenbeschläge und Ähnliches mit regelmäßigen und symmetrischen Mustern aus Spiralen und Schleifen mit stark vereinfachten Tiersymbolen an den Fibelrändern. Ein solcher Fibeltyp mit Masken als Fußabschluß ist fast über das gesamte Gebiet verbreitet, das die Ostvandalen auf ihren Wanderungen bis nach Kleinasien und den Peloponnes erreichten (s. Kap. 2.2.7 u. Abb. 74). Die Fibeln sind Beigaben in Brandgräbern, aber auch in den nach ihrer Rückkehr aus dem Osten von Westgermanen übernommenen Körper(Reihen-)Gräbern, wie in einem der ersten Friedhöfe dieser Art in Theben-Neudorf um das Jahr 600 n. d. Ztw.

Nach dem ›Nydamstil‹ (etwa 400–475) entstanden in Skandinavien die Tierstile, die mit Tierstil 1 bis 3 im 6. bis 8. Jahrhundert, dann im 9. Jahrhundert mit dem ›Osebergstil‹, im 9./10. Jahrhundert im ›Barrestil‹, im 10. Jahrhundert im ›Jellingstil‹, zu Ende des 10. Jahrhundert im ›Mammenstil‹, daneben und danach im ›Ringerikestil‹ und bis zuletzt im Schmuck der Stabkirchen mit dem ›Urnesstil‹ weiterentwickelt wurden. Alle diese organisch auseinander entstandenen Stile haben nur im Tierstil 1 und 2 Verbreitung mit eigener Herstellung unter den Germanen südlich der Ostsee gefunden. Und nur im Tierstil 1 und 2, der im Süden der Ostsee länger als im Norden gepflegt wurde, kam es zur zeitgleichen Verwendung von Tierstil und Flechtbandornamentik und zur Vereinigung im gleichen Ornament. Die Flechtbandornamentik schließlich überdauerte die Tierstile im Süden und wurde noch nach 1100 durch Angehörige langobardischer Bauhütten im romanischen Kirchenbau angewandt.

Auf den alten Wanderwegen von Skandinavien über das Meer nach Südostengland, nach Jütland und über die Ostsee bis zur Weichsel gelangte der Tierstil 1 um und nach 550 nach Westen und Süden und wurde in Mittelengland, bei den Franken, Alemannen, Sachsen und Thüringern mit eigenen Werkstätten heimisch (Abb. 147). Den Langobarden war der Tierstil 1 schon im Lande der Rugier nördlich der Donau, das sie 489 erobert hatten, bekannt, und in Pannonien, in das sie im Jahre 526 kamen, war ihnen der Tierstil 2 bekannt. Von dort gelangte er zu den Gepiden. Die Langobarden verwendeten ihn dort an Metallsachen, die sie 568 mit nach Italien brachten (J. Werner, 1962). Aus Italien gelangten dann zahlreiche Importstücke in die anderen Länder des merowingischen Kulturkreises, England, Franken, Alemannien bis nach Thüringen.

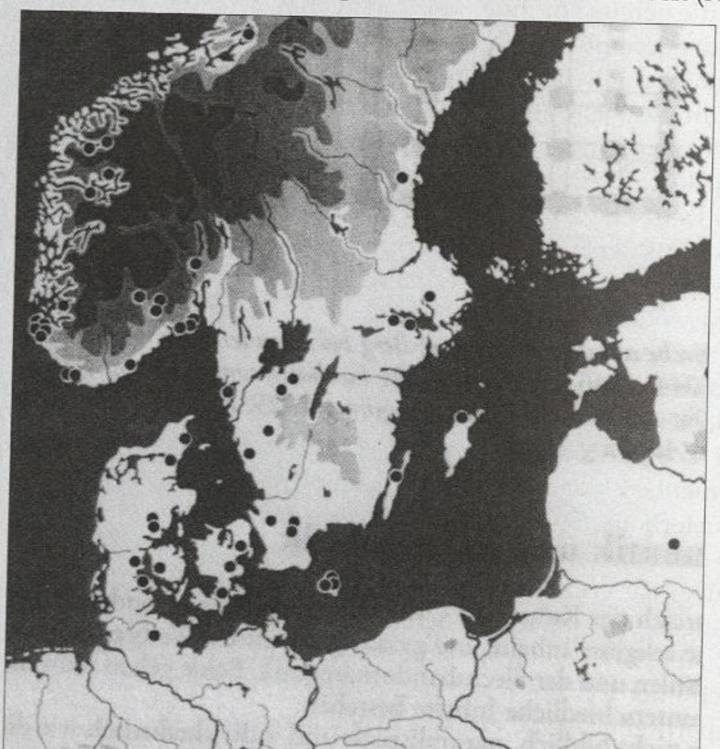


Abb. 146: Verbreitung der im Nydamstil verzierten Metallobjekte. Nach: M. Müller-Wille, 1999.

Als erste überlieferte Bildhauerarbeit in Stein entstanden südlich der Ostsee zwischen 600 und 650 durch einen heidnischen Schweden Steinplatten mit Reliefs, darunter die Platte mit dem sogenannten Lanzenreiter von Hornhausen (s. Abb. 148) bei Oschersleben im Nordthüringgau

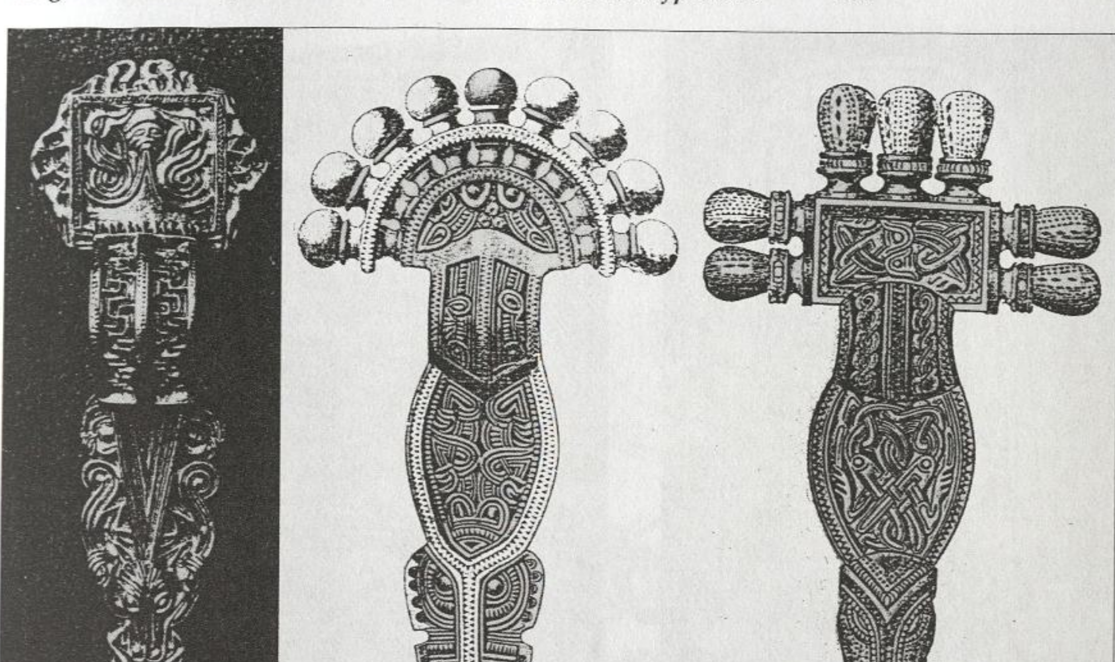


Abb. 147: Fibeln vom Nydam- bis zum Tierstil.
1 Fibel, Silber, vergoldet, Lund, Norwegen, Ende des 5. Jahrhunderts, Übergang vom Nydam- zum Tierstil 1;
2 langobardische Fibel im Tierstil 2, Udine;
3 fränkische Fibel im Tierstil 2, Würzburg.
Nach: 1: Roth, 1986; 2–3: R. Salin, 1935, Nr. 637 u. 641.

(K. Böhner, 1976). Unter dem Reiterbild befindet sich ein Relief im Tierstil 2, ähnlich der etwas zeitgleichen ovalen Schalenspange aus der Burg Starigard, Oldenburg. Dieses ist bemerkenswerterweise den 150 Jahre jüngeren Reliefs in Tierstil 2 auf Chorschrankenplatten von Müstair sehr ähnlich (Abb. 149). Die Platten waren hinter zwei beigabenarmen Gräbern sozial Herausgehobener nach der Nachbearbeitung der oberen und unteren Schmalkante der Platte 1, von der die Platte 2 eine Kopie ist, aufgestellt, Stein 1 bereits in zweiter Aufstellung. Die Steine wurden bis in das Dorf Hornhausen verstreut aufgefunden (H. Hahne, 1923). Sie werden als Chorschrankenplatten einer Kirche gedeutet (K. Böhner, 1976), die jedoch in der Umgebung der beiden Gräber nicht nachgewiesen werden konnte (W. Schulz, 1956).

Das Reiterbild wurde lange vor der Christianisierung des Nordthüringgaues dort angefertigt. Der Nordthüringgau kam nach der Zerstörung des Thüringer Reiches durch den Franken Theuderich 531 an das Herzogtum Sachsen, das damit bis an die Elbe reichte. Sachsen wurde jedoch erst durch Karl den Grossen zwangschristianisiert. In Morsleben 20 Kilometer weiter nördlich wurde ein wesentlich schlechter erhaltener Stein gefunden, der ebenfalls ein den Hornhausener Steinen fast gleiches Relief in Tierstil 2 trägt und jünger als die Hornhausener Steine sein soll (P. Grimm, 1936).

Die Deutung als Chorschrankenplatten einer christlichen Kirche ist sicher nicht richtig. Platte 1 wird Teil eines heidnischen Heiligtums gewe-





Abb. 148: Odin reitet: a schwedischer Bildstein (nach: OXENSTIERNA, *Die Nordgermanen*, Stuttgart o. J. ca. 1966); b. Reiterstein von Hornhausen (nach: H. ROTH, *Kunst und Handwerk im frühen Mittelalter*, Stuttgart 1986, Taf. 79).

sen sein. Ein solches hat wohl nicht weit von Hornhausen, bei Gutenswegen, früher Wuotansweg, bestanden. Auf den Hornhausener Steinen ist der bärtige Reiter mit Schild und Lanze nicht als Kämpfender, sondern als Sinnender, ähnlich wie auch auf schwedischen Bildsteinen, dargestellt (Abb. 149). Die schon früher ausgesprochene Deutung als der reitende Gott ODIN ist naheliegend.

Im 8. Jahrhundert findet der Tierstil 2 in Mitteleuropa auf Metallsachen sein Ende. Auf dem Umweg über Irland und die irisch-angelsächsische Mission gelangte er noch zu einer letzten Ausbildung durch eine langobardische Steinmetzschule in Müstair (Münster) im östlichen Graubünden nördlich des Ortes.

Der Tierstil 1 kam gegen Mitte des 6. Jahrhunderts zu den Franken in das Mittelrheingebiet, zu den Alemannen und den Langobarden in Pannonien und dann in das schon christianisierte Irland und wurde dort von irischen Mönchen in Schreibschulen gepflegt. Im *Buch von Durrow*, in einem Kloster an der irischen Ostküste nach 600 entstanden, und im Buch von Lindisfarne in einem Kloster an der englischen Ostküste um 700 wird der Tierstil 2 abgewandelt. Es erscheinen nicht nur bandartig verschlungene Tiere mit symbolhaft vereinfachten Köpfen, sondern auch mehr naturalistisch gestaltete (G. HASELOFF, 1987; U. ROTH, 1987). Mit den irischen

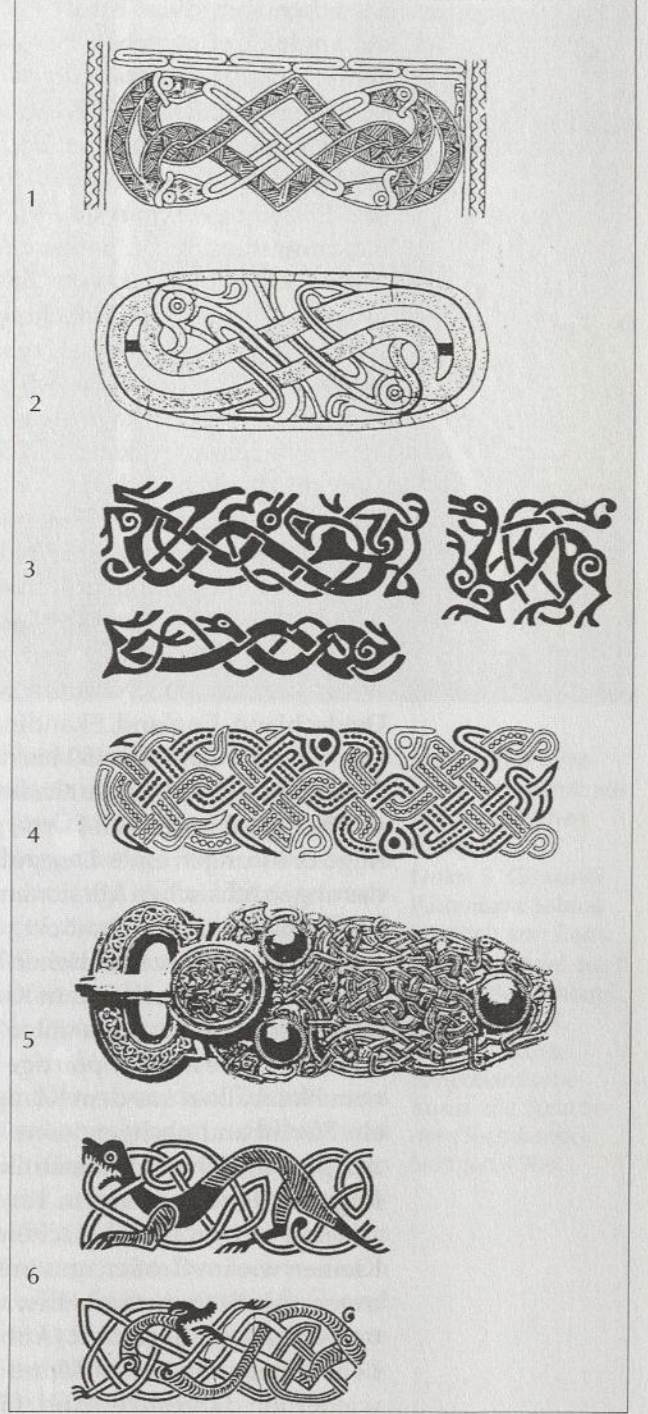


Abb. 149: Der Tierstil außerhalb Skandinaviens.

1 Relief im Tierstil 2 unter dem Reiterstein von Hornhausen bei Oschersleben, vor 650.

2 ovale Plattenfibel, Starigard/Oldenburg, im Tierstil 2.

3 Verzierung einer Riemenzunge aus einem Einzelgrab eines ostvandalischen Kriegers mit den Beigaben einer fränkischen Spatha, einer Bartaxt, Messer, Riemenzunge fränkischer Herstellung, Medvedicka a. d. Drau, Nordkroatien, um 800. Evtl. Grab eines Teilnehmers an den fränkischen Awarenzügen als Gefolgsmann des fränkischen Markgrafen von Friaul, umgezeichnet von G. HASELOFF.

4 Verzierung einer Riemenzunge aus alemannischen Reihengräbern von Metzingen, Tierstil 2. In der Umzeichnung sind vier Tiere erkennbart (Augen als Punkte oder Kreise).

5 Vergoldete Riemenzunge des angelsächsischen Königs REDWALD (gest. 624) aus dem Schiffsgrab von Sutton Hoo.

6 Chorschrankensteine von Müstair, Graubünden, um 800.

Nach: 1: H. HAHNE, 1921; 2: MÜLLER-WILLE, 1991; 3: H. ROTH, 1986 (Z. VINSKI, 1977/78); 4: G. HASELOFF, 1979; 5: R. BRUCE-MITFORD, II, 1978; 6: G. HASELOFF, 1980.

Mönchen kam diese Kunst nach 600 auf den Kontinent, verbreitete sich als anglokarolingischer Tierstil mit ihnen und ist in Erzeugnissen der Schreibschulen der damaligen Kulturzentren, zum Beispiel des Klosters St. Gallen, erhalten. Der TASSILO-Kelch, gestiftet von TASSILO III. und seiner Gemahlin LIUTPERGA, einer Tochter des letzten Langobardenkönigs DESIDERIUS, entstand wahrscheinlich zwischen 777 und 788 im Kloster Mondsee. Er zeigt zwischen den Medaillons diese Tierornamentik mit Flechtbandumrahmung (V. BIERBRAUER, 1988).

Im Kloster Müstair, vom Bischof von Chur zwischen 774 und 786 gegründet, finden sich Chorschrankensteine der ersten Kirche in einem Tierstil, der sonst beispiellos ist, zusammen mit Flechtbandornamentik (G. HASELOFF, 1980), die in einer langobardischen Steinmetzwerkstatt aus dem oberen Vinschgau hergestellt wurden (Abb. 149). Dieser Tierstil läßt den Weg über die irische Mission erkennen. Die quergestreiften und bandverschlungenen Tiere sind ähnlich solchen des älteren Lindauer Buchdeckels. In dieser Werkstatt muß das Wissen der Tierstile, welche die Langobarden bereits 568 beim Einzug nach Italien mitbrachten, mit dem Wissen vom Wesen der Bandornamentik zusammengetroffen sein oder noch bekannt gewesen sein.

Einen anderen Ursprung, andere Verbreitung und andere Inhalte als die Tierstile hat die Flechtbandornamentik, die über den gesamtgermanischen Bereich von Nordafrika, Spanien, Italien, Dalmatien, Kärnten, Deutschland, England, Skandinavien bis nach Osteuropa verbreitet ist und sich über die Zeit von 450 bis nach 1150 n. d. Ztw. erstreckt.

Als Beispiel sei hier die älteste Kirche im Kloster Echternach an der Sauer, ab 706 Eigenkloster von PIPPIN, genannt. In ihr fanden sich zwei bogenförmige Brüstungen eines Lesepultes und Schrankenplatten des Hochgrabes des angelsächsischen Missionars WILLIBRORD (gest. 739), die reich mit Flechtbandornamentik geschmückt waren.

Während im byzantinischen Kulturbereich einfach gedrehte Zweibandstreifen auf Schmuck und in Kirchen verbreitet sind und in der im byzantinischen Stil in Ravenna unter THEODERICH DEM GROSSEN errichteten Kirche von San Vitale auch zopfartige Dreibandgeflechte vorkommen, ist auf einem Holzbalken aus dem Königsgrab von Vuran bei Brünn von 539 schon ein Flechtband nachgewiesen. Die Unterschiede der byzantinischen und der germanischen Ornamentik bestehen bei der ersten in geometrischer Regelmäßigkeit, strengem Rhythmus und Symmetrie, während bei der zweiten auf größeren Flächen Unregelmäßigkeiten, Unsymmetrien im Kleinen wie im Großen und unsymmetrische Wechsel der Muster hervortreten. Als Steinmetzarbeiten werden die einzelnen Bänder meist zwei- und dreizeilig ausgeführt (Abb. 150). Die Bedeutung der Flechtbänder als Lebensatem, der ODINS Mund entspringt, wurde von den Langobarden wiederholt dargestellt (Abb. 151).

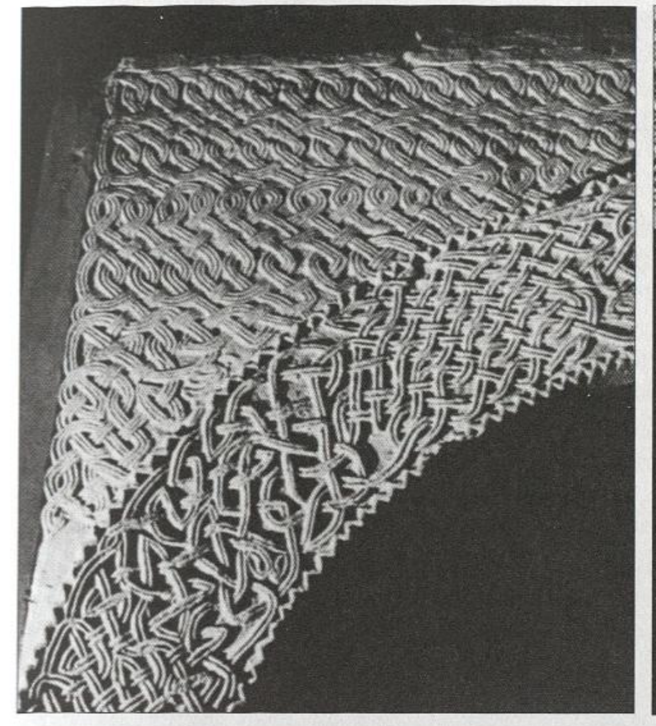




Abb. 150: Flechtbandornamentik aus langobardischen Kirchen.
Links: S. Giovanni, Palombara Sabina nördlich von Rom.
Rechts: Kanzel aus S. Ambrogie, Mailand, 9. Jahrhundert.
Nach: R. KUTZLI, *Langobardische Kunst, die Sprache der Flechtbänder*, Stuttgart 1986.

Eine Verknüpfung der Tierstile mit der Flechtbandornamentik läßt sich bereits an der Fibel des ausgehenden Nydamstiles der Abb. 147, Nr. 1, erkennen, und zwar mit dem aus dem Munde ODINS austretenden Lebensatem der Flechtbänder, aus denen sich schlangenartige Tiere entwickeln, die ihre geöffneten Schnäbel ODIN zuwenden (vgl. Abb. 156). Auf dem Fuß einer Fibel von Hedemarken, Norwegen, vom Ende des Tierstiles 1 vor 600 n. d. Ztw. (R. SALIN, 1935, Nr. 538), sitzt ein Kopf mit aus dem Mund austretenden Flechtbändern. Die weitverbreiteten, maskenartigen Köpfe am Fußende von Fibeln sind damit als ODINS Köpfe zu deuten (Abb. 147, Nr. 1).

In verschiedenen Zentren germanischer Kunst wurden Tierstile und Flechtbänder gleichzeitig verwendet, bei den Langobarden auf Fibeln und Goldblattkreuzen, in Südostengland im Schiffsgrab des 624 gestorbenen Königs REDWALD von Sutton Hoo, in Ostirland, auf schwedischen Bildsteinen bis zum Ende der Wikingerzeit um 1050, in den Klosterwerkstätten des Bistums Salzburg bis 800, mit den Verzierungen auf dem TASSILO-Kelch und den Flechtbändern auf dem CUNDBALD-Kelch (J. WERNER, 1966) und außerhalb der kirchlichen Kunst im alemannischen und bairischen Raum mit Metallarbeiten auf Fibeln sowie Gürtel-und Riemenfassungen der Beigaben in Reihengräbern (W. MENGHIN, 1990; H. ROTH, 1986).

Die Langobarden, die von allen germanischen Stämmen die Flechtbandornamentik am intensivsten pflegten, kannten diese bereits vor Eroberung des Landes der Rugier, von Niederösterreich und dem Marchviertel, im Jahre 489. Damals waren sie noch Heiden. Der Stammesname folgt aus ihrem ODIN-Kult nach ODIN, dem Langbärtigen. ODIN wird am Weltenende vom Fenriswolf verschlungen. Aber sein Sohn WIDAR übersteht die Götterdämmerung und tötet den Fenriswolf mit einem Stoß seiner Lanze in dessen Rachen. ODINS und WIDARS Lanzen spielen in der germanischen Mythologie eine große Rolle. Der Lanzenreiter ODIN wird auf Bildsteinen in Skandinavien wie auf dem Bildstein von Hornhausen dargestellt (K. BOEHNER, 1976) (Abb. 148), die nach den Bildsteinen Skandinaviens und den langobardischen Steinarbeiten die ersten germanischen sind. In manchem ostvandalischen Tempel fand man kultischen Zwecken dienende Lanzen. Die heilige Lanze gehörte zu den Reichsheiltümern des *Regnum theodiscum* (s. Kap. 7).

In Pannonien wurden die Langobarden erst 565 Arianer. Sie verbanden ihr Bekenntnis organisch mit dem Heidentum. WIDAR, der Töter des Fenriswolfes, wurde zu MICHAEL, dem Drachentöter, der dann der Schutzheilige des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation war. Schon in ihrem Siedlungsgebiet an der Niederelbe in der Nähe des ODIN-Heiligtums der Externsteine bekannten sich die Langobarden zu ODIN und waren ODINS auserwähltes Volk. Die Themen langobardischer Steinmetzschulen hießen noch nach Ende des langobardischen Reiches im Jahre 774: Der Fenriswolf verschlingt ODIN, der Fenriswolf verschlingt die aus ODINS Mund als Atem des Lebens strömenden Flechtbänder, WIDAR (MICHAEL) tötet den Fenriswolf, wiederholt dargestellt (R. KUTZLI, 1986) (Abb. 151 u. 152). Viele langobardische Kirchen sind dem Erzengel MICHAEL geweiht. Besonders viele Fenriswölfe sind in den Außenfriesen von St. Servatius in Quedlinburg dargestellt.

Abb. 151: 1 Die Bänder entströmen dem Munde ODINS als Lebensatem, Kanzel in der Kirche S. Giule, Orta-See, Norditalien, nach 1100.
2 Aus dem Munde ODINS kommen zwei schlangenartige Tiere, deren Schnäbeln wiederum die Bänder entströmen, Kapitell im Langhaus St. Servatius, Quedlinburg, Säule SW 8.
Nach: 1 R. KUTZLI, *Langobardische Kunst, die Sprache der Flechtbänder,* Stuttgart 1986; 2 eigene Aufnahme.









Abb. 152:
1 Der Fenriswolf verschlingt Flechtbänder, aus altkroatischen Kirchen, im Archäologischen Museum in Split, Kroatien.
2 Der Fenriswolf verschlingt Flechtbänder, Kapitell aus S. Ambrogio, Mailand, 9. Jahrhundert. Dem Fenriswolf ist jedoch der Atem des Lebens aus ODINS Mund unbekömmlich, das verschlungene Band kommt unverdaut hinten wieder heraus (1), bzw. der Fenriswolf krümmt sich zum Knoten (2).
Nach: R. KUTZLI, *Langobardische Kunst, die Sprache der Flechtbänder,* Stuttgart 1986.

Als Arianer, die dem Papst am nächsten siedelten, wurden die Langobarden von den Päpsten erbarmungslos verfolgt als »abtrünnige Ketzer, ärger als Heiden, wucherndes Fleisch am Körper der heiligen Kirche, verpestete Menschen, Schweine, mit denen man sich nicht zu Tisch setzen kann« (E. SCHAFFRAN, 1938), sogar dann noch, als nach ihrer katholischen Königin THEODOLINDE (gest. 626) ihre Bekehrung zum Katholizismus begann. Sämtliche weltlichen Bauten der Langobarden und viele ihrer Kirchen wurden Opfer der päpstlichen Zerstörungswut. Auf Einwirkung eines Schreibens des Papstes verstieß KARL DER GROSSE seine erste langobardische Gemahlin IRMINGARD und unterwarf die Langobarden 774.

In dem Gesetzbuch des langobardischen Königs ROTHARI (636–653), das bis zum König AISTULF (749–756) weitergeführt wurde, finden sich auch Erlasse für die Genossenschaft der Baumeister und Steinmetzen, die »magistri comacini«, die Vorläufer der mittelalterlichen Bauhütten. Nach seinem Sieg über die Langobarden 774 brachte KARL diese langobardischen Fachleute an seinen Hof, die ihm unter anderem die erhaltene Königshalle über dem Tor des Klosters Lorsch bauten. In diesen langobardischen Bauhütten wurden die mythischen Inhalte der Flechtbänder und der Reliefplastik gewissermaßen als Geheimwissen weitergegeben. Nur so ist es zu erklären, daß noch um und nach dem Jahr 1000 an mancher Kirche in Rom Flechtbandornamentik angewandt wurde. Noch an der nach 1100 von einem *magister comacini* geschaffenen Kanzel in der Kirche auf der Insel im Orta-See in Oberitalien bildete der Künstler neben einer Gestalt von BARLACHscher Monumentalität die aus dem Munde ODINS strömenden Bänder ab (s. Abb. 151).

Das Zentrum der Ausbildung dieser Bauhüttenleute lag vermutlich auf der Insel Comacina im Comer See (R. KUTZLI, 1986). Dieses wurde, weil mit Mailand verbündet, 1169 von Barbarossa zerstört. Nach dieser Zeit sind kaum noch Zeugnisse dieser Bauhütten bekannt.

Bis in die Zeit des Ausklingens dieser langobardischen Kunst nach 1150 wurden aus der Runensymbolik der aufrecht stehende und der umgekehrt stehende Lebensbaum, der Drudenfuß, Sonnensymbole, Bänderknoten und weiteres, was aus germanisch-heidnischem Wissen weitergegeben worden war, zusammen mit christlichen Symbolen dargestellt (Abb. 153 u. 154). Das Kreuz wurde aus Flechtbändern, dem Lebensatem aus ODINS Mund, geformt (E. SCHAFFRAN, 1941; F. KAYSER, 1965; R. KUTZLI, 1986). Die Runen waren den Langobarden schon in Pannonien bekannt (H. REINERTH, III, 1940). In diesem mythischen Wissen Geschulte legten als Angehörige mittelalterlicher Bauhütten bis nach 1150 in Domen und Kirchen zu Lund in Schonen, Königslutter, Quedlinburg, bis nach Rom und Dalmatien Zeugnis davon ab.

Diese langobardischen Steinmetzschulen und Bauhütten waren neben den Künstlern der Stabkirchen die letzten, die Zeugnisse der großen germanischen Kunst schufen, die ihre heidnischen Inhalte kannten und sie weit in die christliche Zeit hineintrugen.

An den von den langobardischen Baumeistern und Bauhütten errichteten Gebäuden wendeten diese die von König LIUTPRAND (712–744) im Nachtrag zu König ROTHARIS Gesetzen festgelegten Längeneinheiten von 28,5 cm (A. KOTTMANN, 1997) und 1,5 x 28,5 = 42,75 cm an, so nördlich der Alpen in der Torhalle von Lorsch (nach 774), der Justinusbasilika in Höchst (vor 847), der Einhartsbasilika zu Seligenstadt a. M. (ab 834), der ersten Pfarrkirche von Unterregenbach a. d. Jagst (um 800), in Hirsau, Quedlin-



Abb. 153: Germanische Mythologie aus langobardischen Bauhütten, Flechtbänder, Lebensbäume, Sonnenzeichen zusammen mit christlicher Symbolik, das Kreuz aus Flechtbändern, Sandsteinplatte aus Lauterach, Vorarlberg, 9. Jahrhundert. Nach: K. GINHART, 1942.

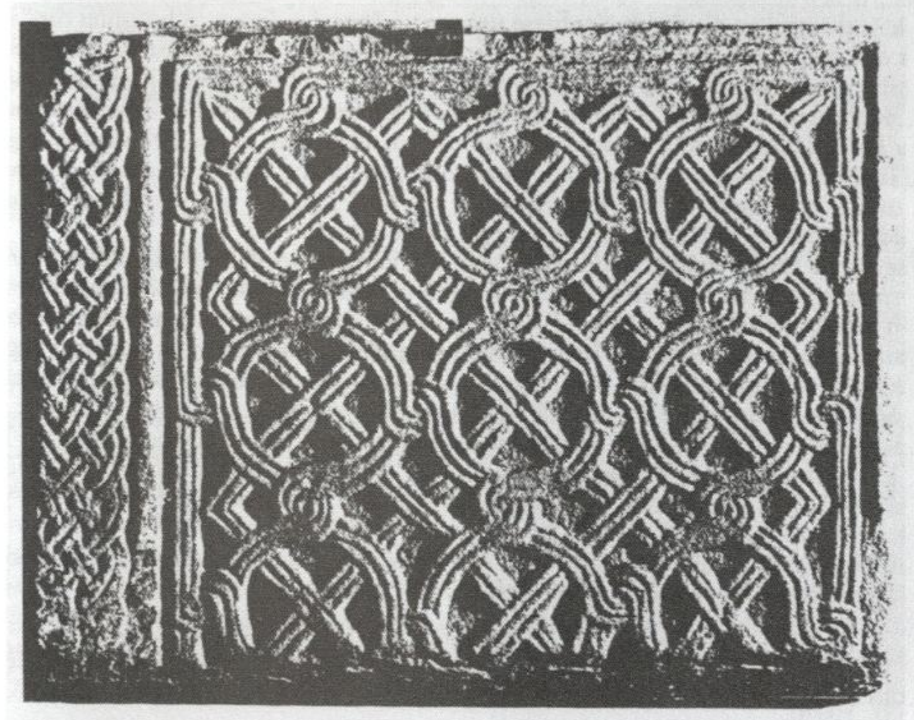


Abb. 154: Chorschranke, St. Arsatius, Ilmmünster bei Pfaffenhofen, Prähistorische Staatssammlung München, nach käuflicher Ansichtskarte.

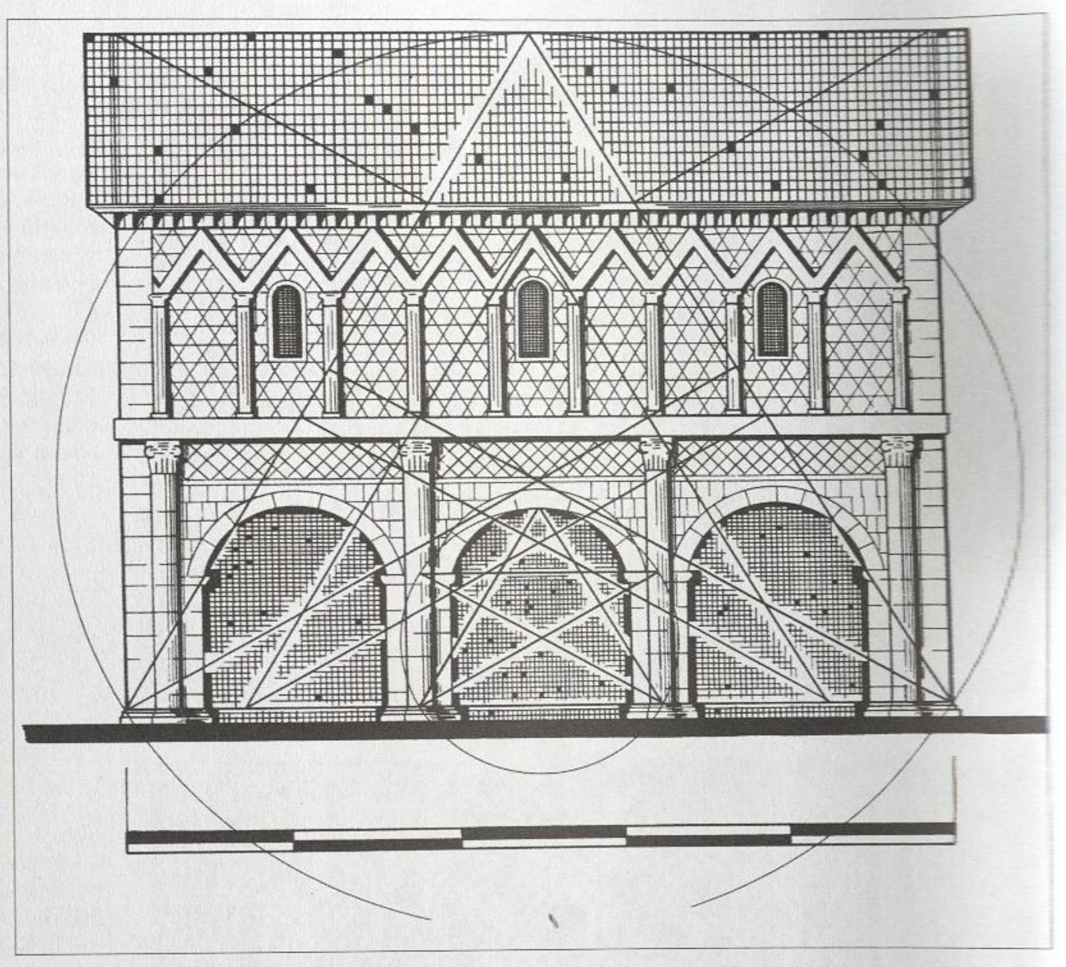


Abb. 154a: Torhalle Karls des Grossen in Lorsch an der Burgstraße, aus: A. Kottmann, 1997.

burg und im Palas der Burg Tirol. In der Krypta der ersten Kirche von Ilmmünster bei Pfaffenhofen sind die Säulenmitten im Abstand von 10 x 0,28 m. Die Säulenfüße messen 2 x 0,285 m (eigene Messung). Von dort stammen reichlich mit Flechtbändern und Korbplattenmustern versehene Chorschrankenplatten. In Kärnten findet sich verstreut eine Anzahl von Flechtwerksteinen, auch unter dem Westgiebel des Doms von Gurk ist ein Flechtbandstreifen erhalten. Besonders große Flechtbandsteine mit Korbmustern sind aus der abgegangenen Kirche St. Peter in Moosburg bei Klagenfurt erhalten. Das weist darauf hin, daß Arnulf, als er das Herzogtum Karantanien 876 erhalten hatte, dort neben seiner Pfalz langobardische Bauhüttenleute beschäftigte.

Der nach Lorsch einzige erhaltene und zugleich letzte weltliche Bau einer langobardischen Bauhütte ist das Gebäude mit dem großen Saal auf der Burg Tirol bei Meran. Die Burg wurde nach dem Erhalt des Lehens



Abb. 155: St. Servatius in Quedlinburg, Mittelsäule des Westeingangs in das Langhaus (nach käuflicher Postkarte).

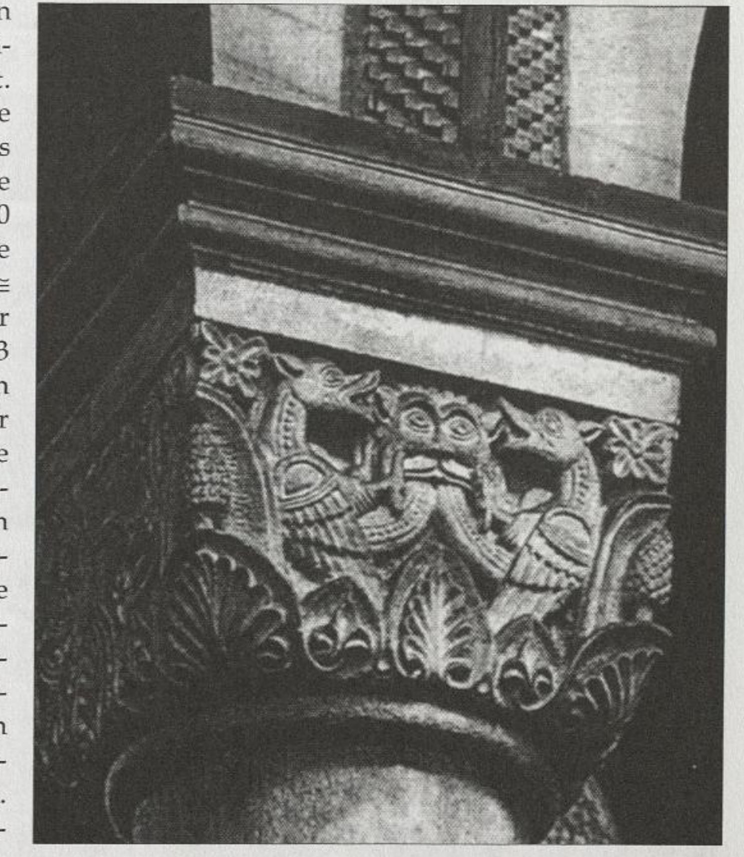


Abb.156: Säulenkapitell S1n aus der Stiftskirche von Hamersleben, Sachsen-Anhalt (nach käuflicher Postkarte).

der Grafschaft Vinschgau 1106 von den dann sich nach dieser Burg nennenden Grafen von Tirol erbaut. Dieser Saal ist zweischiffig wie die Fürstensäle der Pallasbauten des frühen Mittelalters. Die Innenmaße des ersten Pallasbaus von nach 1100 sind 1182 x 1606 cm (Südwand). Sie ergeben 1182 ≅ 28 x 42,2 und 1606 ≅ 38 x 42,2 cm. Die zwei Bogenfenster messen in der Breite 170 ≅ 4 x 3 x 43 cm und das dritte Bogenfenster in der Mitte 235 ≅ 5 x 43 + 20 cm für den breiteren Mittelbogen (eigene Messungen). Es besteht die Möglichkeit, daß in diesem nach Lorsch einzigen erhaltenen langobardischen weltlichen Bau noch ältere germanische Bautraditionen erkennbar sind. Auch die beiden Portale dieses Saales sind langobardische Gestaltungen mit zyklopischen Tieren, unsymmetrischen Flechtbandstücken und dem Lebensbaum. Am bemerkenswertesten ist die Dar-

stellung der Kreuzabnahme im Tympanon über dem Kapellenportal mit dem Kreuz in der Form der Lebensrune.

Nach seinem Sieg über die Langobarden holte sich Karl der Grosse langobardische Wissenschaftler und Künstler an seinen Hof. Der Langobarde Fardulf erbaute ihm in Saint Denis einen Saal »nach der Sitte der Vorfahren« (H. Noelle, 1978, S. 300).

Abb. 157: Germanische Flechtbandornamente an frühen Kirchen.
a. Zierplatten aus altkroatischen Kirchen, Museum Knin, Kroatien;
b. Chorschrankenplatte aus einer altkroatischen Kirche, Museum Knin, Kroatien;
c. Chorschrankenplatte aus einer Vorgängerkriche des Doms auf dem Wavel, Krakau, dort in einer Seitentreppe eingemauert.
Nach: J. Strzygowski, *Die altslawische Kunst*, Augsburg 1929.

a







Auch in der 1129 geweihten Stiftskirche St. Servatius zu Quedlinburg finden sich in Pfeiler-Säulen-Abständen der Mitten der Pfeiler und Säulen im Langhaus die Maße 318-315-318 cm = 11,1 x 28,5; 11,0 x 28,4; 11,1 x 28,5 cm (eigene Messung). Die Einheitlichkeit der Ornamentik, insbesondere die der Außenfriese unter und über den Fenstern bis unter die Turmspitze, läßt den Schluß zu, daß die Kirche von einer langobardischen Bauhütte in einem Stück geplant und gebaut wurde, geweiht 1129. Das ist deshalb so bedeutsam, weil hier gegen Ende der langobardischen Bauhütten überhaupt und mit dem Wissen von der germanischen Mystik ein besonders reicher Bau erhalten ist und zugleich das Geschlecht Heinrichs I. noch einmal seine germanischen Traditionen bezeugte. Heinrich I. wurde ohne kirchliche Mitwirkung nach germanischem Ritus zum König erhoben. Er lehnte die Krönung zum Kaiser ab. Seine Frau Mathilde war die Urenkelin von Widukind. Heinrich und Mathilde gründeten das Stift Quedlinburg als Familieneigentum.

Diese reiche Darstellung germanischer Mystik reicht von vielfältiger Abbildung von Flechtbändern besonders an Kapitellen, Darstellungen von Fenriswölfen, von heidnischen Adoranten mit erhobenen Händen (Abb. 155) bis zu Odin. Diese Anbetenden wurden offenbar bewußt an einer zentralen Stelle des Baus, an der Mittelsäule am Eingang ins Langhaus angebracht. Ein Kapitell im Langhaus (Abb. 151) zeigt, wie Schlangenleiber aus Odins Mund quellen. Aus ihren Mäulern entspringen Bänder, der Lebensatem Odins. Das ist bisher die letzte Darstellung der inhaltlichen Verknüpfung der schlangenartigen Tiere der Tierstile mit den Bändern und Odin selbst. Auf der Westempore findet sich eine weitere Darstellung von Bändern, die aus Odins Mund kommen und in Schlangenleibern mit Dämonenköpfen enden (H. Wäscher, 1959).

In der sicher nicht von Langobarden erbauten Königshalle der Westgoten St. Maria von Naranco wurden in Rundscheiben gedrungene Vierfüßler mit Schnabelköpfen und verschlungenem Schweif dargestellt.

Kapitelle mit ähnlichen Darstellungen von Odin Gabelbart, umgeben von schlangenartigen Tieren, gibt es in Hamersleben (Abb. 156) und in Alpirsbach im Schwarzwald, ebenso auf Fibeln im Kopfteil wie der von Lunde (Abb. 147). Auch im Fußteil skandinavischer Fibeln ist Odin mit seinem Munde entspringenden Flechtbändern dargestellt, wie bei Salin, 1935, Nr. 538.

An Schmuckformen ohne direkte Bezüge zu germanischer Mystik an Fensterbögen, Kapitellen und Außenfriesen von St. Servatius wurden bis ins einzelne gehende Übereinstimmungen mit Gestaltungen an St. Abbondia in Como erkannt, die um 1100 erbaut wurde (A. Goldschmidt, 1910).

Zu dem in Abb. 151 gezeigten Kapitell gibt es ein ganz ähnliches Gegenbild auf einer Kopfplatte einer Fibel von Lunde/Norwegen aus dem 5.

Jahrhundert. Aus dem Mund ODINS quellen beiderseits verschlungene Bänder, die in den Schnäbeln zweier Tiere enden, die ODINS Kopf umfassen (H. ROTH, 1986, Taf. 20a) (Abb. 147). Damit ist die zeitliche und örtliche Herkunft des von langobardischen Künstlern um 1100 gestalteten Odinsglaubens und seine weite gesamtgermanische Verbreitung angedeutet.

Die Langobarden pflegten noch im 9. Jahrhundert mancherorts den Schlangenkult. Dem Erzengel MICHAEL als christlichem Nachfolger WIDARS liegt ein schlangenartiger Drache friedlich zu Füßen. Das wurde verschiedentlich dargestellt, so über dem Hauptportal der Krönungskirche in Pavia. Von hier zu schlangenköpfigen Flechtbändern, doppelköpfigen Schlangen auf den Baumsärgen von Oberflacht in Schwaben, den Schlangen des Tierstiles 2 bis zu den Drachen auf den Giebeln der Stabkirchen spannte sich dieser Teil des Odinsglaubens. Auf dem Grabstein von Niederdollendorf bei Bad Godesberg (Abb. 138) aus der Zeit vor 700, also lange nach der Taufe CHLODWIGS, ist ein Mann mit seinem Sax – offenbar der Tote – und über seinem Kopf eine doppelköpfige Schlange abgebildet (K. BÖHNER, 1944/51). Auf dem Monte Gargano im Herzogtum Benevent vereinigte sich der Kult des WIDAR mit dem Schlangenkult ODINS, und sogar die Kaiser OTTO II. und HEINRICH II. pilgerten dorthin (H. NOELLE, 1978).

MICHAEL wurde der Schutzheilige des ostfränkischen Reiches und dann des Reiches der sächsischen und salischen Kaiser. An alten Wodansheiligtümern wurden Michaelskirchen errichtet. Im Dom zu Aachen befindet sich hinter dem Thron KARLS DES GROSSEN eine Michaelskapelle. Im 6. Jahrhundert wurden als große architektonische Neuschöpfung der Langobarden Türme neben und an den Kirchen errichtet, die oft oben Michaelskapellen enthielten, so noch im Mittelalter zum Beispiel in Schwäbisch Hall. Eine weitere Neuschöpfung der Langobarden waren die Krypten, die aus dem Schlangenkult ODINS entstanden.

In der Stiftskirche zu Hamersleben, 30 Kilometer nördlich von Quedlinburg, die ohne langobardische Baumaße, also ohne einen langobardischen Baumeister wie bei St. Servatius zu Quedlinburg, jedoch vor 1150 errichtet wurde, war ein Steinmetz einer langobardischen Bauhütte beteiligt. Er schuf die Kapitelle der Säulen des Langhauses und schmückte sie mit vier verschiedenen ODIN-Darstellungen: Aus ODINS Mund quellen kurze palmettengeschmückte Flechtbänder (N4s) und schlangenartige Fabelwesen (Abb. 156) mit ihm zugewandtem Schnabel, mit Flügeln, Händen und krallenartigen Füßen (S1n), so ähnlich in St. Servatius (SW8, s. Abb. 151); statt Flechtbänder kommen zwei breite flache Bänder aus seinem Mund (N4w); ODIN befindet sich nicht inmitten der Kapitellseiten, sondern an den unteren Ecken der Kapitelle mit kurzen Palmetten-Flechtbändern sowie mit einem Irminsäule-artigen Lebensbaum (S4w). Diese Darstellungen ODINS wurden als solche von CHRISTUS falsch gedeutet (H. NICKEL, 1954).

An den dalmatinischen Küsten und im Inneren Dalmatiens gibt es eine große Zahl überkommener Flechtwerksteine, die sich heute in den Museen von Agram, Zadar, Knin, Nin und Split, aber auch in alten Kirchen finden (Abb. 159) (J. STRZYGOWSKI, 1929). Das beweist, wie sehr die altkroatische Kunst von Angehörigen der langobardischen Bauhütten ab etwa 800 beeinflußt war und daß diese Kunst von kroatischen Künstlern, die in diesem mythischen Wissen geschult waren, im Auftrag kroatischer Fürsten weiter gepflegt wurde, wie beispielsweise der ein Flechtband verschlingende Fenriswolf von Split (Abb. 152) zeigt. Das führte bald zu einer einheimischen Tradition und erlebte im 11. Jahrhundert eine Blüte (J. HÖFLER, 1989) (Abb. 158).

Da die Entwicklung der Flechtbandornamentik erst ab etwa 500 n. d. Ztw. einsetzte, kannten die schon früher aus dem geschlossenen germanischen Kulturbereich Abgewanderten wie die Goten und die Ostvandalen diese nicht. Wie die Verzierungen der prächtigen Tempel der Ostvanda-



Abb. 158: Split, Baptisterium, die Platte stammt aus der Kirche St. Peter und St. Moses in Solin, rund 20 Kilometer nordnordöstlich von Split, der Krönungskirche eines kroatischen Königs, vor 1070. Nach: J. HERRMANN, *Welt der Slawen*, Leipzig 1986.

len gestaltet waren, ist unbekannt. Doch ist zu vermuten, daß die Wikinger, die in Haithabu sowie in Wollin, Arkona, Ralswiek und anderen Siedlungen auf ostvandalischem Gebiet zusammen mit Ostvandalen wohnten, diese mit skandinavischer Kunst beeinflußten. Aus wikingischen Niederlassungen, etwa Nowgorod, ist Flechtbandornamentik bekannt, die dann bis in das Mittelalter an russischen Bauernhäusern verwendet wurde (Abb. 159).

Auch vom Vorgängerbau des Doms auf dem Wavel in Krakau ist ein Flechtwerkstein überkommen (Abb. 157), der solchen aus Kroatien ähnelt und den weiten Wirkungsbereich dieser Bauhütten bis zu den Ostvandalen zeigt. Auf Holzgeräten der Ostvandalen westlich der Weichsel finden sich ebenso Verzierungen mit Flechtbändern (J. Herrmann, 1985).

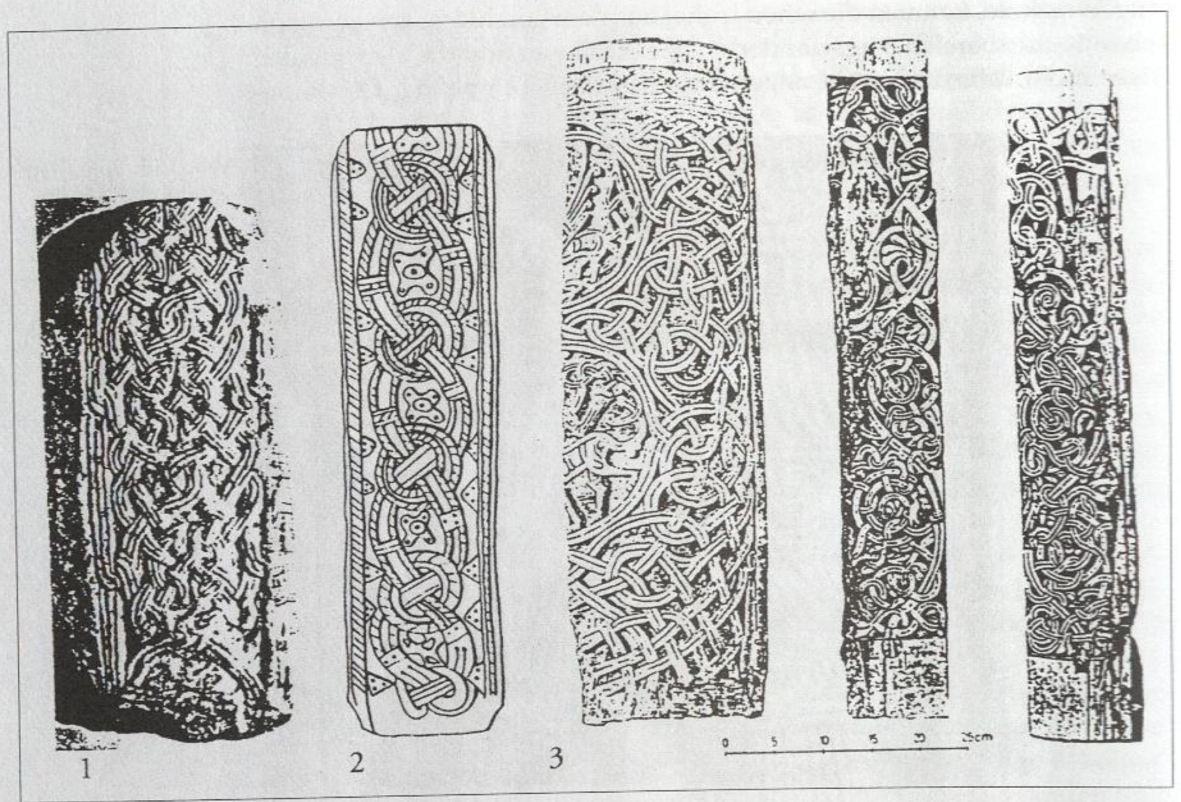


Abb. 159: Flechtbandornamente der Ostvandalen. 1 von Zalavar, Moosburg am Plattensee; 2 Geweihplättchen aus Stettin, 12. Jahrhundert, 11,6 cm lang; 3 Flechtbandornamente in Holz von mittelalterlichen russischen Bauernhäusern. Nach: 1: G. Tibor, *Magyaroszag Romankori Emelekei*, Bizottsaga, 1938; 2: J. Herrmann, *Wikinger und Slawen*, Neumünster 1982; 3: M. Lissenko, *Die russische Holzbaukunst*, München 1989.

3.4 Das arianische Christentum

Da die meisten germanischen Stämme außer den Franken, Alemannen und Sachsen während der Völkerwanderung Arianer geworden waren, ist ein kurzer Blick auf den Arianismus geboten, weil dieser dem germanischen Wesen und seiner Religion näher stand als der Katholizismus. »Mit der Übernahme des [katholischen] Christentums wurde eine große Kultur zerstört.« (Prof. Lamm, Stockholm, persönl. Mitteilung)

Der dogmatisch wichtigste Unterschied zwischen Katholizismus und Arianismus beruht auf der von Bischof Athanasius in Alexandrien (295–373) in der Dreieinigkeit vertretenen Identität von Gott Vater, Sohn und Heiligem Geist, während Arius (260–336) die Lehre von den verschiedenen Personen mit verschiedenen Graden der Göttlichkeit vertrat, die sowohl der christlichen Urreligion der Essener Sekte als auch der historischen Wahrheit besser entspricht.

Nachdem Kaiser Konstantin der Grosse (gest. 337) im Jahre 313 im Toleranzedikt die christliche Religion anerkannt hatte und auf dem Konzil zu Nicaea 325 der Arianismus verdammt worden war, ließ sich Konstantin noch im Jahre 337 vom arianischen Bischof Eusebius taufen, was mit seinem Sohn Kaiser Konstantin II. den Sieg des Arianismus brachte. Von Kaiser Theodosius wurde der Arianismus 381 und 383 als Ketzerei verboten, war aber außerhalb des Reichs gestattet. Dadurch konnte sich der Arianismus bei den Germanen zu Stammeskirchen entwickeln.

Unter den germanischen Stämmen ging der Arianismus von den Westgoten und ihrem Bischof Wulfila (311–383) aus. Sein Urgroßvater war ein Gefangener eines gotischen Beutezuges nach Kappadocien im östlichen Anatolien. Wulfila kam mit einer gotischen Gesandtschaft im Jahre 333 nach Byzanz, blieb dort und erhielt seine theologische Ausbildung in Kleinasien. Er wurde 341 von Bischof Eusebius zum Bischof geweiht für die Mission unter den Goten. Nach sieben Jahren Mission und Verfolgung trat er auf römisches Gebiet über. Nachdem der westgotische König Athanarich 376 von Frithiger besiegt worden und dieser zum Arianismus übergetreten war, kehrte Wulfila zu den Goten zurück und erreichte von Kaiser Valens im selben Jahr die Erlaubnis zum Übertritt der Westgoten auf römisches Gebiet über die Donau. Damals führten die Goten noch ihre alten Heiligtümer mit sich.

Wulfilas Leistung ist vor allem die Bibelübersetzung in das Gotische, die er vielleicht 369 begann. Diese wurde das erste erhalten gebliebene Dokument einer germanischen Sprache und trug infolge ihrer Verbreitung im weiteren zur Ausbildung einer germanischen Hochsprache bei. Seine Lehre ist die von der erhabenen Hoheit Gottes, die an den germani-

schen Glauben anknüpft. Das Wort ›Gott‹ ist altgermanisch Neutrum – Anschauungen, die im ersten Vers des Wessobrunner Gebets, aufgezeichnet nach 800, zum Ausdruck kommen:

»Das erfrage ich unter den Menschen
als höchste Erkenntnis, daß die Erde nicht war
noch oben der Himmel, weder Baum noch Berg war
noch irgend ein Stern, noch die Sonne schien,
noch der Mond leuchtete, daß auch das Meer nicht war.
Als da war nicht aller Enden und Wenden,
da war der eine allmächtige Gott, der mildeste Herr.
Und da waren bei ihm viele herrliche Geister.
Und Gott ist heilig.«

Die Germanen kannten die Begriffe ›Sünde‹ und ›Erbsünde‹ nicht. Ihnen konnte CHRISTUS nur als König nahegebracht werden. Das drückt sich noch in der königlichen Hoheit von romanischen Christusdarstellungen am Kreuz aus. Wohl nur eine einzige stellt CHRISTUS als König mit der germanischen Königsbinde dar, die aus dem Münster in Altenstadt in Bayern, eine Darstellung, die zu den Langobarden weist (E. SYNDICUS, 1954) und damit möglicherweise das einzige erhaltene arianische Bildwerk nördlich der Alpen ist. In WULFILAS Lehre spielen die Passion, Erbsünde und Erlösung im Gegensatz zum Katholizismus keine Rolle, wohl aber die germanische Freiheit der Schicksalswahl als Lebenssinn (H.-E. GIESECKE, 1939; L. SCHMIDT, 1934 u. 1969). Im Arianismus wurde der Gottesdienst nur in den Volkssprachen gehalten. Die Priester kannten kein Zölibat und trugen die Volkstracht. Sie waren also volksverbundener als die katholische Priesterschaft. Die vorarianischen germanischen Volksrechte blieben erhalten, insbesondere die demokratische Auffassung vom Königtum, das einerseits an eine Sippe, andererseits an die Zustimmung des Things gebunden war. Wohl von den Goten übernahmen zunächst ihre Nachbarn, die Heruler und Langobarden, den arianischen Glauben. Wie im Arianismus der alte Odinsglaube unter christlicher Tünche weiterleben konnte, wurde er von den Langobarden vorgelebt und in vielfältiger Art dargestellt (s. Kap. 3.3). Die Arianer waren wie alle Germanen religiös tolerant. Intoleranz entstand erst durch den Katholizismus.

Bei den Langobarden wurde aus ODINS Sohn WIDAR, der das Weltende überstand und mit seiner Lanze den Fenriswolf, den Welten- und Götterverschlinger, tötete und damit einen neuen Weltenbeginn ermöglichte, der Drachentöter Erzengel MICHAEL, der Schutzheilige der Langobarden, dann des ostfränkischen Reiches und des Deutschen Reiches. Seine – WIDARS – Lanze weist auf die langobardische Königslanze und dann auf die Lanze in den Reichsheiltümern hin.

Keine andere Weltreligion außer der germanischen glaubte an ein Weltende, indem der Fenriswolf die alte Welt, die Asen und ODIN verschlingt, und an den Beginn einer anderen, neuen Welt. Der Drachentöter Erzengel MICHAEL wurde an manchen langobardischen Kirchen dargestellt, so an der Krönungskirche in Pavia. An der Kirche St. Servatius in Quedlinburg gestalteten die langobardischen Bauhüttenleute außen ganze, die Kirche umfassende Friese mit Fenriswölfen. Der arianische Drachentöter MICHAEL wurde dann zum Schutzheiligen des karolingischen, des ostfränkischen Reiches, des *Regnum theodiscum* und des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation bis hin zu Drachentötern auf den Gefallenenehrenmalen des Ersten Weltkrieges.

Die Flechtbandornamente waren der Lebensatem aus ODINS Mund, was bis zum Ende der langobardischen Bauhütten nach 1100 auch so dargestellt wurde und zu den Kroaten gelangte. Sogar vom Vorgängerbau des Domes auf dem Wavel in Krakau ist eine Flechtbandplatte erhalten.

Während dieses heidnische Wissen selbst in Rom mit Flechtbandornamenten erhalten blieb, waren die Päpste die erklärten Feinde der Langobarden auch noch nach dem Übertritt ihrer Könige zum Katholizismus, obwohl vorher bereits unter den Langobarden eine große Toleranz herrschte. Nach Meinung der Kirche waren die Arianer Abtrünnige. Daher wandte sich der Papst auch gegen die erste Frau KARLS DES GROSSEN, IRMINGARD, eine Tochter des letzten langobardischen Königs. Das hatte zur Folge, daß KARL seine erste Frau verstieß, die Langobarden 774 besiegte und sich selbst zum König der Langobarden machte. Doch holte er langobardische Bauhütten in sein Reich, die beispielsweise die Königshalle im Kloster Lorsch bauten, und er vermittelte den Benediktinern ebensolche Bauhüttenleute für ihre Klosterkirchen.

Der Bau von St. Servatius in Quedlinburg mit seinen stark ausgeprägten heidnischen Gestaltungen ist schon in Kap. 3.3 gewürdigt worden.

Nicht nur in den Volksgesetzen der arianischen Könige der Langobarden und Westgoten, sondern auch bei anderen germanischen Stämmen gab es Verbote einer Vermischung mit der Bevölkerung der eroberten Gebiete, die erst mit dem Übertritt ihrer Könige zum Katholizismus aufgehoben wurden, womit der Volkstod dieser Stämme eingeleitet wurde.

Von den Westgoten gelangte der arianische Glaube mit den Vandalen bis nach Nordafrika. Die Heruler aber, die nach ihrer Niederlage durch die Langobarden 512 wieder nach Norden zogen, werden das Christentum bald wieder abgestreift haben.

Anhang: Germanische Fürsten- und Königserhebungen

Die Rechtsbräuche bei den germanischen Königserhebungen erfuhren nach den katholischen Christianisierungen Umwandlungen. In den drei nordischen Königreichen sind die alten Riten am wenigsten durch die Umwälzungen der Völkerwanderung mit den Erhebung von Heerkönigen und durch Einwirkungen aus dem antiken griechisch-römischen Raum beeinflußt worden; und sie galten dort am längsten.

Das germanische Volkskönigtum beruhte auf dem Recht des Volksthings, vertreten durch die Freien und den Adel, zur Wahl eines geeigneten Anwärters aus der Königssippe. Diese trug das Königsheil aus mythischer Quelle als Geblütsrecht. Nur im Krieg wurden diese Volksrechte bei Bedarf durch die Schilderhebung und Akklamation ersetzt. Da der Heeresverband gefolgschaftlich aufgegliedert war, war das Heerkönigtum ebenfalls ein Volkskönigtum.

In Schweden hatte das Thing der Svear das Recht, den König zu benennen oder abzusetzen. Die Einsetzung erfolgte durch Erhebung auf den Morastein am Ort des Zentralheiligtums in Alt-Uppsala. Darauf erteilte ihm der Gesetzessprecher den Königstitel, und das Thing stimmte durch Zuruf zu. Anschließend schwor der König, die Volksrechte zu wahren. Sehr anschaulich wurde diese ›Basisdemokratie‹ im heutigen Sinne von der Königserhebung 1018 überliefert. Der Gesetzessprecher THORGANG sagte zum König: »Nun wollen wir, daß Du, König OLAF, mit dem König OLAF DIGRE von Norwegen Frieden schließen sollst und ihm Deine Tochter INGIGARD zur Frau gibst. Wenn Du die Länder im Osten wiedergewinnen willst, die Deine Vorväter besessen haben, so wollen wir Dir alle folgen. Wenn Du aber nicht tun willst, was wir Dir sagen, so werden wir gegen Dich aufstehen und Dich erschlagen und keinen Unfrieden und keine Ungesetzlichkeit von Dir dulden. Fünf Könige warfen unsere Voralteren in den Brunnen auf dem Thing Mora, weil sie so anmaßend waren wie Du. Nun sage schnell, welches Du wählst?« (H. H. SCHILLING, *Germanische Frauen*, Leipzig 1935, S. 202)

Dann zog der neue König im Umritt durch sein Reich von Thing zu Thing und wurde ebenfalls dort zum König ernannt (E. HOFFMANN, 1976).

Dieses Volkskönigtum beruhte auf gegenseitiger Treueverpflichtung von König und Gefolgschaft und zur Bindung des Königs an den Volkswillen. Dieser demokratische Staat ist geradezu das Gegenteil von dem Staatstyp, der mit Herrschaft des katholischen Christentums daraus wurde: der Feudalstaat mit Fürsten, deren allumfassende Herrschaftsbefugnis aus christlich-göttlichem Ursprung abgeleitet wurde.

In Dänemark wurde die Königserhebung von den Jüten durch Einnehmen des königlichen Hochsitzes auf dem Stein Danaerigh bei Viborg

durchgeführt. Er war der Deckstein des Sippengrabes der Königssippe (E. HOFFMANN, 1976)

Die Einsetzung des böhmischen Herzogs vollzog sich wahrscheinlich seit den ersten Přemysliden fast genauso wie die oben beschriebenen germanischen Königserhebungen: Der Herzog wurde von der Versammlung der böhmischen Großen, dem Thing entsprechend, gewählt. Danach erfolgte die Belehnung durch den deutschen König durch Übergabe der Fahnenlanze. Dann folgte die Throneinsetzung auf dem Hradschin. Vor der Marienkirche wurde der Gewählte vom Bischof empfangen und zum Thron geführt, der innerhalb der Burg auf dem Hradschin im Freien zwischen der St. Georgskirche, dem Palast und dem späteren Dom stand. Nach der Erhebung auf den Thron durch Angehörige des Adels stimmte das anwesende Volk durch dreimaliges *Kyrie eleison* zu. Dann folgten die Huldigung und die Leistung des Treueides durch den Adel (R. SCHMIDT, 1978).

Auch die Wahl und Einsetzung des Herzogs der Karantanen (s. 2.2.10.1) vollzog sich nach diesen germanischen Bräuchen, insbesondere die Einsetzung auf einem Stein im Freien. Das Thing hatte in den ostvandalischen Stämmen den Namen Veča.

Das germanische Königtum wird aus mythischen Quellen durch das Herrschaftszeichen der Lanzen als Lanzen ODINS von diesem hergeleitet. Bereits im Siegel König CHILDERICHS (gest. 481) findet sich die Königslanze. Als Designation überbrachte der Bruder König KONRADS I. dem Sachsenherzog HEINRICH mit den anderen Insignien und den goldenen Armspangen altgermanischer Herkunft die Königslanze des Ostfränkischen Reiches. Ihr Schicksal ist unbekannt. Heinrich I. erwarb 926 die langobardische Königslanze vom burgundischen König RUDOLF II., die dann als heilige Lanze galt, weil bereits damals ein angeblich von Kaiser KONSTANTIN DEM GROSSEN stammender Nagel aus dem Kreuz Christi in diese Lanze eingesetzt worden war. Da er damit bereits das rechtmäßige Herrschaftsabzeichen mit sich führte, konnte OTTO I. bei seinem Einzug in Pavia sich als König der Langobarden ausweisen und bedurfte keiner Wahl und Krönung mehr. Er heiratete 961 die langobardische Königin ADELHEID, die Tochter des Königs RUDOLF II.

Die Langobarden waren nach ihrem Selbstverständnis ODINS auserwähltes Volk. Damit führt die deutsche Königslanze unmittelbar in die vorchristliche Zeit. Diese Lanze wurde bei Königserhebungen nicht von kirchlichen Würdenträgern überreicht (H.-W. KLEWITZ, 1976, 1943; H. BRACKMANN, 1943).

Zur Königserhebung HEINRICHS I. schreibt WIDUKIND VON CORVEY, Herzog EBERHARDT proklamierte HEINRICH in Fritzlar vor den Großen des Stammes der Franken zum König. Er hatte vorher HEINRICH aufgesucht und die Reichsinsignien überreicht, was als Designation galt. Eine Wahl war dann

überflüssig und fand nicht statt. Schon kurze Zeit später galt der Besitz der Reichsinsignien bereits als Zeichen der Herrschaft des deutschen Königs. Nach der Proklamation und Akklamation mit der Bedeutung der Zustimmung des germanischen Things bot das anwesende Haupt der Reichskirche, der Erzbischof von Mainz, HEINRICH die Salbung und die Krönung mit dem Diadem an, aber HEINRICH lehnte höflich ab. Damit war diese Königserhebung die Rückkehr zum heidnisch-germanischen Ritus der Königserhebung, hatte doch bereits mit PIPPIN im Frankenreich der christliche Ritus mit Salbung und Krönung begonnen. Mit »*dei gratia francorum rex*« wurde der beiderseits verpflichtende Sinn des germanischen Königtums in das dem Volke gegenüber nicht verantwortliche sakrale Königtum verwandelt. HEINRICH aber wollte gemäß seiner Herkunft nicht Priesterkönig, sondern Heerkönig sein (H. DIWALD, *Heinrich I.*, 1987).

Eine letzte Erinnerung an diese germanische Vergangenheit war die Wahl des deutschen Königs durch die Kurfürsten, die seit der Wahl FRIEDRICHS BARBAROSSA, FRIEDRICHS I., dann festgelegt durch die Goldene Bulle, im Frankfurter Dom* stattfand.

»Die deutsche Heldendichtung. . . wird zur Quelle. . . für den Geist und die Kräfte, aus denen die Verfassung des deutschen Volkes in jener Frühzeit lebte. Wie wirkungsmächtig dieser Geist und diese Kräfte waren, wird. . . am deutlichsten daraus sichtbar, daß die römische Kirche einen Zusammenbruch des Reiches. . . herbeiführte, daß es ihr gelang, im Investiturstreit das Königtum seiner sakralen Würde zu entkleiden und der gefolgschaftlichen Treue – durch Bannung des Königs und Lösung aller Eide – die Grundlage zu entziehen.« (W. SCHLESINGER, 1948).

* In einer nicht zu überbietenden Barbarei wurde dieser Dom nach 1945 von Banktürmen umstellt.

4 Humanbiologische Untersuchungen

Von den Uranfängen an hat die Evolution durch das Zusammenwirken aller Naturgesetze in Raum und Zeit in 3,6 Milliarden Jahren den *Homo sapiens* geschaffen. Während es Lebewesen wie die Muschel Lingula gibt, die sich seit dem Kabrium, seit 600 Millionen Jahren, nicht veränderten, entstanden in kürzeren geologischen Zeiten mit schnelleren ökologischen Veränderungen viele neue Populationen, Arten und Gattungen. Da deren Einbettung und paläontologische Erhaltung nur lückenhaft stattfinden konnten, sind lückenfreie Entwicklungen der Evolution nur selten erhalten. Doch werden immer wieder ›*missing links*‹ gefunden.

Alle Veränderungen von Lebewesen gehen von den Veränderungen in den Chromosomen und Mitochondrien aus und werden nach außen zu Veränderungen der Phänoeigenschaften umgesetzt. Den umgekehrten Weg, die Fixierung erworbener Eigenschaften im Genom, gibt es nicht. Bei ökologisch ausgelösten Selektionen werden die Träger der benachteiligten Phänoeigenschaften samt ihrem Genom entfernt. Aus den somit beschränkten Verteilungen im Genom der Verbliebenen entwickeln sich wieder größere Verteilungen (Diversation). So können sich unterschiedliche Populationen entwickeln.

Besonders ausgeprägt sind diese Vorgänge, wenn sich durch Auswanderungen kleine Teile der Ausgangspopulation absondern und sich dann zu gesonderten Populationen entwickeln, wie sich mit Serienanalysen anthropologisch verfolgen läßt (›Gründereffekt‹). Über die Entstehung und Veränderung von Populationen durch Vermischungen siehe Kap. 4.1.3.

Neben Selektionen können auch Mutationen Eigenschaften von Populationen verändern. Da Mutationen punktförmig einzelne Atome oder Bindungen im Molekülaufbau regellos betreffen und ihre veränderten Phänomerkmale der Selektion unterliegen, können Mutationen nur in genügend kleinen Populationen verändernd wirken. Mutationen, die ganze Gene betreffen oder durch äußere Einflüsse die Chromosomen und Mitochondrien verändern, können schon eher merkliche Wirksamkeiten entfalten. Aber bei allen Veränderungen im Genom gilt, daß bei Replikationen die beiden aufeinandertreffenden Teile miteinander kompatibel, miteinander verträglich sein müssen.

4.1 Anthropologische Untersuchungen* und ethnische Entwicklungen

4.1.1 Die Gaußschen Verteilungskurven

Während die ältere Anthropologie von den Individuen ausging und aus Typen Rassen (Kleinrassen) entwickelte, forderten Biologen wie E. MAYR, I. SCHWIDETZKY und andere eine Abkehr vom typologischen Denken. »Die Verdrängung des typologischen Denkens durch das Populationsdenken ist vielleicht die größte begriffliche Revolution, die in der Biologie stattgefunden hat.« (E. MAYR, 1967) Da Populationen mit äußeren Heiratsschranken kennzeichnende Genverteilungen besitzen, werden die genetisch bestimmten phänomenologischen Merkmale im Idealfall vollkommener Panmixie durch Gaußsche Fehlerverteilungen darstellbar sein.

In deutschen biologischen Lehrbüchern fehlen Hinweise auf die durch Verteilungen im Genom bedingten Verteilungen der Phänomerkmale. Empirisch wurden Verteilungen bei biologischen Standortuntersuchungen gefunden. In der anthropologischen Literatur finden sich bisher noch keine Verteilungskurven. Nur von BROTHWELL (1973) und HELMUTH (1996) wurden Stufenverteilungen abgebildet.

Bei IQ-Messungen in menschlichen rezenten Populationen wurden für IQ-Verteilungen Polynome gefunden, die fast mit Gaußschen Normalverteilungen übereinstimmen (H.-J. EYSENCK, 1976).

Da die einzelnen Meßwerte, zum Beispiel die Körpergröße, durch Umwelteinflüsse beeinflußt wurden, werden Quotienten verwendet, die kaum noch umweltbeeinflußt sind. Die folgenden Untersuchungen sind zunächst für den Längen-Breiten-Index durchgeführt worden. Sie lassen sich natürlich auf weitere Schädel- (kraniologische) Indizes ausdehnen. Die vorrangige Bedeutung des Längen-Breiten-Indexes wurde schon zeitig erkannt: »Ein Vergleich der Werte. . . betont die extreme Wichtigkeit von Länge und Breite des Schädels und des Längen-Breiten-Indexes als das Merkmal, das die besten rassischen Unterscheidungen ermöglicht.« (G. MORANT, 1926)

Zufällig verteilte Ereignisse physikalisch gleicher Art folgen bei genügend großer Zahl Gaußschen Normalverteilungen um Mittelwerte

$$y = \frac{1}{\sigma\sqrt{2\pi}} \cdot e^{-\frac{(x-\mu)^2}{2\sigma^2}} .$$

* Da die anthropologischen Untersuchungen aus methodischen Gründen in einem Kapitel zusammengefaßt werden mußten, lassen sich zu anderen Kapiteln inhaltliche Überschneidungen nicht ganz vermeiden.

Dabei sind x der Längen-Breiten-Index, μ die Abszisse der Mittelwerte, y die Häufigkeit und σ die Standardabweichung vom Mittelwert, die Streuung oder Varianz. Wenn die Gesamtfläche unter der Kurve auf 100 bezogen wird, ist y des Mittelwertes eines Streifens der Breite einer Einheit von x, also hier für den Längen-Breiten-Index I_1, die Häufigkeit der Meßwerte, in diesem Streifen in % mit dem zugehörigen mittleren Fehler ± v in %. Bei Bezug auf die Fläche 1 werden die Wahrscheinlichkeiten erhalten.

Aus der Bedingung des Maximums x – μ = 0 folgt

$$y_{max} = \frac{1}{\sigma\sqrt{2\pi}} , \qquad \sigma = \frac{1}{y_{max}\sqrt{2\pi}}$$

Die Wendepunkte der Kurve liegen bei μ ± σ mit

$$y'' = 0{,}607 \cdot y_{max} = 0{,}607 \, \frac{1}{\sigma\sqrt{2\pi}}$$

Aus der Integration der Kurve zwischen ± t, t = (x – μ) : σ = 1 folgt, daß 68,3 % aller Meßwerte, für t = 0,683 folgt, daß 50,4 % aller Meßwerte in diesen vertikalen Streifen zwischen μ ± σ oder μ ± 0,683 σ liegen (R. INEICHEN, 1965).

Die Eigenschaften der Kurven (Abb. 160) sind:

1. Für sehr große y_{max} wird σ = 0, das heißt, die Verteilungskurve entartet zu einer Geraden parallel zur y-Achse durch x - μ = 0.

2. Für y_{max} = 0 entartet die Kurve zur x-Achse; das heißt, alle Meßwerte besitzen die gleiche Wahrscheinlichkeit y = 0 und verteilen sich gleichmäßig über die x-Achse zwischen ± ∞.

3. Die Kurvenäste konvergieren zur x-Achse, also auch extrem von μ abweichende Meßwerte können, wenn auch sehr wenig wahrscheinlich, vorkommen (›aberrante Formen‹).

Daraus folgt für die Eigenschaften von Populationen: Eine Gaußsche Verteilungskurve kann nur bei völliger Zufälligkeit, also bei völliger Panmixie, als Verteilung um einen Mittelwert entstehen. Je größer das Maximum wird, desto schmaler wird die Kurve und desto kleiner wird die Streuung σ. σ ist also ein Maß für die Selektion, die Selektion nimmt mit 1/σ zu. Mit σ = 0 entstehen Populationen, die nur aus einem anthropologischen Typ bestehen. Als noch für viele Populationen nur Serien von wenigen Individuen zur Verfügung standen, wurden mit der falschen Bezeichnung von Typen mit Rassen typenreine Populationen, die reinen Linien der Züchtung, gefordert, die es in der Natur nicht gibt (›nordische, ostische usw. Rasse‹). Aus den realen Kurven der Abb. 165, 185, 187 folgt, daß σ < 3 kaum vorkommt und σ > 5 auf polyethnische Vermischung hinweist.

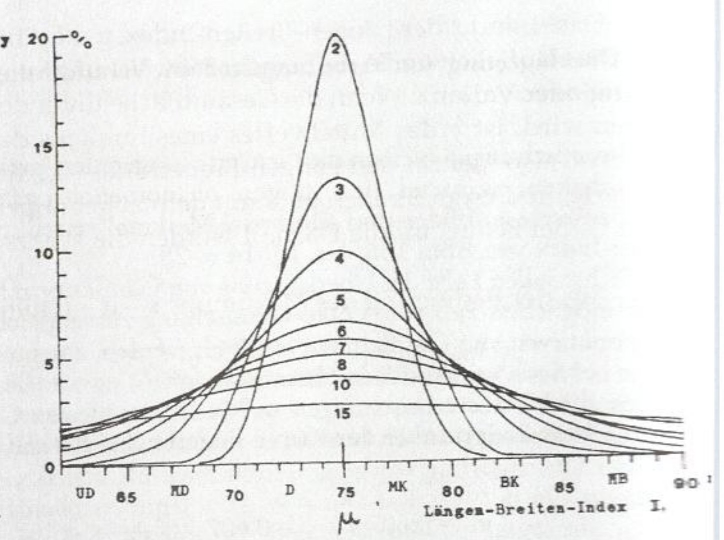


Abb. 160: Die Gaußschen Fehlerverteilungskurven für den Längen-Breiten-Index I_1, berechnet nach der Formel im Text für verschiedene σ bei konstantem Maximum der Kurven von μ = 75, normiert auf die Flächen unter den Kurven = 100 %,
y = Flächen % für Streifen der Breite 1 des Längen-Breiten-Indexes I_1
bis 65 UD, ultradolichokran
65–70 HD hyperdolichokran – sehr langköpfig
70–75 D, dolichokran – langköpfig
75–80 MK, mesokran – mittelköpfig
80–85 BK, brachykran – breitköpfig
85–90 HB, hyperbrachykran – sehr breitköpfig
Die jeweiligen Werte von σ unter den Maxima.

Die realen Kurven des Längen-Breiten-Indexes sind die aus den individuellen Meßwerten je Serie in Einheiten des I_1 aufgetragenen Meßwerte, die mit einem Polynom 2. Grades genähert sind, genormt auf 100 % unter den Kurven.

Um die Genauigkeit der I_{max}-Werte der Kurven in ihren Abszissen vergleichen zu können, wurden für die Serien der Abb. 160 die mittleren Fehler der arithmetischen Mittelwerte aus den mittleren Fehlern der einzelnen Einheitsstreifen als Abszissenabstände von den Kurven

$$V \cong \frac{\sqrt{\Sigma\, Vi^2}}{n}$$

berechnet (s. Tabelle nach Abb. 165). Die Fehler V, die für doppelgipflige Kurven in Abb. 185 entstehen, wenn diese nur mit einem Maximum ausgeglichen werden, sind wesentlich größer, das heißt, die doppel- und mehrgipfligen Näherungen sind also real.

Der hier benutzte Längen-Breiten-Index ist unter den Merkmalen des Schädels sicher der wichtigste. Er ist mit vielen anderen Merkmalen und Indexen durch Korrelationen verknüpft. Als Beispiel soll nur die Korrelation mit dem Breiten-Ohrhöhen-Index I_3 (Abb. 161) angeführt werden (W. EHGARTNER,1959). Diese Korrelationen sind ethnisch übergreifend und damit ein Hinweis auf die dahinterstehende generelle Genetik.

In der Frühgeschichte gab es auch gemeinsam bestattete Menschenansammlungen, die untereinander in keiner genetischen Beziehung standen, wie zum Beispiel Mönche in Klöstern. Aus deren Daten lassen sich keine Verteilungen erkennen. Man vergleiche Mönche aus den Klöstern

Lorsch oder Reichenau (s. Tabelle zu Abb. 187) miteinander, die übrigens mit ihrer Kurzköpfigkeit (I_1 > 80) im Gegensatz zu den Reihengräbergermanen der Umgebung ihre fremdethnische Herkunft zeigen.

Hier (SCHRÖCKE, 1995 u. 1999) werden erstmalig reale Verteilungskurven gebracht, nachdem Verteilungen in Populationen nur ganz sporadisch in Handbüchern erwähnt worden sind. Verteilungen als Stufenpyramiden aus rechteckigen Streifen der Breite von drei Einheiten des Längen-Breiten-Indexes werden von D. BROTHWELL (1973) und KURTH (1996) abgebildet, aber nicht als Verteilungen diskutiert.

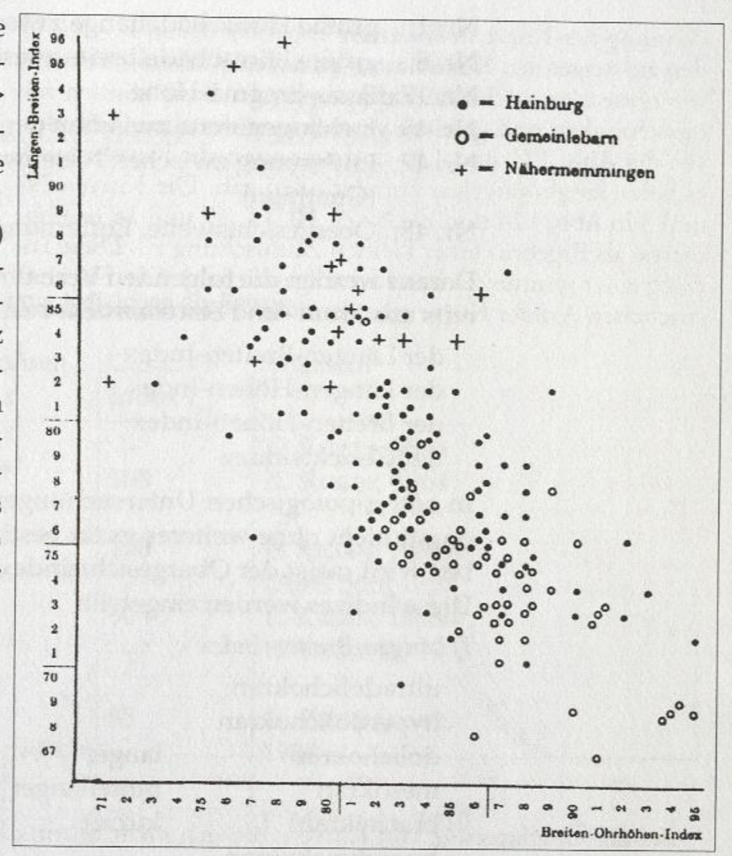


Abb. 161: Die Korrelation des Längen-Breiten-Indexes I_1 mit dem Breiten-Ohrhöhen-Index I_3. Nach: W. EHGARTNER, 1959.

4.1.2 Kraniologische Begriffe und Beispiele

Die Anthropologie entwickelte sich mit der Zahl der zur Verfügung stehenden Funde. Sie erfuhr bis in die zwanziger Jahre die Entwicklung und Normierung ihrer Messungen und bis in die dreißiger Jahre die Herausbildung von Typen, die heute noch genauso international verwendet werden. Da in den letzten Jahrzehnten die Erkenntnisse der Anthropologie weitgehend verdrängt wurden, soll hier zur Einführung einiges aus der Anthropologie vorausgeschickt werden.

Für anthropologische Untersuchungen sind die Schädel am interessantesten. Sie bieten dem Betrachter bereits an den Front-, Seiten- und Oberansichten von Abbildungen wesentliche Einsichten. Aus der Fülle der genormten Daten (u. a. K. SALLER, 1964) sind hierfür die wichtigsten:

Nr. 1: größte Hirnschädellänge zwischen Glabella und Ophistokranion
Nr. 8: größte Hirnschädelbreite zwischen beiden Eurya
Nr. 17: Basis-Bregma-Höhe
Nr. 45: Jochbogenbreite zwischen den beiden Zygia
Nr. 47: Entfernung zwischen Nasenwurzel (Nasion) und Kinnspitze (Gnathion)
Nr. 48: Obergesichtsweite, Entfernung Nasion–Prosthion.

Daraus werden die folgenden Verhältnisse gebildet, Nr_1 und Nr_0 sind bereits aus Front- und Seitenansicht bestimmbar:

der Längen-Breiten-Index	I_1 = (Nr. 8 : Nr. 1) . 100
der Längen-Höhen-Index	I_2 = (Nr. 17 : Nr. 1) . 100
der Breiten-Höhen-Index	I_3 = (Nr. 17 : Nr. 8) . 100
der Gesichtsindex	I_{38} = (Nr. 47 : Nr. 45) . 100

In anthropologischen Untersuchungen wird vielfach der Gesichtsindex, da oft nicht ohne weiteres exakt bestimmbar, nicht angegeben. Angegeben wird meist der Obergesichtsindex I_{39} = (Nr. 48 : Nr. 45) . 100

Diese Indizes werden eingeteilt:

I_1 Längen-Breiten-Index

ultradolichokran			x < 64,9
hyperdolichokran			65,0 – 69,9
dolichokran	langer	Hirnschädel	70,0 – 74,9
mesokran	mittellanger	Hirnschädel	75,0 – 79,9
brachykran	kurzer	Hirnschädel	80,0 – 84,9
hyperbrachykran			85,0 – 89,9
ultrabrachykran			90,0 < x

I_2 Längen-Höhen-Index

chamaekran	x < 69,9
orthokran	70,0 – 74,9
hypsikran	75,0 < x

I_3 Breiten-Höhen-Index

tapeinokran	x < 91,9
metriokran	92,0 – 97,9
akokran	98,0 < x

I_{38} Gesichtsindex

hypereuryprosop			x < 79,9
euryprosop	niedriges	Gesichtsskelett	80,0 – 84,9
mesoprosop	mittelhohes	Gesichtsskelett	85,0 – 89,9
leptoprosop	hohes	Gesichtsskelett	90,0 – 94,9
hyperleptoprosop			95,0 > x

I_{39} Obergesichtsindex

hypereuryn	niedriges	Obergesicht	x < 44,9
euryn	niedriges	Obergesicht	45,0 – 49,9
mesen	mittelhohes	Obergesicht	50,0 – 54,9
legten	hohes	Obergesicht	55,0–59,9
hyperlepten			60,0 < x

Kraniologische Daten einzelner Individuen als Beispiele

Typ, Herkunft	Längen-Breiten-Index I_1	Gesichts-index I_{38}	Literatur
Combe Capelle	65,7	–	K. Saller, 1964
Cro-Magnon	73,8	103	K. Saller, 1964
nordischer Typ, Schnur-keramik, Schweiz	66	100	L. Kilian, 1988b (Abb. 56b)
Hvelling, Schweden	75	90	L. Kilian, 1988b
Haithabu	73,8; 70,8	–	U. Schaefer, 1963
Ur-Bayer, Typ Friedenhain	78	85	G. Ziegelmayer, 1988
Přeštoviče Rundkopf, Böhmen	89	78	J. Matiegka, 1910

4.1.3 Überlagerung von Verteilungskurven, Vermischungen und Entmischung von Populationen

Bei Vermischungen bleiben die Genverteilungen der Ausgangspopulationen in der Überlagerung erhalten, während sich in den phänomenologischen Merkmalen Verteilungen der Zwischenwerte ausbilden und sehr breite Merkmalsverteilungen entstehen wie für den Längen-Breiten-Index von Abb. 185, Nr. 13, 14 und 28.

Zunächst sollen Fälle der Überlagerung von Gaußkurven betrachtet werden, um sie dann mit einem möglichen Fall von Völkervermischung zu vergleichen. Wenn durch Kurvenaddition Summenkurven von Gaußkurven ermittelt werden, entsprechen diese dem Beginn der Vermischung bei noch vorhandenen Heiratsschranken, sie sind aber keine Gaußkurven mehr. Es lassen sich also Völkervermischungen als Modell aus idealen Gaußkurven sowie aus realen beobachteten Verteilungskurven berechnen und mit den Befunden vergleichen.

Bei der Überlagerung von zwei Gaußkurven im Verhältnis 1: 1, die sich nur in der Lage ihrer Maxima in der Abszisse ($\Delta \mu \neq 0, \Delta \sigma = 0$)unterscheiden, entstehen wieder symmetrische Kurven, die keine Gaußkurven sind. Solange der Schnitt der beiden Kurven oberhalb ihrer Wendepunkte liegt, entsteht in der Überlagerung nur ein Maximum. Darunter entsteht eine doppelgipflige Kurve. Unsymmetrisch werden die entstehenden Kurven für Mischungsverhältnisse abweichend von 1 : 1 (Abb. 162). Dann zeigt bei kleinen Zumischungen von B die Ausdehnung der Kurve in Richtung B bei Nr. 1 von $I_1 \sim 82{,}5$ bis $I_1 \sim 88$ eine Mischung an, die in den aufsteigenden Kurvenästen an realen Kurven schlecht erkennbar ist. Unsymmetrische Kurven ohne eine solche Ausdehnung an der Basis können mit mangelnder Panmixie durch Heiratsschranken und größere Vermehrung des einen Teils der Population entstehen. In den Kurven der Abb. 165 und 185 sind besonders die Kurven mit linker Unsymmetrie so erklärbar, da es keine langköpfigeren Populationen gab. Die Kurven Nr. 1–5, 8, 9 in Abb. 169, die Nr. 1 und 3 in Abb. 169, 176 und die Nr. 9, 10, 11, 17 und 18 in Abb. 185 lassen die Deutung der Asymmetrie als Ergebnis einer kleinen Zumischung zu. Diese lassen sich erkennen durch die Zeichnung einer symmetrischen Kurve (gestrichelt). Die Fläche zwischen dem ausgezogenen und gestrichelten Ast der Kurve gibt dann den Prozentanteil der Zumischung an.

Bei der Überlagerung von Kurven, die sich nicht nur in der Lage ($\Delta \mu \neq 0$), sondern auch in der Höhe ihrer Maxima ($\Delta \sigma \neq 0$) unterscheiden, entwickelt sich mit zunehmendem Abstand der Maxima zunächst aus einer unsymmetrischen Kurve eine solche mit einer Schulter, das heißt mit drei Wendepunkten auf dieser Seite der Kurve. Daraus entwickelt sich weiter bei genügend großen Zumischungen eine zweigipflige Kurve mit ungleich großen Maxima.

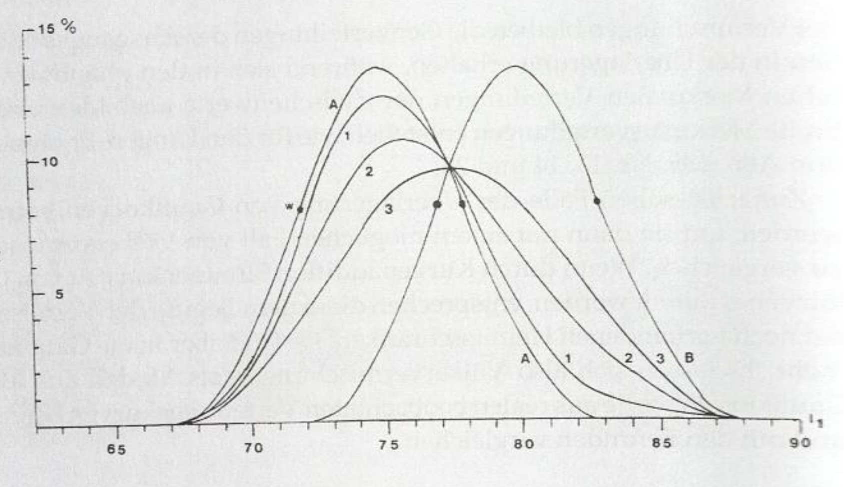


Abb. 162: Die Überlagerung von zwei gleichartigen Gaußkurven des Langen-Breiten-Indexes mit $\sigma = 3$ und der Lage der Maxima $\mu_A = 75$ und $\mu_B = 80$ in den Verhältnissen 1) A : B = 9 : 1; 2) A : B = 7 : 3; 3) A : B = 5 : 5; W = Wendepunkt.

Hier werden Mischungen für die Baiern der Reihengräberzeit (Abb. 187, Nr. 5) mit den Awaren (Abb. 185, Nr. 26) erstellt. Beide Populationen unterscheiden sich sowohl in der Höhe als auch in der Lage der Maxima und in σ. Beide besitzen bezogen auf symmetrische Kurven kleine Überschüsse an jeweils Langköpfigeren, die bei den Baiern durch innere Abweichungen von der Panmixie und bei den Awaren durch Zumischungen von Indogermanen und besonders von Germanen erklärbar sind. Bei der Zumischung von A zu B (Abb. 163) treten erhöhte Anteile des Längen-Breiten-Index über $I_1 \cong 77$ auf. Bereits an der Kurve 1 mit B : A = 9 : 1 ist festzustellen, daß derartige Anteile von Kurzköpfigen an germanischen Kurven nicht zu beobachten sind, also Vermischungen von Germanen mit Awaren kaum stattfanden.

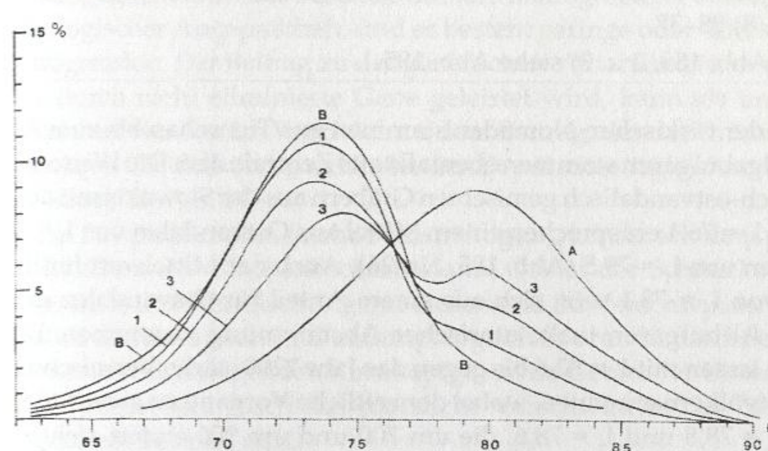


Abb. 163: Die Überlagerung der Verteilungskurve des Langen-Breiten-Indexes der Baiern B (Abb. 187, Nr. 5) mit derjenigen der Awaren A (Abb. 185, Nr. 26) in den Verhältnissen
1) B : A = 9 : 1
2) B : A = 7 : 3
3) B : A = 5 : 5

Auf Beispiele von doppelgipfligen Kurven bei den Indogermanen und Germanen sei hier nur hingewiesen. Sie werden in den Kapiteln 4.1.5 und Kap. 4.1.8 besprochen.

In der Vorgeschichte sind wiederholt aus dem asiatischen Ostraum Völker bis in die innerkarpatische Ebene und auf Kriegszügen weiter nach Westen gelangt, die Hunnen, Awaren, Ungarn und solche wie die Sarmaten, Skyten und weitere, von denen die ersten zwei zurückgeschlagen wurden und die letzteren zum Teil auf dem Balkan blieben und in Mischvölkern aufgingen. Diese weichen in ihrer anthropologischen Charakteristik von den Indogermanen und besonders den Germanen ab. Sie sind diejenigen Völker und Stämme, die mit noch weiteren wie den Resten der Glockenbecherleute seit dem Beginn der Bronzezeit südlich der Ur- und Altgermanen in den Rundkopfgürtel eingingen.

Aus diesen Ostvölkern sollen einige Beispiele, die Vergleiche mit den Indogermanen (Abb. 165) ermöglichen, und einige Beispiele für Mischvölker angeführt werden.

Serien von	Zeiten	Gewogene Mittel I_1	Zahl der Individuen
1. Awaren	567–796	79,5	1175
2. Ungarn	906–955	77,5	268
3. Chasaren	~ 500–965	79,0	232
4. Türkische Nomaden	500–1000	80,7	138
5. Wolgabulgaren	700–1200	81,0	72
6. Slowakei	600–900	76,1	212
7. Bulgarien	600–1200	78,1	93
8. Krimgoten	500–1200	82,6	486

Nach: I. SCHWIDETZKY, 1977, Serien Nr. 4) 56–62, 5) 24–26, 6) 106–108, 7) 66–70, 8) 28–37.
1) siehe Abb. 188, 2 u. 3) siehe Abb. 185.

Die Funde der türkischen Nomaden stammen aus Tienschan bis zum Altai, die Wolgabulgaren stammen ebenfalls aus Zentralasien. Die Werte aus den awarisch-ostvandalisch gemischten Gräbern aus der Slowakei mit dem Mittelwert I_1 = 76,1 entsprechen einem Mittel aus Ostvandalen von I_1 ~ 74 und Awaren von I_1 = 79,5 (Abb. 185, Nr. 26). Auch der Mittelwert für die Bulgaren von I_1 = 78,1 setzt sich aus einem Anteil für Ostvandalen und einem für Altbulgaren turkotatarischer Abstammung zusammen. Die Krimgoten lassen mit I_1 = 82,6 bis gegen das Jahr 1200 starke Vermischungen mit Ostvölkern erkennen, wobei der zeitliche Vorgang an zwei Teilserien von I_1 = 78,8 und I_1 = 78,6, die um 700 und um 900 enden, sichtbar wird.

Daß Vermischungen von Populationen auch aus verschiedenen Großrassen möglich sind und daß dann solche Mischungen stabil bleiben können, ist zum Beispiel an den Bulgaren aus Ostvandalen und Turkotataren oder an den Ungarn aus einer finnischen und aus Populationen asiatischer Herkunft oder rezenten aus Afrika (Rehobot) und Mittelamerika ersichtlich. Daß es auch gegenteilige Vorgänge, die zur Selbstreinigung von Populationen führen können, geben muß, wurde wiederholt von Humangenetikern angesprochen. In einer stabilen, unter Panmixie stehenden Population sind alle Genkomplexe miteinander verträglich. Bei Vermischung einander fremder Populationen müssen aber auch unangepaßte Genkomplexe aufeinandertreffen, die dann bei der Rekombination verschwinden.

»Für den Betrag genetischer Verschiedenheit, wie er in einem einzigen Genpool eingeschlossen sein kann, gibt es eine obere Grenze. Diese wird durch die Tatsache festgesetzt, daß nur diejenigen; Gene eingegliedert werden können, die dazu fähig sind, sich harmonisch zu ›koadaptieren‹.

Das Ergebnis des engen Zusammenhanges aller Gene in einem Genpool ist eine feste Kohäsion [die ihren Ausdruck in den Phänotypen finden muß]. Weder kann eine Genhäufigkeit geändert noch irgendein Gen dem Genpool zugefügt werden, ohne eine Wirkung auf den Phänotyp als Ganzen und so indirekt auf den Selektionswert anderer Gene zu haben. Eine plötzliche Aufnahme neuer Gene in einen Genpool, etwa durch Bastardierung, hat unvermeidlich eine Störung der inneren Balance und die Erzeugung vieler Genotypen, welche die Lebensfähigkeit mindern, zur Folge. Durch die natürliche Auslese werden disharmonische Kombinationen ausgeschaltet, bis eine neue Balance erreicht worden ist.« (E. MAYR, 1967, S. 238)

»Selbst wenn fruchtbare Bastarde erzeugt werden, führt die genetische Unausgeglichenheit der Bastarde zu stark herabgesetzter ökologischer und ethologischer Angepaßtheit, und es besteht geringe oder überhaupt keine Introgression. Der Beitrag zu der genetischen Variabilität einer Population, der durch nicht eliminierte Gene geleistet wird, kann als unwesentlich betrachtet werden im Vergleich zu dem Beitrag, der durch Mutation und regulären Genfluß von anschließenden Populationen gleicher Art erfolgt.« (E. MAYR, 1967, S. 113)

Ein Beispiel für eine solche Selbstreinigung kann nach dem plötzlichen Auftauchen der Glockenbecherleute im Gebiet der Schnurkeramiker (s. Kap. 4.1.5) ihre Vermischung mit diesen und ihr Verschwinden sein, ohne daß sie archäologisch und anthropologisch Spuren hinterließen, von solchen im zeitlich folgenden Kurzkopfgürtel im Gebiet der Urnenfelderkulturen abgesehen. Auch das plötzliche Verschwinden der Neandertaler könnte ein Beispiel sein.

Ein weitgehend offenes Gebiet ist die Korrelation von körperlichen mit nichtkörperlichen Merkmalen und Eigenschaften beim Menschen. Es ist doch anzunehmen, daß die DARWINsche Selektion in der Altsteinzeit bei den in die Gebiete mit periglazialen Klimaten Eingewanderten solche Korrelationen erzeugte. Es sind dies Eigenschaften, die das Überleben menschlicher Gemeinschaften in einem solchen mörderischen Klima ermöglichten. Im Tierversuch wurde bei der Rückzüchtung des europäischen Urrindes aus den Haustierrassen im Münchener Zoo in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts festgestellt, daß mit der Wiederherstellung des Urrindes auch seine Eigenschaften als Wildtier wieder in Erscheinung traten.

4.1.4 Reale Verteilungen

In den Verteilungskurven äußern sich langfristige genetische Veränderungen innerhalb von Populationen auch dann, wenn bei Trennungen oder Teilungen in geographischen Isolaten genetisch gleiche Genverteilungen

herrschten. Kurzfristige Veränderungen entstehen, wenn bei Trennungen ungleiche Genverteilungen herrschten (›Flaschenhals-Gründereffekt‹), wenn in genügend kleinen Populationen Veränderungen durch Mutationen oder in allen Größenordnungen Vermischungen auftreten oder wenn die Panmixie durch Entstehung innerethnischer Heiratsschranken verlorengeht.

Die beobachteten Verteilungskurven der Abb. 165, 185 und 187 lassen sich in erster Näherung mit Gaußschen Normalverteilungen der Abb. 160 vergleichen. Aus den Maxima dieser Kurven sind die Streuungen σ für ideale Gaußkurven berechnet und in den Tabellen der Kap. 4.1.5, 4.1.6 und 4.1.8 eingetragen. Die Kurven sind abgeglichen auf gleiche Fehlersummen $\Sigma + v_i = \Sigma - v_i \rightarrow$ min. Die mittleren Fehler der einzelnen Meßstreifen der Breite 1 des Längen-Breiten-Indexes in % in den Ordinaten $\pm v_1 = \Sigma v_1 : n$ sind in den Tabellen angegeben. Diese Fehler sind den Individuenzahlen n der Serien grob proportional.

Da die realen Kurven im Idealfall Gaußkurven sind, werden die empirischen Kurven als Polynome 2. Grades so ermittelt, daß die Bedingung $\Sigma/v_1/ \rightarrow$ min. in der Nachbarschaft der Schwerpunkte der einzelnen Streifen als Summen der Meßwerte in diesen gesucht wird. Dabei treten größere Abweichungen als relative oder absolute Extrema glatter Kurven hervor. Mit der nächsten Näherung, daß die Kurven durch die Mitten der Verbindungslinien benachbarter Streifenschwerpunkte gehen, treten sofort kleinere Abweichungen von den glatten Kurven auf, die auf ungenügender Statistik oder anderen Einflüssen beruhen können, etwa mangelnder Panmixie. Diese Abweichungen waren bei den Awaren (Abb. 185, Nr. 26) durch archäologisch gesicherte unterschiedliche Belegungen einzelner Friedhöfe durch die Ausgangsethnien bedingt.

In den Kurven der Abb. 185 sind bis auf Nr. 6 die Scheitel- und auch die Mittelbereiche schmaler und die Basisbereiche höher und breiter als ideale Kurven mit gleichem σ. Nur die Kurve 6 entspricht fast einer idealen Kurve.

In Abb. 185 lassen sich die Kurven Nr. 3, 6, 7 und 26 gut mit Gaußkurven von gleichem σ zur Deckung bringen. Schmalere Scheitelbereiche und höhere Basisbereiche haben Nr. 1, 4, 5, 8, 9, 10, 11, 15, 19, 20, 21 und 25.

Bei Vermischungen lassen sich beide Anteile mengenmäßig trennen, wenn die Maxima beider Kurven genügend großen Abstand haben und das Maximum der vorherrschenden Population nicht vom anderen Anteil beeinflußt wird. Dann entsteht eine unsymmetrische bis doppelgipflige Kurve. Wenn der unbeeinflußte Ast der vorherrschenden Kurve umgeklappt wird, gibt die Differenzfläche zwischen beiden Kurven den %-Anteil des Assimilates an. Der maximale Abstand zwischen beiden Kurven in der y-Richtung gibt den maximalen Längen-Breiten-Index des Assimilates an.

Wenn die Vermischung von Populationen mit ähnlichen Individuenzahlen stattfindet, können doppelgipflige Kurven entstehen wie in Abb. 185 die Nr. 22, 23, und 27. Bei der Fehlerabgleichung ergaben sich nicht nur Mulden, wie mit Kurvenadditionen zu erwarten ist, sondern auch scharfe Schnitte. Bei Nr. 22 in Abb. 185 wurden mit der χ^2-Methode (O. Hasseloff u. H. Hoffmann, *Kleines Lehrbuch der Statistik*, Berlin 1970) die Abweichungen der Streifenschwerpunkte sowohl von der empirischen doppelgipfeligen Kurve ($\chi^2 = 42{,}7$) als auch von der idealen Gaußkurve mit $\mu = 75{,}5$ und $\sigma = 5$ ($\chi^2 = 103{,}3$) überprüft. Die reale Kurve 22 gibt damit die realen Verhältnisse wesentlich besser wieder. Hier wird zunächst die Deutung als Überlagerung zweier Populationen unter Aufrechterhaltung der Heiratsschranken bevorzugt. Im Falle der Kelten aus der La-Tène-Zeit (Abb. 185, 27) wird diese Deutung noch dadurch gestützt, daß in der Hallstatt-Zeit (Abb. 183) bei geringeren Individuenzahlen n fast die gleichen Maxima auftreten.

Die sehr flachen und weitgespannten Kurven der Alemannen von Solothurn (Abb. 185, 13), Burgunden (14) und Chasaren (28) sind wohl weniger als schlecht selektierte Populationen denn als Produkte langdauernder und polyethnischer Vermischung zu erklären. Ein deutliches Maximum läßt sich kaum finden.

Viele dieser Kurven sind mit der Überlagerung mehrerer Einzelkurven wesentlich breiter als die einer normal selektierten Population. Damit sind die Mengenanteile der beiden Endbereiche gegenüber denen der Mitte wesentlich größer als bei Populationen aus normaler Evolution. Dies wird noch mehr dadurch betont, daß kein deutliches Maximum vorhanden ist. Während bei normalen Verteilungen das Maximum der Mitte den überwiegenden Mengenanteil gegenüber den beiden Extrembereichen besitzt, sind bei derartig flachen Kurven die beiden Extrembereiche überwiegend groß.

Das sei mit dem Längen-Breiten-Index der Kurven 7 und 28 (Abb. 185) erläutert. Die Kurve 7 einer Population mit $\sigma = 3{,}3$ konvergiert gegen 0 für $x < 64$ und $x > 85$, Kurve 28 mit $\sigma = 7{,}2$ konvergiert gegen 0 für $x < 60$ und $x > 95$. Wenn gefragt wird nach den %-Anteilen der beiden Populationen, die von den Maxima I_1-Werte bis ± 3 besitzen, für Kurve 7 71,5 bis 77,5 und Kurve 28 76,0 bis 82,0, so sind das bei Kurve 7 57 % und bei Kurve 28 nur noch 34 %.

Nicht nur die körperlichen Eigenschaften mit dem äußeren Phänotypus sind erblich, sondern auch die nichtkörperlichen, zumindest als Potenzen, die ausgebildet werden müssen, also die Verhaltensnormen, Wertordnungen und Denkabläufe. Diese werden somit durch die Evolution genauso wie die körperlichen Eigenschaften entwickelt. Damit unterscheiden sich Populationen (Völker) auch in den nichtkörperlichen Eigenschaf-

ten (›Volkscharakter‹), die freilich für die Vor- und Frühgeschichte nur indirekt erschlossen werden können. Sie können durch äußere Einflüsse, etwa Fremdbeherrschungen, verändert werden, dann aber nach deren Wegfall wieder in Erscheinung treten. Über ihre Veränderbarkeiten durch Vermischungen siehe oben und in Kap. 4.1.3.

Das Bild der körperlichen wie nichtkörperlichen Merkmale in derartigen Vermischungen ist nicht mehr das homogener Verteilungen mit dem zahlenmäßigen Verschwinden der Extremwerte, sondern das des Vorherrschens gegensätzlicher Extremwerte. Das bedeutet, daß zum Beispiel die Wertordnung einer Population zerstört ist und kein Wertkonsens mehr herrscht, und die Extremwerte vorherrschen und sich bereits in einzelnen Individuen als sogenannte ›gespaltene Charaktere‹ äußern. Völkervermischungen sind daher auf die Zerstörung der Selektionen der Evolution hin gerichtet. Sie erzeugen nichts Besseres, sondern Schlechteres. Sie bringen nicht frühere Zustände der Evolution vor Aufspaltungen in unterschiedliche Populationen zurück. Das ist das wissenschaftliche Todesurteil für derzeit herrschende Ideologien, die in multiethnischer (›multikultureller‹) Vermischung Fortschritt sehen.

Da für die erblichen Merkmale Verteilungsfunktionen bestehen, entstehen daraus Regressionen zur Mitte (Eysenck). Da andererseits die Zahl der Vorfahren in jeder Generation um eine Potenz von 2 zunimmt, konzentriert sich das genetische Potential in der letzten Generation. Bei Annahme einer Generationsfolge von 25 Jahren hat beispielsweise zur Zeit Heinrichs I. jeder heute lebende Deutsche $1{,}76 \cdot 10^{13}$ Vorfahren. Wenn also im Reich König Heinrichs I. etwa eine Million Einwohner lebten, muß jeder damalige Einwohner in der Ahnentafel jedes heutigen Deutschen in der 44. Generation im Mittel $1{,}76.\ 10^{7}$mal vorkommen. Das heißt, in genügend großen Populationen geht kaum ein Krümel an genetischer Information verloren, insbesondere bleibt das Mittel erhalten, wenn in dieser Population keine ethnischen Katastrophen auftreten.

4.1.5 Die ethnische Entwicklung in Mitteleuropa bis zur Bronzezeit

Wenn die Fragen nach den Trägern der archäologischen Hinterlassenschaften, ihrer im humanbiologischen Sinne völker- und stammesmäßigen Abgrenzung, der Abgrenzung von Wohngebieten und die Fragen nach den Bevölkerungsbewegungen gestellt werden, so können dazu die drei Methoden, die in Kap. 1.2 behandelt wurden, sehr unterschiedlich aussagekräftige Antworten geben. Die sachlichen Hinterlassenschaften gestatten Schlüsse auch auf die Populationen ihrer Träger. Mit der linguistischen Methode lassen die Sprachentwicklungen Schlüsse und Rückschlüsse auf ihre Träger zu.

Nur die anthropologische Methode gestattet, humanbiologische Antworten zu geben. Sie ermöglicht es, konkrete Antworten auf die linguistischen Zeitrückschlüsse zu geben und die Sachhinterlassenschaften ethnisch zuzuordnen. Bei ausreichender Statistik können Fragen der Ethnogenese, der Homogenität der Ethnien, ihrer Abgrenzung, Verwandtschaft, zeitlichen Entwicklung und Vermischung beantwortet werden.

Bei der Ablösung des Neandertalers durch den Aurignac-Menschen vor rund 35000 Jahren lassen sich für beide ethnische Gruppen je der archäologische und anthropologische Befund zur Deckung bringen. Das ist eine Bestätigung der Hypothese Kossinnas (wörtliches Zitat s. Einleitung) (J. Richter, 1998).

An neolithischen Serien aus Mittel- und Nordeuropa erhielt J. Schwidetzky (1967) mit der Penroseanalyse unter Verwendung aller gemessenen Merkmale das wichtige Ergebnis, daß die Gruppen um so kleinere Penroseabstände haben, das heißt anthropologisch um so ähnlicher sind, je ähnlicher ihre Kulturhinterlassenschaften sind. Das ist eine weitere grundsätzliche Bestätigung von Kossinnas Hypothese.

Zur Zeit des Aussterbens des Neandertalers während der Würmeiszeit (100000 bis 10000 v. d. Ztw.) wanderte um 40000 v. d. Ztw. aus dem Vorderen Osten der *Homo sapiens sapiens* ein. Dieses fast völlig geographisch abgeschlossene neue Gebiet entsprach einem fast völligen Isolat mit allen darin möglichen genetischen Veränderungen, die nur sehr mangelhaft am Knochenbau ablesbar sind. Dafür standen etwas mehr als 30000 Jahre zur Verfügung, was bei einer Generationendauer von 20 Jahren 1500 Generationen entspricht, in denen im biologischen Vergleich (E. Mayr) Änderungen im Genpool dieser Bevölkerung möglich erscheinen. Im periglazialen Klima fand bis zum Ende der Würmeiszeit in dieser Bevölkerung eine sehr wirksame Selektion statt, die als ›Depigmentierung‹ beschrieben wird.

Da danach keine Einwanderungen erkennbar sind, mußte der Aurignac-Mensch »entlang einer Linie zwischen dem Baskenland im Westen und den Karpaten im Osten entstanden sein«. (J. Richter, 1998)

Wenn mit dieser Selektion auch die Herausbildung der kraniologischen Kennzeichen verbunden ist, wie sie bis nach 1000 n. d. Ztw. in Deutschland bestanden, und diese Selektion nur im periglazialen Klimagebiet möglich war, dann kann die engere Urheimat der Indogermanen nur dieses Gebiet gewesen sein, von dem dann nach Ende der Eiszeit alle Verbreitungen und Auswanderungen ausgingen, obwohl aus der Linguistik (L. Kilian, 1988b) die Urheimat weiter nach Südosten gereicht haben kann.

Nach dem Ende der Würmeiszeit und des Paläolithikums wohnten im Mesolithikum weiterhin mit dem Nomadendasein der Jäger und Sammler um 0,1 Menschen/km². Eine Lokalgruppe umfaßte 20 bis 30 Personen, eine durch Fortpflanzung und gemeinsamen Dialekt verbundene größere

Gruppe ein Gebiet von etwa 5000 km² (J. Hahn, 1977). Wenn zwischen diesen Stämmen noch unbewohnte Gebiete bestanden, so wird deutlich, daß in dem größeren Gebiet Mitteleuropas kaum die Möglichkeit der Homogenisierung dieser Kleingruppen bestand. Bei Absonderungen von Teilen solcher kleinen Populationen wurde nur ein Teil des gesamten Genpools mitgenommen. Das mußte die Gendrift verstärken, das heißt, es mußten zunächst Kleinpopulationen mit voneinander abweichendem Phänotyp entstehen.

Mit dem ›Flaschenhalseffekt‹ entsteht in der abgewanderten Population eine unterschiedliche Genverteilung. So ist wohl die Entstehung der Schwankungen des Längen-Breiten-Indexes zwischen den aufeinanderfolgenden indogermanischen Völkern und schließlich zwischen den germanischen Stämmen (s. Kap. 4.1.6 u. 4.1.8) zu erklären.

Da aber bis zum Ende des Mesolithikums eine einigermaßen homogene Population in Mitteleuropa entstanden war, in der weitgehende Panmixie herrschte, mußten über diese Kleingruppen hinaus genügend große innere Fluktuationen entstanden sein. Damit war die Entstehung eines Genpools verbunden, der die Variationsbreite über die anfangs vorhandenen Typen von Combe Capelle, Cro-Magnon und ähnliche ausdehnte. Dabei entstanden auch Rundkopftypen, wie sie uns beispielsweise in den Ofnetfunden begegnen. Damit setzte weitgespannt und zeitausgedehnt die Brachycephalisation ein, die sich verstärkt im Mittelalter fortsetzte und um 1900 in Rundkopfpopulationen gipfelte, wie sie unter anderem von Saller oder Schwidetzky beschrieben wurden.

Mit einer Faktorenanalyse unter Verwendung von neun kraniologischen Merkmalen konnte gezeigt werden (W. Henke, 1982), daß die Einzelwerte der Bevölkerung Europas im Jungpaläolithikum und Mesolithikum zwischen denen der Typen Combe Capelle und Cro-Magnon streuen. Das Feld der Streuung vergrößert sich im Mesolithikum um diese beiden Typen und schließt einige Werte aus der Ofnethöhle mit ein. Diese Bevölkerung kann in der Abstammung von den Aurignac-Menschen als Variation in einer Population aufgefaßt werden.

»Die Analyse der mitochondrischen DNA ergab, daß die Hauptmasse der neolithischen Bevölkerung des mittleren Europas abstammt von Gründerpopulationen von vor 15000 bis 50000« (M. Richards 2003), das heißt mit dem obigen archäologisch-anthropologischen Befund in Übereinstimmung ist.

Vor der Betrachtung der Anthropologie der Träger der großen, in Mitteleuropa aufeinanderfolgenden Kulturgruppen soll hier noch kurz auf eine Erscheinung hingewiesen werden, die diese Entwicklung langfristig überlagert und als Brachycephalisation beschrieben wird. Ihre Ursachen sind noch weitgehend unbekannt.

Die großräumige Untersuchung der Brachycephalisation für das letzte Jahrtausend (A. Wiercinski, 1974) ergab eine solche nur für Zentraleuropa, Osteuropa bis Zentralasien. In Island, England, auf der Iberischen Halbinsel, in Ägypten und Südafrika blieb der Längen-Breiten-Index konstant und nahm in Indien und Ostafrika ab. Während in Böhmen die Brachycephalisation durch Vermischung mit der Vorbevölkerung erklärt werden kann, trifft diese Erklärung für andere Gebiete nicht zu. Zwischen frühem Mittelalter (A) und heute (B) nahm der Längen-Breiten-Index zu um:

	A	B	Δ
Deutsche	74,2	79,2	5,0
Westslawen	76,9	82,6	5,7
Ostslawen	75,8	81,2	5,4
Finnen und Balten	73,9	78,9	5,0

Für die Brachycephalisation in Deutschland, die nach etwa 700 n. d. Ztw. begann und sich nach 1000 verstärkt beobachten läßt, können weder Selektionen noch Vermischungen die Ursachen sein, da keine andersethnischen Einwanderungen mehr stattgefunden hatten. Es müssen noch »andere Faktoren als nur die Erblichkeit wirksam gewesen sein«. (P. Kramp, 1938) Sie scheint mit der Körpergröße verbunden zu sein. Diese ist zunächst abhängig von Ernährungsweisen. Die Jäger und Sammler des Mesolithikums waren bis 1,80 m groß, während die ackerbauenden Bandkeramiker mit vorwiegend pflanzlicher Ernährung im Mittel 1,66 m groß waren. Von den im 5. Jahrhundert n. d. Ztw. gleichzeitig in den innerkarpatischen Ebenen wohnenden Langobarden und Gepiden waren die ersten Viehzüchter, also vorwiegend Fleischesser, und bis 1,80 m groß, während die letzten als Ackerbauer vorwiegend pflanzlich sich Ernährenden im Mittel 1,65 m groß waren (J. Bona, 1976). Im Längen-Breiten-Index dagegen bestand kein Unterschied mit I_1 = 74,5. Die vielfach schon ab den Bandkeramikern beschriebene Grazilität geht also auf vorwiegende Kohlehydraternährung zurück. Sie wurde sogar als Fremdeinwanderung mißdeutet, wie im Reihengräberfeld von Altenerding durch Sage (1973).

Die um etwa 1100 im Bereich des Deutschen Reiches einsetzende Brachycephalisation ist wahrscheinlich vom Übergang zu mehr pflanzlicher Ernährung infolge der dichteren Besiedlung beeinflußt. Hier schließt die Untersuchung dieses Buches.

Die Abstufung des Längen-Breiten-Indexes in Verbindung mit der Körpergröße nach sozialer Stellung wurde auch in alemannischen Reihengräberfriedhöfen nachgewisen. Zugleich machte sich dort die eiweißärmere und kohlehydratreichere Ernährung in niedrigeren sozialen Stellungen mit erhöhtem Kariesbefall bemerkbar (J. Wahl u. a., 1997). An sehr großen

Serien wurde ermittelt, daß zur Zeit eine Debrachycephalisation in Skandinavien, Mitteleuropa und Frankreich, in der Bretagne mit Längen-Breiten-Index-Abnahmen um 1 in 30 Jahren erfolgt (G. Kurth, 1975).

Nach den Daten von A. Bach 1986 (Abb. 164) dagegen erscheint in drei Perioden, dem Neolithikum, der Zeit nach 400 n. d. Ztw. und am auffälligsten in der Neuzeit die Entwicklung der Körpergröße mit der des Längen-Breiten-Indexes gekoppelt zu sein, und zwar derart, daß die Zunahme und Abnahme der Körpergröße mit der Abnahme und Zunahme des Längen-Breiten-Indexes einhergeht. Im letzten Fall aus der DDR kann das nicht ein Ernährungseinfluß sein, denn die Größenzunahme war nicht mit Zunahme von Fleischverzehr verbunden. Daß aber die Ernährung doch einen Einfluß hatte, sahen Beobachter um 1900. In sozial hochstehenden Gruppen herrschte Langköpfigkeit, in den sozial untersten Gruppen dagegen Kurzköpfigkeit. Daß diese Debrachycephalisation offenbar in ganz Deutschland heute weitergeht, kann ein aufmerksamer Beobachter auf den Straßen an deutschen Eltern und ihren Kindern sehen.

4.1.5.1. Mesolithikum

Die mesolithischen Bestattungsplätze verteilen sich in Europa etwa wie die Fundplätze im Aurignac von den Pyrenäen über Frankreich, Deutschland, Südengland, Norditalien, Serbien, Halbinsel Krim und nördlich davon über die baltischen Staaten, Finnland, Dänemark, Nordschweden und dem Dnjepr-Knie. Nach 6300 v. d. Ztw. wird England bis 6000 frei von mesolithischen Funden, hier setzte die Neolithisierung ein (s. weiter unten). Einzelne Fundorte liegen noch außerhalb dieses Gebietes. Während in Südwest-Deutschland und südwestlich davon in Höhlen und Abris bestattet wurde, wurde nordwestlich davon nur im Freiland begraben. Insgesamt sind auf 121 Fundstellen 1608 Individuen begraben worden. In Süddeutschland gibt es in der Nähe der Ofnethöhle im Ries und im Elsaß noch drei Stellen mit der Bestattung abgetrennter Schädel. Von 19 Schädeln aus der Ofnethöhle mit Mittel I_1=77,4 sind drei brachykran, einer mit I_1=85,7 ultrabrachykran. Neben wenigen Brandgräbern wurde in gestreckter Rückenlage bestattet, aber auch in Hockern und einige Male wie bei Bad Dürrenberg in sitzender Hocke. Die Grabstellen waren mit Steinsetzungen umgeben, hatten Steinsohlen, waren mit Steinplatten bedeckt oder hatten hölzerne Überbauten. Vielfach wurden die Toten mit Rötel bestreut, und oft wurde nach der Grablege ein Feuer gemacht.

Die bestimmten Alter beginnen um 9000 v. d. Ztw. (kalibr.) und reichen in Skandinavien bis 3000 v. d. Ztw. Auch im Gebiet der ehemaligen DDR (Abb. 6) gibt es fünf Fundstellen des Mesolithikums, die jünger sind als der Beginn der Neolithisierung von 5800 v. d. Ztw., die nördlich der Ent-

stehungsgebietes der Bandkeramiker liegen und bis in die Zeit der Trichterbecherkultur reichen.

Der Längen-Breiten-Index reicht von unter 70 bis 85 (2). Die meisten liegen im Bereich von I_1=70 bis 75, gemessen wurden 47 männliche und 36 weibliche Personen (Abb. 165) Die Messungen dürften gut mit der Verteilungskurve 1 der Abb. 165 übereinstimmen, auch Enthauptungen und Schußverletzungen der Bestatteten gab es.

Der I_1-Wert der Mesolithikerin von Bad Dürrenberg (siehe farb. Abbildung und Abbildung 2) scheint eine aberrante Form zu sein. Heberer (1943) erkannte, daß sie ethnisch zu den Präindogermanen gehörte:

	I_1	Geschlecht	
Dürrenberg	77,2	♀	6300 v. d. Ztw.
Bottendorf	69,3	♂	4600 v. d. Ztw.
Oberkassel	74	♂	
Oberkassel	71	♀	
Nordwalde	77,2	♀	
Groß Tinz	71	♂	
Unseburg	71,9	♀	5800 v. d. Ztw.

Im Gebiet zwischen der Donau und Jütland gibt es einige mesokrane Männer und Frauen.

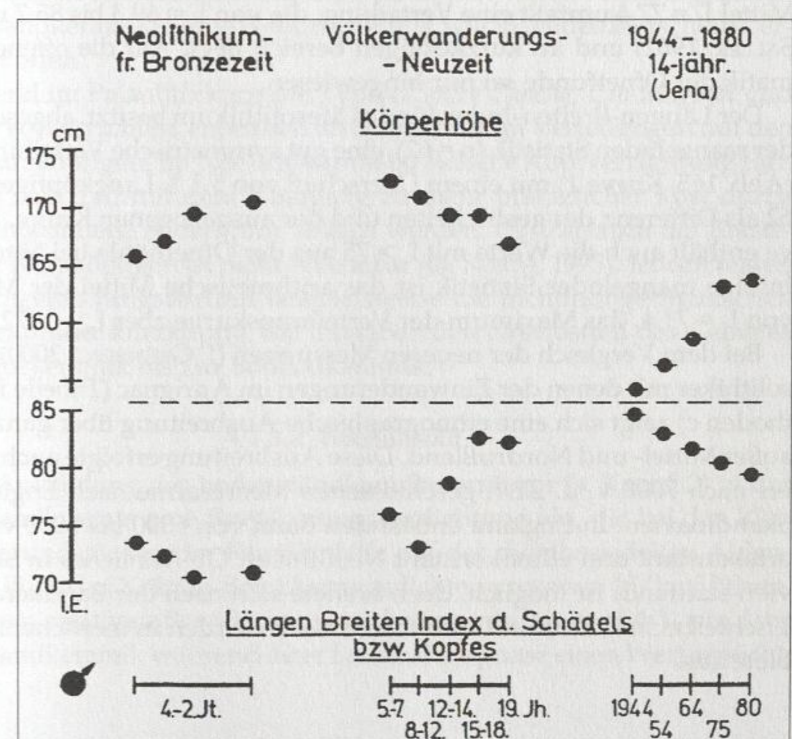


Abb. 164: Die zeitlichen Veränderungen von Körpergröße und Längen-Breiten-Index in Thüringen. Nach: A. Bach, 1986.

Damit sind die Mesolithiker in Europa die ethnischen Vorfahren der Bandkeramiker (J. Grünberg, 2000). Beim anthropologischen Vergleich des Mesolithikers von Bottendorf a. d. Unstrut mit Formen aus dem Paläolithikum erkannte schon Heberer (1940 u. 1943), daß dieser ein Zwischenglied aus dem Aurignac in die Bandkeramik darstellt, daß die Entstehungsgeschichte dieser ethnischen Gruppe im eisfreien Raum südlich der Grenze der Vereisung lag und daß das Heimatgebiet und Ausstrahlungszentrum der Indogermanen in Nord- und Mitteldeutschland lagen.

Aus dem Mesolithikum sind bestimmbare Skelettreste aus West- und Mitteleuropa bekannt, sowie aus einem kleinen Gebiet im Dnjepr-Knie (n = 37). Diese Funde zeigen mit Verwandtschaften zu den paläolithischen Typen des Aurignacs von Cro-Magnon und Combe Capelle ihre Abstammung von diesen. Alle drei Fundbezirke sind sich anthropologisch ähnlich, wobei die Funde vom Dnjepr im ältesten der vier Gräberfelder den Typ Combe Capelle am reinsten bewahrten. Mit den jüngeren Gräberfeldern nehmen Brachykrane zu.

Im jüngsten Gräberfeld an der Grenze des Neolithikums kommt der Typ Combe Capelle nicht mehr vor, Brachykrane als Zugewanderte herrschen vor (hier nicht berücksichtigt). In den mitteleuropäischen Funden herrscht breite Variabilität von $I_1 < 70$ bis $I_1 > 80$ (1 Fall) (G. Asmus, 1973). Brachykrane gibt es in der Altsteinzeit Europas noch nicht. Die Serie aus der Ofnethöhle bei Nördlingen mit 19 vermeßbaren Schädeln und dem Mittel $I_1 = 77{,}4$ umfaßt eine Verteilung, die von $I_1 = 69{,}3$ bis 85,7 reicht (K. Saller, 1962) und im kurzköpfigen Bereich liegt. Auf die offene Problematik der Ofnetfunde sei nur hingewiesen.

Der Längen-Breiten-Index für das Mesolithikum besitzt, abgesehen von der mangelnden Statistik (n = 62), eine gut symmetrische Verteilungskurve (Abb. 165, Kurve 1) mit einem Überschuß von 5,3 % Langköpfigen für $I_1 > 62$ als Differenz der gestrichelten und der ausgezogenen.Kurve. Die Kurve enthält auch die Werte mit $I_1 > 75$ aus der Ofnethöhle bei Nördlingen. Infolge mangelnder Statistik ist das arithmetische Mittel der Meßwerte von $I_1 = 71{,}4$, das Maximum der Verteilungskurve aber $I_{1max} = 72{,}6$.

Bei dem Vergleich der neueren Messungen (I. Grünberg, 2000) der Mesolithiker mit denen der Einwanderungen im Aurignac (Tabelle Kap. Methoden c) zeigt sich eine ethnographische Ausbreitung über ganz Europa außer Mittel- und Nordrußland. Diese Ausbreitung erfolgte auch über die bis nach 7000 v. d. Ztw. geschlossenen Meeresarme nach England und Skandinavien. In England entstanden dann von 6300 bis 6000 v. d. Ztw. ortskonstant und ethnokonstant Neolithiker. Ob Ähnliches in Skandinavien stattfand, ist möglich, doch breitete sich nach der Bandkeramik die Trichterbecherkultur in Deutschland nach Norden in menschenleere Gebiete aus.

Die [14]C-Altersbestimmungen beginnen nach Kalibrierung bereits 9500 v. d. Ztw., in Deutschland im Gebiet südlich der Schwäbischen Alb um 8500 v. d. Ztw. Sie reichen im Gebiet der früheren DDR noch bis nach 5500 v. d. Ztw. mit: (unkalibriert)

Steinberger	4600 v. d. Ztw.
Schöpsdorf	4300
Bottendorf III	4200
Plau	3500
Schellnäcker Wänd	3200

Die neueren Zusammenfassungen der Messungen des Längen-Breiten-Index (Grünberg, 2000) ergaben Übereinstimmungen mit denen von Abb. 165 Nr. 1. Darin ist eine schmale Zone mesokraner Werte und einiger brachykraner Werte enthalten, die von Oberitalien bis Schonen durch Mitteldeutschland reicht, aus dem die Frau von Bad Dürrenberg (siehe farb. Abbildung und Abbildung 2) mit $I_1 = 77{,}2$ stammt.

Die Mesolithiker zogen sich nach Westeuropa zurück. Mit der Einwanderung der La Hoguette-Leute als westlicher Nachbarn der Bandkeramiker fand ein Bevölkerungsaustausch statt. Wieweit an anderen Rändern der Bandkeramik Mitteleuropas sich ähnliches ereignete, ist offen. Doch die Bandkeramiker waren vollständig von Nichtindogermanen umgeben, die auf tieferen Kulturstufen standen. Ob in den vielen Freilandgebieten um die Bandkeramiker eine Neolithisierung wie in Mitteldeutschland erfolgte, ist offen.

Während im Paläolithikum die Typen *Combe Capelle*, *Cro-Magnon* und ähnliche vorherrschten, entstehen im Mesolithikum Verteilungen mit den ersten Kurzköpfigen. Im Neolithikum setzt sich die Kopfverrundung fort. Sie kann zum Teil mit dem Übergang zu mehr pflanzlicher Kost durch das neuentstandene Bauerntum erklärt werden. Ein Zentrum der Entstehung der Kurzköpfigen ist nicht erkennbar (G. Kurth, 1975). Jedoch waren in der jüngeren Jungsteinzeit beispielsweise die nichtindogermanischen Kammkeramiker kurzköpfig. Sie umgaben den Nordostteil des Gebietes der Schnurkeramik bis zur Bootaxtkeramik.

4.1.5.2 Neolithikum

Mit der Ausbildung des bodenständigen Bauerntums (s. Kap. 1.2) in der Bandkeramik setzte eine Bevölkerungsverdichtung ein, die bei den kleinen Hofgrundstücken der Familienhöfe auf der dichtbesiedelten Aldenhovener Platte bei Köln zu Bevölkerungsdichten von etwa 17/km² führte. »Mit einem relativen Bevölkerungswachstum von bis zu 1,4 % pro Jahr hat die Bandkeramik während ihrer Landnahmephase einen Wert erreicht,

den Gemeinschaften ohne neuzeitliche medizinische Versorgung nur unter außergewöhnlichen Umständen erzielen können. Sie waren mit ihrer Landwirtschaft so erfolgreich, daß sie eine der eindrucksvollsten Kolonialleistungen aller vorindustriellen Gesellschaften vollbringen konnten.« (J. Petrasch, 2001)

Der Übergang zu vorwiegend pflanzlicher Ernährung – die gleiche Kalorienzahl kann beim Übergang zu pflanzlicher Ernährung aus 1/10 der Fläche für Viehwirtschaft erhalten werden – bewirkte bei gleich gebliebenen kraniologischen Daten das Kleinerwerden (Abb. 165, Kurve 2). Die Verteilungskurve des I_1 ist bei einer kleinen Abnahme der Selektion (σ = 3,32 bei 1 gegen σ = 3,56 bei 2) und der Verschiebung der gesamten Kurve um eine I_1-Einheit nach rechts auf I_1 = 73,5 der Kurve vom Mesolithikum sehr ähnlich.

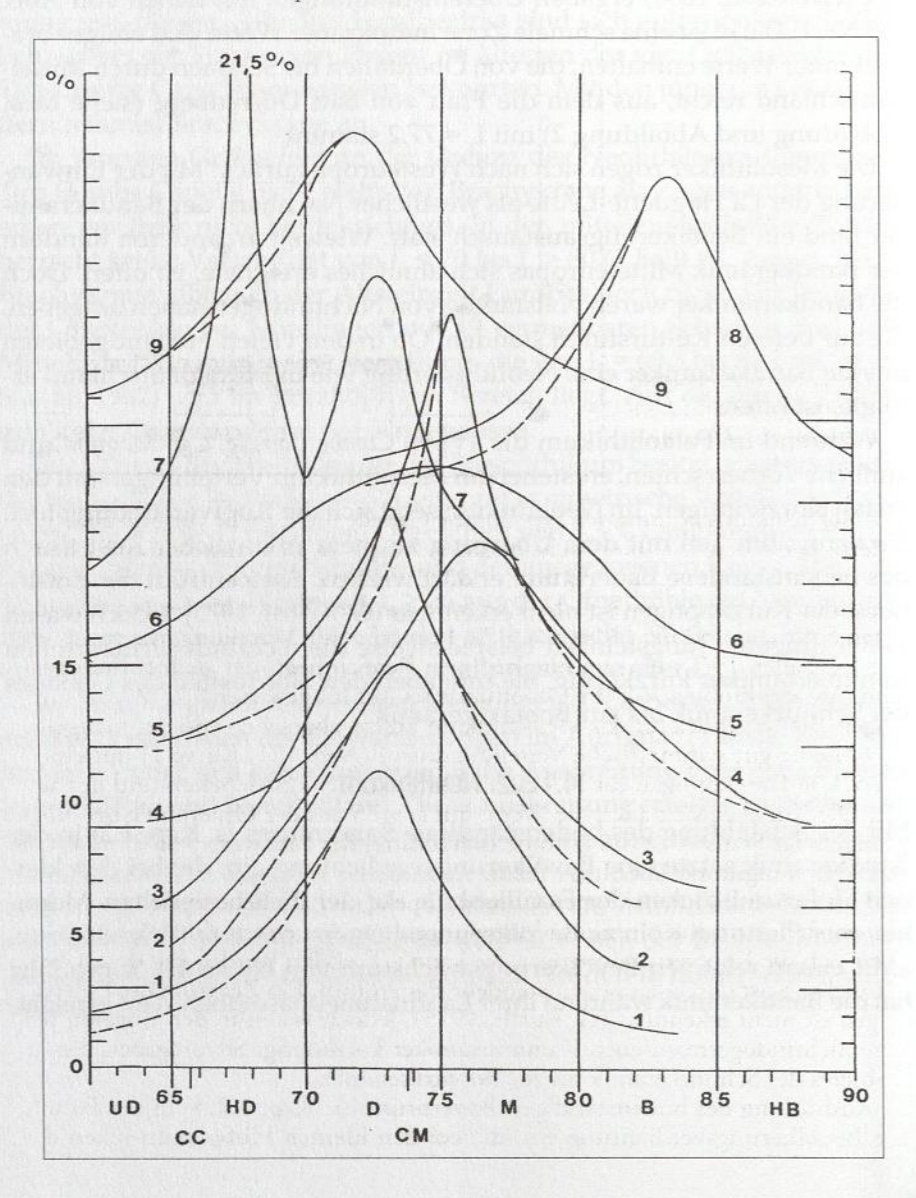


Abb. 165: De Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes I_1, bezogen auf 100 % unter der Fläche für Populationen des Mesolithikums (1), der Bandkeramik (2), der Trichterbecher-Kultur Deutschlands (3), der Trichterbecher-Kultur Dänemarks (4), der Dnjepr-Donez-Kultur (5), der Ockergräber-Kultur (6), der Schnurkeramik (7), der Glokkenbecher-Kultur (8), der Aunjetitzer Kultur (9). Für die Kurve 1 ist die Ordinatenteilung angegeben, für die weiteren Kurven erhöht sich deren Nullpunkt um jeweils 3; CC = Combe Capelle, CM Cro-Magnon, UD = Ultradolichokran usw. s. Kap. 4.1. Herkunft der Daten s. zugehörige Tabelle.

Tabelle zu Abb. 165: Die Maxima der Verteilungskurven und Mittelwerte des Längen-Breiten-Indexes aus der Jungsteinzeit

	Kurve Nr.	Maxima der Verteilungskurven I_1	%	σ	±V_i %	V_I	n	arithmetische Mittelwerte aus Individualdaten I_1	±V_{III}	n	Lit.
Mesolithikum ♂	1	72,5	11,2	3,56	1,6	0,56	62				1
Bandkeramik ♂	2	73,5	12,0	3,32	1,2	0,35	101				2
Lengyel ♂♀								74,0		72	14
Rössener ♂♀								74,0		61	3
Mitteldeutschland											
Trichterbecher											
Deutschland ♂	3	73,2	14,8	2,69	0,8	0,45	69				4
Baalberger ♂♀								72,2		32	16
Mittel-Jungsteinzeit											
Dänemark ♂	4	76,3	10,5	3,80	0,6	0,29	188				5
Dnjepr-Donez ♂	5	75,4	15,8	2,52	0,74	0,28	157				6
Ockergräber ♂♀	6	74,5	7,5	5,32	0,81	0,27	276				7
Walternienburg-Bernburger ♂								72,5	2,2	19	8
Kugelamphoren ♂								72,5		17	15
Schnurkeramik	7	72,5	11,5		1,7		80				9
		67,5	21,5								
Schnurkeramik								70,1	3,1	26	9
Glockenbecher ♂	8	83,1	12,1	3,29	1,8	0,49	78				10
Aunjetitzer	9	71,8	10,8	3,70	1,0	0,30	198				11
Aunjetitzer ♂ Großbrembach ♂♀							68,4	3,0	19	12	

V_{II} sind die mittleren Fehler der Mittelwerte der Maxima aus den Kurvenabständen der Einheitsstreifen in der Abszissenachse

$$V = \frac{\sqrt{\Sigma V_i^2}}{n}$$

± V_{III} sind die mittleren Fehler der einzelnen Meßstreifen als Kurvenabstände in der Ordinate

$$V_1 = \frac{\Sigma |V_i|}{n}$$

Herkunft der Daten

1 Schwabedissen, 1973, Tab. 13, 15, 17, 18, 10, einschließlich Ofent Nr. 2, 11, 21, 24
2 Schwabedissen, 1973, Tab. 88, 93; Schwabedissen, 1978, Tab. 27, 28, 34a, 52
3 Mainzer Datenbank 20620–21193
4 Schwabedissen, 1978, Tab. 31, 32, 37, 58, 59; Fürst, 1912; Mainzer Datenbank 20053–21209
5 Bröste u. Jörgensen, 1956
6 Mainzer Datenbank 20034–20043
7 Mainzer Datenbank 40028–41223
8 Schwabedissen, 1978, Tab. 38; Mainzer Datenbank 20639–21004
9 Bach u.a., 1975; Gerhardt, 1965; Feustel u.a., 1966; Grimm, 1959 u. 1961; Reche, 1908; Sangmeister u.a., 1965
10 Gerhardt, 1953; Mainzer Datenbank 40325–40366
11 Mainzer Datenbank 40234–40692
12 Ullrich, 1972
14 Mainzer Datenbank 20046–21010
15 Schwidetzky, 1980
16 Chocholl, 1969; Grimm, 1976; Mainzer Datenbank 20094–21033

Die Bandkeramiker (Bandkeramik 5800–4900, Stichbandkeramik 4900–4500 v. d. Ztw.) entstanden mit ethnischer Konstanz aus den Mesolithikern im Gebiet ihrer Häufung in Mitteldeutschland zwischen Erzgebirge, Thüringern Wald, Harz und Elbe und breiteten sich von da sehr schnell aus. Dort sind 2500 Fundstellen für sie bekannt. Man schätzt die Bewohnerzahl auf 10000 bis 25000 mit 500 bis 700 gleichzeitigen Siedlungen. Daneben gibt es noch weitere Häufungen in Westdeutschland und in Böhmen und Mähren. Nach Südosten dünnen sich die Funde aus, die letzten am oberen Dnjestr. Auch deshalb trifft die Behauptung der Zuwanderung der Bandkeramiker aus dem Osten nicht zu. Sie sind ein Glied der ethnischen Entwicklung der Indogermanen in Mitteleuropa (Abb. 166).

Zu dem gleichen Ergebnis wie hier aus anthropologischen Messungen kommt aus archäologischen Ergebnissen A. Häusler: »In Mittel- und Nordeuropa haben wir es somit in der Zeit vom Mesolithikum bis zum Beginn der Bronzezeit mit einer autochthonen Bevölkerung zu tun.« (A. Häusler, 1999 a)

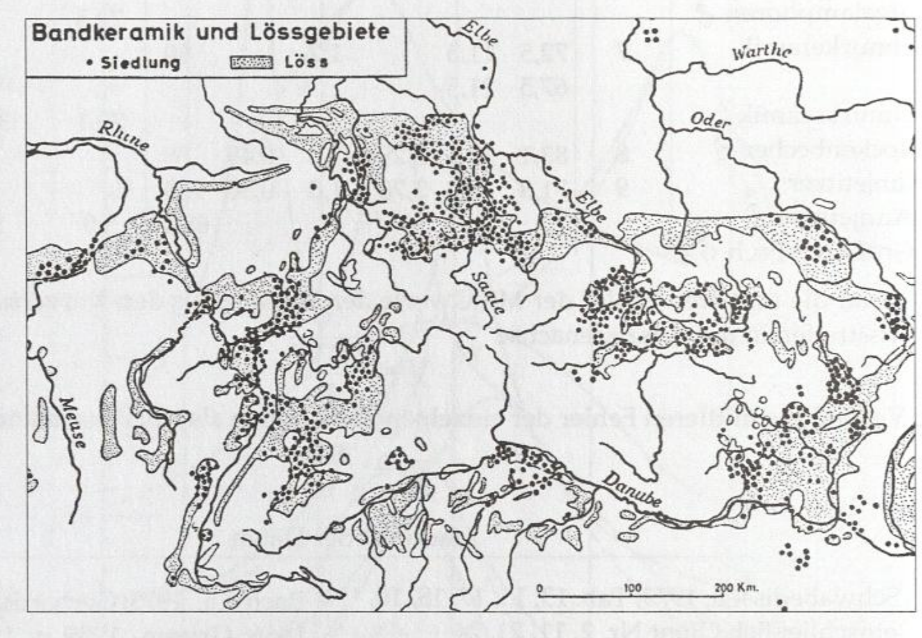


Abb. 166: Die Fundorte der Bandkeramik und die Lößgebiete in Mitteleuropa. Nach: H. Jankuhn, *Vor- und Frühgeschichte*, Stuttgart 1969.

Die ältere Bandkeramik reicht von Pannonien und der Donau im Osten bis an den Rhein, die jüngere Ausbreitung reicht von der Donaumündung und dem Dnjestr bis in das Pariser Becken. Diese weiteren Ausbreitungen nach Westen und Osten wurden um 4000 v d. Ztw. erreicht (A. Häusler, 1999). Im Westen schließt an die Bandkeramik die La Hoguette-Kultur an, deren Träger noch Wildbeuter waren, doch schon in bescheidenem Maße Getreide anbauten. Bis fast 4000 v. d. Ztw. herrschte im Westen eine mesolithische Jäger- und Sammlerkultur und im Südosten eine ebensolche am unteren Dnjepr und an der Schwarzmeerküste (A. Häusler, 2001). Auch die Ausbreitung nach Osten zeigt, daß die Bandkeramiker nicht von dort eingewandert sein können. Die Untersuchung der Steinwerkzeuge ergab eine Einheitlichkeit der Technik im Gebiet der Bandkeramik und eine allmähliche Entwicklung aus frühmesolithischen Kulturgruppen desselben Raumes. An der Südostgrenze der Bandkeramik in Ungarn ändert sich auch die Anthropologie in der Körös-Starčevo-Kultur. Diese ist südlicher, nichtindogermanischer Herkunft (I_1 = 74,9 anthr. Datenbank 20073–21260, L. Szatmary, 1984), so daß hier kulturelle und ethnische Grenzen zusammenfallen. Das ist wieder ein Beweis dafür, daß die Bandkeramiker nicht aus dem Südosten zugewandert sein können. Mit dem Kulturaustausch an dieser Grenze können die domestizierten Haustiere nach Norden gekommen sein (A. Tillmann, 1993).

Während in den Jäger-Sammler-Kulturen mit sitzenden Hockern und in gestreckter Rückenlage bestattet wurde, begann mit dem bandkeramischen Kulturumbruch der Übergang zu den Hockerbestattungen, die dann bis in die Bronzezeit beibehalten wurden. Die Bandkeramiker bestatteten geschlechtsgleich als linke Hocker mit Kopf im Westen.

Während die Ersteinwanderung im Aurignac in die Gebiete zwischen Pyrenäen, Alpen und dem Eisrand stattfand, aus dem sich die Ur-Indogermanen im Mesolithikum herausbildeten, verschob sich das Gebiet der Ur-Indogermanen bis vor die Bandkeramiker nach Osten. Die Ausdehnung der ältesten Bandkeramik endete im Westen am Rhein. Das Gebiet westlich davon war von den Trägern der La-Hoguette-Keramik aus Südfrankreich und der Iberischen Halbinsel besetzt. Sie stammten nicht aus dem mitteleuropäischen Altneolithikum und waren noch Jäger und Sammler. Von ihnen sind noch keine Hausreste bekannt. Sie wurden von den Bandkeramikern nach Westen zurückgedrängt (J. Lüning, 1989) (Abb. 8).

Daß die Bandkeramiker gegenüber den Jägern und Sammlern der mittleren Steinzeit viel kleiner waren, kann nicht als Hinweis auf ihre Einwanderung dienen (entgegen I. Schwidetzky, 1979), denn sie waren Bauern und ernährten sich vornehmlich von Kohlehydraten. Ihre Grazilität ist also eine Folge der Ernährung.

Im Osten folgte auf die Bandkeramik von 4900 bis 4400 v. d. Ztw. in Niederösterreich, in Mähren und dem Pannonikum bis zum Donauknie die Lengyel-Kultur, die sich aus der Bandkeramik ortskonstant entwickelte. Während sich bei den Bandkeramikern aus Niederösterreich das mitteleuropäische Verteilungsmaximum des Längen-Breiten-Indexes von I_1 = 73,5 auf 74,1 verschob, was noch mit der kleinen Serie von n = 15 ohne Zumischungen verstanden werden kann, ist das Mittel der Lengyel-Kultur I_1 = 74,0 (n = 72). Das heißt, es herrschte bis an die Südostgrenze der

Lengyel-Kultur indogermanische Ethnokonstanz. Eine ungarische Serie von n = 29 besitzt das Mittel von I_1 = 73,8. Aber eine Serie aus Niederösterreich von n = 14 hat zwei Werte I_1 > 80 und vier zwischen 78 und 80, die eine Einwanderung bis dorthin belegen (J. Jungwirth, 1977).

Im älteren und engeren Gebiet der Bandkeramik (Abb. 166) schloß diese um 4900 v. d. Ztw. mit verlassenen Siedlungen, nachdem mit größeren Erdwerken auch kriegerische Einflüsse nicht haben ausgeschlossen werden können. In Rheinhessen ist mit der Hinkelsteinkultur von 5000 bis 4600 v. d. Ztw. eine ethnokonstante Fortsetzung von Kultur und Besiedlung nachweisbar. Bisher sind nur sechs vermessene Individuen bekannt mit dem Mittel I_1=74,7 (davon 1 Wert 81,9) (H. Schwabedissen, 1978, Tab. 28). In Rheinhessen, besonders in Trebur* , ist dann eine kontinuierliche Fortsetzung in die Großgartacher (4900–4500 n. d. Ztw.) und die Rössener Kultur belegt (B. Heide, 2003).

Der Stichbandkeramik wiederum folgt im mitteldeutschen Kerngebiet, in der Niederrheinischen Bucht, im Oberrheingebiet bis an die Donau, den Main und in Regensburg die Rössener Kultur von 4600 bis 4300 v. d. Ztw. Aus diesem Gebiet liegen folgende Mittelwerte des Längen-Breiten-Indexes vor:

	I_1	n
Rössener Kultur gesamt ♂ ♀	74,0	61
daraus Leuna	71,8	23
daraus Westdeutschland	75,8	33

Ob der gegen das indogermanische Mittel größere Wert für Westdeutschland Ergebnis einer Zumischung ist, bleibt weiteren Untersuchungen vorbehalten. Bemerkenswert ist der niedrige I_1-Wert für Leuna aus dem mitteldeutschen Kerngebiet, in dem sich in der Baalberger Kultur wieder eine Serie mit niedrigen I_1-Werten entwickelte und fast 1500 Jahre später dann in der Schnurkeramik die große I_1-Aufspaltung mit der langköpfigen Gruppe mit I_1 = 67,5 entstand.

Mit der Trichterbecher-Kultur (4300–3000) entstand wieder eine Kultur, die in Mitteleuropa bis nach Südskandinavien weite Verbreitung hatte. Sie war vom Rhein in der norddeutschen Tiefebene auch außerhalb der von den Bandkeramikern besiedelten Lößböden, in Innerböhmen, nach Osten bis über die Weichsel und bis zum Bug (Abb. 14) verbreitet und dehnte sich dann nach Dänemark und Südschweden bis nach Oslo aus. Nördlich der Ostsee wurde die mesolithische Ertebölle-Ellerbek-Kultur von den Ackerbauern der Trichterbecher-Kultur zurückgedrängt, aber

* Anm.: Bei der anthropologischen Bearbeitung von Trebur wurden die kraniologischen Werte ›vergessen‹ (H. Spatz 1999).

unter Wahrung der Bevölkerungskontinuität, also mit einer Akkulturation der Träger der mesolithischen Kultur (K. Wechsler, 1993). Archäologisch und anthropologisch wird der Trichterbecher-Kultur die Michelsberger Kultur zugerechnet, die im Rheingebiet und östlich davon verbreitet war.

Auch die Baalberger, die Salzmünder, die Walternienburger Kultur und die Kultur der Tiefstichkeramik werden der Trichterbecher-Kultur zugeordnet. Die Baalberger Kultur hat ihr Verbreitungszentrum in Mitteldeutschland (Abb. 167).

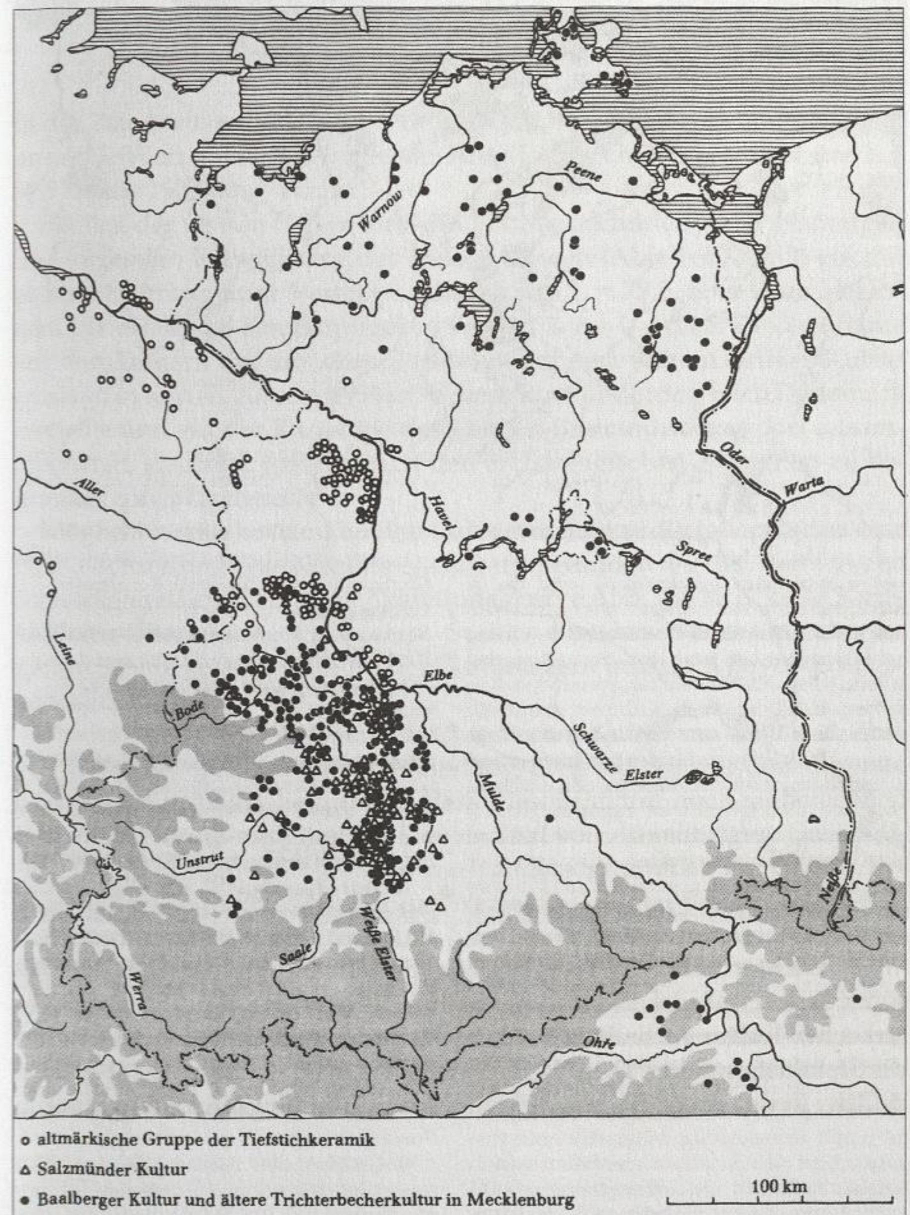


Abb. 167: Die Verbreitung von Kulturen auf dem Gebiet der früheren DDR, die der Trichterbecher-Kultur zugeordnet werden. Nach: J. Herrmann, *Archäologie in der DDR*, 1989.

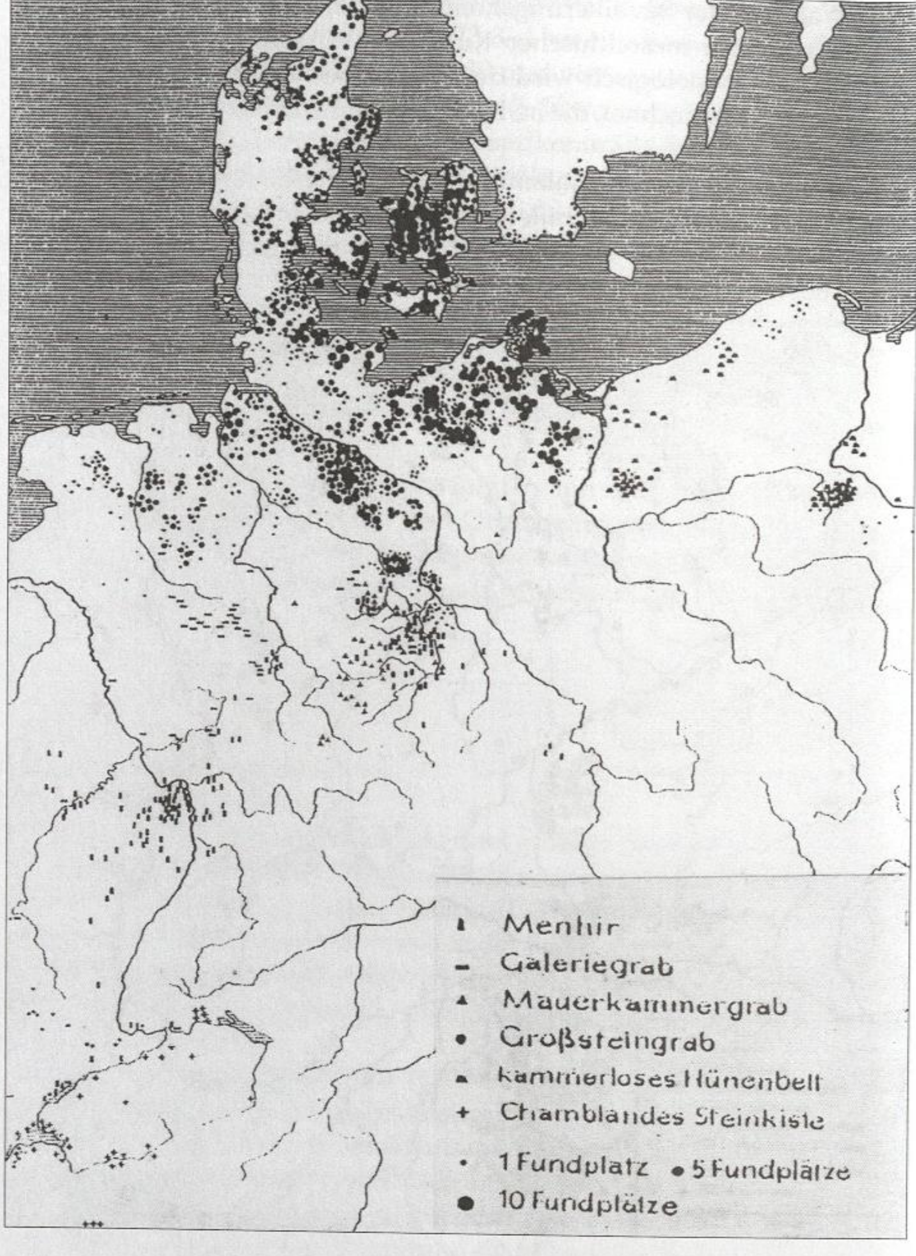


Abb. 168: Verbreitung der Megalithgräber, verwandte Gräber, Menhire und Fundpunkte der Trichterbecher-Kultur. Nach: J. Preuss, 1998.

Die Trichterbecher-Kultur scheint sich in Mitteldeutschland aus der Rössener Kultur entwickelt und von da ausgebreitet zu haben. In der Trichterbecher-Kultur verbreiteten sich, ausgehend von der Baalberger Kultur, die Steinkistengräber. Dazu kamen ab 3400 v. d. Ztw. die schon ab 4800 v. d. Ztw. in der Bretagne verwendeten Megalith- oder Großsteingräber in

verschiedenartiger Ausbildung. Ihre Häufung fällt mit der Häufung von sonstigen Funden zusammen (J. Preuss, 1998). Bestattet wurde zumeist mit rechten Hockern mit Blick nach Süden, es kommen aber auch gestreckte Lagen vor (E. Kirsch, 1994).

Im mitteldeutschen Kerngebiet und in Böhmen ist die Baalberger Kultur eine lokale Sonderentwicklung der Trichterbecherk-Kultur mit den I_1-Werten:

	I_1	n
Baalberger gesamt	72,2	32
daraus Serie Zauchwitz	67,7	10
daraus Mittelböhmen	73,5	13

In der Zauchwitzer Serie aus dem mitteldeutschen Kerngebiet begegnet uns der I_1-Wert des hochselektierten Anteils der Schnurkeramiker von I_1 = 67,5 bereits 1500 Jahre vorher.

Südlich der Ostsee fügten sich die Trichterbecherleute der bisherigen und folgenden Entwicklung der Indogermanen (Abb. 165, Nr. 3) ein mit einem Maximum ihrer Verteilungskurve von I_1 = 73,2, aber erstmalig einem Überschuß an Kurzköpfigeren von 9,3 % bis I_1 = 82,5. Dieser könnte aus den Trägern der aus dem Südosten eingewanderten Britzer Kultur entstanden sein (E. Kirsch, 1994). Ob diese Einwanderung noch Dänemark erreichte und mit der Zunahme des Längen-Breiten-Indexes dort zusammenhängt, erscheint jedoch, nach den archäologischen Altsachen zu beurteilen, unwahrscheinlich.

Möglicherweise bestand zu den Indogermanen südlich der Ostsee eine Heiratsschranke. Diese Kurzköpfigen verschwanden wieder, denn in den Schnurkeramikern sind in der Verteilungskurve Abb. 165 Nr. 7 keine Kurzköpfigen-Überschüsse vorhanden. Südlich der Ostsee herrschte also bis zu den Schnurkeramikern und den Aunjetitzern praktisch Bevölkerungskonstanz.

Nach Dänemark gelangte die Trichterbecher Kultur um 4000 v. d. Ztw. von Süden her und brachte die Megalithgräber mit. Sie war dort die erste bäuerliche Kultur nach einer aus dem Mesolithikum noch andauernden Jäger- und Sammler-Kultur mit kleiner Zahl von Angehörigen. Die ethnische Entwicklung verlief in Dänemark anders als südlich der Ostsee. Bereits zu Beginn hatten sich hier die Werte des Längen-Breiten-Indexes in den mesokranen Bereich (Abb. 169, Nr. 4) auf das Maximum I_1 = 77,0 verändert. Da archäologisch keine Anzeichen für die Verbreitung einer anderen Kultur als derjenigen der Trichterbecher vorliegen, kann es sich nur um innerethnische Vorgänge gehandelt haben. Die Kurve Abb. 169, Nr. 3, aus 188 Männern und 90 Frauen besitzt über ihrer Symmetrie einen Überschuß von 7,2 % Lang- und einen von 5,7 % Kurzköpfigeren von I_1 = 81 bis

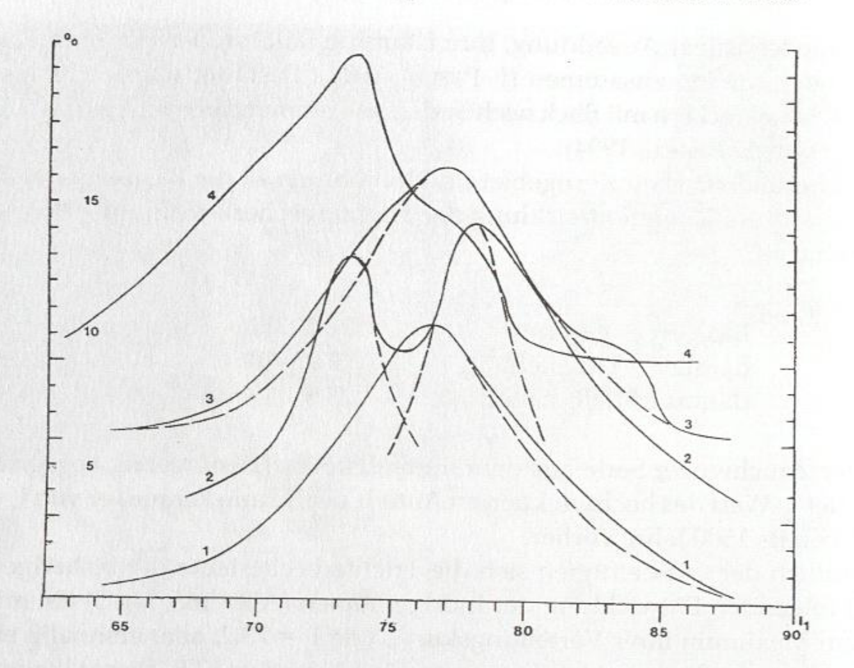


Abb. 169: Das Neolithikum in Dänemark. Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes.
1 Mittel- und Jungneolithikum, Männer.
2 Mittel- und Jungneolithikum, Frauen.
3 Mittel- und Jungneolithikum, Männer und Frauen.
4 Eisenzeit, Männer und Frauen.
Nach: 1–3 Bröste u. Jörgensen, 1956; 4 Sellevold, 1984.

Tabelle zu Abb. 169:

	Kurve Nr.	Geschl.	Maxima der Verteilungskurven I_1	%	σ	Vi %	n	arithmetische Mittelwerte aus Individualdaten Geschl.	I_1	n	Lit.
Mesolithikum								♂	72,9	2	1
								♀	74,6	2	1
Mittel-Jungsteinzeit	1	♂	76,3	10,5	3,80	0,6	188				1
Mitteljungsteinzeit	2	♀	73,3	10,2		0,7	90				1
			77,8	11,5							
Mitteljungsteinzeit	3	♂♀	77,0	10,5	3,80	0,3	278				1
Borrebytyp								♂	77,8	15	1*
								♀	78,3	10	
Bronzezeit								♂	78,9	5	3
								♀	78,2	2	
Eisenzeit	4	♂♀	73,5	11,8		0,7	172				3

Lit.: 1) Bröste u. Jörgensen, 1956; *1, Nr. 198–226; 3) Sellevold, 1984

85,5. Nur dieser geringe Anteil von 5,7 % könnte als ethnische Fremdeinwanderung aufgefaßt werden. Er müßte mit dem im gesamten Neolithikum einmaligen Überschuß von Kurzköpfigen in den Trichterbecherleuten südlich der Ostsee in Verbindung gebracht werden (Abb. 165, Nr. 3). Während die Kurve für Männer (Abb. 169, Nr. 1) mit einem Maximum von I_1 = 76,3 einen kleinen Überschuß von Kurzköpfigen von 7,4 % aufweist und einer normalen Verteilung entspricht, ist die Kurve für Frauen (Nr. 2) doppelgipflig, wobei das eine Maximum mit I_1 = 73,3 wieder einen normalen indogermanischen Wert besitzt, das andere Maximum mit I_1 = 77,8 stärker kurzköpfig ist. Ob diese doppelgipflige Verteilung bei Frauen einem ähnlichen Vorgang entspricht wie für die Männer der Schnurkeramiker südlich der Ostsee (Abb. 165, Nr. 7) oder für die Frauen in der Altenerdinger Serie der Baiern (Abb. 187, Nr. 2), sei dahingestellt (s. dort).

Im späten Neolithikum wird immer wieder als besonderer Typ der Borrebytyp aus einem Ganggrab mit etwa 70 Bestattungen von Borreby, Seeland, angeführt. Dieser dort mit anderen vorhandene Typ hebt sich jedoch im Längen-Breiten-Index kaum vom Mittel Dänemarks ab. Seine Mittelwerte sind für Männer I_1 = 77,8, n = 15, und für Frauen I_1 = 78,3, n = 10. Ähnliche Typen werden zum Teil vorherrschend aus England und Frankreich beschrieben. Eine Einwanderung von dort oder auch von anderswo kann archäologisch in der weiteren indogermanischen Umwelt wie in Schweden und südlich der Ostsee nicht nachgewiesen werden.

Der Übergang von der Trichterbecher-Kultur zur Schnurkeramik erfolgte in Jütland orts- und ethnokonstant. Grabreihen der Trichterbecher-Kultur werden von Gräbern der Schnurkeramik umgeben. Die Angehörigen beider Kulturen müssen zeitweise in den gleichen Siedlungen miteinander gelebt haben (C. Becker 1966).

Um 2000 v. d. Ztw. wanderte in Nordostdeutschland von Süden eine kleine Menge Schnurkeramiker ein, die ihre Kultur als Einzelgrabkultur ausbreiteten (J. Jörgensen, 1973). Die Träger der Einzelgrabkultur sind in den Verteilungen der Abb. 169, Nr. 1 bis 3, mit enthalten.

In der Eisenzeit ist jedoch eine gänzlich andere Verteilung in Mitteleuropa vorhanden (Abb. 169, Nr. 4). Mit stärkerer Verschiebung in den langköpfigeren Bereich und mit dem Maximum von I_1 = 73,5 liegt eine Rückkehr zur indogermanischen Konstanz vor. Eine Panmixie scheint jedoch noch nicht erreicht worden zu sein, wie aus der unregelmäßigen Kurve folgt. Das kurzköpfige Übergewicht aus dem Neolithikum (Abb. 169, Nr. 3) von I_1 > 77 ist bis auf ein kleines relatives Maximum bei I_1 ~ 77 geschrumpft. Infolge der archäologischen Konstanz ist eine Fremdeinwanderung im Neolithikum unwahrscheinlich, es sei denn, man kann den kurzköpfigeren Überschuß in den Trichterbecherleuten südlich der Ostsee als Spuren des Durchzuges auffassen. Spuren einer Auswanderung von dort

sind bisher weder archäologisch noch ethnisch bekannt geworden. So bleiben zur Erklärung nur innerethnische, bisher unbekannte Vorgänge übrig, und zwar sowohl für die neolithischen als auch für die eisenzeitlichen Veränderungen.

Obwohl die Ockergrab-Kultur (Abb. 165, Nr. 6) die Begräbnissitten der vorhergehenden Dnjepr-Donez-Kultur beibehielt (A. Häusler, 1981), können die Träger der Ockergrab-Kultur nicht anthropologisch und ethnisch aufgrund ihrer gegensätzlichen Verteilungskurve aus der Dnjepr-Donez-Kultur abgeleitet werden. Dagegen können die Träger der Dnjepr-Donez-Kultur (Abb. 165, Nr. 5) zu den Indogermanen gerechnet werden. Sie zeichnen sich durch eine große Selektion mit σ = 2,52 aus, die bei ihrer Abwanderung nach Osten als Kleingruppe erworben wurde, aber dann bei ihrer Ausbreitung und Vermehrung sich nicht veränderte. Trotz ihres mit I_1 = 75,4 gegen die vorhergehenden Maxima (Abb. 165, Nr. 1, 2 u. 3) etwas verschobenen Maximums läßt die Verteilungskurve einen Überschuß von Langköpfigen von 11,7 % mit dem Maximum von I_1 = 72 erkennen.

Die Ockergrab-Kultur, die in der Ukraine der Dnjepr-Donez-Kultur nachfolgt, ist mit ihrer ältesten Untergruppe, der Altgrubenkultur, mit Funden, die etwa gleichalt wie die Schnurkeramiker sind, belegt. Sie ist von Nordostungarn über Rumänien, Bulgarien, die Ukraine, das Schwarze Meer bis zur Wolga verbreitet. Da eine Ableitung der Schnurkeramik von der Ockergrab-Kultur oder umgekehrt nicht haltbar ist, muß die Ockergrab-Kultur älterer Herkunft sein. Die Anthropologie der Ockergrableute besitzt eine überraschende Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes (Abb. 165, Nr. 6). Die sehr symmetrische Kurve läßt sich gut mit der idealen Verteilungskurve (Abb. 160) für das gleiche Selektionsmaß σ = 5,3 zur Deckung bringen. Das ist deshalb überraschend, weil mit der Abstammung von den Ur-Indogermanen eine wesentlich größere Selektion zu erwarten gewesen wäre und mit Fortschreiten der Evolution eine Rückbildung der Selektion in frühere Zustände bisher nicht beobachtet wurde. Das Entsprechen mit der idealen Verteilungskurve für gleiches σ schließt auch Vermischungen aus.

Die Ockergrab-Kultur entwickelte sich aus mesolithischen Gruppen des gleichen Gebietes über Flachgräber mit gleichgeschlechtlicher Strecklage bis zu den Hügelgräbern mit Rückenhockern (A. Häusler, 1992).

Von den Nachfolgekulturen der Trichterbecherkultur seien nur die Walternienburger Kultur (4300–2800 v. d. Ztw.) und die Kugelamphorenkultur (3100–2700 v. d. Ztw.) genannt. Die Walternienburger Kultur war vom engeren mitteldeutschen Gebiet zwischen Erzgebirge, Thüringer Wald, Harz, Harzvorland bis Magdeburg sowie im Havelgebiet verbreitet. Im gleichen Gebiet entstand mit der letzteren Kultur eng verzahnt die Kugelamphorenkultur (J. Beran, 1982) (Abb. 170). Sie ist darüber hinaus

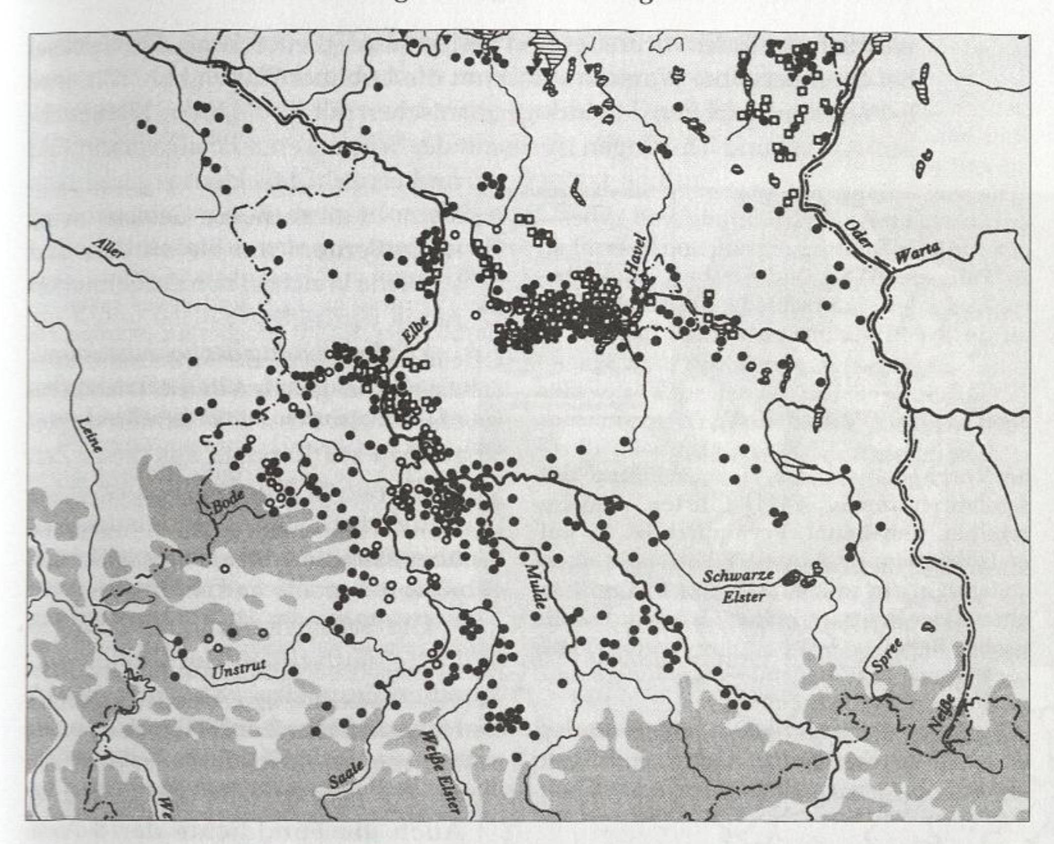


Abb. 170: Fundorte der Kugelamphoren-Kultur (Dreiecke) und der Schnurkeramik, (Vollkreise) im Gebiet zwischen Weser und Oder. Nach: J. Beran, 1982.
● Kugelamphoren-Kultur
○ Walternienburger Kultur

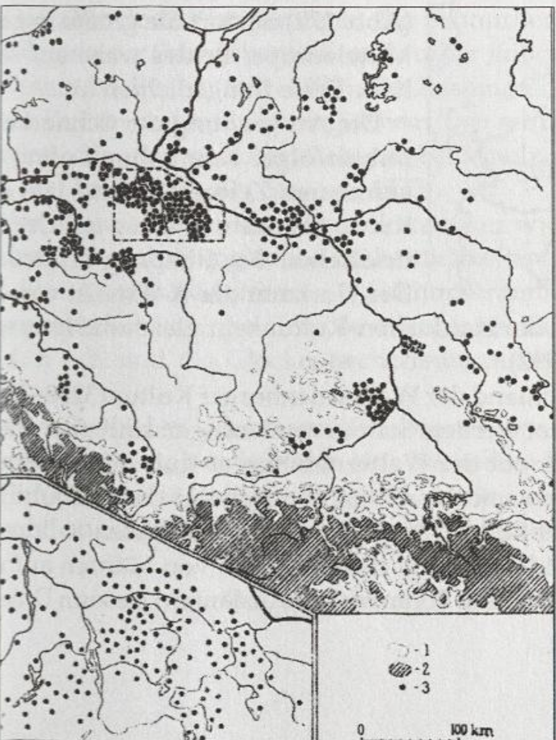


Abb. 171: Fundorte der Kugelamphoren-Kultur im Gebiet östlich der Oder. Nach: T. Wislanski, 1970.

westlich der Oder verbreitet und besitzt Häufigkeiten längs der Weichsel bei Bromberg, bei Warschau und um die Lubliner Platte (Abb. 171). Ihre I_1-Werte entsprechen den indogermanischen mit I_1 = 72,8, n = 17. In Sachsen-Anhalt und Thüringen ist sie mit der Schnurkeramik eng verschränkt und erreicht Mecklenburg und Holstein. In allen diesen Gebieten wird sie außerdem um die mittlere und südliche Weichsel von der Schnurkeramik verdrängt.

Die Entstehung der Schnurkeramik als Kultur geht bis in die Trichterbecher-Kultur zurück. Schnurverzierungen auf Keramik aus dieser Zeit fand man in Nordwestdeutschland, Mitteldeutschland, Südskandinavien über Pommern bis in das Weichselgebiet.

Die Schnurkeramik entstand in Mitteldeutschland im Gebiet zwischen Erzgebirge, Thüringer Wald, Harz und Elbe um 2800 v. d. Ztw. Sie hat mit tausend Gräbern dort die größte neolithische Gräberdichte. Auch die Funddichte der B-Äxte (Abb. 172) ist dort die größte in ganz Mitteleuropa. Beides weist auf sehr hohe Besiedlungsdichten hin.

Die Ausbreitung der Schnurkeramik erfolgte sehr schnell ohne erkennbares Zeitgefälle und läßt auf Kulturübernahme einer am Ort befindlichen Bevölkerung schließen. Der Horizont der A-Äxte ist von der Schweiz bis in das Gebiet der Haffküsten-Kultur sehr gleichmäßig ausgebildet (M. Buchvaldek, 1992).

Abb. 172: Die Fundorte der Axtform B der Einzelgrab-Kultur und der facettierten Äxte der Schnurkeramik. Nach: L. Kilian, *Zum Ursprung der Germanen*, Bonn 1988a.

Sie folgt in Mitteldeutschland der Walternienburger Kultur (3200–2800) und kann aus ihr abgeleitet werden. Schnurverzierungen sind aber schon aus der Baalberger-Kultur vor der Walternienburger Kultur bekannt (H. Behrens, 1981). Im Norden und Nordosten entstanden die Teilkulturen der Einzelgrab-Kultur, der Bootaxt-Kultur und der Haffküsten-Kultur. In der Ausdehnung nach Südosten folgt das Erreichen von Mähren auf die mittlere Phase der Schnurkeramik Böhmens mit Ausläufern bis zum Dnjestr

(Abb. 15) (A. Häusler, 1975). Diese archäologisch erschlossene Verbreitung nach Osten mit nach dorthin zunehmend jüngeren Funden widerspricht der behaupteten Einwanderung von dort. Die Schnurkeramik besetzte schließlich fast das gleiche Gebiet wie die Trichterbecher-Kultur, abgesehen von der Haffküsten- und der Bootaxt-Kultur.

Die Bestattungssitte der Hockergräber der Bandkeramiker und der Trichterbecher-Kultur wurde nur geschlechtsverschieden beibehalten wie weiteres aus ihrer Kultur auch, etwa daß sie in ältere Grabhügel der Baalberger Kultur nachbestatteten (S. Bücke, 1989).

In Mitteldeutschland, Schleswig-Holstein und Dänemark wurden Hügelgräber errichtet, darüber Flachgräber. Aus der Verbreitung der Fundorte der Keramik (U. Fischer 1981) und der facettierten Äxte (Abb. 172), die im Vergleich mit ihren weiteren Verbreitungen mit Abständen der Fundorte von Zehnern von km in Thüringen eine außergewöhnliche Dichte aufweist, folgt eine entsprechende Dichte der Besiedlung. Da die Schnurkeramiker vorwiegend Viehzüchter, und nicht Ackerbauern waren, muß bei dem zehnfachen Flächenbedarf dieser gegen jene ein besonders großer Bevölkerungsdruck entstanden sein. Daß andererseits die Ausbreitung der schnurkeramischen Kultur nur mit zahlenmäßig kleiner Einwanderung der Schnurkeramiker verbunden war, wurde für Dänemark am Ende der dortigen Trichterbecher-Kultur anthropologisch festgestellt (J. Jörgensen, 1973). Auch im Gebiet der Bootaxt-Kultur in Südskandinavien wird nach der anthropologischen Typenverteilung (Hoops, Bd. 4, 1978) kaum mit Einwanderung gerechnet.

Daß aber doch Wanderungen der Schnurkeramiker stattfanden, zeigt der Beginn der Schnurkeramik auf vorher unbesiedeltem Gebiet in Oberschlesien (M. Buchvaldek, 1980). Ein Zusammenfallen von schnurkeramischer Kultur und anthropologischem Typ wurde an der Südgrenze des großen schnurkeramischen Gebietes bei Vinelz, Kanton Bern, nachgewiesen (K. Gerhardt u. Ch. Strahm, 1975).

Auf Wanderungen der Schnurkeramiker wie der Glockenbecherleute weisen die morphologischen Einheitlichkeiten in ihren gesamten Gebieten hin. An der Südgrenze der Schnurkeramiker in Mähren folgen auf morphologisch uneinheitliche Bevölkerungen die Schnurkeramiker mit I_1 = 74,4, n = 8, und die Glockenbecherleute mit I_1 = 81,8, n = 10 (J. Jelinek 1964).

Aus den bisher bekannten Mittelwerten der anthropologischen Daten der Schnurkeramiker läßt sich eine besondere Langköpfigkeit erkennen, die im Gebiet der Entstehung der Schnurkeramiker in Mitteldeutschland besonders ausgeprägt ist (Schwidetzky, in: Schwabedissen, 1978, Tab. 98):

Schnurkeramik	Längen-Breiten-Index (Mittelwerte)	n
ältere mitteldeutsche Schnurkeramik	66,7	8
südwestdeutsche Schnurkeramik	66,7	6
mitteldeutsche Schnurkeramik	70,1	30
böhmische Schnurkeramik	69,1	22
böhmisch-mährische Schnurkeramik	71,1	13
ostpreußische Schnurkeramik	69,6	10
estnische Streitaxt-Kultur	70,3	5
polnische Schnurkeramik	72,0	14

Die Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes der Schnurkeramiker für Männer ist zweigipflig (Abb. 165, Nr. 7). Das eine Maximum mit I_1 = 72,5 stimmt innerhalb der vorherigen und folgenden indogermanischen Schwankungen mit den Verteilungskurven der ethnischen Vorgänger und folgend bis zu den Germanen überein (Abb. 165). Das andere Maximum mit I_1 = 67,5 und 21,5 % fällt völlig aus dem bisherigen heraus. Hier muß nach den Walternienburg-Bernburgern mit dem schon kleinen Mittelwert I_1 = 72,5 mit einem weitgehend unbekannten Vorgang diese extrem selektierte Bevölkerung mit I_1= 68,5 entstanden sein. Der Flaschenhalseffekt kann dazu nicht herangezogen werden, da der Vorgang nicht durch Auswanderung in ein Isolat, sondern inmitten des anderen Bevölkerungsanteils mit ›normalem‹ indogermanischen Gepräge stattfand. Die Erklärung mit der Entstehung von Heiratsschranken zwischen den beiden Bevölkerungsanteilen ist unbefriedigend, da zu erwarten wäre, daß der hochselektierte Anteil in der Minderzahl hätte sein sollen. In der Population Nr. 7 der Abb. 165 aus Mitteldeutschland, Schlesien und Böhmen betragen die Zahlen der Individuen mit Längen-Breiten-Index I_1 < 70 aber 50 und die mit I_1 > 70 dagegen 30. Das heißt, daß nicht der hochselektierte Anteil aus dem Entstehungsgebiet mit hohem Bevölkerungsdruck zwischen Thüringer Wald, Harz und Saale auswanderte. Die nach Verschwinden der Glockenbecherleute aufgetretenen Aunjetitzer kehrten wieder zum ›normalen‹ indogermanischen Habitus zurück (Abb. 165, Nr. 9) (siehe im folgenden). Der Beginn der Schnurkeramik ist damit ein Kulturumbruch bei fast ethnischer Konstanz. Auch im Nordostbereich der Schnurkeramik herrschte im Gebiet der Haffküsten-Kultur seit der Trichterbecher-Kultur ethnische Konstanz bis zu den damit indogermanischer Herkunft entsprechenden Prußen.

An den wenigen bisher vorliegenden I_1-Daten für Frauen der Schnurkeramiker läßt sich eine Zweigipfligkeit kaum erkennen. Aus den 26 Werten folgt ein arithmetischer Mittelwert I_1 = 70,1, der etwa der Mitte der zwei Gipfel für Männer entspricht.

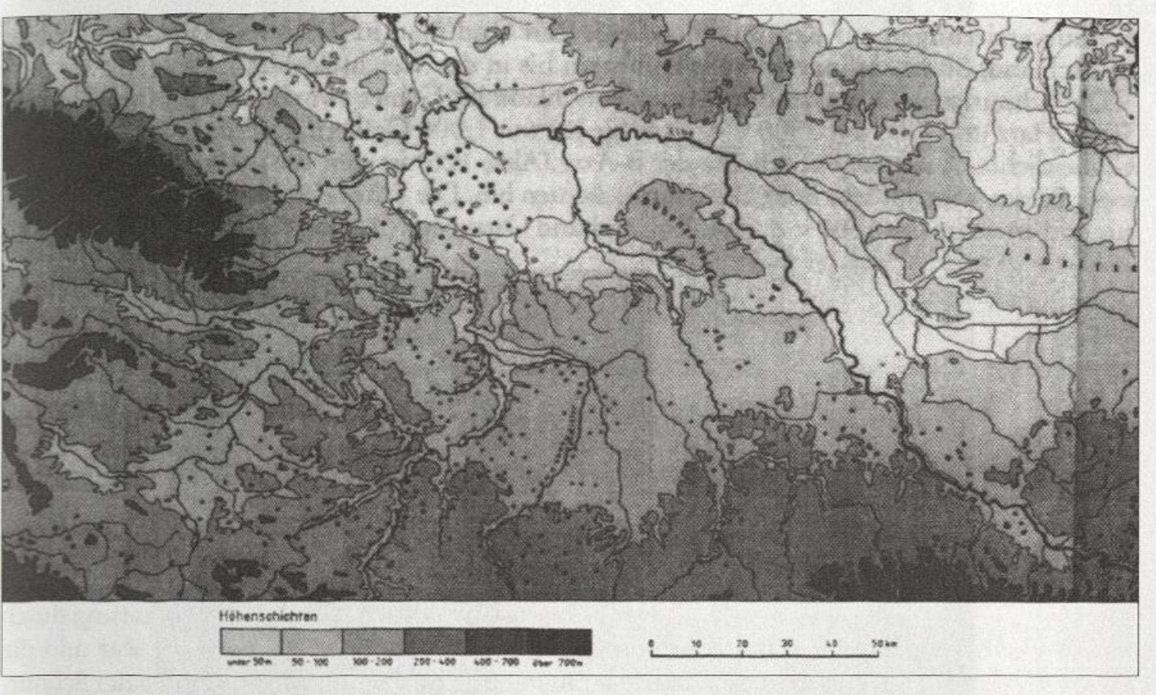


Abb. 173: Fundorte der Schnurkeramik in Mitteldeutschland. Kreuze: Einzelgrab-Kultur. Nach: H. Behrens, 1973.

Dem engeren Gebiet der Schnurkeramik südlich von Nord- und Ostsee ist bis Mittelschweden und bis Südfinnland die Bootaxt-Kultur als Sonderausbildung der Schnurkeramik vorgelagert (Abb. 173), deren mittlerer Teil zwischen der Persante und der Bucht von Riga als ›Haffküsten-Kultur‹ (L. Kilian, 1955) bezeichnet wird. Nach geringer Einwanderung von Trichterbecherleuten wanderten Schnurkeramiker ein. Daraus entstand der baltische Sprachraum, der sich nach alten Orts- und Gewässernamen von der Persante über Kursk, Jaroslawl bis zur Bucht von Riga erstreckte (J. Ozols, 1986). Das Ende der Bootaxt-Kultur ist mit dem Übergang von der Hockerbestattung zur gestreckten Lage gekennzeichnet. Nach der Bootaxt-Kultur ist um 1000 v. d. Ztw. eine Einwanderung nachweisbar. Dann blieben die Kultur und die Bevölkerung ortskonstant ungestört.

Die von 0 bis 1000 n. d. Ztw. aus diesem Raum vermessenen 30 Schädel (G. Cesny, 1986) liegen mit dem Mittelwert I_1 = 72,7 im engeren indogermanischen Bereich und genau auf dem I_1-Wert der normal selektierten Schnurkeramiker. Das heißt, diese und nicht der hochselektierte Anteil mit I_1 = 67,5 wanderte ein und bestimmte bis 1000 n. d. Ztw. die folgenden Populationen einschließlich der Prußen. Diese Bevölkerung war hochselektiert, wie der geringe mittlere Fehler des Mittelwertes von v = ± 1,6 zeigt. In diesem baltischen Sprachbereich haben diachrone wie lokale Untergruppen fast den obigen Mittelwert. Das heißt, seit der Einwanderung in der Bronzezeit, die auch nur aus dem vormaligen schnurkeramischen

Gebiet gekommen sein konnte, herrschte kulturelle und ethnische Konstanz. Der deutsche Neustamm der Ostpreußen entstand aus indogermanischer und mit der wikingischen Überlagerung germanischer Wurzel.

Der Längen-Breiten-Index im Baltikum (G. Cesny, 1986)

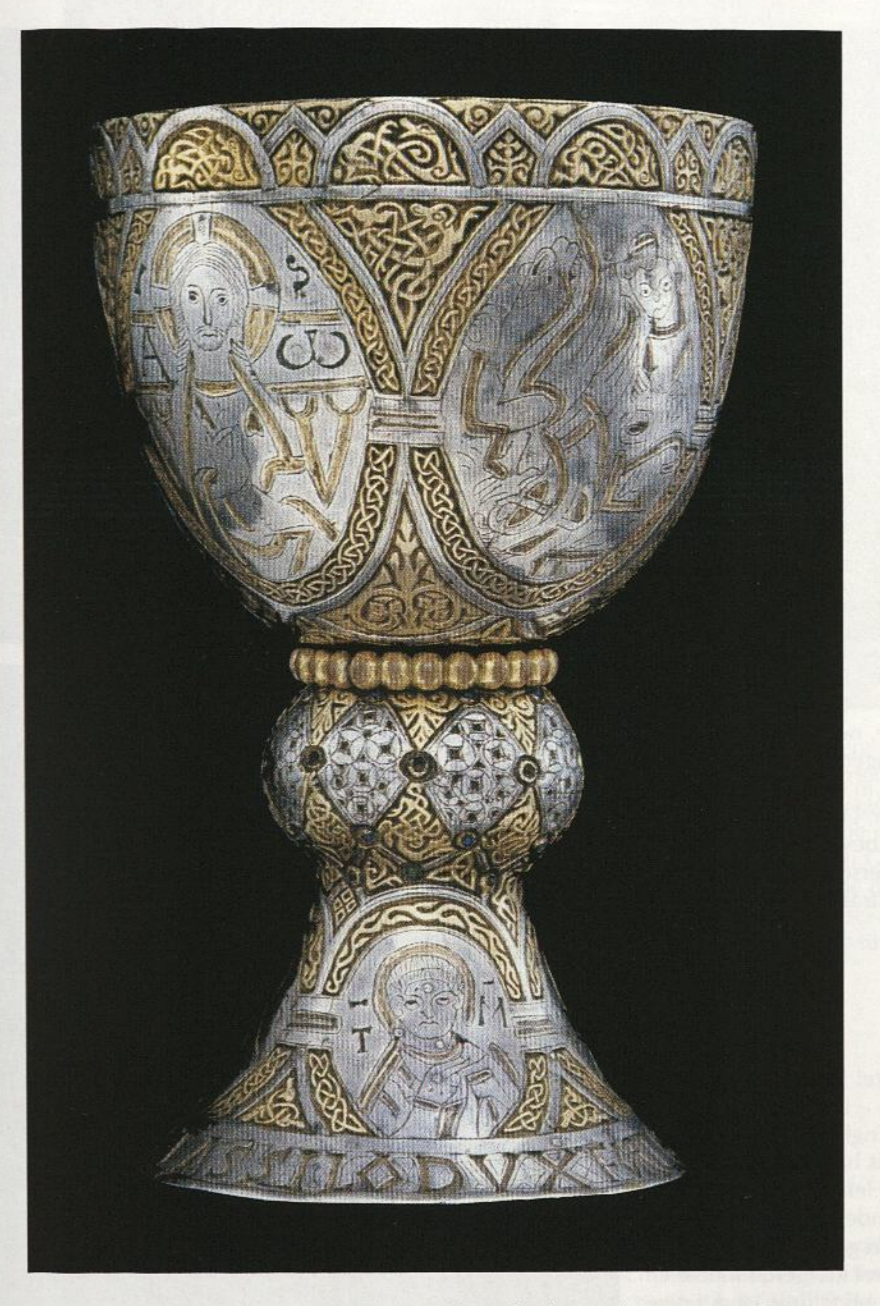
	I_1	n
0–500 n. d. Ztw.	74,3	8
um, 500 n. d. Ztw.	71,8	10
um 1000 n. d. Ztw.	72,7	12

gewogenes Mittel $I_1 = 72{,}7$, $n = 30$, $v_i = 1{,}6$ %

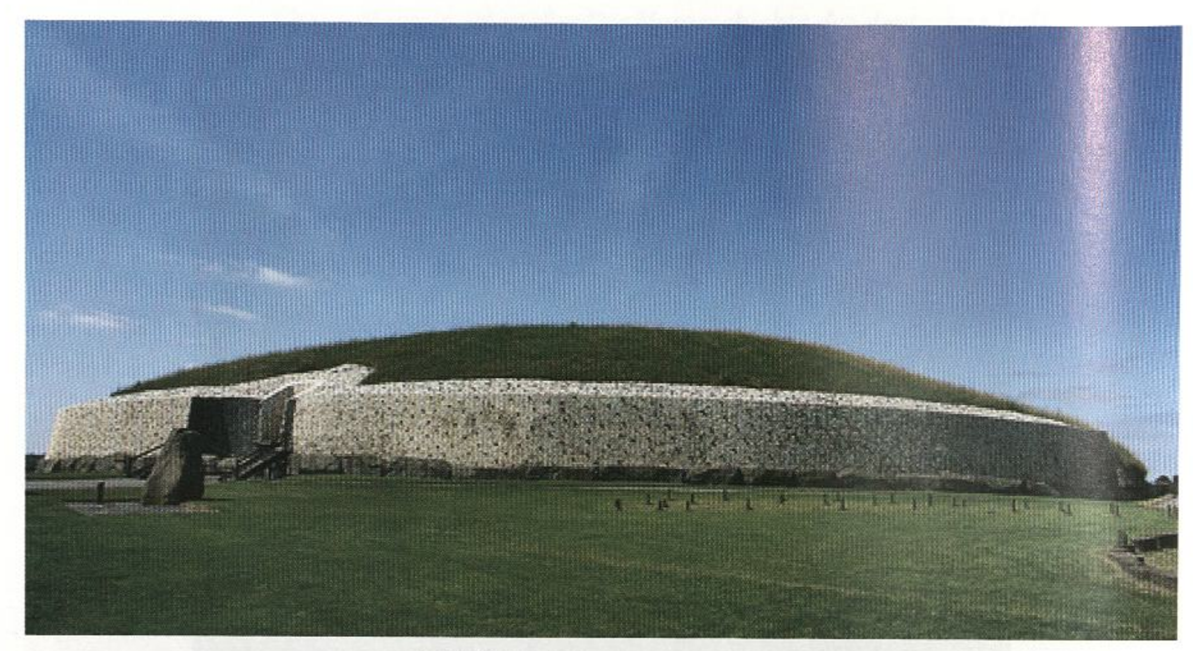
Plötzlich auftretende hochselektierte Populationen, aber mit größerem Längen-Breiten-Index, waren vorher die Trichterbecherleute Deutschlands mit s = 2,69 (Abb. 165, Nr. 3) und die Träger der Dnjepr-Donez-Kultur mit s = 2,52 (Abb. 165, Nr. 5). Daß eine derartige Selektion durch Inzucht in kleinen Populationen, die geographisch isoliert sind, entstehen kann, wird an den Slowenen Nowgorods (Abb. 185, Nr. 24) mit 19,3 % deutlich, wo der wikingisch-slowenische (ostvandalische) Teil der Bevölkerung durch Heiratsschranken vom finnisch-osteuropiden Teil getrennt war und die Herrschaft ausübte. Die Entstehung des langköpfigen Anteils der Schnurkeramiker wäre so ähnlich vorstellbar.

Aus den Besonderheiten der Bestattungssitten der Schnurkeramiker – rechtsliegende Hocker für Männer mit Kopf im Westen, linksliegende für Frauen mit Kopf im Osten – wurde mit weiteren archäologischen Besonderheiten auf ein duales Weltbild und auf Herrschaftsunterschiede, wie sie bei Überschichtungen zweier Bevölkerungsgruppen mit Heiratsschranken dazwischen auftreten, geschlossen (G. Behm-Blancke, 1989).

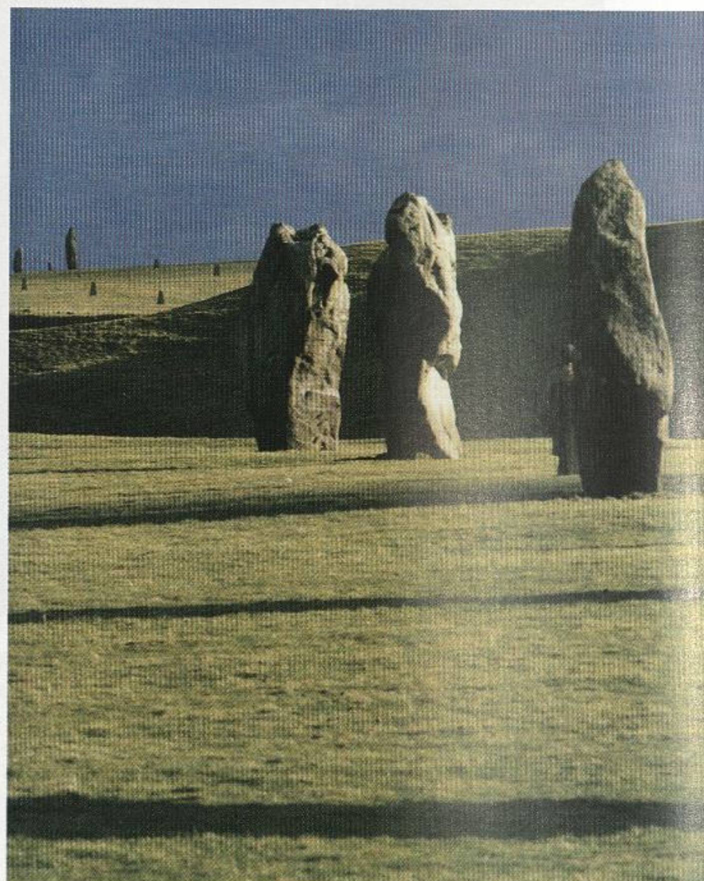
Die Glockenbecherleute (Abb. 165, Nr. 8), die sich zeitlich in die Schnurkeramik und die Aunjetitzer Kultur einschieben, werden von einem Schädeltyp beherrscht, der bis dahin in Europa nicht vorhanden ist, dem planoccipetalen Steilkopf. Sein Längen-Breiten-Index von etwa $I_1 = 85$ ist dem des ostischen und dinarischen Typs ähnlich (A. u. H. Bach, 1976) und verbindet mit schmalem und hohem Gesicht ein steil abfallendes und flaches Hinterhaupt. »In dem Gesamtbild vom rassischen Aufbau aller mitteleuropäischen Glockenbecherpopulationen ist alles enthalten, was das westliche Eurafrika an bedeutsamen Typen zur fraglichen Zeit zu bieten hat.« Neben diesem Haupttyp bildet der alpine (ostische) Typ mit flachgesichtigem Rundkopf in den Glockenbecherleuten die Hauptmasse (K. Gerhardt, 1953). Er wurde bis dahin in Mitteleuropa außer in der Ofnethöhle kaum beobachtet. Er ist in den Glockenbecherleuten aus ähnlicher Quelle mitgewandert und hat sich nach Verschwinden der Glockenbecherleute in Mitteleuropa in die in der Bronzezeit entstehende Kurzkopfzone ausgebreitet,



16 · Der Tassilokelch, angefertigt im Auftrag des bairischen Herzogs Tassilo III. für seine vorgesehene Königskrönung vor 774 n. d. Ztw., wurde im Kloster Kremsmünster vor fränkischem Zugriff verborgen. Der Kelch ist 25,5 cm hoch, 3,05 kg schwer und enthält 1,75 Liter. Aus: Bierbrauer, V., »Liturgische Gerätschaften aus Baiern und seinen Nachbarregionen in Spätantike und frühem Mittelalter«, in: H. Dannheimer u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo,* München 1988.



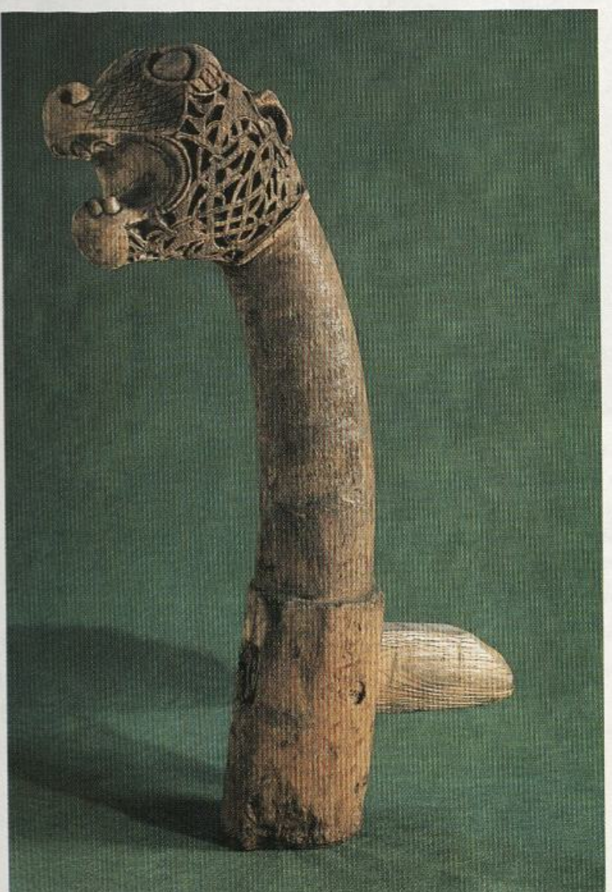
17 · Zu Kapitel 5.4.2.1, »Kreisgrabenanlagen« – der Ganggrab von New Grange, nördlich von Dublin. Ein 22 m langer Gang unter dem Hügel endet in einer kreuzförmigen Grabkammer. Das innere Heiligtum des Ganggrabes wird nur zur Zeit der Mittwintersonnwende von einigen Sonnenstrahlen erhellt.



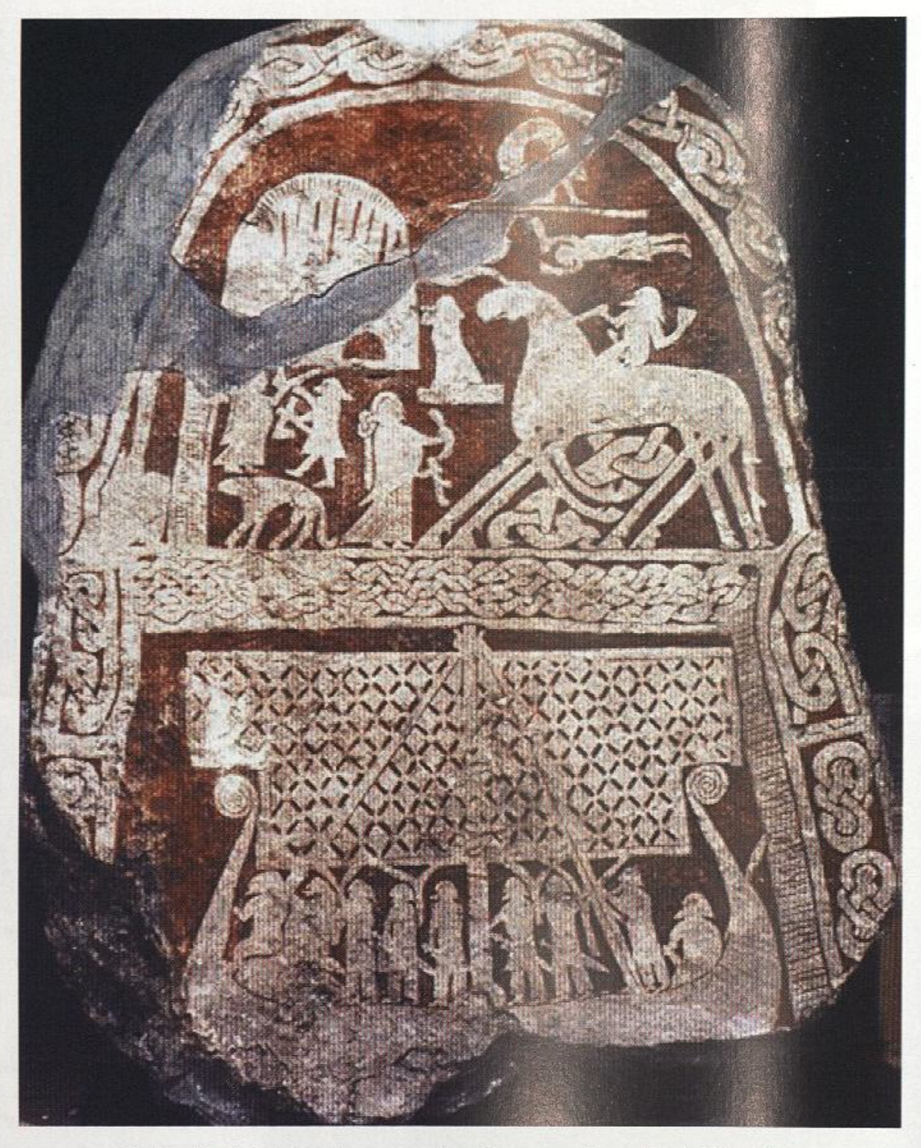
18 · Zu Kapitel 5.4.2.1, »Kreisgrabenanlagen« – die Anlage von Avebury in England. Der Megalith-Steinkreis hat eine Gesamtfläche von 15 Hektar (einschließlich des umgebenden Walls) und besteht aus dem großen äußeren Kreis und zwei kleineren inneren Kreisen. Die Mittellinie ist auf den Mitsommersonnenaufgang ausgerichtet. Von den ursprünglichen 100 Steinen sind nur 17 erhalten.



19 · Zu den im Oseberg-Schiff gefundenen Gegenständen gehörte ein vierrädriger Wagen, in dessen Schmalseite eine Szene eingeschnitzt ist, die den Helden Gunnar in der Schlangengrube darstellt. Aus: David M. Wilson, *Kultur vom Norden,* München 1980.



20 · Schmuckpfosten, gefunden im Vorschiff des Osebergschiffes aus dem Vesfold bei Oslo. Schnitzereien im Osebergstil mit dem Kopf eines Greiftiers ca. 800 n. d. Ztw. Nach: Ausstellungskatalog *Wikinger, Waräger, Normannen,* Berlin 1992, S. 149.



21· Zu Kapitel 3.3, »Germanische Ornamentik und Reliefplastik« – Bildstein aus Tjängvide im schwedischen Gotland. Das untere Feld zeigt ein Segelschiff mit bewaffneten Kriegern. Darüber ist ein Reiter (Odin, s. S. 460) auf einem achtbeinigen Pferd (Sleipnir) dargestellt. Odin wird von einer Frau begrüßt, die ein Trinkhorn in der Hand hält. Das Gebäude, vor dem sie steht, wird häufig als Eingang zu Walhall gedeutet.

welche die indogermanische Kernzone im Süden und Südosten umlagerte. Die Glockenbecherleute bestatteten umgekehrt wie die Schnurkeramiker (s. Abb. 179) bipolar und geschlechtsverschieden, Männer als linke Hokker mit Kopf im Norden und Nordosten, Frauen als rechte Hocker mit Kopf im Süden und Südwesten, ein Brauch, der mit dem in Ägypten zur gleichen Zeit geübten übereinstimmt (A. Häusler, 1977) und ein Hinweis auf die Herkunft dieser Menschen sein kann.

Die nahe anthropologische und damit ethnische Verwandtschaft für die Träger der mitteldeutschen neolithischen Kulturen und der Fremdheit der Träger der Glockenbecherkultur wurden schon von A. Bach unter anderem 1973 festgestellt:

	$I_1/8$	n
Bandkeramik	70,1	20
Walternienburger Kultur	72,2	32
Schnurkeramik	70,1	33
Glockenbecher	82,8	26
Aunjetitzer	69,3	20

Wie die linke Schulter der Kurve Abb. 165, Nr. 8, zeigt, wurden die Einmischungen in den Kultur- und ethnischen Verband der Glockenbecherleute aufgenommen und verschwanden mit diesen wieder. In der Kurve der Aunjetitzer als den Nachfolgern der Schnurkeramiker Nr. 9 ist keine rechtsseitige Schulter vorhanden, die das Verbleiben der Vermischten in Mitteleuropa gezeigt hätte. Aus Abb. 174 folgt, daß sowohl die Einwanderung als auch die Vermischung in den dort angezeigten drei Gebieten zu verschiedenen Zeiten erfolgte. Man muß also mit verschiedenen Wanderungsgruppen rechnen. In Frankreich erscheinen die ersten Glockenbecherleute im Süden um 3000 v. d. Ztw., haben ihre Hauptverbreitung dort von 2600 bis 1750 v. d. Ztw., in der Vendée um 2300 und im Pariser Becken um 2000 v. d. Ztw. (L. Salanova, 1998). In Spanien sind sie ab 3000 v. d. Ztw. nachweisbar, ab 1750 nur noch in Rückzugsgebieten in den Pyrenäen.

Nach der Zahl der Gräber folgen die Glockenbecherleute den Schnurkeramikern. »Es muß wohl eine recht massive Einwanderung stattgefunden haben.« (U. Fischer, 1958) Die Glockenbecherleute wanderten aus dem weiteren Orient entweder über den Seeweg oder über Nordafrika nach Spanien ein und verbreiteten sich nach Osten und Nordosten. In Mitteleuropa, besonders im Mittel-Elbe-Saale-Gebiet und England, vermischten sie sich mit Ansässigen, übernahmen

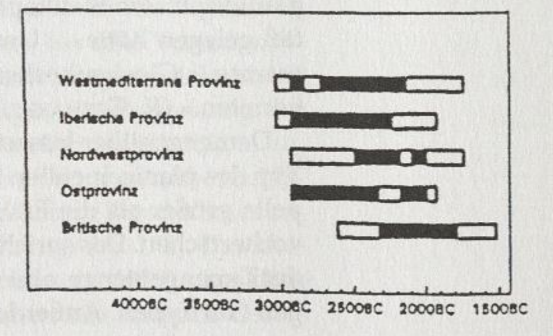


Abb. 174: Die Dauer der Glockenbecherbesiedlung nach ^{14}C-Bestimmungen. Nach: M. Bruce u.a., 1998.

deren Bestattungsbräuche zum Teil und verschwanden wieder, ohne anthropologische Spuren zu hinterlassen (A. u. H. BACH, 1976), wie sich aus der Ähnlichkeit zwischen Schnurkeramikern von $I_{max.}$ = 72,5 und Aunjetitzern mit $I_{max.}$ = 71,8 ergibt. Auch aus Böhmen verschwanden sie wieder. In England fällt die große Zahl der Glockenbecherfunde auf. Soweit aus den anthropologischen Ergebnissen (Kap. 4.1.8.3) zu ersehen ist, sind auch in England die Glockenbecherleute verschwunden.

Rückzugsgruppen sind zum Beispiel in Singen, in der Straubinger Kultur, in Hainburg und anderenorts in der Urnenfelder-Kultur nachgewiesen. Der Rückzug größerer Verbände erfolgte wohl über die Iberische Halbinsel (E. SANGMEISTER 1966). Ihre weitere nicht-indogermanische Herkunft ist ungeklärt. Sie waren in Westeuropa, Frankreich, Mitteleuropa und England verbreitet mit Ausläufern in Polen und Sardinien. Das Vordringen über Mähren nach Südosten wurde von einem anderen Volk verhindert.

Sie waren Nomaden und besaßen Pferde. Sie bestanden aus beweglichen Kleingruppen. Die Zahl ihrer Gräber erreichte an einem Ort kaum mehr als 30. An Grabbeigaben fand man Armschutzplatten für Bogen, durchbohrte V-förmige Knöpfe, Kupfer- und Bronzedolche, Pfeilspitzen aus Flint, steinerne Äxte und meist Glockenbecher, aber auch erste Kleinfunde aus Gold. Wirtschaftlich waren sie Viehzüchter mit Schafen und Ziegen und nach ihrer Akkulturation auch Ackerbauern (E. SANGMEISTER, 1970). Ihre Kulturangleichung war im gesamten europäischen Raum in England am weitesten fortgeschritten, wie der Bau der zwei unvollendeten Blausteinkreise im Heiligtum von Stonehenge zeigt. Und trotzdem verschwanden sie auch aus England wieder etwa zur gleichen Zeit wie auf dem Kontinent.

Obwohl sie als Nomaden sich zwischen die indogermanischen Bauern hineindrängten, muß die ethnische und kulturelle Trennung sehr scharf gewesen sein. »Es gibt in Mitteleuropa keinen einzigen planiccipetalen Steilkopf in einem Grabe, das mit eindeutigem Kulturinventar einer gleichzeitigen anderen Kultur ausgestattet ist, ich kenne auch keinen einzigen planiccipetalen Steilkopf, bei dem ein klassisches schnurkeramisches Gefäß gelegen hätte. . . Umgekehrt gibt es Dolichomorphe in – spät angesetzten – Glockenbechergräbern, die schnurkeramischer Herkunft sein könnten.« (K. GERHARDT, 1974)

Demgegenüber lassen sich aber Geschlechtsunterschiede finden. Beim Typ des planiccipetalen Steilkopfes ist die Zahl der Männer um das Doppelte größer als die Frauen, während unter den Frauen Dolichomorphe vorherrschen. Das spricht für Frauenraub bei der Einwanderung. Man findet Typengemenge, aber erst gegen Ende der Glockenbecherzeit Mischungen von Typen. Außerdem sind soziale Unterschiede erkennbar. Bewaff-

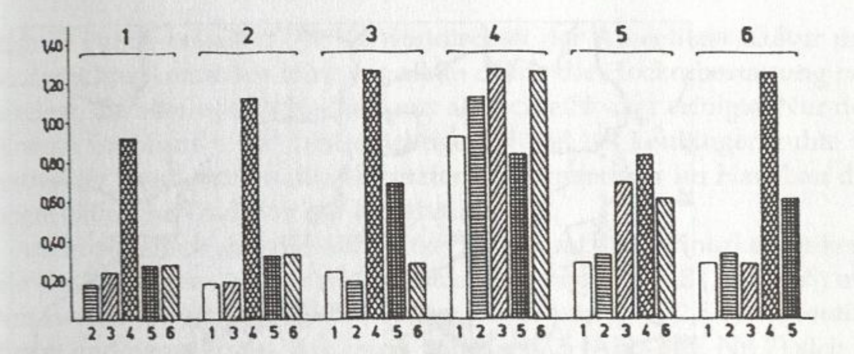
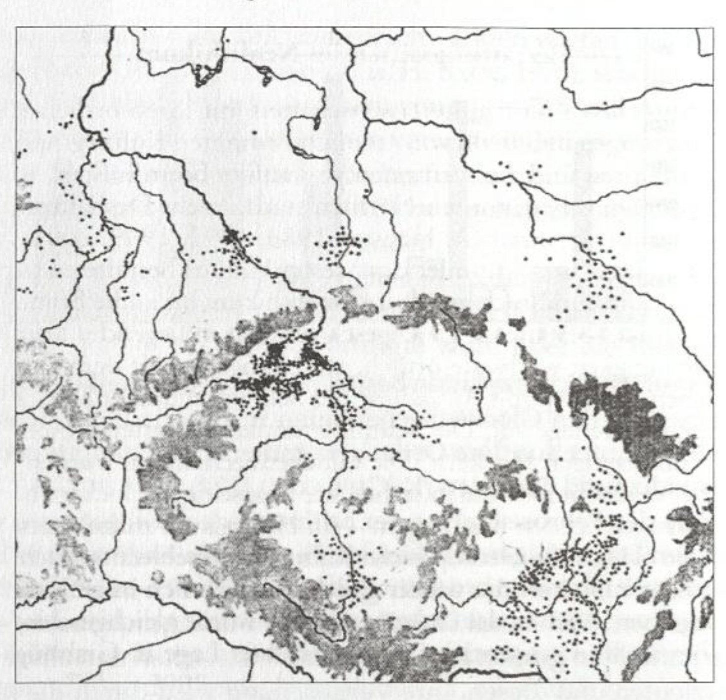


Abb. 175: Penroseanalyse der Mittelwerte kraniologischer Daten, Penroseabstände zwischen den Vergleichsserien: Bandkeramiker (1), Walternienburger-Bernburger (2), Schnurkeramiker (3), Glockenbecherleute, Hauptphase (4), Glockenbecherleute, Spätphase (5), Aunjetitzer (6). Nach: A. u. H. BACH, 1976.

nete mit Armschutzplatten besitzen fast nur den Steilkopftyp. Diesen Typ gibt es vor den Glockenbecherleuten in Europa nicht, wohl aber findet man ihn unter aus dem Osten gekommenen Kurzkopftypen wie den Armenoiden und Tauriden (K. GERHARDT, 1974).

Aus der Penroseanalyse der arithmetischen Mittelwerte von kraniologischen Daten folgen mit kleinen Penroseabständen (Abb. 175) nicht nur die Ähnlichkeiten der aufeinanderfolgenden Populationen der Indogermanen von den Bandkeramikern bis zu den Aunjetitzern, sondern auch die auffallend großen Penroseabstände zwischen den älteren Glockenbecherleuten und diesen. Ihre Vermischung wird durch die kleineren Penroseabstände der späten Glockenbecherleute (Abb. 169, Nr. 5) zu den Indogermanen (Abb. 165, Nr. 1, 2, 3) und die fehlende Vermischung von diesen durch die kleinen Penroseabstände der Aunjetitzer zu den älteren Indogermanen (1, 2, 3) deutlich (A. u. H. BACH, 1976). Nur im Rückzugsgebiet Südeuropa hinterließen sie in der älteren Bronzezeit Spuren, so am Hohentwiel, im Ries und bei Hainburg (K. GERHARDT, 1964). Sie gingen in den Trägern der Urnenfelder-Kultur der Bronzezeit auf, und die Spuren reichen mit dem Kurzkopfmaximum der Hallstattzeit bis in die Kelten. Die Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes der Glockenbecherleute (Abb. 165, Nr. 8) hat ihr Maximum bei I_1 = 83,1, ist unsymmetrisch mit bis I_1 = 72, einem Überschuß an Langköpfigen von 8,9 %, der eine Vermischung mit ansässigen Indogermanen ausdrückt, aber für I_1 < 72 noch größer wird.

Von den Aunjetitzern vom Ende der Jungsteinzeit in die Bronzezeit 2300–1600 v. d. Ztw. sind wieder genügend Daten für eine Verteilungskurve vorhanden. Diese (Abb. 165, Nr. 9) ist leicht unsymmetrisch und läßt mit einem Überschuß von 4,2 % Langköpfiger die Entstehung der Aunjetitzer wie vermutet (L. SCHOTT, 1976) aus den Schnurkeramiken zu. Die Aunjetitzer Kultur (2300–1500) ist von Sachsen, Thüringen über Schlesien und Böhmen bis nach Mähren verbreitet und besitzt Fundorthäufungen in Mitteldeutschland, Nordböhmen und Mähren (Abb. 176). Das älteste Fundgebiet soll das mitteldeutsche sein (A. HÄUSLER, 1999). Aus dem Gebiet der DDR sind rund 200 Funde, aus Böhmen 126 und aus Öster-



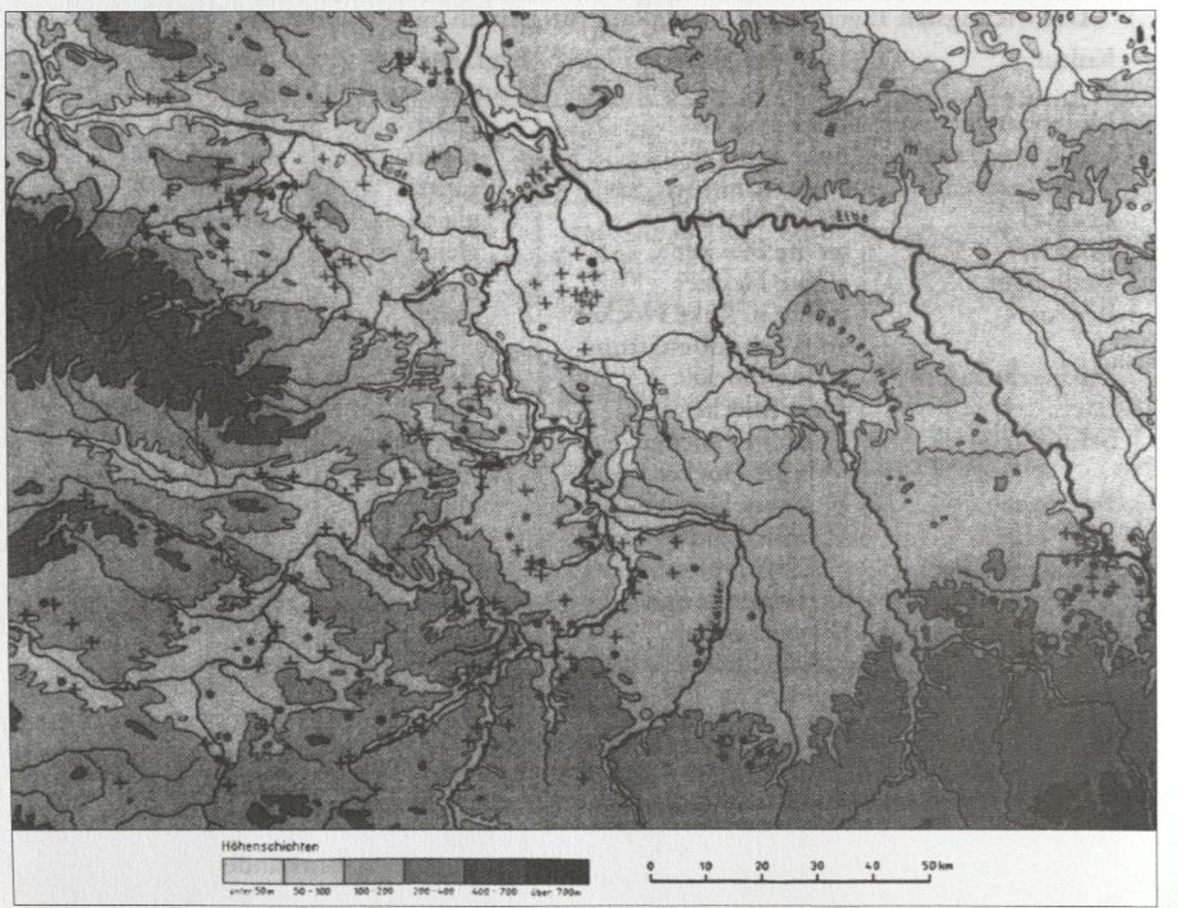


Abb. 176: Die Verbreitung der Aunjetitzer Kultur. Nach: oben, Hoops, I, 1973; unten, H. Behrens, 1973.

reich 50 Funde bekannt. Die Verwandtschaft der Aunjetitzer Kultur mit der der Schnurkeramiker wird vor allem durch die Hockerbestattung nahegelegt, die aber unterschiedslos nur als rechte Hocker erfolgte. Nur der Fürst im Grabhaus unter dem mächtigen Hügel bei Leubingen ruhte in gestreckter Lage. Auch kulturell setzten die Aunjetitzer im Hausbau die jungneolithische Tradition der Langhäuser fort.

Anthropologisch sind die Aunjetitzer insgesamt den Schnurkeramikern sehr ähnlich, indem ihr Verteilungsmaximum von I_1 = 71,8 (Abb. 165) mit dem zweiten Maximum der Schnurkeramiker von I_1 = 72,5 fast übereinstimmt und deren erstes Maximum von I_1 = 67,5 (Abb. 165, Nr. 7) sich in der Unsymmetrie ausdrückt. Die ethnische Fortsetzung der thüringischen Schnurkeramiker in die Aunjetitzer des gleichen Gebietes wurde aus der anthropologischen Ähnlichkeit erschlossen (L. Schott, 1976).

Beim Vergleich der Aunjetitzer von Großbrembach – nicht weit entfernt von Leubingen – mit den Aunjetitzern aus Böhmen, Mähren und Schlesien (H. Ullrich, 1972) und den Schnurkeramikern (Abb. 165, Nr. 7) sowie weiteren Indogermanen des Neolithikums folgt zunächst, daß die Aunjetitzer von allen Indogermanen die kleinsten Längen-Breiten-Indizes besitzen, und beim Vergleich mit den Schnurkeramikern, daß ihr I_1-Wert von 71,8 dem kleineren I_1-Wert der Schnurkeramiker sehr ähnlich ist. Da zudem der I_1-Wert von Großbrembach mit I_1 = 68,4 kleiner ist als derjenige der anderen Gruppen der Aunjetitzer, besteht die Wahrscheinlichkeit, daß der hochselektierte Anteil der Schnurkeramiker mit I_1 = 67,5 sich orts- und ethnokonstant in den Großbrembachern wiederfindet und in die anderen Gruppen der Aunjetitzer mit geringerem Anteil einging.

Aunjetitzer	Groß-brembach	Böhmen	Mähren	Schlesien	Schnurkeramik-Mitteldeutschland
I_1 (Mittelwerte)	69,4	71,4	72,2	70,9	71,3
n	32	134	116	27	31
Geschlecht			♂♀		♂♀

Da die Werte von Abb. 165, Nr. 9, auch wesentlich aus dem weiteren Mitteldeutschland stammen, sind damit Wanderungen aus diesem Raum am Ende der Zeit der Schnurkeramiker nach Böhmen, Mähren und Schlesien und die Trennung der beiden Bevölkerungsanteile, zwischen denen Heiratsschranken entstanden waren, sehr wahrscheinlich. Es wanderte der weniger selektierte Teil der Schnurkeramiker ab, wie die Ähnlichkeit dieses Teils mit I_1 = 72,5 (Abb. 165, Nr. 7) mit den Werten aus Böhmen, Mähren und Schlesien zeigt.

4.1.5.3 Die Bestattungssitten im Neolithikum

Von allen Kulturhinterlassenschaften mit ihren örtlichen Ausprägungen und zeitlichen Veränderungen innerhalb ethnisch bedingter Kulturgruppen sind die Bestattungssitten die beständigsten und am wenigsten von außen beeinflußten, weil sie nach fest verankerten ethisch und religiös bestimmten Normen stattfanden. Deshalb sollen hier noch die Bestattungssitten in der Jungsteinzeit (A. Häusler, 1983, 1992, 1999 u. 2001) kurz betrachtet werden.

Die Jäger und Sammler des Mesolithikums bestatteten liegend in gestreckter Lage. Doch mit dem Kulturumbruch wurde im Neolithikum bis in die Bronzezeit in Hockern bestattet. Die Bandkeramiker bestatteten gleichgeschlechtlich in links liegender Seitenlage mit Hockern. Die Richtungsabhängigkeit wechselte örtlich, am häufigsten mit dem Kopf im Westen. In allen jungsteinzeitlichen Kulturen mit Ausnahme der Schnurkeramiker herrschte dann gleichgeschlechtlich die rechtsseitige Hockerlage vor. Die Schnurkeramiker bestatteten bipolar Männer mit rechtsseitigen, Frauen in linksseitigen Hockern. Die Glockenbecherleute wurden bipolar und geschlechtsverschieden, aber wechselnd sowohl in rechts- wie linksseitigen Hockern bestattet. Die Schnurkeramik war nach Anfängen bei den Baalbergern ein Hinweis zur mitteldeutschen Entstehung der Schnurkeramik – die einzige mitteleuropäische Kultur, die geschlechtsverschieden begrub. In der folgenden Aunjetitzer Kultur wurde wieder gleichgeschlechtlich mit rechtsseitigen Hockern mit Kopf im Süden begraben. Auch in der Ockergrab-Kultur wurde gleichgeschlechtlich mit rechten Hockern begraben, aber auch in tangentialer und gestreckter Lage als Nachbestattung in Grabhügeln. In der Glockenbecher-Kultur Englands wurde um 2000 v. d. Ztw. mit linksseitigen Hockern bestattet.

In den mittel- und osteuropäischen Kulturen änderte sich jeweils von allen Eigenschaften meist nur eine. Auch damit zeigt sich die Ortsbeständigkeit und Aufeinander- und Auseinanderfolge der Kulturen und damit ihrer Träger. In dieser Entwicklung lassen sich keine Einflüsse aus Osteuropa und dem weiteren Osten und damit keine größeren Einwanderungen erkennen. Die einzige Ausnahme ist die Ockergrab-Kultur.

Die Bestattungssitte der linken Hocker der Bandkeramiker breitete sich nach Südost-Europa von einem mitteldeutschen Kerngebiet aus über Gebiete mit gestreckter Rückenlage mesolithischer Jäger und Sammler bis zur Ustavo-Kultur am unteren Dnjepr und ist gleichzeitig mit der Ausbreitung der Bauernkultur verbunden. Diese Ausbreitung der Bestattungssitten über die ethnischen Grenzen nach Südosten (Kap. 4.1.5.2) entspricht den anthropologisch erfaßten Befunden und widerspricht einer ethnischen Einwanderung der Bandkeramiker mit ihrer Bauernkultur aus dem weiteren Südosten mit einer Indogermanisierung Mittel- und Nordeuropas (Abb. 177) (A. Häusler 1998).

Die wichtigsten Eigenschaften der Bestattungssitten aus Kulturen des Neolithikums:

Kultur	Lage des Skeletts	bzgl. der Geschl.	Richtung des Kopfes
Lilienbandkeramik	linke Hocker	gleich	wechselnd
Hinkelstein und Großgartach	linke Hocker beginnende Strecker	gleich gleich	W und NW W und NW
Lengyel	rechte Hocker	gleich	O, auch W u. SW
Rössener	rechte Hocker	gleich	S
Baalberger	rechte Hocker	gleich	O und W
Badener	rechte u. linke Hocker auch Brandbestattung	gleich	W und NW wechselnd
Trichterbecher	rechte Hocker dann Strecker	gleich	WS, SW dann W, NW
Schnurkeramik	♂ rechte Hocker ♀ linke Hocker	ungleich	♂ W und SW ♀ O und NO
Fatjanovo	♂ rechte Hocker ♀ linke Hocker	ungleich	♂ W und SW ♀ O und NO
Glockenbecher	♂ linke Hocker ♀ rechte Hocker	ungleich	♂ W und NO ♀ S und SW
Ockergrab	Rückenhocker Hügelrandbestattungen gestreckt	gleich	W
Aunjetitzer	rechte Hocker	gleich	S

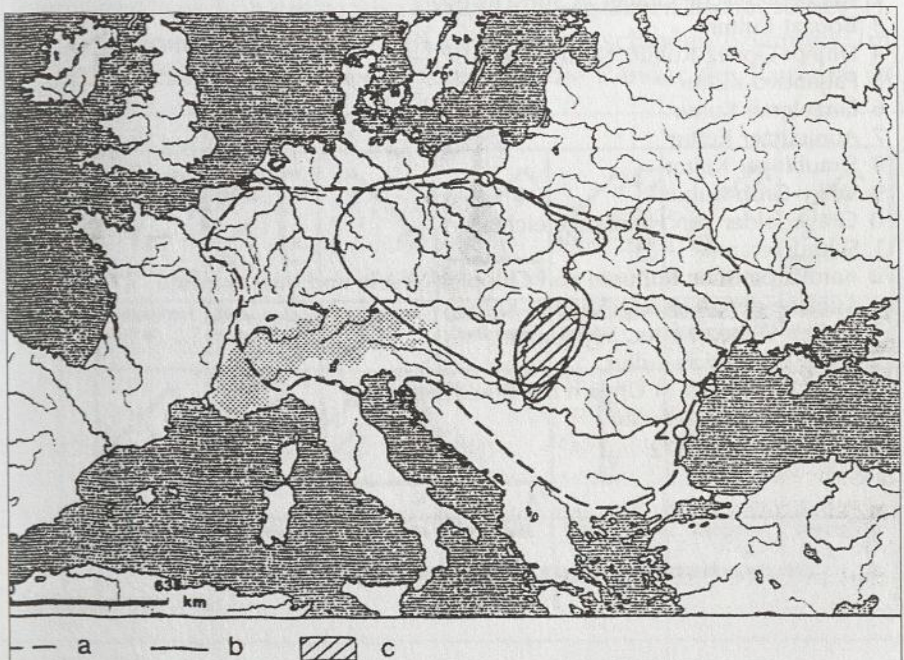


Abb. 177: Die weiteste Ausdehnung von neolithischen Grabsitten.
a. der linken Hocker aus der Linienbandkeramik-Kultur,
b. der rechten Hokker aus der Lengyel-, Rössener und Baalberger Kultur,
c. monopolar, geschlechtsdifferenzierte Hockerbestattung in der Tiszapolgar- und Bodrogkeresztur-Kultur.
Nach: A. Häusler, 1998.

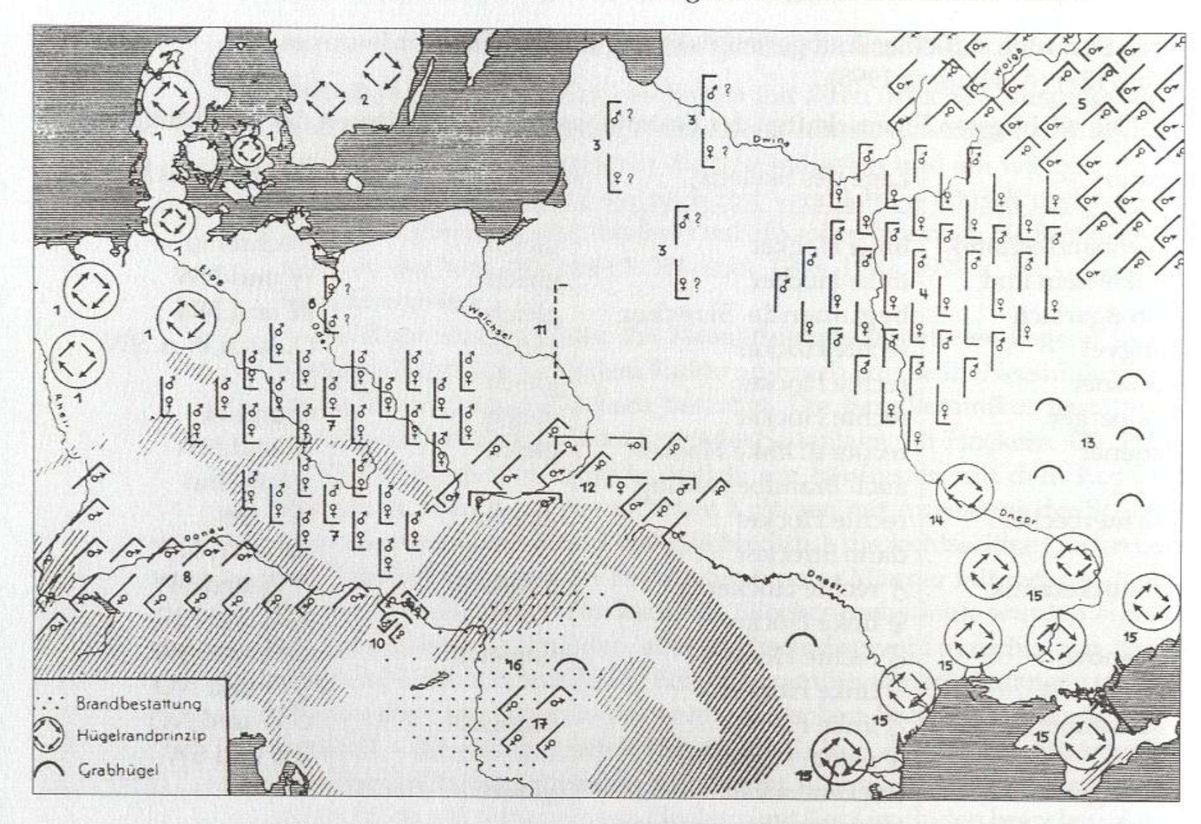


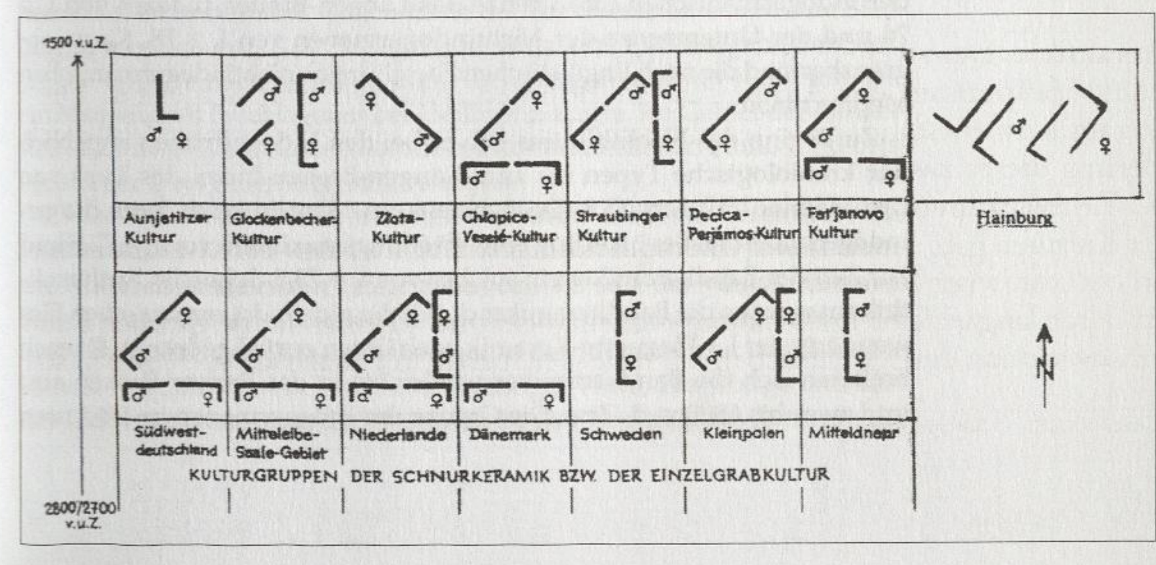
Abb. 178: Bestattungssitten der frühen Bronzezeit, Kopf am Haken.
1 jüngste nordische Jungsteinzeit (Dolchzeit) in Schleswig-Holstein und NW-Deutschland
2 spätneolithische Gräber in Südschweden
3 Booaxt-Kultur
4 Dnjepr-Donez-Kultur, Nordgruppe
5 Fatjanovo-Kultur
6 Einzelgrab-Kultur
7 Aunjetitzer Kultur
8 Straubinger Kultur
9 Velky-Grob-Kultur
10 Gräberfelder von Hainburg-Teichtal
11 Schnurkeramik
12 nordkarpatische Kulturen von Chlopice-Vesele und Mierzanovice
13 Kurgane der älteren Ockergrab-Kultur
14 Dnjepr-Donez-Kultur, Südgruppe
15 ältere Ockergrab-Kultur
16 frühe Bronzezeit in Ungarn mit Brandbestattung
17 Pecica-Perjamos-Kultur
Nach: A. Häusler, 1972

Die Gebiete der folgenden rechten Hocker breiteten sich von Mitteldeutschland bis in das Karpatenbecken und an die obere Weichsel aus und überdeckten das Gebiet der Lengyel-, Rössener und Baalberger Kultur, wobei deren Gebiete ortskonstant, also ohne Zuwanderung, übernommen wurden (A. Häusler, 1998).

Die geographische Verteilung der Grabsitten in der frühen Bronzezeit nach dem Verschwinden der Glockenbecherleute aus Nord- und Mitteleuropa zeigt die Abbildung 178. Die Grabsitten sind ethnischen Verbänden zuordenbar.

Die Träger der am weitesten im Osten liegenden Fatjanovo-Kultur (Abb. 178, Nr. 5) bewahrten sich den Grabbrauch der Schnurkeramiker ebenso wie die nordkarpatischen kleinen Kulturen (12), die als Reste der Schnurkeramiker angesehen werden können. Die nach Westen folgende Dnjepr-Donez-Kultur benutzte das Grabschema wie die Glockenbecher-Kultur. Sie können noch den Indogermanen zugerechnet werden, obwohl sie zwar hochselektiert (Abb. 165, Nr. 5, $\sigma = 2{,}52$) waren, aber schon mit I_1=75,4 Sondereinflüssen unterlagen. Ebenso bestatteten die Schnurkeramiker der Bootsaxt- und Haffküsten-Kultur (Abb. 178, 15). Auch im Gebiet der Straubinger Kultur (Abb. 178, 8) herrschte der Grabbrauch der Glockenbecherleute, hier wohl durch ethnische Reste der aus dem Norden vertriebenen Glockenbecherleute verbreitet, ebenso wie in innerkarpatischen Gruppen (17). Als geschlossenes Gebiet mit abweichender Grabsitte, gleichgeschlechtlich und unipolar mit rechten Hockern zeichnet sich das Gebiet der Aunjetitzer (7) aus. In Hainburg an der Berührung der Aunjetitzer mit der Straubinger Kultur (10) mit ethnischen Resten der Glockenbecherleute wurde verschieden bestattet. In der nordischen Bronzezeit, im Gebiet der Urgermanen, wurde in gestreckter Lage in Hügelgräbern nachbestattet (1), auch in Schonen (2) in gesteckter Lage, aber verschieden orientiert. Im Gebiet der Ockergrab-Kultur (15) wurde in die Ränder der Kurgane in

Abb. 179: Schema der Hockerbestattungen aus der jüngeren Steinzeit und der älteren Bronzezeit. Der Kopf ist am Haken zu denken. Nach: J. Preuss, 1998; Hainburg nach: Ehgartner, 1959.



gestreckter Lage nachbestattet. Ihre Träger lassen sich (Abb. 165, Nr. 6) anthropologisch nicht in indogermanische Gruppen einordnen.

Bereits in der mittleren Bronzezeit (Abb. 178) erfolgte im gesamten europäischen Gebiet der Übergang zur gestreckten Grablage, im Norden dem Gebiet der Einzelgräber schon vorher, zum Teil mit Baumsärgen (A. HÄUSLER, 1977).

4.1.5.4 Die Entwicklung der Indogermanen in Mitteleuropa und ihre Abgrenzung gegen Nichtindogermanen

Die Verbreitungen der kulturellen und ethnischen Verbände sind heute noch sehr unsicher. Die Verbreitungskarten der verschiedenen Bearbeiter decken sich keineswegs. Andererseits sind die zeitlichen Zuordnungen infolge der verschiedenen Methoden der Altersbestimmung, die dendrologisch auf das Jahr genau gehen können, wesentlich sicherer geworden.

Offen ist die Frage, ob aus den im Aurignac in das periglaziale Gebiet Eingewanderten weitere Völker außer den Ur-Indogermanen entstanden.

Aus dem Fehlen von ersten indogermanischen Orts-, insbesondere Flußnamen kann auf die nichtindogermanische Bevölkerung Nord- und Südrußlands, der Iberischen Halbinsel, Südfrankreichs, Norditaliens und des Balkans geschlossen werden und aus den ersten ligurischen und ähnlichen Ortsnamen auf die nichtindogermanische Besiedlung Unteritaliens, des Balkans, Griechenlands, Kleinasiens und Nordafrikas (L. KILIAN, 1988b).

Die Trennung der Indogermanen von Nichtindogermanen und die Angabe ihrer Wohngebiete und Wanderungen ist zur Zeit nur höchst lückenhaft möglich. Die Abwanderungen der Satem-Indogermanen und die Abwanderungen in der Bronzezeit konnten bisher archäologisch zeitlich und räumlich nicht auch nur andeutungsweise im mitteleuropäischen Stammgebiet sichtbar gemacht werden. Die anthropologische Trennung liegt bei der indogermanischen Obergrenze des Längen-Breiten-Indexes von $I_1 \cong 74$ und der Untergrenze der Nichtindogermanen von $I_1 \cong 78$. Kaum abgrenzbar sind die nach linguistischen Forschungen nichtindogermanischen Mediterranen.

Zu Beginn des Neolithikums gab es bei den Indogermanen angeblich nur kraniologische Typen bis zum Längen-Breiten-Index des Typs von Cro-Magnon mit $I_1 = 73{,}8$. Doch bereits im Mesolithikum hatte die urindogermanische Bevölkerung ein Verteilungsmaximum von $I_1 = 72{,}5$ und zur Zeit der Bandkeramiker ein solches von $I_1 = 73{,}5$. Schon im Frühneolithikum wurden die Bandkeramiker durch die nichtindogermanischen Einwanderer der La-Hoguette-Keramik nach Osten zurückgedrängt. Danach breiteten sich die Bandkeramiker wieder bis in das Pariser Becken aus, und zwar bis 4800 v. d. Ztw. Die Grenze der Indogermanen im Südosten

wurde in der Nachfolge der Bandkeramik durch die Lengyel-Kultur sichtbar, deren Träger bereits stärker mit Nichtindogermanen vermischt waren.

Aus dem Vergleich der Anthropologie der Bandkeramiker mit der ihrer Umgebung folgt, daß ihre Kulturrevolution weder aus dem Westen noch aus dem Osten und Südosten importiert worden sein konnte. Sie war eine Eigenschöpfung.

Zu Beginn des Neolithikums gab es in Mitteleuropa keine Rundkopftypen. Während nach 1000 n. d. Ztw. eine sehr breite Brachycephalisation einsetzte, die heute rückläufig ist (Abb. 164), können diese kraniologischen Typen sowohl durch Einwanderung hereingekommen als auch autochthon entstanden sein.

Das beste Beispiel einer Einwanderung ist mit den Glockenbecherleuten belegt, die nicht lange danach aus Mitteleuropa und England wieder verschwanden. Die in Dänemark im Neolithikum entstandene Kopfverrundung auf das Verteilungsmaximum von $I_1 = 76{,}3$ mit dem Borrebytyp mit dem Mittel $I_1 = 77{,}8$ wurde hier als eine innerethnische Veränderung unbekannter Art betrachtet. Sie verschwand auch wieder mit dem Ende des Neolithikums.

Wie die großen, in der Jungsteinzeit aufeinander folgenden Kulturen der Bandkeramik, Trichterbecherkultur, Schnurkeramik und dann der Aunjetitzer Kultur (Abb. 7, 14, 15 u. 175) auseinander hervorgingen, ethno- und ortskonstant durch Übernahme ihrer Kultur (Akkulturation) oder durch Aus- und Einwanderungen, ist noch weithin unaufgeklärt.

Die Bandkeramik entstand in einem mitteldeutschen Kerngebiet, sie breitete sich nach Westen durch Rodungen in Waldgebieten bis westlich des Rheins aus und wahrscheinlich durch Zurückdrängen anderer Völker bis zum Donauknie.

Wie die Ausbreitung der Bandkeramik darüber hinaus nach Westen und Osten stattfand, als im Kerngebiet schon die Trichterbecherkultur herrschte, ist unbekannt. Gegen Ende der Bandkeramik waren ihre Siedlungen westlich von Köln weitgehend verlassen. Die Aufgabe der Siedlungen erfolgte nach dem Bau von Fluchtburgen und mit Kämpfen, wie ein Massengrab Erschlagener bei Heilbronn zeigte. Im Gebiet der Hinkelstein-Kultur in Rheinhessen konnte ein kontinuierlicher, ethno- und ortskonstanter Übergang festgestellt werden.

Zwischen diese weitverbreiteten Kulturen der Bandkeramiker, der Trichterbecher-Kultur und der Schnurkeramiker fügen sich jeweils ähnliche Kulturen in kleineren Teilgebieten ein, die sich der ethnokonstanten Entwicklung aus der mittleren Steinzeit durch die ganze Jungsteinzeit bis in die Bronzezeit einpassen. Dabei war in der Jungsteinzeit das Gebiet in Mitteldeutschland zwischen Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge und Elbe das Innovationszentrum der Kulturen. Es war zugleich das Zentrum der

Bewahrung der anthropologischen und damit der ethnischen Konstanz sowie der ethnischen Ausbreitung.

Hier entwickelten sich die aufeinanderfolgenden Kulturen und breiteten sich nach Westen und Osten aus. Während im Zentrum die Trichterbecher-Kultur herrschte, erreichte die Bandkeramik im Westen das Pariser Becken und im Osten das Schwarze Meer und den Dnjepr (A. Häusler, 1998) (Abb. 177). Sowohl im Westen als auch im Osten herrschten bis dahin noch mesolithische Jägerkulturen. Im europäischen Kerngebiet entstanden kulturelle Hochleistungen wie in der Bandkeramik die riesigen Häuser und große Kastenbrunnen in Vollholz-Blockbauweise (Erkelenz, Zwenkau), in der Stichbandkeramik und der Bernburger Kultur astronomisch ausgerichtete Rundwälle (Goseck, Quenstedt b. Hettstedt), in der Trichterbecher-Kultur die ersten Wagen (Flintbek) und die erste Kupferherstellung (Hort von Bygholm), bei den Aunjetitzern die Himmelsscheibe von Nebra und die erste Zinnbronze unabhängig vom Nahen Osten. Erst mit dem Beginn der Bronzeheit ging dieses Zentrum im Bereich der Hügelgräber- und dann der Urnengräber-Kulturen verloren.

Im Kerngebiet in Mitteldeutschland ist die orts- und ethnokonstante Entwicklung der Trichterbecher-Kultur über die Rössener und weitere kleinere Kulturen geringerer Ausdehnung sicher. Doch am Südrand der Bandkeramik ging diese in die Lengyel-Kultur über und grenzte weiter südlich an die nichtindogermanische Starčevo-Körös-Kultur. Die Erteböller-Eller-

2880-2580 BC
2620-2480 BC
2460-2200 BC
2900
Kleinpolen
Kujawien
Mittelelbe-Saale
Taubertal
Ostschweiz
Dänemark

Abb. 180: Die Dauer der Schnurkeramik nach [14]C-Altersbestimmungen mit den drei flachgeneigten Stücken der Kalibrationskurve Intcal. 98. Nach: M. Furholt, 2004.

bek-Kultur ist ethnokonstant akkulturiert (B. Gramsch 1971). Bereits gegen Ende der Trichterbecherkultur entwickelten sich im Kerngebiet erst die Baalberger und daraus die Walternienburg-Bernburger Kultur und aus diesen die Schnurkeramik.

Am Beginn der Schnurkeramik erscheint plötzlich und überall gleichzeitig über die vorhergehenden Kulturen der einheitliche A-Horizont mit A-Hammeräxten, -Amphoren und -Bechern. Dieser fehlt im Gebiet der Elbe-Saale-Schnurkeramik und der Bernburger, Baalberger Kultur und in Böhmen der Rivnac-Kultur sowie der Kugelamphoren-Kultur (Abb. 170). Hier gibt es Übergänge, das heißt, in diesen Gebieten entstand die Schnurkeramik. Die Ausbreitung des A-Horizontes beginnt mit einzelnen Gräbern der Schnurkeramik. Dann brechen die vorhergehenden Gräberfelder ab. Der Vorgang der Ausbreitung der Schnurkeramik beginnt mit der Auswanderung einzelner Kleingruppen. Es folgt die Akkulturation der dort wohnenden Indogermanen (Abb. 165, Nr. 7 ohne I_1-Max. = 67,5) (H. Behrens, 1997, M. Buchvaldek, 1992 u. 1997). In Jütland ist eine ethnokonstante Übernahme der Schnurkeramik nachgewiesen, während in Mähren die Schnurkeramiker einwanderten (Abb. 180).

In Böhmen (50000 km^2) wurde die Einwanderung auf 2000 km^2 wirtschaftlich genutzter Fläche auf anfangs 2000 Personen bei einer Gesamtpopulation von 10000 geschätzt (M. Buchvaldek 1995).

Nach der Ausbreitung der Schnurkeramik in das Gebiet der Haffküsten-Kultur wurde dies der Ausgang von Wanderungen der Träger der Fatjanowo-Kultur (Abb. 15) in das Wolga-Oka-Gebiet um etwa 2000 v. d. Ztw.

Fatjanovo-Kultur	♂	n	♀	n
I_1	71,4	29	71,6	17

(Schwabedissen 1973, Tabelle 66)

Die dort wohnenden Stämme der Volosovo-Kultur wurden vertrieben. Die Fatjanovokultur stand in kultureller Verbindung zur Haffküstenkultur wie nach Süden zur Dnjepr-Donez-Kultur (Abb. 165), die von 2400 bis 1500 bestand. Ebenso gab es eine anthropologische Übereinstimmung zu den Schnurkeramikern beider Gebiete. Nach 1600 bis 1500 v. d. Ztw. verschwanden die beiden genannten durch Vermischung mit den nichtindogermanischen Nachkommen der Kammgrübchen-Kultur (D. Krainov, 1992).

Die Altersbestimmungen ergaben in Mitteldeutschland, Norddeutschland, Schlesien und Großpolen eine Überlappung der Kulturen (Abb. 181). Zeitweise sind in den gleichen Siedlungen die Kulturüberlappungen auch archäologisch nachweisbar. Die Aunjetitzer entwickelten sich im Kerngebiet (Abb. 176) ethno- und ortskonstant aus den Schnurkeramikern. In Böhmen wird aber mit ihrer Einwanderung gerechnet (s. Kap. 1.3). Über

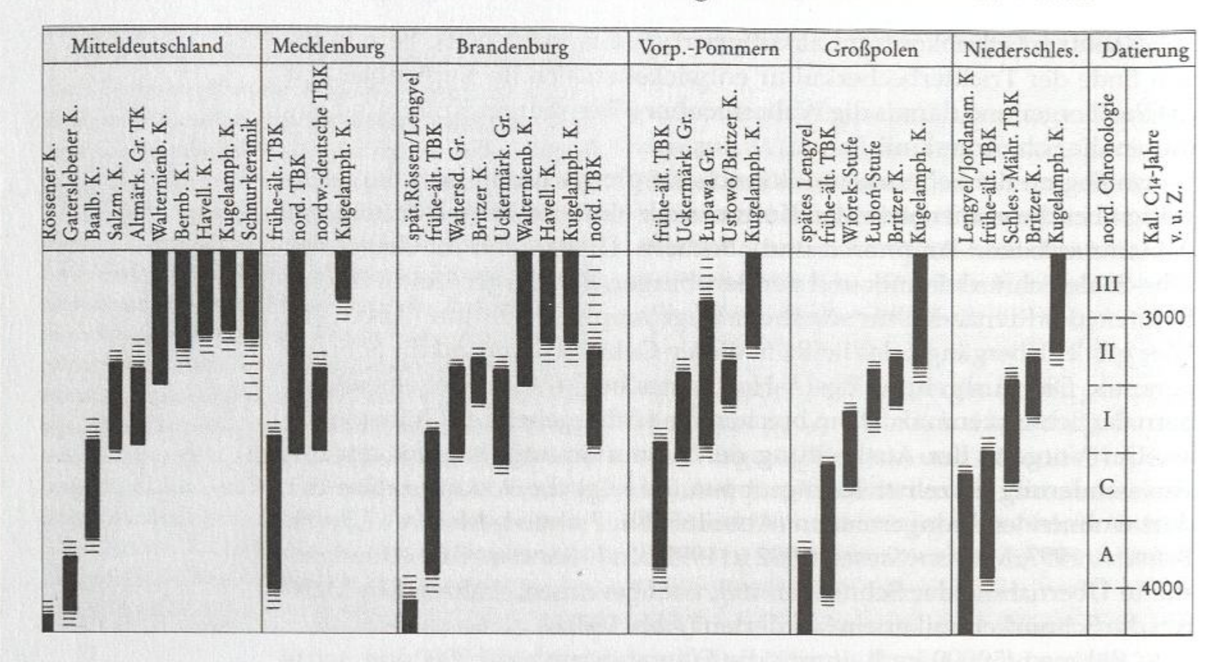


Abb. 181: Die Dauer neolithischer Kulturen nach kalibrierten [14]C-Altersbestimmungen. Nach: E. Kirsch, 1994.

die in Frankreich verstreuten kleineren Gruppen der Indogermanen können kaum Aussagen gemacht werden. Von den nichtindogermanischen Bevölkerungen lassen sich nur sehr unsichere Angaben machen. Das Gebiet der Bandkeramiker grenzte im Westen und Süden an Träger der nichtindogermanischen La-Hoguette-Kultur, die sich bis über den Rhein ausbreitete, dann aber nach Westen zurückgedrängt wurde. Ihre Kultur war der Cardial-Kultur ähnlich.

Im älteren Neolithikum saßen in Frankreich an der Küste des Mittelmeeres die nichtindogermanischen mediterranen Träger der Cardial-Kultur (I_1 = 74, n = 8, Datenbank Mainz), die eine primitive Landwirtschaft mit lediglich Schafzucht betrieben. Nach Norden und Nordwesten folgten weitgehend menschenleere Räume mit Mesolithikern bis an die Westgrenze der Bandkeramik (Abb. 8). Diese dehnte sich bis um 4000 v. d. Ztw. über das Pariser Becken bis an das Loireknie aus.

Im mittleren Neolithikum von 4500 bis 3500 v. d. Ztw. besetzten die Träger der nichtindogermanischen Cortaillod-Kultur (I_1 = 78,5, n = 9, Datenbank Mainz) den Raum östlich der Garonne im Süden bis an die obere Rhone und in die Schweizer Seen. Der Einfluß der Rössener Kultur erreichte nach Westen die Seine. Auch die Ausdehnung der Michelsberger Kultur erreichte nach Westen um 2600 v. d. Ztw. über Belgien das Seinebecken.

Im jüngeren Neolithikum wohnten im Gebiet von der Aisne über die Oise bis zur Seine in der Zeit von 2900 bis 2400 v. d. Ztw. die Träger der Seine-Oise-Marne-Kultur, die Nichtindogermanen waren.

	n	♂ I_1	n	♀ I_1
Bandkeramik	21	73,3	8	74,4
Seine-Oise-Marne-Kultur	226	78,1	208	79,2
deren Megalithgräber	19	79,2	15	79,8

Nach: R. Riquet, 1973.

Die Bevölkerung der Iberischen Halbinsel gehört zu den Nichtindogermanen der mediterranen Verbreitungsgebiete. Der Längen-Breiten-Index schwankt zwischen I_1=72 und mehr als 80 mit einem Maximum der kleineren Serien um 74 bis 75. Bemerkenswert ist, daß in den Trägern der Glockenbecher-Kultur Spaniens kaum der Typ des planoccipetalen Kurzschädels auftritt. Längen-Breiten-Indizes reichen von I_1 = 72 bis 92 (S. Alcobe u. a., 1978).

Den Balkan südlich um die Lengyel-Kultur besiedelten Nichtindogermanen. Auch auf dem Balkan gab es im frühen Neolithikum noch keine Brachykranen. Die Brachykranisation setzte im Neolithikum vor Ort in einer Bevölkerung paläolithischen Ursprungs ein (P. Boev, 1973). Erst im Jungneolithikum trat der dinarische Typ rein und in Mischungen mit anderen Typen auf. Er soll dort aus mediterranen Typen entstanden sein. Zu dieser Bevölkerung aus paläolithischen Typen zählen auch die Träger der Starčevo-Kultur, aus denen deshalb die Bandkeramiker nicht abgeleitet werden können. Bisher liegen von ihnen nur Messungen des Längen-Breiten-Indexes vor mit dem Mittelwert von I_1 = 74,9 und sehr breiter Streuung von 63,8 bis 86,1 (Anthropol. Datenbank Mainz, 20073 u. 21260).

In der Schweiz reichte die nichtindogermanische Cortaillod-Kultur aus Südfrankreich bis an die westlichen Schweizer Seen. In ihr sind große brachykrane Anteile enthalten (M. Sauter, 1973). Ob die im Schweizer Mittelland siedelnden Träger der Ergolzwiler Kultur (um 4500 v. d.Ztw.) und die Träger der Horgener Kultur (3500–2800 v. d. Ztw.) zu den Indogermanen zu rechnen sind, bleibt aufzuklären und der Zukunft überlassen.

In Polen ist die Folge der nichtindogermanischen Kulturen teilweise flächendeckend. Zwischen der Kugelamphoren-Kultur und der Schnurkeramik erfolgte die Invasion der nichtindogermanischen und nichtackerbautreibenden Kammkeramiker aus Nordosteuropa bis Westsibirien mit I_1 = 76,2, n = 15 (Anthropol. Datenbank 20019–20028). Nach der Schnurkeramik kam die Glockenbecher-Kultur mit dem in Polen erstmaligen Auftreten der Brachykranen, die wieder auswanderten und zum Teil in der Mischbevölkerung mit der Lausitzer Kultur und Brandbestattung aufgingen, in die auch indogermanische Elemente wie von den Aunjetitzern eingingen (A. Wierzinski, 1979).

Im Neolithikum herrschten in Rußland in der Waldzone noch mesolithische Kulturen wie die weitverbreitete Kamm-Grübchen-Kultur, die nicht

indogermanisch ist und im Baltikum an die Schnurkeramik grenzt mit I_1 = 76,5, n = 68 (Anthropol. Datenbank 20001–04, 20022–23).

Die am Oberlauf der Wolga der Kamm-Grübchen-Kultur eingelagerte Fatjanovo-Kultur ist neolithisch und indogermanisch (G. Debetz 1979).

	n	♂ I_1	n	♀ I_1	Tab.
Fatjanovo-Kultur	29	71,4	17	71,6	66
Kamm-Grübchen-Kultur	23	79,0,	20	78,3	62

Nach: Schwabedissen, 1973.

4.1.6 Die ethnische Entwicklung in der Bronzezeit

In dem großen ethnisch und kulturell fast einheitlichen Gebiet der Schnurkeramik (2800–2400 v. d. Ztw.) hatte sich gegen Ende der Jungsteinzeit die Aunjetitzer Kultur (2300–1600 v. d. Ztw.) (Abb. 176) herausgebildet. Sie besetzte ein Gebiet nordöstlich des Thüringer Waldes, des Harzes und östlich des Böhmer Waldes und hat Fundorthäufungen östlich des Thüringer Waldes, in Nordböhmen, im Budweiser Becken und in Mähren. Nur ein Teil der Aunjetitzer fand eine Fortsetzung in die nordische Bronzezeit. Aus dem Thüringer Gebiet bei Nebra stammt der Fund der ersten astronomisch korrekten Himmelsdarstellung mit Goldpunkten als Sternen auf einer Bronzescheibe von 1600 v. d. Ztw. Die Scheibe wurde als Hort zusammen mit zwei Goldgriffschwertern vergraben.

Die Aunjetitzer setzten anthropologisch die Schnurkeramik fort. Deren hochselektierter Anteil von I_1 = 67,5 macht sich in ihrer Verteilungskurve (Abb. 165 Nr. 9) noch in einem Überschuß von Langköpfigeren von 4 % bemerkbar. Sie bestatteten im Gegensatz zu den Schnurkeramikern nur als rechtsseitige Hocker mit Kopf im Süden (Abb. 179). Aber der Fürst vom Leubinger Grab ruhte in gestreckter Lage.

Die Kulturhinterlassenschaften aus der jüngeren Aunjetitzer Kultur aus Nordwestböhmen finden sich in der Straubinger Kultur, die südlich der Donau vom Lech bis München und bis Melk verbreitet ist (J. Pleinerova 1967), auch als Langhäuser mit Sparrendach. Doch ihre Bestattungsriten waren geschlechtsverschieden und gleich denen der Glockenbecherleute.

In der Straubinger Kultur (2300–1600 v. d. Ztw.) lassen sich zwei verschiedene und unvermischte Populationen unterscheiden, von denen die eine Indogermanen umfaßt und sicher Aunjetitzer Zuwanderer enthält. Die andere sind nichtindogermanische Einwanderer aus dem weiteren Südosten.

Die I_1-Werte der Straubinger Kultur

									Mittel
I_1	66,1	70,3	72,1	72,4	72,5	73,3			71,2
n	1	1	1	2	2	1			8
I_1	78,5	79,1	79,2	80,3	80,7	81,1,	84,1	85,2	81,0
n	3	1	2	2	3	2	3	1	17

Aus dem Gebiet der Einzelgrab-Kultur der Schnurkeramik entwickelte sich mit ethnischer Konstanz ab 1800 v. d. Ztw. die nordische Bronzezeit, die dann ihre Fortsetzung bis in die germanischen Stämme der Völkerwanderungszeit hatte. Die Ausbreitung der bronzezeitlichen Germanen zeigen die Abb. 18b, 23, 25 und 182.

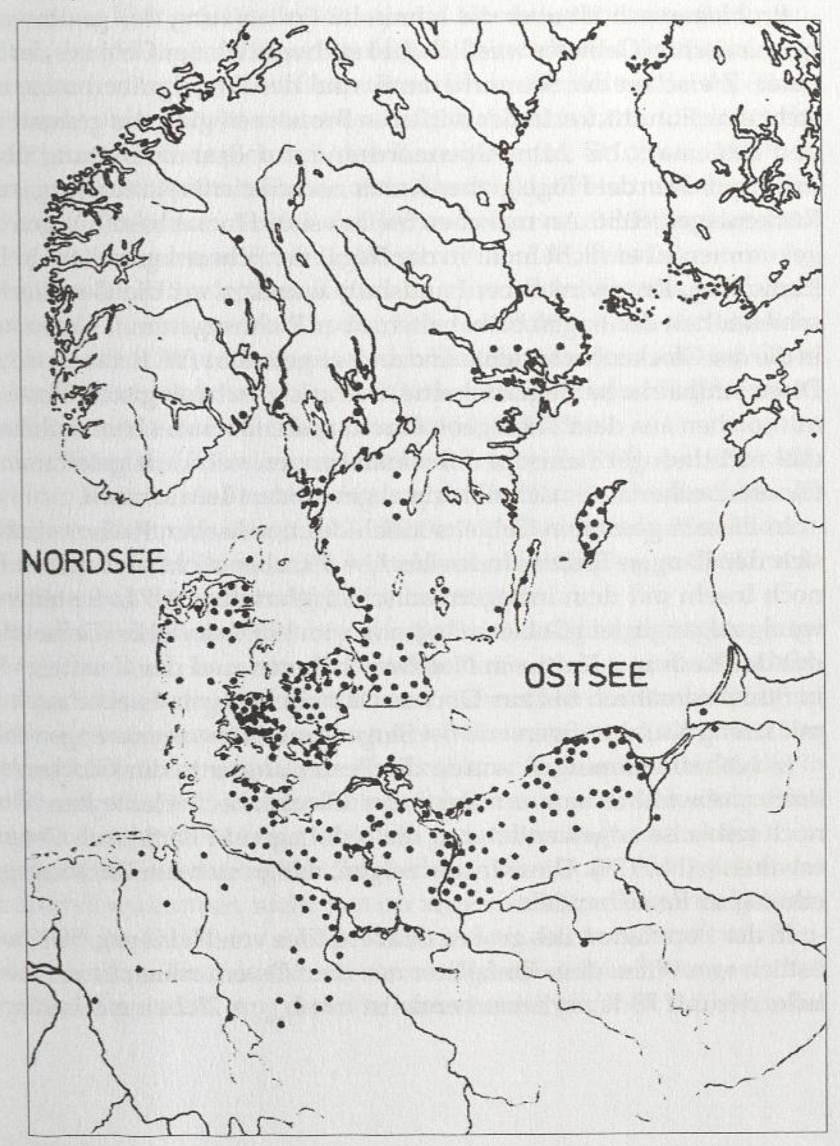


Abb. 182: Die Verbreitung germanischer Hortfunde aus der Periode V der Bronzezeit (Jüngere Bronzezeit, etwa 900 bis 750 v. d. Ztw.). Nach: L. Kilian, *Zur Herkunft und Sprache der Prußen*, Bonn 1980.

Von den Germanen südlich der Ostsee ist bisher nur eine kleine Zahl von Skelettgräbern bekannt geworden. Auch sie gingen in der jüngeren Bronzezeit zur Brandbestattung über. Ihr Wert des Längen-Breiten-Indexes von I_1 = 73,6, n = 19, (BERNHARD, 1986) blieb in dem Bereich der Werte für die vorhergehenden Indogermanen und die folgenden germanischen Stämme der Völkerwanderung und bestätigt die ethnische Konstanz bis zu diesen. »Betrachtet man die Fundserien aus späteren Zeitperioden, so zeigt sich, daß in den meisten Fällen die Mittelwerte nur in sehr kleinen engen Grenzen um den Mittelwert der bronzezeitlichen Serien variieren, d. h., daß seit der Bronzezeit zumindest bis zum frühen Mittelalter mit einem morphologisch relativ homogenen Bevölkerungssubstrat im Differenzierungsraum der Germanen gerechnet werden kann.« (BERNHARD, 1986)

Problematisch ist aber die ethnische Fortsetzung des gesamten indogermanischen Gebietes westlich und südwestlich des Gebietes der Aunjetitzer. Zwischen der Schnurkeramik und der Hügelgräberbronzezeit besteht eine Fundlücke. In der mittleren Bronzezeit ging das gesamte Gebiet von Dänemark bis zum Alpennordrand zur Brandbestattung über. Bis dahin wurde in der Hügelgräber-Kultur noch Skelettbestattung in gestreckter Rückenlage geübt. An manchen Stellen sind Hockerbestattungen zutage gekommen, aber nicht mehr in der Regel der Schnurkeramiker. In Bayern (Straubing, Kronwinkel bei Landshut) wurde zwar die Geschlechtsverschiedenheit der Lagen beibehalten, aber Richtungen und Lagen wurden in die der Glockenbecherleute und andere geändert (W. RUCKDESCHEL, 1968). Diese südbairische Begräbnissitte wie auch archäologische Reste sollen mit solchen aus dem Theißgebiet im Karpatenbecken übereinstimmen, so daß nichtindogermanische Einwanderungen von dort gekommen oder Glockenbecherleute nach dorthin abgewandert sein können.

In diesem gesamten Gebiet südlich des nordischen Kreises veränderte sich der Längen-Breiten-Index bis I_1 = 79, aber nicht einheitlich. Es gab noch Inseln mit dem indogermanischen Wert um 72–74, die teilweise in wenig zugänglichen Gebieten lagen wie im Waldviertel bei Gemeinlebarn, mit der Knovizer Kultur in Nordwestböhmen und der Velatitzer Kultur in Südwestmähren bis zur Donau. Dazwischen gab es aber auch Inseln mit streng Kurzköpfigen wie bei Singen und Nähermemmingen im Ries.

In Nähermemmingen wurde die Bestattungssitte der Glockenbecherkultur, obwohl es sich um Reste der Glockenbecherleute handelte, nur noch teilweise angewendet, nur die N-S-Lage mit Blick nach Osten blieb erhalten (Abb. 179). Diese Inseln zeigen, daß es sich um Rückzugsgebiete ethnischer Reste handelt.

In der Population des großen Gräberfeldes von Hainburg, 50 Kilometer östlich von Wien, dem Einfallstor aus dem Osten, erkennt man zwei Anteile, der mit 78 % vorherrschende ist mit I_{1max} = 78,2 eine Mischbevölkerung aus Indogermanen und Nichtindogermanen von im Osten verbreiteten Kurzköpfigen, die im Nordosten bis zu den Kammkeramikern gereicht hatten. Der andere Anteil mit 22 % zeigt mit dem zweiten Gipfel der Kurve Nr. 3 der Abb. 183 mit I_{1max} = 85, daß dieser Teil gerade zugewandert ist und noch Heiratsschranken bestanden. In ihm sind die auch vorher in den Glockenbecherleuten in Mitteldeutschland erkennbaren zwei Typen (GERHARDT, 1953) des planoccipitalen Steilkopfes und des flachgesichtigen Rundkopfes (EHGARTNER, 1959) erkennbar. Die Bestattungssitten sind zwar noch die der Hockergräber, aber die Richtungen lassen sich nicht mit denen von Indogermanen oder Glockenbecherleuten vergleichen (Abb. 179).

In Böhmen verschwanden um 1600 v. d. Ztw. die Glockenbecherleute. Der Aunjetitzer Kultur folgte in Mittel- und Nordwestböhmen die Knovizer Kultur, deren Träger indogermanische I_1-Werte hatten, in die sich also die Aunjetitzer ethnokonstant fortsetzten. Bis in die Kelten der La-Tène-Zeit bestanden hier Ortskonstanz und ethnische Konstanz. Die keltische Oberschicht entwickelte sich aus den Knovizern (M. STLOUKAL, 1979). In Mähren ging die Aunjetitzer Kultur ohne Bruch in die Veterov-Kultur über, die sich in die Velatitzer Kultur der Urnenfelderzeit mit Ethnokonstanz fortsetzte mit indogermanischen I_1-Werten (Abb. 183, Tabelle).

Obwohl in der Hügelgräber-Kultur zu gestreckter Totenlage übergegangen wurde, bestattete man in der Veterov-Kultur noch mit Hockern und kehrte zu den Bestattungssitten der Einzelgrabkultur wie der Glokkenbecherkultur zurück, männlich mit linken Hockern und Kopf im Norden, weiblich mit rechten Hockern und Kopf im Süden.

In der Oberpfalz, Böhmen und Mähren folgte ab 1300 v. d. Ztw. die Urnenfelder-Kultur mit Brandbestattung und in Nord-, Nordostböhmen und Nordostmähren die Lausitzer Kultur mit großen Brandgräberfeldern. Der westliche Teil der Aunjetitzer Mitteldeutschlands ging in der Urnenfelder-Kultur auf, die in Brandgräbern bestattete.

Um das Ende der Bronzezeit begann die Beisetzung in gestreckter Lage vorzuherrschen, auch im germanischen Nordkreis. In dem großen Nachfolgegebiet der Schnurkeramiker westlich und südwestlich der Aunjetitzer ging die ethnische indogermanische Vorherrschaft weitgehend verloren. Das Gebiet der Aunjetitzer wurde von der Lausitzer Kultur überdeckt, die in großen Brandgräberfeldern bestattete. Infolgedessen ist die ethnische Fortsetzung der Aunjetitzer bis auf die oben genannten Reste unbekannt.

Die ethnische Fortsetzung der Schnurkeramiker in die Aunjetitzer war auch kulturell erkennbar, nicht nur im abgewandelten Bestattungsritus, sondern auch im Hausbau (s. Kap. 5.4.3), indem die Aunjetitzer die Bauweise der neolithischen Langhäuser etwas abgewandelt in ihrem gesamten Wohngebiet fortsetzten. Aus dem Vorkommen des gleichen Haustyps bei

Bopfingen in der Nähe Nördlingens außerhalb des Wohngebietes der Aunjetitzer, der in Süddeutschland isoliert dasteht, könnte gefolgert werden, daß nach dorthin bei Bedrohung ihrer Existenz durch die sich ausbreitende Lausitzer Kultur sich eine kleine Gruppe abgesetzt hatte. Andererseits deuten Keramikreste in der Straubinger Kultur, wie oben schon erwähnt, auf Anwesenheit von Aunjetitzern dort, nur ist der Hausbau der Langhäuser der Pfostenbau.

Die Lausitzer Kultur gelangte im Westen bis zur Saale, nach Norden bis Mecklenburg, nach Osten bis zum Bug und nach Südosten bis in die Westukraine (Abb. 18b). Falls sie sich, wie angenommen, teilweise bis in die Illyrer fortsetzte, für die einige I_1-Werte vorliegen mit dem Mittel von 73,8, n = 9 (M. Mikic, 1986), ist im Gebiet der Lausitzer Kultur die ethnische Fortsetzung der Aunjetitzer zu sehen. Aus der Lausitzer Kultur sind auch wenige Skelettbestattungen bekannt geworden, mit dem Mittel von I_1 = 72,9 (Mainzer Datenbank, n = 4, 40069-40071).

Der westliche Teil der Aunjetitzer Mitteldeutschlands ging in der Urnenfelder-Kultur auf, die in Brandgräbern bestattete.

Der Blick auf die Verteilungskurven aus dem Gebiet außerhalb der nordischen Bronzezeit (Abb. 183) zeigt im Gegensatz zu der Einheitlichkeit der vorhergehenden und der dann folgenden Germanen (Abb. 186) eine verwirrende Vielfalt anscheinend ohne erkennbare Regel. Es erscheinen die mannigfachsten nichtindogermanischen ethnischen Einflüsse, alle noch ›*in statu nascendi*‹ mit noch vorhandenen Heiratsschranken, wie die mehrgipfligen Kurven erkennen lassen. In Kurve 1 sind mit I_1 = 82,1 und I_1 = 89,2 zwei stark kurzköpfige nichtindogermanische Gruppen vertreten. Die Einwanderungen in das ehemals ethnisch einheitliche große Gebiet der Schnurkeramiker fanden unter einer weitgehend einheitlichen Kultur statt, wie die drei Goldkegel von Etzelsdorf bei Nürnberg, Schifferstadt bei Ludwigshafen und Avanton bei Lyon zeigen, die sicher religiöse Bedeutung hatten.

Reste der Schnurkeramiker sind im Maximum I_1 = 70,7 von Kurve 1 (Abb. 183) und dem langköpfigen Überschuß von 16,5 % in Kurve 2 zu erkennen. Die Maxima aus den Mitten von 1 und 2 mit I_1 = 77,2 und I_1 = 75,2 zeigen vermischte Bevölkerungen, und in den Maxima von I_1 = 82, 85 und 89,7 sind unvermischte Nichtindogermanen zu sehen.

Die in Dänemark im Neolithikum eingetretenen Veränderungen in den kurzköpfigen Bereich wurden in der Bronzezeit dort (mit Vorbehalt, n = 4) beibehalten. Die Rückentwicklung (Abb. 169, Nr. 4) setzte offenbar erst am Ende der Bronzezeit ein, und es kann sich nur um einen innerethnischen Vorgang unbekannter Art gehandelt haben.

In Schweden fanden keine derartigen Veränderungen wie in Dänemark statt. Dort herrschte weiterhin der indogermanische Längen-Breiten-Index von I_1 = 73.

Arithmetische Mittelwerte des Längen-Breiten-Indexes in der Bronzezeit

♂♀	I_1	±Vi	n	Lit.
Nord. Bronzezeit	73,6		19	1
Singen, Württemberg	81,3	2,2	7	2
Nähermemmingen b. Nördlingen	86,3	3,6	20	3
Waldviertel	74,4	2,8	76	4*
Knowizer Kultur, N-Böhmen	73,6	2,0	21	5
Gemeinlebarn, Nd-Österreich	74,2	2,2	55	11
Velatitzer Kultur, Mähren	72,0	2,6	38	6
Slowakei nördl. Komarn	76,8	2,2	17	7
Dänemark	77,9	1,4	5	8
Norwegen	76,0	1,7	9	9
Schweden	73,3	4,0	14	10

* in Kurve I, Abb. 183 enthalten

Herkunft der Daten: 1) Bernhardt, 1986; 2) Gerhardt, 1964; 3) Breitinger, 1939; 4) Datenbank 40499–40501; 5) desgl. 40976–40985, 41058–41062; 6)desgl. 40424; 7) desgl. 41021; 8) desgl. 40396–40398; 9) desgl. 40391–40395; 10) desgl. 40700–40708; 11) Ehgartner, 1959.

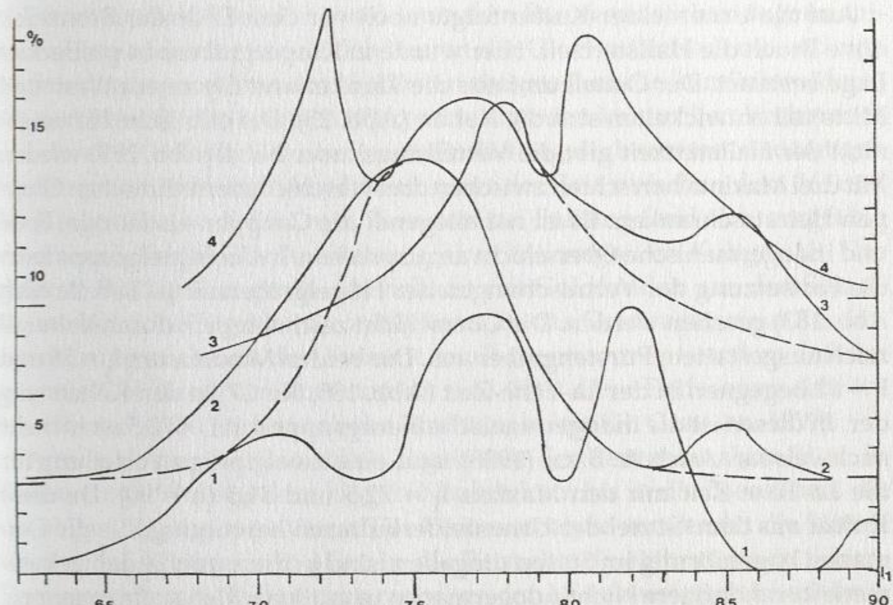


Abb. 183: Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes der Bronze- und Hallstattzeit. 1 Süddeutschland ohne Österreich und ohne Singen und Nähermemmingen. 2 Österreich, Niederösterreich und Umgebung von Melk. 3 Österreich, Hainburg 50 km östlich von Wien. 4 Hallstattzeit, Deutschland, Österreich, Polen, Tschechien.

Herkunft der Daten: 1 H. Gaebele, 1970; Mainzer Datenbank Nr. 40234, 40284–40287, 41022–41023, 41039–41041. 2 Mainzer Datenbank Nr. 40278–40280, 40499–40501; Breitinger, 1980; Grefen-Perters, 1982; Jungwirth, 1952, Schlaginhafen, 1917; Szombathy, 1934, Teschen-Nicola, 1928/85; Weninger, 1956; Winkler, 1987. 3 Mainzer Datenbank Nr. 50138–51115; Ehgartner, 1959. 4 Mainzer Datenbank Nr. 40234–40287, 41022–41023, 41039–41041; Erhardt u. Simon, 1971.

Tabelle zu Abb. 183

Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes in der Bronze- und Hallstattzeit

	Kurve Nr.	n	I_{max}	y_{max} %	σ	Vi %	Überschuß
Süddeutschland u. DDR ohne Österreich, Singen und Nähermemmingen	1	96	70,7	4,7		1,3	4,7
			77,2	8,8*			8,8*
			82,1	8,9*			8,9*
			89,7	1,7			1,7
Niederösterreich u. Umgebung v. Melk	2	247	75,2	11,0	3,6	0,8	$I_1 < 75$ 16,5 %
							$I_1 < 85$ 4,5 %
Niederösterreich Hainburg	3	135	78,2	9,7	4,1	0,6	$I_1 > 79$ 22,0 %
			85,3	5,9			
Hallstattzeit	4	130	72,6	10,0		0,6	
			77,0	7,0			
			80,7	9,0			

* Bei Einbeziehung von I_{max} = 72,2 und I_{max} = 82,1 in ein Maximum wird vi = 2,0 %. Damit ist die Zeichnung der beiden Maxima real.

Auf die Urnenfelder-Kultur folgte noch vor dem Ende der Bronzezeit ohne Bruch die Hallstattzeit. Hier wurde in Körpergräbern in gestreckter Lage bestattet. Der Ostteil umfaßte die Thraker und Illyrer, im West- und Mittelteil entwickelten sich die Kelten (Abb. 25). Die ethnische Heterogenität der Hallstattzeit gibt die Verteilungskurve Nr. 4 (Abb. 183) wieder. Mit drei Maxima herrschten zwischen drei verschiedenen ethnischen Gruppen Heiratsschranken. Es ist naheliegend, die Gruppen als Hörige, Freie und indogermanische Oberschicht anzusprechen. In der Mittelgruppe kann die Fortsetzung der Vermischungen der Hügelgräberzeit (s. Tabelle nach Abb. 183) gesehen werden. Die Oberschicht zeichnete sich durch kulturell reich ausgestattete Fürstengräber aus. Die beiden Maxima um I_1 = 75 und I_1 = 81 begegnen in der La-Tène-Zeit (Abb. 185, Nr. 27) in den Kelten wieder. In diesen ist die indogermanische Kerngruppe mit I_1 = 72,5 nicht mehr nachweisbar. Auch A. Bach (1988) fand eine zweigipflige Verteilung für die La-Tène-Zeit mit den Maxima I_1 = 72,5 und 81,5 (n = 90). Da diese Kultur aus dem Gürtel der Urnenfelderkulturen hervorging, die die Germanen bogenförmig im Süden umgaben, sind in diese von Süden gekommene kurzköpfigere Nichtindogermanen in größerer Menge eingegangen. Mehr als tausend Jahre müssen darin zwischen den beiden Anteilen Heiratsschranken bestanden haben. In Manching überwiegt eine mediterrane Gruppe. Gegenüber der Hallstattzeit geht dort der Anteil der »nordischen Formengruppe« in der späten La-Tène-Zeit zurück (E. Hahn, 1993).

Die Serie aus Manching bestätigt die Ergebnisse aus der weiteren La-Tène-Zeit (Abb. 185, Nr. 27). Wie dort ist eine indogermanische Population

mit I_1 = 71, deren Abkunft offen ist, nicht mehr vorhanden. Ein größeres Maximum mit I_1 = 75, das dem Maximum der Germanen aus der Reihengräberzeit etwa entspricht, steht dem nichtindogermanischen Maximum von I_1 = 80 aus der Bronzezeit (Abb. 183, Nr. 1 u 4) und Hallstattzeit (Abb. 183, Nr. 4) mit I_1 = 81, n = 36, (E. Lange, 1883) gegenüber.

In England (Kap. 4.1.8.3) ist die Verteilungskurve der Kelten (Abb. 189, Nr. 4) auch zweigipflig mit den Maxima I_1 = 71,0 und I_1 = 75,3. Hier bestanden die Kelten aus einer indogermanischen Schicht mit größerem Anteil und einer Mischbevölkerung mit etwas kleinerem Anteil. Daraus könnte gefolgert werden, daß der westliche Teil des Gürtels der Hallstatt-Kultur mehr indogermanisch bestimmt war als der östliche Teil mit nachweisbaren nichtindogermanischen brachykranen Anteilen.

Weitgehend unklar ist die Herkunft der dann schon historisch bezeugten Völker wie der Philister, Phryger, Veneter, Italiker und der griechischen Stämme, die als Indogermanen gelten, die alle gegen Ende der Bronzezeit aus dem Norden kamen. Nur lassen sich in der Bronzezeit nördlich der Alpen und westlich der Karpaten keine Hinweise auf Auswanderungen finden.

Der ethnischen Vielfalt im süddeutschen Raum mit nichtindogermanischen Einwanderungen wie den Resten der Glockenbecherleute und von Nichtindogermanen aus dem Südosten entsprechen die kürzlich entdeckten nach dem Süden bis nach Mykene reichenden kulturellen Verbindungen. In einer befestigten, aber nach Eroberung verbrannten stadtartigen Siedlung von 15 Hektar Ausdehnung aus der Zeit zwischen dem 16. und 14. Jahrhundert v. d. Ztw. von Bernstorf bei Freising fand sich, sorgfältig vergraben, die goldene Ausstattung einer mannsgroßen Kultgestalt. Das goldene Diadem hat große Ähnlichkeit mit Goldfunden aus den Schliemannschen Schachtgräbern von Mykene. Da das Gold nach seiner Zusammensetzung auch von dort stammt, muß angenommen werden, daß der gesamte Goldfund von dort stammt und über diese Entfernung sehr intensive und wohl auch ethnische Einflüsse belegt (R. Gebhard, 1999).

Angeschlossen werden sollen Ergebnisse der Penroseanalyse (R. u. R. Knussmann, 1996) aus dem jungen Neolithikum bis in die Bronzezeit, die die obigen Ergebnisse stützen. Die Penroseanalyse verwendet die Mittelwerte jedes Merkmals in allen in die Betrachtung einbezogenen Serien. Daraus werden die Differenzen zwischen den Mittelwerten gleicher Merkmale zwischen allen Serien gebildet. Diese werden für je zwei Serien addiert und durch die Zahl der Merkmale geteilt. Damit wird Unabhängigkeit von den Individuenzahlen der Serien erreicht, aber nicht oder nur zum Teil von unterschiedlichen Zahlen verwendeter Merkmale. Da zwischen wichtigen und weniger wichtigen Merkmalen keine Unterschiede gemacht werden, haben Serien aus gleichen Kulturen und Völkern infolge

verschiedener Merkmale je Serie teilweise große Penroseabstände. Andererseits können Serien aus verschiedenen Völkern auch mit größeren anthropologischen Unterschieden relativ ähnlich werden, das heißt, die Penroseanalyse ist wenig aussagekräftig (s. Kap. 4.1.7).

Die ähnlichsten Serien mit den kleinsten Penrosezahlen sind die norddeutsche Schnurkeramik mit den Großbrembacher Aunjetitzern (in Thüringen) einerseits und die Glockenbecher-Hauptphase mit der Serie von Hainbuch, der Serie von Nähermemmingen, der frühen Bronzezeit in Niederösterreich, aber auch der frühen Bronzezeit in Norddeutschland außer der nordischen Bronzezeit. Das sind alles sehr ähnliche nichtindogermanische Einwanderungen. Dazwischen stehen mit mittleren Penroseabständen die Ergebnisse ethnischer Vermischungen zwischen den Schnurkeramikern, Aunjetitzern sowie diesen Nichtindogermanen. Zwischen beiden Gruppen bestehen die größten Unähnlichkeiten mit Penrose-Abständen von > 1,70.

Penrose-Analysen von Serien aus dem jüngeren Neolithikum und der frühen Bronzezeit (R. u. R. Knussmann, 1996):

Nr.	Serien	867	865	853	801	802	804	805	755	750
867	Norddt. Schnurkeramik	–	0,23	1,72	2,11	2,18	–	1,32	0,92	1,71
865	Aunjetitzer Großbrembach	0,24	–	0,87	1,30	1,64	2,42	1,30	0,56	097
853	Frühbronzezeit, Norddt. (ohne nordische Bronzezeit)	1,72	0,87	–	0,91	1,05	1,74	0,98	0,38	0,25
801	Glockenbecher, Hauptphase	2,11	1,30	0,91	–	0,36	0,38	1,23	0,72	0,08
802	Glockenbecher, Endphase u. frühe Bronzezeit	2,18	1,64	1,05	0,36	–	0,66	1,61	0,87	0,40
804	Nähermemmingen	–	2,42	1,74	0,38	0,66	–	1,32	–	0,43
805	Singen	1,32	1,30	0,98	1,23	1,61	1,32	–	0,83	1,22
755	Niederösterr., frühe Bronzezeit	0,92	0,56	0,38	0,72	0,87	–	0,83	–	045
750	Hainburg	1,71	0,97	0,25	0,08	0,40	0,43	1,22	0,45	–

Eine Penrose-Analyse unter Verwendung von 11 Merkmalen für Mitteldeutschland zwischen Thüringer Wald, Harz, Elbe und Weißer Elster (A. u. H. Bach u.a., 1972) ergab von der Bandkeramik bis in die Völkerwanderung mit kleinen Abständen weitgehende Bevölkerungskonstanz.

Welche Mißdeutungen aber mit den Penrosewerten entstehen können, kann an englischen Untersuchungen gezeigt werden. Infolge der Ähnlichkeit der meisten Werte außer denen des Längen-Breiten-Indexes zwischen Glockenbecherleuten und Indogermanen sowie Angelsachsen entstehen zwischen den ersten und den letzten Penrosezahlen von 0,1, aber bei eng-

lischen Neolithikern von 0,52 (R. Brothwell, 1973, Abb. 67). Der wichtigste Wert, der Längen-Breiten-Index, kennzeichnet die Unterschiede am besten (G. Morant, 1926).

4.1.7 Bisherige anthropologische Ergebnisse nach der Bronzezeit bis etwa 1100 n. d. Ztw.

Nachdem um etwa 1500 v. d. Ztw. die Träger der Glockenbecher-Kultur zurückgedrängt worden waren, begannen die germanischen Stämme sich nach Ende der Jastorf-Kultur (600–200 v. d. Ztw.) herauszuformen. Nach der Rückkehr zur Skelettbestattung bis zur zeitlich gestaffelten Übernahme des katholischen Christentums mit dem Ende der Grabbeigaben stehen zur Verfolgung ethnischer Fragen teilweise ausreichende und laufend zunehmende anthropologische Daten zur Verfügung. Und schon die Mittelwerte von Serien zeigen, daß in den zweitausend Jahren von der mittleren Bronzezeit bis zur Reihengräberzeit in Mitteleuropa ethnische Konstanz geherrscht hat.

In der Vorgeschichte Mitteleuropas lassen sich am Längen-Breiten-Index deutlich Kelten von Germanen unterscheiden (K. Saller, 1964). Das betrifft auch die Reihengräber im Westen, die nach Zurückdrängen der Kelten bis zum Ende der Völkerwanderung entstanden. Die Kelten müssen also weitgehend, vielleicht mit Ausnahme der Schweiz, abgezogen sein, ein Aufgehen größerer Anteile von ihnen in den ihnen gefolgten Germanen wird anthropologisch nicht gestützt.

Kraniologische Daten, Eisenzeit (K. Saller, 1964)

I_1 in %	Langschädel	Mittellangschädel	Rundschädel
Hallstatt-Kultur (Illyrier)	59	20	21
La-Tène-Kultur (Kelten)	14	42	44
Germanen			
Provinz Hannover (Merowinger Zeit)	62	30	8
Fränkische Reihengräber	41	52	7
Bayer. Ostmark (Reihengräber)	70	25	5
Baden (germanische Reihengräber)	66	30	4
Südbayern (germanische Reihengräber)	42	44	14
Schweiz (alemannische Periode)	29	47	23

In einer größeren Untersuchung zur Ethnogenese der Germanen (W. Bernhard, 1986) schließen die Werte des Längen-Breiten-Indexes I_1 der nordischen Bronzezeit an die des Neolithikums an mit den Werten I_1 von 70 bis 74. Die höheren Werte aus Dänemark von $I_1 \sim 77$ beruhen auf dem sogenannten Borrebytyp. Diese reichen etwas abgeschwächt ortsbeständig mit $I_1 \sim 76{,}4$ bis gegen 700 n. d. Ztw. Im Gebiet der nordischen Bronzezeit vor den Mittelgebirgen und in Südskandinavien halten sich die Werte in gleicher Größe von $I_1 = 73{,}6$ (n = 19) bis um 1000 n. d. Ztw. und lassen den Schluß auf ethnische Konstanz zu.

Die Ausbreitung der Germanen nach der Bronzezeit bis etwa gegen 800 n. d. Ztw. wurde mit Mittelwerten von Serien unter n = 50 verfolgt. Die Ausbreitung erfolgte unter Beibehaltung dieser Werte also wieder mit ethnischer Konstanz unter Zurückdrängen der Bevölkerungen der Urnenfeldergebiete und der Kelten durch die Angelsachsen, Franken, Alemannen, Baiern – hier auch mit einer bairisch-österreichischen Sammelserie –, durch die Langobarden, Westgoten und Ostgoten. Abweichende Werte einer Serie von Mönchen aus dem Kloster Lorch (n = 36) mit $I_1 = 81{,}2$ ließen sich mit den Individualdaten keiner Verteilung zuordnen, die Mönche waren also weit gestreuter, vor allem galloromanischer Herkunft. Abweichende Werte mit höherem Anteil von Kurzköpfigeren ergaben eine nordfranzösische Sammelserie (n = 18) mit $I_1 = 76{,}3$, fünf burgundische Serien mit I_1 von 76,3 bis 80,0, vier Serien von Krimgoten bis 1200 und 1600 n. d. Ztw. mit I_1 von 80,6 bis 84,0, Gepiden aus Ungarn bis 600 n. d. Ztw. mit $I_1 = 77{,}6$. Diese abweichenden Werte werden als Vermischungen gedeutet (W. Bernhard, 1986).

Die anthropologischen Daten aus westgermanischen Reihengräbern (A. Bach, 1986) zeigen eine sehr einheitliche Erscheinungsweise.

Kraniologische Daten, West- und Binnengermanen

Mittelwerte ♂		I_1	I_2	I_3	I_{39}
Thüringer		76,0	73,2	96,3	53,4
Franken,	Eltville	73,8	70,0	94,8	52,8
	Mannheim	74,3	70,8	95,2	53,4
	Langenlonsheim	75,4	71,2	94,4	53,3
	Rheingau	73,9	70,9	96,0	54,7
Alemannen,	Hailfingen	75,2	72,0	95,5	54,7
	Weingarten	74,8	71,8	96,0	53,8
	Mengen	74,6	70,9	95,2	53,5
Bajuwaren,	München-Giesing	74,6	71,0	95,2	54,5
	Altenerding	75,0	71,5	95,3	50,1

Kraniologische Daten, Ostvandalen

Mittelwerte ♂		I_1	I_2	I_3	I_{39}
Mecklenburg		76,2	72,5	95,2	50,2
Wollin		73,9	72,6	98,3	52,4
untere Weichsel		75,1	73,7	98,1	52,7
Radom		73,3	72,4	98,8	54,5
Wislica		73,4	71,2	97,0	53,2
Böhmen,	Bilin	76,1	72,3	95,0	52,8
	Libiče	74,9	72,3	96,5	53,6
	Stara Kourim	75,4	74,1	98,3	52,1

Mit diesen Indexen sind Ostvandalen bis nach Polen und aus Böhmen nicht von Westgermanen unterscheidbar (A. Bach 1986, Tab. 3).

Die Untersuchung der Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen den Lokalserien aus der Zeit von 500 bis 1000 n. d. Ztw. (F. Rösing u. I. Schwidetzky, 1977) ergab auf regional und datenmäßig breiter Grundlage stets die große Ähnlichkeit germanischer und ›slawischer‹ Serien mit Penroseabständen der Mittelwerte kleiner als 0,20.

Bereits Virchow stellte 1881 fest, daß »mit einer dolichokranen Abteilung der Slawen« zu rechnen ist, und der Tscheche Niederle (zit. bei Schwidetzky, 1938) kam 1896 nach Sichtung des gesamten Materials zu dem Ergebnis, daß der Grundstock der slawischen Völker derselbe langschädlige und hellfarbige Typ sei, der die benachbarten »arischen« Völker kennzeichne.

I. Schwidetzky (1938) bearbeitete das gesamte bis 1938 zur Verfügung stehende Material für die Zeit von etwa 900 bis 1000, also nach der Ausbreitung der Ostvandalen in die heute bewohnten Gebiete. Sie fand im Nordwesten des Gebietes (Provinz Sachsen, Havelland, Pommern, Masowien) und im Südosten bei den Sewerjanen und Vjaticen (s. Abb. 69) Bereiche besonderer Langschädligkeit und im Nordosten (Nowgorod, Kostroma, Krivitschen), in der östlichen Mitte (Drevljanen, Polanen) und im Süden (Balkan) kurzschädlige Bereiche. Die Längen-Breiten-Indexe reichen von 65 bis 90. Eine eingehende Typen- und Korrelationsanalyse (Mittelwerte von Serien) ergab, daß alle Ostvandalen Mischungen aus einem nordischen und einem osteuropiden (ostbaltischen) Typ sind. Darüber hinaus sind Einschläge eines brachykranen Typs in Böhmen, der Südslowakei und bei den nordöstlichen Stämmen der Kriwitschen (Nowgorod, Kostoma) und von der Südslowakei an auf dem Balkan ein dinarischer Typ vorhanden.

Die mittleren Abweichungen vom Mittelwert der westslawischen Stämme sind in Abb. 184 dargestellt. In der Mitte des ostvandalischen Bereichs

hebt sich vom Hannoverschen Wendland und der Saale in das obere Wolgagebiet bis zum Dnjepr ein Streifen mit vorwiegend nordischem Typ heraus. Nordöstlich davon steigen der Anteil des ostbaltischen Typs und südwestlich der mediterrane Einschlag.

Verteilung von Werten des Längen-Breiten-Indexes in ostvandalischen Stämmen (nach I. Schwidetzky, 1938)

I_1 in % ♂	< 75	75–80	80–85	> 85
Havelland	60,0	33,3	6,7	–
Prov. Sachsen	69,2	15,4	7,7	7,7
Schlesien	57,1	32,2	7,1	3,6
Posen	60,0	40,0	–	–
Masowien	77,8	22,2	–	–
Pommern	54,5	45,4	–	–
Westpreußen	45,0	43,3	10,0	1,7
Steiermark, Krain	40,5	54,0	5,5	–
Nordkroatien	51,2	30,2	18,6	–
Südkroatien, Bosnien	28,6	42,5	–	28,6
Nowgorod	7,6	58,5	32,1	1,9
Drewljanen	14,0	86,0	–	–
Devin, Slowakei	9,9	39,4	36,2	15,5

Der ostbaltische Anteil stammt aus der Mischung mit finnougrischer Bevölkerung, die schon vor Ende der Bronzezeit, wie Gewässernamen ausweisen, bis zur Düna und der oberen Wolga wohnte. Die Randlage der kurzköpfigen und mediterranen Einschläge zeigt, daß diese erst nach der Ausbreitung der Ostvandalen durch Assimilation von Vorbevölkerungen entstanden.

Der hohe Anteil nordischen Typs ist besonders in Gegenden zu beobachten, in denen mit Resten zurückgebliebener völkerwanderungszeitlicher Germanen zu rechnen ist (O. Reche, 1942). Dort ist die kraniologische Typenverteilung von derjenigen der Westgermanen oder Nordgermanen praktisch nicht unterscheidbar. Wenn die Ostvandalen bei ihrer Zuwanderung eine andere Typenverteilung besessen hätten, hätten sich in der folgenden Zeit Abweichungen gegen die der Westgermanen einstellen müssen. Die Ostvandalen müssen also vor ihrer Wanderung den Nord- und Westgermanen anthropologisch weitgehend entsprochen haben.

Diese anthropologischen Ergebnisse befinden sich im Einklang mit dem Wanderweg der Ostvandalen vom Weichselgebiet nach Westen. Der Streifen mit größtem nordischen Anteil könnte den Ostvandalen mit kürzestem Weg nach Westen entsprechen. Bei ihren Wanderungen kam es zur Überschichtung einer finnougrischen Vorbevölkerung und erst später, im

Bereich nördlich des Schwarzen Meeres, kam es zur Vermischung mit Bevölkerungen mediterranen und auf dem Balkan dinarischen und ostischen Typs. Damit stimmt auch überein, daß der Anteil nordischen Typs in den älteren Ostvandalen größer ist.

Diese Ergebnisse von I. Schwidetzky werden von neueren Untersuchungen aus Mitteldeutschland bestätigt (L. Schott, 1960). Mit einem diskriminanzanalytischen Ansatz war es nicht möglich, unter Verwendung der zehn wichtigsten Merkmale die Schädel der Germanen von denen der Ost-, West- und Südslawen zu unterscheiden (St. Klug, 1973 u. 1982).

Unter Verwendung der Penrose-Abstände von einem Mittelwert von 42 Serien aus dem Verbreitungsgebiet der Ostvandalen ergaben sich erstaunlich geringe Abweichungen von diesem Mittelwert, dessen Daten leider nicht mitgeteilt werden (I. Schwidetzky, 1972) (Abb. 184). Nur wenig größer ist der Penrose-Abstand von thüringischen Reihengräbern, wesentlich größer schon der von Alt-Ungarn des 9. bis 11. Jahrhunderts und noch größer der von Krimgoten.

An einigen vollständig ausgegrabenen Reihengräberfriedhöfen im NNW und SSW von Westgermanien, aus Thüringen (A. Bach, 1986) und an der Saale bei Jena, die von Ostvandalen stammen, die innerhalb des elbgermanisch-thüringischen Gebietes ab 800 siedelten, konnte neben anthropologischen Untersuchungen auch die Bevölkerungsstruktur erschlossen werden. Sie siedelten in kleinen Weilern mit drei bis vier Familien von etwa 45 Personen. Die anthropologischen Untersuchungen in Rohnstedt ergaben eine Bevölkerung, die etwas größere Hirnschädellänge und geringere Hirnschädelbreite als die umgebenden Germanen und andere Ostvandalengruppen besaß. Diese sind die bisher am ausgeprägtesten nordisch betonte Gruppe der Ostvandalen. Die meisten Germanengruppen

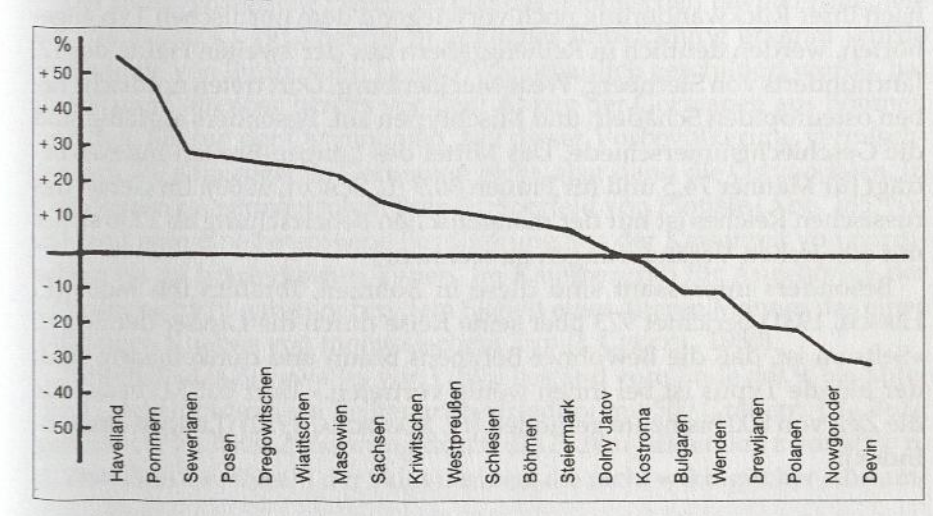


Abb. 184: Die mittleren Abweichungen von 5 bis 11 Merkmalen von Schädeln ostvandalischer Stämme vom Mittelwert der Westslawen. Abweichungen in Richtung Langschädliger (+), in Richtung Kurzschädliger (–). Nach: I. Schwidetzky, *Rassenkunde der Altslawen*, Stuttgart 1938.

neigen zu größeren, die meisten Ostvandalengruppen zu kleineren Gesichtshöhen. Die meisten Orbitalmaße sind etwas kleiner als die von Germanen (A. BACH, 1986).

Nach der Zeit um 900 bis 1000 entstanden weitere Veränderungen im anthropologischen Bild der ostvandalischen Stämme, die hier nur angedeutet werden können.

Anthropologische Daten (Mittelwerte) der Population aus dem Reihengräberfeld von Rohnstedt, Thüringen (nach A. BACH, 1986)

in %	♂	♀
	Längen-Breiten-Index I_1 %	
hyperdolichokran	15,9	17,3
dolichokran	56,8	34,6
mesokran	27,3	48,1
	Gesichtsindex I_{38}	
hypereuryprosop	10,7	20,0
euryprosop	39,3	40,0
mesoprosop	32,1	15,0
leptoprosop	17,9	15,0
hyperleptoprosop	–	10,0

Mittelwerte für Männer

I_1	I_2	I_3	I_{39}
73,0	71,9	98,5	52,0

Diese Vermischungen der Ostvandalen in einem Gebiet, in dem sie kurz nach ihrer Rückwanderung noch vorwiegend dem nordischen Typ angehörten, werden deutlich in Reihengräbern aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts von Sternberg, West-Mecklenburg. Dort treten nordische neben osteuropiden Schädeln und Mischtypen auf. Besonders auffällig sind die Geschlechtsunterschiede. Das Mittel des Längen-Breiten-Indexes beträgt für Männer 74,5 und für Frauen 80,9 (L. SCHOTT, 1960). Im Gebiet des russischen Reiches ist mit der mongolischen Beherrschung ab 1236 sicher mit ethnischen Veränderungen zu rechnen.

Besonders interessant sind diese in Böhmen. Ibrahim ibn JAQUB (P. HIRSCH, 1931) berichtet 973 über seine Reise durch die Länder der Sclavi: »Seltsam ist, daß die Bewohner Böhmens braun und dunkelhaarig sind; der blonde Typus ist bei ihnen wenig vertreten.« Dort hat MATIEGKA für die Zeit von 800 bis heute gefunden (H. MATIEGKA, 1912) (Längen-Breiten-Index):

in %	I	II	III	16. Jh.	jetzt
dolichokran	58,3	29,5	23,5	5,0	1,0
mesokran	27,8	57,7	34,1	25,0	13,5
brachykran	13,9	12,8	42,4	70,0	85,5
Mittel I_1	74,3	76,2	78,3	80,8	–

I = älteste Gräberfelder ab 800; II = Übergangszeit; III = beigabenarme Gräber bei Kirchen

In den 300 Jahren von I bis III hat sich demnach die anthropologische Zusammensetzung der böhmischen Bevölkerung grundlegend geändert. Das Gleiche wird an unvergleichlich größerem Material 1975 von STLOUKAL (M. STLOUKAL, 1979a) bestätigt. Für die Brachycephalisation (Entwicklung zur Kurzköpfigkeit) in der Zeit zwischen dem 12. und dem 14. Jahrhundert und danach besteht noch keine endgültige Erklärung.

Die ersten ethnischen Veränderungen sind in den *belvuci* von FREDEGAR für die Zeit um 620 bezeugt. Das wird aber nur das Randgebiet gegen die Awaren betroffen haben und wurde für die Slowakei und Mähren bestätigt (M. STLOUKAL u. L. VYHNANEK, 1983). Für die von MATIEGKA belegten Veränderungen können höchstens Vermutungen ausgesprochen werden. Es erscheint zweifelhaft, ob, wie O. PRITSAK 1983 vermutet, diese in Verbindung zu bringen sind mit dem Zusammenbruch des Awarenreichs und der dann erfolgten Ausbreitung der einstigen multiethnischen Ansiedler an der awarischen Militärgrenze, oder ob die vielen, besonders in Gräbern von Burgwällen gefundenen awarischen Hinterlassenschaften direkte Hinweise auf Awaren sind, wie H. PREIDEL (1953) vermutet.

Die anthropologische Heterogenität der böhmischen Bevölkerung, wie sie von MATIEGKA 1912 bereits in zeitlicher Entwicklung erkannt wurde und wie sie von Ibrahim ihn JAQUB 973 anschaulich geschildert wurde, hat ihre Wurzel offenbar bereits vor dem Abzug der Germanen aus Böhmen und dem Einzug der Ostvandalen. Mit dieser Vorbevölkerung vermischten sich die abgezogenen Germanen nicht, aber dann die Ostvandalen. In Ostböhmen im germanischen Brandgräberfeld von Plotište (Abb. 185, Nr. 26) fand man eine heterogene Bevölkerung aus der Kaiserzeit von nordischem bis zu brachykranen Typen. Im Kammergrab für Angehörige der Führungsschicht gab es neben dem Skelett eines älteren Mannes das eines 14jährigen Knaben von mongolischem Typ (J. CHOCOL, 1980).

Innerhalb des Burgwalles von Libice bestand vom Ende des 9. bis Mitte des 11. Jahrhunderts ein Reihengräberfriedhof mit 500 Gräbern. Die Burg gehörte bis zu ihrer Zerstörung durch die Přzemysliden kurz vor 1000 n. d. Ztw. dem Geschlecht der Slavikniden, die nicht wikingischer Abstam-

mung wie die ersteren, sondern ostvandalischer Herkunft waren. Die Burg war dauernd von 75 Personen (einschließlich Kindern) bewohnt. Die anthropologische Untersuchung ergab:

Schädelindex, Mittel	I_1	I_2	I_3	I_{38}	I_{39}
Männer	74,9	72,3	96,5	89,7	53,6
Frauen	76,6	73,0	95,3	87,1	53,0

Auch hier fällt ein stärkeres geschlechtliches Auseinanderfallen der I_1-Werte auf. Die Schädel der Männer sind lang, schmal und mittelhoch, das Gesicht ist mittelbreit. Die weiblichen Schädel sind lang, mittelbreit und hoch. Außer im Längen-Breiten-Index bestehen zwischen den Geschlechtern nur unwesentliche Unterschiede (H. Hanakova, 1969). Die Verteilungskurven der Indizes besitzen jeweils nur ein Maximum. Die Bevölkerung war ethnisch homogen und bis auf den höheren Anteil der Brachykranen nicht von Germanen unterscheidbar.

An größerem Material zeigt sich im Gräberfeld von Ducove/Slowakei, das vom 10. bis Ende des 13. Jahrhunderts reichte, die schon von Matiegka beobachtete starke Zunahme der Kurzköpfigkeit bis zum Ende des 13. Jahrhunderts (M. Stloukal, 1979).

Auch mit dem Einfluß der Ungarn zunächst auf Mähren muß gerechnet werden. Aber nach dem 10. Jahrhundert sind keine ausschlaggebenden Zuwanderungen mehr erfolgt. Da andererseits keine plötzlichen Häufungen Kurzköpfiger auftreten, die eine erfolgte Einwanderung anzeigen, muß damit gerechnet werden, daß der kurzköpfige Typ bereits vor der germanischen Einwanderung vorhanden war, der zum Beispiel von den Urnenfelderleuten und den Kelten stammen kann und der sich im Laufe der Zeit immer mehr durchsetzte. Das widerspricht der Hypothese, die ›Slawen‹ seien im 5./6. Jahrhundert in das von den früheren Einwohnern völlig verlassene Böhmen gekommen (H. Matiegka, 1912). Da andererseits in den germanischen Reihengräberfriedhöfen der Langobarden dieser Typ fehlt, ist das ein Hinweis dafür, daß sich diese und die Markomannen nicht mit der Vorbevölkerung vermischt hatten, wohl aber die dann folgenden Ostvandalen.

Nicht nur in Böhmen, sondern auch in anderen Siedlungsgebieten ostvandalischer Stämme konnten starke anthropologische Änderungen mit Abnahme des nordischen Typs bei Skeletten aus vorchristlichen Kurganen (Hügelgräbern) und aus frühen christlichen Friedhöfen gefunden werden (O. Reche, 1942), etwa bei den um Kiew wohnenden Polanen und den östlich von diesen wohnenden Sewerjanen.

Polanen und Sewerjanen		Längen-Breiten-Index	Obergesichtsindex
Polanen	Kurgane	76,6	53,0
	Friedhof	77,0	49,3
Sewerjanen	Kurgane	73,5	52,3
	Friedhof	80,1	47,2

Auch die um Moskau sitzenden Wiatitschen änderten völlig ihren Typ nach Beginn der mongolischen Fremdherrschaft. Zwischen dem 10. und 18. Jahrhundert verschwanden Langschädel ganz zugunsten von Mittel- und Kurzschädeln, wobei letztere erst vom 16. Jahrhundert an auftreten.

Im Gegensatz zur großen anthropologischen Einheitlichkeit der östlichen Ostvandalen steht bei den Fundgruppen Jugoslawiens eine langköpfige Nordgruppe einer kurzköpfigen Südgruppe gegenüber. Die Mittelwerte der Serien sind:

Ostvandalische Populationen aus Jugoslawien

♂	Fundorte									
Index	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
I_1	77,1	76,0	75,8	72,2	81,4	79,1	79,6	82,7	75,8	73,6
I_2	74,7	72,4	72,1	72,9	79,9	74,9	80,4	77,1	75,0	71,7
I_3	95,7	95,3	95,1	100,5	97,3	94,8	102,6	92,7	99,7	98,4
I_{38}	75,6	70,0	79,9	82,4	76,9	81,5	86,4	82,6	82,9	77,9
I_{39}	52,6	53,2	56,0	54,4	49,6	55,9	52,0	51,8	52,0	51,6

1) Bjelo brodo, Donau südlich der ungarischen Grenze, 2) Ptuj, bei Marburg, 3) slowenischer Fundort nördlich von Laibach, 4) Baltine Bare, 120 km südsüdöstlich von Agram, 5) Raskagara, 100 km westsüdwestlich von Sarajewo, 6) Brestovnik, 70 km südsüdöstlich von Belgrad, 7) Vince, 15 km südwestlich von Belgrad, 8) Viminacium, 100 km östlich von Belgrad, 9) Radoliste, Ohridsee, 10) Bugojna, 120 km westlich von Sarajewo.

Die Nordgruppe mit den Fundorten 1, 2, 3, 4 besitzt in I_1 mittellange und die Südgruppe in den Fundorten 5, 6, 7, 8 kurze Schädel. Die Fundorte 9 und 10 schließen sich der Nordgruppe an. Sie stammen aus dem 9. bis 10. Jahrhundert, Fundort 10 aus dem 9. bis 14. Jahrhundert. Das Erscheinungsbild der Gruppen 1 bis 4, 9 und 10 ist nordisch. Es ist nicht sicher zu unterscheiden von Gruppen, deren germanische Herkunft unzweifelhaft ist. Gruppe 10 ist in der Umgebung isoliert (St. Klug, 1987). Ebenso ordnen sich der Nordgruppe Bribir, an der dalmatinischen Küste 30 Kilometer nordwestlich Splits, und Vukovar an der Donau zwischen Esseg und Neusatz ein. In Bribir ließen sich stärkere Veränderungen zwischen dem 9.

und 10. Jahrhundert sowie dem 13. und 14. Jahrhundert feststellen (Männer):

♂	Bribir		Vukovar
Index	9.–11. Jh.	13.–14. Jh.	
I_1	72,8	80,4	78,6
I_2	73,4	75,4	73,6
I_{39}	56,5	50,1	61,5

Die alten Bevölkerungen von Bribir und Vukovar sind schmalgesichtig und langköpfig. »Das sind kräftige nordische Leute.« (G. Pilaric u. a., 1987) In Bribir ist im 13./14. Jahrhundert die illyrische Vorbevölkerung vorherrschend geworden. Dort bestanden im 9./10. Jahrhundert zwei Häufungen in den Werten, von denen die eine schmal-, hoch- und langköpfiger ist, als es dem Durchschnitt der Ostvandalen entspricht, während die andere kurz-, breit- und niedrigschädlig ist und der illyrischen Vorbevölkerung entspricht. Beide waren 300 bis 500 Jahre nach der Einwanderung der Ostvandalen noch durch Heiratsschranken getrennt. Auf dem Burgberg von Bribir war der Sitz eines der bedeutendsten kroatischen Adelsgeschlechter, das seine Abkunft von den Ostgoten ableitete (G. Pilaric u. I. Schwidetzky, 1987). In den Gräberfeldern von Vinca bei Belgrad und in der weiteren Umgebung sind noch im 12. bis 14. Jahrhundert dolichokrane Häufungen (♂ I_1 = 72,7, I_{39} = 54,3) neben zwei anderen Häufungen festzustellen, die darauf hinweisen, daß zu dieser Zeit noch zwischen den ostvandalischen Zuwanderern und der älteren Urbevölkerung Heiratsschranken bestanden und beide noch in Resten vorhanden waren. Auch hier wird die hyperbrachykrane Häufung (I_1 = 88,8, I_{39} 75,8) dem dinarischen Typ der illyrischen Urbevölkerung zugeordnet (Z. Mikic, 1982).

Unter 44 Schädeln von Vinca mit drei Häufungen haben 10 ein Mittel von I_1 = 72,7, 11 ein Mittel von I_1 = 77,2 und 23 ein Mittel von I_1 = 88,8. Aus dem Vergleich von 57 ›slawischen‹ Serien schloß Z. Mikic (1986), »daß keine geographische Gliederung in Ost-, West- und Südslawen nachweisbar ist«. Unterschiede entstehen erst durch Assimilation von Urbevölkerungen (Z. Mikic, 1986).

Zur Anthropologie der Slowenen teilt F. Jeza (1967) Ergebnisse von Untersuchungen mit, die Toldt bereits 1912 an altslowenischen Skelettgräbern aus dem Herzogtum Karantanien, also an Alpenslawen, machte. Er untersuchte Skelette von der Pettauer Burg, von Hajdin, Sredisce, Windischgraz, Feldes, Bohinjska srednja vas, Krungl, Hohenberg, Köttlach, Zellerdorf und Thurnau. Die Schädel sind dolichokephal und mesokephal. Ausgesprochen brachykephale Typen fehlen ganz. »Nach der Form des Schädels kann man somit die Slowenen des karantanischen Kulturkreises

von den Germanen nicht unterscheiden.« Der von Jeza zitierte Dr. Josip Korosec (*Altslowenische Grabstätten im Norden Sloweniens*, Celje 1947) schreibt: »Zu dieser Erkenntnis kam nicht nur Toldt, der erklärte, daß die Schädel mit den westdeutschen Grabstätten übereinstimmen, sondern auch andere.«

4.1.8 Die Verteilungen des Längen-Breiten-Indexes in Populationen nach der Bronzezeit bis ca. 1100 n. d. Ztw. von Germanen und umgebenden Völkern

Die Ergebnisse für den Längen-Breiten-Index sind in Abb. 185, bezogen auf die Häufigkeit in %, dargestellt. Kurven mit Maxima kleiner als 9 %, aber schon die der Franken aus Frankreich (12), Alemannen aus Solothurn (13), Burgunden (14), Chasaren (28) sowie die doppelgipfligen Kurven von Slawen aus Ukraine und Westrußland (22), Slawen aus Böhmen bis 1200 (23), der Kelten der La-Tène-Zeit (27) und die Kurve der Slowenen aus Nowgorod (24) entsprechen nicht mehr homogenen Populationen. Sie können als Ergebnisse langer polyethnischer Vermischungen (13, 14 u. 28) und erst vor kurzem eingetretener Überlagerungen mit noch bestehenden Heiratsschranken angesehen werden (22, 23, 24 u. 27).

Die am besten selektierte Population sind die Germanen Schwedens (4) mit y = 13,6 % und σ = 2,9. Bei ihnen besitzen 68 % I_1-Werte zwischen 72,9 und 78,5 und 50 % solche zwischen 73,8 und 77,6. Ein völlig herausfallendes Maximum von 19,6 % besitzen die Nowgoroder Slowenen (24) bei stärkerer Abweichung von einer Gaußkurve mit einer Schulter.

Die Maxima der Verteilungskurven der Germanen reichen von I_1 = 73,5 der Bajuwaren (10) bis 75,7 der Schweden (4). Während das Mittel der Indogermanen in der Bronzezeit wie für das Neolithikum I_1 = 73,9 betrug, hat es sich von der Bronzezeit bis in die Reihengräberzeit auf um 75 verschoben (Abb. 185), was als langsames Einsetzen der Brachycephalisation angesehen werden kann. Die Maxima liegen im Mittel (1 bis 11) von 74,7 noch über dem Wert des Menschen von Cro-Magnon mit 73,8. Beachtlich ist hierbei, daß das Maximum der Schweden, für die eine Vermischung ausgeschlossen werden kann, bei dem größten I_{1max}-Wert der Germanen und das Maximum der Bajuwaren bei ihrem kleinsten Wert liegt. Es muß deshalb geschlossen werden, daß die Streuungen der Maxima der Germanen stammeseigenen Selektionen und Stammesmischungen entsprechen, wie sie während der Völkerwanderung geläufig waren. So muß bei den Bajuwaren der namengebende und etwas kurzköpfigere, bisher weithin unbekannte Stamm aus der Umgebung von Přeštovice in Südwestböhmen zahlenmäßig nur untergeordnet an der Stammesbildung beteiligt gewesen sein.

Abb. 185: Die Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes I_1 für Populationen von Germanen und Altslawen sowie einiger anderer Völker nach etwa 400 bis ca. 1000 n. d. Ztw. Bezeichnungen der Populationen s. zugehörige Tabellen, andere Bezeichnungen s. Abb. 160 u. 165. Die Ordinatenskalen sind für die Nr. 7, 14, 21 u. 28 angegeben. Die Daten stammen aus der anthropologischen Datenbank Mainz.

Die Maxima der Verteilungskurven des Längen-Breiten-Indexes von Germanen und Altslawen

♂♀	I_1	%	v_1 %	σ	n
West-und Nordgermanen					
1. Franken, Belgien, BRD	74,8	12,3	0,50	3,2	850
2. Sachsen	75,0	12,3	1,10	3,2	154
3. ehem. DDR, Schlesien	75,5	10,5	0,84	3,8	185
4. Schweden	75,7	13,6	0,90	2,9	161
5. Haithabu, Dänemark, Norwegen	73,5	11,8	0,71	3,4	261
6. Angelsachsen, England	75,0	12,0	0,180	3,3	171
7. Westgoten, Frankreich, Spanien	74,0	12,0	1,70	3,3	138
8. Langobarden, Pannonien, Italien	74,5	13,1	0,94	3,0	98
9. Alemannen, SW-Deutschland	74,5	12,1	0,77	3,3	330
10. Bajuwaren, Bayern, Österreich	73,5	10,1	0,53	3,9	329
11. Ostgoten, Ukraine, Rumänien	74,3	10,3	0,65	3,9	258
12. Franken, Frankreich	79,5	9,5	1,30	4,2	120
13. Alemannen, Solothurn	78,0	6,6	1,70	6,0	83
14. Burgunder, Frankreich	80,0	6,2	1,20	6,5	115
Altslawen, Ostvandalen					
15. Mittelrußland bis 1500	74,5	11,0	0,21	3,6	717
16. Böhmen, Burgwallzeit	75,7	10,7	0,35	3,8	876
17. Polen, ohne deutsche Ostgebiete	75,0	12,0	0,28	3,3	718
18. ehem. DDR, Pommern, Schlesien, Österreich	75,0	12,0	0,24	3,3	864
19. Großmährisches Reich	76,8	9,9	0,30	4,0	813
20. Slowenen und Kroaten	77,0	10,8	0,88	3,7	382
21. Ungarn	78,3	11,6	1,10	3,4	169
22. Ukraine, Westrußland	73,5	9,5	047		609
	76,7	11,2			
23. Böhmen bis 1200	76,3	9,5	0,77		290
	80,3	7,7			
24. Slowenen, Nowgorod	76,4	19,6	0,36	2,0	194
Römer					
25. BRD, Österreich Ungarn, Pompeji	77,5	10,0	0,80	4,0	242
Awaren					
26. Ungarn	79,5	9,0	0,32	4,4	1175
Kelten					
27. La-Tène-Zeit, Böhmen	75,5	8,8	1,20		198
Schweiz, Österreich	80,5	9,5			
Chasaren					
28. N-Kaukasus, Sarkel	79,0	5,6	0,75	7,2	232

Bemerkenswert ist die gut symmetrische Kurve der Langobarden aus Pannonien und Italien (8), die mit I_{1max} = 74,5 von 600 bis 800 n. d. Ztw. zeigt, daß sie sich während und nach der Völkerwanderung nicht mit ihren andersartigen ethnischen Umgebungen und Vorbevölkerungen vermischt hatten. Mischehen zwischen Langobarden und Romanen wurden erst von König LIUTPRAND (712–744) gestattet. Der für die Westgoten (7) erhaltene Überschuß von Langköpfigeren von 6,9 % kann keine Assimilation gewesen sein. In Frankreich und Spanien sind keine langköpfigen Vorbevölkerungen bekannt. I_1-Verschiebungen der Maxima auf um 75 müssen Eigenentwicklungen gewesen sein.

Die Westgoten konnten ihre ethnische Identität bis nach ihrem Übertritt zum Katholizismus und nach der Aufhebung des Eheverbotes mit den Romanen von König LEOVIGILD (gest. 586) bewahren (I. SCHWIDETZKY, 1957). Die Franken aus der BRD und Belgien bis zur damaligen Sprachgrenze (1) hatten sich ebenfalls nach Zurückdrängen der Galloromanen nicht mit diesen vermischt, wie der Vergleich mit Kelten (27) und Römern (25) zeigt. Dagegen sind die in der Diaspora in Frankreich siedelnden Franken (12) sogar mehrheitlich mit Kurzköpfigeren vermischt. Sie sind zu 77 % Galloromanen mit 23 % assimilierten Franken.

Die Alemannen aus Solothurn hatten größere Anteile von Kurzköpfigeren aufgenommen. Bei ihnen konnte mit archäologischen Untersuchungen erkannt werden, daß die assimilierten Galloromanen zur sozialen Unterschicht gehörten (I. SCHWIDETZKY, 1979).

Auch die Burgunden (14) haben eine ähnliche flache Kurve, die auf stärkere Vermischungen schließen läßt mit dem Maximum I_1 = 80. Sie wurden vom Reichsverweser AETIUS im oberen Rhonegebiet angesiedelt, nachdem sie 406 den Rhein überschritten hatten und 437 besiegt worden waren. Sie hatten das Gebiet mit den dort bereits Wohnenden zu teilen.

Zu der vielfach behaupteten Vermischung von Germanen mit Kelten und Galloromanen läßt sich aus dem Vergleich der Kurven der Kelten (Abb. 185, Nr. 27) mit den Kurven der Franken (Nr. 1 u. 12), der Alemannen in Südwestdeutschland (Nr. 9), der Alemannen in Solothurn (Nr. 13) und der Galloromanen aus Augsburg (Abb. 187, Nr. 7) Stellung nehmen. Beim Vergleich der Kurven der Franken bis zur damaligen Sprachgrenze, die viel weiter im Westen lag als heute, des ehemals geschlossenen Siedlungsgebietes (Abb. 185, Nr. 1) mit der Kurve der Franken in der Diaspora weiter im Westen (Nr. 12) läßt sich erkennen, daß die Franken in der Diaspora stark galloromanisch vermischt waren, während sich die Franken bis zur Sprachgrenze nicht vermischt hatten, auch nach dem Zurückdrängen der Kelten nicht. Und dieses Zurückdrängen begann schon vor der Zeitrechnung. Die keltischen Städte wie Manching waren bei Inbesitznahme durch die Römer bereits verlassen.

Die Germanen als zeitlich verhinderte Opfer der Ausbreitung der Kelten hinzustellen, »da sie nach Vernichtung und Romanisierung der keltischen Welt nicht mehr Kelten werden konnten« (H. STEUER, S. 321), ist sicher falsch. STEUER behauptet ferner fälschlich (S. 326): »Die Ausbreitung der Germanen in Mittel- und Nordeuropa erfolgte durch Germanisierung keltischer, venetischer und unbestimmter europäischer Gruppen.« Das ist auch nicht richtig.

In Süddeutschland enthält die Sammelkurve der Alemannen (Nr. 9) einen Überschuß von 6,5 % Kurzköpfigeren, die assimilierte Galloromanen waren.

Im Reihengräberfriedhof von Weingarten (N. HUBER, 1965) ließ sich eine Zunahme des Längen-Breiten-Indexes bei den Männern aus Gräbern mit Schwerbewaffneten der Oberschicht mit I_1 = 71,7, die mit unvermischten Germanen in Norddeutschland übereinstimmt, über solche von Leichtbewaffneten mit I_1 = 74,5 zu Unbewaffneten mit I_1 = 76,8 erkennen. Im südwestlichen Randgebiet des germanischen Bereiches und in Rückzugsgebieten in den Alpen wie in Solothurn herrschte eine flache Kurve (Nr. 13) mit dem Maximum von I_1 = 78,0 als Ausdruck einer Mischbevölkerung. So kann der Schluß gezogen werden, daß im Norden bis zum Neckar die Verdrängung der Galloromanen ohne Vermischung erfolgte, während weiter im Südwesten kleine Reste zurückblieben und assimiliert wurden. Zur Vermischung mit Galloromanen im Bereich der Baiern siehe Kap. 2.1.8.

Diese Unterschiede zwischen den sozialen Gruppen müssen jedoch keineswegs aus Vermischungen mit verbliebenen Keltoromanen entstanden sein. Sie können als Folge unterschiedlicher Ernährungslagen auch vom vorwiegenden Fleisch-(Eiweiß-)Verzehr der sozial Oberen und vom vorwiegenden Getreide-(Kohlenhydrat-)Verzehr der sozial Unteren herrühren – übereinstimmend mit dem Abfall der Körpergröße..

Für die Slawen konnte gezeigt werden, daß diese nach Auswertung der Chronistik, aller archäologischen Zweigwissenschaften und der Sprache Germanen waren und sich aus dem Teil der Vandalen, den Ostvandalen, entwickelt hatten, die vor 200 v. d. Ztw. in der Weichselmündung landeten und von den folgenden Goten nach Osten und Nordosten zurückgedrängt wurden. Dies bestätigend, wird hier gefunden, daß diejenigen Stämme der Ostvandalen, die bis gegen 1100 weitgehend unvermischt blieben, den West- und Nordgermanen sehr ähnlich waren. So schwanken ihre Verteilungsmaxima für I_1 zwischen 74,5 und 76,8 (Abb. 185, 15 bis 24 ohne 21) mit dem Mittel von 75,8.

Die Bewohner des Großmährischen Reiches besitzen eine sehr homogene und einer Gaußkurve fast identische Kurve. Die beobachteten Unterschiede zwischen der wikingischen Führungsmannschaft, den Stadtbewohnern der Hauptstadt Mikulčice mit mehr als 2000 Einwohnern und der

umgebenden Landbevölkerung waren gering. Doch ist eine leichte linksseitig höherliegende Unsymmetrie ihrer Kurve (19) ein Hinweis auf diese Wikinger. Es ist auffällig, daß die Maxima der Schweden als der Heimat der Wikinger mit I_1 = 75,7 und der Einwohner des Großmährischen Reiches mit I_1 = 76,8 beide den jeweils größten Werten der Germanen und Ostvandalen entsprechen. Sehr ähnlich den Einwohnern des Großmährischen Reiches sind die geographisch anschließenden Slowenen und Kroaten (20).

Sehr beachtlich ist, daß die Kurve der ostvandalischen Stämme der Dragovičen, Krivičen, Radimičen und Viatičen aus der weiteren Umgebung von Moskau bis nach 1500 (15), also noch lange nach dem Beginn der mongolischen Fremdherrschaft, sehr gut symmetrisch ist und keine kurzköpfigen Assimilate erkennen läßt.

Auch die Kurve für die Burgwallzeit Böhmens (16) ist gut symmetrisch. Erst die doppelgipfelige Kurve für die Zeit danach (23) läßt eine zweite ethnische Komponente mit fast gleicher Zahl wie die der Ostvandalen erkennen. Eine starke Zunahme von Kurzköpfigen wird auch aus dem slowakischen Gräberfeld von Ducove bis 1300 berichtet (M. Stloukal, 1979a). Schon Ibrahim ibn Jaqub hatte 973 die von den umgebenden Germanen abweichende Erscheinung der Böhmen beschrieben. Da für diese zweite ethnische Komponente nur eine zahlenmäßig etwa gleiche Population in Frage kommt, die auch chronistisch nachweisbar sein sollte, kämen nur die Ungarn in Betracht, wobei noch lange nach den Siegen über die Ungarn Heiratsschranken bestanden (23). Die vor Samo (623–660) in den böhmischen Winterquartieren durch die Awaren gezeugten *belvuci* scheinen zahlenmäßig keine Rolle gespielt zu haben, denn sie hätten sonst in der böhmischen Bevölkerung der Burgwallzeit wie in der des Großmährischen Reiches erkennbar sein müssen.

Eine Vermischung mit autochtoner Vorbevölkerung (M. Stloukal, 1986) erscheint jedoch möglich. Diese Vorbevölkerung äußert sich im kurzköpfigen Maximum der latènezeitlichen Kelten (27). Mit dieser Vorbevölkerung, die nach Abzug der eigentlichen Kelten um 60 v. d. Ztw. in Böhmen blieb, hatten sich die Germanen nicht vermischt (Langobarden (8)), ebenso die Ostvandalen bis zum Ende der Burgwallzeit nicht. Erst danach setzte die Vermischung ein, die möglicherweise von der dann einsetzenden Brachycephalisation überlagert wird (M. Stloukal, 1986) (s. Kap. 4.1.7).

Im Großmährischen Reich zeichnete sich bereits in vorgroßmährischer Zeit eine germanische Einwanderung ab (s. Kap. 2.2.11.4). Die Bevölkerung der Hauptstadt Mikulčice besitzt eine ähnliche Verteilung des Längen-Breiten-Indexes (Abb. 186, Nr. 1) wie die aus der Burgwallzeit Böhmens (Abb. 185, Nr. 16) mit I_1 = 75,7 und y = 10,6 %, aber mit einem kurzköpfigen Überschuß von 12,7 %, der aus der Vorbevölkerung stammt. Ostvandalen

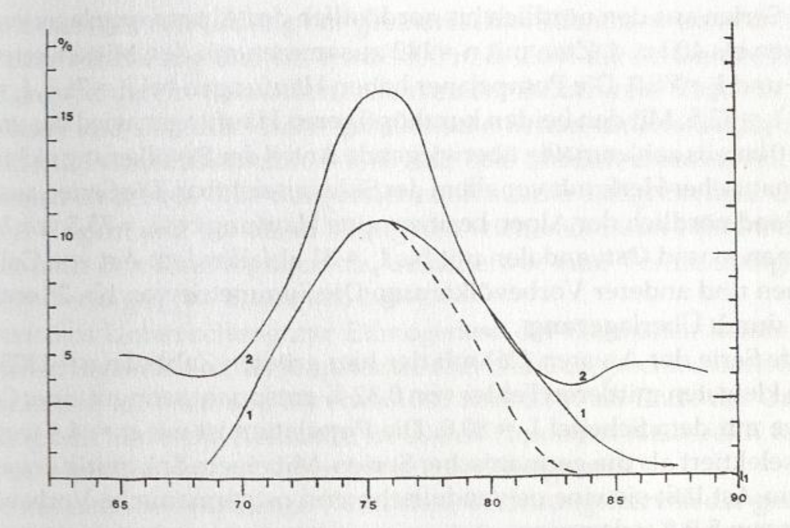


Abb. 186: Der Längen-Breiten-Index aus dem Großmährischen Reich.

1. Begräbnisstätten 2, 3, 4 und neben der 11. Kirche in Mikulčice, n = 315;

2. Begräbnisstätte Mikulčice-Klasterisko, n =119.

Nach: 1. M. Stloukal, 1967, 1969, 1981, 1985; 2. M. Stloukal, 1967.

und germanische Zuwanderer wie zuletzt Gepiden wurden zu einer Population homogenisiert. Die in Klasterisko mit heidnisch-germanischer Kultur nordöstlich von Mikulčice Wohnenden (Abb. 186, Nr 2) besitzen, abgesehen von den beiden randlichen Nebenmaxima, das gleiche Kurvenmaximum von I_1 = 75,5, sind aber mit y = 13,0 % höher selektiert und ohne kurzköpfige Beimischung, also ohne Vermischung mit der Vorbevölkerung.

Die Ostvandalen aus Polen (Abb. 185, 17) und der DDR (18) lassen die Assimilation einer kurzköpfigen Bevölkerung erkennen mit 22 und 24 %, die nur aus dem Ostteil der Urnenfelder-Kultur stammen kann, dem Gebiet der Lausitzer Kultur, in der die Aunjetitzer zum großen Teil aufgingen.

Dagegen läßt sich die Kurve 21 mit ihrem Maximum von 78,3 kaum mehr ›Slawen‹ zurechnen, sondern einer bereits gut selektierten Mischbevölkerung aus dem Sammeltopf der pannonischen Ebene und der innerkarpatischen Gebiete.

Die doppelgipflige Kurve aus der Ukraine und Westrußland (22) läßt zwei durch Heiratsschranken getrennte Bevölkerungen in fast gleichen Anteilen erkennen, von denen der linke Gipfel Germanen zuzuweisen ist.

In der Kurve 24 läßt sich das nach stärkerer Selektion in einer wohl kleinen Nowgoroder Population entstandene Maximum von 19,6 % den schwedischen Wikingern und Ostvandalen zuordnen und die rechtsseitige Schulter assimilierten Anteilen einer finnisch-osteuropiden Bevölkerung mit dem I_{1max} = 80.

Zum Vergleich mit Nichtgermanen wurden die Verteilungskurven von Römern (25), Awaren (26), Kelten (27) und Chasaren (28) erstellt. Die Kurve der Römer setzt sich aus einer Serie aus Pompeji vom Jahr 0 mit n = 99

und Serien aus den nördlich bis nordöstlich der Alpen vorgelagerten Provinzen bis 400 n. d. Ztw. mit n = 143 zusammen mit den Mittelwerten I_1 = 78,8 und I_1 = 76,0. Die Pompejaner haben Häufungen bei I_1 = 76,5, I_1 = 80,0 und I_1 = 82,5. Mit den beiden kurzköpfigeren Häufungen wird der um das Jahr 0 bereits zahlenmäßig überwiegende Anteil der Bevölkerung nichtindogermanischer Herkunft vor allem der Sklaven sichtbar. Die Serien aus dem Vorland nördlich der Alpen besitzen eine Häufung bei I_1 = 75,5 von Westgermanen und Ostvandalen mit bis I_1 = 81 abfallendem Ast von Galloromanen und anderer Vorbevölkerung. Die Symmetrie von Nr. 25 entsteht also durch Überlagerung.

Die Serie der Awaren (26) mit der hier größten Zahl von n = 1175 und dem kleinsten mittleren Fehler von 0,32 % entspricht sehr gut einer Gaußkurve mit dem Scheitel I_1 = 80,0. Die Population ist mit σ = 4,4 weniger gut selektiert als die germanischer Serien. Mit einem linksseitig etwas höherem Ast läßt sie eine ostvandalische und ostgermanische Vorbevölkerung von 5,9 % erkennen.

Die Chasaren (28) besitzen ähnlich wie die Burgunden (14) eine sehr weitgespannte und flache Kurve einer wenig selektierten Bevölkerung mit schlecht ausgeprägtem Maximum bei I_1 = 79. Sie können als Beispiel einer polyethnischen Vermischung angesehen werden.

Mit verschiedenen statistischen Methoden unter Einbeziehung von 8 bis 10 kraniologischen Merkmalen zeichnet sich in Europa für die Reihengräberzeit ein »Germanenblock« (I. Schwidetzky, 1979) ab. Ähnlich sind Ostslawen zwischen Ostsee, Oder, Dnjepr und Schwarzem Meer mit kleinen mittleren Penrose-Abständen. Davon etwas abweichend sind die Westslawen und die Südslawen, die in sich größere Unterschiede aufweisen (I. Schwidetzky, 1972). Innerhalb der Westslawen wiederum sind diese aus Mecklenburg, dem Havelland und aus Thüringen den Germanen besonders ähnlich (I. Schwidetzky, 1979; A. Bach, 1986), mit größeren westgermanischen Anteilen aus gemeinsamer Stammesbildung und aus sitzengebliebenen Germanen. Eine diskriminanzanalytische Untersuchung (St. Klug, 1982) ergab, daß es nicht möglich ist, Germanen, West-, Ost-, und Südslawen sicher zu unterscheiden. Die Ostslawen weichen in den Maßen des Gesichtsschädels ab, bei den Südslawen sind abweichende Hirnschädelmaße vorhanden.

Bernhards Ergebnisse der Untersuchung von Serien bis um 1000 n. d. Ztw. sind: ». . . daß in den meisten Fällen die Mittelwerte nur in sehr geringen Grenzen um den Mittelwert der bronzezeitlichen Serie zumindest bis zum frühen Mittelalter mit einem morphologisch relativ homogenen Bevölkerungssubstrat im Differenzierungsraum der Germanen gerechnet werden können«. Mit anderen Worten: Es herrschte ethnische Konstanz (W. Bernhard, 1986).

Auch nach der Ausbildung der germanischen Stämme waren bis nach der Völkerwanderung und bis etwa 1000 n. d. Ztw. die Serien der Franken, Langobarden in Pannonien, Alemannen, Bajuwaren, Sachsen, Angelsachsen und skandinavische germanische Serien untereinander sehr ähnlich mit Penroseabständen < 0,10 und sehr ähnlich bronzezeitlichen germanischen Serien. Nur Burgunden, italienische Langobarden, Gepiden aus Ungarn und vor allem Krimgoten wichen in ihren Mittelwerten stärker nach den Kurzköpfigen ab. Ursache war eine Vermischung mit Vorbevölkerungen (W. Bernhard, 1986).

Bernhards Untersuchung zur Ethnogenese der Germanen kommt zu folgendem Ergebnis: Seit der Jungsteinzeit herrschte im geschlossenen Siedlungsraum in Mitteleuropa bis etwa 1000 n. d. Ztw. als Ende der Untersuchungszeit ethnische Konstanz. In diesen Homogenitätsbereich fallen auch die skandinavischen Serien bis in die Wikingerzeit.

Die mit ihren Schwankungen ähnlichen Verteilungskurven der germanischen (Abb. 185) (1–11) und der ostvandalischen (›slawischen‹) (15–20) Stämme lassen sich insgesamt durch die mit Beginn der Völkerwanderung eingetretenen gegenseitigen Absonderungen von anfangs kleinen Populationen erklären.

Die Kelten entstanden in der La-Tène-Zeit im Zentralgebiet, das in der Urnenfelderzeit das Gebiet der nordischen Bronzezeit im Süden umgab (Abb. 18b, 19 u. 20). Sie bestanden nach der Hallstattzeit (s. Kap. 4.1.6, Abb. 183, Nr. 4) weiter aus zwei verschiedenen Ethnika mit Heiratsschranken dazwischen (Abb. 185, Nr. 27). Auch in England ist ihre Kurve zweigipflig (Abb. 189, Nr. 4).

Um 500 v. d. Ztw. begannen sie sich in großen Wanderungen auszubreiten nach Westen auf die Iberische Halbinsel, nach Osten und Südosten bis nach Kleinasien (Galater). Das waren echte Wanderungen, wie die antike Chronistik auch sprachlich feststellte. Die Mittelwerte der anthropologischen Indexe änderten sich zwischen denen aus der Westgruppe (Atlantikküste, Irland, England), der mitteleuropäischen Zentralgruppe (Ostfrankreich, Südwestdeutschland, Schweiz, Nordwestösterreich) und der Ostgruppe östlich davon kaum, die Mittelwerte der Längen-Breiten-Indizes sind in diesen drei Gruppen I_1 = 74,0, I_1 = 76,4 und I_1 = 76,3 (St. Klug, 1986).

4.1.8.1 Die Baiern

Die Bearbeitung von Serien aus der Reihengräberzeit Bayerns, die nicht in die Mainzer Datenbank aufgenommen sind, führte zu einem etwas anderen Ergebnis als jene der Abb. 185, Nr. 10. Diese besitzt einen Überschuß von 13,8 % Kurzköpfigeren vor allem durch die Linzer Serie mit I_1-Werten

> 80 von 15 %. Die Baiern besetzten nach dem Jahre 450 Ufernorikum und fanden dort offenbar noch Reste nichtvertriebener oder rückgeführter Provinzialrömer vor, die in diese Serie eingingen.

Die Serie von Altenerding (H. HELMUTH, 1996) ist die bei weitem größte mit geschätzten 2000 Gräbern von 450 bis etwa 670 mit etwa 300 gleichzeitig Lebenden. Die Bearbeitung der nicht zusammengehörigen Werte der größten Schädellängen und -breiten ergab eingipflige Stufenverteilungen. Die nicht veröffentlichten zusammengehörigen Werte 1 und 8, deren Diagramme HELMUTH mir zur Verfügung stellte, ergab bei den Männern (Abb. 187 Nr. 1, n = 244) ein Verteilungsmaximum von I_1 = 74,3, bei Frauen aber (Nr. 2, n = 260) eine zweigipflige Kurve mit den Maxima I_1 = 73,9 und I_1 = 77,0. Während sich die Werte für Männer I_1 = 74,3 und Frauen I_1 = 73,9 in die Variationsbreite der Germanen einfügen, fällt der Wert I_1 = 77,0 heraus. Die beiden weiblichen Kurven sind sehr steil, das heißt in sich gut selektiert. Eine Doppelgipfligkeit nur bei einem Geschlecht wurde bisher an anderen bairischen Serien mit den Herkünften aus den gleichen germanischen Stämmen nicht beobachtet. Diese muß daher mit Vorbehalten gesehen werden. Sie tritt aber (Abb. 169, Nr. 2) im Neolithikum Dänemarks auf. Die Zuwanderung der einen Gruppe mit I_1 = 77 würde die Abwanderung aus der anderen Gruppe mit I_1 = 73,9 erfordert haben und kann deshalb ausgeschlossen werden. Auch der Überschuß von Langköpfigeren bei Männern schließt eine Einwanderung aus dem Kurzkopfgürtel oder eine Vermischung mit Galloromanen aus.

Die nach den Beigaben mögliche zeitliche Aufteilung ergab (H. HELMUTH, 1996):

Mittelwerte		5. Jh.	6. Jh.	7. Jh.
♂	n	6	117	230
	I_1	73,7	75,3	74,1
♀	n	9	218	174
	I_1	76,0	75,4	75,3

Obwohl am Aufbau der Altenerdinger Population Alemannen, Thüringer, Langobarden und Ostgoten teilnahmen, zeigt die Konstanz der Werte eine über 200 Jahre stabile Bevölkerung mit guter Panmixie bei den Männern.

Die von HELMUTH angenommenen Unterschiede im Gesichtsschädel zur Aufteilung in zwei Gruppen ließen sich weder archäologisch noch anthropologisch an den Indizes I_1, I_{13}, I_{39}, I_{42}, I_{71} und I_{73} nachweisen (E. BURGER, 1982). Mit weiteren Maßen konnte bei den Männern eine Gruppe gefunden werden, die Ähnlichkeiten mit den Schädeln der Leute von Friedenhain-Přeštovice hat (s. unten).

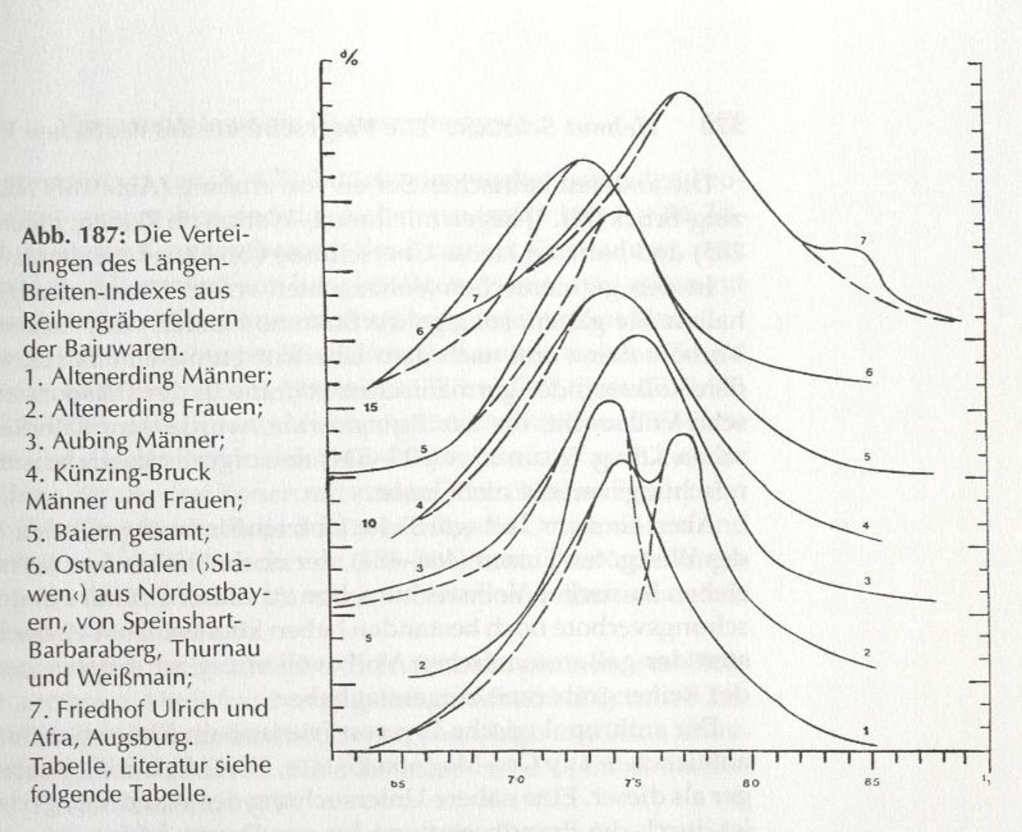


Abb. 187: Die Verteilungen des Längen-Breiten-Indexes aus Reihengräberfeldern der Bajuwaren.
1. Altenerding Männer;
2. Altenerding Frauen;
3. Aubing Männer;
4. Künzing-Bruck Männer und Frauen;
5. Baiern gesamt;
6. Ostvandalen (›Slawen‹) aus Nordostbayern, von Speinshart-Barbaraberg, Thurnau und Weißmain;
7. Friedhof Ulrich und Afra, Augsburg.
Tabelle, Literatur siehe folgende Tabelle.

Der Längen-Breiten-Index bairischer Serien

Serie	Geschl.	Die Verteilungskurven, Daten zu Abb. 187 Kurve	I_1	%	σ	v_1 %	n	Überschuß Langk. %	Lit.
Altenerding	♂	1	74,3	12,8	3,1	0,6	244	5,3	1
	♀	2	73,9	12,3		0,3	260		1
			77,0	10,9					
Aubing	♂		75,1	12,5	3,3	1,8	76	5,3	2
Künzing-Bruck	♂ ♀	3	74,0	11,2	3,5	1,2	165	2,5	3
Bayern, gesamt	♂ ♀	4	74,0	11,5	3,5	0,4	744	9,2	
NO-Bayern	♂ ♀	5	73,0	10,8	3,7	1,4	82	11,7	4
Ulrich u. Afra	♂ ♀	6	77,2	10,8	3,7	1,4	103	4,0*	5
Augsburg		7	84,0	4,0		1,3		1,3	

Serie	Geschl.	Mittel kleinerer Serien I_1	v_1 %	n	Lit.
Giesing	♂	74,7		61	6
	♀	75,9		44	
Epfach	♂	73,2		32	7
Regensburg, Winzer	♂	69,8	4,4	24	8
	♀	73,0	3,4	17	8
Straubing, Alburg	♂	76,4			9
Lauterhofen	♂	73,5	2,6	31	10
Kehlheim, Landau	♂	72,7	1,4	10	11
Kloster Lorsch	♂	81,2	3,2	30	12
Kloster Reichenau	♂	85,4	1,0	9	13

* Überschuß Kurzköpfiger

Literatur:

1 HELMUTH, 1996;
2 HERTRICH, 1996;
3 RÖHRER-ERTL, 1996;
4 RÖHRER-ERTL, 1996;
5 ZIEGELMAYER, 1979;
6 KRAMP, 1938;
7 ZIEGELMAYER, 1964;
8 SALLER, 1934;
9 WINTER, 1988;
10 GERHARDT, 1978; 11 SALLER, 1934;
12 Mainzer Datenbank 70031;
13 MÜNTER, 1934.

Die anderen bairischen Serien von Aubing (Abb. 187, Nr. 3) und Künzing-Bruck (Nr. 4) liegen mit ihren I_1-Werten im Reihengräberbereich (Abb. 185) und besitzen kleine Überschüsse von Langköpfigeren.

In den germanischen Volksrechten waren Vermischungsverbote enthalten. Sie galten, solange die Stämme Heiden oder Arianer waren. Die Verbote fielen erst nach dem Übertritt zum Katholizismus und leiteten den Volkstod der germanischen Stämme in der Diaspora ein. Das bairische Volksrecht, die *Lex Bajuvariorum*, wurde vom katholischen fränkischen König Theuderich (511–534) an aufgezeichnet und enthält die Vermischungsverbote nicht mehr.

Aber die zum Teil wörtliche Übereinstimmung mit den Volksrechten des Westgoten Eurich (466–484), der noch Arianer war, weist auf das Bestehen bairischer Volksrechte schon zu dieser Zeit hin, in der die Vermischungsverbote noch bestanden haben können. Die Vermischung mit Resten der galloromanischen Vorbevölkerung wird daher erst nach Ende der Reihengräberzeit eingesetzt haben.

Der anthropologische Typ von Friedenhain-Přeštovice ähnelt im Frontanblick dem Typ Cro-Magnon (Saller, 1964, Abb. 366), ist aber kurzköpfiger als dieser. Eine nähere Untersuchung des Wanderwegs der Baia-Leute ist durch die Brandbestattung bis zur Donau leider nicht möglich. Aus Ziegelmayer (1988) lassen sich folgende Daten von Leuten vom Typ von Friedenhain-Přeštovice bestimmen:

Lit. Ziegelmayer (1988)	L_1	I_{38}	I_{39}
Abb. 174	76,8	83,3	50,0
Abb. 175a	78,1	82,0	48,0
Abb. 175b	80,0	81,5	52,6

Deutlich davon unterscheidet sich die nordostbairische Serie aus dem Einwanderungsgebiet der sorbischen und böhmischen Ostvandalen (Abb. 187, Nr. 6) mit einem deutlich kleineren Wert von I_1 = 73,0 und einem größeren Überschuß von Langköpfigen von 11,7 %. Die Vermutung, daß es sich um eine Überschichtung durch pannonische Einwanderer awarisch-bulgarischer Herkunft gehandelt habe (O. Röhrer-Ertl, 1998), muß fallengelassen werden.

Diesen germanischen Serien soll die einzige größere Serie der Provinzialrömer gegenübergestellt werden, die aus der Zeit von 330 bis 400 aus Augsburg stammt (G. Ziegelmayer, 1977). Männer und Frauen haben die arithmetischen Mittelwerte ♂ I_1 = 77,1, n = 63 und ♀I_1 = 78,3, n = 40 (Nr. 7). Das Maximum der Verteilungskurve ist I_1 = 77,2 mit 10,7 %. Sie enthält ein Nebenmaximum bei I_1 = 84. Der Überschuß der Kurzköpfigen von 4 % verdeckt von I_1 = 72 bis I_1 = 67 einen kleinen Überschuß von Langköpfigeren. Das Hauptmaximum von I_1 = 77,2 dürfte den vorherrschenden Provinzialrömern gut entsprechen und das Nebenmaximum bei I_1 = 84 Zuzügen aus dem weiteren Kurzkopfbereich Vorderasiens. Der dadurch zum Teil verdeckte kleine Überschuß von Langköpfigeren weist aber schon auf einen geringen Anteil von Germanen in Augsburg in jener Zeit hin.

Die Männer aus dem Neuburger Kastellfriedhof zeigen aus den Zonen 1, 2 und 3 mit den Mittelwerten des I_1 von 76,1, 77,1 und 75,6 (n = 17, 9, 15) (G. Ziegelmayer, 1979), daß diese als Mischpopulation zwischen die Werte der Germanen und die der Provinzialrömer fallen. Das folgt auch aus der Gesamtverteilung für alle drei Zonen mit einem Überschuß an Brachykranen von 15 %. Der Wert für die Zone 3 mit vorwiegend Ostgermanen und Goten von ♂ 76,1 und ♀ 76,9 weicht von dem Maximum der Verteilungskurve für Ostgoten (Abb. 185, Nr. 11) von I_1 = 74,4 ab und dürfte ebenfalls wesentlich römisch bestimmt sein.

Penrose-Analysen der fünf wichtigsten Schädelmaße grenzen zwei Blöcke mit in sich größeren Ähnlichkeiten gegeneinander ab bei Penrose-Ziffer 0,32, einmal die provinzialrömischen Serien von Ulrich und Afra, Mühltal und Neuburg, zum anderen die bairischen und alemannischen Reihengräber (G. Ziegelmayer, 1979).

Angefügt werden sollen hier Messungen an Mönchen aus der Zeit der Christianisierung aus dem Kloster Lorsch und von der Reichenau. Beide Serien sind rein galloromanischer Herkunft mit den Mittelwerten für Lorsch von 750 n. d. Ztw. I_1 = 81,2 und von der Reichenau aus gleicher Zeit von I_1 = 85,4.

4.1.8.2 Die Ungarn

Die Ungarn waren in der Arpadenzeit gemischt aus den finnisch-ugrischen eigentlichen Ungarn, einer chasarischen Oberschicht und den Resten der vorhergehenden Eroberer des Karpatenbeckens, den Hunnen und Awaren, aber auch den von Karl dem Grossen nach seinen Siegen über die Awaren in der pannonischen Mark angesiedelten Germanen. Dann ist mit Resten der Gepiden zu rechnen, die als magyarisierte Szekler mehrfach umgesiedelt wurden, und solchen, die sich ihr Volkstum noch besser bewahrt hatten, dann sich an der Besiedelung Siebenbürgens beteiligten und Teil der Siebenbürger Sachsen wurden (s. Kap. 2.4.1).

Erste Landnahmen der Ungarn im Karpatenbecken nach der Mitte des 9. Jahrhunderts sind im Gebiet beiderseits der Donau vom Balaton-See (Plattensee) bis zum Donauknie sowie am Oberlauf der Theiß nachweisbar. Das letztere Gebiet gehörte zum Wohngebiet der Gepiden, deren Nachkommen wohl dort noch in Resten saßen. Bereits 862 und 881 fanden Angriffe aus diesen Gebieten nach Westen statt.

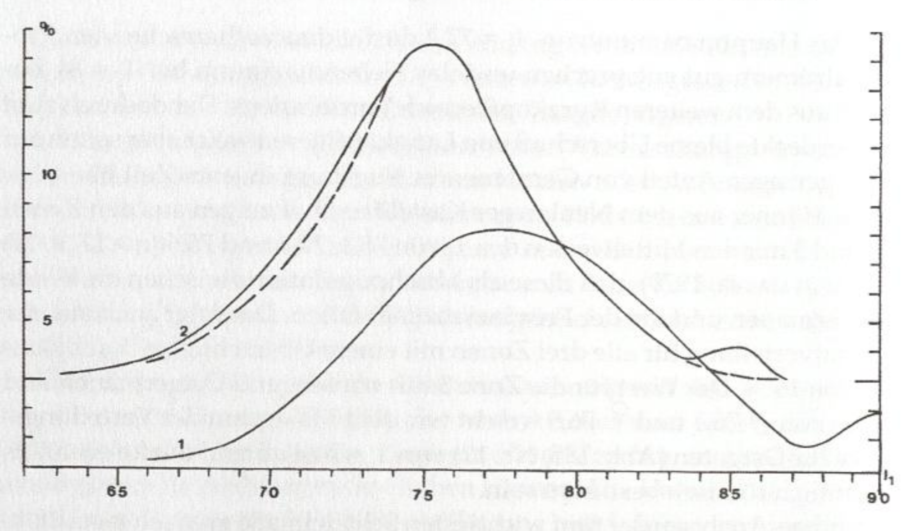


Abb. 188:
1 Die Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes der Ungarn aus der Landnahme- und Arpadenzeit.
2 Die Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes der großen Gräberfelder von Oroshaza, 57 Kilometer nordöstlich von Szeged, und von Szatymar, 15 Kilometer nordwestlich von Szeged, beide aus dem ehemaligen Siedlungsgebiet der Gepiden.

Herkunft der Daten:
1 Ascadi-Nemeskeri, 1957; Ery, 1967/68; Liptak, 1951, 1952, 1953 u. 1983; Liptak u. Farkas, 1967; Sandor, 1959.
2 Liptak u. Farkas, 1962 u. 1967.

Längen-Breiten-Index der Arpadenzeit aus Ungarn, zu Abb. 188

♂ ♀	Kurve Nr.	n	I_{max}	y_{max} %	σ	v_i %	Überschuß I_1	%	$I_{1\,max}$
Ungarn	1	268	77,5	8,3	4,8	0,5	78–87	7,0	83,5
			90,0	2,0			> 87,5	2,8	90,0
Gräberfelder	2	309	75,5	11,4	3,5	0,0	< 74,0	5,0	86,5
Oroshaza, Szatymar			85,5	1,3			> 83,5	1,8	

Die Verteilungskurve der Ungarn aus der Landnahme- und Arpadenzeit ist breit wie die anderer Mischpopulationen der Abb. 179, Nr. 13, 14 und 28 mit dem Maximum I_1 = 77,5 und zwei erkennbaren nichteuropäischen Zumischungen von I_1 = 78 bis 90 und über 87. Die letzte Gruppe dürfte der asiatischen Führungsmacht zugehört haben. Die Mittelwerte des Längen-Breiten-Indexes ungarischer Gräberfelder mit

I_1	73,0	76,1	74,6	80,3	74,3
n	65	19	77	31	17

Literatur von Abb. 188

(in Kurve 1 enthalten) zeigen, wie inhomogen die Siedlungen damals besetzt waren. Die als Führer der Einwanderungsgruppen mit reich ausgestatteten Gräbern Kurzköpfiger asiatischer Herkunft verlieren sich zahlenmäßig in den anderen. Ihr Anteil dürfte kleiner gewesen sein, als bisher angenommen. Auch der ostbaltische Einfluß mit dem Längen-Breiten-Index um 78 bis 80 ist nach der Verteilungskurve 1 geringer, als nach ihrer Herkunft zu erwarten war. Nur das kleine Gräberfeld Vezprem am Plattensee zeigt mit I_1 = 80,3 eine Vormacht aus Leuten asiatischer Herkunft (P. Liptak, 1983; M. Schulze-Dörrlamm, 1988).

Aus der Zeit der arpadischen Landnahme nach 896, die das Gebiet zwischen Theiß und Donau bis zur Maroschmündung umfaßte, stammen die großen Gräberfelder von Oroshaza und Szatymaz aus dem ehemaligen Wohngebiet der Gepiden an der Theiß und östlich davon. Die Verteilungskurve dieser Population (Nr. 2) zeigt mit I_1 = 75,3 einen langköpfigen Überschuß von 5 %, aber auch einen kleinen kurzköpfigen von 0,6 %. Auf starke Vermischung weisen Gepidengräber bei Szolnok mit I_1 = 77,7 im Mittel, die sich keiner Kurve zuordnen lassen. Im ehemaligen Siedlungsgebiet der Gepiden gab es aber auch noch kleine, nichtvermischte Reste von Gepiden.

Mittel des Längen-Breiten-Indexes von Gepidengräbern

	n	I_1	Geschlecht	Quelle
bei Szolnok	37	77,7	♂	Datenbank Nr. 70473
bei Szolnok	6	71,4	♂ ♀	Datenbank Nr. 70037
bei Szeged	8	72,5	♂ ♀	J. Gaspar, 1931

4.1.8.3 England

In England fand der Übergang vom Mesolithikum zum Neolithikum früher und anders als auf dem Festland statt. Die Bereiche der Standardabweichungen der ^{14}C-Messungen (Abb. 13) für beide überdecken sich von 6300 bis 6000 v. d. Ztw., das heißt, Mesolitiker und Neolithiker lebten 300 Jahre lang zusammen, und das einige Jahrhunderte früher als in Mitteldeutschland. Damit kann für die Neolithisierung Englands keine Einwanderung vom Kontinent herangezogen werden, diese muß ortskonstant und ethnokonstant erfolgt sein. Es gab auch kulturelle Unterschiede, es wurden keine großen Langhäuser gebaut, sondern nur kleine und weniger regelmäßige.

Die englischen Mesolithiker wanderten vor dem Zusammenbruch der Landverbindung von Europa nach England nach dorthin ein, also vor 8000

v. d. Ztw. Da die englischen Neolithiker mit Indogermanen (Abb. 189, Nr. 1) ethnisch identisch sind, waren dies auch ihre mesolithischen Vorfahren, die sich vor 8000 v. d. Ztw. von ihren ethnisch identischen Prämesolithikern des Kontinents getrennt hatten.

Die Pollenanalyse ergab Hinweise, daß schon vor den Neolithikern Feldbau mit Getreide stattfand. Pollen von Spitzwegerich weisen auf Offengebiete hin. In Irland überdecken sich Mesolithikum und Neolithikum 800 Jahre lang (E. Williams 1989). Es lassen sich auch hier keine eindeutigen Hinweise auf Einwanderungen finden. Während die Jagd auf Wildtiere bei den Neolithikern in Mitteldeutschland keine Rolle mehr spielte, war sie für die Nahrungsbeschaffung in England und Irland wichtig. Das heißt, Ackerbau und Getreidewirtschaft spielten noch keine entscheidende Rolle oder waren noch nicht so weit entwickelt wie in Mitteleuropa. Einschlägige anthropologische Untersuchungen sind anscheinend noch nicht gemacht worden.

Die Toten aus ihren steinernen und aus anderen Baustoffen errichteten Langgräbern ergaben einen sehr engen Bereich der Langköpfigkeit (J. Fereday, 1956) mit den Mittelwerten:

	I_1	n
♂	71, 0	50
♀	73,4	20

Auch zwischen England und Schottland bestehen nur geringe Unterschiede im Längen-Breiten-Index (G. Morant, 1926):

	I_1	n
England	71,1	17
Schottland	72,7	11

Die aus der Stufenverteilung (R. Brothwell, 1973) erstellte Verteilungskurve (Abb. 189, Nr. 1) ist fast deckungsgleich mit den Verteilungskurven der mitteleuropäischen Indogermanen bis zu den Trichterbecherleuten (Abb. 159, Nr. 1, 2 u. 3).

Die englischen Neolithiker, die, wie vielfach angenommen wird, in der Zeit der Trichterbecher-Kultur vom Kontinent eingewandert sein sollen, sind älter als diese und sind nicht von dort eingewandert. Zudem bestand in dieser Zeit im westlichen Frankreich die nichtindogermanische Seine-Oise-Marne-Kultur mit I_1=78,4 ♂ und ♀ n = 619 (R. Riquet, 1973).

Um 2400 v. d. Ztw. erschienen etwa gleichzeitig wie auf dem Kontinent die nomadischen nichtindogermanischen Glockenbecherleute mit unbekannter Herkunft aus dem Orient. Ihre Verteilungskurve (Abb. 189, Nr. 2)

weist mit großer Asymmetrie in ihre Population aufgenommene Langköpfigere auf, die mit 40 % der größte bisher beobachtete Fremdanteil sind mit einem Maximum bei I_1 = 73. Das sind die bis dahin allein in England wohnenden Indogermanen. Schon G. Morante erschloß 1926 aus dem Überschuß über die Normalverteilung einen ähnlich großen Fremdanteil. Auch fand er in den fünf wichtigsten Schädelwerten nur Unterschiede in der Schädellänge, so daß aus den Penrosedaten (R. Brothwell, 1973, Abb. 67) völlig falsche Verwandtschaften entstehen können.

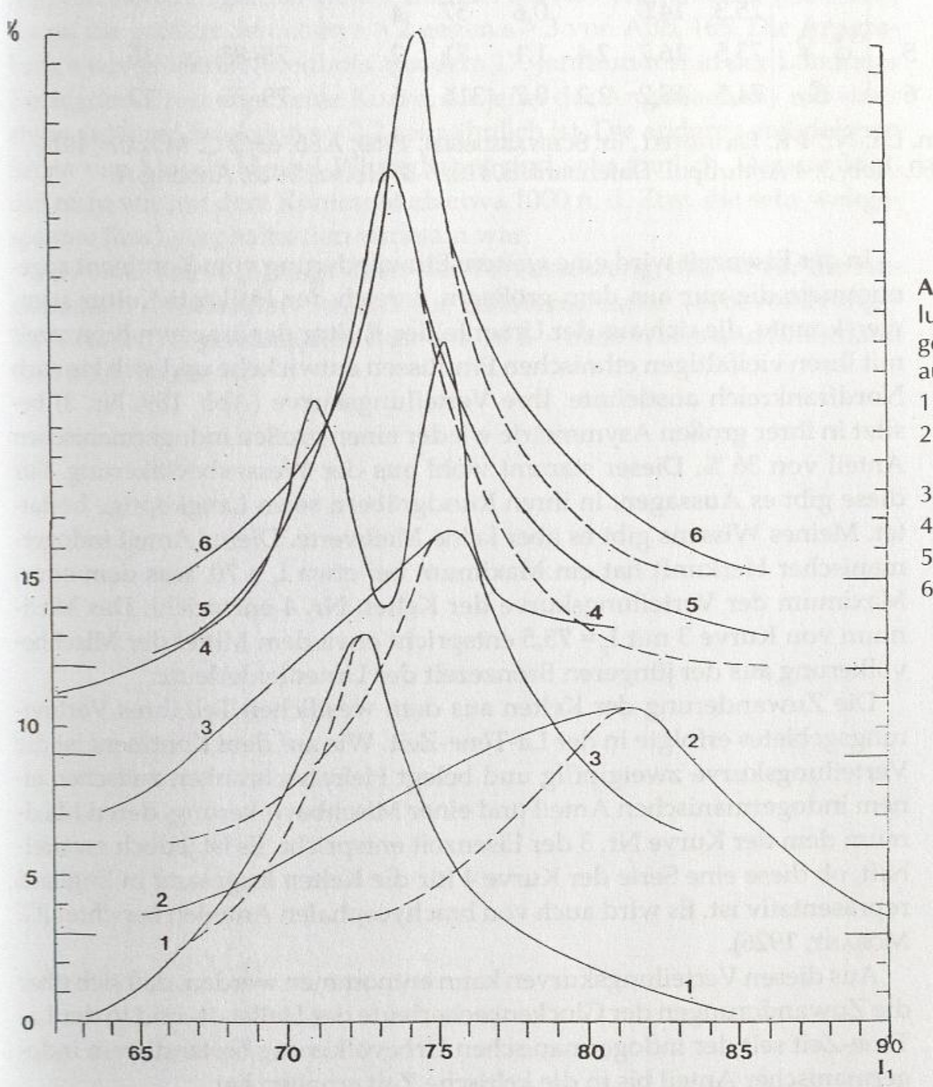


Abb. 189: Die Verteilungskurve des Längen-Breiten-Indexes aus England:
1 Neolithikum,
2 Glockenbecher-Kultur,
3 Eisenzeit,
4 Kelten,
5 Angelsachsen,
6 17. Jahrhundert London.

Tabelle zu den Verteilungskurven der Abb. 189

Zeit	Kurve	Geschl.	$I_{1max.}$	%	σ	$V_{i\%}$	n	Lit.	Überschuß im Bereich	%
Neolithikum	1	♂	72,5	13,3	3,0	0,2	50	1	66,5–72	5,3
Glockenbecher	2	♂	81,5	7,5	5,3	0,6	151	2	65–81	39
Eisenzeit	3	♂	75,5	13,8	2,9	0,1	?	3	65–75	36
Kelten	4	♂ ♀	71,0	12,0						
			75,3	14,0		0,6	57	4		
Angelsachsen	5	♂ ♀	73,5	16,7	2,4	1,1	81	2	75–85	16
17. Jh. London	6	♂	74,5	18,2	2,2	0,7	314	5	75–85	12

Herkunft der Daten. Lit.-Nr. 1 R. Brothwell, in: Schwabedissen, 1965, Abb. 65; 2 G. Morant, 1926; 3 R. Brothwell, 1960, Abb. 3; 4 Anthropol. Datenbank 50410; 5 B. Hooke, 1926, Anhang A.

In der Eisenzeit wird eine weitere Einwanderung vom Kontinent angenommen, die nur aus dem größeren Bereich der Hallstatt-Kultur stammen konnte, die sich aus der Urnenfelder-Kultur der jüngeren Bronzezeit mit ihren vielfältigen ethnischen Einflüssen entwickelte und sich bis nach Nordfrankreich ausdehnte. Ihre Verteilungskurve (Abb. 189, Nr. 3) besitzt in ihrer großen Asymmetrie wieder einen großen indogermanischen Anteil von 36 %. Dieser stammt wohl aus der Wessexbevölkerung. Für diese gibt es Aussagen, in ihren Rundgräbern seien Langköpfige bestattet. Meines Wissens gibt es aber keine Meßwerte. Dieser Anteil indogermanischer Herkunft hat ein Maximum bei etwa $I_1 = 70$, was dem einen Maximum der Verteilungskurve der Kelten Nr. 4 entspricht. Das Maximum von Kurve 3 mit $I_1 = 75{,}5$ entspricht etwa dem Mittel der Mischbevölkerung aus der jüngeren Bronzezeit der Urnenfelderleute.

Die Zuwanderung der Kelten aus dem westlichen Teil ihres Verbreitungsgebietes erfolgte in der La-Tène-Zeit. Wie auf dem Kontinent ist die Verteilungskurve zweigipflig und belegt Heiratsschranken zwischen einem indogermanischen Anteil und einer Mischbevölkerung, deren Maximum dem der Kurve Nr. 3 der Eisenzeit entspricht. Es ist jedoch zweifelhaft, ob diese eine Serie der Kurve 4 für die Kelten insgesamt in England repräsentativ ist. Es wird auch von brachycephalen Anteilen berichtet (G. Morant, 1926).

Aus diesen Verteilungskurven kann entnommen werden, daß sich über die Zuwanderungen der Glockenbecherleute der Hallstatt- und in der La-Tène-Zeit seit der indogermanischen Urbevölkerung beständig ein indogermanischer Anteil bis in die keltische Zeit erhalten hat.

Für die Mischbevölkerung der Britanno-Romanen sind bekannt (J. B. Davis 1865):

	n	I_1
♂	26	77,05
♀	9	75,2

Die Verteilungskurve der Angelsachsen (Abb. 189, Nr. 5) entspricht derjenigen der anderen germanischen Stämme der Reihengräberzeit (Abb. 165) bis auf die größere Selektion s > 2 gegen s > 3 von Abb. 165. Die Ausgrabung eines größeren Friedhofs aus dem 17. Jahrhundert in der Londoner Farringdon Street ergab eine Kurve, die jener der Anglosachsen mit einer etwas größeren Selektion s = 2,2 sehr ähnlich ist. Die anderen zeitgleichen Serien von Moorfield und Whitechapel sind sehr ähnlich. Daraus folgt, daß nicht wie auf dem Kontinent ab etwa 1000 n. d. Ztw. die sehr weitgespannte Brachycephalisation wirksam war.

Aus einer Kurve (5) folgt unter der Voraussetzung, daß sie für die Anglosachsen repräsentativ ist, daß die galloromanische Vorbevölkerung – bis auf einen eingewanderten Rest von 16 % – nach Wales und Schottland vertrieben wurde.

4.2 Zum Volksbegriff in der Vor- und Frühgeschichte

Der Ethnosbegriff wird »in der Geschichtswissenschaft und der Archäologie im Sinne der spätantiken und frühmittelalterlichen Quellen verwendet und bezeichnet eine Menschengruppe mit Wir-Bewußtsein und Glauben an eine gemeinsame Abstammung«. (F. DAIM, 1982). Humanbiologisch wird der Begriff ›Population‹ verwendet (s. Kap. 1.2), der eine genetische Gesamtheit mit äußeren Heiratsschranken beschreibt.

Populationen (Völker) haben in der biologischen Hierarchie einenPlatz: Individuum, Sippe, Stamm, Population, Rasse, Art und höhere taxonomische Einheiten.

Populationen können als Fortpflanzungs- und Vererbungsgemeinschaften verschiedene Grade der Offenheit gegen benachbarte Populationen besitzen und sich mit diesen im Genaustausch befinden. Möglichst abgeschlossene Populationen sind für den Fortschritt der Evolution zur Artneubildung die notwendigen Vorstufen. In solchen Populationen entstehen säkular-langsame, kontinuierliche Veränderungen der vererbbaren körperlichen und nichtkörperlichen Eigenschaften, bis die Neubildung einer Art erreicht ist, das heißt, bis zu benachbarten Populationen kein Genaustausch mehr möglich ist, und gehen dann ebenso weiter. Beim *Homo sapiens* werden Populationen ›Völker‹ genannt.

Die Gendrift mit der Veränderung der vererbbaren Eigenschaften ist nun um so schneller, je kleiner die Populationen sind, was vor allem für die Entstehung von Völkern in der Vorgeschichte von Einfluß war.

»Wenn eine Population gleichartiger Tiere für immer in zwei Teile zerlegt wird, . . . so verläuft die weitere Entwicklung der geschiedenen Populationsteile in verschiedenen Richtungen, und zwar auch dann, wenn die Lebensbedingungen in den beiden getrennten Verbreitungsgebieten nicht in verschiedenen Richtungen Selektion treiben. Die Zufälligkeit der Erbvorgänge, die Veränderungen verursachen, reicht allein aus, um zwei Populationen, die nicht miteinander im Verhältnis des Genaustausches stehen, verschieden voneinander werden zu lassen.« (K. LORENZ, 1976, S. 253)

Der Natur kommt es bei derartigen Veränderungen nicht auf die große Zahl nicht übereinstimmender Merkmale an, sondern auf oft nur geringfügige Unterschiede und oft nur wenige unterschiedliche Merkmale.

Kurzfristige Veränderungen des Genbestandes von Populationen entstehen durch die Auswanderung kleiner Anteile einer Population, die infolgedessen eine andere Genverteilung haben als die Hauptmasse,durch den »Flaschenhalseffekt« oder »Gründereffekt« (A. BACH, 1978), durch Mutationen in genügend kleinen Populationen, durch Vermischungen und durch Entstehung innerethnischer Heiratsschranken.

Merkmale, die genetisch weitergegeben werden, folgen in Populationen genügend großer Individuenzahl Verteilungskurven. Die Verteilungsfunktionen haben bei den Mittelwerten große Maxima, das heißt, die Mittelwerte treten an einer großen Individuenzahl auf. Infolgedessen besteht bei der Vermehrung von Individuen mit Eigenschaften, die von der Mitte abweichen, stets eine Regression zur Mitte (H. J. EYSENCK). Das gilt auch für die nichtkörperlichen Eigenschaften. Das wird dadurch bewiesen, daß die mehr als tausend Jahre lange negative Auslese geistig höherer Begabungen durch das Zölibat wirkungslos geblieben ist, denn der mittlere IQ als ein Teilbereich nichtkörperlicher Eigenschaften, der meßbar ist, ist in den protestantischen und katholischen deutschen Volksteilen gleich.

Der hier nicht verwendete und falsche Rassenbegriff, der aus der gesamten vieldimensionalen Variationsbreite herausgegriffene nulldimensionale Typen als ›Rassen‹ bezeichnet (s. Kap. 1.2.3) hatte zur Folge, daß den Germanen in diesem Sinne Reinrassigkeit vor der heutigen ›Vermischung‹ zuerkannt wurde. Aber bereits bei der Selektion im klimatischen Zwang während der letzten Eiszeit im Vorfeld des Eisrandes gab es im Aurignac nebeneinander den nordischen Typ (Combe Capelle) und den Cro-Magnon-Typ, wie die benachbarten Typuslokalitäten beider Typen zeigen. Bei Zunahme der untersuchten Individuenzahlen von Lokalpopulationen zeigte es sich stets, daß in allen anthropologischen Merkmalen, einschließlich der kraniologischen, Verteilungsfunktionen von Typen und nicht Reinrassigkeit im obigen Sinne bestehen. Das wird auch auf die Erfolge der Depigmentierung als Teil dieser Selektion, die Haut-, Haar- und Augenfarbe, zutreffen. Heute kann man im schwedischen Volk auch braune Augen und Haare finden. Es sollte aber infolge fast fehlender Vermischung im obigen Sinne eigentlich ›reinrassig‹ sein.

Die anthropologischen an Knochen, besonders am Schädel meßbaren Werte gestatten die Überprüfung der ethnischen Homogenität menschlicher Populationen mit gewissen Einschränkungen, sie gestatten nicht die Einbeziehung der nichtkörperlichen Eigenschaften. Hierzu ist das folgende Beispiel lehrreich. Die um 200 v. d. Ztw. in der Weichselmündung gelandeten Goten überlagerten dort und in Ostpreußen die indogermanischen Prußen. Beide lassen sich nicht anthropologisch, sondern nur an ihren kulturellen Hinterlassenschaften unterscheiden. Aus diesen und aus dem historisch überlieferten Wissen beider kann aber auf Unterschiede der nichtkörperlichen Eigenschaften zwischen beiden Völkern geschlossen werden.

Da sich neben den körperlichen Eigenschaften auch viele nichtkörperliche vererben, besitzen unterschiedliche Völker auch unterschiedliche Volkscharaktere und eigene Kulturen mit eigenen Religionsvorstellungen und eigenen Wertordnungen und, auf diesen dann aufbauend, eigene

Rechts- und Staatsordnungen. »Man hat die Götter, die man verdient.« (J. Bronsted, 1960) Während die vererbten körperlichen Eigenschaften bei konstanten Umweltbedingungen sich nicht oder kaum verändern, sind die vererbten nichtkörperlichen Eigenschaften stark beeinflußbar, sie können durch geistige Einflüsse aus der Umwelt und durch Eigenschöpfung seelischer Eigenschaften in gewissem Umfang überlagert, ergänzt oder unterschiedlich gerichtet werden.

Der Begriff ›Volk‹ läßt sich wie folgt definieren: Völker sind als genetische Gesamtheiten Abstammungs- und Vererbungsgemeinschaften für körperliche wie nichtkörperliche Eigenschaften der Individuen mit Gesamtunterschieden von Volk zu Volk, wobei die genetischen Unterschiede in den nichtkörperlichen Eigenschaften bei ungestörter Entwicklung zur Ausbildung eigener Sprachen, Kulturen, Wertordnungen, Rechtsordnungen, Staatsordnungen und Religionen führten.

Mit Hilfe der Systemtheorie kann der Begriff ›Volk‹ definiert werden: Völker sind lebende Systeme höherer Ordnung mit voneinander verschiedenen Systemeigenschaften aus körperlichen und nichtkörperlichen Eigenschaften, die genetisch und, soweit sie nicht vererbt werden, durch Eigenschöpfung entwickelt und durch Traditionen weitergegeben werden.

»Jede Population einer Art unterscheidet sich von allen anderen genetisch und biometrisch.« (E. Mayr, 1967, S. 267)

Bei Vermischung von Völkern werden verschiedenartige, abweichende Eigenschaften eingebracht, die genetisch erhalten bleiben. Die Variationsbreite vermehrt sich, die Labilität (›gespaltene Charaktere‹) nimmt zu. Es erfolgt keineswegs eine Rückbildung zu ausgeglicheneren Urformen der Evolution. Es entsteht im Sinne der Evolution nichts Besseres. Mit weit ausgedehnten Verteilungskurven entstehen mengenmäßige Vorherrschaften der Randgruppen. Die Übereinstimmung in der Wertordnung wird zugunsten von Gegensätzlichkeiten zerstört.

In der Zeit der Entstehung des Deutschen Reiches nach den Karolingern war dieses Wissen chronistisch nachweisbar vorhanden (s. Kap. 7). Sogar in der Zeit des Absolutismus und der keineswegs völkerfreundlichen Aufklärung wußten dies die Fürsten jener Zeit.

»Jedes Volk hat seinen Charakter. Er kann durch das größere oder geringere Maß der Erziehung, das ihm zuteil wird, wohl verändert werden, aber niemals verschwinden seine Grundzüge. Es wäre leicht, diese Auffassung durch Belege der Natur zu stützen. . . Einzig die vollständige Zerstörung eines Staatswesens und seine Neubevölkerung mit fremden Ansiedlern können nach meinem Dafürhalten den Geist eines Volkes von Grund auf ändern. Aber man sehe sich vor: das wäre dann nicht mehr das gleiche Volk.« (Friedrich der Grosse, 1751)

Das Wissen davon, daß Völker individuelle Eigenschaften besitzen, ist noch heute allgemein vorhanden. Auf die Frage des Allensbacher Demoskopischen Institutes: »Gibt es so etwas wie Nationalcharaktere, oder gibt es das eigentlich nicht?« antworteten 80 Prozent der Befragten aus Westdeutschland und 84 Prozent aus Mitteldeutschland: »Es gibt einen Nationalcharakter.« (E. Noelle-Neumann, *Demoskopische Geschichtsstunde*, Osnabrück 1991)

Der Eigenentwicklung der Indogermanen in ihrer Urheimat stand stets nach mehr oder weniger langer Zeit der Volkstod der abgewanderten Völker durch Vermischung gegenüber. Von diesen sind zum Teil nur noch Sprachreste bekannt. Das gilt auch für die in fremde Umgebungen ausgewanderten germanischen Stämme, in denen die Vermischungsverbote der alten Volksrechte erst mit dem Übertritt vom arianischen zum katholischen Glauben fielen, bei den Westgoten mit König Leovigilt (gest. 586), bei den Langobarden mit König Liutprand (gest. 744).

Diese Vermischungsverbote wirkten beispielsweise bei den Langobarden so, daß die Römer nach langobardischem Recht minderen Rechtes waren gegenüber den langobardischen Freien und jede Heirat zwischen Personen verschiedenen Rechtes nach der minderen Seite ging.

Diesen Eigenentwicklungen gegenüber standen imperialistische Reiche, in denen die völkischen Individualitäten durch Übertragung von Sprachen und Kulturen ausgelöscht wurden. Das herausragendste Beispiel für den hier betrachteten Zeitraum war das römische Weltreich, aus dessen Völkervermischungen die heutigen romanischen Völker hervorgingen. Bereits im 2. Jahrhundert n. d. Ztw. waren 90 Prozent der römischen Bevölkerung Italiens ausländischer Herkunft. Auch die Oberschicht war kaum mehr indogermanisch bestimmt, wie man an den brachykranen Köpfen aus der Kaiserzeit sehen kann.

Die Bekehrung und Zwangsbekehrung zum Katholizismus ging von den Franken 496 aus und erreichte die Nordgermanen um 1000 n. d. Ztw. »Vom Christentum wurde eine große Kultur zerstört.« (Prof. Lamm, Stockholm, persönl. Mitteilung)

Bis heute haben sich, ausgehend von politisch erfolgreichen, aber naturwissenschaftlich falschen Ideologien (z. B. solchen, die auf der Milieutheorie beruhen), ganze Gebirge von Mißdeutungen, aber auch Verleumdungen und Fälschungen zum Thema ›Volk und Rasse‹ angesammelt. Das Ergebnis solcher ideologisch fehlgeleiteten Sichtweise ist zum Beispiel die Behauptung, es lohne sich nicht, das deutsche Volk zu erhalten, es sei ja nur ein beliebiger Mischmasch aus Kelten, Slawen und Germanen. Heute weiß man, daß das deutsche Volk das einzige größere, bis 1945 weitgehend unvermischt gebliebene Volk der Indogermanen war. Die angebliche Vermischung mit Kelten hat offenbar nur sehr untergeordnet stattge-

funden, da sich Kelten von Germanen anthropologisch auch noch nach der Zurückdrängung der Kelten unterschieden (s. Kap. 4.1.8). Und daß die ›Slawen‹ als Ostvandalen Germanen waren, wird hier gezeigt.

Heute ist die Eigenentwicklung von Völkern durch das Selbstbestimmungsrecht völkerrechtlich geschützt, nur an Durchsetzungsmöglichkeiten und -willen mangelt es.

Der durch die heute herrschenden Ideologien angegriffene und verdammte Volksbegriff der deutschen Romantik und des deutschen Idealismus kommt mancherorts dem darüber heute gesicherten Kenntnisstand der Biologie und Humanbiologie sehr nahe. Die heute wirksamen ideologischen Beeinflussungen hatten aber zur Folge, daß in den historischen und prähistorischen Wissenschaften seit 1945 der Begriff ›Volk‹ möglichst gemieden wird. Das führte zu Umdeutungen als Grundlage ganzer Werke, die zum Beispiel bei Preidel (1968) in der Überschrift seines ersten Kapitels »Der falsche Volksbegriff« und dessen Inhalt zum Ausdruck kommen, aber auch bei K. Bosl (1964) oder R. Wenskus (1961). Und H. Roth (H. Roth, 1997, Bd. II, S. 630): »... Dem liegt die Annahme zugrunde, daß die archäologischen Kulturprovinzen sich zu allen Zeiten mit ganz bestimmten Völkern der Volksstämmen decken, die aus der Mottenkiste der national gesinnten Archäologie Gustav Kossinnas stammt«. Auf die Kritik an G. Kossinna, den Begründer der Siedlungsarchäologie, wurde schon in der Einleitung eingegangen.

Daß vielfach nicht Völker gewandert sind, sondern nur Gefolgschaftsverbände und als Herrschaftsgruppen sich anderen Völkern überlagerten, ist sicher. Die während der Völkerwanderung in das Römische Reich eingedrungenen germanischen Stämme verlangten ein Drittel des bebaubaren Bodens. Wie diese zahlenmäßig Unterlegenen in den folgenden wenigen Jahrhunderten durch Assimilation verschwanden, ist bekannt. Es ist auch bekannt, daß in den Bajuwaren um Salzburg und in den Ostalpen Reste der Keltoromanen (›Walchen‹) aufgingen, was allerdings bisher nicht anthropologisch untersucht ist. Aber soweit sich anthropologisch homogene, an den Verteilungskurven der Merkmale erkennbare Populationen durch Wanderungen verschoben, muß der obige Volksbegriff angewandt werden. Das trifft beispielsweise für die Südverschiebung der Indogermanen und das Zurückdrängen der Glockenbecherleute unter Beibehaltung ihrer anders zusammengesetzten, eigenen anthropologischen Charakteristik, das heißt ohne wesentliche Vermischung mit den Glockenbecherleuten, zu.

Dasselbe gilt für die Südverschiebung der Germanen unter Zurückdrängen der Urnenfelderleute, der Kelten und dann der Römer und Galloromanen. Das trifft auch für Teile der Ostvandalen noch bei ihrer Rückkehr aus dem Osten zu. Die Ausbreitung der Germanen erfolgte also nicht durch

»Germanisierung keltischer, venetischer und unbestimmbarer alteuropäischer Gruppen«. (H. Wolfram, *Die Germanen*, 1995, S. 55)

Daß antike Chronisten vielfach zu hohe Zahlen der äußeren Feinde angaben, ist sicher. Es läßt sich aber unter anderem aus den einigermaßen sicheren Zahlen der römischen Heere, die gegen die Cimbern und Teutonen kämpften, auf die Zahlen der germanischen Krieger und damit auf die Volkszahl der wandernden Stämme schließen, die in diesem Falle mehr als 100000 betragen haben muß. Aus den Orts- und Zeitdaten der Wanderung lassen sich weiter die dazu notwendigen beachtlichen Planungs- und Organisationsleistungen abschätzen, die allein zur Sicherung der Ernährung bewältigt worden sind.

Daß die Entstehung von Völkern bis zur Ausbildung eines Identitätsbewußtseins lange Zeiten in Anspruch nimmt und natürlich in vielfältiger Weise äußeren Beeinflussungen unterliegt, haben wir in Kap. 7 am deutschen Volk darzustellen versucht.

Die Entstehung einer Sprache mit eigenen Wortbildungen und eigener Grammatik setzt ein abgeschlossenes Gebiet mit innerer Fluktuation voraus, was ethnologisch einer Population mit äußeren Heiratsschranken und guter Panmixie entspricht, also einem eigenständigen Volk. Im Idealfall kann so ein Volk mit seiner Sprache entstehen. Daß ein solches Gebiet kleiner sein muß als ein von den Pyrenäen bis zum Kaspischen Meer reichendes, ist verständlich. Das Zusammenwachsen von Sprachgruppen aus Trägern verschiedener ethnischer Herkunft setzt ethnische Vermischungen voraus, die sich anthropologisch äußern müssen, und ist wiederum nur in einem genügend kleinen Gebiet möglich. Nur im Falle imperialistischer Gewaltherrschaft wie im Fall des römischen Weltreiches sind größere Gebiete sprachlich und kulturell zu vereinheitlichen. Bei den gut selektierten indogermanischen Völkern vom Mesolithikum bis zu den Germanen von 1000 n. d. Ztw. waren die obigen Fälle nicht gegeben.

Die Entstehung der Ur-Indogermanen reicht rückwärts bis in das Mesolithikum hinein und geht sicher auf die Einwanderung des Aurignac-Menschen aus dem weiteren Orient um 40000 v. d. Ztw. zurück. Wie aus den jeweils ältesten ^{14}C-Messungen zu ersehen ist, kam die Einwanderung über den Balkan. Im Neolithikum spielte das kleine Gebiet zwischen Elbe, Saale, Thüringer Wald und Harz die besondere Rolle bei der Entstehung neuer Kulturwellen neben seiner besonderen Rolle bei der Entstehung des langköpfigen Anteils in den Schnurkeramikern. Die Ethnogenese der Ur-Indogermanen scheint sich weiter westlich, als bisher gesucht (Abb. 3), abgespielt zu haben, im Gebiet zwischen den Pyrenäen, den Alpen und dem Eisrand.

5 Wirtschaft und Siedlung indogermanischer und germanischer Stämme

5.1 Klima- und Vegetationsgeschichte

Die geologisch und geophysikalisch vorgegebene Entwicklung des Klimas hat Meeresspiegelschwankungen, die Art der Ausbildung des Gewässernetzes, der Böden und der Vegetation zur Folge. Damit wurden die Lebensbedingungen der weitgehend im ökologischen Gleichgewicht mit der Natur lebenden vor- und frühgeschichtlichen Menschen bestimmt, Anpassung an die Umweltbedingungen und Selektion spielten bei der Entstehung, Entwicklung und Verbreitung menschlicher Populationen (Völker) eine wesentliche Rolle.

Nach der letzten Eiszeit ist das Klima ganz allgemein durch trockeneres und zwischen 2° C bis 4° C wärmeres Klima als heute im Boreal, Atlantikum und Subboreal gekennzeichnet, dem das feuchtere und kältere Subatlantikum folgte. In die wärmeren Zeiten fallen Steinzeit und Bronzezeit Der Beginn des Subatlantikums und der Beginn der Eisenzeit sind etwa zeitgleich. Diesen längerzeitlichen Entwicklungen des Klimas sind kurzzeitliche Schwankungen überlagert.

Die zur Untersuchung dieses Ablaufes verwandten Indikatoren reagieren auf gleiche Klimaänderungen verschieden. Eine Klimaänderung wirkt sich regional und in unterschiedlichen Höhenstufen verschieden aus und wird durch weitere örtliche Gegebenheiten beeinflußt.

Zum Beispiel wurde die Ausbreitung der Rotbuche als Anzeiger des ozeanischen, subatlantischen Klimas nicht nur durch Klimaänderungen, sondern zusätzlich auch durch andere Faktoren beeinflußt. Ihre Massenausbreitung war eine nach Norden gerichtete Wanderung aus den Alpen. Die Massenausbreitung begann im Schweizer Jura 3500 v. d. Ztw., im Berchtesgadener Land 3000, am Alpenrand im Illergebiet vor 1400, im Harz 1600, im Solling 900, in Nordwestbelgien 700, in Masuren 600 v. d. Ztw.

In Mooren endet das Wachstum in wärmeren und trockeneren Zeiten, und es entsteht durch Zersetzung Schwarztorf. Der Grenzhorizont gegen darüber liegenden Weißtorf zeigt den Wiederbeginn des Wachstums und damit den Übergang zu feuchterem und kühlerem Klima an. Ein solcher Grenzhorizont fällt auf den Beginn des Subatlantikums zu Beginn der frühen Eisenzeit. In Südschweden wurden von 3700 vor bis 1200 n. d. Ztw. sieben solcher Grenzhorizonte gefunden.

Klimaänderungen sind auch an dem Anteil der Pollen von Erlen unter den Baumpollen, an Süßwasser-Kalkabscheidungen, an der allgemeinen Waldzusammensetzung, an Meeresspiegelschwankungen, an Gletscherhöchstständen und -rückzügen zu erkennen.

Auf das wärmere und trockenere Klima des Subboreals, das die Bronzezeit kennzeichnet, folgte kühleres und mehr ozeanisches Klima im Sub-

atlantikum bis heute mit kälteren Perioden, die sich durch Transgressionen (Meeresvorstöße), Erlenpollenmaxima, Moor-Rekurrenzflächen und Gletschervorstöße um 600 v. d. Ztw., 400 n. d. Ztw. und 1200 n. d. Ztw. zu erkennen geben. Dazwischen lagen wärmere Perioden. In der Zeit zwischen 800 vor und 800 n. d. Ztw. bestanden die Wälder in den Gebieten westlich der Elbe und der Sudeten sowie in den küstennahen Gebieten bis zur Weichsel aus Buchenmischwald und östlich davon aus kiefernreichen Laubmischwäldern mit Eichen (U. WILLERDING, 1977).

Die ältesten Bandkeramiker bauten ab 5800 v. d. Ztw. ebenso wie die Mesolithiker Emmer und Einkorn an, ehe im mittleren Neolithikum aus Vorderasien die dort kultivierten Getreidesorten Mitteleuropa erreichten.

Von den angebauten Getreidearten – Weizen (Triticum), Gerste (Hordeum), Hafer (Avena), Hirse (Panicium) und Roggen (Secale) – stammen die Wildformen aus den Gebirgen und Hochländern des Mittelmeerraumes und Kleinasiens, um nur die nächsten zu nennen. Diese Gebiete sind Mannigfaltigkeitszentren, die sich nicht nur durch Artenreichtum auszeichnen, sondern auch innerhalb der Arten noch durch viele Sonderformen.

Übersicht über die spätglaziale und postglaziale Vegetationsentwicklung und die zeitliche Stellung der frühen Kulturen in Mitteleuropa
(nach U. WILLERDING, 1977)

	ungefähres Alter	Abschnitte nach FIRBAS	BLYTT-SERNANDER	KULTUREN	VEGETATIONSENTWICKLUNG	
HOLOZÄN (Nacheiszeit)	1 000 O d.Zt.	X b/a 1 500 jüngere 800 NACH-WÄRMEZEIT IX ältere	SUBATLANTIKUM	NEUZEIT 1 500 MITTELALTER 600 VWZ 400 RKZ 0 EISENZEIT	KULTURFORSTEN Eichenförderung BUCHENWÄLDER	BUCHENZEIT
	1 000 2 000	800 VII späte WÄRMEZEIT	SUBBOREAL	800 BRONZEZEIT 1 800	BUCHEN-EICHEN-MISCH-WÄLDER	EICHEN-MISCH-WALD-BUCHEN-ZEIT
	3 000 4 000 5 000	2 500 VII 4 000 mittlere WÄRMEZEIT VI	ATLANTIKUM	NEOLITHIKUM 4 500	EICHEN-MISCH WÄLDER (EMW) mit Eiche, Ulme, Linde, Esche Beginn des Ackerbaus	EICHEN-MISCH-WALD-ZEIT
	6 000 7 000	5 500 V frühe WÄRMEZEIT	BOREAL	MESOLITHIKUM	KIEFERN-HASEL-HAINE (im jüngeren Teil mit Eiche) und Ulme	HASELZEIT
	8 000	7 500 IV VORWÄRMEZEIT	PRÄBOREAL		BIRKEN-KIEFERN-WÄLDER	BIRKEN-KIEFERN-ZEIT
SPÄTGLAZIAL	9 000	8 200 III jüngere SUBARKTISCHE-ZEIT	jüngere TUNDERENZEIT	jüngstes PALÄOLITHIKUM	baumarme TUNDREN	jüngere DRYAS-ZEIT
	10 000	8 800 II mittlere SUBARKTISCHE-ZEIT	ALLERÖD		BIRKEN-KIEFERN-WÄLDER	ALLERÖD-ZEIT
		10 000 I ältere SUBARKTISCHE-ZEIT	ältere TUNDRENZEIT		baumlose TUNDREN	ältere DRYAS-ZEIT

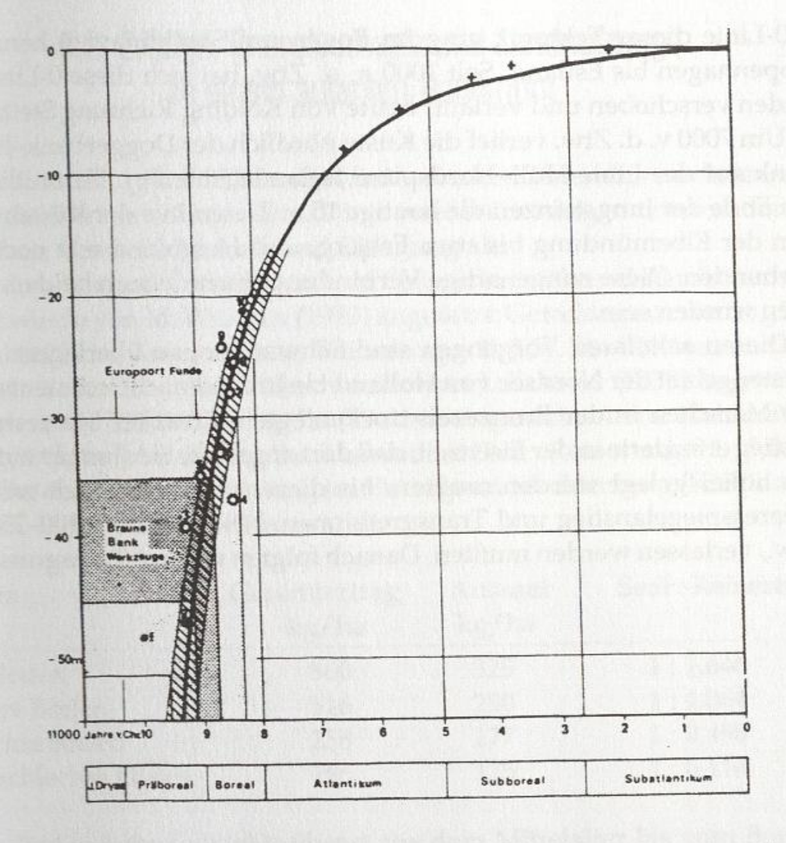


Abb. 190: Der Meeresspiegelanstieg in den letzten 9500 Jahren v. d. Ztw. nach datierten Torfproben und nach der Tiefenlage verschiedener archäologischer Fundplätze im Rhein-Maas-Gebiet (nach: L. KOOIJMANS, 1976).

Dort sind zuerst die Wildformen angebaut und beim Anbau ausgelesen worden. Roggen und Hafer gelten als sekundäre Getreidearten, die zuerst als Ungräser mit dem Nutzgetreide zusammen selektiert wurden, ehe Roggen in Europa nach Ende der Bronzezeit gesondert angebaut wurde.

Der erste Ackerbau wurde nach älteren ^{14}C-Altersbestimmungen auf die Zeit um 8000 v. d. Ztw. datiert. Die ersten Ackerbauer in Europa waren die Bandkeramiker, die in Mitteleuropa bis nach Südosteuropa siedelten.

Infolge des Abschmelzens des Eises nach der letzten Eiszeit auf der nördlichen Halbkugel hat sich der Meeresspiegel angehoben. Der relative Anstieg für das Rhein-Maasgebiet ohne Berücksichtigung tektonischer und isostatischer Krustenbewegungen ergab geologisch eine einfache Kurve fallender Neigung gegen heute. Zehn datierte archäologische Fundpunkte aus diesem Gebiet liegen etwa auf dieser Kurve (L. KOOIJMANS, 1976) (Abb. 190).

Diesem Meeresspiegelanstieg südlich von Nord- und Ostsee, der tektonisch durch Senkungen verstärkt wurde, stand eine Hebung Skandinaviens infolge der Entlastung durch das abgeschmolzene Eis gegenüber, die im Mittelteil der Halbinsel bisher zu Hebungen bis zu 150 m führte. Die

± 0-Linie dieser Tektonik ging im Bogen um Skandinavien herum von Kopenhagen bis Estland. Seit 1000 n. d. Ztw. hat sich diese 0-Linie nach Süden verschoben und verläuft heute von Kolding Richtung Stettin.

Um 7000 v. d. Ztw. verlief die Küste nördlich der Doggerbank–Jütland-Bank auf der Linie Hull–Nordspitze Jütland (Abb. 5b). Vermutlich war am Ende der Jungsteinzeit die heutige 15 m Tiefenlinie der Küstenverlauf von der Elbemündung bis etwa Esbjerg, und Helgoland war noch landverbunden. Diese zungenartige Verbindung dürfte jedoch bald unterbrochen worden sein.

Diesen säkularen Vorgängen sind Schwankungen überlagert, die im Küstengebiet der Nordsee von Holland bis Jütland nach Sedimentationen die Marschen in der Bronzezeit trockenlegten. Erneuter Meeresspiegelanstieg erforderte in der Eisenzeit, daß dort angelegte Siedlungen auf Warften höher gelegt werden mußten, bis diese schließlich nach weiterem Meeresspiegelanstieg und Transgressionen, besonders um 100–250 n. d. Ztw., verlassen werden mußten. Danach folgten weitere Transgressionen.

5.2. Erträge, Energieumsatz und Landnutzung in einem autarken Bauernhof

Für die Ermittlung der Flächengrößen autarker Bauernhöfe müssen zunächst die Erträge bekannt sein. Diese wiederum hängen unter anderem von Klima, Umwelt, Technik und Düngung ab.

Für den Zustand Östergötlands in Schweden während der frühen Eisenzeit wurde von M. Widgren (1983) angesetzt: Getreidegesamtertrag 700 kg/ha bei 200 kg Aussaat (Saat : Reinertrag = 1 : 2,5). Für Böhmen und die Zeit vom 8. bis 12. Jahrhundert wurde von J. Kudnac (1958) angesetzt: Gesamterträge 525 bis 788 kg/ha (Weizen umgerechnet von Hohlmaßen 0,75 kg/1 (Liter)) bei 262 kg/ha Aussaat mit Saat : Reinertrag = 1 : 1,0 bis 1 : 2,0. Bei der Bonitätsermittlung im Herzogtum Mecklenburg (K. Schultz-Klinken, 1981) wurde 1717 verwandt:

Roggen	Gesamtertrag kg/ha	Aussaat kg/ha	Saat : Reinertrag
gute Böden	860	325	1 : 1,646
mittlere Böden	516	250	1 : 1,064
schlechte Böden	258	177	1 : 0,458
ganz schlechte Böden	195	175	1 : 0,114

Diese Zahlen gelten gleichbleibend aus dem Mittelalter bis zum Beginn der starken Ertragssteigerungen, die nach Anwendung besserer Wirtschaftsmethoden und mineralischer Düngung einsetzten. Die Zahlen können in gleicher Größenordnung weiter rückwärts extrapoliert werden. Noch aus der Zeit vor dem Einsetzen der Ertragssteigerung stammen Zahlen aus einem deutschen Dorf im ungarischen Banat (H. Diplich, 1957) für Weizen:

	1843	1844	1845	1846	1847	1848	1849	1850
kg/ha (Mittel)	1272	859	695	694	1132	1272	1182	1085

Diese Zahlen gelten für beste Böden und kennzeichnen die damals möglichen jährlichen Schwankungen der Erträge.

Nach W. Abel (1978) kann im langjährigen Mittel in Deutschland im 17. Jahrhundert bei Dreifelderwirtschaft gerechnet werden mit: 700 kg/ha Roggen, 800 bis 900 kg/ha Weizen, 600 bis 650 kg/ha Gerste und für Hafer als letztes Glied der Fruchtfolge mit 400 kg/ha.

Aus den Gegebenheiten Nutzbarkeit des Bodens, Erträgnisse und Menschenzahl je Bauernhof läßt sich die mögliche Siedlungsdichte nach Zahl

der Höfe und der Menschen ermitteln. Daraus sind dann Siedlungsstrukturen und weiteres erschließbar.

Die Berechnung von M. WIDGREN (1983) geht aus von sechs Erwachsenen sowie mit Kindern von acht bis zehn Personen je Hof. Der Energiebedarf eines Erwachsenen je Tag wird mit 3200 kcal angesetzt = 7×10^6 kcal/Jahr. Für die Nutzung werden Äcker, Wiesen und Weiden unterschieden. Bei einem Reinertrag von 500 kg Getreide/ha und Jahr und bei 9 bis 10 Stück Großvieh beträgt der Bedarf an Winterfutter für 200 Tage 15000 kg Heu. Bei einem Ertrag von 500 kg/ha sind 30 Hektar Wiesen nötig und für die Sommerweide 30 bis 60 Hektar. Der Flächenbedarf eines solchen Hofes beträgt damit etwa 65 bis 100 Hektar. Daraus wird zunächst die Erkenntnis gewonnen, daß bei Bevölkerungswachstum mit notwendiger Verkleinerung der Hofgrößen zunehmend auf Getreidebau ausgewichen werden muß. Das verlangte allerdings zusätzliche Düngemaßnahmen, was möglicherweise durch Plaggendüngung geschah sowie durch den Auftrag von Mutterboden, der an anderer Stelle gewonnen wurde. Wenn andererseits für die Düngung mit Mist mit dem notwendigen Stickstoff je Hektar 3 bis 10 Rinder erforderlich sind, erweitert sich der notwendige Viehbestand auf 30 Stück. Damit ergibt sich folgende Übersicht über die Energieproduktion:

	Fläche ha	Erzeugung ohne Saat kg/Jahr	Energieinhalt kcal/kg	erzeugte Energie kcal/Jahr	Energie je Person u. Tag kcal
Äcker	3	1500	3200	4800000	2190
Wiesen	30	300 Fleisch	2000	1720000	785
Weiden	>30	2800 Milch	400		225 Rest

Die Erzeugung aus Wiesen und Weiden ist in Fleisch 300 kg und Milch 2800 kg angesetzt und mit 3200 kcal/kg Getreide, 2000 kcal/kg Fleisch und 400 kcal/kg Milch verrechnet. Bei 15 Stück Großvieh beträgt der zusätzlich von außen durch Jagd, Fischfang unter anderem zu beschaffende Rest 225 kcal/Person und Tag.

Für die Ermöglichung dauernder Ackernutzung ist vor allem die Versorgung der Böden mit Stickstoff entscheidend, die durch Selbstregeneration mit teilweise als Weide genutzter Brache, durch Stalldung und durch Plaggendüngung möglich war, ehe die Mineraldüngung mit Ammonium und Nitratsalzen einsetzte. Ohne Plaggendüngung ist der gesamte Energiefluß eines solchen autarken Bauernhofes auf obiger Grundlage in Abb. 191 dargestellt.

Der Landbedarf in einer mittelschwedischen glazialen Rundhöckerlandschaft zwischen Linköping und Norrköping ergibt dann schematisch das

Siedlungs- und Landnutzungsbild der Abb. 192. Diese Wirtschaftsart wird als ›Infeld‹- oder ›Binnenfeldsystem‹ bezeichnet (siehe Kap. 5.3.5).

Während für die Regeneration des Stickstoffs nach einer Ernte auf Löß- und Kalksteinböden durch stickstoffsammelnde Pflanzen zehn Jahre erforderlich sind (s. Kap. 5.3.2), kann unter mittelschwedischen Bedingungen die Hälfte eines Stickstoffverlustes nur durch 25 Jahre Brache wieder angereichert werden (St. WELINDER, 1975).

Die Hälfte der eingestrahlten Sonnenenergie wird von Pflanzen absorbiert, 1 Prozent davon wird zur Primärerzeugung der Biomasse benötigt. Ein Teil davon steht nach der Ernte zum Verbrauch zur Verfügung. Bei der Viehzucht wird aus zehn Teilen Energie des Pflanzenfutters ein Teil im Großvieh erzeugt. Aus dem gleichen Stück Land können bei rein vegetarischer Ernährung zehnmal mehr Menschen ernährt werden als durch rein tierische Ernährung (St. WELINDER, 1975).

Für die Markomannen in Böhmen wurde das folgende Beispiel (H. GRUNERT, 1968) entwickelt: Bei Berücksichtigung des kleineren Energiebedarfs von Frauen wird mit 3000 kcal/Tag für einen Erwachsenen und im Mittel mit 2000 kcal/Tag für Kinder unter 14 Jahren gerechnet. In einer Wirtschaftseinheit mit 10 Erwachsenen und 10 Kindern, für die am Tag 50000 kcal zu beschaffen sind, müssen im Jahr $18,25 \times 10^6$ kcal erzeugt werden. Die Reinerträge aus dem Acker werden mit 400 kg/ha angesetzt und mit 3200 kcal/kg Getreide verrechnet. Es wird angenommen, daß zwei bis drei Erwachsene in der

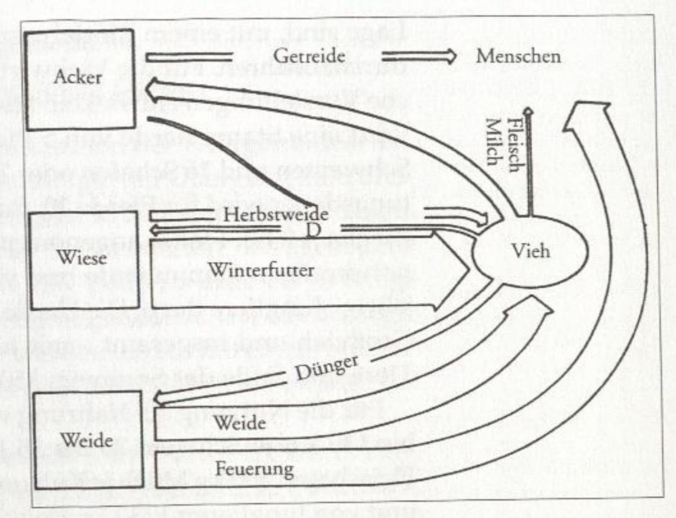


Abb. 191: Qualitativer Energiefluß in einem autarken Bauernhof mit Infeld- (Binnenfeld-) Wirtschaft; D = Dünger. Nach: M. WIDGREN, 1983.

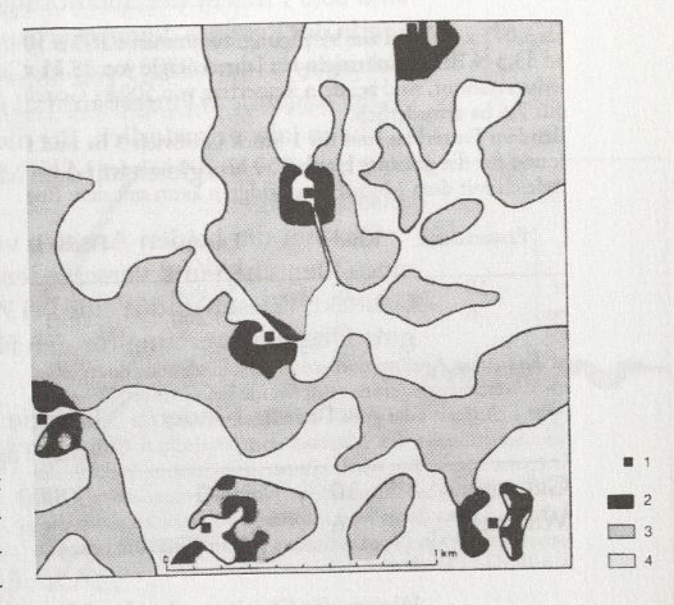


Abb. 192: Modell der Flächennutzung für autarke Bauernhöfe der im Text beschriebenen Ertragsart. Das Modell gilt für die mittelschwedische Glaziallandschaft und für die frühe Eisenzeit. 1 Siedlung; 2 Acker; 3 Wiese; 4 Weide, Wald und Ödland. Nach: M. WIDGREN, 1983.

Lage sind, mit einem Rindergespann die Jahresarbeit für 3 Hektar Acker durchzuführen. Für die Viehwirtschaft werden in dem Beispiel ausführliche Vorstellungen entwickelt. Für die Wirtschaftseinheit von 20 Menschen wird eine Stammherde von 5 Pferden, 18 Rindern (davon 13 Kühen), 22 Schweinen und 16 Schafen oder Ziegen für erforderlich gehalten. Als Haltungsdauer wird für Pferde 10, für Rinder 6 bis 7, für Schweine, Schafe und Ziegen je 3 bis 4 Jahre angenommen. Neben der für die Bestandserhaltung notwendigen Stammherde und vielleicht wenigen Ochsen gehören zweijährige Jungtiere dazu. Die Herde umfaßt Ende des Winters 40 bis 45 Stück Großvieh und insgesamt – mit Jungvieh – Ende des Winters 120 bis 140 Tiere und Ende des Sommers 250 bis 280 Tiere.

Für die Nutzung als Nahrung werden je Pferd 100 bis 150 kg, je Rind 70 bis 110 kg, je Schwein 23 bis 35 kg und je Schaf und Ziege 15 bis 25 kg Fleisch und 400 kg Milch je Kuh und Jahr mit insgesamt 590 kg Fleisch/Jahr und von Jungtieren 1230 kg Fleisch/Jahr errechnet. Mit 660 kcal/kg Milch und 1671 kcal/kg Fleisch stehen im Jahr aus Milch 3,036 x 10^6 kcal und aus Fleisch 3,041 x 10^6 kcal zur Verfügung, zusammen 6,077 x 10^6 kcal/Jahr. Das sind 33,3 Prozent der aufzubringenden Jahresenergie von 18,25 x 10^6 kcal. Wenn der Rest aus dem Ackerbau stammt, sind beim Reinertrag von 500 kg Getreide/ha und 3200 kcal/kg Getreide dafür 7,6 Hektar erforderlich.

Bei fehlendem Futterbau sind für 1 Stück Großvieh 3 ha und für 1 Schaf 0,3 ha je Jahr erforderlich, für die gesamte Herde 150 bis 200 ha, also 1,5 bis 2 km². Der Vergleich mit dem Modell von Widgren kann mit dem Energieansatz erfolgen:

Obwohl die beiden Ansätze von etwas verschiedenem Energiebedarf eines Menschen und verschiedenen Wirtschaftssystemen (nur Weide bei Grunert, Wiesen und Weide bei Widgren) ausgehen, ergibt sich doch eine gute Übereinstimmung für den Flächenbedarf.

	Erwachsene	Kinder	Energie kcal/Tag	Fläche km²	Fläche je Erwachsener, km²
Grunert	10	10	50000	1–2	0,12
Widgren	6		19200	1	0,16

Wenn die Streitmacht des Marbod von römischen Chronisten mit (sicher viel zu hoch!) 70000 Kriegern angegeben wird, könnte sein Stamm 300000 bis 370000 Menschen gezählt haben. Da die offene Siedlungsfläche Nordböhmens etwa 7500 Quadratkilometer betrug, hätte nur ein Bruchteil des Stammes genauso darin leben können. Auch Krieger aus Siedlungsgebieten außerhalb Nordböhmens müssen dazu gekommen sein, darunter auch solche anderer Stämmen, etwa die Quaden.

5.3 Wirtschaftsgeschichte

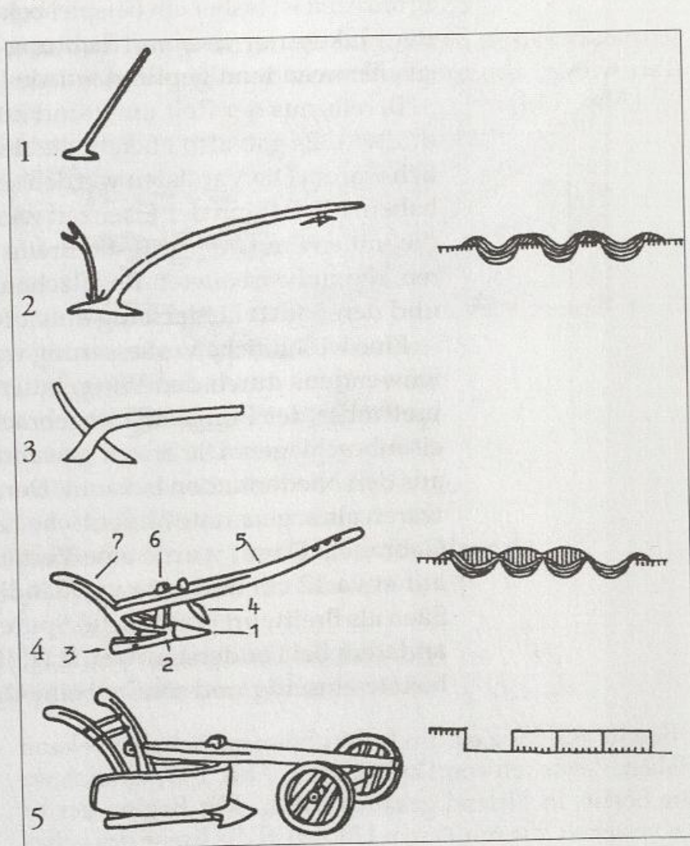
5.3.1 Entwicklung bäuerlicher Geräte

Nach dem Sammeln von Wildfrüchten und Samen der Wildgetreidearten, das auch von Nomaden ausgeübt wurde, erfolgte der Übergang zum ortsfesten Wohnsitz mit dem Anbau von Getreide. In Mitteleuropa vollzogen die Bandkeramiker diesen Schritt zuerst. Sie benutzten handgezogene Haken zur Herstellung von Saatfurchen: Der Boden wurde bis in einige Zentimeter Tiefe ausgehoben und beidseitig angehäufelt. Die Körner legte man von Hand in die Furchen, und diese wurden darauf mit einem Streichhaken zugedeckt. Zwischen den einzelnen Furchen blieben unbewirtschaftete Streifen stehen (Abb. 193).

Aber bereits in der Zeit der Trichterbecher-Kultur etwa 4000 v. d. Ztw. fand man kreuzweise verlaufende Pflugspuren in Polen und in Dänemark, auch in England (Abb. 194). Die Furchenspuren reichen bis mehr als 20 cm unter die damalige Oberfläche. Da diese Arbeiten nicht mehr mit von Menschen gezogenen Handhaken verrichtet werden konnten, muß es gespanngezogene Jochhaken gegeben haben (J. Lüning, 1980).

In der Bronzezeit wurde die Ausführung der Haken (Arl, Ard) schwieriger. Immer noch waren Haken und Sohle aus einem Stück. Aber der Haken wurde bereits von Zugtieren gezogen. Zur Führung war eine Sterze

Abb. 193: Haken und Pflug, Geräte und Modelle der Bodenarbeit.
1 Handhaken, Jungsteinzeit.
2 gespanngezogener Haken mit Sterz, Typ Walle, Bronzezeit.
3 Prinzip des gespanngezogenen Hakens von Döstrup, Dänemark, Beginn der Eisenzeit.
4 Haken mit eisenbeschlagener Schar, Vorschneidemesser (Sech) und niedrigen, beidseitigen Streichbrettern, ab 600 v. d. Ztw. Die Teile sind: 1 = Schar, 2 = Sohle, 3 = Steichleisten, 4 = Sech, 5 = Grindel, 6 = Griessäule, 7 = Sterz.
5 Karrenbeetpflug mit Streichbrett und beidseitig schneidender Schar, sogen. altdeutscher Landpflug, ab 1. Jahrhundert v. d. Ztw. bis ins 18. Jahrhundert verwendet.
Nach: K.-R. Schultz-Klinken, *Haken, Pflug und Ackerbau.* Schriften Deutsches Landwirtschaftsmuseum, Univ. Hohenheim, Bd. 1, 1981.



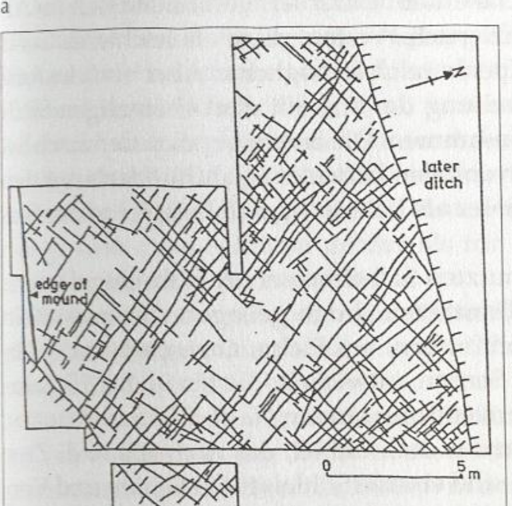
mit Griff angebracht (z. B. Walle bei Aurich, 1500 v. d. Ztw.). Der Jochsohlenhaken von Döstrup (Dänemark, zu Beginn der Eisenzeit) – mit Weiterentwicklung zum Haken von Dabergotz (Abb. 207) – besaß bereits zwei asymmetrische niedrige Streichbretter (A. Steenberg, 1980). Hier konnte durch ein Loch im Jochbaum das Stück für Sterz und Sohle durchgesteckt werden. Die Wirkungsweise war die gleiche, die Furchentiefe war etwas größer. Damit war es möglich, verwachsene Grasnarbe umzubrechen und schwere Böden zu bearbeiten.

Mit dem Arl von Nydam in Jütland, der eine horizontale Sohle besaß, konnten 16 bis 22 cm breite Furchen gezogen werden. Wenn der Arl schräg gehalten wurde, wurde der aufgebrochene Boden einseitig umgelegt. und bei breiten Scharen wurden unbearbeitete Streifen zwischen den Furchen vermieden. Mit den Arlen konnte die Arbeitsweise der schollenwendenden Pflüge schon teilweise erzielt werden. Auch mit asymmetrischen Scharen wurde einseitiges Umbrechen erreicht. Reste solcher Scharen sind aus dem gesamten Siedlungsbereich der Kelten bekannt.

Mit dieser Technik wurde kreuz und quer geharkt. Die Felder (›Celtic Fields‹) waren deshalb annähernd quadratisch. Bei einem Furchenabstand von 25 bis 30, aber auch bis 60 cm und einer Tiefe bis 7 cm blieben immer noch unbearbeitete Stücke als Unkrautherde dazwischen stehen, die bis 25 Prozent der Gesamtfläche ausmachten. Doch bereits aus der späten Bronzezeit ist bisher ein Beispiel bekannt, daß auf die Entfernung von 100 m der Haken nur in einer Richtung geführt wurde, also möglicherweise schollenwendend gepflügt wurde (J. Assendorp, 1997, S. 17) (Abb. 194).

Bereits aus der Zeit um 0 sind hölzerne Scharen bekannt (Flögeln 55 n. d. Ztw.). Es gab also Haken, die denen von Dabergotz (s. Abb. 207) ähnlich waren. Die Vandalen werden solche Geräte bereits in Jütland gekannt haben. Mit Beginn der Eisenzeit wurden die Haken mit Scharen versehen, die mit einem Untergriff die Breite des aufgerissenen Bodens vergrößerten, die unbearbeiteten Restflächen zwischen den Furchen verkleinerten und den Boden beiderseitig anhäufelten.

Eine wesentliche Verbesserung war die Erfindung des einseitigen Schollenwendens durch den Pflug, indem um etwa 100 v. d. Ztw. ein Streichbrett über der Pflugsohle angebracht wurde. Zugleich wurde die Schar eisenbeschlagen. Die ersten gewendeten Schollen sind um 300 v. d. Ztw. aus den Niederlanden bekannt. Derartige Karrenbeetpflüge (Abb. 193, 5.) waren als sogenannte altdeutsche Landpflüge bis zum 19. Jahrhundert in Gebrauch. Damit wurde eine Vertiefung der Bearbeitung des Bodens bis auf etwa 12 cm und eine vollständige Flächennutzung erreicht und das Säen als Breitwurf ermöglicht. Spuren gewendeter Schollen wurden unter anderem bei Feddersen Wierde (1. Jh. v. d. Ztw.) gefunden. Der Pflug arbeitete einseitig und mußte beim Umkehren auf einen nächsten Streifen



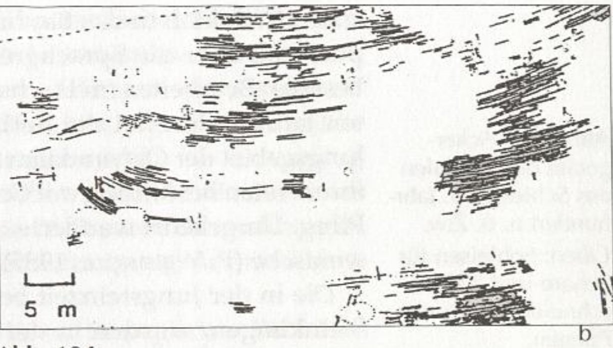
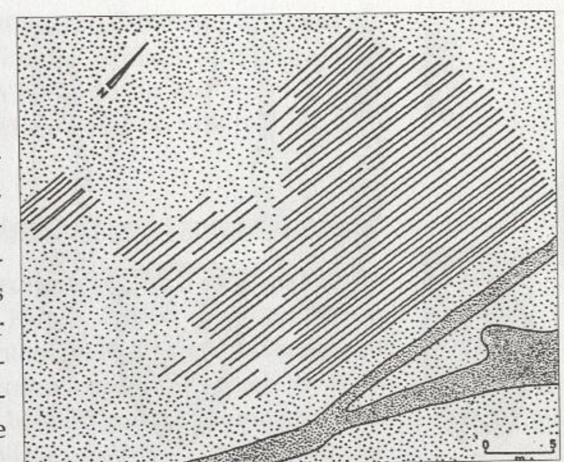


Abb. 194:
a. Hakenspuren unter neolithischen Gräbern, South Street Wiltshire, England. Nach: Whittle, 1977.
b. Hakenspuren von Glesborg, Djurland, Ost-Jütland, späte Bronzezeit. Nach: J. Brede, 1977.
c. Spuren von Wendepflügen, Feddersen Wierde bei Bremerhaven. Nach: Hoops, Bd. 1, 1975.

(›Beet‹) umgesetzt werden. Damit entstanden statt annähernd quadratischer Felder Langstreifenfluren. Nach Pflügen und Eggen erfolgte die Breitaussaat von Hand. Danach wurde durch Eggen die Saat zugedeckt. Mit besserer Unkrautbekämpfung, Vermeidung unbearbeiteter Stellen, tieferer Bearbeitung und ebener Ackeroberfläche war eine Ertragssteigerung bis auf das Doppelte verbunden. Der Vollumbruch der Schollen ermöglichte mit der Schwarzbrache die Mehrfelderwirtschaft. Im römischen Kaiserreich verbreiteten sich Pflüge erst im 3. Jahrhundert n. d. Ztw.



Mit der Erfindung des Wendepfluges wurde dieser auf den schweren Marschböden verwandt, gleichzeitig auf Geestböden aber weiterhin der Haken. Noch bis in das Mittelalter wurden vielfach Pflüge für das Umbrechen von Grasland und gleichzeitig Haken für in Kultur befindliches Land verwendet. Bei den West- und Elbgermanen setzte sich der Wendepflug immer mehr durch und war in den Langstreifenfluren herrschend. Bei den Ostvandalen wurden bodenwendende Geräte im Großmährischen Reich und weiter nördlich nach 800 n. d. Ztw. verwandt (E. Gringmuth-Dallmer, 1983).

Die Ostvandalen verwendeten die Arl (Haken) noch bis nach ihrer Rückwanderung nach Westen. Das Wort ›Arl‹ ist als Lehnwort aus ostvandali-

schen Dialekten in das Bayrische erkannt. Der Arl verbreitete sich im Alpenraum über die Sprachgrenze nach Westen, da er als leichteres Gerät besseres Bearbeiten im Hochalpenbereich ermöglichte. Aber noch im letzten Jahrhundert fiel die Verbreitung der Arl mit dem ehemaligen Siedlungsgebiet der Ostvandalen zusammen. Die Baiern besaßen demnach bei ihrer ersten Berührung mit Ostvandalen Ende des 6. Jahrhunderts nur den Pflug. Umgekehrt wanderte dieser als Lehnwort zum Beispiel in das Slowenische (P. Wiesinger, 1985).

Die in der Jungsteinzeit benutzten Sichelmesser, in Holz eingelassene Steinklingen, wurden in der Bronzezeit durch gebogene Bronzesicheln ersetzt. Die Ähren wurden damit oben, am Halm, abgeschnitten. Während der Hallstattzeit wurden Sensen entwickelt, die bis in das 15. Jahrhundert nur zur Grasmahd Verwendung fanden (K.-R. Schultz-Klinken, 1981) Von verschiedenen Orten aus dem Gebiet, das nach 400 n. d. Ztw. von Vandalen bewohnt wurde, sind eiserne Sohleisen für Schare und Vorschneidemesser von Pflügen sowie Sensenblätter gefunden worden (Abb. 195).

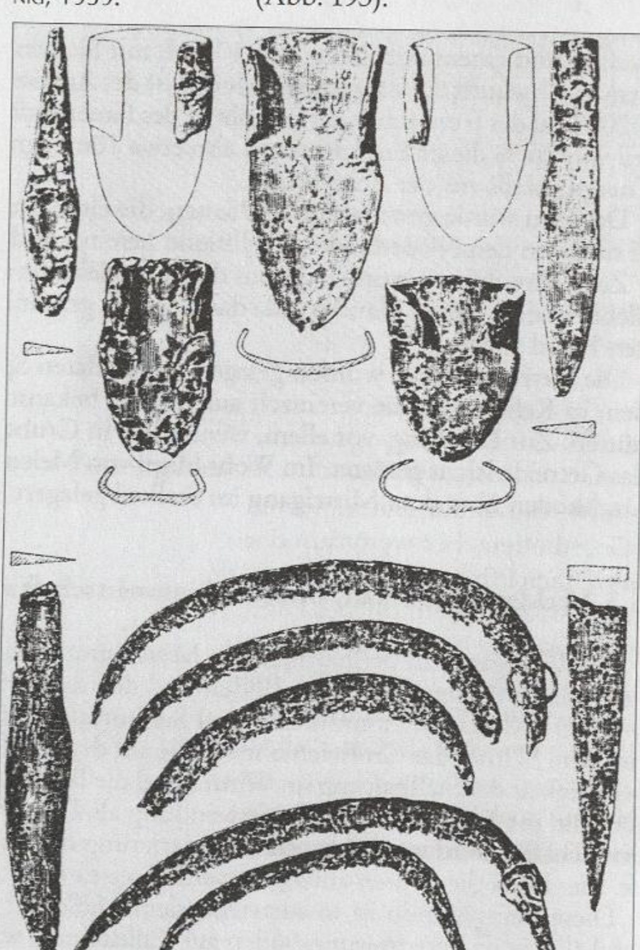


Abb. 195: Ackergeräte der Vandalen aus Schlesien 5. Jahrhundert n. d. Ztw. *Oben:* Sohleisen für Schare und 2 Vorschneidemesser von Pflügen. *Unten:* Hortfund von Ackergeräten von Pampitz, Kreis Brieg, 2 Vorschneidemesser, 3 Sicheln und 2 Sensen. Nach: W. Nowothnig, 1939.

Etwas älter sind die burgundischen Feldgeräte von drei Sicheln und einer 52 cm langen Sense, die neben einem Hause in der Siedlung von Kliestow bei Frankfurt/Oder vergraben waren (K. Marschalleck, 1937/40). Bereits in der Zeit von 0 bis 200 n. d. Ztw. wurden bis 80 cm lange Sensenblätter von den Trägern der Przeworsk-Kultur (Vandalen) in der Karpatoukraine benutzt (J. Kobal, 1993).

Erst die Entwicklung von Sensen machte die Wintervorratswirtschaft an Heu für das Großvieh möglich, denn die dazu nötigen Flächen (siehe Kap. 5.2) waren kaum mit Sicheln zu schneiden. In Schweden waren zu Beginn unserer Zeitrechnung 30 cm lange Sensen in Benutzung (St. Welinder, 1975).

In Flögeln wurde ein aus dem 2. Jahrhundert n. d. Ztw. stammender Satz landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte gefunden mit einer Sense, Sensenring und Keil zum Befestigen am Baum, Dengelamboß, Dengelhammer und Tüllenhaken.

Der Arbeitsaufwand der Grasmahd von 1 ha mit Sicheln beträgt etwa 100 und mit Sensen heutiger Herstellung 25 Arbeitsstunden. Eine Wiesenfläche von 30 ha erfordert bei 3 Arbeitskräften und einem Arbeitstag von 10 Stunden mit Sicheln 100 und mit Sensen 25 Arbeitstage. In dem in Abschnitt 5.2 dargelegten Modell ist der Arbeitsaufwand für die Erzeugung der täglichen 3200 kcal der sechs erwachsenen Bewohner des Bauernhofes in dem durch das Vieh gelieferten Anteil von 26 Prozent dieser Energiemenge also etwa zehnmal größer als für die Erzeugung des restlichen Energieanteils aus der Ackerfläche.

Das Heu wurde gestapelt unter Pfosten, die ein bewegliches Dach trugen (Rutenberge). Diese sind von den Niederlanden bis Jütland bereits aus der Zeit n. d. Ztw. bekannt.

Zur Getreideernte wurden die aus der Kurzstielsense entwickelten Sichten verwendet. Mit der Sichte in der rechten Hand wurde das Getreide geschnitten und mit dem Matthaken in der linken Hand abgelegt.

Die Getreidevorräte wurden in gestelzten Speichern gelagert, die auf bis zu 16 Pfosten standen, in Kellern, wie sie vereinzelt aus Jütland bekannt sind, in Erdspeichern und in Grubenhütten. Zur Lagerung, vor allem, wenn diese in Grubenhütten und in Gruben erfolgte, wurde das Getreide leicht geröstet. Im Wohnhügel von Melenknop auf Sylt wurden Vorräte auf einem Dachboden über dem Mittelgang im Stallteil gelagert (G. Kossack, 1984).

5.3.2 Feldgraswirtschaft, Brandrodungswirtschaft und Langzeitversuche

Der Übergang zur Seßhaftigkeit in Mitteleuropa bis Südskandinavien in der jüngeren Steinzeit war abhängig von Klima, Böden und den davon bedingten Pflanzengemeinschaften. Das wärmere Klima des Atlantikums und Subboreals begünstigte das Seßhaftwerden insofern, als auch im Winter das Großvieh ohne Ställe auf der Weide bleiben konnte. Damit entfielen die Notwendigkeit der Stallhaltung im Winter und die Beseitigung der tierischen Fäkalien aus den Ställen, die zur Entdeckung ihrer Verwendung als Dünger führte. Es konnten nur die Böden bewirtschaftet werden, welche die Regenerierung der anorganischen und organischen Nährstoffe gestatteten, die durch die Ernten entzogen werden.

Diese Regeneration ist in ausreichendem Maße nur auf Lößböden, Lößlehmböden und alluvialen Verwitterungsböden auf Kalksteinen möglich, wie erste biologische Arbeiten ergaben, die sich diesen Problemen widmeten (zit. in: E. Bromme, 1980). Sie erfolgt mit den Pflanzengemeinschaften der Trespenwiesen, die von diesen Böden nach einer Ackernutzung in der Brache schnell Besitz ergreifen und mit ihren Leguminosen, vor allem Klee- und Lupinenarten, in der Lage sind, den notwendigen Stickstoff mittels

der in Symbiose an den Wurzeln lebenden Knöllchenbakterien als Nitrat zu erzeugen, das adsorbtiv an Humus und Tonmineralien gebunden wird. Diese Magerwiesenflora kann sich am besten bei einer mittleren Jahrestemperatur ab 8 °C und einem jährlichen Niederschlag von 400 bis 700 mm entwickeln. Die Verbreitung der ersten Ackerbauern in Mitteleuropa, der Bandkeramiker, nur auf Lößböden bestätigte diese Vorstellungen zunächst.

Wenn zur Regeneration der Nährstoffe nach zwei Ernten etwa 18 Jahre Brache benötigt werden, beträgt die erforderliche gesamte Ackerfläche das zehnfache der jeweiligen Nutzungsfläche, also für einen Bauernhof mit 6 Erwachsenen etwa 30 Hektar. Dazu kommt der Bedarf an Weidefläche, die als Wald- und Niederwaldweide bis zu 60 ha betragen und stark schwanken kann, da ohne organische Düngung keine Minimalzahl von Großvieheinheiten nötig ist. Die Abmessung der als Urzellen von Dörfern angenommenen Einzelhöfe ergab im Landkreis Altenburg in Thüringen 100 ha je Hof (E. Bromme, 1980).

In Thüringen waren tatsächlich bis zur Einführung der Dreifelderwirtschaft, die den inneren Landesausbau und die Rodung der Mittelgebirge ermöglichte, nur Löß- und Kalksteinböden besiedelt.

Dieses Modell ist zunächst ein theoretisches. Bereits die Untersuchungen von Siedlung und Wirtschaft der Bandkeramiker im Rheinland ergab eine wesentlich dichtere Besiedlung als bei der wilden Feldgraswirtschaft.

Das oben dargestellte Modell gilt für ortsbeständige Äcker und Selbstregeneration auf Löß- und Kalksteinböden.

Wenn die Äcker nach Brandrodung und zwei Ernten sich der Selbstregeneration durch Wald überlassen werden, wird für mittelschwedische Bedingungen die nächste Brandrodung und Bestellung nach 18 Jahren möglich. Auch hier verhalten sich Acker : Brache = 1 : 9 an Zeit und Fläche. Nach Pollenuntersuchungen wurde die Brandrodungswirtschaft bereits von den ersten Siedlern in Skandinavien in der jüngeren Steinzeit und zum Teil noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts angewandt. Bei Verwendung von Dünger für die Äcker und Verwendung der Brache als Weide kann die Brachezeit herabgesetzt werden, da Weiden mehr Humus als Wälder erzeugen (St. Welinder, 1975).

Die Modelle der Feldgraswirtschaft und der Brandrodungswirtschaft besitzen nur eingeschränkte Bedeutung. Einmal erwiesen Phosphatbestimmungen und auf dem Umweg über die Analyse der Unkrautflora die Nitratgehalte prähistorischer Ackerböden, daß keine Mängel an diesen Nährstoffen bestanden. Das deutet auf frühzeitige, bereits bei den Bandkeramikern geübte Mistdüngung. Diese wurde kürzlich dadurch bestätigt, daß in einer Siedlung der Altheimer Kultur (3900–3500 v. d. Ztw.) in Feuchtbodenerhaltung, von Pestenacker bei Landsberg am Lech, Mistschichten gefunden wurden.

Zum anderen hatten Langzeit-Anbauversuche ohne Düngung und ohne Brache, allerdings auf bestem fluvialtilen Löß-Schwemmboden bei Göttingen von 1872 bis 1953 mit einer 9- und 8fachen Fruchtfolge von Erbsen, Raps, Mohn, Roggen, Ackerbohnen, Winterweizen, Futterrüben, Pfauengerste, Viertsbohnen, Kartoffeln, Sommerweizen für Roggen bei Einschluß von Stickstoffsammlern in die Fruchtfolge kaum eine Abnahme der Erträge ergeben:

Jahr	1883 bis 1902	1903 – 1910	1911 – 1917	1918 – 1922	1923 – 1927	1928 – 1935	1936 – 1940	1941 – 1948	1949 – 1953
dz/ha (Mittel)	30,0	37,4	34,3	34,0	29,0	37,1	21,2	24,0	28,0

Andererseits ergab ein englischer Langzeitversuch von Winterweizen mit und ohne Mistdüngung seit 1852 auf schwerem Lehmboden über Kalkstein nur halb bis drittel so große Erträge ohne Düngung und eine säkulare, langsame Abnahme der Erträge, aber keinen Ertragssturz nach wenigen Ernten für den Daueranbau von Weizen (J. Lüning, 1980):

dz/ha (Mittel/ Jahr)	1852 bis 1861	1862 – 1871	1872 – 1881	1882 – 1891	1892 – 1901	1902 – 1911	1912 – 1921	1922 – 1925
Mistdüngung	21,5	23,7	18,7	23,4	25,6	23,6	19,2	(14,8)
ungedüngt	10,0	9,2	6,3	7,8	8,0	7,1	6,0	(3,3)

Für die Aufgabe von Siedlungen kann Erschöpfung von Böden deshalb nur auf schlechtesten Podsolböden ein Grund gewesen sein, und es muß sicher andere, zusätzliche Ursachen gehabt haben. Das muß für die verbreitete Siedlungsaufgabe besonders in den Jahrhunderten vor und während der Völkerwanderung bedacht werden.

5.3.3 Jungsteinzeitliche Bewirtschaftungen

Schon im Magdalenien (18 000 bis 11 000 v. d. Zt.) fand man in Halbhöhlen (Abris) in Mitteldeutschland Körner von kultiviertem Emmer und Einkorn. Schon damals lagen Zuchterfolge der ethnischen Vorfahren der Mesolitiker und Neolithiker desselben Raumes vor, viele Jahrtausende vor dem Beginn des Getreideanbaus in Vorderasien. Auch im Mesolithikum außerhalb des späteren Wohnbereichs der Bandkeramiker fand man Pollen von Gräsern und Kräutern von Kulturbegleitern, auch von Triticum (Emmer und Einkorn), dann Pollen von nitrophilen Ruderalpflanzen mit

großem Wegerich (*Plantago major*) als Trittpflanze und Spitzwegerich (*Plantago lanceolota*) stets in geringen Mengen. Dies sind Hinweise auf kleinräumige Siedlungs- und Offengebiete mit Getreidebenutzung (G. Kossack u. H. Schmeidl, 1974/75).

Den älteren Bandkeramikern waren nur Emmer, Einkorn sowie Erbsen, Linsen und Lein als Nutzpflanzen bekannt. Erst im Mittelneolithikum überschritt der Anbau von Nacktgerste und Nacktweizen im Karpatenbecken die Theiß und die Donau nach Nordwesten.

Etwa gleichzeitig mit den Bandkeramikern (5800–4900) herrschte nördlich von diesen in dem großen Gebiet von Südschweden, Dänemark bis Hamburg und an der westlichen Ostseeküste noch die Ellerbek-Kultur. In ihrem mittelsteinzeitlichen Kulturzustand fanden sich Anzeichen des Übergangs zum ortsbeständigen Bauerntum mit Anfängen der Haustierhaltung und Anfängen des Getreidebaues, vielleicht gartenbauartig. Den Hinweis dazu gab der Fund eines hölzernen Spatens.

Die Bandkeramiker, deren Siedlungsbeginn dendrochronologisch ab 5800 v. d. Ztw. datiert wurde, waren in Mitteleuropa die ersten Seßhaften, die Ackerbau trieben.

Mit dem Beginn der Jungsteinzeit erfolgte der wahrscheinlich größte Kulturumbruch bis weit nach der Zeitenwende. Die Entwicklung des Ackerbaus mit ortsfesten Feldern und deren Bewirtschaftung durch Haken, die primitiven Vorformen von Pflügen, die Errichtung ortsfester Siedlungen, die Domestikation von heimischem Urrind und Wildschwein, die Erfindung der gewaltigen Langhäuser, die der Stallhaltung und Mistgewinnung dienten, die vorhergehende Entdeckung der Düngewirkung des Mistes, die Entwicklung der handwerklichen Fertigkeiten zum Bau dieser Häuser bis zum Blockbau für große Brunnen wurden ohne ethnische Einwanderungen, also bei ethnischer Konstanz, von den Mesolithikern in Mitteleuropa vollzogen, und diese Neuerungen begegnen uns bereits im ältesten Siedlungsgebiet der Bandkeramiker ohne vorherige Zwischenformen. Diese Entwicklung muß sich in wenigen Jahrzehnten abgespielt haben und war nicht klimatisch bedingt.

Der Anlaß zu dieser plötzlichen Entfaltung schöpferischer Tätigkeit, die mit Siedlungsverdichtungen bis auf das Zwanzigfache und mit Bevölkerungszunahmen verbunden war, ist unbekannt. Die ortskonstante ethnische Entwicklung aus den Mesolithikern ist aus verschiedenen Gründen, vor allem aus anthropologischen, sicher. Auf geistige Umbrüche deutet die Änderung der Bestattungssitten aus der Körperbestattung in gestreckter Lage in die Hocker mit Seitenlage, die dann in verschiedenen Variationen bis an den Beginn der Bronzezeit beibehalten wurde. Nur die Erfindung des Rades und des Wagens bei den Trichterbecherleuten ließ noch etwas mehr als tausend Jahre auf sich warten.

Außer den bereits den Mesolithikern bekannten und von ihnen verwendeten Einkorn und Emmer muß das Getreide aus Vorderasien eingeführt worden sein. Die Getreidesorten wurden nach 8000 v. d. Ztw. aus den Wildformen in vorderasiatischen Genzentren ausgelesen und angebaut. Daß es tatsächlich Handelswege dazu gab, zeigt sich unter anderem an den als Schmuck verwendeten mittelmeerischen Spondylusmuscheln. Auch die als Haustiere nachgewiesenen Ziegen und Schafe müssen aus dem Südosten eingeführt worden sein.

Die Bedeutung dieses Kulturumbruches mit allseitigen Neuerungen wird deutlich beim Vergleich mit anderen Kulturgebieten. In Amerika waren bis zu den spanischen Eroberungen weder Pflug noch Rad entdeckt und das Rind noch nicht domestiziert. In China wurde das Rind nur als Zugtier verwendet, nicht sein Fleisch und die Milch. In Afrika wurde nur Hackbau betrieben, bespannte Pflüge waren unbekannt.

Im unbeeinflußten, natürlichen Zustand bestand auf den Lößböden und dem Tschernosem (Schwarzerde) der Siedlungsgebiete der Bandkeramiker (Abb. 166) Eichenmischwald mit Ulme, Linde, Ahorn, Esche, Hasel, dem weiter im Osten Fichten beigemischt waren. Da es offene Grassteppen offenbar nicht gab, müssen die als Äcker genutzten Gebiete gerodet worden sein. (Vgl. mit Abb. 9, 10 u. 11)

Da nur geringe Anteile an Unkräutern in den Ernten (z. B. in Vorratsgruben) nachgewiesen werden konnten, und dann nur höher wachsende wie Gänsefuß, Windenknöterich, Roggentrespe, können nur die Ähren geerntet worden sein. Diese Unkräuter sind als Spätkeimer typisch für Sommer-, nicht für Wintergetreideanbau (U. Willerding, 1965, 1978).

Mit der Ährenernte wurde zwar nur wenig Biomasse dem Boden entzogen, aber ein Unterpflügen war mit den Haken, ihrem geringen Tiefgang bis 7 cm und dem Stehenbleiben von Restflächen zwischen den Hakenfurchen nicht möglich. Da aus der Dichte der Siedlungen folgt, daß zur neunjährigen Brache nach einer Ernte der Feldgras-Wirtschaft die nötigen Flächen fehlten, muß für Dauerbenutzung mit geringem Bracheanteil und Stickstoffdüngung gerechnet werden. Aus der Unkrautflora konnte abgeleitet werden, daß kein Stickstoffmangel im Boden herrschte (U. Willerding, 1981).

Das nach der Ernte verbleibende Stroh besitzt keinen Düngeinhalt und keine Düngewirkung bezüglich des Stickstoffs. Beim Unterpflügen – was damals nicht möglich war – wird durch Bakterien, die an der Umwandlung der Zellulose des Strohs in Humus beteiligt sind, im Boden gelöster Stickstoff verbraucht und in unlösliche Form überführt. Durch Kompostieren kann Stroh aber zur Erzeugung von Humus verwendet werden. Es ist also wahrscheinlich, daß bei Ährenernte das Stroh weitgehend unverwendet blieb und wahrscheinlich durch Abbrennen beseitigt wurde.

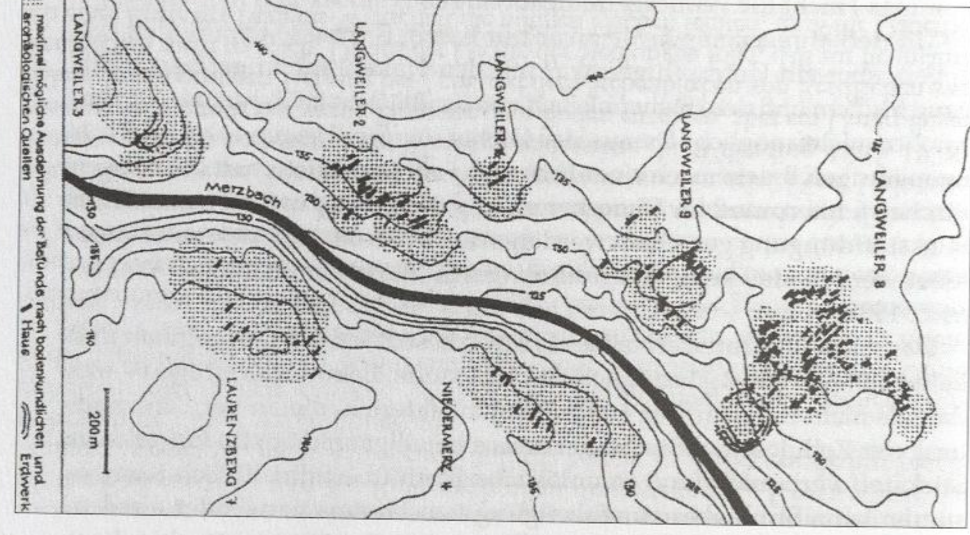


Abb. 196: a. Die am Gewässernetz orientierte bandkeramische Besiedlung im Südostteil der Aldenhovener Platte im Rheinland. Gerastert sind die Siedlungsflächen, die Hanglagen, Talauen und die für den Ackerbau benutzten Flächen. Nach: J. Lüning, 1979/80. b. Die im Merzbachtal der Aldenhovener Platte benutzten Siedlungsplätze, eingezeichnet sind alle gefundenen Häuser (nicht gleichzeitig), bewohnt von 5330 bis 4980 v. d. Ztw. Nach: J. Lüning u. P. Stehli, 1980.

Im Lößgebiet der Kölner Bucht (Abb. 196) lagen die bandkeramischen Siedlungen längs der Gewässer. Die Häuser befanden sich am Rande der Hochfläche und bis 500 m vom Wasser entfernt. Im Merzbachtal lagen auf 1 Kilometer Länge gleichzeitig 10 Höfe, die rechtwinklig zum Bach bis zur Wasserscheide des nächsten Siedlungsstreifens über 20 bis 30 ha verfügten. Davon entfielen 5 ha auf die Bachaue, die wahrscheinlich als Weide verwendbar war, so daß für jeden Hof etwa 15 ha als Wirtschaftsland für Ackerbau und Viehhaltung zur Verfügung standen. Dann blieben für die Viehhaltung etwa 12 ha übrig, was nur für wenige Stück Großvieh reichte (J. Lüning u. P. Stehli, 1989). Für die Bearbeitung der Äcker mit dem Haken muß bei etwa 4 bis 5 ha Acker je Hof wohl schon mit der Bespannung der Haken mit Rindern gerechnet werden, so daß die geringe Viehhaltung in erster Linie dazu nötig war (J. Lüning, 1982). In der Vegetationszeit ist mit Waldweide zu rechnen. Das Futter boten dann die auf den Stock gesetzten Laubbäume, besonders die Eschen. Für den Winter mußte jedoch Futter bevorratet werden, wozu die Sommeraustriebe von Esche und Ulme verwendet wurden wie noch bei heutigen Bergbauern als Schweinefutter (›Schnaitelbäume‹). Die Zunahme der Dichte der Besiedlung von 1,5 Menschen/km² als Jäger und Sammler auf 17/km² auf den von den Bandkeramikern bewohnten Lößgebieten und die Ortsbeständigkeit der Höfe schließen die düngerlose Feldgras-Wirtschaft aus. Ohne mehrjährige Brache ist jedoch auch auf Lößböden wie hier auf der Aldenhovener Platte Stickstoffdüngung notwendig. So liegt der Schluß nahe, daß das Vieh im Winter in den großen Langhäusern gehalten wurde, was klimatisch nicht nötig war, und dabei der zur Stickstoffdüngung der Äkker notwendige Mist gesammelt wurde. In dem gut wasserdurchlässigen und gut durchlüfteten Lößboden ist kein Erhalt von organischen Hinterlassenschaften wie Mist zu erwarten, wie er in Feuchtbodenhaltung in Thayngen-Weier und Pestenacker gefunden wurde. Eine Überschlagsrechnung für die Bandkeramiker der Aldenhovener Platte, die von 900 kg/ha Getreideertrag ausgeht, kommt auf den Ackerbedarf einer Familie von 2,5 ha (J. Lüning, 1979/80).

Der in getrennten Vorräten nachgewiesene getrennte Anbau der Feldfrüchte erforderte feste Ackergrenzen, Parzellierung und ortsbeständige Felder. Aus den Unkräutern erschloß man den Anbau sowohl von Sommer- als auch von Wintergetreide, also Fruchtwechsel. Aus Umzäunungen ergaben sich Feldergrößen von etwa 30 m Seitenlänge. Die Aussaat erfolgte durch das Auslegen von Einzelkörnern in die Saatfurchen der Haken, die anschließend mit einem Streichhaken zugedeckt wurden. Die Saat durch Breitwurf erforderte gespanngezogene Pflüge für das vollständige Schollenumwenden, dann das Eggen und Glätten der Oberfläche, was erst nach Beginn der Eisenzeit mögliche wurde. Die Tagesleistung eines sol-

chen Pfluges betrug 500 Quadratmeter (Schultz-Klinken 1981). Die Ernte mit steinbesetzten Holzsicheln erforderte für eine Person mit einem Helfer 14 bis 17 Tage, so daß die Ährenernte von Hand zeitlich wohl noch günstiger war.

Die zeitliche Belastung beim Ackerbau war wesentlich größer als die eines mesolithischen Jägers und Sammlers und wurde doch mit Hausbau und der Seßhaftigkeit als Fortschritt empfunden.

In der Umgebung von Thayngen-Weier bei Schaffhausen fand man ab 4000 v. d. Ztw. (dendrologisch) im Wald einen Rückgang der Laubbäume, vor allem von Buche und Ulme, Auflichtung des Waldes, darin das Wachstum von Kräutern, die eine Waldweide von Großvieh ausschließen, und gleichzeitig in der Siedlung Weier II Mistschichten mit Blättern dieser Bäume in Ställen, ferner die gleichzeitige Dauerbenutzung der Äcker. Daraus folgt die dauernde Stallhaltung von Großvieh zwecks Mistgewinnung zur Düngung der Felder (J. Troels-Smith, 1984) und Verfütterung der Jungtriebe.

Auch in einer 15 Häuser zählenden Siedlung der Altheimer Kultur in der Nähe von Pestenacker bei Landsberg/Lech von vor 3600 v. d. Ztw. fand man in Feuchtbodenerhaltung im Stallteil von Langhäusern und daneben von Strohhäcksel durchsetzten Mist. Gehalten wurden dort Rinder, Schweine, Schafe und, Ziegen (s. Abb. 219).

In einer kleinen Moorsiedlung der Horgener Kultur (3300-2800 v. d. Ztw.) bei Thayngen, Kanton Schaffhausen, standen zwei 3 x 5 m große Ställe mit infolge des Feuchtbodens erhaltenem Rindermist sowie ein Ziegenstall als Anbau an ein Wohnhaus (W. Guyan, 1981).

In der auf die Bandkeramik folgenden Rössener Kultur war die Besiedlung geringer. Die von den Bandkeramikern bebauten Gebiete wurden lokal gemieden. Auch hier blieb die Wirtschaftsfläche eines Hofes über Generationen gleich. Es entstanden Weiler aus mehreren Gehöften. Die Besiedlung griff erstmalig über die Lößgebiete hinaus (J. Lüning, 1980, 1982). Vor den Langhäusern lagen eingezäunte Gärten.

Während der Trichterbecherkultur Dänemarks wurden schwere Lehm- und Sandböden mit Ackerbau und Viehzucht bewirtschaftet. Hier wurde bereits Gerste angebaut. Die Siedlungen bestanden aus mehreren selbständigen Wirtschaften oder im einzelnen auch größeren Dörfern. Mit der Viehzucht wird mit Düngeranfall und dessen Benutzung gerechnet, welcher die Ortsbeständigkeit der Äcker auf den gegenüber Lößböden weniger guten Böden gestattete. Erwirtschaftete Überschüsse ermöglichten die Anlage größerer Gemeinschaftsleistungen, wie den Bau von Megalithgräbern oder von befestigten Fluchtburgen auf Hügeln (J. Skaarup, 1982).

5.3.3.1. Rinder, Pferde und Wagen in der Ur- und Frühgeschichte

Bereits in der älteren Bandkeramik waren als Haustiere von Großsäugern Rinder, Schweine, Schafe und Ziegen nachgewiesen, die alle mit den Bandkeramikern aus dem Süden gekommen sein sollen (J. Lüning, 2000). Während dies für Schafe und Ziegen sicher ist, sind Rinder und Schweine im Wohngebiet der Bandkeramiker domestiziert worden. Für Rinder wurde mit der Rückzüchtung des europäischen Urrindes im Münchener Zoo in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Abstammung der heutigen Rindersorten von diesen nachgewiesen. Die Haustierhaltung von Wildschweinen gelingt mühelos bei Aufzucht von Frischlingen.

Schon in der Bandkeramik wurden Rinder kastriert. Ob diese danach als Zugtiere vor Haken (Pflüge) eingesetzt wurden, ist fraglich. Schon die Spätmesolithiker der Ellerbek-Kultur besaßen domestizierte Rinder. Im Galeriegrab von Züschen aus der Trichterbecherkultur sind rindergezogene Wagen abgebildet und ihre Verwendung als Zugtiere von Wagen für diese Zeit sicher (Abb. 197).

Pferde wurden im Neolithikum noch gejagt, nach ihrer Domestikation als Fleischtiere gehalten und erst in der Bronzezeit als Zug- und Reittiere verwendet. Die ersten Domestikationen einheimischer Wildpferde wurden in der Salzmünder Kultur (3700–3200) nachgewiesen. Auch die Glokkenbecherleute besaßen domestizierte Pferde. Ob die Besiedlung schwerer Böden nördlich des Lößgürtels mit dem Zug von Haken durch Pferde verbunden war, ist fraglich. Die schweren Wagen mit Scheibenrädern wurden nur von Rindern gezogen. Noch im 3. Jahrtausend gibt es keine Belege für Pferdenomaden mit Kenntnis des Reitens in West- und Osteuropa (A. Häusler 1994). Die Skythen des 1. Jahrtausends v. d. Ztw. aus Mittel-

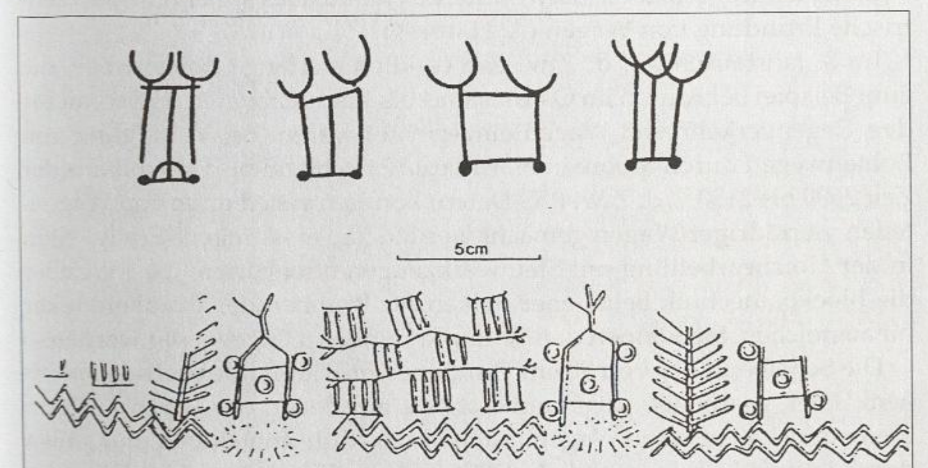


Abb. 197: *Oben:* Zweirädrige rindergezogene Wagen von einer Seitenplatte aus dem Großsteingrab von Züschen a. d. Lohne. *Unten:* Rindergezogener vierrädriger Wagen von einer Keramikschüssel der Trichterbecher-Kultur von Bronocice im südöstlichen Polen. Nach: *oben* K. Günther, 1990; *unten* A. Häusler, 1994.

asien waren Reiternomaden. Im 2. Jahrtausend v. d. Ztw. wurden in Vorderasien Streitwagen verwendet.

Das Reiten wurde durch das Lenken der Pferde durch Trensen mit Knebeln ermöglicht. Die ersten Trensen aus Geweihstücken tauchten in der älteren Bronzezeit auf, auch in der Veterov-Kultur. Größere Verbreitung von Trensen, auch von Zaumzeug für Wagenbespannungen findet sich schon in der Hügelgräberbronzezeit. In der Urnenfelder-Kultur schließlich gibt es in Süddeutschland mit Brustharnisch, Helm, Schwert, Spieß und Schild bewaffnete Reiterkrieger. Sättel kamen erst gegen Ende der Eisenzeit auf.

Das Rad als Vorbedingung für die Entwicklung von Wagen war in der Zeit der Bandkeramik noch nicht erfunden. Die Wagenabbildungen im Galeriegrab von Züschen und die Wagenspuren im Großsteingrab von Flintbek zeigen jedoch, daß bald nach Beginn der Trichterbecher-Kultur das Rad erfunden worden sein muß. Da es keine Verbindungen zu und Wanderungen aus dem pontischen Raum und aus Vorderasien gab (A. Häusler, 1992), konnten auch ›Entwicklungshelfer‹ von dort den Wagen (J. Lüning, 2000) nicht mitgebracht haben, er wurde unabhängig von dort und noch vorher in Mitteleuropa erfunden. In Vorderasien sind die ersten Wagen aus Kisch im Alter von 3000 bis 2600 v. d. Ztw. bekannt. Die Wagenspuren im Flintbek stammen aus dem 4. Jahrtausend v. d. Ztw., sind also wesentlich älter. An der Seitenplatte des Großsteingrabes von Züschen sind rindergezogene zweirädrigen Wagen (Abb. 197) abgebildet und an der Schüssel von Bronocice vierrädrige. Wagen mit fester Achse und auf dieser mit Naben drehbare Scheibenräder sind in Mitteldeutschland, im Nordpontischen Gebiet und in Mesopotamien verbreitet. Die technisch schlechtere Bauart mit beweglicher Achse und darauf festen Rädern reicht vom Mittelmeergebiet bis nach Süddeutschland. Das spricht für polyzentrische Erfindung von Wagen (A. Häusler).

Im 3. Jahrtausend v. d. Ztw. gab es kilometerlange Bohlenwege, die zum Beispiel bei Aurich im Ostfriesland bis 4 m breit waren und somit für den Gegenverkehr von Wagen eingerichtet waren. Bei Verfolgung von Bohlenwegen durch Moore in Nordwestdeutschland bis Holland aus der Zeit 2600 bis 2150 v. d. Ztw. (^{14}C-Daten) konnten viele Funde von Wagenteilen vierrädriger Wagen gemacht werden, die erstaunliche Fertigkeiten in der Holzbearbeitung mit Steinwerkzeugen offenbarten, die weit über die Blockbautechnik behauener Balken für Brunnen der Bandkeramiker hinausreichen. Sie können den Schnurkeramikern zugewiesen werden.

Die Scheibenräder von 90 cm Durchmesser waren mit Buchsen aus einem Stück gearbeitet, saßen auf Achsen, auf denen der 1 m bis 1,16 m breite und 1,40 m lange Wagenkasten in der Mitte angedübelt und außen durch je zwei Lederriemen befestigt war, was die Austauschbarkeit nach

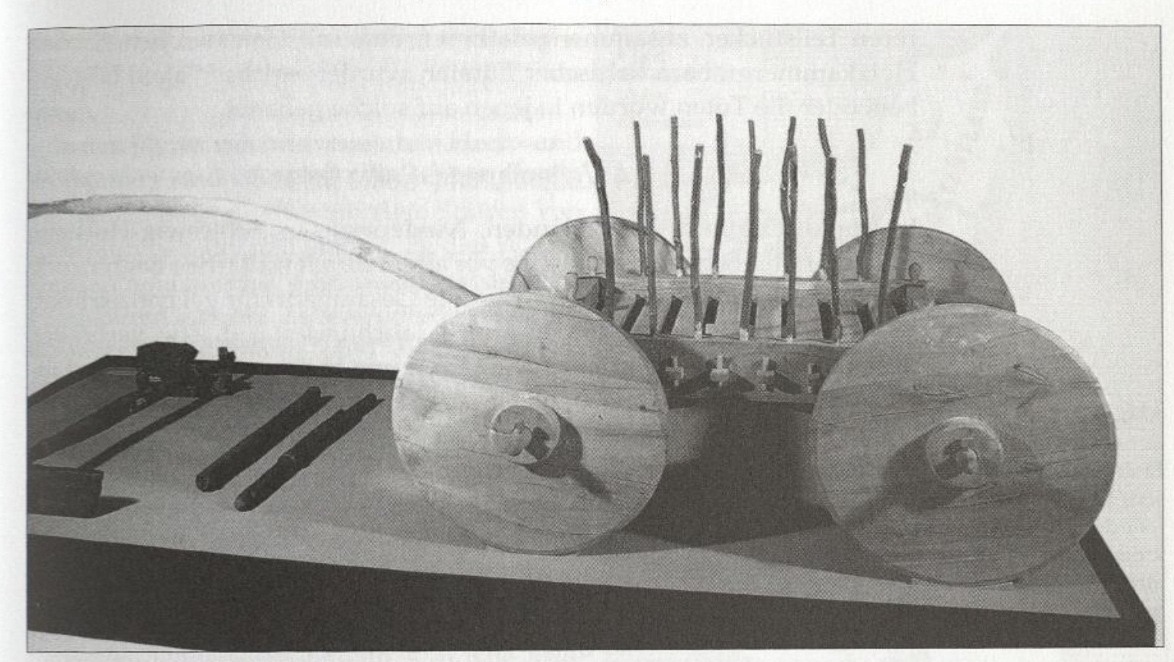


Abb. 198: Nachbau eines vierrädrigen Wagens aus dem 3. Jahrtausend v. d. Ztw. Aus: E. Probst, *Deutschland in der Steinzeit*, 1991, nach: H. Hayen, 1980.

Achsbruch am Ort erleichterte. Die Spurweite betrug 1,39 bis 1,56 m. In die Seitenbretter des Wagenkastens waren die Bodenbretter mit Dübeln eingezapft (Zapfenschloß) und mit Dübeln gesichert. Der Rahmen des Wagenkastens war durch Überblattung an den Ecken verbunden und verdübelt (H. Hayen, 1990).

Das sind Techniken, wie sie mehr als 3000 Jahre später an den Befestigungen ostvandalischer Burgen im Großen angewandt wurden. Die über das Gebiet verstreut gefundenen einzelnen Teile waren gleich groß, das heißt, sie waren ebenso wie die wikingischen Wagen und Wagenkästen 3000 Jahre später genormt.

Räder mit Speichen wurden zuerst im Bronzeguß hergestellt. Der Kultwagen von Trundholm mit Bronzegußrädern mit vier Speichen stammt aus der älteren nordischen Bronzezeit. Aus der Hügelgräberbronzezeit etwa um 1400 v. d. Ztw. ist auf einer Amphore aus der Slowakei ein zweirädriger Wagen mit vierspeichigen Rädern abgebildet (E. Probst, 1999). Der Bronzeguß von Speichenrädern führte im Vorderen Orient um 2300 v. d. Ztw. zum Bau von zweirädrigen Streitwagen mit Pferdegespann. Die ersten lenkbaren Vierradwagen mit schwenkbarer Vorderachse fand man in Mooren Norddeutschlands aus der Zeit von 2100 bis 1600 v. d. Ztw. (A. Häusler, 1984, 1992 u. 1994).

Nach der Bronzezeit erlebten die handwerklichen Fertigkeiten in der Hallstatt- und La-Tène-Zeit bei den Kelten einen großen Aufschwung durch Anfertigungen von eisenbereiften Holzfelgenrädern, die aus meh-

reren Teilstücken zusammengesetzt wurden, mit Holzspeichen. Großen Holzkammergräbern keltischer Fürsten wurden solche Wagen beigegeben, oder die Toten wurden in jenen auf solche gebettet.

5.3.4 Zellenfluren (›Celtic fields‹)

In Irland, England, Niederlanden, Niedersachsen, Schleswig-Holstein, Dänemark bis Schweden war eine vor allem durch wallartige Begrenzung von Feldern und waben- bis zellenartige Gesamtstruktur gekennzeichnete Flurform von der Bronzezeit bis zum 4. Jahrhundert n. d. Ztw. verbreitet. Vereinzelt fanden sie sich noch bei Ülzen und in den westdeutschen Mittelgebirgen bis zum Vogelsberg. Sie lagen außerhalb des Gebietes der Lößböden und bevorzugten sandige Böden. Diese anfangs nur den Kelten zugeschriebene Wirtschaftsform war jedoch über das Gebiet der Kelten hinaus am Ende der Bronzezeit vor allem über das Gebiet der Germanen verbreitet. Auf den Britischen Inseln gehen die Zellenfluren bis in das 3. Jahrtausend v. d. Ztw. zurück und sind mit Megalithgräbern verbunden. Der Name ›Celtic fields‹ sollte deshalb vermieden werden. Statt dessen wurden rein beschreibende Begriffe vorgeschlagen (D. Denecke, 1979).

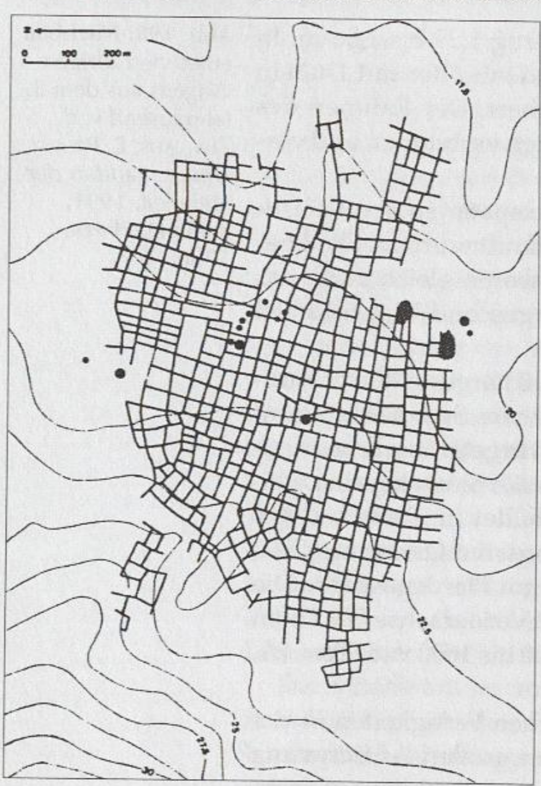


Abb. 199: Zellenflur der vorrömischen Eisenzeit von Vaasen, Gelderland (Niederlande). Vollkreis = Grabhügel, Striche = Siedlungen. Nach: M. Müller-Wille, 1979.

Diese Fluren sind wenige Hektar bis zu mehr als 100 Hektar groß. Die einzelnen Parzellen dieser Fluren sind, annähernd quadratisch und 1000 bis 2500 Quadratmeter groß. Langrechteckige Streifenfluren sind jünger oder entwickeln sich an den Außenrändern als letzte Benutzungen. Flächengröße und -form sind in der einzelnen Flur nicht einheitlich (Abb. 199). Die Größe wird als Tagesleistung der Arbeit eines Hakens gedeutet.

Die Parzellengrenzen nehmen an Höhe und Breite nach dem Rand der Flur hin ab und zeigen damit deren Wachstum. Die Feldumgrenzungen sind wohl anfangs durch die Ablagerung von Rodungsabfall entstanden. Sie bestanden nicht nur aus Lesesteinwällen, sondern in geneigtem Gelände aus Rainstufen, aus Gräben, vor allem aber aus bis zu 20 m breiten Aufwölbungen aus tiefgrundigem Humus ohne Steine, die dann phosphorreicher sind als die umschlossenen Felder. Mit der Phosphatkartierung wurde ermittelt, daß Felder und Raine organisch gedüngt wurden. Die Fluren mit Wällen aus Lesesteinen und Abfällen werden mit Sträuchern und Bäumen

bewachsen gewesen sein und ein Landschaftsbild wie in der heutigen Normandie geboten haben.

In den Fluren mit humusreichen Hoch- und Wölbrainen sind offenbar umgekehrt gerade die Raine bewirtschaftet worden. Spuren von Hakenfurchen, die sich parallel zu den Wällen kreuzen, sind dort nicht gefunden worden. Die Pflugspuren aus der Zellenflur von Store Vidенmose, Nordjütland, sind wahrscheinlich mit einem schräggehaltenen Haken mit symmetrischer Schar entstanden (M. Müller-Wille, 1979). Die Felder zwischen diesen Wölbrainen sind nach unten gewölbt. Diese Fluren sind vor allem auf sandigen Böden verbreitet. Die großen Mächtigkeiten des Humus müssen durch längerzeitlichen Auftrag von Plaggen, und die sehr hohen Phosphorgehalte können nur durch tierischen Dünger entstanden sein. Die Muldenstruktur der Felder mit ihrem tiefsten Punkt jeweils im Osten der Feldmitten weist darauf hin, daß mit Mist gedüngt wurde, wie nachgewiesen wurde, und ebenso auf die Mitwirkung von Flugsand bei der Höhenzunahme der Wälle bei vorherrschenden Westwinden (D. Denecke, 1979). In Norddeutschland bis zur Elbe ist nach bisherigem Befund mit ähnlicher Dichte von Zellenfluren zu rechnen wie in den Niederlanden oder in Jütland (Abb. 200).

Abb. 200: Eisenzeitliche Zellenfluren in Angeln und Jütland. Nach: M. Müller-Wille, 1965.

Als Beispiel sei die Zellenflur der Geestinsel Flögeln westlich der Wesermündung etwas genauer dargestellt. Dort sind ausgezeichnete Siedlungsfunde gemacht worden. Das Dorf, das das gleiche Gebiet bewirtschaftete, aber etwas jünger ist als die Zellenflur (2.–5. Jahrhundert n. d. Ztw.), hatte in seinen 20 Wohnstall-Langhäusern insgesamt 320 Großviehboxen. Der Sandboden der Zellenflur liegt auf Geschiebelehm. Die Flur ist 100 ha groß, 30 ha davon sind die Wölbraine. Gegen Ende des Bestehens der Zellenflur wurde mit einer Änderung der Bewirtschaftung das Dorf gebaut, und am Ostrand der Flur entstanden noch, oder waren kurz vorher entstanden, einige wallumgebene Langstreifenfelder, für die im Gegensatz zu den bis dahin verwendeten Haken Wendepflüge verwandt worden sein müssen. In der im Westen unweit gelegenen Marsch wurde schon in der Spät-La-Tène-Zeit der schwere Boden mit Wendepflügen bearbeitet. Auf dem leichten Geestboden wurden wohl weiterhin die Haken verwendet, weil die be-

wachsenen Restinseln zwischen den Furchen die Äcker vor Verwehungen schützten. Allerdings trugen auch die strauchbewachsenen Wälle der Zellenflur zum Schutz vor Verwehungen bei. Die Phosphatanalysen ergaben: natürlicher Boden bis 200 ppm P, Äcker der Zellenflur bis 800 ppm P, Siedlung bis 2000 ppm P (G. Kossack u.a., 1984). Damit sind die Äcker mit Mist gedüngt worden, und das wiederum erforderte die Stallhaltung des Großviehs.

Die humosen und steinarmen Wälle zeigen verschiedentlich durch hohe Phosphorgehalte, daß vorzugsweise diese gedüngt und wohl zu besonderen Kulturen verwendet wurden. Die Felder zwischen den Wällen waren auch nach den gefundenen Hakenfurchen als Äcker benutzt worden. Innerhalb der Wälle ist mit Bodenauftrag von außen zu rechnen. Vielleicht wurden auch teilweise in den Feldern gegen Ende ihrer Benutzung Plaggen zum Auftragen auf die Wälle gestochen.

Wenn 10 Rinder den Dünger für einen Hektar Acker liefern, waren für 100 ha 1000 Rinder oder nach Abzug der Wälle für 70 ha 700 Rinder nötig gewesen. Da das zeitlich folgende Dorf Flögeln vielleicht eine ähnlich große Flur bewirtschaftete, aber höchstens nur 320 Rinder hatte, hätte diese Zahl für die Düngung zwar der 30 bis 35 ha Wälle ausgereicht, nicht aber für die der Felder. Es muß also mit Brachezeiten gerechnet werden. Der geringe Anteil der Getreidepollen an der Gesamtzahl der Pollen weist auch auf Brachezeiten hin (H. Zimmermann, 1976).

Pollenuntersuchungen bei Flögeln (K.-E. Behre, 1976) ergaben sowohl Ackerbau als auch Weidewirtschaft. Ob Teile der Zellenfluren auch als Weiden genutzt wurden, ist offen. Dort ist mit mehr als 200 ppm P (1. Jh. v. d. Ztw. – 1. Jh. n. d. Ztw.) organische Düngung mit Mist nachgewiesen. Daneben wurde auch bereits mit Mergel anorganisch gedüngt.

In manchen Zellenfluren sind an niedrigeren Wällen Unterteilungen sichtbar, die teils als Erbteilungen, teils als Aufteilungen von Gewannen auf einzelne Höfe gedeutet werden.

In Dänemark entstanden Zellenfluren vom Beginn der Eisenzeit an und bestanden bis etwa 200 n. d. Ztw. Die Vandalen in Jütland kannten diese Wirtschaftsart nicht nur, sondern benutzten sie auch, ebenso die Cimbern und Teutonen.

Von Marbaek Plantage (Amt Ribe, Jütland) wurde eine Zellenflur aus der römischen Eisenzeit gemeinsam von vier Siedlungen aus bewirtschaftet, die zwischen der Zellenflur und dem Meer im Halbkreis um diese lagen, wobei eine vier Wohnstall-Langhäuser besaß.

Auch innerhalb mancher Zellenfluren wurden Siedlungen nachgewiesen. In der 100 ha großen Zellenflur von Brystedt Hede (Jütland) fand man einen Weiler aus vier Gehöften von Wohnstallhäusern aus der vorrömischen und nach Umbau aus der römischen Eisenzeit. Wenn je Hof

sechs bis sieben Menschen gerechnet werden, lebten auf dieser Zellenflur bis dreißig Personen. Die Höfe konnten etwa zehn Rinder fassen. Die Siedlung lag am Sonnenhang 20 m oberhalb der Talaue. Innerhalb der Flur waren zwei trichterförmige Wassersammelstellen, eine etwa 200 m östlich und etwas oberhalb der Siedlung. Die Häuser waren von den Wällen in Form eines gemeinsamen Hofplatzes umgeben. Doppelwälle, die wie im Infeldsystem (s. Kap. 5.3.5) als Viehtriebe zu deuten wären, sind nicht vorhanden (M. Müller-Wille, 1965). Mit vierzig Rindern des Weilers konnten, wenn bei guter Ernährung weniger als zehn Rinder den notwendigen Mist für 1 ha Acker lieferten, vielleicht 7 ha Acker gedüngt werden. Da diese Ackerfläche für die Ernährung der Bewohner des Weilers nicht ausreicht, bleibt die ungelöste Frage der Beschaffung des restlichen Stickstoffdüngers. Über die weitere Nutzung der Flächen der Zellenfluren als Brache, Weide oder Wiese ist nichts bekannt. Wahrscheinlich wurden noch äußere Gebiete als Waldweide genutzt.

Da besonders auf Podsolböden die Wölbraine als Ackerböden durch Plaggendüngung fruchtbar gehalten wurden, müssen die Plaggen zum Teil weiter herangeschafft worden sein. Durch das Plaggenstechen entstanden die Heiden, die sich nach mehrmaligem Plaggenstechen nur noch in zwanzig oder mehr Jahren regenerieren konnten. Dadurch wurden die Heideflächen auf das Zwanzig- und Mehrfache der Ackerflächen vergrößert. Bereits für die Jungsteinzeit wurden kleinflächig Heideböden um Siedlungen nachgewiesen, die diese Art der Düngung nahelegen (K.-E. Behre, 2000). Erst mit der Mineraldüngung nach Liebig wurde die Plaggendüngung entbehrlich, und die Heiden konnten wieder aufgeforstet werden.

5.3.5 Infeldwirtschaft

Noch vor dem Ende der Benutzung der Zellenfluren entstand in den letzten beiden Jahrhunderten v. d. Ztw. eine Bewirtschaftungsart, die sich vor allem von derjenigen der Zellenfluren durch die Gewinnung von Winterfutter für das Großvieh auf Wiesen auszeichnet. Die bisher bekannten Beispiele liegen in Mittelschweden und Gotland. Diese Wirtschaftsart muß somit allen aus Skandinavien stammenden und während der Völkerwanderung südlich der Ostsee erschienenen nordgermanischen Stämmen, auch den Vandalen, bekannt gewesen und mindestens von den aus Schweden stammenden benutzt worden sein.

Gut untersucht ist ein Gebiet in Mittelschweden zwischen Linköping und Norrköping. Das Gebiet ist fast eben und besteht über der 70 m Höhenlinie aus 10 bis 35 Prozent Glazialschutt und 0 bis 10 Prozent Felsausbiß. Die flachen Täler dazwischen haben Tonsedimente als Untergrund von Wiesen, Ried und Moor.

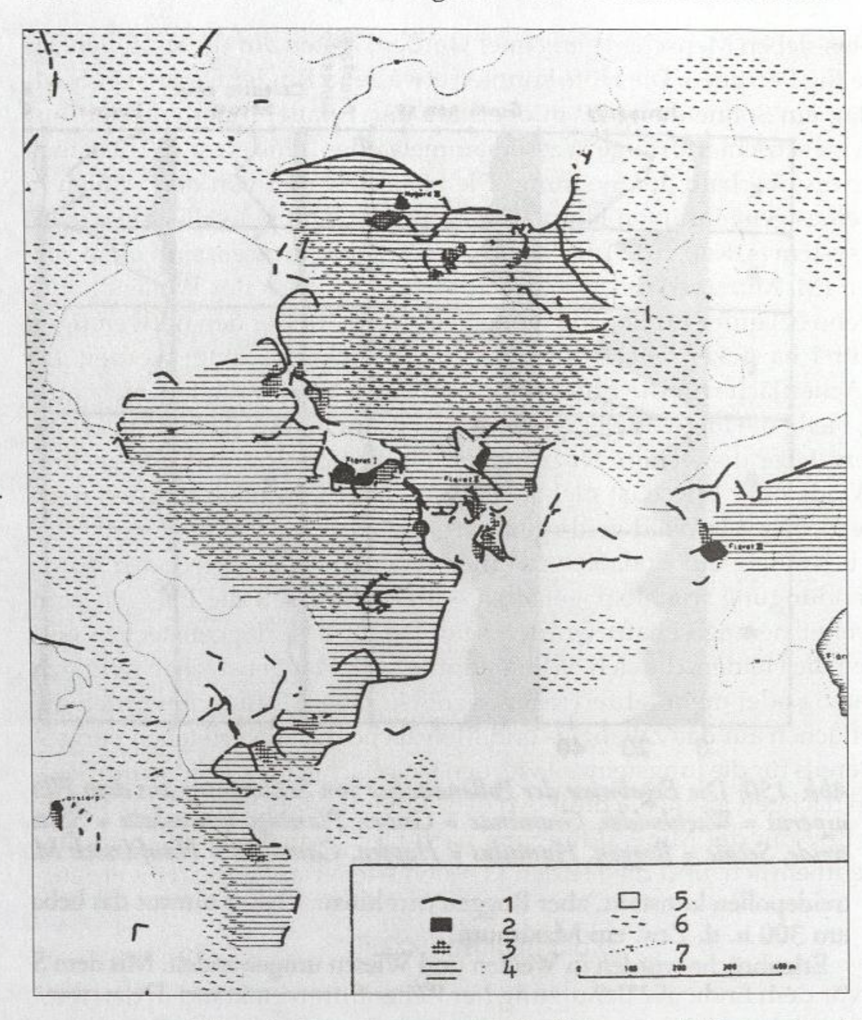


Abb. 201: Das Infeldsystem bei Fläret, Östergötland.
1 Steinwälle;
2 Siedlungen;
3 Spuren von Ackernutzung;
4 Infeldbereich;
5 Außenweide;
6 Feuchtgebiete;
7 70 m-Höhenlinie.
Nach: M. WIDGREN, 1983.

In diesem Wirtschaftssystem waren die Äcker und Wiesen durch Steinwälle gegen das äußere, zum Teil als Weide nutzbare Land abgegrenzt und dadurch vor dem Vieh geschützt. Auch die Siedlungen, nachgewiesen durch hohe Phosphorkonzentrationen im Boden, waren teilweise völlig von Steinwällen umgeben. Neben den Siedlungen wurden von Steinwällen Bereiche bis 150 x 200 m umgrenzt, die zur hofnahen Weide und Versammlung des Viehs dienten. Von dort führten beiderseits von Steinwällen umgebene Wege und Viehtriebe zur nächsten Siedlung und zur Außenweide (Abb. 201). Äcker wurden in dem durch Steinwälle abgegrenzten Infeldbereich durch erhöhte Phosphorkonzentrationen nachgewiesen sowie zum Teil durch Spuren von Feldbearbeitung und Feldbegrenzungen wie Gräben oder Raine. Die Äcker waren möglicherweise ohne Brache in Dauernutzung und wurden gedüngt. Dazu wurde das Vieh im Winter in

Ställen gehalten und möglicherweise auch täglich im Sommer eingetrieben.

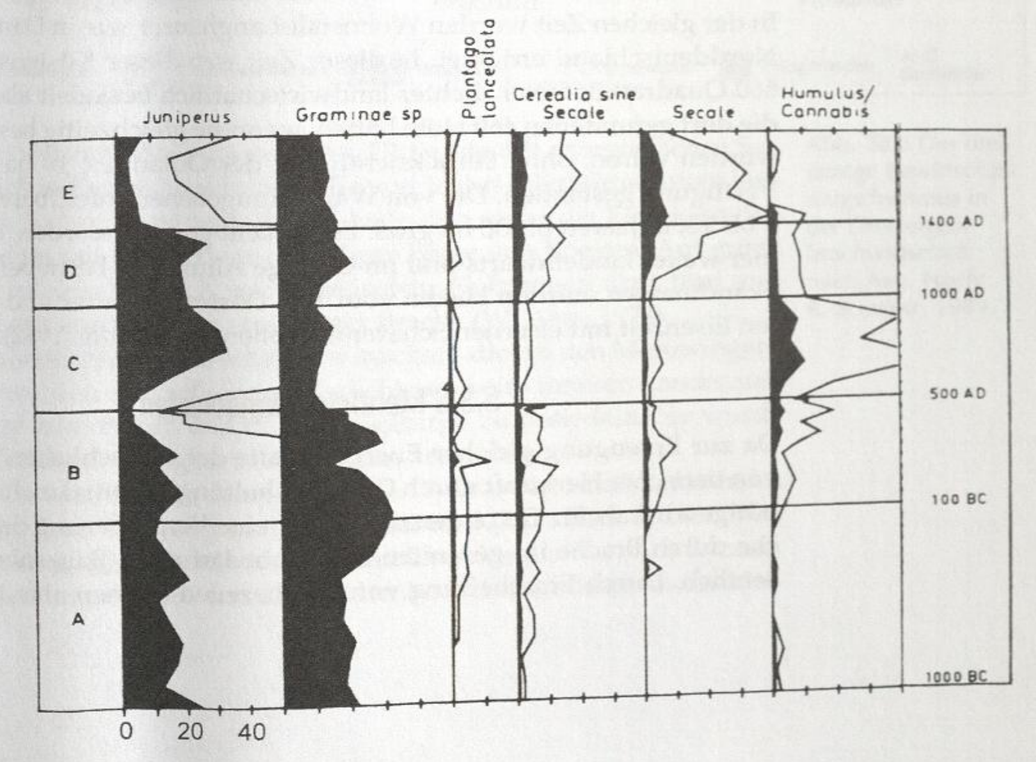
Die Siedlungen bestanden aus Wohnstall-Langhäusern mit Abmessungen unter anderen von 5 x 14 und 6x25m.

Das für die Äcker geeignete Land befand sich mit sandigen Böden an der Grenze der Tone der Niederungen und an ausgewaschenem Glazialschutt der Hügel über der 70 m-Höhenmarke. Die Äcker befanden sich stets in nächster Nähe der Siedlungen und waren je Siedlung zwischen 2 und 4 ha groß. Damit ist wahrscheinlich, daß jede Siedlung ein Familienbetrieb mit einem Wohnstall-Langhaus war. Die Ergebnisse der Pollenanalyse für das Untersuchungsgebiet in Östergötland (Abb. 202) belegen den Getreideanbau und den Anbau von Roggen ab 100 v. d. Ztw.

Die Übergänge aus der Bronze- in die Eisenzeit mit der damals eintretenden Klimaverschlechterung sind kaum sichtbar. Bereits im Zeitabschnitt A (1000 bis 100 v. d. Ztw) gab es Pflanzen aus offenem Gelände wie Wachholder, Gräser und den Anzeiger offener Großviehweiden, den Spitzwegerich, mit unwesentlicher Zunahme. In der Nachbarschaft der Siedlungen finden sich Getreidepollen als Anzeiger von Ackerbau samt Pollen von hochwüchsigem Unkraut wie Gänsefuß.

Zu Beginn von Abschnitt B (100 v. d. Ztw. bis 500 n. d. Ztw.), der mit dem ^{14}C-datierten Beginn der Infeldwirtschaft im Untersuchungsgebiet zusammenfällt, bleibt der Rest der Getreidepollen konstant, aber Roggen tritt hinzu. Damit nimmt das bebaute Land zu und erreicht um 300 n. d. Ztw. ein Maximum.

Abb. 202: Die Ergebnisse der Pollenanalyse von Sedimenten aus dem Flärensee in Östergötland. Juniperus = Wachholder, Graminae = Gräser, Plantago lanceolata = Spitzwegerich, Ceralia = Getreide, Secale = Roggen, Humulus = Hopfen, Cannabis = Hanf. Nach: M. WIDGREN, 1983.



Erlenbrüche wurden in Weiden und Wiesen umgewandelt. Mit dem Schutz von Wiesen vor der Beweidung durch Wälle wurde dort Winterfutter gewonnen. Da es unmöglich ist, diese großen Flächen mit Sicheln zu schneiden (30 ha je Hof), müssen vorher Sensen entwickelt worden sein. Der Anteil von Spitzwegerich an der Summe von Spitzwegerich und Getreidepollen betrug vom Auftreten des Spitzwegerichs ab bis nach 1700 mit größeren Schwankungen konstant gleich 25 Prozent.

Am Ende von B um 500 n. d. Ztw. fiel ein Teil der Siedlungen wüst, und die Anzeiger offenen Landes, Wachholder und Gräser, nahmen ab, ebenso die Siedlungsanzeiger wie Getreide und Spitzwegerich. Die Zunahme der Birkenpollen zeigt die schnelle Verbreitung der Birke auf den Wüstungen, die durch Übernutzung und durch innerschwedische Kriege erklärt werden. Erst im Mittelalter nach 1000 nahm die Besiedlung wieder und dann stärker zu.

Das gesamte Siedlungsbild wird durch 2 bis 8 Quadratkilometer große Komplexe aus zwei bis acht Einfamilienhöfen gebildet, die durch Viehtriebe untereinander und mit der gemeinsamen Außenweide verbunden sind. Die Infeldteile der Komplexe, von denen jeder wieder zu zwei oder drei Höfen gehört und Wiesen und Äcker enthält, werden von Wällen begrenzt und sind je Hof etwa 30 ha groß. Wenn auch die nicht nutzbaren Landschaftsteile eingerechnet werden, hat jeder Hof einen gesamten Landbedarf bis 2 Quadratkilometer (M. WIDGREN, 1983).

Die westnorwegischen Küstengebiete von Rogaland und Jaeren wurden vom 1. bis 5. Jahrhundert n. d. Ztw. nach dem Infeldsystem bewirtschaftet. In der gleichen Zeit wurden Wohnstall-Langhäuser wie in Dänemark und Norddeutschland errichtet. In dieser Zeit war dieser Küstenstreifen von 660 Quadratkilometer dichter landwirtschaftlich besiedelt als heute. Für die dort gefundenen 460 Höfe hätten, wenn sie gleichzeitig bewirtschaftet worden wären, ohne Berücksichtigung des Ödlandes, 14 ha je Hof zur Verfügung gestanden. Die von Wällen umgebenen Infeldbereiche waren 4 bis 15, in Jaeren bis 30 ha groß. Es ist nicht geprüft worden, ob im Sommer weiter landeinwärts und im Gebirge Almweide betrieben wurde. In Skandinavien wurden Haken vom Typ Döstrup benutzt und in der späten Eisenzeit mit eisernen Scharen versehene (B. MYRHE, 1982).

5.3.6 Mehrfelderwirtschaften

Da zur Erzeugung gleicher Energieinhalte der menschlichen Ernährung von tierischer Herkunft durch Großviehhaltung zehnmal mehr Fläche benötigt wird als für Getreidenahrung, ist eine Vergrößerung der Ackerfläche durch Brache im gesamten Flächenbedarf eines Bauernhofes unwesentlich. Durch Einschaltung von Brachezeiten können aber die Erträge

gesteigert werden. Diese Entdeckung wurde bald nach Beginn des Ackerbaues gemacht und ist bereits die Grundlage der Feldgras-Wirtschaft. Möglicherweise wurden die Äcker in den Zellenfluren sowie beim Infeldsystem bereits nicht dauernd genutzt.

Die Ausbildung bestimmter geregelter Fruchtfolgen mit Einschaltung von Brache war an die Bodengüte sowie an klimatische und soziologische Bedingungen geknüpft. So wurde bei der Besiedlung von Siebenbürgen nach 1140 von einem Bodenrecht ausgegangen, bei dem die Gemeinde Bodeneigentümer war und der einzelne Bauer nur das Nutzungsrecht hatte. Das führte zu Flurzwang, wobei die Bewirtschaftung vom gewählten Dorfhannen (Dorfrichter) festgelegt wurde. Zur gleichen Zeit stand dieser Rechtsordnung, die von HEINRICH DEM LÖWEN in Verhandlung mit dem ungarischen König vor Beginn der Ansiedlung festgelegt worden war, im Deutschen Reich in den Waldhufendörfern die Dreifelderwirtschaft ohne Flurzwang gegenüber.

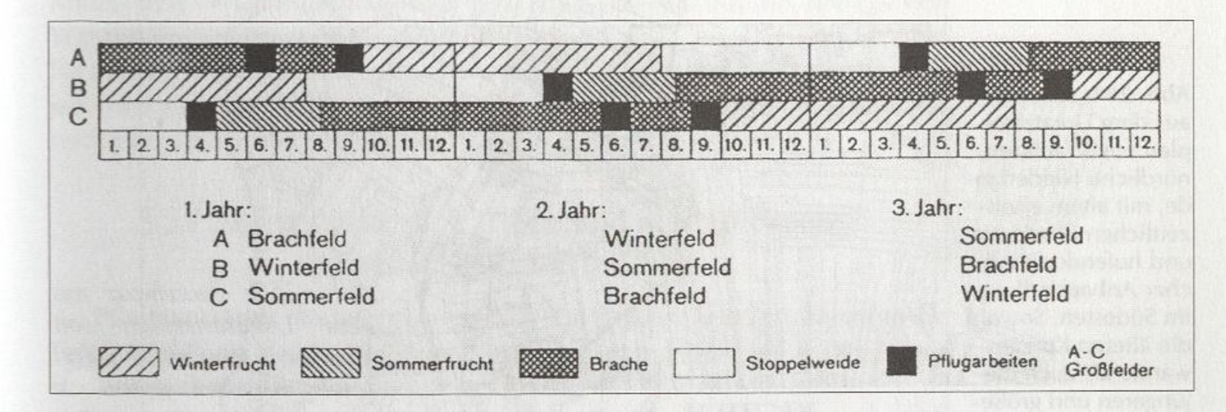


Abb. 203: Der dreijährige Bewirtschaftungsrhythmus in der Dreizelgenbrachwirtschaft nach ABEL. Nach: K. SCHWARZ, 1989.

Bis zur Einführung der mineralischen Düngung mit anorganischen Salzen hatte sich in Deutschland eine Fülle von Mehrfelderwirtschaften herausgebildet. In Nordwestdeutschland hatte sich sogar die Einfelderwirtschaft gehalten mit bis zu zwanzigmaliger Folge von Roggen. Auf guten Böden gab es einschließlich von Gemüsebau Nutzungen über fünf und mehr Jahre mit anschließend einjähriger Brache (W. ABEL, 1978).

Am bekanntesten ist die Dreifelderwirtschaft, die bei den Merowingern entwickelt worden sein soll. Sie ermöglichte es, beim inneren Landesausbau weniger gute Böden und die Mittelgebirge zu besiedeln. Sie wurde dann mit der Ostsiedlung nach dem Osten verbreitet.

Daß die Ostvandalen bis dahin nur die Feld-Graswirtschaft kannten, ist nicht richtig. Bereits IBRAHIM IBN JAQUB berichtet 973 (P. HIRSCH, 1931) von ihrer hochentwickelten Landwirtschaft mit Getreideausfuhr nach Byzanz. Bereits in der Jungsteinzeit war der Flächenbedarf eines Bauernhofes klei-

ner, als der Feld-Graswirtschaft entsprach. Es gab neben Einzelhöfen Weiler und sogar Dörfer.

Die Bewirtschaftung im Dreifeldersystem ist erstmalig in einer Urkunde des Klosters St. Gallen von 763 beschrieben. Dort wird die Folge: Brache, Winter-, Sommergetreide als Dreizelgenwirtschaft beschrieben, wobei Zelge den in Parzellen je Bauer eingeteilten Block der Dorfflur bezeichnet, der in gemeinsamer Bewirtschaftung die gleiche Frucht trägt, was mit Flurzwang verbunden ist (Abb. 203).

Urkundlich wird das Wiesenland, das für die Gewinnung von Winterfutter notwendig ist, meist nicht erwähnt, ebenso die im Gesamtbesitz des Dorfes befindliche Allmende und Waldweide (W. ABEL, 1978; H. JÄGER, 1980).

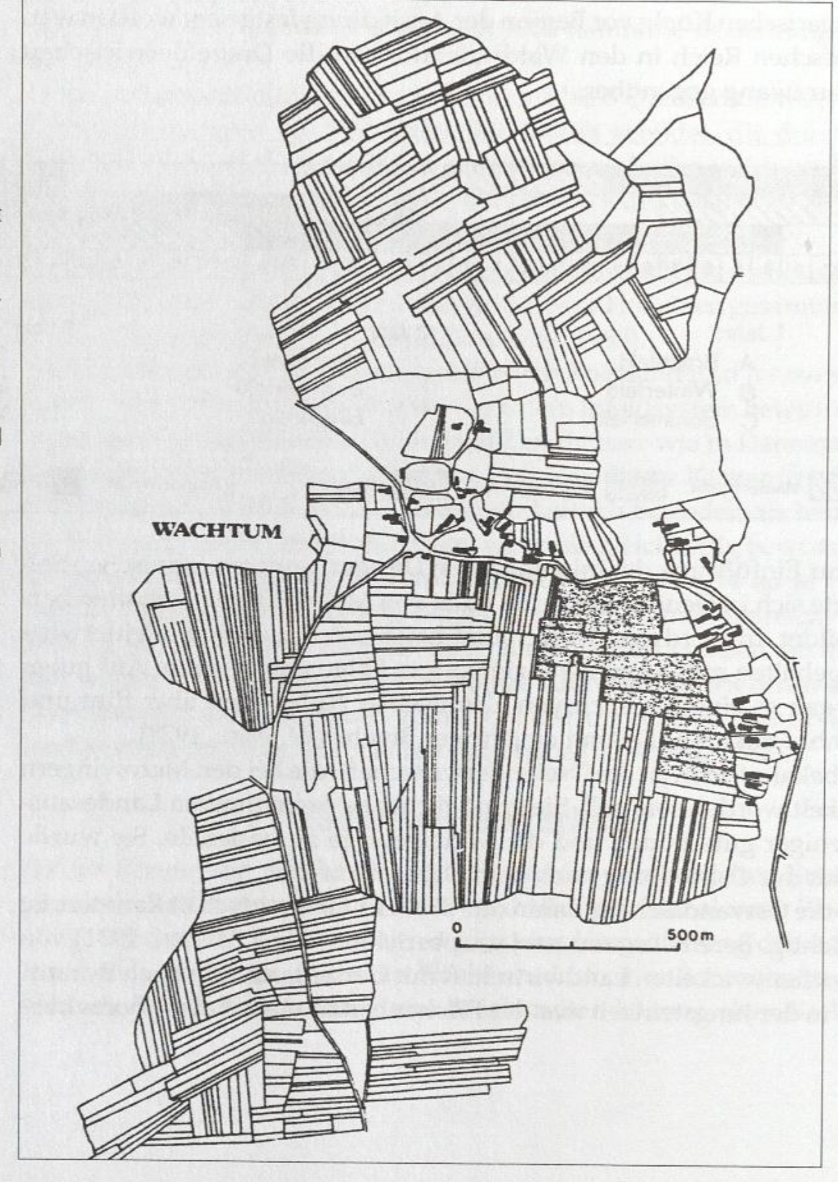


Abb. 204: Ausschnitt aus dem Urkatasterplan von Wachtum, nördliche Niederlande, mit altem eisenzeitlichen Blockkern und hufendorfähnlicher Anbausiedlung im Südosten. Sowohl die älteren Kurzgewanne als auch die jüngeren und größeren Gewanne sind in teilweise sehr lange Felder aufgeteilt, die besonders in den jüngeren Gewannen die Langstreifenflur bilden. Nach: H. WATERBOLK, 1982.

Nach Aufkommen der Benutzung von Wendepflügen und dem Wegfall der kreuzweisen Bearbeitung durch Haken setzen sich statt der annähernd quadratischen Feldformen lange rechteckige durch. Der Beginn dieser Umwandlung ist bereits an den Außenrändern und jüngsten Teilen mancher Zellenfluren zu sehen. Die Kurzgewanne der frühmittelalterlichen Dreizelgenwirtschaft sind bereits streifenartig aufgeteilt. Diesen Kurzgewannen um Dorfanfänge schließen sich nach außen jüngere und größere Gewanne an mit deutlicher Langstreifenaufteilung (Abb. 204).

Mit dem Wendepflug war bei dem noch geringen Tiefgang die Anlage von Wölbäckern möglich, indem mit kreisförmigem Pflügen vom Inneren des Feldes nach außen die gewendeten Schollen stets nach innen fielen und ein höheres Maß gelockerten Bodens schufen.

In Südwestdeutschland wurde der innere Landesausbau von halben Hufen mit 3–6 ha, ganzen Hufen von 7,5–11,5 ha und Höfen mit 25–40 ha betrieben. Er war im 10. Jahrhundert abgeschlossen (K. SCHWARZ, 1989). In Mittel- und Ostdeutschland fand der Landesausbau mit der Anlage von Waldhufendörfern statt, wobei jeder Siedler vom Tal aus einen Streifen bis in den Wald erhielt. Es gab keine Gemengelagen der Felder mehr, und jeder Bauer hatte volle Wirtschaftsfreiheit: Hier ging der Landesausbau noch bis in das hohe Mittelalter hinein.

5.3.7 Die Feldfrüchte der jüngeren vorrömischen Eisenzeit und im 1. Jahrtausend n. d. Ztw.

An Pflanzenresten, die bei Ausgrabungen gefunden wurden, konnten die Feldfrüchte und Unkräuter in Mitteleuropa vom Rhein bis in die Alpen und bis nach Ostpreußen bestimmt werden (U. WILLERDING, 1979).

In fast allen Gebieten wurde Gerste angebaut. Diese war im Gebiet nördlich der Mittelgebirge das wichtigste Getreide, das von den Mittelgebirgen ab nach Süden vom Weizen abgelöst wurde (Abb. 205). Das früher wichtigere Einkorn wurde kaum noch angebaut, Spalt örtlich in den Lößgebieten. Hafer scheint in den nördlichen Gebieten wichtiger gewesen zu sein. Vereinzelte Roggenfunde werden als Unkraut gedeutet. Hirse war südlich der norddeutschen Tiefebene und im Weichselgebiet von Bedeutung. Als Ölpflanzen wurden im Norden bis zum Nordrand der Mittelgebirge Lein und Leindotter verwendet. Saubohne und Erbse wurden in den südlichen Bereichen und im Weichselgebiet gelegentlich beobachtet.

Die Verbreitung der Feldfrüchte zeigt geographische Unterschiede. Schweden war ein reines Anbaugebiet von Gerste. Auf der dänischen Halbinsel und im Küstengebiet an der Nordsee herrschten Gerste, Hafer, Lein und Leindotter vor, im weiteren norddeutschen Tiefland bis Meck-

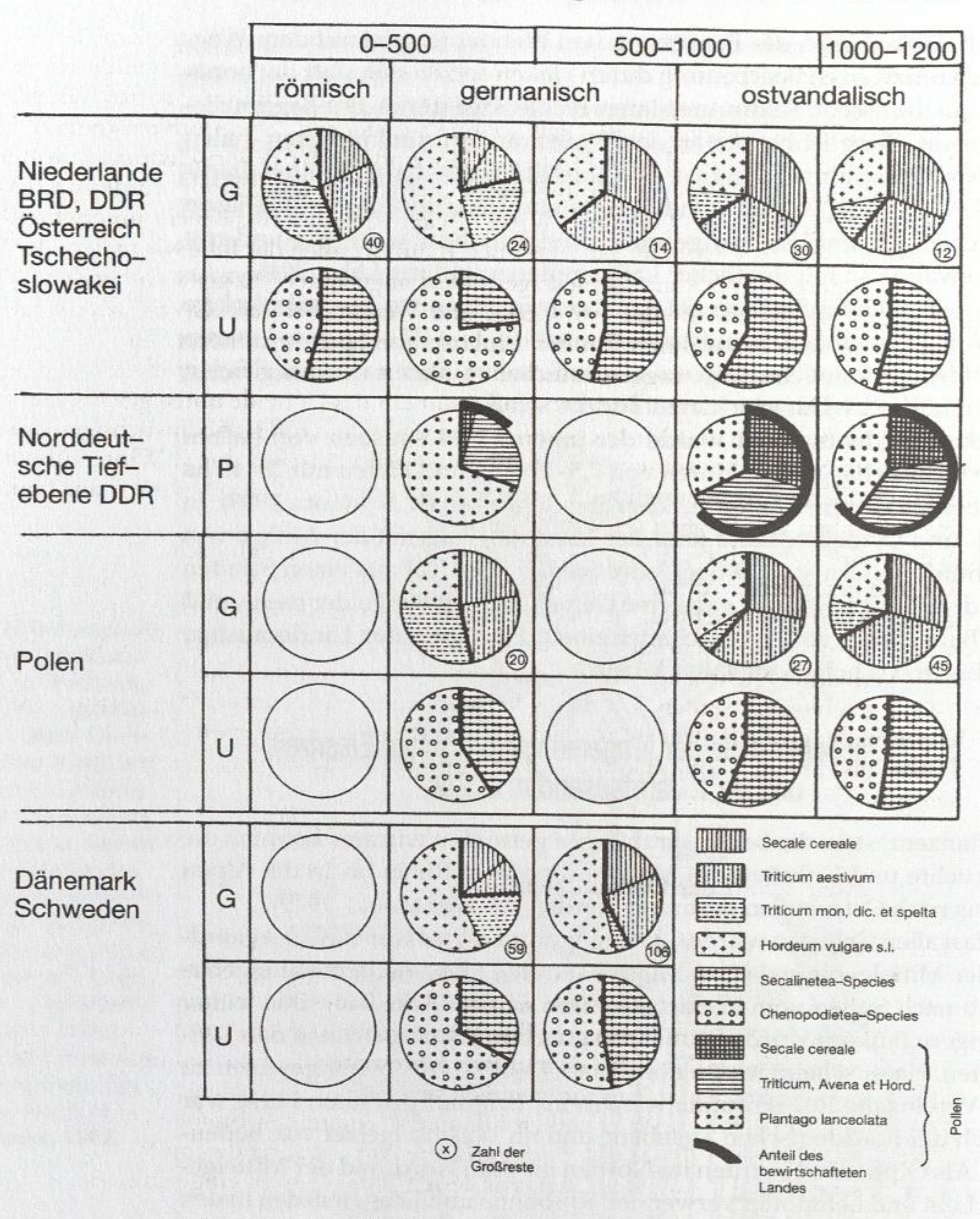


Abb. 205: Die Feldfrüchte in Mitteleuropa im 1. Jahrtausend n. d. Ztw. bis 1200 nach Funden von Großresten und Pollenanalysen. G = Getreide, U = Unkraut, P = Pollen. *Secale cer.* Roggen, *Triticum aest.* Weizen, *Triticum mon.* Einkorn, *Triticum dic.* Emmer, *Hordeum vulg.* Gerste, *Secalinetea Spez.* getreideartige Unkräuter, *Chenopodieta Spez.* Gänsefußarten, *Avena* Hafer, *Plantago lanc.* Spitzwegerich (nach: E. Lange, 1975).

lenburg Gerste, Hafer und Emmer, südlich davon Gerste und Weizen neben Erbse, Bohne, Lein und Leindotter.

Diese regionalen Unterschiede lassen sich zunächst klimatisch und bodenkundlich erklären. Sie gewinnen auch ethnische Bedeutung, da vom Rhein nach Westen, von den Mittelgebirgen nach Süden bis in das südliche Weichselgebiet Kelten wohnten. Da von Unkräutern nicht nur hochwüchsige, sondern auch niedrigwüchsige gefunden wurden, scheint neben der Ährenernte das Getreide auch schon bodennah geerntet worden zu sein. Anzeichen von Stickstoffmangel der Böden wurden nicht festgestellt. Damit muß mit Mist gedüngt worden sein, was wiederum ohne Stallhaltung von Großvieh nicht möglich ist.

Im germanischen Siedlungsraum in Dänemark und Schweden herrschte n. d. Ztw. Gerste als Getreide vor (E. Lange, 1975) (Abb. 205).

Es gibt aber bereits einen deutlichen Anteil von Roggen neben Weizen, Einkorn, Emmer und Spalt in den Großresten. Roggen kam anfangs als Getreideunkraut in der Wildform nach Mitteleuropa. Der Ackerbau der West- und Nordgermanen war bestimmt durch Saatweizen, Gerste und Hafer. Doch bereits bei den Vandalen (Przeworsk-Kultur) und den Burgunden (z. B. Siedlung Kablow, Kr. Königs-Wusterhausen) wurde Roggen gesondert angebaut. Der Züchtungsstand des Roggens war bereits vor Beginn d. Ztr. in der Hallstatt-Zeit mit Kornlängen von 6 mm beträchtlich. Der Ersatz von Spelzweizen durch die halmstabilen Arten von hexaploidem Nacktweizen und Roggen ermöglichte deren bodennahe Ernte und die Verwendung des Strohs als Stallstreu. Ob in Dänemark und Schweden um das Jahr 0 bereits Roggen allein angebaut wurde, ist nicht sicher. Es ist aber damit zu rechnen, daß Vandalen und Goten ihn bereits kannten, als sie aus Jütland und Schweden in das östliche Ostseegebiet kamen. Südlich Dänemarks herrschte bis 500 n. d. Ztw. Gerste vor bei einem kleinen Anteil von Roggen, Emmer, Einkorn und Spalt und einem größeren von Weizen. Das Getreideunkraut der Großreste bestand in den nordischen Ländern vorwiegend aus Gänsefuß, der nitrophil ist und damit bei hohem Anteil zur Stickstoffversorgung der Ackerböden beiträgt.

Der früheste selbständige Anbau von fast reinem Hafer ist für die Marschsiedlung Feddersen Wierde ab dem Jahr 0 belegt. Roggen fehlt dort wegen seiner hoher Salzempfindlichkeit.

Der früheste Fund von getrennt angebautem Roggen stammt aus der La-Tène-Zeit und wurde in einem Röstofen bei Stade/Niederelbe gemacht. Der Anbau von Roggen führte zu seiner Verwendung als Wintergetreide. Mit der Anweisung Karls des Grossen für die Dreifelderwirtschaft wurde der Roggenanbau als Winterfrucht verbreitet. Mit der Herbstaussaat fand die Plaggendüngung Eingang. Die Plaggen wurden erst als Streu im Stall verwendet und kamen dann mit dem Mist auf die Felder oder wurden

auch sofort auf die Felder ausgetragen. Erst durch den verbreiteten Plaggenabbau entstanden die Heiden und damit die extremen Podsolböden. Aber erst seit dem hohen Mittelalter wurde Roggen auf der Geest vorherrschend angebaut (›ewiger Roggenanbau‹).

Aus der großen Zahl von Spitzwegerichpollen im Vergleich zur Zahl der Getreidepollen wurde eine geringe Rolle des Ackerbaues und ein Vorherrschen der Viehzucht gefolgert. Dieses Verhältnis wird jedoch durch die unterschiedliche Flugweite der Pollen und damit durch die Lage der Probepunkte gegen die kleinen Flächen der Acker stark beeinflußt. Roggen hat bei größerer Flugweite zugleich die weit größere Pollenzahl. Infolgedessen wird mit dem Beginn des Roggenanbaues das Zahlenverhältnis stark verändert. Da die Ostvandalen nach ihrer Ansiedlung Roggenanbau betrieben, die Germanen vorher jedoch nicht, erscheint deren Ackerbau weniger entwickelt. Es ist weiter zu berücksichtigen, daß für eine ausreichende Stickstoffversorgung bei den für Feld-Graswirtschaft viel zu kleinen Flächen je Hof und bei der Bewirtschaftung von Böden, die schlechter waren als Lößböden, Großviehmist unerläßlich war. Damit wurde mit der Beschaffung von Winterfutter ein Verhältnis Wiese : Acker von etwa 10 : 1 nicht unterschreitbar.

Nach 500 n. d. Ztw. ist sowohl im germanischen Raum westlich der Elbe als auch in dem der Ostvandalen ein größerer Anteil von nunmehr gesondert angebautem Roggen vorhanden, im ersten Gebiet neben gleichen Anteilen von Gerste und Weizen. Bei den Ostvandalen wurde der Anteil der Gerste durch Emmer, Einkorn und Spalt noch etwas vermindert. Auch das Verhältnis der Pollen von Gänsefuß zu roggenähnlichem Unkraut ist etwa gleich groß, aber kleiner als bis 500 n. d. Ztw. Das kann darauf beruhen, daß nunmehr das Getreide unten geschnitten wird, weil das Stroh für Stallstreu und Mist verwendet wird und Gänsefuß als hochwüchsiges Unkraut bei bodennahem Schnitt benachteiligt wird. Ebenso wird Gänsefuß durch Winteraussaat benachteiligt. Größerer Roggenanteil am Getreide und geringerer Gänsefußanteil am Unkraut kann also auf Anbau von Roggen als Wintersaat hinweisen.

Aus den Großresten und der Pollenanalyse läßt sich erschließen, daß nach 500 n. d. Ztw. ein intensiver und gesonderter Anbau von Roggen einsetzt, der infolge der geringeren Standortansprüche bessere Erträge auf schlechteren Böden liefert. Zugleich wird sich mit der Herbstaussaat von Roggen der Übergang zur Mehrfelderwirtschaft und zu geregelter Fruchtfolge vollzogen haben.

Aus dem Verhältnis Nichtbaumpollen zu Baumpollen kann auf das Flächenverhältnis offenes Land zu Wald geschlossen werden. Da dieses Verhältnis jedoch durch die unverhältnismäßig große Pollenzahl bei Fichten und durch deren außerordentlich weiten Flug stark beeinflußt wird, müssen Schlüsse aus diesem Verhältnis mit großer Vorsicht betrachtet werden, von Summendiagrammen ganz abgesehen.

Doch kann aus dem Verhältnis der Zahlen der Nichtbaumpollen zu den Baumpollen (NBP : BP) erschlossen werden, daß in germanischer Zeit gegenüber den folgenden Perioden Wald flächenmäßig vorherrschte und daß mit der ostvandalischen Besiedlung eine starke Rodung einsetzte, die Besiedlung also dichter geworden sein mußte, und daß sich dieses Flächenverhältnis Wald zu offener Landschaft bis 1500 nicht mehr veränderte. Aus dem Verhältnis der Pollenzahl des Weideanzeigers zu den Pollenzahlen des Getreides ergeben sich ein Rückgang des Weideanteils und die Zunahme des Ackeranteils nach 500 n. d. Ztw., das heißt ein Rückgang des Anteils der Viehwirtschaft gegenüber der Ackernutzung (E. Lange, 1971) (Abb. 206).

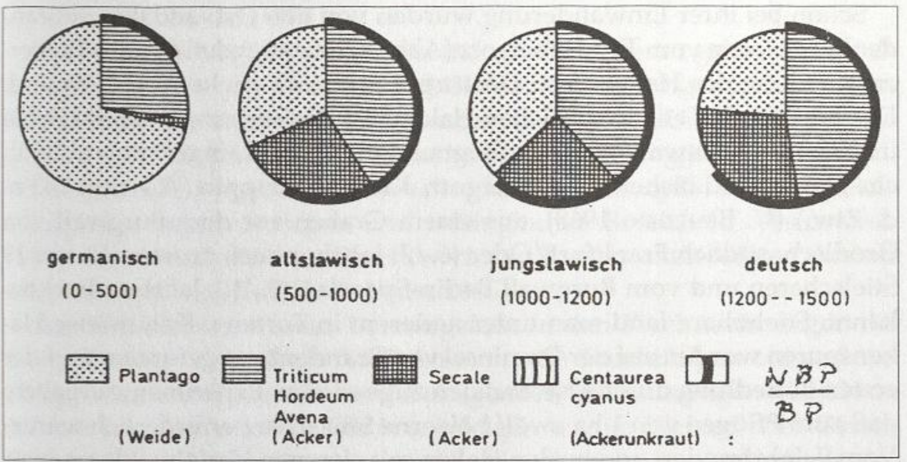


Abb. 206: Die Verhältnisse der Pollenzahlen des Weideanzeigers Wegerich zu den Pollenzahlen der Ackeranzeiger *Triticum* (Einkorn) und *Secale* (Roggen) sowie das Verhältnis der Zahlen der Nichtbaumpollen NBP zu den Zahlen der Baumpollen BP. Nach: E. Lange, 1971.

Hier soll nochmals darauf hingewiesen werden, daß die Heiden mit ihren degradierten und fast nicht regenerierbaren Podsolböden die Folge der notwendigen Stickstoffdüngung mit pH-neutralen Plaggen waren. Die Heiden wurden erst nach den Nitratdüngungen nach Liebig überflüssig und teilweise wieder durch den Wald regeneriert. Dies als Kritik der derzeitig modischen düngerlosen Ökowirtschaft.

5.3.8 Die Landwirtschaft der Ostvandalen

Den interessantesten Bericht über die Landwirtschaft der Ostvandalen gab Ibrahim ibn Jaqub 973 (P. Hirsch, 1931): »Sie bewohnen von den Ländern die ergiebigsten an Fruchtbarkeit und reichsten an Lebensmitteln. Sie befleißigen sich des Ackerbaues als Unterhaltserwerbs und sind darin allen Völkern des Nordens überlegen. Ihre Waren gehen auf dem Lande und Meere zu den Rus und nach Konstantinopel. . . Sie säen in zwei Jahreszei-

ten im Hochsommer und im Frühling und bringen zwei Ernten ein, am meisten säen sie Hirse... Die meisten Bäume ihrer Täler sind Äpfel und Pfirsiche« (wahrscheinlich Pflaumen). ADAM VON BREMEN (A. HEINE, 1986) schrieb 1072 über Böhmen (II, 18): »Dieses Land aber wird, während es an Waffen, Männern und Früchten sehr reich ist, auf allen Seiten von festen... Grenzen eingeschlossen.«

Bei den Ostvandalen westlich der Weichsel gab es drei Worte für ›Pflüge‹: *hák*, *rádlo* und *plúh* (tschechisch), *plug* (polnisch), wobei mit *hák* der sohlenlose Haken, mit *rádlo* der Haken mit Sohle und Krümmel und mit *plug* der Beetpflug mit asymmetrischer Schar und festem Streichbrett bezeichnet wurde. Da der Name für die höchstentwickelte Form *plug* in allen ostvandalischen Dialekten vorkam, muß der Wendepflug bereits bei der Einwanderung aus dem Osten bekannt gewesen sein (H. KOTHE, 1983).

Schon bei ihrer Einwanderung wurden von den Ostvandalen in Brandenburg Haken vom Typ Dabergotz (Abb. 207) verwendet, die eine Weiterentwicklung des Hakens von Döstrup/Dänemark (siehe Abb. 193) sind. Der arbeitende Teil eines solchen Hakens ist die Stielschar, die der Sohle im Winkel von etwa 47 Grad aufliegt und im Grindel eingekeilt wird. Solche Haken sind bisher von Dabergotz, Kreis Neuruppin (^{14}C-Alter 733 n. d. Ztw.) (U. BENTZIEN, 1968), aus einem Graben vor dem Burgwall von Grodisch, südlich Frankfurt/Oder (6./7. Jahrhundert) zusammen mit 19 Stielscharen und vom Burgwall Berlin-Spandau (9./10. Jahrhundert) bekannt. Stielschare fand man unter anderem in Tornow. Kreuzweise Hakenspuren wurden auf der Dominsel von Brandenburg gefunden und der ersten Besiedlung durch Ostvandalen zugewiesen. Experimente ergaben, daß zum Pflügen von 1 ha zwölf hölzerne Stielschare erforderlich waren. Vom 9. Jahrhundert an wurden Haken mit eisernen Vorschneidemessern und eisernen Tüllenscharen für die Sohlenspitzen aus Brandenburg, Sachsen, Böhmen und Mähren bekannt und neben Haken vom Typ Dabergotz mit eisernen Stielscharen (ab 10. Jahrhundert in Tornow) benutzt (H. J.

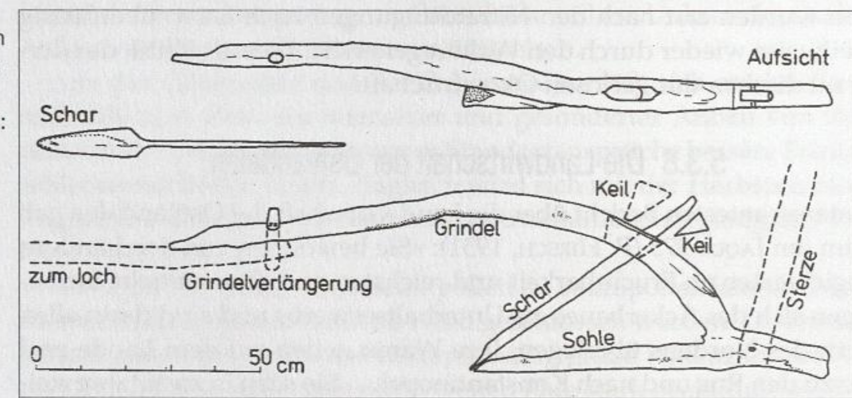


Abb. 207: Der Haken von Dabergotz, Kreis Neuruppin, aus dem 8. Jahrhundert. Nach: J. HERRMANN, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

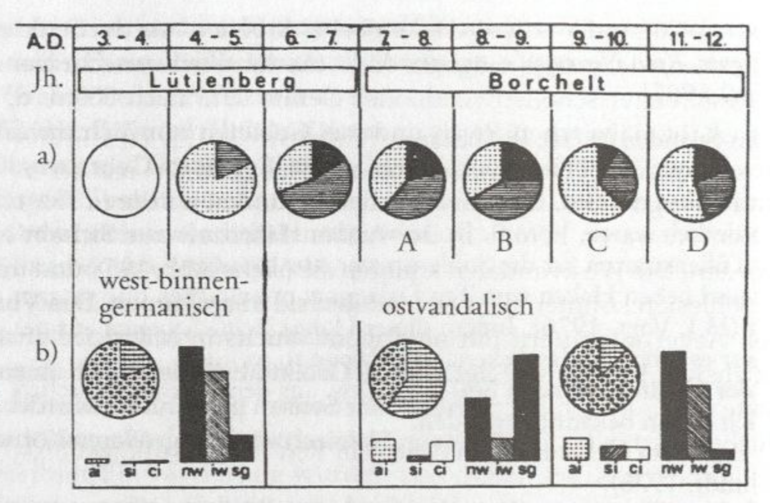
VOGT, 1976). Indem dieser Haken beim Arbeiten aus der Senkrechten gedrückt wurde, war es möglich, das Ackerland teilweise zu wenden.

Reste erster schollenwendender Geräte sind nach 800 n. d. Ztw. aus dem Großmährischen Reich und aus Gebieten nördlich davon bekannt geworden. Als weiteres Feldgerät waren Eggen im Gebrauch, von denen ein Rest in der Siedlung Groß Raden gefunden wurde (E. SCHULDT, 1976).

Sensen waren bereits in der frühen Eisenzeit aus Sicheln entwickelt worden. Die Westvandalen kannten sie (siehe Abb. 195), und mindestens in Schlesien konnten die Ostvandalen sie übernehmen. Das Vorkommen von Ackerunkräutern mit niedrigem Wuchs in Mikulčice anstatt hochwüchsiger Unkräuter zeigt, daß im Großmährischen Reich anstatt Ährenernte das Getreide mit Sicheln oder Sensen geschnitten wurde. Auch der Züchtungsstand von Roggen und Weizen war mit größeren Körnern besser als vorher (E. KÜHN, 1980).

In der Oldenburg/Wagrien fand man Reste getrennt gelagerter Großmengen von Roggen, Weizen und Gerste. Jeweils beigemischte andere Getreidearten sind aus selbst ausgesätem vorjährigen Getreide hervorgegangen und belegen Fruchtwechselwirtschaft mit Roggen und Spalt als Wintergetreide. Angebaut wurden die gleichen Kulturpflanzen wie gleichzeitig im westgermanischen und wikingischen Bereich (U. WILLERDING, 1984). Ob einer Reihe von Fruchtwechseln Brachezeiten folgten, konnte nicht ermittelt werden (K.-D. JÄGER, 1966).

Aus den Großresten der Vorratsgefäße in den Fluchtwohnungen der Burg Tornow (siehe Kap. 5.4.7) konnten die Fruchtfolgen anhand der Hauptfrüchte und der sie verunreinigenden unkrautartigen Vorjahresfrüchte ermittelt werden. Die Fruchtfolgen waren: Weizen oder Gerste, Roggen, Hirse. Da bei längerzeitiger Bewirtschaftung von nur mittelguten Böden Brache nach Hirse notwendig ist, ergibt sich eine Vierfelderwirtschaft. Aus den Funden von Samen der zweijährigen Kornrade und der zweijährigen Roggentrespe im Roggen sowie der Roggentrespe in der Gerste folgt, daß Roggen und Gerste als Winterfrucht angebaut wurden, während aus dem vorherrschenden einjährigen Unkraut Gänsefuß im Weizen folgt, daß Weizen als Sommergetreide angebaut wurde. Da aber untergeordnet auch im Weizen die Kornrade angetroffen wurde, muß auch Weizen untergeordnet Winterfrucht gewesen sein (K.-D. JÄGER, 1966). In diesen Vorratsgefäßen bildete Roggen 36mal, Hirse 22mal, Gerste 3mal, Weizen 2mal und Hafer 1mal die Hauptgetreideart. In den Pollenspektren (E. LANGE, 1973, 1975) ist jedoch die Pollenzahl von Roggen kleiner als die Pollenzahl der Summe des restlichen Getreides. Unter Berücksichtigung der größeren Pollenmenge von Roggen sollten Gerste und Weizen in den Großresten mehr vertreten sein. Dies kann ein Hinweis auf den Export von Weizen und Gerste sein.



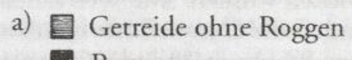


Abb. 208: Die Nutzung der Wirtschaftsflächen bei Tornow, Kreis Calau, Mitteldeutschland.
Unkräuter:
ai = saure pH-Werte der Böden anzeigende,
si = stauende Nässe anzeigende
nw = nitrophile,
iw = indifferente,
sg = spezielle Gruppen.
Nach: E. LANGE, 1975.

Die Pollenanalyse bei Tornow über acht Jahrhunderte ergab für die Landwirtschaft der Burgunden aus dem 4./5. Jahrhundert, daß die Pollenzahl von Spitzwegerich gegenüber der von Getreide etwa achtmal höher lag. Da Spitzwegerich ein Weideanzeiger ist, überwog hier also die Großviehwirtschaft. Bei den Ostvandalen änderte sich das in das Gegenteil. Nach dem Beginn des Roggenanbaues im 8./9. Jahrhundert entwickelte sich bei der Pollenanzahl das Verhältnis Roggen 0,9 zu Restgetreide 1,4 zu Spitzwegerich 1,3 (Abb. 208). Nach der Zerstörung von Dorf und Burg B nahm im 9. Jahrhundert die Weidewirtschaft wieder zu, was daran abzulesen ist, daß sich die Pollenzahl von Spitzwegerich fast verdoppelte.

Hier muß berücksichtigt werden, daß Roggen gegen andere Getreidearten erheblich größere Pollenmengen liefert und die Pollenzahl für Roggen daher in den Diagrammen überrepräsentativ ist. Da die Anteile der Pollenzahlen von Roggen und Spitzwegerich indirekt zueinander proportional sind, muß bei dem Schluß aus diesen Anteilen auf die Flächenanteile von Acker und Weide die hohe Pollenproduktion des Roggens berücksichtigt werden, was bisher nicht geschah. Daher ist anzunehmen, daß sich das Verhältnis Weidefläche zu Ackerfläche in den Jahrhunderten vor und nach 500 weit weniger verändert hat, als dies nach E. LANGE erscheint. Zudem muß berücksichtigt werden, daß zur genügenden Stickstoffversorgung mit Mist eine Mindestanzahl von Großvieh je Flächeneinheit Acker vorhanden sein muß, was das Verhältnis Grünland zu Acker begrenzt. Der Schnitt von Gras mit Sensen bis zu zweimal im Jahr kann

zudem den Anteil von Weideland und damit das Auftreten von Spitzwegerichpollen zurückgedrängt haben.

Eine weitere und objektive Möglichkeit, die Bedeutung der Viehwirtschaft zu prüfen, ist die Ermittlung der je Bauernhof gehaltenen Stück Großvieh. Aus den Wohnstallhäusern der Eisenzeit in Holland, Nordwestdeutschland und Dänemark ist an der Zahl der Viehboxen die Höchstzahl des Großviehs abzählbar. Da diese Zahl außer in der Marsch, bei Feddersen Wierde bis 30, im Mittel kaum 20 übersteigt, kann vom Vorwalten der Viehwirtschaft nicht gesprochen werden. Nach dem Modell in Kap. 5.2 wird bei 6 erwachsenen Personen je Hof und 30 Stück Großvieh der Kalorienbedarf je Person von 3200 kcal je Tag zu 68 % aus der Ackernahrung und zu 24,5 % aus der Viehwirtschaft bei einem Rest von 7,5 % gedeckt. Der Schluß, den E. LANGE (1971, 1975) aus Pollensammeldiagrammen zieht – vor der Völkerwanderung habe bei den Germanen die Viehwirtschaft, nach der Völkerwanderung bei den Ostvandalen der Ackerbau überwogen –, muß also noch unbekannte Fehler enthalten.

Über die Flurformen der Ostvandalen ist nichts bekannt.

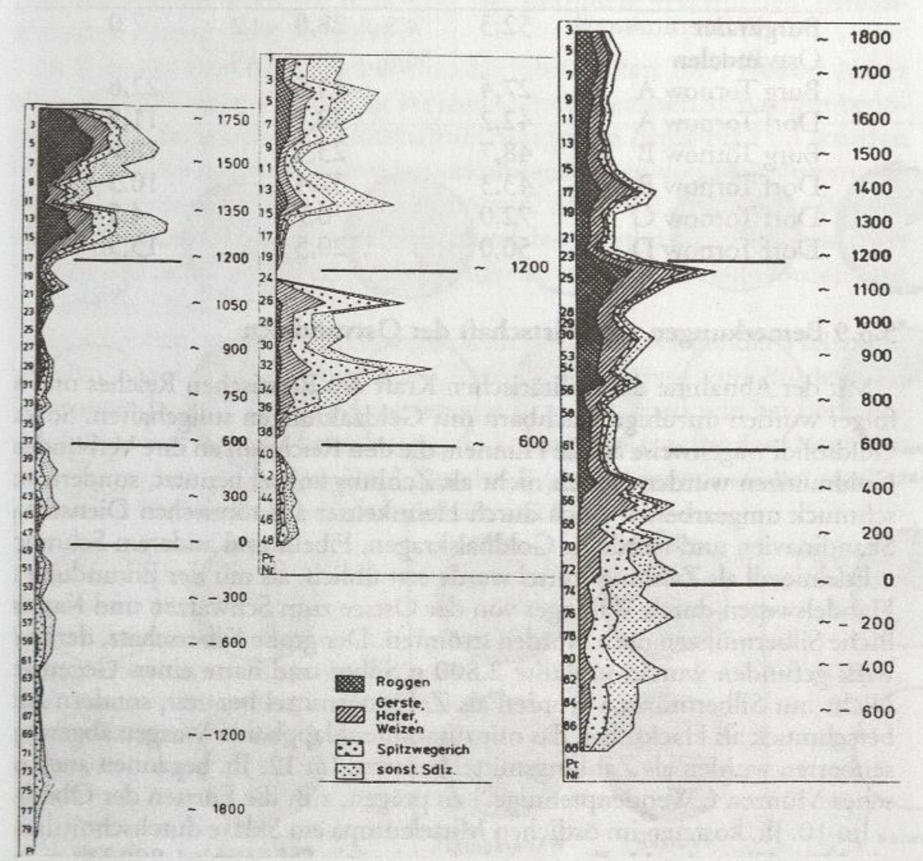
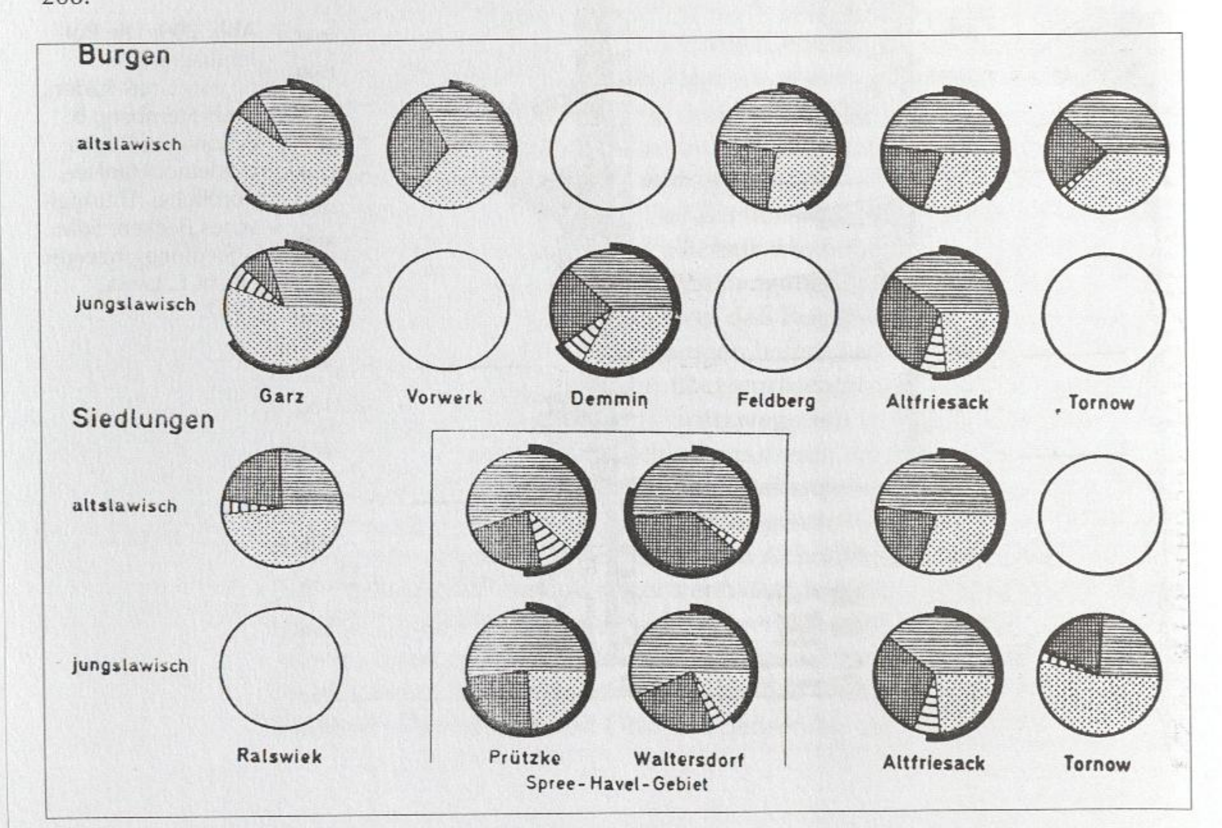


Abb. 209: Die Pollendiagramme:
a. von Groß-Raden, Kreis Sternberg; b. Arkona auf Rügen; c. Kleiner Hanfsee, nördliches Thüringisches Becken; Sdlz. = Siedlungsanzeiger.
Nach: E. LANGE, 1992.

Mittels Pollenanalyse konnte aus den Ackerunkräutern erschlossen werden, daß mit dem Roggenanbau nach dem Jahre 500 zugleich dessen Herbstaussaat einsetzte. So wurden aus den für Sommeraussaat, Winteraussaat und Brache typischen Unkräutern die Anteile der Wirtschaftsflächen erschlossen (P. DONAT u. E. LANGE, 1983) (Tabelle unten). Mit dieser Analyse der Unkräuter und den Pollenzahlen von Spitzwegerich folgt ab 500 eine Verringerung des Flächenanteils der Brache und damit der Brachezeit je Feld. Damit mußten andere Arten der Futterbeschaffung für das Großvieh gefunden werden, zum Beispiel die Umwandlung von Auenwäldern in Weiden. Spitzwegerich als Weideanzeiger wächst auch auf beweideter Brache und beweideten Wiesen. Beim Übergang zum schollenwendenden Pflügen wird zusammen mit der Verkürzung der Brachezeiten auf den Äckern Spitzwegerich zurückgedrängt, was dann noch stärker geschieht, wenn Wiesen zweimal geschnitten und weniger oder gar nicht beweidet werden.

% Wirtschaftsfläche	1.–5. Jh.	6.–10. Jh.
Sommeraussaat	61,1	35,9
Winteraussaat	4,3	44,2
Brache	34,6	19,9

Abb. 210: Ausdehnung und Nutzung der landwirtschaftlichen Freiflächen für Ackerbau und Viehhaltung in slawischer Zeit. Zeichen und Literatur siehe Abb. 208.



Aus datierbaren Pollenanalysen längerer Profile lassen sich Aussagen über Dauer, Intensität von Besiedlungen und Bewirtschaftungsarten finden. Während aus den vergleichbaren Pollendiagrammen (Abb. 209) folgt, daß die Siedlungsintensität von der Bronzezeit bis vor und nach Erscheinen der Ostvandalen um etwa 600 n. d. Ztw. etwa gleich blieb, folgt aus der Zunahme nach 1200 überall die Zunahme des Landesausbaus durch die deutsche mittelalterliche Besiedlung mit der Ausnahme von Rügen, das bereits zwischen 600 und 1200 etwa so dicht durch Bauern besiedelt war wie um 1900. In den Profilen von Groß Raden bei Sternberg, Lattsee bei Barnim und Arkona auf Rügen ist um 600 eine Siedlungsunterbrechung zu sehen, die dem Abzug der West- und Binnengermanen und dem Zuzug der Ostvandalen entspricht.

Im Profil Fenn bei Wittenmoor fehlt diese, das heißt, dort ist mit Bevölkerungsberührung um 600 zwischen Binnengermanen und Ostvandalen zu rechnen. Das Profil Hanfsee im nördlichen Thüringer Becken zeigt im durchgehend binnengermanisch besiedelten Gebiet von 600 v. d. Ztw. bis gegen 1800 n. d. Ztw. ähnliche intensive Besiedlung. Hier setzt der Roggenanbau bereits nach 300 n. d. Ztw. ein, und nicht erst mit dem ostvandalischen Zuzug (E. LANGE, 1992).

In Böhmen wurden im 8. bis zum 12. Jahrhundert für 1 Hektar Acker etwa 262 kg Weizen und 211 kg Weizen-Gerste-Gemisch an Saatgut benötigt. Mit einem geschätzten Verhältnis Saatgut zu Ernte bis 1 : 3 wurden bis 1050 kg/ha geerntet. Aus den verkohlten Resten von Unkräutern aus Getreidevorratsgruben wurde geschlossen, daß nach Anfang der Besiedlung noch Brandwirtschaft getrieben worden ist und damit die gleichen Erträge wie mit den folgenden Mehrfelderwirtschaften erzielt worden sind (J. KUDNARC, 1958).

Bei Knochenresten aus Siedlungen wurden bei vorwiegender Viehzucht bei den Burgunden (J. HERRMANN, 1966) Verhältnisse von Rindern zu Schweinen von 2 : 1 und bei vorwiegendem Ackerbau wie bei den Ostvandalen aus Tornow Verhältnisse wie 2 : 1 bis 1 : 1,6 gefunden. Nach der Zerstörung von Burg und Dorf Tornow B war in Tornow C bei starker Zunahme der Viehzucht dieses Verhältnis 11 : 1.

% Großvieh	Rinder	Schweine	Schafe u. Ziegen	Pferde
Burgunden	52, 3	28,0	7,0	8,1
Ostvandalen				
Burg Tornow A	27,4	43,6	22,6	0,0
Dorf Tornow A	42,2	38,1	11,5	2,2
Burg Tornow B	48,7	23,5	18,6	1,7
Dorf Tornow B	43,3	37,4	10,3	2,1
Dorf Tornow C	72,0	6,7	4,5	15,7
Tornow D	50,0	20,5	15,5	7,6

5.3.9 Bemerkungen zur Wirtschaft der Ostvandalen

Mit der Abnahme der militärischen Kraft des Römischen Reiches und seiner beiden Nachfolger in Rom und Byzanz wurden unruhige Nachbarn mit Geldzahlungen stillgehalten. So kamen frischgeprägte Goldsolidi wagenweise an die Hunnen, die den Reichtum an ihre Verbündeten weitergaben. Die Goldmünzen wurden jedoch nicht als Zahlungsmittel benutzt, sondern vorwiegend zu Goldschmuck umgearbeitet. Auch durch Heimkehrer aus römischen Diensten gelangte Gold nach Skandinavien und wurde zu Goldhalskragen, Fibeln und anderem Schmuck verarbeitet.

Edelmetall als Zahlungsmittel wurde erst üblich, als mit der Erkundung und Benutzung von Handelswegen durch Wikinger von der Ostsee zum Schwarzen und zum Kaspischen Meer orientalische Silbermünzen nach Norden strömten. Der große Silberschatz, der in einem Haus in Ralswiek gefunden wurde, umfaßte 2800 g Silber und hatte einen Gegenwert von 10 Pferden. Nicht nur Silbermünzen wurden als Zahlungsmittel benutzt, sondern auch zerkleinerter Silberschmuck als Hacksilber, das mit zusammenklappbaren Waagen abgewogen wurde. Auch Eisenbarren wurden als Zahlungsmittel benutzt. Im 12. Jahrhundert begannen ebenso ostvandalische Herrscher, zum Beispiel die Fürsten der Obodriten und Heveller, Münzen (›Wendenpfennige‹) zu prägen.

Im 10. Jahrhundert kosteten im östlichen Mitteleuropa ein Sklave durchschnittlich 300 und eine Sklavin 200 g Silber. Im 11. Jahrhundert wurde in Spanien ein Sklave mit 100 Dinar, in Mähren mit 1078 Denar (1 karolingischer Denar = 1 Pfennig = 2,08 g Silber) gehandelt. Infolge dieser Wertsteigerung blühte der Sklavenhandel, Sklaven waren das wertvollste Handelsgut (H. Jankuhn, 1976). Kriegszüge wurden oft nur zum Zweck der Einbringung von Gefangenen gemacht, die dann als Sklaven verkauft wurden. 1168 sollen nach Helmold von Bosau an einem Markttag in Mecklenburg 700 gefangene Dänen mit einem Wert von 210 kg Silber zum Verkauf angeboten worden sein. Der größte bisher geborgene Silberschatz aus dieser Zeit ist der von Gellenthin, Kreis Wolgast, mit 12 kg Silber. Die diplomatische Mission des jüdischen Sklavenhändlers Ibrahim ibn Jaqub, die er 973 durch Mitteleuropa im Auftrag arabischer Fürsten durchführte, diente der Erkundung für diesen Handel.

Für 1 Pfennig (= 3 bis 3,5 g Silber nach Herrmann, 1968) erhielt man nach Ibrahim ibn Jaqub damals in Prag den Monatsbedarf eines Mannes an Weizen von 16,5 kg oder das Futter eines Pferdes für 40 Nächte von 33 kg oder 10 Hühner.

Im 11. Jahrhundert kosteten im Wirtschaftsbereich ostvandalischer Staaten (J. Herrmann, 1968):

1 Pferd	150 bis 300 g Silber
1 Ochse	50 bis 125 g Silber
1 Kuh	80 bis 100 g Silber
1 Schwein	10 bis 30 g Silber
1 Schaf	10 bis 15 g Silber
1 Schwert	etwa 125 g Silber
1 Lanze	50 g Silber
Zaumzeug	10 g Silber
Steigbügel	125 g Silber
Sporen	20 g Silber
1 Gürtelschnalle	5 g Silber
1 Messer	2,8 g Silber

In der Kreuzung großer Fernstraßen in Regensburg blühte der Fernhandel besonders mit Sklaven. Zu dessen Ordnung besagt die Raffelstetter Zollordnung von 903, daß eine Sklavin den Wert eines Hengstes, ein Sklave dagegen nur den einer Stute hatte (R. Schönfeld, 1973).

Anstatt der Wendenpfennige (in Pommern Vinkenauge = 0,5 g Silber, E Becker, 1968) wurden ›Banknoten‹ in Gestalt gewebter (geklöppelter?) Deckchen benutzt (1 Pfennig = 10 Deckchen). »Davon besitzen sie ganze Truhen voll« (Ibrahim ibn Jaqub, P. Hirsch, 1931). Noch im 12. Jahrhundert waren diese ›Banknoten‹ auf Rügen im Gebrauch und im Bereich der Hanse in Bergen noch im 15. Jahrhundert (J. Brankatschk, 1961).

Um den Wert landwirtschaftlicher Erzeugung zu ermitteln, müssen die Flächengrößen der Bauernhöfe bekannt sein. Im Frankenreich hatte eine Hufe meist 30 Morgen = 10 ha, eine Königshufe bis 160 Morgen (W. Schlesinger, 1979), beim mitteldeutschen Landesausbau mit der Rodung der Mittelgebirge etwa 14 ha. Wiesen wurden teils eingerechnet, teils nicht, Allmende nicht. Die im ostdeutschen Landesausbau vergebenen wendischen Hufen waren kleiner, ebenso waren die Hufen von Halb- und Unfreien kleiner. Im Urbar des Klosters Fulda vom Anfang des 9. Jahrhunderts werden 114 Sclavi aufgeführt, die zwischen 2 und 40 Hufen besaßen. Ein Besitz von 30 Hufen, entsprechend 5,6 (früheren) karolingischen Königshufen, kann nur einem Adligen gehört haben. Auch in der Niederlausitz war der Grundbesitz sorbischer Bauern um 1150 mit 4 bis 20 Pflügen (1 Pflug = etwa 10 ha) nicht klein. In der mittelalterlichen Ostsiedlung betrug 1 Hufe = 24,2 ha.

Nach Helmold von Bosau wurde bei Abgaben oft auf das Landmaß des Pfluges bezogen als der Fläche, die der Tagesleistung von ein Paar Ochsen oder einem Pferd entsprach, im 12./13. Jahrhundert ›Hakenhufe‹ genannt, später 10,4 ha (J. Herrmann, 1968). Davon wurden zu Helmolds Zeit in Wagrien und im Obodritenland bei deutscher Oberhoheit als Tri-

but erhoben 1 Scheffel (= in Böhmen ›Korec‹ = 93 l) Korn (= 70 kg Weizen), 40 Bündel Flachs und 12 Wendenpfennige sowie 1 Wendenpfennig für den Einsammler. In den Bistümern Lübeck, Ratzeburg und Schwerin betrug 1158 die Abgabe je Pflug 3 Maß (Scheffel?) Getreide, 1 Solidus, 1 Bündel Flachs und 1 Huhn (J. Brankatschk, 1961).

Ein Beispiel aus dem Zinsregister des Klosters Marienstern läßt die Abgaben ermitteln, die sich auf die Erträge beziehen. Das sorbische Dorf Kaja verfügte 1330 über 2 slawische Hufen des Dorfältesten, 2 Hufen des Officiatus, 2 Hufen des Witsass und 16 weitere Hufen und 3 Tagewerke (1,5 Hufen) = 23,5 Hufen. Diese hatten folgende Abgaben zu leisten: je 16 Scheffel Weizen, Roggen und Gerste, 42 Malter Hafer, 16 Metzen Erbsen und Futtergetreide (J. Brankatschk, 1961). Angenommen, die Hälfte der Dorffläche, also 12 Hufen, wurden mit Getreide ohne Hafer bestellt, dann ergab sich bei 1 Hufe = 10 ha 700 kg Getreideertrag/ha, 1 Scheffel = 93 l = 65 kg Korn, daß von 84 t Ernte 3,2 t oder 3,8 % als Kirchenzehnt abgegeben wurden. Der Eigenbedarf von 20 Familien mit je 6 Vollpersonen bei 2500 kcal je Tag und Person Getreide beträgt bei 3200 kcal/kg Getreide insgesamt etwa 34 t je Jahr. Das Saatgut von 262 kg/ha beträgt insgesamt 31 t. Somit bleibt ein Nettoertrag von etwa 15 t oder 19 % übrig, von dem noch Futtergetreide abzuziehen ist. Bei dieser Rechnung sind Wiesen nicht berücksichtigt, die damals aber innerhalb der Feldmark bestanden, wie die häufigen Funde von Halbsensen ausweisen. Da hier die in der Literatur genannten kleinsten Erträge von 700 kg/ha angesetzt wurden, wird es verständlich, wenn Ibrahim ibn Jaqub schreibt, die Ostvandalen besäßen eine blühende Landwirtschaft und exportierten Getreide bis Byzanz. Der Wohlstand wird auch an den 150 bisher gefundenen Hacksilberschätzen aus bäuerlichen Siedlungen ersichtlich.

5.4 Siedlungsgeschichte

5.4.1 Konstruktion von Holzbauten in der Vor- und Frühgeschichte

Im Aufbau von Holzbauten sind Wände, dachtragende Teile, Dachgerüste und Dacheindeckungen zu unterscheiden.

Die Wände können aus Soden und Plaggen, Flechtwerk, Spaltbohlen oder Rund- und Kanthölzern ausgeführt sein. Die dachtragenden Teile können aus Pfosten, Flechtwerkswänden ohne Pfosten, pfostenfreien Wänden aus vertikalen Spaltbohlen und horizontalen Rund- oder Kanthölzern bestehen. Die Dachkonstruktionen können aufweisen: First- und Seitenpfosten mit auflagernden First- und Seitenpfetten, welche die Rofen tragen, Sparrendächer ohne Innenpfosten und -pfetten mit schrägen Außenstützen ohne Anker- oder Spannbalken, Konstruktionen mit und ohne horizontale Rahmen als Auflager der Rofen oder solchen mit Spannbalken oder noch komplizierteren Aufbauten (Abb. 211).

Die Gliederung der Bauweisen geschieht vor allem nach Art der Dachlastträger und der Wandfüllungen (A. Zippelius, 1958).

a) Primitive Hütten. Dazu gehörte infolge ihrer Kleinheit (kaum über 4 x 4 m), Einfachheit und meist liederlicher Ausführung Hütten mit unregelmäßiger Pfostenstellung und allen Übergängen von wenig ausgeprägten rechteckigen bis zu quadratischen Grundrissen, solche mit fehlenden eingetieften Innengruben, verschiedener Pfostenzahl und -stellung, ohne und mit Firstpfosten in den Giebelwänden, ohne und mit Eckpfosten, ohne und mit Firstpfosten im Inneren, Flechtwerkswänden, die wandbündig mit den Pfosten sind, diesen innen oder außen vorgestellt sind. Bei Übergängen aller Art am selben Haus und in derselben Siedlung ist es kaum sinnvoll, strenge Gliederungen vorzunehmen.

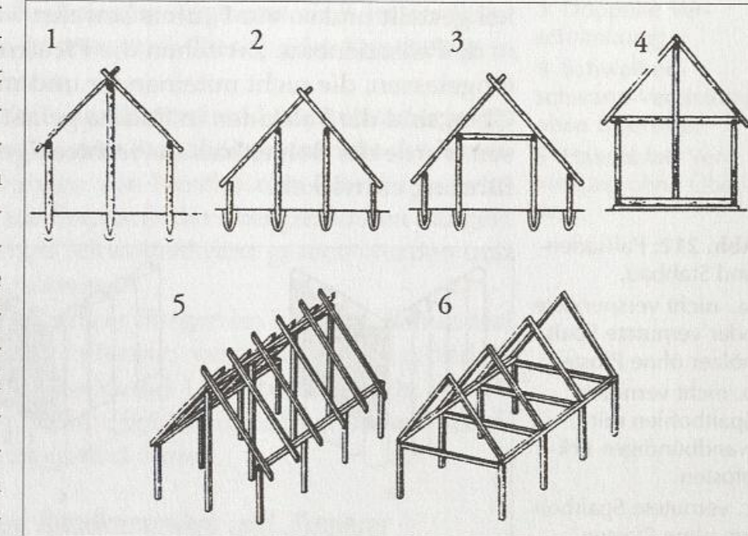


Abb. 211: Einfache Haus- und Dachgerüste von Holzbauten. 1 Pfostenhaus mit Firstpfosten, Wandrähm und Firstpfette; 2 Pfostenbau mit zwei Reihen Innenpfosten, die je eine Pfette tragen; 3 Pfostenhaus mit zwei Reihen Innenpfosten mit Pfetten und Ankerbalken zwischen diesen sowie Wandrähm; 4 Ständerbau, die Wand- und Firstständer stehen auf einem Schwellenkranz, Wandrähm, Firstpfette und Ankerbalken; 5 Haus mit Rofendach; 6 Haus mit Sparrendach.

b) Pfostenfreie Flechtwerkswände. Die dünnen Stämme oder Spalthölzer sind unten im Boden eingelassen und müssen oben in Rahmenhölzern (Rähm) gefaßt sein, mit denen die Rofen verbunden sind, auch ›Palisadenflechtwerk‹ genannt.

c) Pfostenbau. Die senkrechten, tragenden Stützen sind in den Boden eingelassen. Die Gefache zwischen den Eck- und Wandpfosten werden mit lehmbeworfenem Flechtwerk ausgefüllt. Die Pfosten können auch den Flechtwerkswänden vorgesetzt sein. Die Pfosten tragen Rähme, auf denen die Rofen stehen, oder Pfetten, auf denen die Rofen aufliegen. Bei wachsender Breite treten Reihen von First- und Seitenpfosten hinzu, die bei Rofendächern Pfetten tragen. Die Dachlast wird durch Anker- oder Spannbalken auf die Pfosten übertragen. Durch Eingraben der Pfosten wird die Stabilität gegen horizontal von außen angreifende Kräfte hergestellt. Die Weiterentwicklung zu Schwellriegeln zwischen den Pfosten und zu einem Schwellenkranz unter dem gesamten Haus führt zum Fachwerkbau. Erst mit den Verstrebungen des Fachwerkbaues war es, abgesehen vom Blockbau, möglich, die Stabilität des Hausaufbaues ohne eingegrabene Pfosten zu erreichen. Erst dann konnte das Holzgerüst auf Steinsokkel gestellt und so vor Fäulnis bewahrt werden.

d) Palisadenbau. Zwischen die Pfosten sind Spalthölzer in den Boden eingelassen, die nicht miteinander und mit den Pfosten verbunden sind. Oben sind die Palisaden in Rähme gefaßt (Abb. 212). Bei den Angelsachsen wurde der Bohlenbau aus rechteckigen Bohlen in verschiedener Ausführung entwickelt.

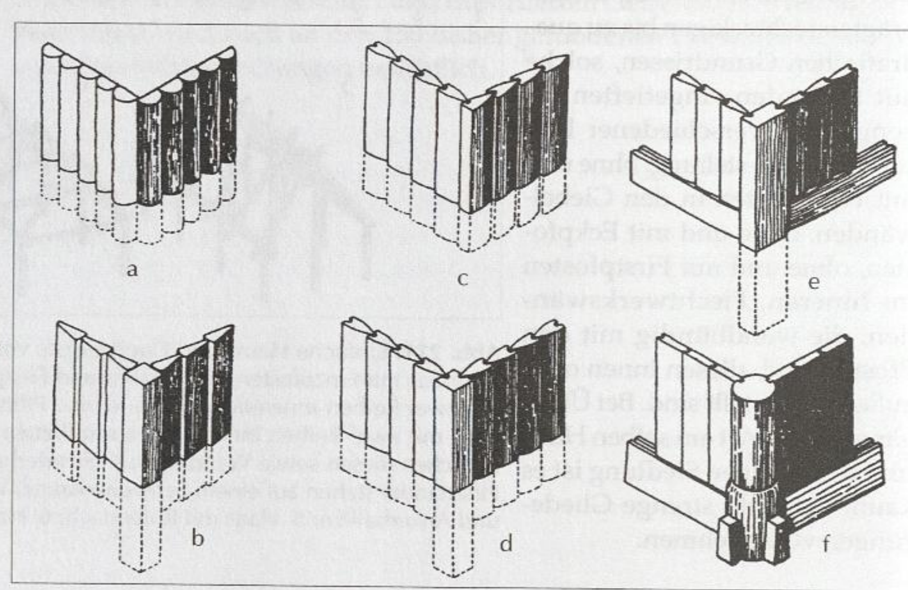


Abb. 212: Palisaden- und Stabbau.
a. nicht verspundete oder vernutete Spalthölzer ohne Pfosten;
b. nicht vernutete Spaltbohlen mit wandbündigen Eckpfosten.
c. vernutete Spaltbohlen ohne Pfosten
d. vernutete Spaltbohlen mit wandbündigen Pfosten;
e. vernutete Spaltbohlen mit Pfosten und Schwellriegeln;
f. vernutete Spaltbohlen mit Schwellenkranz und aufgesetzten Pfosten.
Nach: A. Zippelius, in: H. A. Herrnbrod, *Der Husterknupp*, Köln 1958, S. 123.

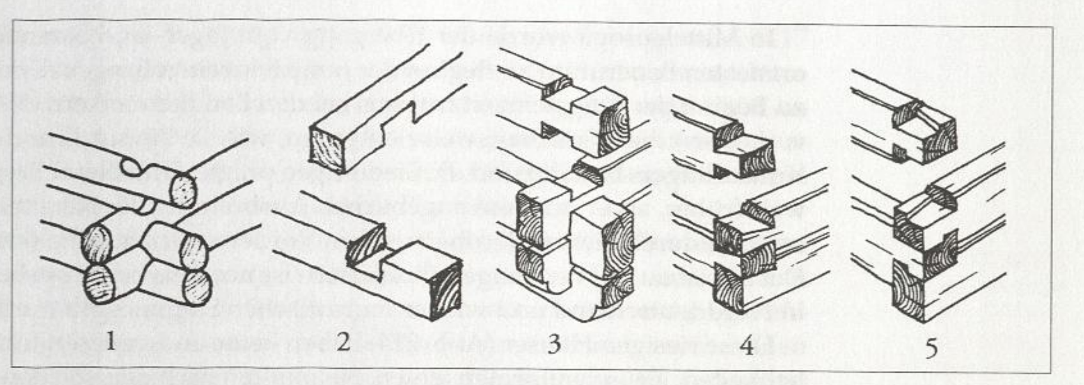


Abb. 213: Eckverbindung im Blockhaus
1 Einfache Verkämmung von Rundhölzern;
2 Überblattung von Kanthölzern;
3 Doppelte Verschränkung;
4 Schwalbenschwanz-Verzinkung ohne Überstoß;
5 Hakenblatt-Verzinkung ohne Überstoß.

e) Stabbau. Die Spaltbohlen der Wände sind mit den Pfosten und unter sich vernutet. Die Weiterentwicklung führt zu Schwellriegeln in den Gefachen zwischen den Pfosten, in die die Spaltbohlen unten eingenutet sind, und weiter zu unten ganz durchgehenden Schwellenkränzen, auf die die Pfosten aufgesetzt sind (Ständerstabbau).

f) Pfostenbohlenbau. Hier sind Spaltbohlen waagerecht übereinandergelegt und unter sich und in die Pfosten eingenutet. Die Weiterentwicklung mit Pfosten, die auf Schwellenkränzen aufgesetzt sind, ist der Ständerbohlenbau. Statt Spaltbohlen können auch Rund- oder Kanthölzer in Pfosten oder Ständer eingenutet sein.

g) Blockbau. Aus der Eckverbindung übergreifend übereinandergelegter und einfach oder doppelt verkämmter Rundhölzer entsteht der Blockbau (Abb. 213). Die Eckverbindungen von Kanthölzern können wesentlich vielfältiger sein und führen zur Ersparnis der übergreifenden Längen. Auch hier kann das Haus auf einen Schwellenkranz gesetzt werden und dieser wiederum auf ein Steinfundament.

Den Ostvandalen waren beim Bau ihrer Burgen im 11./12. Jahrhundert folgende Zimmermannswerkzeuge bekannt: verschieden ausgebildete Äxte, Dechsel, Stemmeisen, Zugmesser und Löffelbohrer, nicht jedoch Sägen. Hergestellt wurden damit Balken, Spaltbohlen, Spaltbretter, rechteckige und runde Löcher, Kehlungen und Nuten.

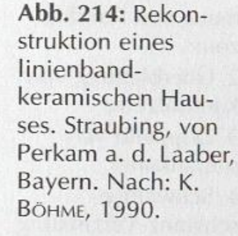
5.4.2 Haus und Hof der Bandkeramiker und Jüngerer bis zum Ende der Jungsteinzeit

»Zweifellos wird die Form eines Gebäudes nicht nur durch die Wahl einer bestimmten Konstruktionsart oder des Standortes, sondern auch durch den in einer Gesellschaft gültigen ästhetischen Kanon bestimmt. Als schön und richtig gilt die von der Gesellschaft anerkannte Form, die vom Kind gelernt und so an die jüngste Generation weitergegeben wird.« (Baer, 1967, in H. Stäuble, 1997).

In Mitteleuropa wurde der Übergang vom Jäger- und Sammler- zum ortsfesten Bauerntum zu Beginn der Jungsteinzeit vollzogen. Und bereits zu Beginn der Jungsteinzeit tritt uns bei den Bandkeramikern (5800–4900 v. d. Ztw.) die Wirtschaftsweise entgegen, wie sie bis zur Erfindung des Kunstdüngers bestand und die Siedlungen prägte. Und dieser Beginn war weit früher, als er mit dem angeblichen Ausbreitung der Neolithisierung mit und durch Einwanderung aus dem Vorderen Orient hätte sein sollen. Der Hausbau mit den langen Einhäusern ist noch bis heute ortsbeständig in Norddeutschland und wieder im bairischen Stammesgebiet erhalten.

Diese riesigen Häuser (Abb. 214) haben keine anderen Vergleichsmöglichkeiten, Zwischenformen fehlen. Sie mußten nach den von den mesolithischen Jägern und Sammlern benutzten Abris (Halbhöhlen) und Rundhütten im Wohngebiet innerhalb kurzer Zeit selbst entwickelt worden sein, ein Hinweis dafür, daß die Bandkeramiker nicht aus dem Südosten eingewandert sind. In Vorderasien gab es außerdem keine Wälder.

Auf der Aldenhovener Platte südwestlich von Jülich entstanden Einzelhöfe, Weiler (Abb. 196) und Siedlungen, die schon den Umfang von Weilern überschritten. Die vierschiffigen Pfostenhäuser von 7 x 30 m Abmessungen bestanden etwa 30 Jahre und wurden jeweils in der Nähe wieder neu errichtet. Von den 250 gefundenen Hausgrundrissen der sieben Siedlungen an den Rändern des Merzbachtales der Aldenhofener Platte



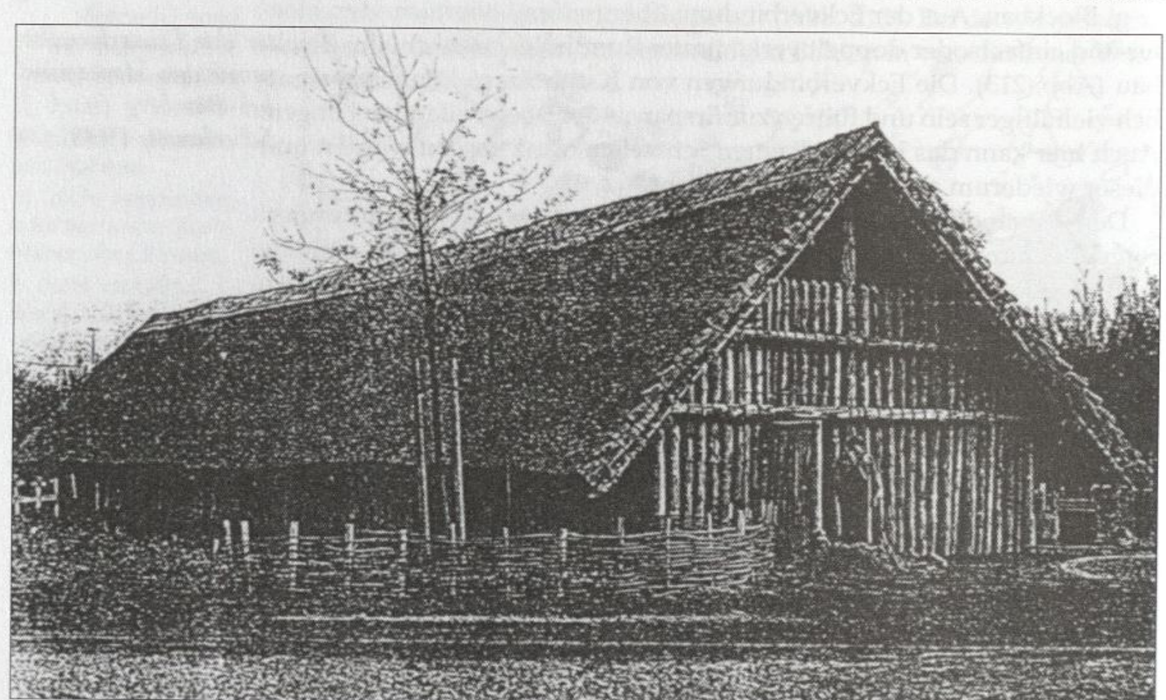


Abb. 214: Rekonstruktion eines linienbandkeramischen Hauses. Straubing, von Perkam a. d. Laaber, Bayern. Nach: K. Böhme, 1990.

bestanden während der 350jährigen Besiedlung gleichzeitig nur bis 17 Häuser. Weiter fand man auf 1,5 km Länge drei nicht gleichzeitig entstandene Erdwerke mit 5 m breiten und 3 m tiefen Spitzgräben und nicht erhaltenen Wällen dahinter, die möglicherweise mit Palisaden besetzt waren. Da im Inneren der Erdwerke von rund 100 m Durchmessern keine Häuser standen, dienten diese wohl als Fluchtburgen.

Wenn die meisten bandkeramischen Siedlungen den Charakter von Weilern in offener und unregelmäßiger Anlage hatten, so fand man in Köln-Lindenthal eine große Siedlung von insgesamt hundert nicht gleichzeitigen Langhäusern, die auf 7 Hektar Fläche von zwei sich berührenden Gräben mit 100 und 180 m Durchmesser umschlossen war. Die Verteilung der Häuser darin war unregelmäßig, die Ausrichtung war SSW–NNO. Die Siedlung bestand 300 Jahre lang. Da bisher keine damalige Bodenoberfläche erhalten blieb, ist die Verwendung der unterschiedlich gestalteten Innenbereiche noch offen.

Bei Garzweiler westlich von Köln fand sich ein 2,7 Hektar großes mit einem 2 m tiefen Spitzgraben umgebenes Erdwerk der jüngeren Steinzeit, das eine dichte Innenbebauung mit mehr als vierundzwanzig 22 m langen Langhäusern in parallelen Reihen und Nordwest-Südost-Ausrichtung enthielt, die erste bisher bekannte und dicht bebaute dörfliche Siedlung (U. Geilenbrügge, 2006).

Diese Häuser, die meist nur von einer Familie bewohnt waren, konnten nur den Sinn haben, als Wohn-Stall-Einhäuser zu dienen, deren Stallteil zur Mistgewinnung für den Ackerbau ohne Brache diente, obwohl aus klimatischen Gründen eine Stallhaltung nicht erforderlich war. Diese Häuser waren zum Teil bis über 50 m lang und bis 9 m breit. Es waren Pfostenkonstruktionen mit 3 Pfostenreihen im Inneren, welche Seiten- und Firstpfetten trugen. Darauf waren die Rofen angebunden. Die Pfostenreihen endeten in den Firstseiten ebenfalls in Pfosten. Dann war das Dach ein Firstdach. Wenn die Firstseiten in dünnen, dichtgestellten Pfostenreihen wie an den Seiten endeten, konnte die Dachlast nur durch ein Walmdach getragen worden sein. Die pfettentragenden Pfosten hatten Abstände bis mehrere Meter, die Seitenhöhen betrugen um 2,70 m, und die Gesamthöhe der Bauwerke kam auf 7 m. Wenn an den Seitenwänden tragende Pfosten standen, war die Wand mit Flechtwerk gefüllt. Vielfach bestanden die Wände aus dünnen und dicht gestellten Pfosten, die dann oben zum Befestigen der Rofen Rähme getragen haben müssen. Der Seitendruck der Dachlast mußte durch Ankerbalken zusammengehalten worden sein. (Abb. 211, Nr. 4).

Im einfachsten Fall war keine Innenteilung erkennbar. Oft war der Wohnteil im Nordosten von Wandgräbchen umgeben, in denen dicht gestellte Pfosten oder Spaltbohlen standen. Dann folgte ein pfostenfreier



Abb. 215: Häuser der Linearbandkeramik von Merkendorf bei Bamberg. Nach: J. Scherbaum, 1998.

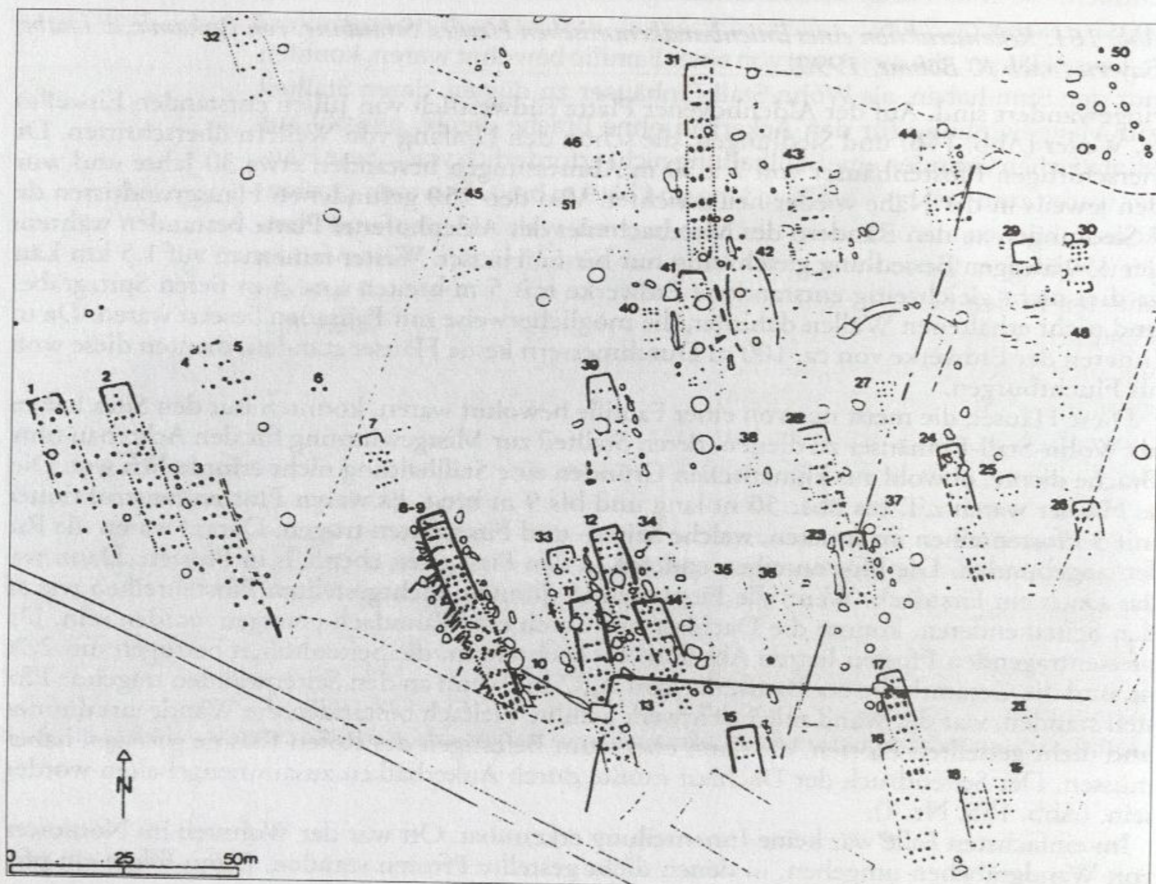


Abb. 216: Bandkeramische Siedlung von Regensburg-Harting mit insgesamt 50 nicht gleichzeitigen Häusern. Haus 8 wurde an gleicher Stelle wiedererrichtet. Nach: H. Becker u. O. Braasch, 1983.

Raum mit Seiteneingängen und dann der Stallteil, der, teilweise an doppelten oder mächtigeren Pfosten kenntlich, einen Zwischenboden zum Lagern von Vorräten trug. Es gab jedoch schon Querteilungen (Abb. 215), die unvollkommene Abteilungen der in der Bronzezeit üblich gewordenen Viehboxen gewesen sein können. Die bandkeramischen Großhäuser im Merzbachtal der Aldenhovener Platte waren verschiedentlich durch Querwände mit Durchgängen unterteilt, wobei die Funktionen der Hausteile nicht klar sind.



Abb. 217: Bandkeramischer Kastenbrunnen von Erkelenz-Kückhoven in Blockbau. In den größeren, älteren wurde später zwei kleinere eingebaut. Nach: H. Koschnik, 1994.

Eine linearbandkeramische Siedlung bestand aus unregelmäßig, aber parallel angeordneten Langhäusern (Abb. 216), die noch keine strenge Einzelhofgliederung erkennen ließen. Nach 30 bis 50 Jahren mußte infolge der Fäulnis der eingegrabenen Pfosten das Haus in nächster Nähe wiedererrichtet werden. Im Normalfall war ein solches Haus nur für eine Familie bestimmt. Es gab aber auch Häuser mit mittlerem Stallteil und zwei Wohnenden und auch kürzere Häuser ohne Stallteil.

In einer der größten bandkeramischen Siedlungen abseits von Bachtälern mit wahrscheinlich ehemals etwa hundert nicht gleichalten Lang-

häusern fand man bei Kückhoven 45 Kilometer nordwestlich von Köln als bisher ältesten Holzbau einen aus behauenen und überkämmten eichenen Spaltbohlen von 1 m dicken Stämmen in Blockbauweise errichteten Brunnen mit quadratischer lichter Weite von 2 m. Wahrscheinlich nach Absenkung des Grundwasserspiegels wurde der Brunnen noch zweimal mit ineinander gebauten Brunnenkästen von 1,1 m und 0,8 m lichter Weite bis auf 15 m vertieft. Die dendrochronologischen Alter sind 5090, 5065 und 5050 Jahre v. d. Ztw. Auch Rindentaschen zum Schöpfen des Wassers wurden gefunden (J. Weiner, 1995) (Abb. 217). Beim Braunkohlentagebau von Zwenkau bei Leipzig wurde 1998 ein gleichartiger Brunnen gefunden mit dem dendrologischen Alter von 5098 Jahren v. d. Ztw. und inzwischen auch ein solcher von Leipzig-Plaußig im Alter von 5259 Jahren v. d. Ztw., dessen unterste vier Balken miteinander verzapft waren, die ersten Vollholzbauten mit der Erfindung dieser Techniken. Auch Backöfen gab es bereits.

Bereits bei den Bandkeramikern war also die Blockbauweise bekannt, deren Erfindung den Ostvandalen in der römischen Kaiserzeit zugeschrieben wird. Bis zum Ende der Völkerwanderung mit dem Ende der Wikingerzüge wurde jedoch der Pfostenbau bevorzugt, obwohl das zimmermannsgemäße Überkämmen von Balken mit senkrecht zu Stämmen von 1 m Dicke gehackten Trennflächen (!) – damals hergestellt mit Steinbeilen aus Kieselschiefer – also nicht nur das Herstellen von Spaltbohlen, bekannt war.

Aus der nach 150 Jahren Wüstung den Bandkeramikern folgenden Rössener Kultur sind ähnliche Siedlungen bekannt, von denen eine, Inden 1, südlich Jülich, genauer untersucht wurde (J. Lüning, 1982). Die Siedlung bestand (Abb. 218) aus bis über 50 m langen trapezförmigen Häusern und einigen kleineren rechteckigen und polygonalen Nebenbauten. In jedem Zeitabschnitt war die Siedlung von einem Zaun umgeben. Ein kleiner Rechteckbau war eine Halle mit offener, von Holzpfosten gestützter Längsseite und hatte, in der Nähe des längsten Hauses stehend, wohl die Aufgabe einer Versammlungshalle. Diese Halle und die Zäune sind Neuentwicklungen in der Rössener Zeit. In der Rössener Kultur wurde das Sparrendach erfunden (Abb. 226). Mit den sehr großen Abständen der Pfosten unter der Mittelpfette konnte diese die Dachlast nicht tragen. Doch bereits am Ende der Stichbandkultur waren die Abstände der Mittelpfosten zuletzt bis auf 8,5 m vergrößert worden, so daß es bereits um 4300 v. d. Ztw. dachtragende Sparren gegeben haben muß.

Das schmale Ende der trapezförmigen Häuser weist ungefähr in nordwestliche Richtung. Es war bei bandkeramischen Häusern in den Niederlanden als einziger Teil von geschlossenen Holzbohlenwänden umgeben, besaß einen gesonderten Eingang und diente als Wohnteil. In den Häusern

von Elsloo lebten in diesem Wohnteil 6 bis 10 Personen. Dahinter folgte der längste Teil des Hauses, der nur als Stall erklärbar ist. Im Südosten wies meist ein kleinerer Teil des Hauses zusätzliche Pfosten auf. Möglicherweise befand sich dort ein Speicherboden.

Die Rössener Häuser lassen die Abgrenzung eines besonderen Wohnteiles im Nordwesten zum Teil erkennen. An der Südost-Schmalseite mit einer Tür war oft in Hausbreite eine offene Vorhalle angebaut.

Die Rössener Häuser sind in dieser Entwicklung die größten und erreichen die Länge von 65 m, wobei 11 m auf die Vorhalle entfallen. Das kleinste Trapezhaus war 11,90 m lang und hat offenbar nur zum Wohnen gedient. Die mehrfach unterteilten Großhäuser könnten auch von mehreren Familien bewohnt gewesen sein. Langhäuser ähnlicher Art gab es auch im Mittelneolithikum der Trichterbecher- und Megalith-Kultur von Dänemark (J. Skaarup, 1982), in Schonen, in Bornholm und in Schleswig-Holstein, wie sie im Freilichtmuseum Albersdorf (Kreis Dithmarschen) wieder errichtet wurden. Bei Rasdorf (Kreis Plön) stand eines unter einem Großsteingrab, war also älter als dieses. Doch aus der Trichterbecher-Kultur stammen auch kleinere Häuser von 3 bis 4 x 4 bis 10 m, wie sie in einer Siedlung von 21 Häusern am Dümmer, Niedersachsen, 1938 bis 1941 von Reinerth ergraben wurden (R. Kossina u. P. Lönne, 2003).

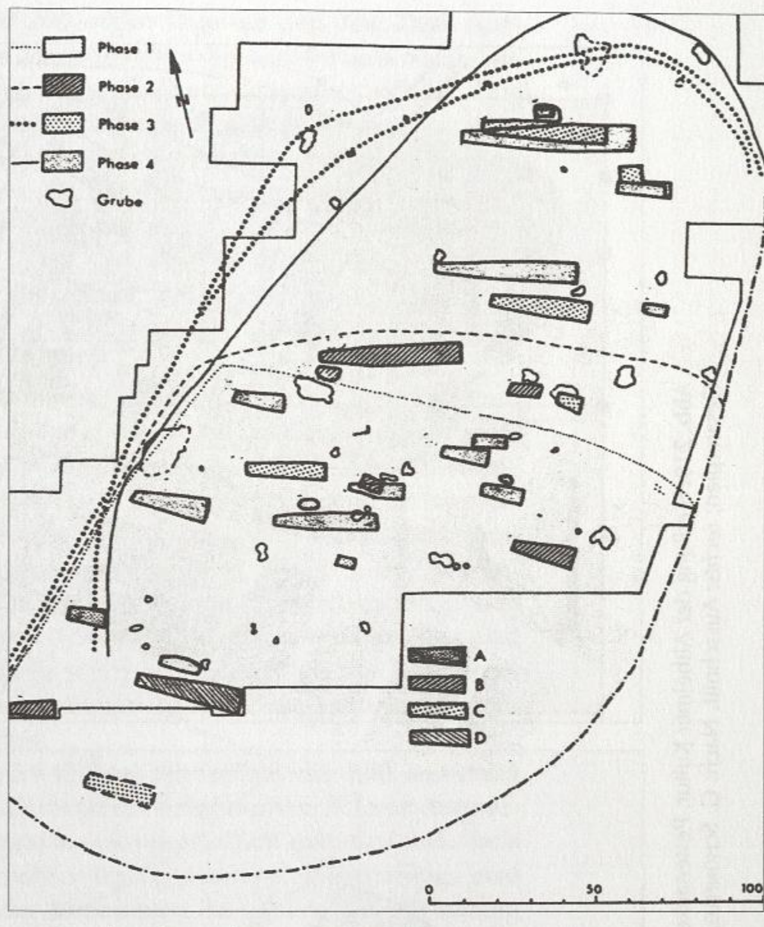
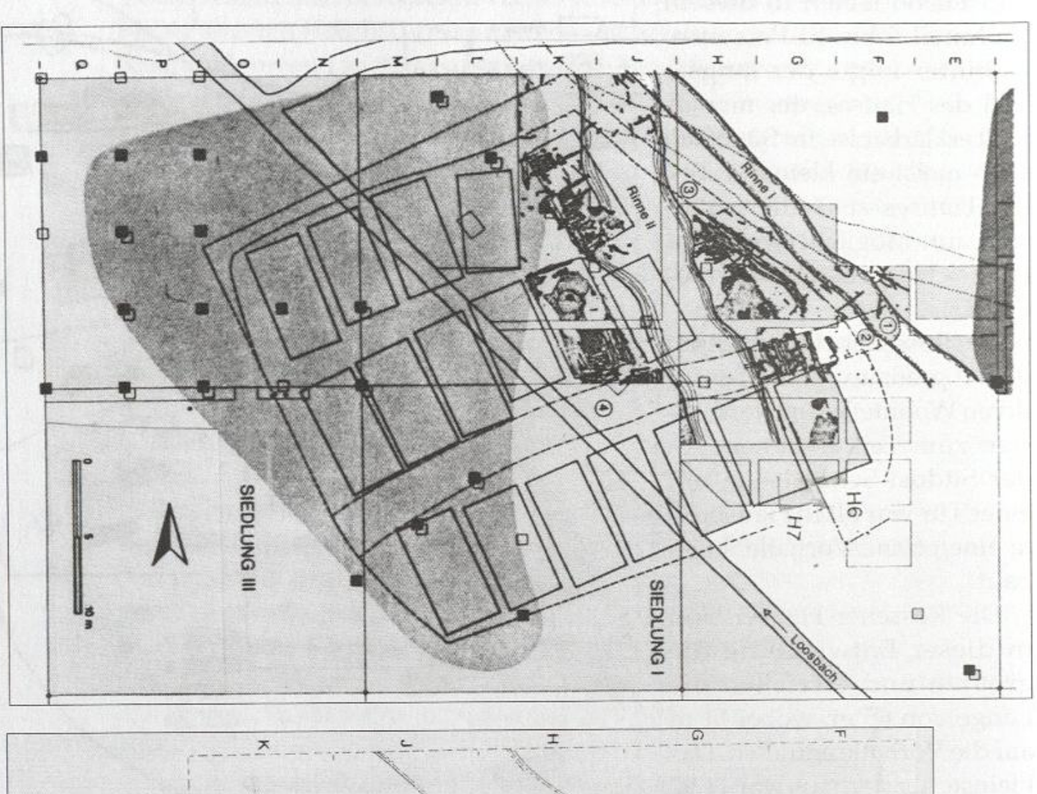
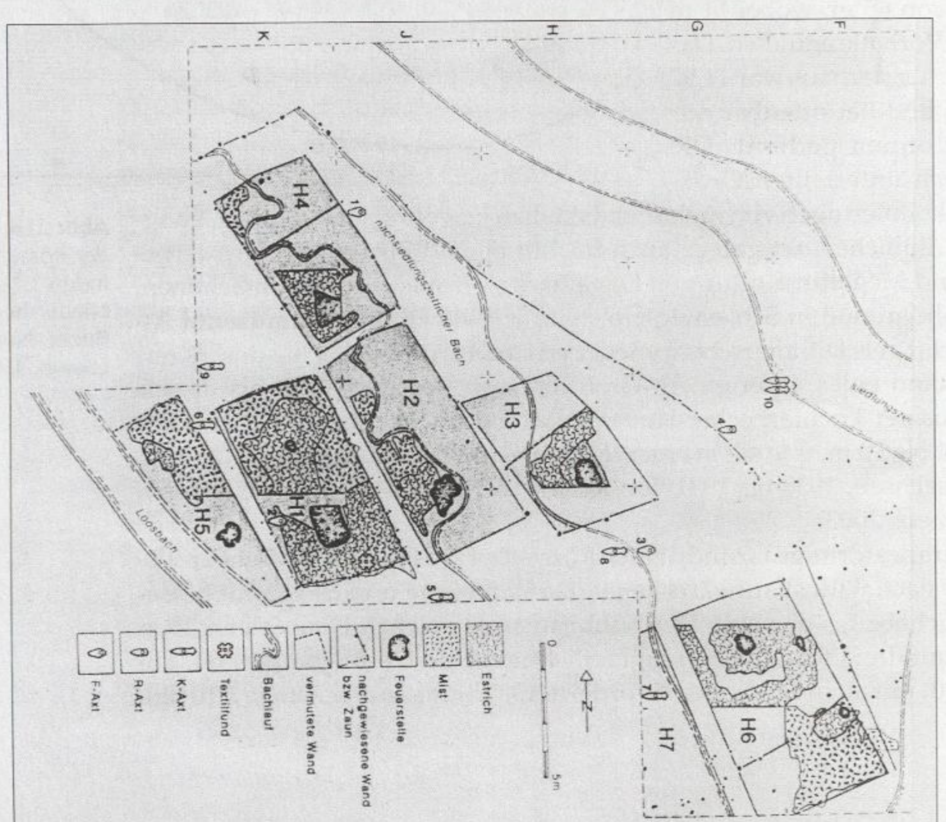


Abb. 218: Siedlung der Rössener Kultur Inden 1 bei Düren. Niederrheinische Bucht. Nach: J. Lüning, 1982.

Der trapezförmige Grundriß der Rössener Häuser wurde offenbar wegen der nach Südost aufwärts geneigten Firstpfette und des damit besseren Rauchabzugs gewählt. Der Nachbau eines solchen Hauses von 23 m Länge mit drei Pfostenreihen im Freilichtmuseum Oerlinghausen (H. Luley, 1990) mit alten Methoden erforderte 100 Einmannarbeitstage à 10 Std.





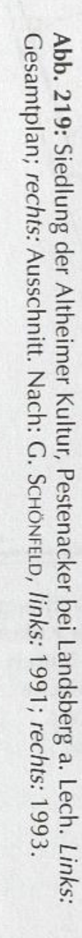


Abb. 219: Siedlung der Altheimer Kultur, Pestenacker bei Landsberg a. Lech. *Links:* Gesamtplan; *rechts:* Ausschnitt. Nach: G. Schönfeld, *links:* 1991; *rechts:* 1993.

für die Materialbeschaffung und 250 solche Tage für den Bau. Zum Aufrichten eines 6 m hohen Pfostens unter dem First waren 14 Mann nötig. Die Bauausführung konnte nur durch Eingearbeitete ausgeführt werden. Das bedeutet, daß es genauso wie in der Bandkeramik Sozialverbände gegeben haben muß, in denen der Bau ganzer Siedlungen aus solchen Großhäusern möglich war. Eine andere Frage ist die nach der Verwendung dieser Langhäuser, in denen es nur im Strahlungsbereich des Feuers wohnlich war.

In der nach Südosten auf die Langhäuser der Bandkeramik folgende Lengyel-Kultur (4900–4400) wurden keine Langhäuser mehr gebaut. Dies leitet über zu den eng mit kleinen Häusern bebauten Moor- und Uferrandsiedlungen im Schweizer Mittelland und in der Westschweiz.

Bei Pestenacker bei Landsberg/Lech konnte eine Siedlung von einer der bandkeramischen Nachfolgekulturen ausgegraben werden, die infolge Feuchtbodenerhaltung und Überdeckung wesentliche Erkenntnisse ermöglichte und sich mit Haus- und Siedlungsart von den Bandkeramikern unterschied. In einer Bachschleife wurde im Jahre 3546 v. d. Ztw. (Dendrodatum) eine dorfartige Siedlung der Altheimer Kultur (3900–3500 v. d. Ztw.) angelegt, die bis nach –3495 bestand. Das Dorf aus bis 19 etwa gleichgroßen Häusern mit Abmessungen 7,5 x 3,3 m bis 8 x 4 m wurde planmäßig und gleichzeitig angelegt (Abb. 219). Es war von einem Zaun mit Tor umgeben. Längs eines bohlenbedeckten Weges standen die Häuser dichtgedrängt giebelseitig in zwei Reihen.

Mindestens ein Haus wurde im Bohlenständerbau, der hier erstmalig beobachtet wurde, mit in Grundschwellen eingezapften Eckständern errichtet, dessen Erfindung bis jetzt als wikingerzeitlich galt. Auf mehrfach sich kreuzenden Grundbohlen ruhten im Vorderteil eine Estrichlage und auf dieser ein Kuppelofen von der Abmessung 0,6 x 0,8 m. Die Erfindung des Kuppelofens wurde bisher von der Slawistik den Ostvandalen fast 4000 Jahre später zugeschrieben. Vor einer Trennwand war der Wohnbereich. Der Hinterteil des Hauses war längsgeteilt. Die eine Hälfte war Stall und hatte Mistschichten am Boden. Eine Tür führte zu einem kleinen Hof, der ebenfalls Mistschichten enthielt, der – nach Taygen-Weier aus der Pfyner Kultur – bisher älteste Nachweis von solchen. Die andere Hälfte war Küche und enthielt einen offenen Herd (G. Schönfeld, 1991). Nur 500 m südlich davon stand ein zweites, gleichartiges Dorf von 12 Häusern in einem Zaun von 53 x 22 m, erbaut von 3532 bis 3517 v. d. Ztw.

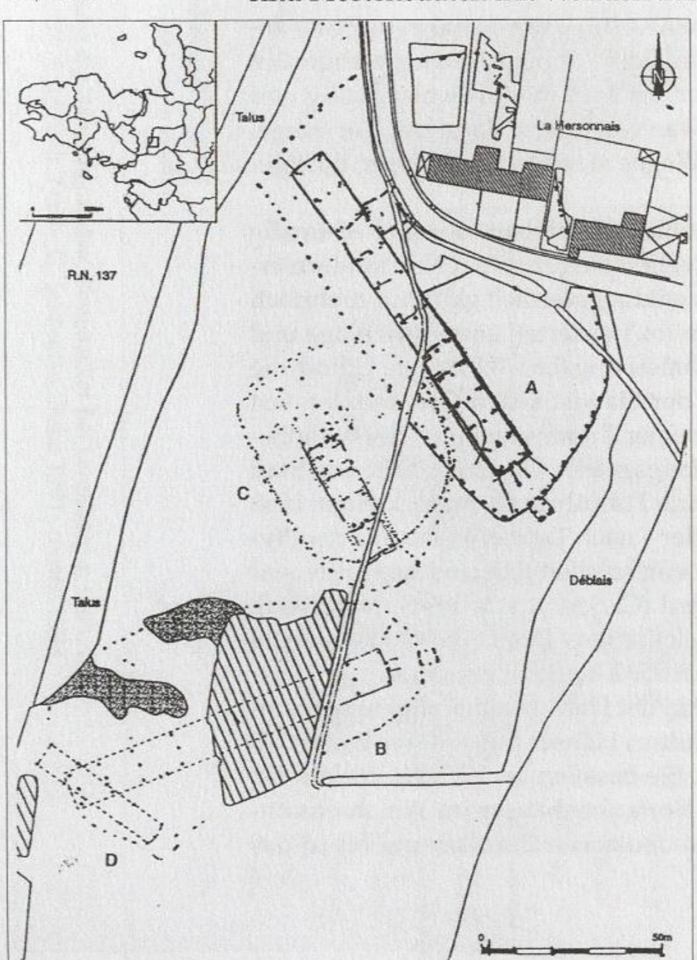
Gegen Ende des Neolithikums sind in der Haffküsten-Kultur, einer Sonderausbildung der Schnurkeramik-Kultur, Häuser mit anderer Bauart als die der Wohnstallhäuser entstanden. Sie besaßen im Westen Vorlauben. Es ist bemerkenswert, daß ähnliche Vorlaubenhäuser im Weichselmündungsgebiet von der bodenständigen deutschen Bevölkerung bis in das 19. Jahrhundert gebaut wurden.

Im Braunkohlentagebau Esbeck, Schöningen, Landkreis Helmstedt, wurden zwei zweischiffige Langhäuser gefunden, das eine mit den Abmessungen von 27 x 6 m, den Außenpfostenabständen von etwa 1,3 m und den Innenpfostenabständen von 2,7 m. Damit entspricht dieses Haus nicht, wie behauptet (H. THIEME, 1984), dem Hausbau der Aunjetitzer. Die beiden beiderseits des Hauses gefundenen Hocker, Mann und Frau, sind nach schnurkeramischer Sitte bestattet. Damit besteht die Möglichkeit, daß es sich hier um die ersten gefundenen Häuser der Schnurkeramiker handelt.

Im Gebiet der Großsteingräber der Bretagne hat man kürzlich zugehörige Siedlungen im Alter von 2959 bis 2503 v. d. Ztw. (kalibr. ^{14}C) gefunden. In Plechatel, 30 Kilometer südlich von Rennes, fand man, teilweise sich überschneidend, vier rechteckige Langhäuser, die längsten bisher aus dem indogermanischen Bereich bekannt gewordenen. Sie besaßen ovale Einhegungen mit Palisaden. Die Abmessungen der Gebäude sind in der Länge 102, 94, 77 und 52 m, in der Breite von 12 bis 7 m für das kleinste. Es sind Pfostenbauten mit Wänden aus horizontalen Spaltbohlen. Die Häuser sind in regelmäßigen Abständen von 10 bis 12 m quergeteilt durch Mittelpfosten und Pfosten mit je 1 m Wandabstand. Infolge der großen Abstände der Mittelpfosten konnten die Mittelpfetten keine dachtragenden Aufgaben erfüllen; es muß sich um Sparrendächer gehandelt haben. Die Eingänge liegen an den Längs- und Firstseiten. Zu den Bauarten der mitteldeutschen Langhäuser bestehen damit Unterschiede. Über die Verwendung des Inneren der Häuser ist bisher nichts bekannt geworden (J. TINEVEZ, 2002) (Abb. 220).

Anschließend seien noch die Seeufersiedlungen der nichtindogermanischen Cortaillod-Kultur (4100–3500 v. d. Ztw.) an den Westschweizer Seen erwähnt, die kleine Weiler aus Häusern mit 4 bis 6 m Abmessungen bildeten, die auf Plattformen aus Pfählen standen (C. WOLF, 1995), so ähnlich übrigens wie in der mittleren Bronzezeit im nördlichen Vorland der Alpen.

Abb. 220: Pfostenlanghäuser aus der Zeit von 3000–2500 v. d. Ztw. von Plechatel, 30 Kilometer südlich von Rennes in der Bretagne. Nach: J. TINEVEZ, 2002.



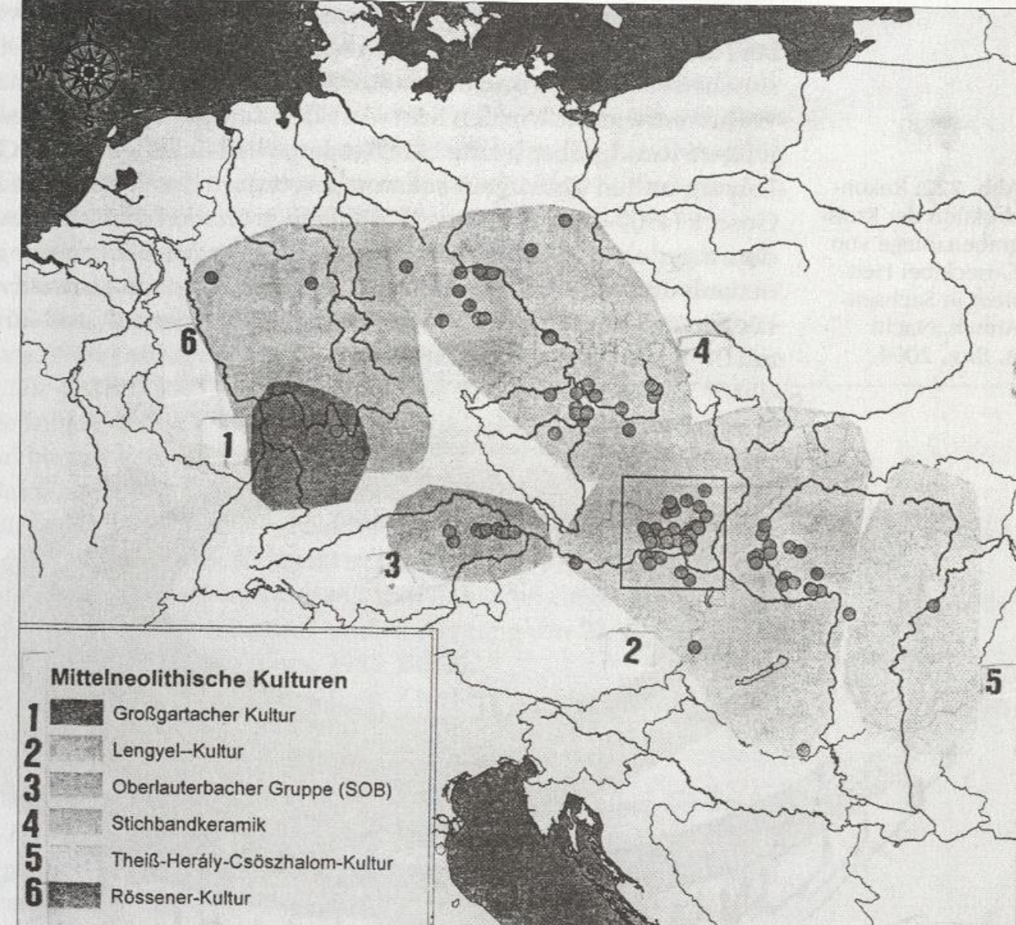


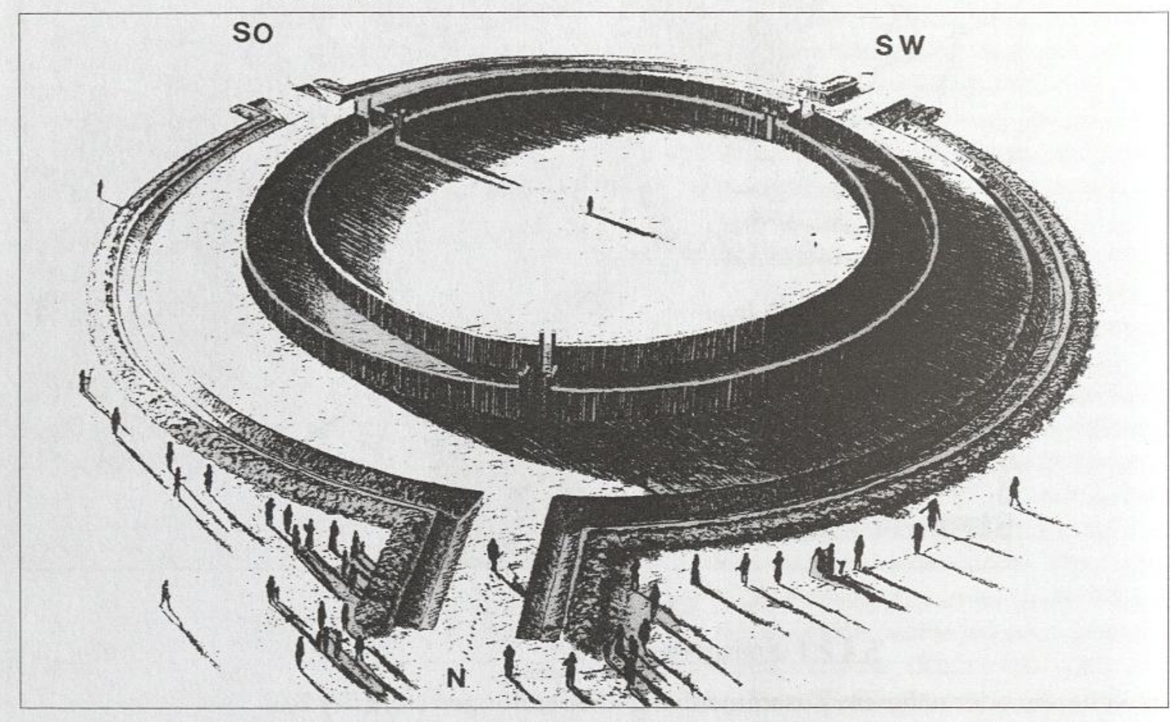
Abb. 221: Die Ringgrabenwerke aus der mittleren Jungsteinzeit. Nach: W. SCHIER u. G. TRNKA, 2005.

5.4.2.1 Kreisgrabenanlagen

In weiterem oder näherem Zusammenhang mit Siedlungen steht der Bau von Rundgrabenwerken aus Wall, Graben und Palisadenringen. Sie wurden nicht nur siedlungsarchäologisch gefunden, sondern vielfach erst durch Luftprospektion. Schon in den Siedlungen der Bandkeramiker auf der Aldenhovener Platte westlich von Köln (Abb. 196) fand man in Höhenlage Anlagen aus Wall und Graben, die möglicherweise palisadenbestückt waren und innen ohne Bebauung offenbar Fluchtburgen bildeten. Derartige Rundanlagen mit und ohne astronomische Ausrichtungen stammen von den Indogermanen aus der mittleren Steinzeit in Mitteleuropa (Abb. 221). Sie besitzen nach Aufbau und astronomischen Aufgaben sehr verschiedenartige Gestalt.

In zeitlicher Hinsicht begegnet uns zuerst das Grabenwerk von Goseck bei Hettstedt in Anhalt aus der Stichbandkeramik (Abb. 222). Die astronomischen Kenntnisse und ihre kulturelle Verwendung mußten daher schon vorher entwickelt worden sein. Aus der Zeit der Stichbandkeramik sind weitere Rundgrabenwerke bei Dresden, wie Nickern mit vier Gräben, bei Leipzig und in Thüringen bekannt geworden. Das Rundgrabenwerk von Goseck (4900–4800 v. d. Ztw.) besitzt einen Graben und innen zwei Palisadenringe, ein Tor im Norden und zwei Tore zur Beobachtung des Sonnenauf- und -unterganges am 21. 12. von der Mitte aus – sowie zwei Durchlässe in den Palisaden zur Beobachtung des Sonnenauf- und -unterganges am 21. 6.

Abb. 222: Rekonstruktion der Kreisgrabenanlage von Goseck bei Hettstedt in Sachsen-Anhalt. Nach: A. Bick, 2004.



Die Anlage von Meisernthal a. d. Isar aus der der Stichbandkeramik nahestehenden Oberlauterbacher Gruppe ist mit Graben und Palisade eine konstruierte Ellipse. Ihre Hauptachse steht in Richtung Nord-Süd. Durch die Tore in der Mitte der Ovale fällt das Licht der auf- und untergehenden Sonne am 21. 12. auf den nördlichen und am 21. 6. auf den südlichen Brennpunkt und am 21. 3. und 23. 9. zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche auf die Mitte der Hauptachse.

Die größte Grabenanlage in Niederbayern ist die von Künzig (4800–4600 v. d. Ztw.). Sie besteht aus zwei 5 m tiefen Gräben mit Holzzäunen dahinter mit einem Durchmesser von 100 m.

Die aus der Großgartacher Kultur stammende Anlage von Ippesheim in Mittelfranken besitzt einen Palisadenring, in der Mitte ein kopfüber begrabenes Menschenopfer (?) und sechs Tore: davon zwei für die Beobachtung des Sonnenaufgangs am 21. 6. und 21. 12., ein Tor für den Sonnenuntergang am 21. 12. und eines im Westen für den Sonnenuntergang am 21. 3. Die Kreisgrabenanlage von Ippesheim hat einen Radius von 100 indogermanischen Fuß (1 indog. Fuß = 31,5 cm).

Aus der Zeit der Rössener Kultur stammen einige meist erst durch Luftbildprospektion erkannte Kreisgrabenanlagen aus Niederbayern, aber vor allem aus Niederösterreich (31) und Mähren (15). Sie bestehen aus Spitzgräben ohne Wälle, einzelne haben zwei Gräben, eine drei Gräben. Die Tore sind nur Erdbrücken in den Gräben und nicht astronomisch ausgerichtet. Die Innenflächen waren, wie in den anderen Anlagen auch, nicht bebaut und bargen keine Funde. Bezüglich ihrer Verwendung – sie liegen meist in der Umgebung von Siedlungen – wurden diskutiert: soziale Zusammenkünfte, Haustiereintrieb, Fliehburgen und kultische Verwendung. Sie haben Durchmesser von 40 bis 50 m (G. Trnka, 1991).

In der Schalkenburg bei Hettstedt mit fünf Palisadenringen wurden mit zwei Durchgängen der Sonnenauf- und -untergang am 21. 6. vor genau 6000 Jahren angepeilt (J. Herrmann, 1989, Bd. 2).

Drei Gräben hatte die Anlage von Riesa-Großenhain in der Flußaue der Jahna mit den Abmessungen von 240 x 200 m aus der Trichterbecher-Kultur.

Astronomische Kenntnisse besaßen auch die Spätmegalithiker der Trichterbecher-Zeit in Irland. Sie errichteten in Newgrange 40 km nordöstlich von Dublin einen 11 m hohen Grabhügel von 90 m Durchmesser, der nach Restaurierung heute von einer 4 m hohen Bruchsteinmauer umgeben ist. Er enthält in der Mitte eine Grabkammer mit falschem Gewölbe, in die zur Mittwinterwende am 21. 12. bei Sonnenaufgang das Licht fällt.

Um etwa 3000 v. d. Ztw. begannen die englischen Neolithiker, Rundwerke mit Wall und Graben zu errichten, innen bestanden mit aufrechten Steinen. Zu diesen bestehen von den obigen Rundwerken keine Verbindungen, ihren Höhepunkt erreichten diese mit dem Stonehenge-Monument (s. Kap 1.5).

Der Höhepunkt astronomischer Kenntnisse wurde nach dem Ende der Jungsteinzeit bei den Aunjetitzern mit der Himmelsscheibe von Nebra erreicht (s. Kap. 1.3.1).

5.4.3 Bronzezeitliche Siedlungen

In der Bronzezeit lassen sich einige Hauslandschaften abgrenzen, die sich ungefähr ethnischen Kulturbereichen zuordnen lassen. Im Küstengebiet

von der Ems über Schleswig-Holstein, Jütland und die dänischen Inseln erstreckte sich der Bereich des dreischiffigen Wohnstallhauses. Hier, im Nordkreis der Bronzezeit, kam es zur bodenständigen Weiterentwicklung des jungsteinzeitlichen Langhauses. In der jüngeren Bronzezeit reichte dieses Gebiet bis Westfalen und bis in die Niederlande (Abb. 223). Es gab aber auch zweischiffige, bis 30 m lange Häuser. Dieses Gebiet der Langhäuser, das sich etwa mit dem Wohngebiet der Urgermanen deckt, muß um das Wohngebiet der Aunjetitzer ergänzt werden, wo man die für sie kennzeichnenden Langhäuser bei Zwenkau bei Leipzig, Priesen bei Laun a. d. Eger und in Südmähren fand.

Während von den Schnurkeramikern bisher kaum Häuser bekannt wurden, wurden solche kürzlich von den Aunjetitzern gefunden. Von Laun wurden 13 Hausgrundrisse beschrieben und eine Siedlung von 23 Häu-

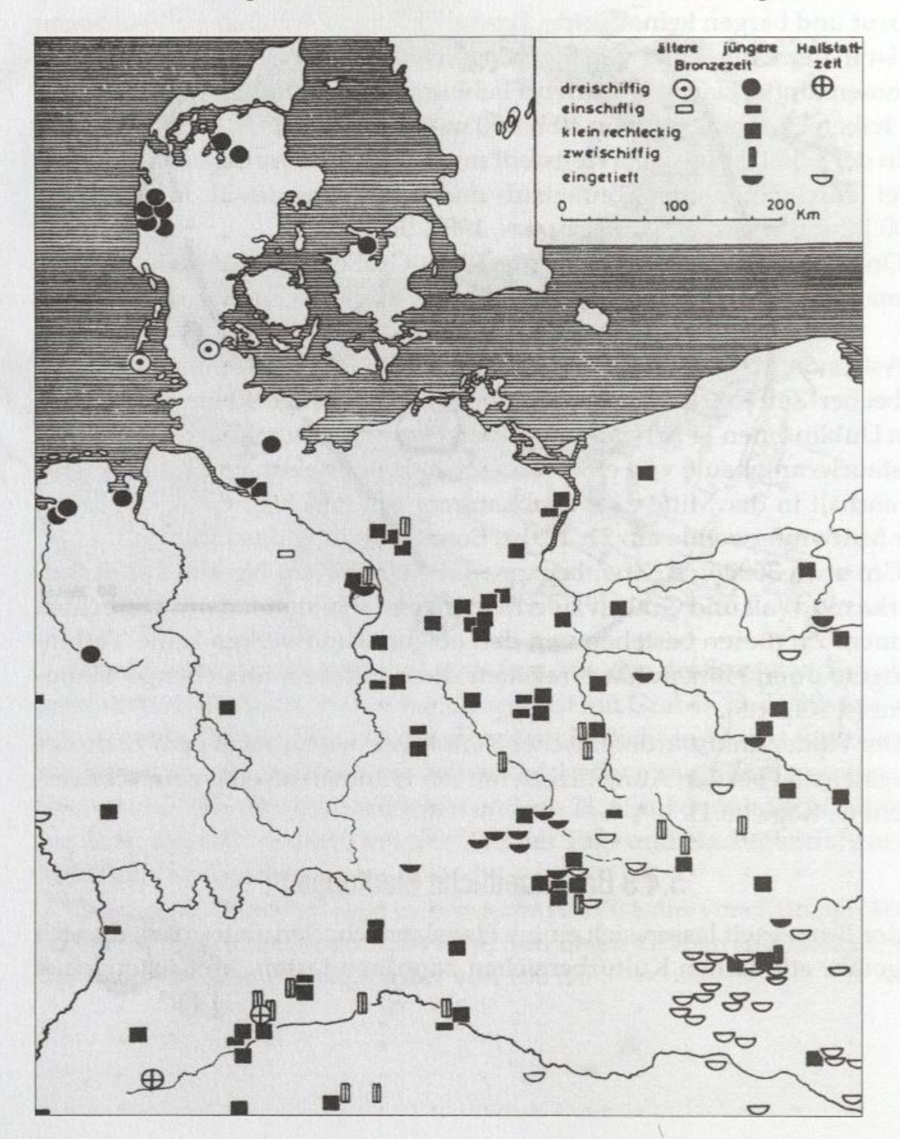


Abb. 223: Die Hauslandschaften der jüngeren Bronzezeit. Nach: F. Horst, 1985.

sern von Zwenkau. Dort standen innerhalb eines ovalen Grabens, der wohl nur wirtschaftliche Bedeutung hatte, vierzehn Häuser, davon eines in der Mitte, die anderen nahe dem Westrand, die weiteren westlich davon, und sie überlagerten teilweise den Graben. 120 m südlich des Grabens lag ein Großbau von 57 x 9 m, 40 m nordöstlich des Grabens ein Brunnen, an dessen Rutengeflecht die kalibrierten ^{14}C-Daten von 2400 bis 1700 v. d. Ztw. gemessen wurden (H. Stäuble, 1997) (Abb. 224).

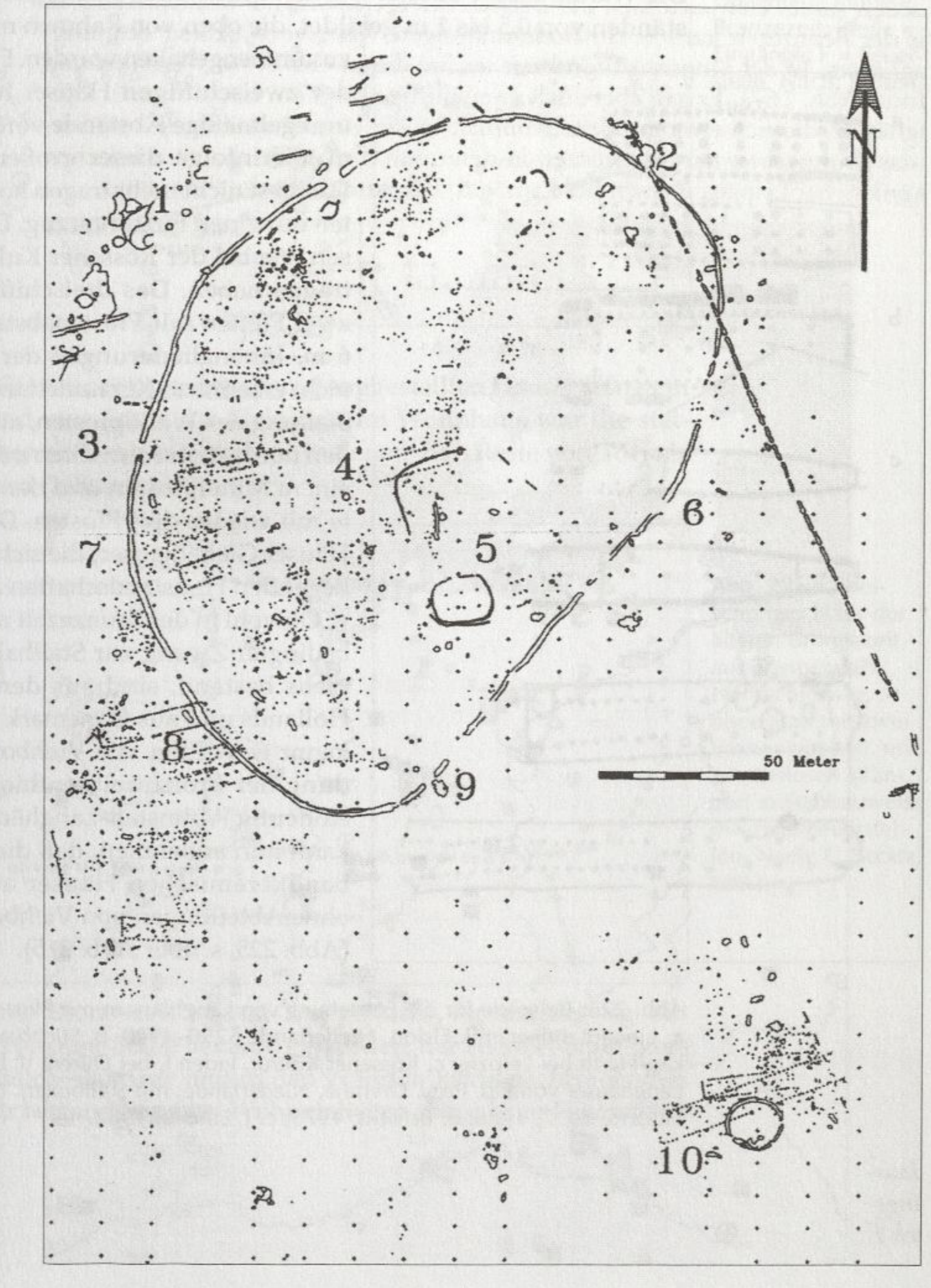


Abb. 224: Die Siedlung der Aunjetitzer von Zwenkau bei Leipzig. Nach: H. Stäuble, 1997.

Dieser Fund ist deshalb so bedeutsam, weil die Aunjetitzer kulturell und ethnisch die nächsten Verwandten der Schnurkeramiker waren, aber dann untergingen. Die Häuser stellen nach den Pfostenbauten mit Flechtwerk dazwischen eine Eigenentwicklung der Aunjetitzer dar. Es sind zweischiffige Langbauten mit Längen um 36 m oder auch kürzer und Breiten von 5 bis 6,8 m. Das Haus südlich des Grabens war mit 57 m Länge und 9 m Breite dreischiffig und damit einer der größten Vorgeschichtsbauten. Die Wände dieser Bauten wurden durch mittelstarke Pfosten in den Abständen von 0,5 bis 1 m gebildet, die oben von Rahmen mit Ankerbalken zusammengehalten wurden. Die Innenpfosten der zweischiffigen Häuser hatten zum Teil unregelmäßige Abstände von 4 bis mehr als 6 m, die infolge dieser großen Abstände die Dachlast nicht mehr tragen konnten, sie stützten nur einen Firstunterzug. Die Rähme müssen wie bei der Rössener Kultur Sparren getragen haben. Das dreischiffige Haus hatte zwei Pfetten mit Pfostenabständen von 5 bis 6 m. Innengliederungen der Häuser waren nicht erkennbar. Kennzeichnend sind die enge Stellung der Wandpfosten, auch in den geraden nördlichen Kurzseiten mit zwei Eck- und einem Mittelpfosten und der offenen Südseite mit wieder drei Pfosten. Damit waren die Häuser Giebelhäuser, die sich gegen alle umliegenden Hauslandschaften abhoben.

Obwohl in der Bronzezeit noch kein klimabedingter Zwang zur Stallhaltung des Großviehs bestand, sind aus dem Küstengebiet Hollands und aus Dänemark Langhäuser bekannt geworden, die Viehboxen, eine Erfindung der Bronzezeit, enthielten und damit eindeutig Wohnstall-Langhäuser waren. Man kann nun annehmen, daß die ebenso langen bandkeramischen Häuser auch Ställe, nur ohne Abteilungen von Viehboxen, enthielten (Abb. 225, s. aber Abb. 215).

Abb. 225: Beispiele für die Entstehung von Langhäusern mit Pfostenkonstruktionen. a. Linearbandkeramik Elsloo, Niederlande 5250–4900; b. Stichbandkeramik Zwenkau-Harth bei Leipzig; c. Rössener Kultur, Inden I, bei Düren; d. bronzezeitliche Langhäuser von Elp, Prov. Drenthe, Niederlande, mit Stallboxen. Nach: a. u. d. Hoopps, Bd. 7, 1986; b. Behrens, 1973; c. J. Lüning, 1982.

In Bjerre, Thy, Jütland, fand man in der Frühbronzezeit Höfe, die als Zwiehöfe aus Wohnhäusern mit Wirtschaftsanteil und Stallhäusern bestanden (Abb. 226) mit zwei parallelen und enggestellten Häusern. In dem Stallgebäude fand man Ställe für Kleinvieh, im Wohnhaus war die steinerne Feuerstätte von Gruben umgeben, in denen man Reste von Torf als Heizmaterial fand (J. Bech, 1997).

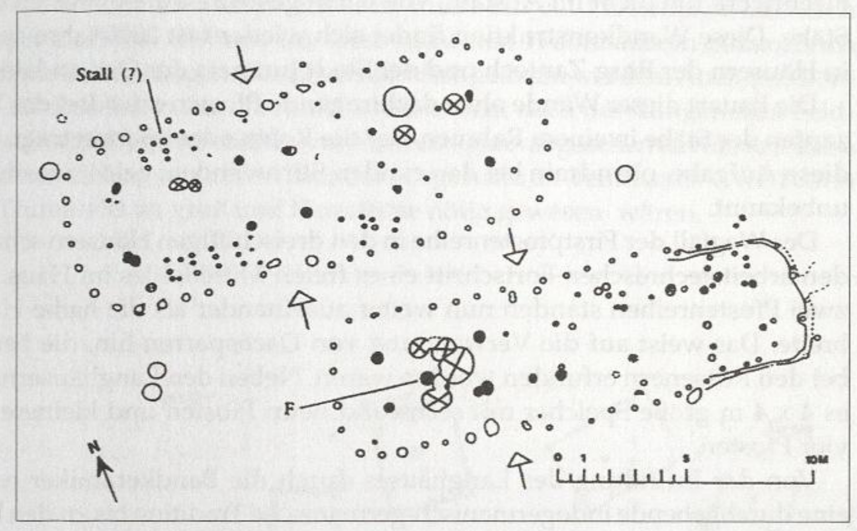


Abb. 226: Häuser aus Bjerre, Thy, Dänemark, mittlere Bronzezeit; Pfeile = Eingänge; F = Feuerstelle. Nach: J. Bech, 1997.

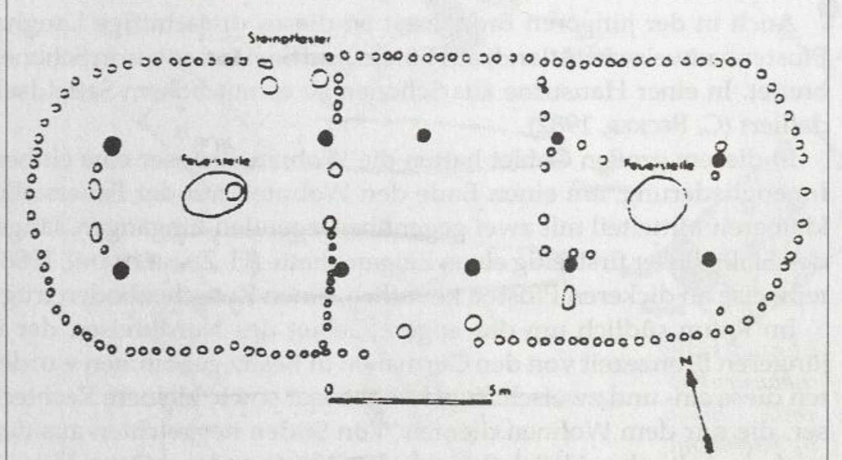


Abb. 226a: Dreischiffiges Haus der älteren Bronzezeit aus Trappendahl, Nordschleswig, ohne Stall mit zwei Wohneinheiten, mit pfostenlosen Wänden in Stabbauweise mit zwei Feuerstellen. Nach: C. Becker, 1982.

Aus der älteren Bronzezeit ist von Trappendahl, Nordschleswig, ein mehrschiffiger Typ ohne Ställe bekannt geworden, der als solcher im Norden später weitverbreitet war und in den Wänden keine dachtragenden Pfosten besaß. Er bestand aus zwei Wohneinheiten mit je einer Feuerstelle,

hatte gerundete Giebelseiten und zwei Reihen dachtragender Pfosten im Inneren mit Abmessungen von 24 x 9 m. Die Außenwände waren aus Flechtwerk um dicht im Abstand von 0,5 m gestellte dünne Pfosten oder Stäbe. Diese Wandkonstruktion findet sich wieder fast 2000 Jahre später in Häusern der Burg Zantoch und der Stadt Jumneta der Ostvandalen.

Die Bauart dieser Wände ohne dachtragende Pfosten erfordert das Verzapfen der Stäbe in einem Rahmen, der die Rofen oder Sparren trägt. Wie diese Aufgabe, obendrein bei den runden Stirnwänden, gelöst wurde, ist unbekannt.

Der Wegfall der Firstpfostenreihe in den dreischiffigen Häusern schaffte den arbeitstechnischen Fortschritt eines freien Mittelfeldes im Haus. Die zwei Pfostenreihen standen nun weiter auseinander als die halbe Hausbreite. Das weist auf die Verwendung von Dachsparren hin, die bereits bei den Rössenern erfunden worden waren. Neben den Langhäusern gab es 4 x 4 m große Speicher mit sechs und neun Pfosten und kleinere mit vier Pfosten.

Von der Erfindung des Langhauses durch die Bandkeramiker reicht eine durchgehende indogermanisch-germanische Tradition bis zu den heutigen Wohnstallhäusern Norddeutschlands. Die Pfostenkonstruktion und die Ausfüllung der Wände durch Flechtwerk mit Lehmbewurf (›Wand‹ kommt nach J. u. W. Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 27, 1984, von ›winden‹) münden dann in die Fachwerkkonstruktionen, deren Gefache durch ebensolche Flechtwerke bis in die jüngste Vergangenheit ausgefüllt wurden.

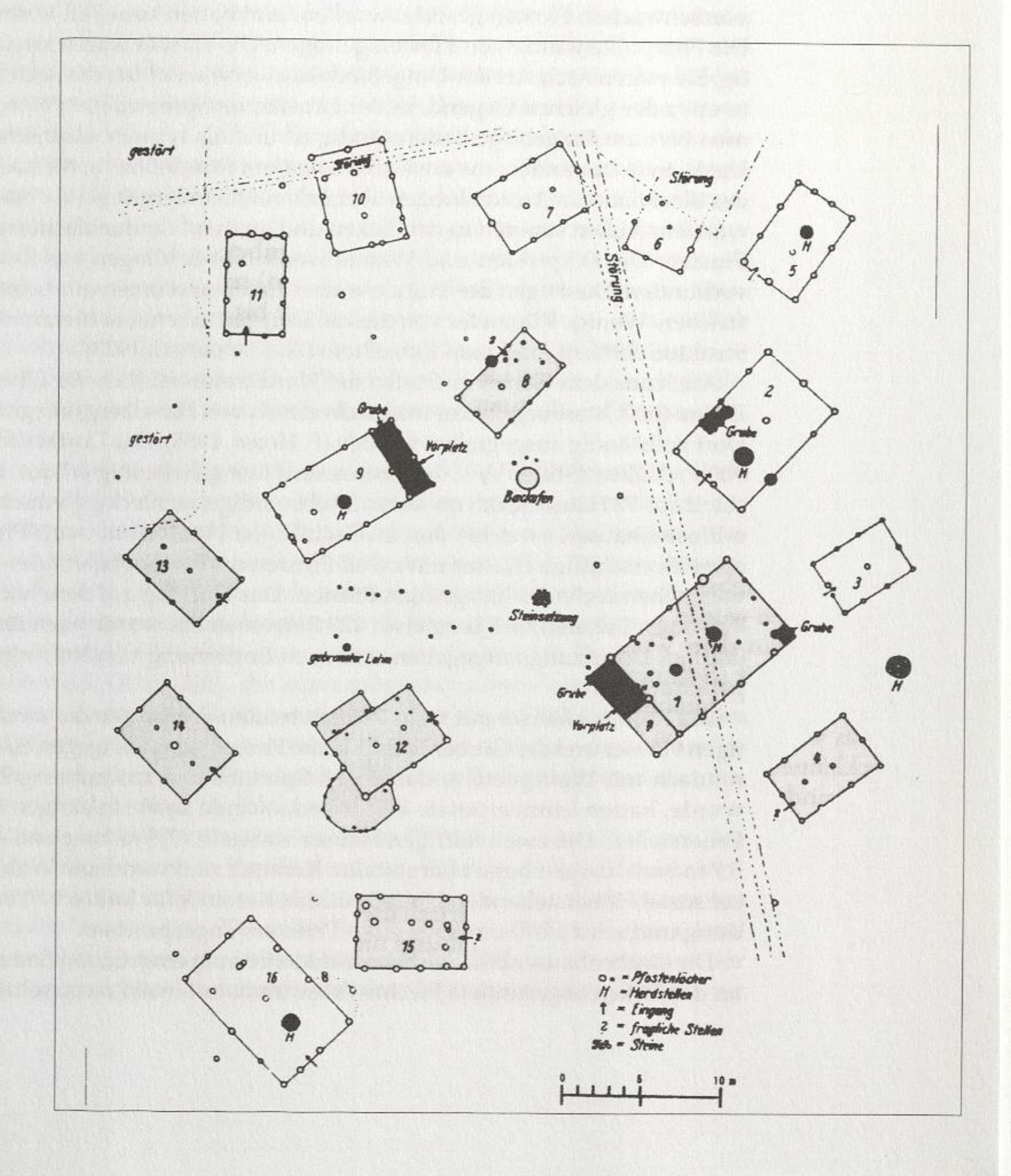
Auch in der jüngeren Bronzezeit ist dieses dreischiffige Langhaus in Pfostenbauweise in Jütland, auf Fünen und Seeland sowie in Schonen verbreitet. In einer Hausurne aus Schonen ist es mit hohem Satteldach modelliert (C. Becker, 1982).

In diesem großen Gebiet hatten die Wohnstallhäuser eine einheitliche Innengliederung: am einen Ende den Wohnteil mit der Feuerstelle, den kleineren Mittelteil mit zwei gegenüberliegenden Eingängen, längsseitig den Stallteil, der firstseitig einen Eingang hatte (H. Zimmermann, 1988) und, teilweise an dickeren Pfosten kenntlich, einen Zwischenboden trug.

Im Raum südlich um das engere Gebiet des Nordkreises, der in der jüngeren Bronzezeit von den Germanen in Besitz genommen wurde, bauten diese ein- und zweischiffige Langhäuser sowie kleinere Rechteckhäuser, die nur dem Wohnen dienten. Von Süden her reichten aus dem Bereich der keltischen Hallstatt-Kultur (Böhmen) und von Osten her aus dem Gebiet der Lausitzer Kultur bis an die Südgrenze des germanischen Gebietes Grubenhäuser, die vor allem Wirtschaftszwecken dienten. Das wurde von den Germanen teilweise übernommen. In diesem Gebiet herrschten kürzere Rechteckhäuser mit getrennten Aufgaben. Die Häuser des Wei-

lers Perleberg in Brandenburg (Abb. 227) sind mit Feuerstellen als Wohnhäuser ausgewiesen, die zum Teil Vorlauben besitzen. Es ist anzunehmen, daß die weit zahlreicheren anderen, meist um ein Pfostenpaar kleineren Häuser als Ställe dienten. Da diese nicht den Wohnhäusern zuzuordnen sind, muß an dorfeigene Besitzverhältnisse gedacht werden. Auch hier können die Feldfluren für die fünf Familien nicht nach der düngerlosen Feldgraswirtschaft bewirtschaftet worden sein – ganz abgesehen davon, daß diese auf den schlechteren Böden Brandenburgs nicht anwendbar ist –, weil dann die Fluren viel zu groß und Einzelhöfe nötig gewesen wären.

Abb. 227: Die bronzezeitliche Siedlung bei Perleberg, Westprignitz, Brandenburg. Nach: W. Bohm, 1937.



In Buch bei Berlin fand man an der Ostgrenze des bronzezeitlich-germanischen Gebietes ein ganzes Dorf aus vielleicht hundert Häusern, das als Haufendorf eine 60 Quadratmeter große Halle mit einem Steinherd enthielt. Daneben standen acht 15 bis 20 Quadratmeter große Hütten, ebenfalls mit Steinherden giebelseitig ausgerichtet, eng nebeneinander. Ob die Bewohner dieser Hütten zur militärischen Gefolgschaft eines Adligen gehörten oder Hörige waren, ist offen. Die übrigen Häuser waren 15 bis 60 Quadratmeter groß. Sie waren innen mehrfach unterteilt, enthielten einen Steinofen, keine Ställe, besaßen übergreifende Dächer, die teilweise außen von schwachen Pfosten gestützt wurden, und hatten zum Teil Vorhallen. Die Firstpfette wurde von Pfosten getragen. Die Häuser waren zweischiffig. Sie waren nach Art der Umgebindebauweise errichtet, die noch heute in etwa der gleichen Gegend, in der Lausitz, im Spreewald, in Nordböhmen bis zum Erzgebirge bodenständig ist und als typisch ›slawisch‹ gilt. Die Wände bestanden aus etwa 15 cm starken Rundhölzern, die nach Art des Blockbaues in Auskehlungen über Eck aufeinandergelegt (überkämmt) wurden. Außen standen in den Ecken und an den Wänden dachtragende Pfosten. Die Eckpfosten und Wände waren mit Schlingen aus Zweigen verbunden. Die Fugen der Wände waren außen und innen mit Lehm verstrichen. Wenige Kilometer von diesem Dorf mit erkennbar hierarchischer Struktur entfernt fand man Einzelhöfe (A. Kiekebusch, 1923).

Auch aus dem Gebiet im Süden des Nordkreises südlich der Elbe ist in Zedau (bei Osterburg, 25 km westsüdwestlich von Havelberg) ein größeres Dorf vollständig ausgegraben worden (F. Horst, 1985). Das Dorf wurde vor 900 v. d. Ztw. (Stufe IV/V der Bronzezeit) fast gleichzeitig erbaut. Es bestand aus 78 Häusern, davon waren 28 ebenerdige, rechteckige, einschiffige 6-Pfostenhäuser, zwei bis drei zweischiffigen Häuser mit neun Pfosten, zwei zweischiffige Häuser mit zwölf Pfosten und 46 Grubenhäuser mit je vier, selten sechs dachtragenden Pfosten. Das Dorf lag auf dem höchsten Teil einer Talsandinsel, barg etwa 120 Bewohner. Es wurde nach fünfzigjähriger Benutzung aufgegeben und nach Entfernung von Kulturgut abgebrannt.

Die Rechteckhäuser mit sechs Pfosten bsaßen ebenso wie die zweischiffigen Häuser und die Grubenhäuser keine Firstpfosten. Sie trugen ein Sparrendach mit Wandpfetten, das durch Spannbalken zusammengehalten wurde, hatten lehmverputzte Flechtwerkswände sowie in einigen Fällen Feuerstellen. Die zweischiffigen Häuser waren bis 7,8 m lang und 4,7 bis 5,7 m breit, bargen besser hergestellte Keramik und waren die Wohnhäuser sozial Höherstehender. Haus 3 enthielt Keramik für kultische Verwendung und wird als Wohnhaus eines Priesters angesprochen.

Die Grubenhäuser besaßen einen muldenförmig eingetieften Boden und an den Ecken abgerundete Flechtwerkswände mit meist zwei, selten drei Pfosten an den Längsseiten und waren 2,85 bis 7,90 m lang und 2,5 bis 4,1 m breit. Sie hatten keine Feuerstellen und dienten als Ställe, Wirtschafts- und Handwerksbauten, zur Vorratslagerung, Herstellung von Keramik und Bronzegegenständen. Die Grubenhäuser standen vor allem am Süd- und Südostrand des Dorfes, wegen des Rauchabzugs der mit ihnen verbundenen Feuerstellen. Dort befanden sich auch ein Töpferofen und Eisenverarbeitungsplätze.

Am Rande des Dorfes lag eine Grube, in der Speiseopfer in Gefäßen abgestellt wurden, ein Brauch aus dem Nordkreis.

An der Ostgrenze der germanischen Jastorf-Kultur, bei Tangermünde, wurde eine Siedlung gefunden, die nur kleine rechteckige Pfosten- und Grubenhäuser enthielt. Die Grubenhäuser werden wegen der den beiden Hausarten außen vorgelagerten steinernen Herdstellen für Wohnhäuser gehalten (H.-J. Gomolka, 1970). Damit wurden Grubenhäuser, die als ›slawisch‹ gelten, bereits am Ausgang der Bronzezeit von Germanen angelegt, wenn, wie hier bei Wanderungen, noch keine dauernden Siedlungsmöglichkeiten gefunden worden waren. Es gab zwei- und einschiffige Pfostenhäuser, kleine rechteckige Häuser nur zum Wohnen, Häuser mit Vorlauben, die pfostenlose Stabbauweise und die Blockbauweise aus überkämmten Rundstämmen mit dachtragendem Umgebinde. Aus südlich anschließenden Kulturbereichen wurde der Bau von Grubenhäusern in den angrenzenden germanischen Bereichen übernommen, die als Ställe, Wirtschaftsbauten und auch als Wohnhäuser dienten. Es gab bereits größere Dörfer.

Im Anschluß an die Bauernhäuser im nördlichen Mitteleuropa soll ein Gebiet der älteren Bronzezeit mit Kulturbauten erwähnt werden, das das Gebiet der niederländischen Wohnstall-Langhäuser und Ostfriesland umfaßt und im Münsterland und westlich davon südlich darüber hinausgreift (s. Kapitel 1.3.3). Es handelt sich um größere Kulturbauten, die Heiligtümer waren und den südenglischen Holzbauten im Stonehenge-Gebiet verwandt sind. Sie bestehen aus einem ovalen bis runden Bereich mit Pfostensetzungen (Abb. 228), die oben möglicherweise durch Querpfosten verbunden waren und Gräber enthalten. Auf diese Skelettgräber laufen strahlenförmig Doppelpfostenreihen zu. In der Anlage von Achmer im Münsterland gab es auch Brandgräber, was eine Benutzung bis in die mittlere Bronzezeit anzeigt (K. Wilhelmi, 1984).

Während im Gebiet der süddeutschen Bronzezeit, vor allem aus den Feuchtbodengebieten am Rande der Seen, kleinere Rechteckhäuser verschiedener Bauart bekannt wurden, bestanden solche auch abseits davon südlich der Donau (Abb. 229 e). Bei Bopfingen, unweit Nördlingens, fand man zwei Langbauten, die in ihrer Bauart (Abb. 229 a, b) den Häusern der Aunjetitzer gleichen. Da deren Bauart eine Eigenentwicklung ist und nur

Abb. 228: Das altbronzezeitliche Heiligtum mit äußeren Pfostenwegen von Wisens, Stadt Aurich, Ostfriesland. Nach: K. WILHELMI, 1984.

in dem Siedlungsgebiet dieser Gruppe beobachtet wurde, wurde vermutet, daß die Bopfinger Häuser von einer aus ihrem Siedlungsgebiet nach Westen abgedrängten Gruppe der Aunjetitzer errichtet wurden.

Daneben wurden bei Straubing (O. BAUER, 1998), bei Eching in der Nähe Freisings (M. SCHEFZIK, 1995) und bei Poing Langhäuser anderer Bauart (Abb. 229 a, c, d) aus der Frühbronzezeit gefunden. Die Häuser sind zweischiffig mit bis zu 9 m langen Abständen der Innenpfosten, das heißt, es müssen Sparrendächer gewesen sein, und die Firstpfette hatte nur die Aufgabe, die Seitenstabilität der Sparren zu sichern. Die Außenpfostenreihen

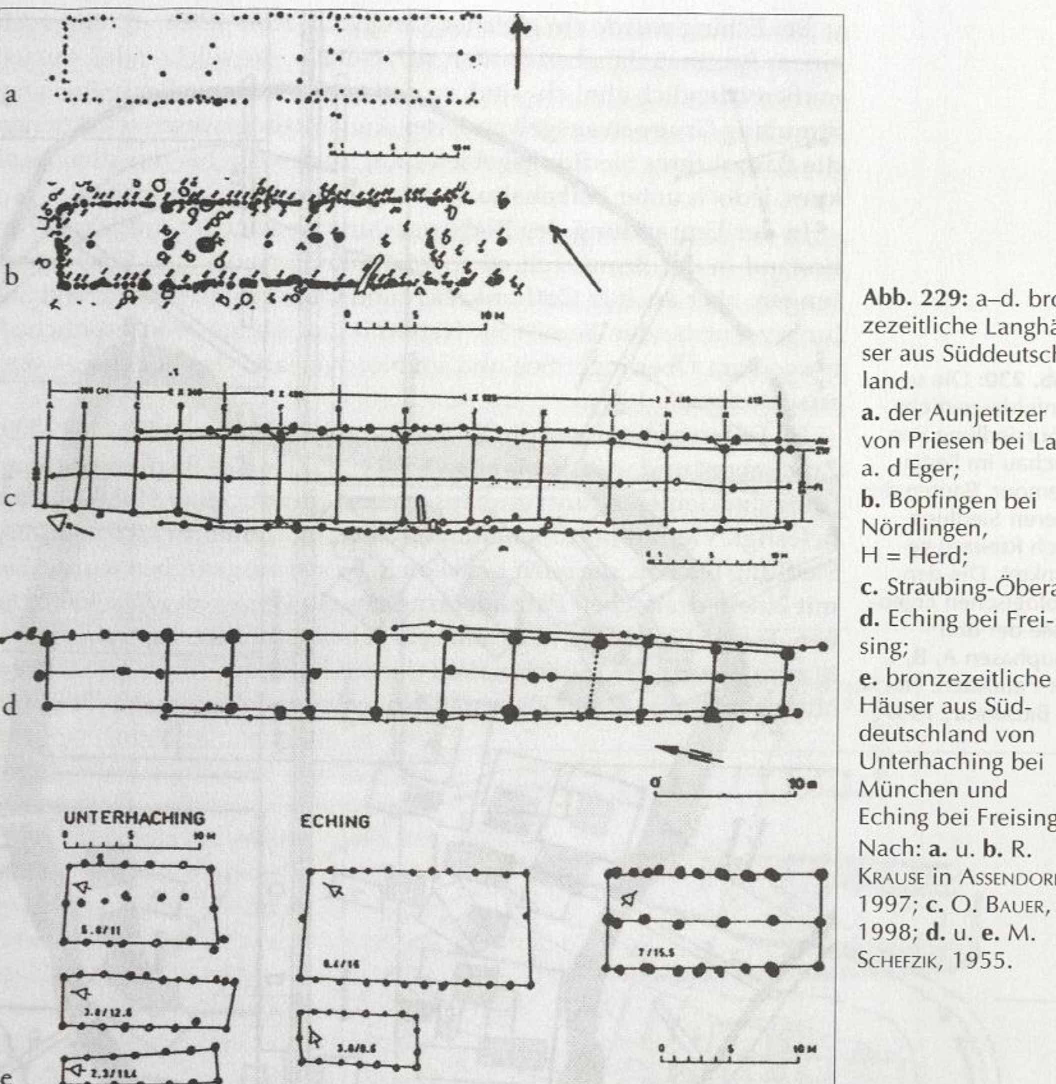


Abb. 229: a–d. bronzezeitliche Langhäuser aus Süddeutschland.
a. der Aunjetitzer von Priesen bei Laun a. d Eger;
b. Bopfingen bei Nördlingen, H = Herd;
c. Straubing-Öberau;
d. Eching bei Freising;
e. bronzezeitliche Häuser aus Süddeutschland von Unterhaching bei München und Eching bei Freising.
Nach: **a.** u. **b.** R. KRAUSE in ASSENDORP, 1997; **c.** O. BAUER, 1998; **d.** u. **e.** M. SCHEFZIK, 1955.

sind doppelt, ihre Innenreihen hatten regelmäßige Abstände von 4,50 m und trugen Rähme, die durch Ankerbalken im Abstand gehalten wurden. Auf ihnen standen die Sparren, die leicht nach außen durch Aufleger verlängert werden konnten. In den Außenpfostenreihen sind diese dichter und unregelmäßig gesetzt, mit Flechtwerk dazwischen. Die beiden kurzen Wände enden gerade. Die Straubinger Häuser – inzwischen wurden dort noch zehn weitere solcher Häuser gefunden – standen nahe einem damaligen Altwasser der Donau im Auwald.

In Poing sind bereits vier solcher Langhäuser bekannt.

Bei Eching wurde ein gleiches Langhaus (Abb. 229 a, d) untersucht. In einem Brunnen daneben fanden sich Gefäße, die solchen der Aunjetitzer ›außerordentlich ähnlich‹ sind, so daß auch die Hersteller in Freising und Straubing Gruppen ausgewanderter Aunjetitzer gewesen sein können, die die Bauart ihres Siedlungsgebietes zugunsten solcher aus dem Neolithikum, jedoch unter Beibehaltung des Sparrendaches, aufgaben.

In der Umrandung des Bodensees und in seinem nördlichen Vorland bestand in der Bronzezeit ein Gebiet mit Uferrand- und Flachmoorsiedlungen, aber auch in Ostfrankreich und Oberitalien. Diese Pfahlbausiedlungen entstanden bereits im Neolithikum. Einige bronzezeitliche Siedlungen am Überlinger See und im Nordvorland des Bodensees sind gut ausgegraben.

Im Federseemoor wurde die Siedlung Forschner von 1767 bis 1759 v. d. Ztw. erbaut und währte bis etwa 1500 v. d. Ztw. Die Siedlung bestand aus fünfzehn kleineren Einraumhäusern und war mit einer Holzkastenmauer befestigt. Vierhundert Meter davon entfernt, stand um 1100 v. d. Ztw. die Siedlung Buchau, die nach 1920 von Reinerth ausgegraben wurde. Sie war mit einem dreifachen Palisadenring um ein Oval von 120 x 150 m umgeben. Einige Einbäume, aber auch ein Scheibenrad fanden sich, dieses letzte zum Beweis der Erreichbarkeit der Siedlung auf einem festen Weg. Die ältere Siedlung (Abb. 230) bestand in lockerer Bebauung aus 38 einräumigen Häusern von etwa 5 x 5 m Größe mit Holzfußböden, wovon sechs in Pfostenbauweise, die anderen in Blockbau errichtet wurden. In der jüngeren Bebauung bestand die Siedlung aus neun dreiflügligen Gehöften mit kleinen Nebengebäuden, in denen sich zum Teil Mistschichten fanden. Das größte Gehöft hatte eine Abmessung von 16 x 16 m. Die Siedlung verbrannte um 800 v. d. Ztw.

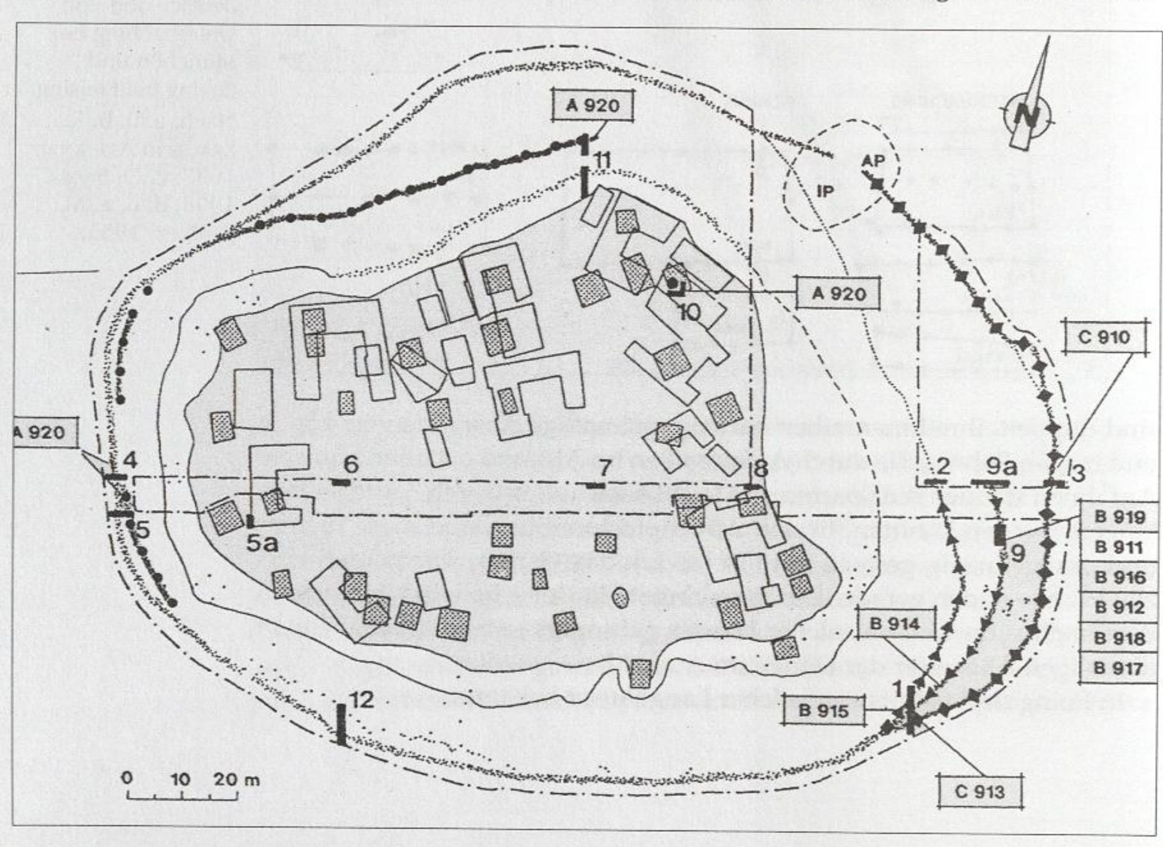


Abb. 230: Die urnenfelderzeitliche Moorsiedlung von Buchau im Federseemoor. Bauten der älteren Siedlung nach Reinerth gepunktet. Die dendrologischen Ergebnisse der drei Bauphasen A, B, C der Palisaden. Nach: A. Billamboz, 1997.

Am Rande des Bodensees, vor allem des Überlinger Sees, aber auch des Untersees, gab es schon in der frühen Bronzezeit Pfahlbausiedlungen im Feuchtboden-Uferbereich. Die Siedlung von Unteruhldingen aus der Spätbronzezeit besaß 87 in Zeilen angeordnete Häuser von 6 x 7,5 m und einen Palisadenzaun. Sie bestand nur 120 Jahre, vom 10. bis ins 9. Jahrhundert v. d. Ztw. Um 800 v. d. Ztw. wurden alle diese Siedlungen infolge des Anstiegs des Seespiegel durch Klimaänderung verlassen.

Die Gleichförmigkeit der Kultur dieser Pfahlbauten vom Bodensee über die Westschweiz, Ostfrankreich bis nach Norditalien legt eine ethnische nichtindogermanische Gleichheit ihrer Bewohner nahe.

5.4.4 Eisenzeitliche Siedlungen bis Ende der Völkerwanderung

Nach der Klimaverschlechterung um den Beginn der Eisenzeit wurden an der Nordseeküste Langhäuser mit Stallteil und oft noch erkennbaren Stallboxen verwendet, in denen im Mittel zehn bis zwanzig Stück Großvieh untergebracht waren. Diese Häuser entsprachen ganz den bronzezeitlichen Langhäusern im selben Gebiet. Sie waren von der Mitte der Langseiten und von der Stirnseite des Stallteiles aus zugänglich. Zum Teil gab es zwischen dem von außen zugänglichen Wohnteil und dem Stall noch weitere Hausteile mit anderer Verwendung (Abb. 231). Die Giebelseiten waren gera-

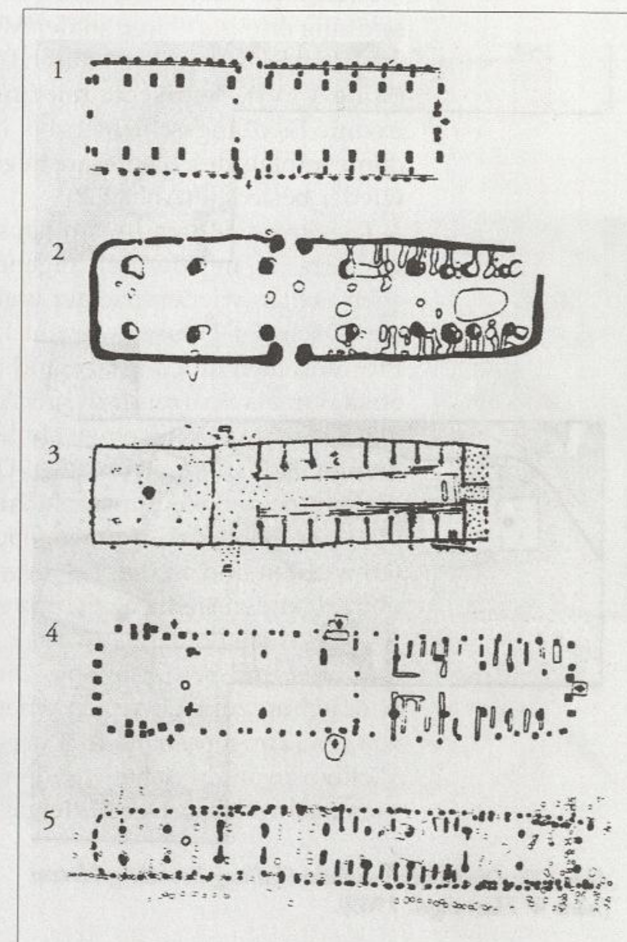


Abb. 231: Eisenzeitliche Wohnstall-Langhäuser mit Stallboxen.
1 Typ Fochteloo, Drenthe, Holland, 250 bis 100 v. d. Ztw. Nach: H. Waterbolk, 1982.
2 Hodde, Westjütland, um das Jahr 0. Nach: St. Hvass, 1982.
3 Feddersen Wierde, Land Wursten, Wesermündung, 1.–5. Jahrhundert n. d. Ztw. Nach: P. Schmid, 1982.
4 Typ Wijster, Drenthe, Holland, 300 bis 400 n. d. Ztw. Nach: H. Waterbolk, 1982.
5 Vorbasse, Mitteljütland, 300 n. d. Ztw. Nach: St. Hvass, 1986, S. 529.

de oder gerundet. Bei einer Hausart wurden den Flechtwerkswänden außen Pfosten im Abstand von 0,8 bis 0,9 m vorgestellt. Im Wohn- und Wirtschaftsbereich, der meist am Westende der Häuser liegt, ist die Pfostenstellung weiter und im Stallteil enger. Es gibt Häuser mit dem Stall in der Mitte und zwei Wohnbereichen an beiden Enden (Abb. 231, 5). Die Länge der Häuser ist verschieden, je nach Länge der Teileinheiten. Häuser mit Teilen stärkerer und tiefer gegründeter Pfosten lassen den Schluß auf Benutzung des Dachraumes als Vorratslager zu. Diese Langhäuser gab es in Jütland, auf den dänischen Inseln bis Bornholm, in Schonen, im Südwesten von Norwegen und in Norddeutschland bis zu den Mittelgebirgen und zur Oder, und zwar bis in die späte Eisenzeit. Neben den Wohnstallhäusern liegen vielfach kleinere Bauten mit vier oder sechs Pfosten, die Speicher oder Werkstätten, zum Beispiel Schmieden, waren.

Vom Westrand des Nordkreises ist aus der Hallstatt-Zeit ein Teil einer Siedlung mit fünf Schichten bekannt (W. Haarnagel, 1965 u. 1969). Sie liegt bei Boomborg-Hatzum am Südufer der Ems nahe ihrer Mündung in den Dollart. Sie wurde im Norden von einem größeren Priel und im Südwesten und Nordwesten von zwei kleineren Prielen geschützt. Die Besiedlung erfolgte während der Meeresregression zwischen dem Subboreal und dem Subatlantikum durch Brandrodung im 7. Jahrhundert v. d. Ztw. (Stufe V/VI). Sie reichte mit fünf jeweils durch Sturmflutsedimente getrennte Siedlungsschichten bis in das 3. Jahrhundert v. d. Ztw., wurde dann infolge des Meeresanstiegs aufgegeben und kurz vor dem Jahr 0 wieder besiedelt (Abb. 232).

Die Streusiedlung bestand aus vier bis sechs dreischiffigen Wohnstallhäusern, die in jeder der folgenden Siedlungsschichten fast an den gleichen Stellen wiedererrichtet wurden und an Zahl fast konstant blieben. Das Dach der Häuser war ein Doppelwalmdach. Es wurde durch zwei Pfostenreihen im Längsabstand von 2 bis 2,5 m und im Querabstand von etwa 3 m als Sparrendach mit Ankerbalken getragen (vgl. Abb. 211, Nr. 3). Die Siedlung muß einen ähnlichen Anblick geboten haben wie die von Ezinge, Holland (s. Abb. 233). Die Wände der Häuser bestanden in den ältesten beiden Siedlungsschichten aus liegenden Spaltbohlen, die durch über den Bohlen zusammengebundene Zangenpfosten zusammengehalten wurden und an den Ecken wahrscheinlich überkämmt waren. Erst in den folgenden Siedlungsschichten treten Flechtwerkwände auf. Damit erweist sich die Bohlenbauweise hier als die ältere. Die Häuser waren etwa 6 m breit und bis 15 m lang. Die Pfostengruben waren sehr eng, gerade weit genug zum Einsetzen eines Pfostens. Sie mußten mit Spezialwerkzeugen (Zangenschaufeln?) hergestellt werden. In den Stallteilen waren Viehboxen an Zwischenwänden und Mistschichten für bis 10 Stück Großvieh nachweisbar. Der Mittelgang wurde von Jaucherinnen gesäumt, die

mit Holz oder Flechtmatten ausgelegt waren. Der Wohnteil befand sich jeweils am höher gelegenen Hausende, oft waren Herde nachweisbar. Der Stalleingang befand sich an der Stirnseite, der Wohnungseingang an der Längsseite.

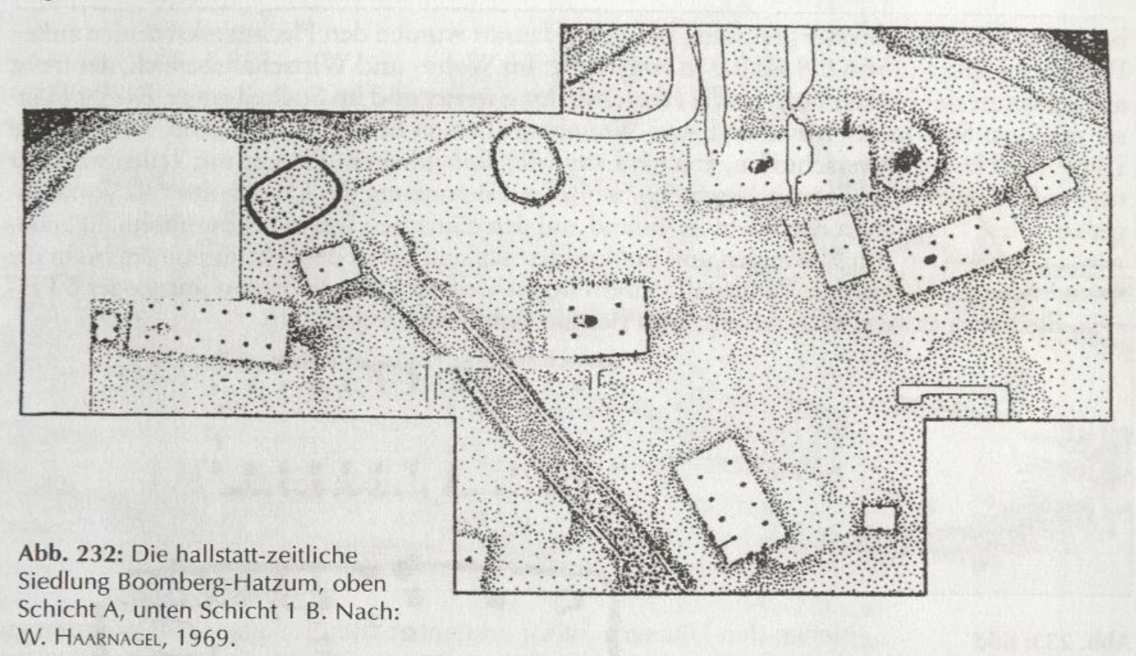
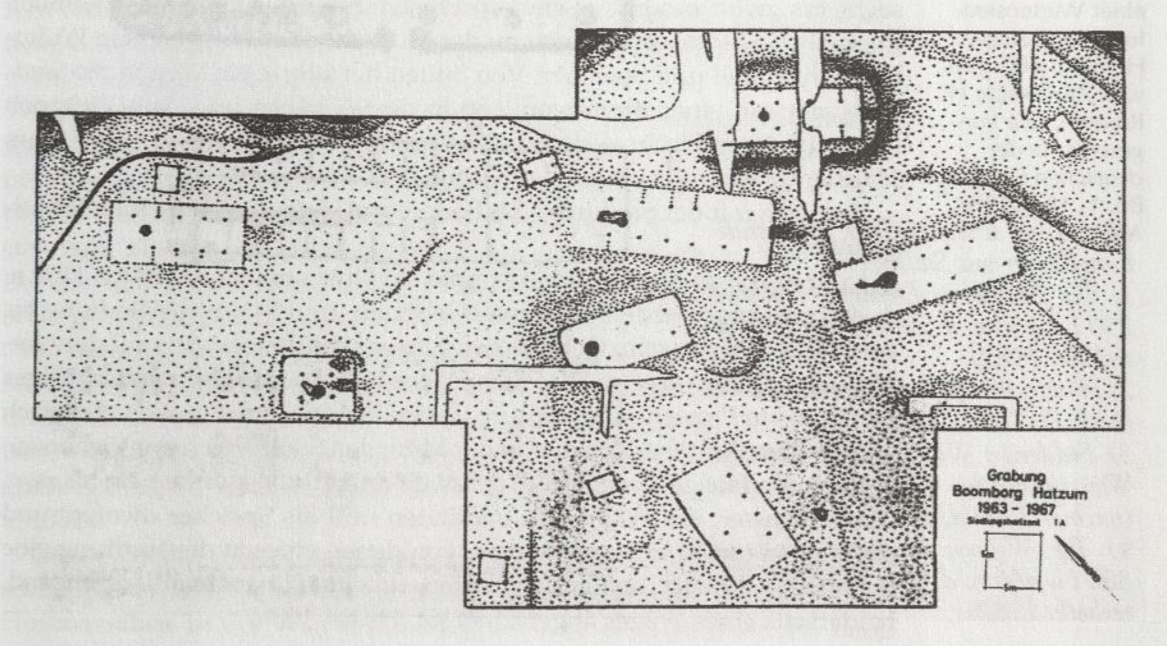


Abb. 232: Die hallstatt-zeitliche Siedlung Boomberg-Hatzum, oben Schicht A, unten Schicht 1 B. Nach: W. Haarnagel, 1969.



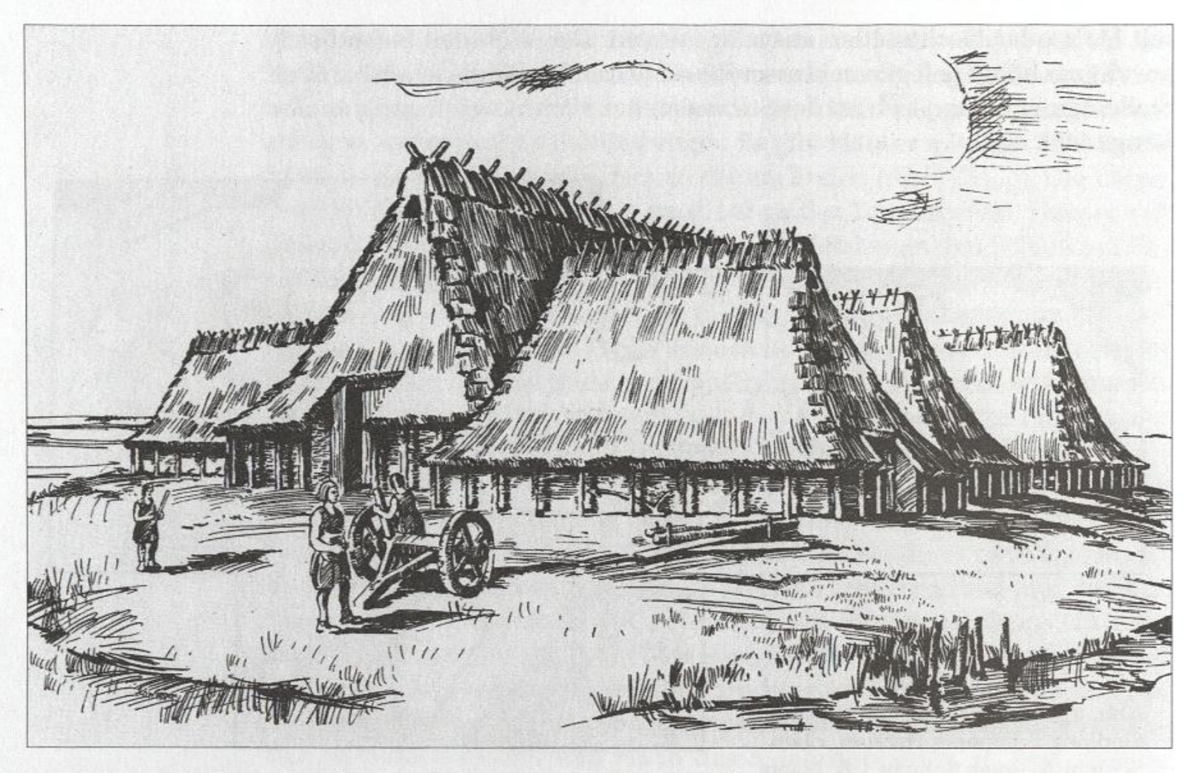


Abb. 233: Bild einer Wurtensiedlung von Ezinge, Holland, 400–300 v. d. Ztw. Nach: H. Reinerth, *Die Vorgeschichte der deutschen* Stämme, Bd. 1, 1941/1986, Abb. 25.

Neben den Häusern, meist erkennbar diesen zugeordnet, standen auf sechs bis zwölf besonders starken Pfosten Speicher, die wahrscheinlich mehr als ein Stockwerk trugen. In der Mitte des Weilers gab es ein Wohnhaus ohne Stall und Speicher. Von Süden her führte ein Weg in die Siedlung, der mit einer Breite von 2,80 m dem Verkehr und dem Viehtrieb diente und von Flechtwerkszäunen begrenzt war. Vor der SO-Seite eines Hauses lag eine von einem Zaun umgebene Feuerstelle.

Zugleich mit der Siedlung von Boomborg-Hatzum gab es auch Einzelgehöfte.

In Vorbasse in Mitteljütland konnte ein Dorf vom Jahre 100 bis 1100 n. d. Ztw. verfolgt werden. Von zwei Gehöften um 100 war die Siedlung bis zum Jahre 300 auf zehn Gehöfte gewachsen. Um 300 standen auf den umzäunten Höfen von etwa 50 x 50 m Fläche in der Mitte je ein dreischiffiges Langhaus in Pfostenkonstruktion, das im Westen einen großen mehrfach unterteilten Wohnbereich und in der Mitte den Stallbereich mit Viehboxen enthielt. Im Hof gab es noch ein bis zwei Vierpfostenspeicher, ein bis zwei Grubenhäuser, die Webstühle enthielten und als Speicher dienten, und meist zwei um 10 m lange Häuser, von denen eines in der Siedlung eine Schmiede enthielt. Die Gehöfte waren, regelmäßig aneinandergrenzend, beiderseits eines Weges angeordnet (St. Hvass, 1986).

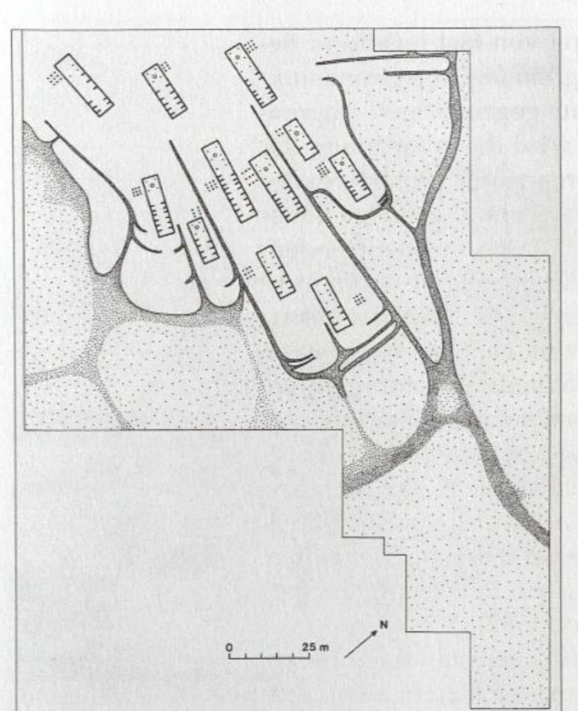
Um das Jahr 0 beobachtet man den Übergang von fast regelloser Bebauung von Weilern oder Dörfern, die keine Abgrenzung von Grundstükken der Höfe durch Zäune erkennen lassen, zur gegenseitigen Abgrenzung von Gehöften durch Zäune. Gleichzeitig wird die Anordnung der Höfe im Dorf regelmäßiger. Das kann dem Übergang der Rechtsform des Bodeneigentums durch die Dorfgemeinschaft, wobei der einzelne Bauer nur das Nutzungsrecht hatte, zur Allodialverfassung mit dem Bodeneigentum des Bauern entsprechen. Da es auch Einzelhöfe gab, kann nicht ausgeschlossen werden, daß beide Rechtsformen gleichzeitig bestanden.

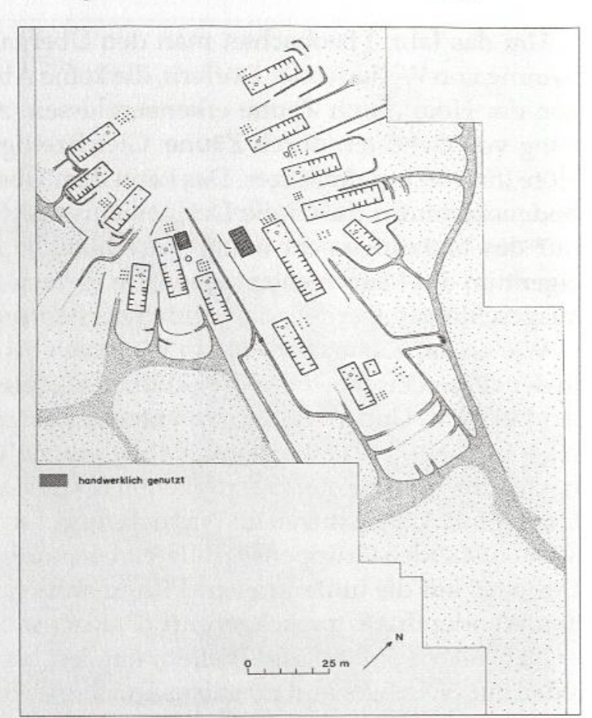
Wie an der Küste herrschte in Westfalen bis zum Hellweg nach Süden in der älteren Eisenzeit das dreischiffige Wohnstallhaus als Hauptgebäude der Höfe vor. Um 300 n. d. Ztw baute man innenstützenfreie Hallenhäuser bis 8 m Breite und 50 m Länge ohne erkennbare Innenteilung, was beträchtliche Zimmermannsfertigkeiten für die Dachstühle verlangte, sowie Häuser mit Außenstützen im Wandabstand von 1 bis 2 m. Im frühen Mittelalter entstanden Gruppensiedlungen von vorwiegend drei bis vier Höfen. Das wird auf die umfangreiche Pflugmannschaft zur Bedienung des großen Wendepfluges zurückgeführt (C. Reichmann, 1982).

Neben Einzelhöfen und Weilern mit drei bis fünf selbständigen Höfen, jeder mit Nebengebäuden, gab es Dörfer (C. Becker, 1982). In allen Siedlungen standen die Langhäuser in west-östlicher bis nordwestlich-südöstlicher Richtung mit Wohnteil im Westen. Die Anordnung der Häuser und Höfe in den Weilern ist oft ohne erkennbare Ordnung. In den Dörfern waren die Höfe um einen freien Platz angeordnet wie in Hodde, Jütland, oder beiderseits eines Weges wie in Vorbasse, Jütland, oder regellos wie in Grontoft, Jütland.

Schon zu Beginn der Eisenzeit bestanden in den Siedlungen Jütlands soziale Unterschiede. Die aus einem größeren Siedlungsgelände bei Grontoft, Westjütland, genauer untersuchten zwei Siedlungsabschnitte eines Dorfes wurden nacheinander und jeweils gleichzeitig errichtet. Vom ersten zum zweiten Abschnitt vergrößerten sich die Stallteile der Häuser. Das zweite Dorf wurde mit einem Palisadenzaun umgeben. Dort wurden etwa gleichzeitig fünf große Wohnstall-Langhäuser für 10 bis 18 Stück Großvieh, drei kleinere für je 3 bis 5 Stück Vieh, zwei Langhäuser ohne Stall, eines davon außerhalb des Zaunes, und drei kleinere Häuser, eines derselben mit nur einer Reihe von Innenpfosten errichtet. Diese Häuser waren vielleicht Vorratsgebäude. Im älteren Dorf gab es 3 x 3 bis 3 x 5 m große Speicher, die neben größeren Höfen standen (C. Becker, 1968, 1971 u. 1982).

Gegen Ende der Bronzezeit waren infolge des Meeresrückganges Marschen entstanden, die mit Beginn der Eisenzeit besiedelt wurden, so die Flußmarschen in der Wesermündung und die Seemarschen. Im Land





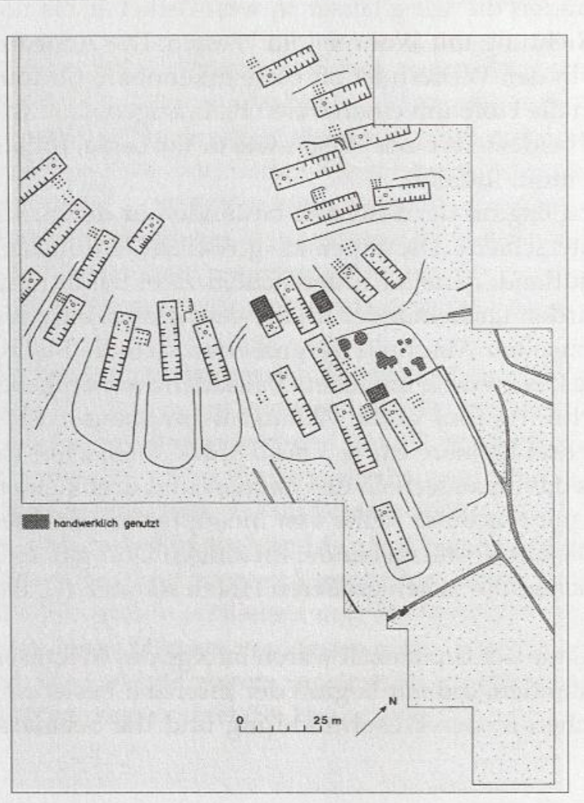


Abb. 234: Die Entwicklung der Wurtensiedlung Feddersen Wierde bei Bremerhaven.
a. Endausbau der Flachsiedlung, Horizont 1 d, Ende 1. Jahrhundert v. d. Ztw.
b. Beginn der radialen Dorfanlage, Horizont 2, 1.–2. Jahrhundert n. d. Ztw.
c. Horizont 4, 2.–3. Jahrhundert n. d. Ztw.
Punkte: Pfostenspeicher auf Stelzen.
Nach G. Kossak u. a., 1984.

Wursten nördlich von Bremerhaven baute man im 1. Jahrhundert v. d. Ztw. acht Flachsiedlungen an der Küste in der Marsch im Abstand von 1 bis 2 km. Jeder Siedlung standen etwa 300 ha zur Verfügung, etwa 50 ha wurden jeweils als Acker genutzt.

Die Anlage der Wurten in den Marschen erzwang in Feddersen Wierde bei Cuxhaven eine Lösung mit radial gestellten Langhäusern. Den Anblick einer solchen Wurtensiedlung zeigt Abb. 233. Das Dorf Feddersen Wierde entstand als Flachsiedlung mit fünf Gehöften, die etwa 100 Stück Großvieh unterbringen konnten, neben der von Gräben umgrenzten Ackerflur. Die Flachsiedlung hinter dem Brandungswall im Nordwesten war von Prielen umgeben. Sie wurde später bis auf elf Gehöfte vergrößert (Abb. 234). Die Zunahme der Winterüberflutungen erzwang am Ende des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw. die Erhöhung der Hofplätze mit erheblichen Erdarbeiten und die radiale Anordnung der Höfe um einen Platz. Im 3. Jahrhundert n. d. Ztw. waren die von Gräben umgebenen oder umzäunten Höfe zu einer Wurt zusammengewachsen, die im 5. Jahrhundert eine Fläche von 4 ha bedeckte und eine Höhe von 4 m Auftrag erreichte. Die radiale Anordnung machte die sektorenartige Erweiterung der Siedlung möglich, wobei die Hofplätze bei Aufschüttung und Hausneubau etwa an derselben Stelle und im Familienbesitz blieben. In dieser Zeit entstanden Höfe mit unterschiedlicher Stallgröße für 8 bis 16 Stück Großvieh. Im Stadium 4 gab es zehn Wohnstall-Langhäuser. Neben und hinter dem ehemals zentralen und größten Hof, der geteilt worden war, waren zwei umzäunte Langhäuser mit Wohnteil ohne Stall entstanden. Einer davon war mit Werkplätzen für Metallverarbeitung, einem Handwerkerhaus und drei Speichern zusammen umzäunt und hatte offenbar die Funktion eines Herrenhauses, das von anderen versorgt wurde und keine eigene Landwirtschaft mehr betrieb. Auch in den kleineren Höfen wurde handwerklicher Nebenerwerb betrieben. Im Stadium 5 hatte das Dorf etwa 300 Einwohner und 450 Großvieh-Stallplätze. Dann folgte ein langsamer Rückgang der Einwohnerzahl, die großen Gehöfte nahmen an Zahl ab und die kleineren zu. Der große Hof neben dem Handwerkerplatz blieb bestehen. Das weitere Anwachsen der Winterüberflutungen führte zur Verringerung der Einwohner und zwang schließlich zur Aufgabe der Siedlungen in der Marsch im 5. Jahrhundert (P. Schmid, 1982).

Auf der Geest zwischen Weser und Elbe in der Nachbarschaft der Marschensiedlungen des Landes Wursten entstanden wie dort Siedlungen, die vom Beginn des 1. Jahrhunderts v. d. Ztw. bis Ende des 1. Jahrhunderts n. d. Ztw. Zellenfluren bewirtschafteten. Die vom Moor umgebene Geestsiedlung Flögeln bietet ein gut untersuchtes Beispiel. In der 100 ha umfassenden Zellenflur standen zwölf Wohnplätze, die nach dem 1. Jahrhundert n. d. Ztw. in ein Dorf zusammengelegt wurden, das bis zum 5.

Jahrhundert bestand und Ende des 3. Jahrhunderts seine größte Einwohnerzahl (150–200 Einwohner, 320 Stück Vieh) erreichte. Hier fanden sich die gleichen Haustypen wie in den Marschsiedlungen, auch Handwerkerhäuser ohne Stall, und mit gleichen Zahlen der Viehboxen wie dort. Das Verhältnis der Flächen von Acker zu Grünland war also in Marsch und Geest gleich.

Die Siedlung bestand aus durch Zäune voneinander getrennten Mehrbetriebsgehöften mit Pfostenspeichern und Grubenhäusern für Handwerksbetätigung, die vielleicht Sippen zuzuordnen sind. Diese Mehrbetriebsgehöfte sind durch die verschiedenen Siedlungsschichten zu verfolgen.

Im Nordwesten führte eine befestigte Toreinfahrt zur Siedlung, die sich in einem Weg durch die Siedlung fortsetzte. Zuletzt waren die Langhäuser so vergrößert worden, daß bis 32 Stück Vieh untergebracht werden konnten und die Wohnteile mehrere Räume aufwiesen.

Auch in dieser Siedlung ging man zuletzt zu mehr Handwerk über, ein Platz zur Bearbeitung und Erzeugung von Eisen entstand, und die Zahl der Kornspeicher ging zurück. Die Siedlung wurde im 5. Jahrhundert verlassen, was auch pollenanalytisch durch Abbrechen des Getreides und Wiederbewaldung bestätigt ist. Die Gründe zur Aufgabe der Siedlung waren archäologisch bisher nicht zu erkennen (P. Schmid, 1982).

Bei Hodde in Westjütland wurde ein Dorf der vorrömischen Eisenzeit vollständig ausgegraben, das wahrscheinlich von den Vandalen vor ihrem Auszug zur Oder- und Weichselmündung bewohnt wurde. Es war von Anfang an auf Erweiterung angelegt und mit einem Zaun umgeben, der in den einzelnen Siedlungsabschnitten an der gleichen Stelle blieb und eine Fläche von 150 x 90 m einschloß. An der höchsten Stelle des leicht geneigten Geländes stand im Nordwesten zu Beginn nur ein Hof, der bis zum Schluß auch der größte blieb und gesondert umzäunt war. Zu ihm gehörte das größte Haus mit 28 m Länge und 28 Viehboxen, ein 12 m langes und stallfreies dreischiffiges Haus und ein kleineres mit 7 m Länge. Im dichtest bebauten Zustand gab es gleichzeitig 53 Häuser, davon waren 22 dreischiffige Wohnstallhäuser mit Wohnteil und Feuerstelle im Westen. Zwei Häuser waren Schmieden, und in vier Höfen wurde getöpfert. Die bessere, geglättete Keramik fand sich besonders in dem Hof mit hervorragender sozialer Stellung.

Die Häuser waren Pfostenkonstruktionen aus vier Pfostenreihen mit lehmbeworfenen Flechtwerkswänden und Breiten von 5 bis 5,5 m. Die Stallteile hatten niedrige Zwischenwände für Viehboxen mit je 1 Stück Großvieh und 12 bis 20 Stück Vieh je Hof. Im dichtest bebauten Zustand konnten im Dorf etwa 350 Stück Vieh untergebracht werden (St. Hvass, 1982) (Abb. 235).

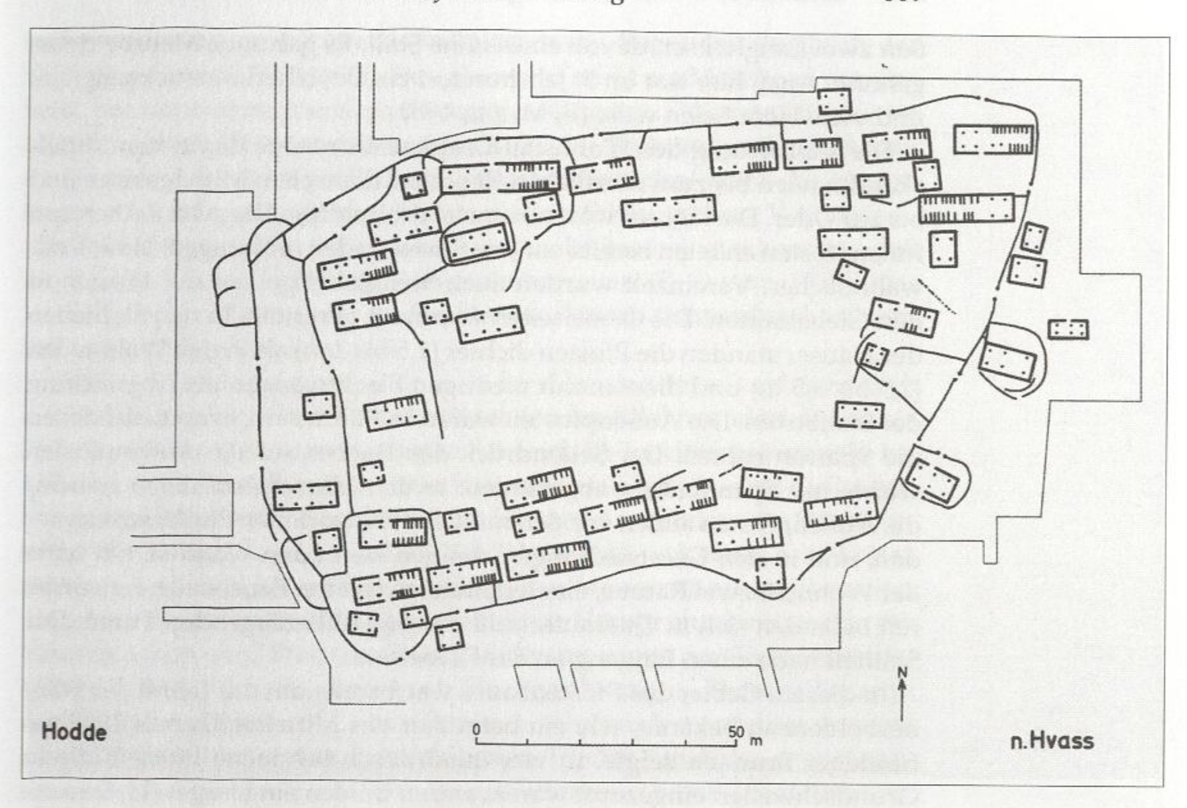


Abb. 235: Siedlung mit Wohnstall-Langhäusern aus dem 1. Jahrhundert v. d. Ztw. – 1. Jahrhundert n. d. Ztw. bei Hodde, Westjütland; Zäune dick ausgezogen. Nach: G. Kossack u. a., 1984.

In derselben Zeit gab es neben Dörfern auch Einzelhöfe mit den gleichen Haustypen in Jütland, auf Fünen bis Bornholm. Unweit von Hodde fand man zwei zusammengehörige einzelne Höfe mit vier Eisenniederschachtöfen. In Nordjütland gab es neben den Flechtwerkswänden auch bis mehr als 1 m in den Boden eingetiefte Langhäuser, mit Wänden außen aus Grassoden und innen aus Holzbohlen.

Der Südwesten von Norwegen bis Stavanger, in Rogaland und Jaeren war in der Eisenzeit vom 1. Jahrhundert n. d. Ztw. bis zur Völkerwanderung dichter besiedelt als heute. Das Land wurde nach dem Infeldsystem bewirtschaftet. Vom 1. Jahrhundert n. d. Ztw. an wurden dreischiffige Wohnstall-Langhäuser im Mittel 30 m lang mit Wänden aus Bohlen oder Flechtwerk zwischen dachtragenden Pfosten errichtet, die teilweise auf hölzernen Schwellen ruhten und außen von Steinwällen umgeben waren. Neben diesen gab es kleinere Wohnhäuser, Scheunen, Speicher und Schmieden. Diese Häuser bestanden zur einen Hälfte aus Ställen mit Viehboxen, zur anderen Hälfte aus zwei Wohnräumen. Die meisten waren, wo möglich, westöstlich bis nordwestsüdöstlich ausgerichtet. Die Eingänge befanden sich in der Mitte der Längsseiten (›Mittertennhaus‹), außen mit Verbindung zu den wallumgebenen Viehtrieben. Die größten Höfe besa-

ßen zwei Langhäuser, davon eines ohne Stall. Es gab auch Mehrbetriebsgehöfte. Auch hier trat im 5. Jahrhundert ein Bevölkerungsrückgang ein, und viele Höfe fielen wüst (B. Myrhe, 1982).

Die Verbreitung des Wohnstall-Langhauses reichte damit von Mittelskandinavien bis zum nördlichen Rand der deutschen Mittelgebirge und bis zur Oder. Die Häuser waren zumeist dreischiffig. Die zwei Reihen von Innenpfosten endeten bereits vor den Stirnwänden und trugen damit Vollwalmdächer. Vereinzelt wurden auch Steilgiebel gebaut mit Pfosten in den Giebelmitten. Die Giebelseiten waren oft gerundet. In den Stallteilen der Häuser standen die Pfosten dichter (1,5 bis 2 m) als in den Wohnteilen (2,5 bis 3,5 m) und dienten mit niedrigen Flechtwänden als Abgrenzung der Stallboxen. Die Außenpfosten waren in Rähme eingezapft, auf denen die Sparren ruhten. Der Seitendruck des Daches auf die Außenpfosten wurde mit Spannbalken abgefangen. In den Marschsiedlungen standen die Außenpfosten außen vor den mit Lehm beworfenen Flechtwerkswänden, und in den Geestsiedlungen standen sie in den Wänden. Oft hatte der Wohnteil zwei Räume, einen hintersten mit der Feuerstelle. Im vorderen befanden sich in Queraufschluß die gegenüberliegenden Türen. Der Stallteil hatte einen Eingang an der Giebelseite.

In diesem Gebiet des Pfostenbaues war bereits um das Jahr 0 der Ständerbohlenbau bekannt, wie ein beim Bau des Mittellandkanals 1908 gefundener Brunnen zeigte. In vier quadratisch behauene Pfosten, die in Grundschwellen eingezapft waren, waren Bohlen eingenutet (H. Schroller, 1934).

In der Siedlung Flögeln aus dem 4./5. Jahrhundert wurde eines der Häuser im Ständerbau auf Grundschwellen nachgewiesen (H. Zimmermann, 1988).

In diesem großen Gebiet des dreischiffigen Pfostenhauses herrschten bis in das frühe Mittelalter der gleiche Haustyp, die gleiche Innengliederung mit gleichen Abmessungen, die auf dem gleichen Maßsystem beruhte. Das war nur bei dauernder kultureller Kontinuität und mit einem spezialisierten Zimmermannshandwerk möglich (H. Zimmermann, 1988), es belegt die germanische Kultureinheit.

Eine Ausnahme im großen Gebiet der Langhäuser in Pfostenbauweise bildeten die Stammesgebiete der Chauken an der Küste zwischen Elbe und Ems und der Cherusker in Westfalen. Dort wurden Mehrhausgehöfte mit kleineren Wohnhäusern gebaut, und diese wurden als Ständerbohlenbauten errichtet. In viereckig behauene Pfosten waren die Bohlen eingenutet. Die untersten waren durch die Pfosten durchgeführt und außen verzapft.

Beim Vergleich der Stallgrößen sind Abhängigkeiten von der Bodenbeschaffenheit erkennbar. In Marschgebieten herrscht die Viehzucht vor. Dort waren Gehöfte mit 16 bis 24 Stallplätzen, in Jütland dagegen auf Geest-

boden solche nur mit 8 bis 16 Stallplätzen die Regel. Im Vergleich der Stallplätze innerhalb einer Siedlung herrscht meist ein Mittelmaß vor, das heißt, soziale Unterschiede sind wenig ausgeprägt. Dagegen läßt die im Mittel der Stallgröße entsprechende Größe der Wohnteile erkennen, daß sie für unterschiedlich große Familien gebaut wurden. Höfe, die Häuptlingen oder Adligen gehörten, hatten größere Ställe, größere Vorratsspeicher und kleinere Häuser von Hintersassen. Insgesamt ist erkennbar, daß die Bauern etwa gleichgroße Besitzstände hatten (P. Donat, 1977). Das Vorwiegen der Kleinbauern in den Dorfstrukturen entstand wahrscheinlich erst mit dem Feudalismus.

Zu dieser norddeutsch-skandinavischen Hauslandschaft gehören noch die Steinbauten auf Öland. Dort entstanden im 4. Jahrhundert die ersten Steinbauten im gesamtgermanischen Bereich in Trockenmauerwerk, begünstigt durch anstehende plattige Kalksteine, als Schutz- und Zufluchtsburgen für Bauern der Nachbarschaft. Eketorp 1 im Süden von Öland bestand bis in das 5. Jahrhundert 100 Jahre, war von einer 4 m hohen zweischaligen und 3,4 m dicken, fast runden Mauer mit einem Tunneltor umgeben. Innen waren radial 20 dreischiffige Häuser angebaut, außen mit Mauern, innen mit 2 Pfostenreihen. Die Häuser waren am Giebel nach der Mitte der Burg offen. Sie dienten als Fluchtwohnungen. Eketorp 2 wurde, nach Abriß von Eketorp 1, erweitert im 5. Jahrhundert errichtet, bestand etwa 200 Jahre und wurde dann verlassen. Die bis 6 m dicke, ursprüngliche zweischalige Mauer mit 78 m Ringdurchmesser besaß 2 Einfahrtstore, das eine mit einem Fallgitter. Die Mauern umschlossen 12 Höfe mit Stall für je 16 Rinder und Wohnhaus, insgesamt 53 Häuser, 23 Wohnhäuser, 12 bis 13 Ställe und 11 Werkstatt- und Vorratshäuser. 11 Häuser waren unbewohnte Zufluchtsstätten. Die Häuser waren 11 m lang und dreischiffig mit Vollwalmdächern (J. Hoops, Bd. 7, 1989) (Abb. 236).

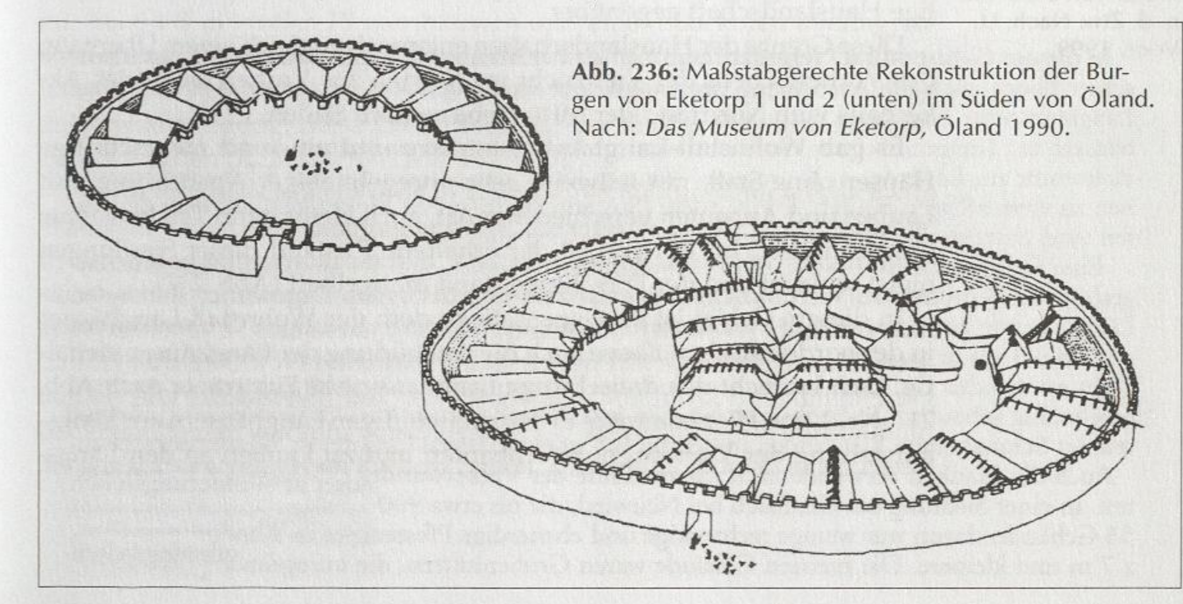


Abb. 236: Maßstabgerechte Rekonstruktion der Burgen von Eketorp 1 und 2 (unten) im Süden von Öland. Nach: *Das Museum von Eketorp,* Öland 1990.

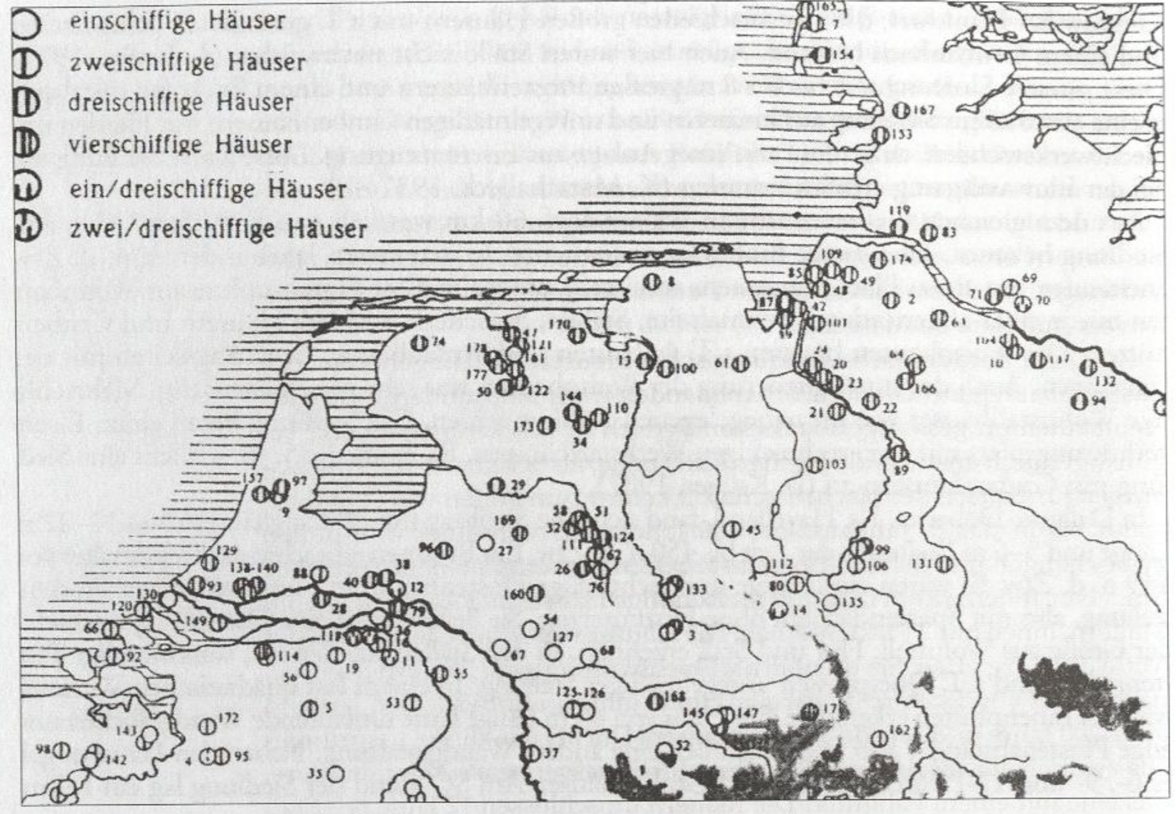


Abb. 237: Die Hauslandschaften aus dem Gebiet zwischen Rhein und Weser von 0 bis 400 n. d. Ztw. Nach: U. Vogt, 1999.

Diesem einheitlichen Wohnstall-Langhaus-Gebiet, das von der Jungsteinzeit an in dem engeren Bereich der Nord- und Ostseeküste bis heute als niederdeutsches Hallenhaus bis Mecklenburg besteht, stand im weiteren germanischen Siedlungsgebiet eine auch am gleichen Ort sehr vielfältige Hauslandschaft gegenüber.

Diese Grenze der Hauslandschaften entsprach zugleich einem Übergang des Vorherrschens der Viehzucht im Norden zur Vorherrschaft des Akkerbaus vom Nordrand der Mittelgebirge nach Süden.

Es gab Wohnstall-Langhäuser, kürzere und ein- und mehrschiffige Häuser ohne Stall, mit teilweise sehr unregelmäßiger Ausführung, mit Lauben und Anbauten verschiedener Art, auch kleine, zum Teil bewohnte Grubenhäuser. Im übrigen ist der erhaltene Zustand dieser Siedlungen meist schlecht und der Forschungsstand mangelhaft (Abb. 237).

In diesem Gebiet ist im Gegensatz zu dem der Wohnstall-Langhäuser in der norddeutschen Ebene auch die Ausbildung der Langhäuser vielfältig. Dort herrscht das dreischiffige Langhaus ohne Firstträger nach Abb. 211, Nr. 2, vor. Hier kommt es in den dreischiffigen Langhäusern zur Längsaufstellung der Viehboxen, zu Anbauten und zu Lauben an den Längs-

seiten. Ende des 3. Jahrhunderts findet eine Weiterbildung der Langhäuser mit drei Innenpfostenreihen zu vierschiffigen Bauten statt. Die mittlere Pfostenreihe trägt den Firstbalken, auf dem die Rofen eines Satteldaches ruhen, ein weiterer Unterschied zum ersten Gebiet.

Eine Siedlung aus der Nähe eines Reihengräberfriedhofes und des alemannischen Fürstengrabes von Wittislingen, Kreis Dillingen, aus der Zeit nach 260, des Durchbruchs durch den Limes, wurde auf einem abgebrannten römischen Gutshof mit rechteckigen Grubenhäusern von etwa 3 x 4 m angelegt. Das zeigt die Verwendung der Grubenhäuser in Wanderungszeiten nicht nur bei den Ostvandalen, sondern auch bei Westgermanen. Diese kleinen und keineswegs regelmäßig gebauten Grubenhütten besaßen je sechs Pfosten, davon zwei als Firstpfosten in den Mitten der Schmalseiten. Sie standen in den bis 0,5 m eingetieften Gruben (W. Krämer, 1952).

Auch die Franken verwendeten noch am Ende der Völkerwanderung um 500 Grubenhütten. In einer Siedlung bei Gladbach nahe Neuwied, die bis etwa 900 bewohnt wurde, fand man 53 Gebäude, davon nur wenige rechteckige und ebenerdige Pfostenhäuser von 6 x 10 und 6,5 x 7 m sowie kleinere. Die meisten Gebäude waren Grubenhütten, die unregelmäßig mit unterschiedlicher Pfostenanzahl und -stellung gebaut waren. Bei einer wurde ein eiserner Schlüssel gefunden. Auch Stelzenspeicher sind von dort bekannt (H. Mylius, 1938).

Eine Vielfalt von Pfostenbauten mit Flechtwerkswänden wurde in den ersten Jahrhunderten in Brandenburg von den Burgunden errichtet, mit Grubenhäusern, die teilweise Wohnzwecken dienten und Feuerstellen besaßen. Als Beispiel sei die nur unvollkommen bekannte Siedlung Kliestow bei Frankfurt/Oder genannt, die aus verschieden großen Häusern mit teilweise gerundeten Schmalseiten und einem Grubenhaus bestand. Auch hier waren Ställe nicht nachweisbar (A. Leube, 1971). Diese jüngere Siedlung mit bis 6 x 8 m großen Pfostenhäusern und einem Backofen überlagerte eine etwas ältere Siedlung aus kleineren und unregelmäßigen Grubenhäusern mit Herden und Flechtwerkswänden, außerdem mit einer Anlage zur Eisenerzeugung. Diese ältere Siedlung war bei der Einwanderung errichtet worden (K. Marschalleck, 1937/40).

Aus demselben Gebiet wurde in Waltersdorf, 60 Kilometer westlich von Frankfurt/Oder, eine Siedlung bekannt, die weitere Einblicke ermöglichte. In den ersten Jahrhunderten n. d. Ztw. entstanden um einen Platz mindestens sechs sehr unregelmäßige Hofkomplexe aus Wohnbauten mit je einer abgerundeten Schmalseite, Ställen, Speichern, kleineren Häusern und Grubenhütten. Die Wohnbauten besaßen zum Teil Anbauten und Vorlauben an den Längsseiten mit den Eingängen. Auch die Innengliederung der Wohnbauten war sehr verschiedenartig. Mehrschiffige Wohnstallhäuser wie im nahegelegenen Kablow fehlen. Die Siedlung besaß einen Eisen-

verhüttungsplatz mit zwei rechteckigen Werkstatthäusern. Bis Ende des 5. Jahrhunderts schließt eine Siedlung mit Grubenhäusern an (B. KRÜGER, 1987).

In Dallgow-Döberitz, Kreis Havelland, fand sich eine Siedlung der Sueben mit zwanzig Langhäusern von 11–22 m Länge und 5–6 m Breite aus der Zeit bis 450 n. d. Ztw. Ein Brunnen erbrachte das dendrologische Alter von 449 n. d. Ztw. Es waren einschiffige und rechteckige Pfostenhäuser mit unregelmäßiger Pfostenstellung, also mit Sparrendächern ohne Firstunterzug. Sie ließen meist eine Dreiteilung wechselnder Größe aus Wohnteil, Flur und Stall mit Vorlauben und Grubenhäusern erkennen. In den Ställen standen teils wandständige Pfostenreihen, teils Querpfosten unregelmäßiger Stellung. In einem fast quadratischen Wohnteil waren vier Innenpfosten erkennbar. Ein Haus von 45 m Länge hatte umlaufende Wandgräbchen und enge Pfostenabstände, also wahrscheinlich eine andere Wandgestaltung. Neben den Häusern gab es 6-, 9- und 12-Pfostenspeicher und Grubenhäuser. Am Südost-Rand der Siedlung lag ein Lehmkuppelofen mit Steinfundament zum Kalkbrennen (P. SCHÖNEBURG u.a., 1995) (Abb. 238).

Bei Kablow, Kreis Königs Wusterhausen, wurden zwei eng

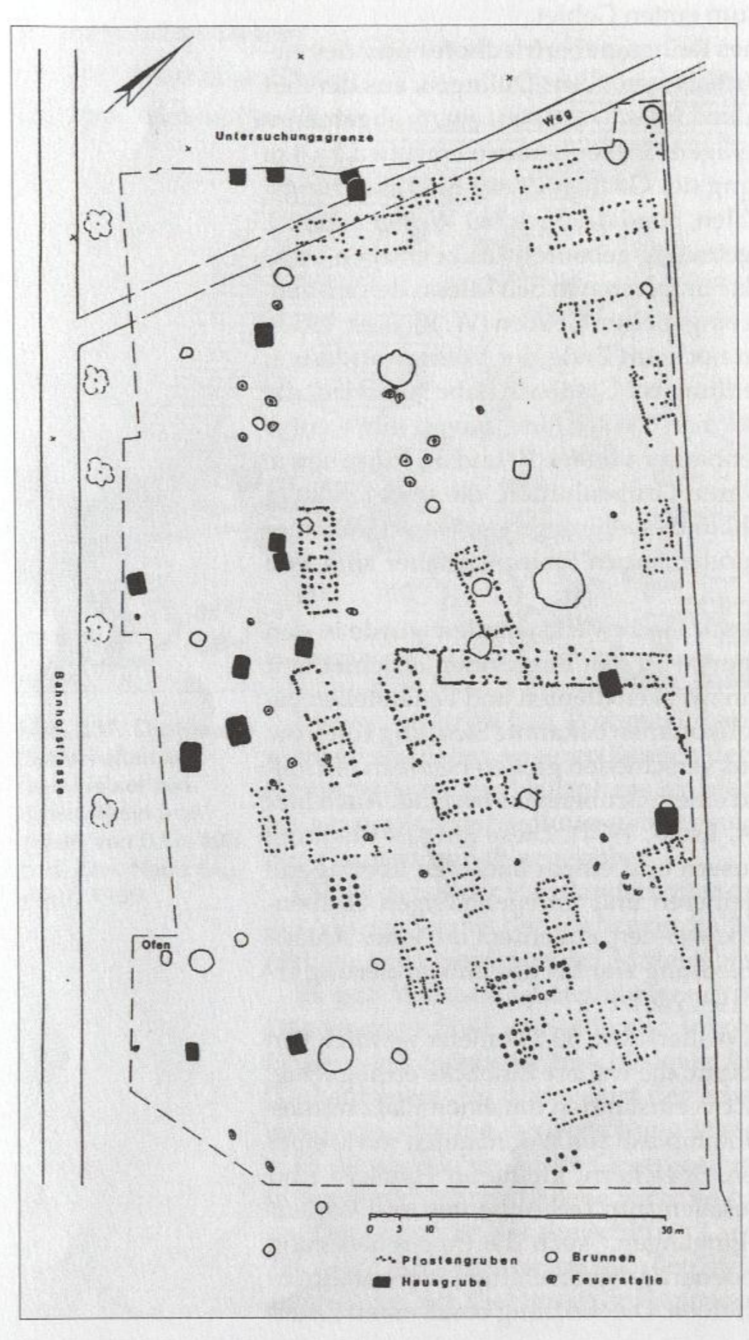


Abb. 238: Die germanische Siedlung von Dallgow-Döberitz, Kreis Havelland. Nach: P. SCHÖNEBURG u. a., 1995.

benachbarte Dörfer mit 66 nicht gleichzeitig errichteten Häusern des 2. oder 3. Jahrhunderts n. d. Ztw. gefunden, von denen bisher nur einzelne Hausgrundrisse veröffentlicht sind. Hier standen dreischiffige Wohnstall-

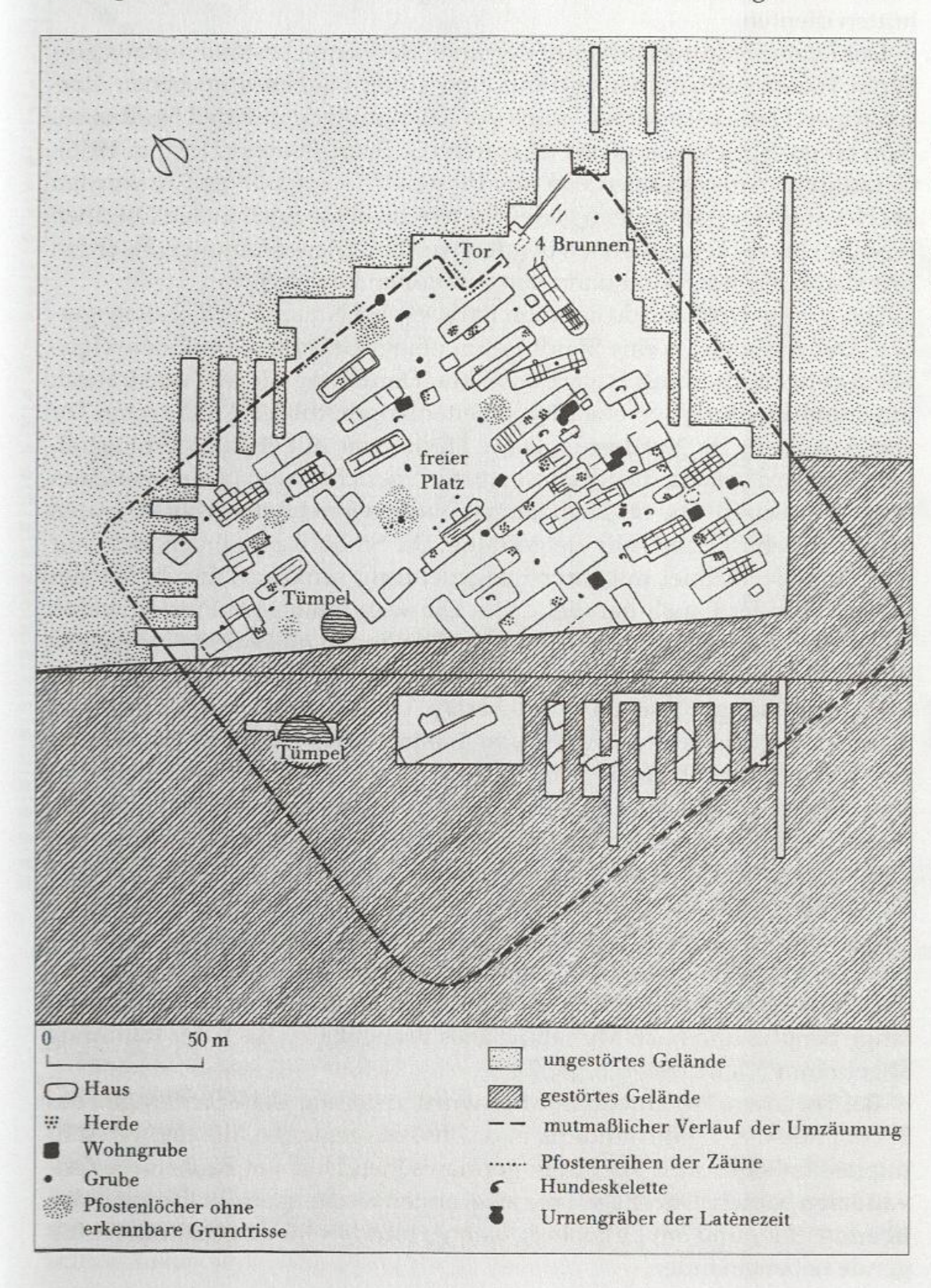


Abb. 239: Das germanische Dorf Bärhorst bei Nauen vom Ende des 3. Jahrhunderts. Nach: J. HERRMANN, *Archäologie in der DDR*, Leipzig 1989.

Langhäuser mit Viehboxen und im Süden vorgesetzten Lauben ähnlich wie im Küstengebiet, gestelzte Speicher, Eisenerzeugungsanlagen, kleine Wohnhäuser, getrennte Ställe und eingetiefte Grubenhäuser, die als Webhütten dienten.

Der letzte Siedlungsanschnitt der einen Bebauung bestand nur aus größeren Wohnstall-Langhäusern mit einem von Lauben umgebenen vierschiffigen Haus besonderer Länge von 20 m mit erkennbaren Stallboxen, dem einige Speicher zugeordnet waren (G. Behm-Blancke, 1950 u. 1956). Geradlinige Anordnungen von drei Pfosten im Abstand von 5 m wurden als Heustapelvorrichtungen gedeutet, wie sie heute noch in den Ostalpen (Harpfe) bis zu den Slowenen benutzt werden. Diese Siedlungen wurden erst von Burgunden und dann von Semnonen bewohnt.

Das größte Dorf wurde auf dem Bärhorst bei Nauen ab 1935 ausgegraben. Der Bärhorst ist eine Sandinsel in einem Urstromtal mit sumpfigen Niederungen und mißt etwa 1 x 0,7 km. Darauf lag die fast quadratisch umzäunte Siedlung von etwa 200 m Seitenlänge (Abb. 239) und einem Tor von 5 m Breite im Nordosten. Diese Fläche war mit etwa 50 Wohnstall-Langhäusern bebaut, die meist westöstlich gerichtet und von einem Zaun umgrenzt waren. Die bis 25 m langen und bis 8 m breiten Häuser waren meist dreischiffig und sehr vielgestaltig. Die Stallboxen standen nicht nur wie im Küstengebiet mit ihrer Längsrichtung senkrecht zur Achse der Häuser, sondern auch parallel dazu. Die wandbündigen Pfosten waren teilweise behauen. Die Wandfüllungen bestanden im Wohnteil meist aus Bohlen und im Stallteil meist aus Flechtwerk mit Lehmbewurf. Lehm diente auch als Füllung zwischen Rundhölzern. Ob diese liegend nach Art des Ständerbohlenbaus angeordnet waren, blieb unbekannt. Die Häuser trugen Walmdächer. Um die Feuerstelle standen oft quadratisch vier Pfosten. Es gab Anbauten und Lauben. Zu den abgegrenzten Höfen gehörten vielfach ein Pfostenspeicher und ein Grubenhaus als Wirtschaftsnebengebäude. Inmitten des Dorfes lag neben einem 30 x 30 m großen freien Platz ein nordsüdlich gerichtetes, fast 40 m langes Haus, von dessen Innenaufbau leider nichts beschrieben wurde. Dieses Dorf wurde möglicherweise von Langobarden Ende des 3. Jahrhunderts n. d. Ztw. angelegt, nachdem die vorher hier siedelnden Semnonen abgezogen waren. Es wurde nicht lange benutzt und nach Mitnahme alles Brauchbaren nach der Räumung abgebrannt (O. Doppelfeld, 1937).

Bei Tornow westlich von Cottbus wurden germanische Siedlungen des 3. bis Ende des 5. Jahrhunderts n. d. Ztw. ausgegraben, die deshalb sehr interessant sind, weil über dem germanischen Dorf am Bochelt die Ostvandalen bauten. Dort liegen die zwei ersten Siedlungen der Ostvandalen übereinander und am Lütjenberg wenige hundert Meter entfernt vier folgende nebeneinander.

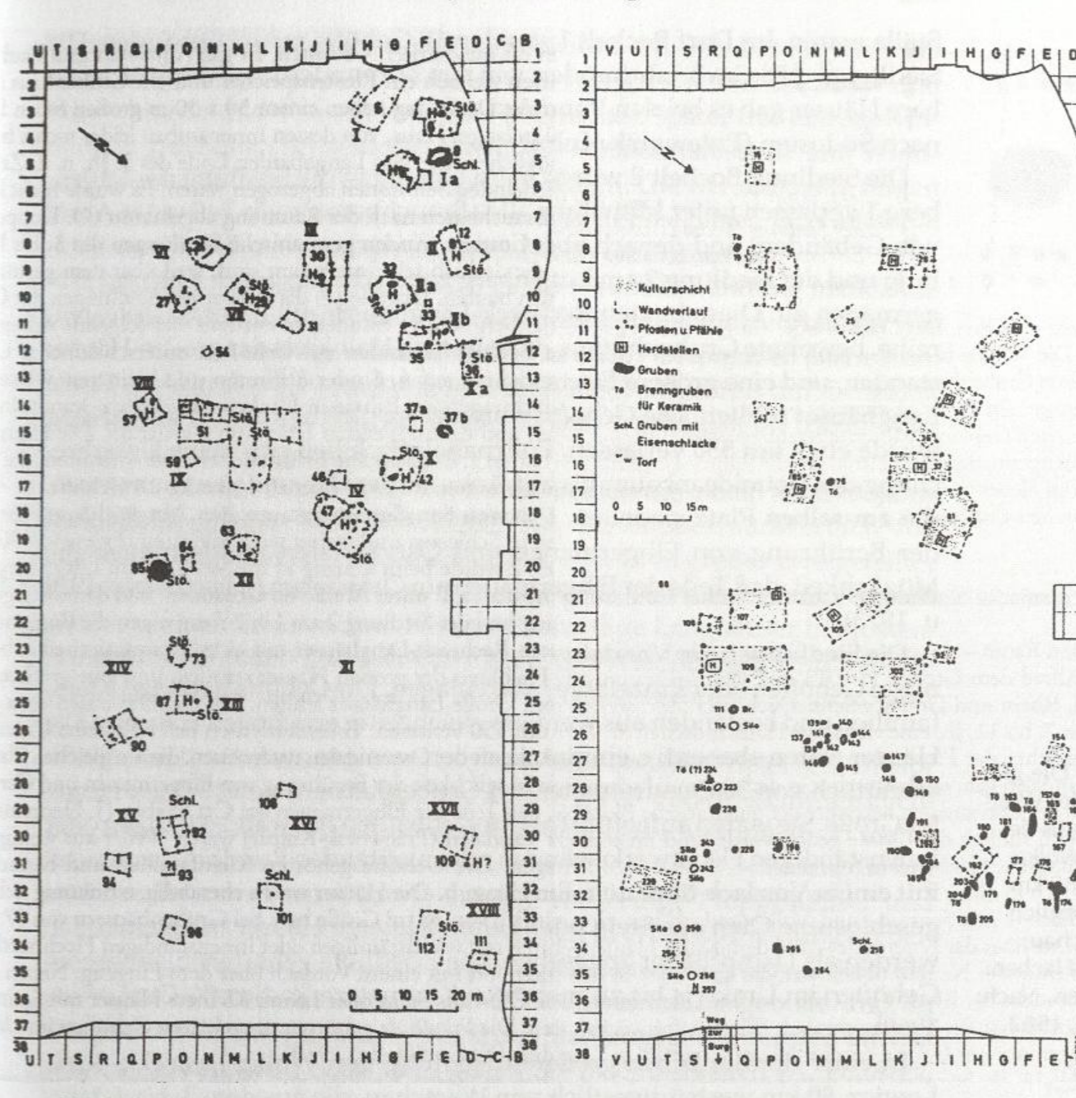


Abb. 240: Tornow, Kreis Calau, Siedlung 2 der Burgunden am Bochelt. Gehöfte in römischen Ziffern.

Abb. 241: Siedlung A der Ostvandalen darüber. Nach: J. Herrmann, 1970b.

Die Siedlungen am Bochelt bestanden aus Gehöften unterschiedlicher Größe mit Wohnstallhäusern, Stelzenspeichern auf vier, sechs oder acht Pfosten und aus kleineren Wirtschaftsbauten. Die Häuser wurden mit dachtragenden Palisaden-Flechtwerkswänden, wandständig unregelmäßig eingeschalteten Pfosten und dachtragenden Firstpfosten errichtet. Die Häuser waren sehr unregelmäßig gestaltet, hatten teilweise gerundete Schmalseiten und Anbauten, die im größten Haus (Abb. 241 b, Nr. 51)

Ställe waren. Im Dorf Bochelt 1 standen 18 Gehöfte mit 47 Gebäuden. Die Siedlung wurde im 3. Jahrhundert von den Burgunden errichtet. Vergleichbare Häuser gab es bei den Vandalen an der Oder, in Schlesien und weiter nach Südosten (Przeworsk-Kultur).

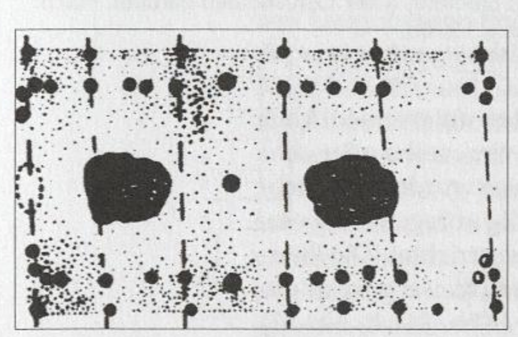
Die Siedlung Bochelt 2 wurde beim Umzug in die Siedlung am Lütjenberg 1 verlassen unter Mitnahme alles Brauchbaren, zum Teil unter Abriß von Gebäuden, und danach abgebrannt. Zwischen dem Bau dieser Siedlung und der Siedlung 2 am Lütjenberg zogen die Burgunden ab und Elbgermanen zu. Diese bauten Rechteck-Langhäuser mit einer Firstpfostenreihe, bewohnte Grubenhütten, die innen im Halbkreis der großen Häuser standen, und eine größere Eisenerzeugungsanlage neben dem Dorf. Große Langhäuser fehlten. Die Gehöfte waren etwa gleich groß. Diese Siedlung wurde etwa um 550 verlassen. Pollenanalytisch ließ sich keine Unterbrechung des Getreideanbaues bis zur Ankunft der Ostvandalen nachweisen, die am selben Platz siedelten. Es besteht also nicht nur die Möglichkeit der Berührung von Elbgermanen und Ostvandalen, sondern auch die Möglichkeit, daß Teile der Elbgermanen am Ort blieben (J. Herrmann, 1970 u. 1973).

Die Siedlungen der Vandalen (Przeworsk-Kultur) waren Weiler aus wenigen Gehöften oder Einzelhöfe in Streulagen. Die Gehöfte gehörten Kleinfamilien und bestanden aus wenigen gleichzeitig errichteten Häusern. Die Häuser waren ebenerdig, einräumig neben wenigen zweiräumigen, durchschnittlich von 38 Quadratmeter, bei Grubenhäusern von 17 Quadratmeter Größe. Sie waren aufgeführt als Pfostenbauten mit wandständigen oder innenständigen Flechtwerkswänden oder als Ständer-Rundholzbauten, oft mit einem Vordach über dem Eingang. Neben offenen Feuerstellen gab es geschlossene Öfen aus Stein oder Lehm. Kleinere Häuser mit Steinböden werden als Dampfbäder angesehen. Die Friedhöfe gehörten zu mehreren Gehöften im Umkreis bis zu mehreren Kilometern Radius (K. Godlowski, 1969).

In einer dorfähnlichen größeren Siedlung von Wolka Lasiecka, Kreis Lowicz, 80 km westsüdwestlich von Warschau, die aus dem 3. bis 4. Jahrhundert stammt, stand eine 8,5 x 16,2 m große Halle (Abb. 242), an deren Längswänden im Inneren je eine zweite Pfostenreihe stand. Das Dach war freitragend ohne Firstpfosten mit Ausnahme eines Pfostens in der Mitte. In den beiden Hälften lag je eine große Feuerstelle in 0,8 m tiefen Gruben (G. Domanski, 1971). Diese Halle könnte ein Vorläufer der Fürstenhallen aus der Burg Oldenburg sein (s. Abb. 262).

Abb. 242: Die große Halle der Westvandalen aus der Siedlung Wolka Lasiecka, 80 km westsüdwestlich von Warschau; schwarze Flächen: Feuerstellen. Nach: W. Bender, 1962.

3 m



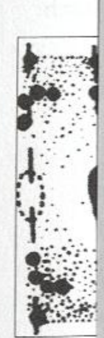
Von den bisher sehr spärlichen Siedlungsresten der Markomannen aus Böhmen ist eine Siedlung bei Tuchlovice (35 km westlich von Prag) bekannt, die von 200 bis nach 400 bestand. Anfangs wurden Pfostenbauten von 3,5 x 6,5 m mit First- und Mittelpfosten oder von etwa 3,8 x 4,5 m errichtet. Später trat Eisengewinnung in 1 m hohen Schachtöfen hinzu, die Schlackenabstiche und Windzufuhren hatten und in Reihe aufgestellt waren. Die Keramikreste zeigen Verwandtschaft mit Funden aus dem mittleren Elbegebiet. Ein Gefäß hat zahlreiche Verwandtschaften im Gräberfeld von Přeštovice.

Nach ihrer Ankunft um das Jahr 0 in der Weichselmündung bauten die Goten Pfostenhäuser bis 4 x 7 m in Ständerbohlenbau mit Vorlauben wie im Fürstengrab von Pilgramsdorf bei Neidenburg/Ostpreußen (siehe Abb. 119). Dies war die im gesamten germanischen Kulturkreis am weitesten entwickelte Bauweise. Der Ständerbohlenbau wurde erst im frühen Mittelalter nach 800 allgemein üblich.

In der weiteren Umgebung von Lublin bauten die Goten im 2./3. Jahrhundert Langhäuser skandinavischer Art. Bei Grodek südwestlich von Lublin am Bug fand sich ein einschiffiges, 10 x 20 m großes zweigeteiltes Haus mit 50 cm dicken Pfosten. Der eingetiefte Teil diente zum Wohnen und hatte einen Tonofen zum Heizen. Ebenerdige Langhäuser in Pfostenbauweise sind in den Kulturen der Goten, der Willenberg-Kultur in Pommern und der Černjachov-Kultur in der Ukraine verbreitet (A. Kokowski, 1995).

In ihrem Reich zwischen den Karpaten, dem Dnjestr, Pripjet und Dnjepr bauten die Vertreter der Černjachov-Kultur zwei- und dreischiffige ebenerdige Wohnstallhäuser mit Längen bis 16 m, deren Wohnteile oft mehrfach unterteilt waren in Pfostenbauweise mit Flechtwerkswänden, die mit Lehm beworfen wurden, sowie kürzere ebenerdige Pfostenhäuser und Grubenhäuser. Die Wohnstallhäuser standen in Westost-Richtung oft beiderseits von Wegen. Die in Höfe gegliederten, teilweise größeren Siedlungen lagen in Tälern außerhalb der Überschwemmungsgebiete und an Hängen. Die Übereinstimmungen mit den Siedlungsgewohnheiten um das Jahr 0 in Jütland und Schweden gehen bis in Einzelheiten (A. Häusler, 1979) mit Ausnahme der Grubenhäuser, die im germanischen Norden erst in der Zeit der Völkerwanderung aufkamen.

Bereits im 1. Jahrhundert bauten die Goten im Norden des Schwarzerdegebietes Grubenhäuser, die teilweise 2 m eingetieft waren und Grundflächen bis 22, in Einzelfällen bis 30 Quadratmeter erreichten. In der Nähe des Einganges stand meist ein Ofen. Das Dach wurde von Eck- und Firstpfosten in der Mitte der Schmalseite getragen. Die Wände bestanden auch im eingetieften Teil aus lehmbeworfenen Holzgerüsten. Bei den tieferen Grubenhäusern gab es keine aufgehenden Wände. Das Dach ruhte auf dem Boden. Die Siedlungen am Dnjestr bestanden bis nach 400 n. d. Ztw. (V. Baran, 1973).



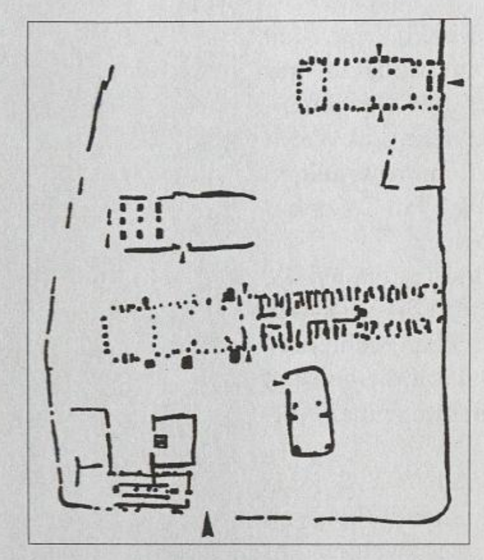


Abb. 243: Der Adelshof von Wijster aus dem 4. Jahrhundert mit einer Halle im Grundstück. Nach: HOOPS, 13/1999, S. 414.

Die Ostgermanen, Goten und Gepiden, bauten stützenfreie Sparrendächer, wobei im Unterschied zu West- und Binnengermanen die Sparren auf die Rähme eingezapft wurden. In Rückzugsgebieten der Gepiden in Siebenbürgen hat sich diese Art der Verzimmerung bis in jüngste Zeit erhalten ebenso wie in den Ostalpen in Karantanien.

Die Angelsachsen bauten in England Grubenhäuser und kleine rechteckige Häuser. Sie mieden die verbrannten römischen Güter. In größeren umzäunten Gütern standen Wohnstall-Langhäuser wie auf dem Kontinent in Pfostenbauweise mit Sparrendächern. Im Beispiel Wijster (Abb. 243), das kurz nach der Übersiedlung nach England im 4. Jahrhundert gebaut wurde, ein Haus von 35 x 5 m Größe mit Stallteil für 32 Stück Großvieh und 7 Stück Jungvieh. Innerhalb des Hofzaunes von mehr als 40 x 50 m stand, am Zaun mit der kurzen Seite angebaut, ein Hallengebäude mit Eingängen von außen und innen. Neben dem Langhaus lag ein 9-Pfostenspeicher als Teil eines Gebäudes.

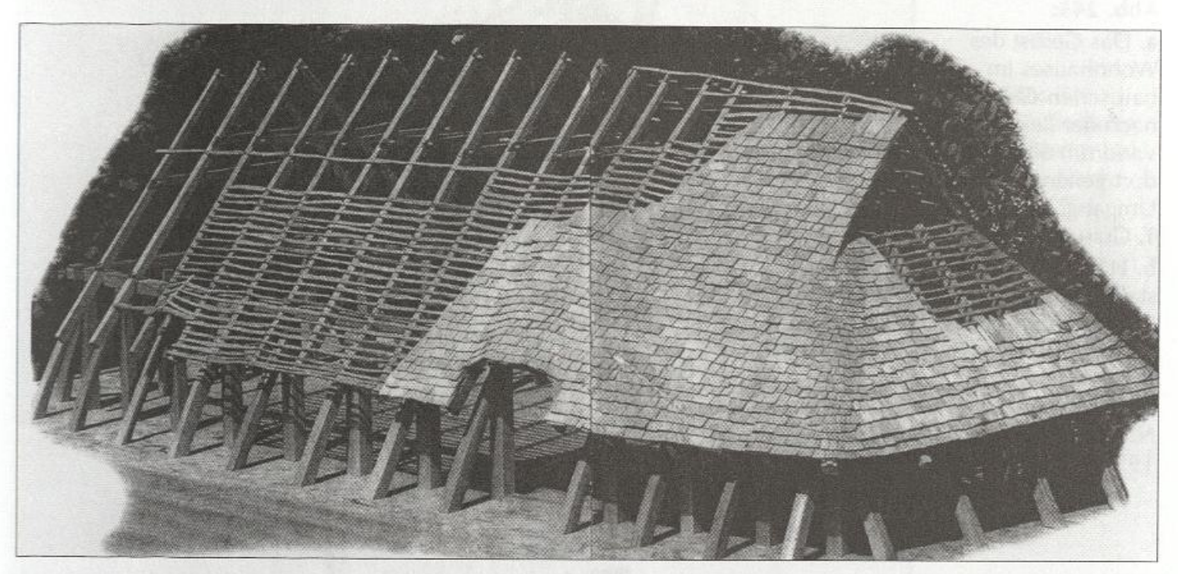
5.4.5 West- und nordgermanische Siedlungen nach der Völkerwanderung

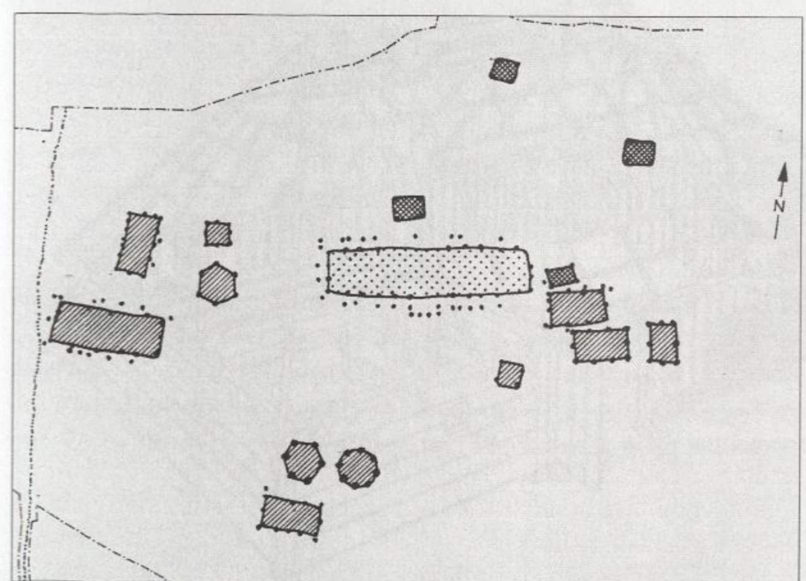
Im germanisch besiedelten Raum – dessen östliche Grenze nach A. KRANTZIUS (gest. 1517), COSMAS VON PRAG (gest. 1125), ALFRED DEM GROSSEN (gest. 970) und PAULUS DIAKONUS (gest. 799) am Don liegt – zeichnet sich eine vielfältige Hauslandschaft zwischen Weichsel, Rhein und Donau nach der zweiten ostvandalischen Westwanderungswelle vom 7. bis 11. Jahrhundert ab. Im west- und nordgermanischen Bereich herrschte der Pfostenbau, den es aber auch weiter östlich in Mitteldeutschland bei den Ostvandalen gab, vor, verbreitet auch in den ostvandalischen Burgen und Städten. Im nördlichen Bereich der Ostvandalen überwog der quadratische Blockbau, der auch von den Wikingern nördlich und südlich der Ostsee benutzt wurde. Im südlichen Bereich der Ostvandalen war das quadratische Grubenhaus führend.

In Skandinavien vollzog sich in dieser Zeit der Übergang vom Wohnstall-Langhaus zum großen quadratischen Blockhaus – mit Sparren- und Vollwalmdach mit einem quadratischen Rauchabzugsloch in der Mitte über der Feuerstelle –, und damit zum Haufengehöft, das bis zur Zerstörung der alten Formen in der Neuzeit üblich war, das aber noch in den großen Bauernhausmuseen Skansen bei Stockholm, Bygdöy bei Oslo und bei Lillehammer erhalten ist. Gleichzeitig erschienen Grubenhäuser, die

vornehmlich Wirtschaftszwecken dienten. Es entstanden aber auch Siedlungen nur aus kleinen Grubenhäusern, wie die in Ystad an der Südküste Schonens, die vom 6. bis 11. Jahrhundert bestand. Ihre Bewohner trieben nur Viehzucht und Fischfang. Die Häuser wurden zu Wohn- und Wirtschaftszwecken benutzt (M. STRÖMBERG, 1982). Im 9. Jahrhundert bauten die Wikinger in Alt-Ladoga mehrräumige Blockhäuser.

Im größeren Gebiet des Wohnstall-Langhauses nördlich der Mittelgebirge erschien zwischen Ems und Niederrhein ein neuer Haustyp, der Typ Warendorf (Abb. 244), der ohne Spann- und Ankerbalken schräge Außenstützen erforderte und bereits im 9. Jahrhundert wieder verschwand. Im Dorf Warendorf wird dieser Typ neben rechteckigen, wie in der Jungstein-





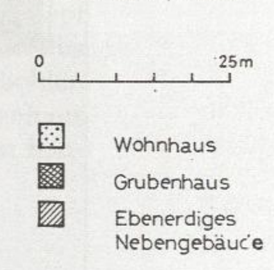


Abb. 244: a. Wohnstallhaus vom Typ Warendorf des 6.–9. Jahrhunderts. Nachgebaut im Freilichtmuseum Oerlinghausen. Nach: K. BANGHARD, Kompakt. Freilichtmuseum Oerlinghausen ca. 1980.
b. Grundriß eines Gehöftes von Warendorf, Westfalen. Nach: P. DONAT, 1980.

zeit, wieder mit schiffartigen Wänden benutzt wie auch in Dänemark, hier aber anscheinend nur als Wohnhaus. Dieses spannbalkenfreie Haus mit Sparrendach wurde auch in Haithabu gebaut (s. Abb. 104 u. 105).

Südlich der norddeutschen Tiefebene war die Bauweise nicht einheitlich. Es gab im alemannischen Bereich ein- und zweischiffige Wohnstallhäuser, die bis 7 m breit und 20 m lang waren. Vierschiffige Häuser in Abmessungen von 10 x 20 m fand man bei Ulm und Schaffhausen und deutet sie als Wohnbauten für sozial Höherstehende.

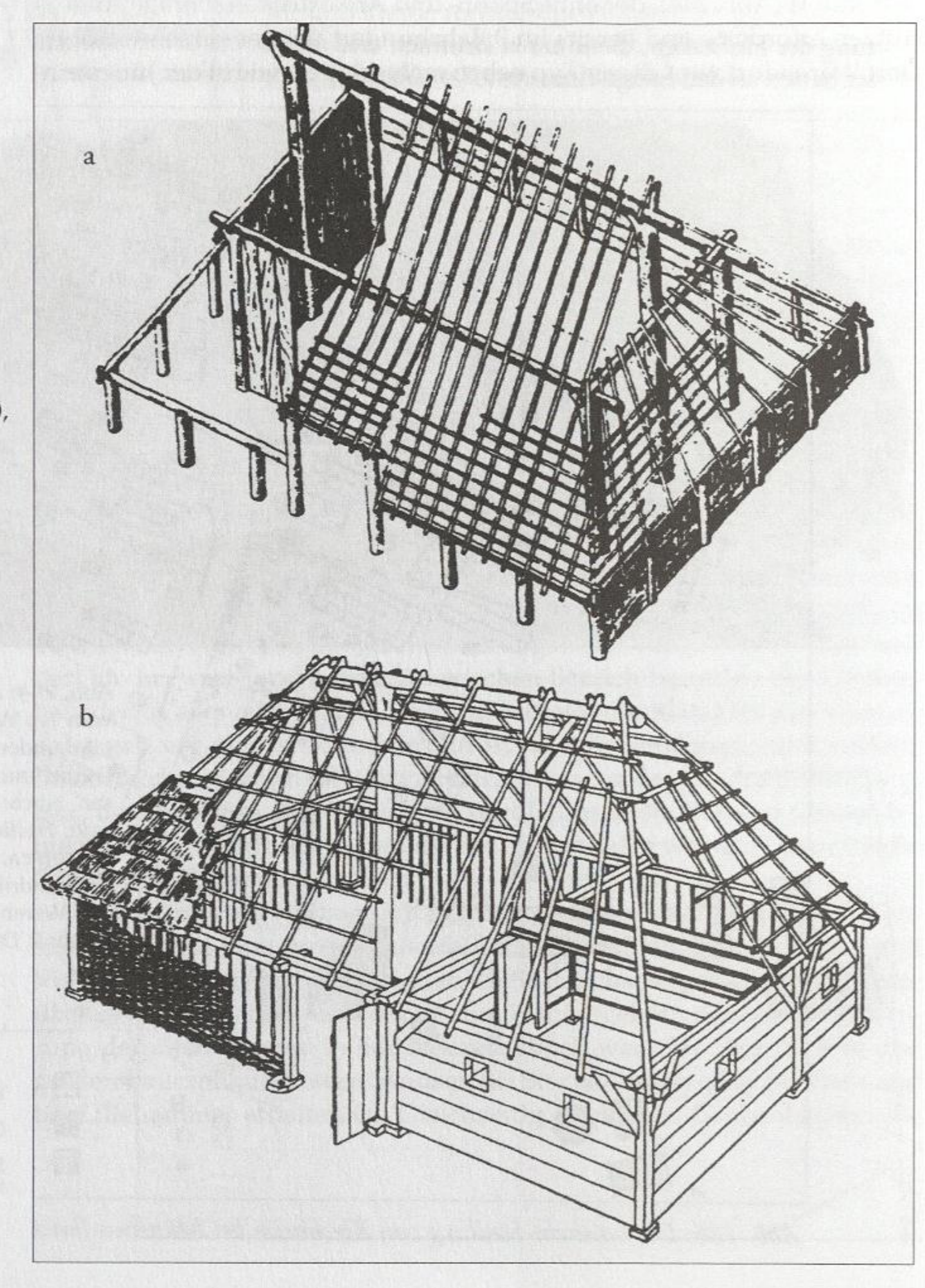


Abb. 245:
a. Das Gerüst des Wohnhauses im bairischen Gehöft nach der *Lex Bajuvariorum* ohne den dort genannten Umgang. Nach: T. Gebhardt, 1951.
b. Häusler-Wohnstallhaus aus der Oberpfalz um 1400, rekonstruiert nach Bauanleitung aus alten Weisungen. Nach: T. Gebhardt, 1951.

Aus den germanischen Volksrechten, wie sie vom Frankenkönig Theuderich (511–533) an aufgezeichnet wurden, läßt sich aus der *Lex Bajuvariorum* das bairische Gehöft rekonstruieren, wie es ähnlich auch bei den Alemannen üblich war. Es bestand aus einem Schopf, dessen Dach auf vier Pfosten und zwei möglichen Firstpfosten ruhte, die von waagerechten Spangen (Rähme) längs und Bretten (Spann-, Ankerbalken) quer zusammengehalten wurden. Die Rofen reichten bis zum Boden. Das Vollwalmdach der Scheune ruhte auf vier Eckpfosten und zwei inneren

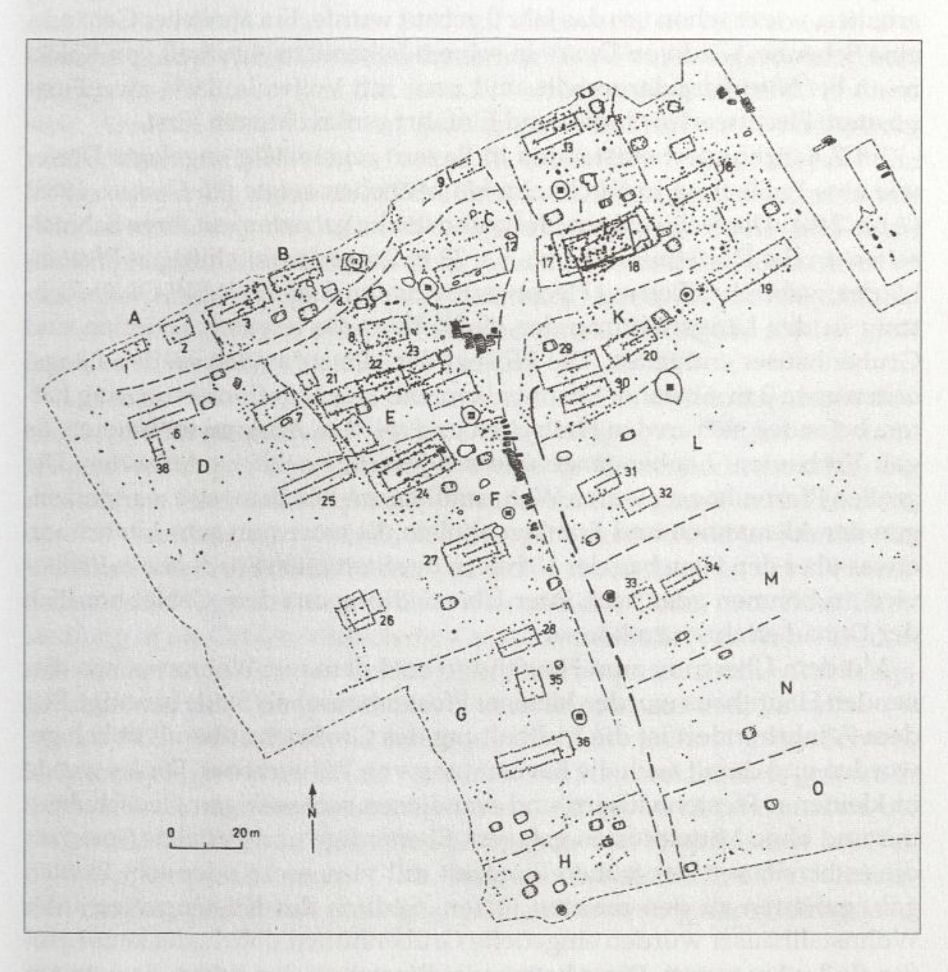


Abb. 246: Die bairische Siedlung von Kirchheim bei München. Nach: P. Donat, 1991.

Firstpfosten, welche die Firstpfette mit Wandabschlüssen wie beim Schopf trugen. Ähnlich war der Großviehstall gebaut. Die Wände waren aus Flechtwerk, das lehmverputzt war, oder aus senkrecht gestellten Bohlen mit Zwischenpfosten. Das Haupthaus war ein zweitschiffiges Pfostenhaus mit Vollwalmdach und Wänden aus Flechtwerk oder senkrechten Boh-

len. Die Rofen ruhten außerhalb der Wände auf Pfosten und Rähmen eines laubenartigen Umgangs (T. GEBHARDT, 1951) (Abb. 245).

Aus alten Weistümern gelang es, einen Wohnstallhaustyp zu rekonstruieren, der um 1400 in der Oberpfalz für Häusler gebaut wurde und der in dieser Art noch nach 1900 in Benutzung war (T. GEBHARDT, 1952) (Abb. 245 b) und dem Haus der *Lex Bajuvariorum* ähnelt.

Man braucht nur den Ständerbohlenbau gegen den Pfostenbau mit lehmverputzten Flechtwerkswänden zu vertauschen, um einen Haustyp zu erhalten, wie er schon um das Jahr 0 gebaut wurde. Ein ähnliches Gebäude, eine Scheune, wird von DÜRER in seinem bekannten Aquarell von Kalckreuth bei Nürnberg dargestellt, und zwar mit Vollwalmdach, zwei Firstpfosten, Flechtwerkswänden und Einfahrt senkrecht zum First.

Im 7. Jahrhundert entstanden in Bayern regelmäßig angelegte Dörfer wie eine Freilegung in Kirchheim bei München zeigte (H. GEISLER, 1988) (Abb. 246). Die rechteckigen Hofgrundstücke grenzten mit ihren Schmalseiten an die Dorfstraße. Die bis 6 x 20 m langen zweischiffigen Pfostenhäuser, wahrscheinlich mit Flechtwerkswänden, lagen in WSW-ONO-Richtung in der Längsrichtung der Hofstellen, die je einen Brunnen und Grubenhäuser enthielten. Die Pfosten der Häuser hatten an den Längsseiten etwa 2 m Abstand. Spannbalken, die eine Mittelunterstützung hatten, befanden sich an den Firstseiten und mit 4 m Abstand im Inneren. Es gab Vorbauten, Laubengänge und schopfartige seitliche Anbauten. Die großen Pfostenhäuser waren Wohnstallhäuser. Die Bauweise war derjenigen der Alemannen und Franken ähnlich. Es wäre nun sehr interessant, etwas über den Hausbau der Urbaiern des Stammes ›Friedenhain-Přešťovice‹ in Böhmen oder nach ihrer Übersiedlung aus dem Gebiet nördlich der Donau erfahren zu können.

Mit dem Übergang zum Haufendorf und dem nur Wohnzwecken dienenden Haupthaus wurden kleinere Pfostenhäuser als Ställe benötigt. Seit dem 7. Jahrhundert ist die Stallhaltung des Großviehs überall üblich geworden und damit auch die Bevorratung von Winterfutter. Dieses wurde in kleineren Pfostenhäusern und wandlosen sechseckigen Heuschobern mit und ohne Mittelpfosten gelagert. Ebenerdige und gestelzte Speicher, die es bereits seit der frühen Eisenzeit mit vier, sechs oder acht Pfosten gab, gehörten zu den meisten Höfen. Südlich des Küstengebietes der Wohnstallhäuser wurden eingetiefte Grubenhütten üblich, die kaum größer als 3 x 4 m waren. Diese hatten vier Pfosten an den Ecken, dazu traten zwei Pfosten in den Seitenmitten und/oder zwei Firstpfosten in den Schmalseiten. Alle in Schleswig-Holstein und im östlichen Niedersachsen gefundenen Grubenhäuser enthielten Feuerstellen, was sonst selten ist; sie waren also wohl Wohnhäuser von Hörigen. Meist waren die Grubenhäuser die Standorte von Webstühlen. Nach dem 9. Jahrhundert wurden

die Grubenhäuser weniger zahlreich. Dafür häuften sie sich in den Adelshöfen und den Vorburgen der Pfalzen. Darin drückt sich aus, daß sich die bäuerliche Textilherstellung dorthin verlagerte, wo sie sich dann weiter entfaltet. Zum Beispiel wurden auf der Heuneburg Webstühle mit 3,90 m Standbreite gefunden.

Einen solchen Haufenhof aus Warendorf bei Bielefeld mit großem Wohnhaus der Familie des Freibauern, kleineren Rechteckhäusern als Wohnungen von Hintersassen, dazu Ställe, Scheunen, zwei Sechseckheuschober und Grubenhütten zeigt Abb. 244. Auf einem solchen Hof lebten in drei Generationen die Familie des Freibauern mit den Familien der Söhne, dazu Hörige. Zusammen waren das etwa 25 Personen, davon 8 bis 10 Erwachsene. Ähnliche Höfe waren im ganzen germanischen Raum südlich der norddeutschen Tiefebene verbreitet. Es entstanden schon bald nach der Völkerwanderung unterschiedliche Größen der Höfe, denn die einsetzende Allodialverfassung beinhaltete das Eigentumsrecht am Boden und damit die Möglichkeit einer Veräußerung. Soziale Unterschiede bestanden an sich schon lange vorher. Auf den Friedhöfen wurde nur der Allodialbauer als Reiterkrieger mit seinen Waffen bestattet. Die Größen solcher Höfe lagen zwischen 3 bis 12 Manen (= Hufen).

Außer im niederdeutschen Bereich wurde im 9. Jahrhundert das Wohnstallhaus vom Haufenhof abgelöst. In den Burgen, Vorburgen und stadtartigen Siedlungen traten zu den Wänden in Pfostenflechtwerksbau der pfostenfreie Flechtwerksbau, der pfostenfreie Palisaden-Flechtwerksbau, der Palisadenbau, der Stabbau, der Pfostenbohlenbau und im Norden der Blockbau wie in Haithabu hinzu. Der Ständerbohlenbau ist vor allem ostgermanische Eigenart. Er wurde bereits von den Goten nach ihrer Übersiedlung in die Gebiete südlich der Ostsee angewandt (vgl. Abb. 119, dort mit vertikal angeordneten Bohlen). Er ist aus ostgermanischen Rückzugsgebieten aus den Ostalpen bekannt, zum Beispiel aus dem Lavanttal (O. MOSER, 1955). Schließlich wurden unten Schwellriegel und ganze Schwellenkränze eingefügt und diese wiederum auf Steinfundamente gesetzt. Es entstanden Ständerbauten und daraus schließlich, im 12. Jahrhundert, der Fachwerkbau. Wie das gotische Fürstengrab von Pilgramsdorf bei Neidenburg/Ostpreußen zeigt (Abb. 119), war bereits im 3. bis 4. Jahrhundert der Ständerstabbau ohne gegenseitige Vernutung der senkrecht stehenden Bohlen bekannt.

Etwa um 1000 entwickelten sich größere Wirtschaftshöfe mit größeren Wohnhäusern der Adligen, aus denen weiterhin Kleinburgen entstanden.

Seit dem 8. Jahrhundert wurden in wikingischen Gebieten bis weit in den Osten Handelsniederlassungen gegründet wie Haithabu, Hamburg, Dorestad und Antwerpen in den Niederlanden, Birka in Schweden und bei den Ostvandalen Reric, Ralswiek, Menzlin, Jomsburg, Truso bei El-

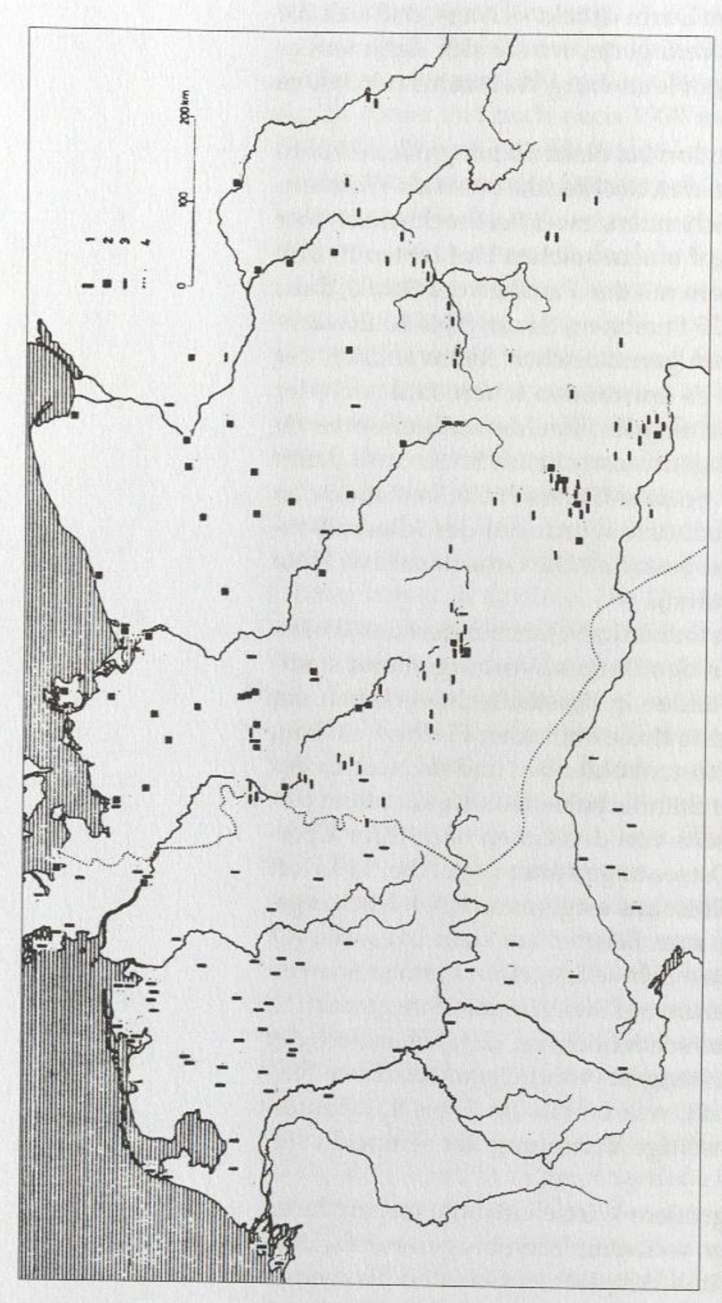
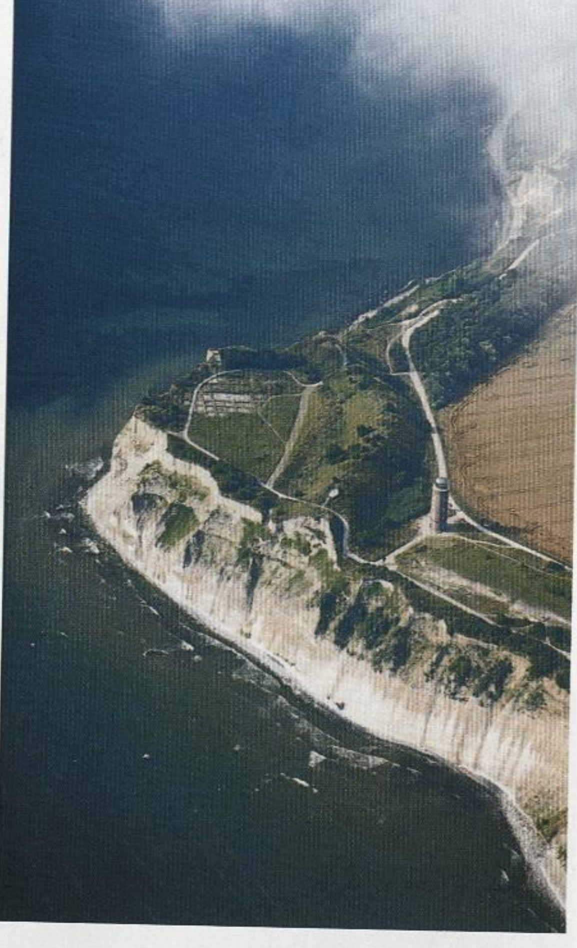


Abb. 247: Die Haupttypen der frühmittelalterlichen Wohnhäuser. 1 Pfostenhäuser; 2 Blockbauten; 3 quadratische Grubenhäuser; 4 westliche Siedlungsgrenze der Ostvandalen. Nach: P. Donat, 1980.

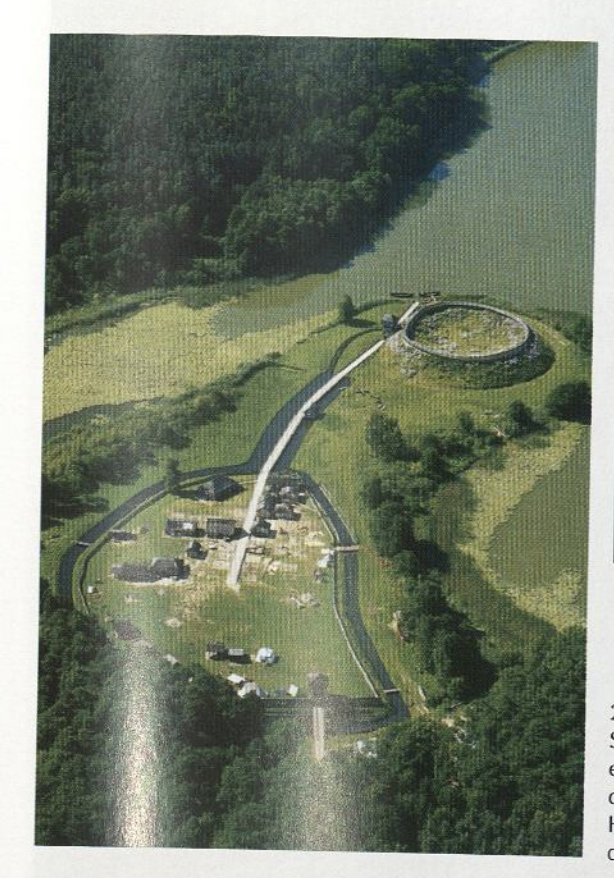
bing, Nowgorod und Kiew. Aus Vorburgsiedlungen und Pfalzen entwickelten sich Städte. Dort standen anfangs Grubenhäuser und dann kleinere Häuser der Handwerker mit Flächen bis 25 Quadratmetern. Aus großen Gütern der Allodialbauern entwickelten sich befestigte Höfe und Kleinburgen des niederen Adels. Unter Karl dem Grossen setzte der Übergang des bäuerlichen Eigentums in den Feudalbesitz ein, der weit über das Bauerntum hinaus tiefgreifende Einflüsse hatte.

5.4.6 Bäuerliche Siedlungen der Ostvandalen

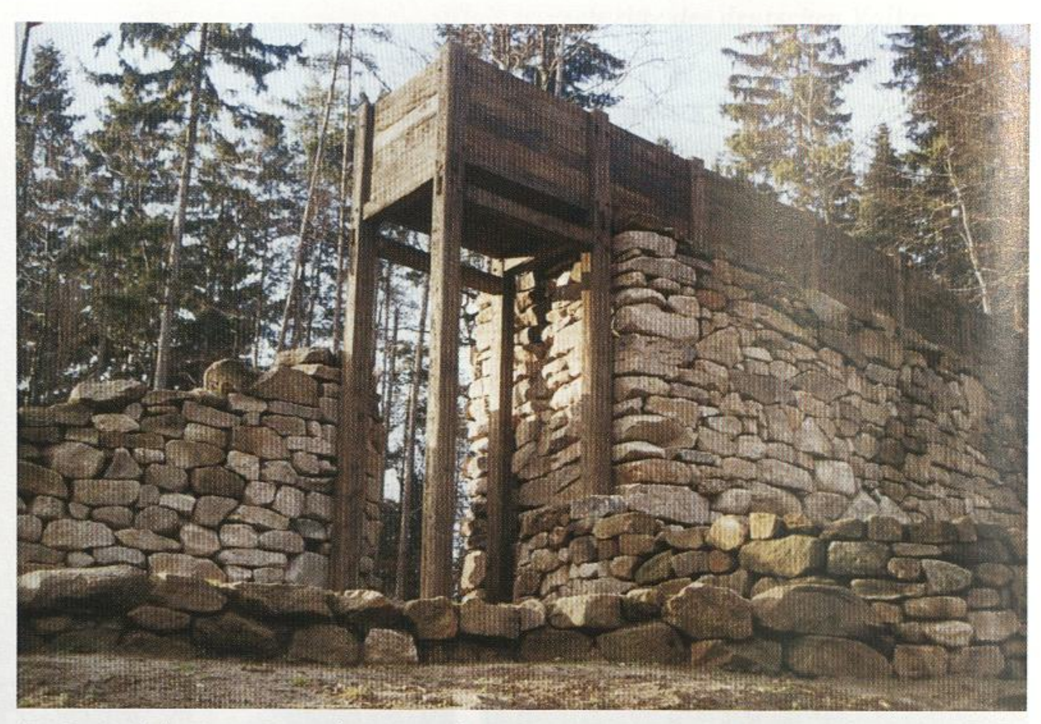
Die Rückwanderung der ersten Welle der Ostvandalen aus den Weiten Osteuropas fand fast geräuschlos statt, nachdem im Elbe-Weichselraum liegende Gebiete durch die bisher dort wohnenden Germanen geräumt worden waren. In Böhmen und Mähren kann das nicht vor 550 geschehen sein, denn die bisherigen Besitzer, die Langobarden, zogen 568 nach Oberitalien, nachdem sie schon in der Hauptmasse in Pannonien gewohnt hatten. Die Rückwanderer waren anfangs nur kleine Familienverbände, von denen schon bald Teile elbabwärts weiterwanderten, während die große Masse der Ostvandalen weiterhin zwischen Pripjet, Dnjepr, Wolga, Karpaten und Weichsel wohnte. Diese ersten Einwanderer fertigten wie schon vorher im Osten die Keramik des Prager Typs an, und sie bauten qua-



22 · Zu Kapitel 3.2, »Fürstenhallen, Kultstätten und Götter« – Arkona auf Rügen. Ein großer Teil des Walles ist dem Meer zum Opfer gefallen. Reste des von den christianisierten Dänen 1058, 1130 und 1168 zerstörten Zentralheiligtums wurden bei Ausgrabungen aufgedeckt. Aus: *Germanica,* Augsburg 2006.

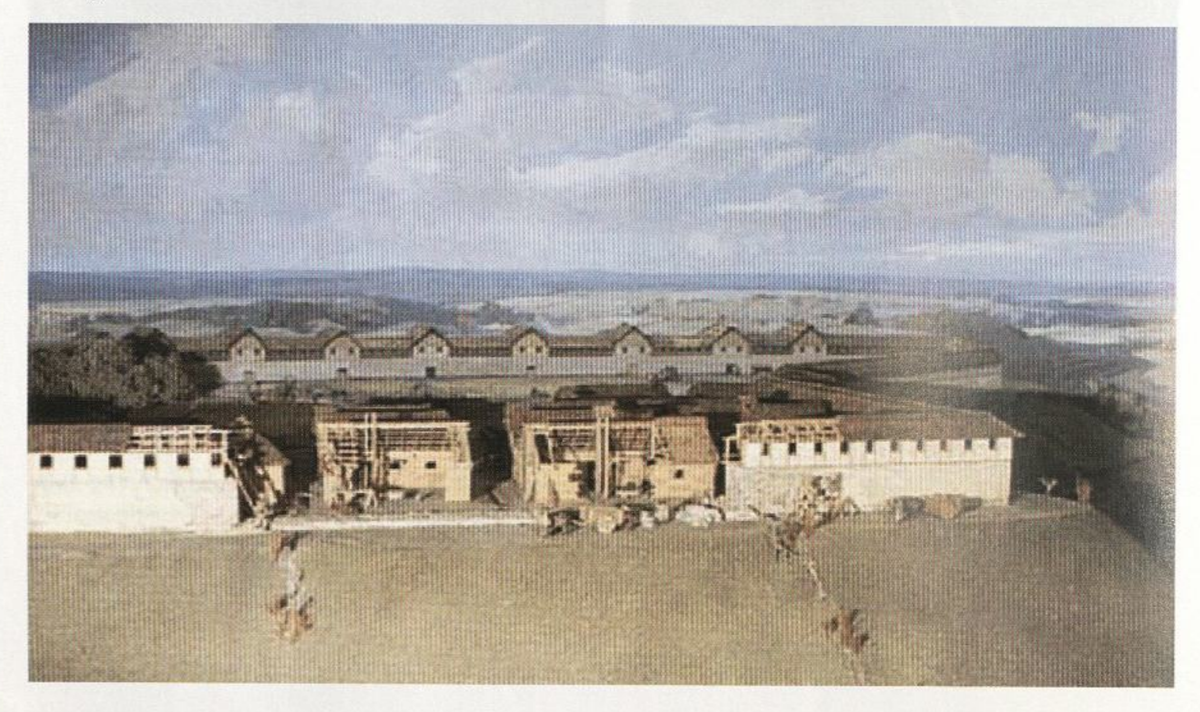


23 · Zu Kapitel 5.4.7, »Burgen und frühstädtische Siedlungen im Osten« – Groß Raden. Einst verband eine lange Brücke den Sternberger See, in dem sich die Burg Groß Raden befand, mit dem Dorf auf einer Halbinsel. Inzwischen ist der See weitgehend verlandet. Aus: *Germanica,* Augsburg 2006.



24 · Zu Kapitel 1.3.4, »Die nichtgermanische Bronzezeit« (S. 67) – Rekonstruierte ›Burgmauer‹ mit Pforte von der Höhensiedlung Heunischenburg auf dem Wolfsberg bei Gehülz (Bayern), spätbronzezeitliche Urnenfelder-Kultur. Aus: E. Probst, *Deutschland in der Bronzezeit,* München 1999.

25 · Zu Kapitel 1.4.2.1, »Die Hallstattzeit« (S. 77) – der keltische Fürstensitz Heuneburg. Aus: www.kreuz-koenigsheim.de





26 · Zu Kapitel 5.4.5, »West- und nordgermanische Siedlungen nach der Völkerwanderung« – Reste von Flechtwerkwänden an Wohnstallhäusern der Wurt Feddersen Wierde (3. Jahrhundert n. d. Ztw.). Die Viehboxen wurden durch kurze Wände voneinander geteilt. Neben den Wohnstallhäusern standen Vorratsspeicher. Aus: *Germanica,* Augsburg 2006.



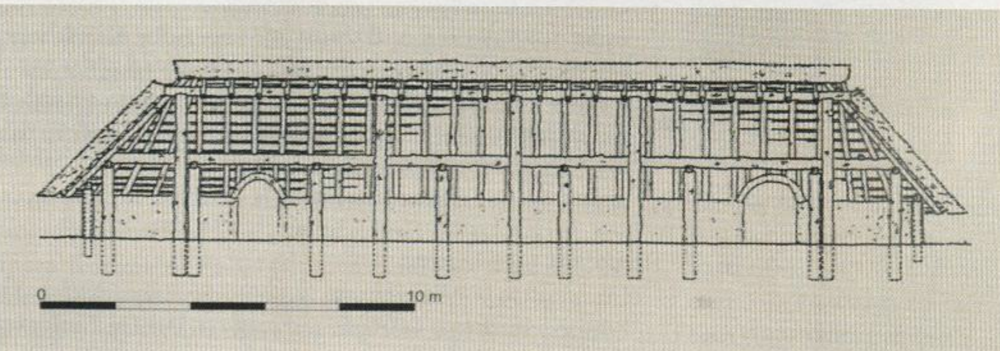
27 · Zu Kapitel 5.4.7, »Burgen und frühstädtische Siedlungen im Osten« (S. 710 f.) – der Burgwall von Starigard-Oldenburg, wo die Fürsten der Obodriten herrschten. Die mächtigen Wälle sind noch zu sehen. Aus: *Germanica,* Augsburg 2006.

28 · Zu Kapitel 5.4.7, »Burgen und frühstädtische Siedlungen im Osten« – Berlin-Spandau (S. 707–710). Buchenholztablett (47 cm lang), das in der Burg Berlin-Spandau gefunden wurde. Man beachte den reich verzierten breiten Rand. Aus: *Germanica*, Augsburg 2006.



29/30 · Zu Kapitel 5.4.3, »Bronzezeitliche Siedlungen« – rekonstruiertes spätbronzezeitliches Bauernhaus von Hitzacker. Aus: *Germanica*, Augsburg 2006.





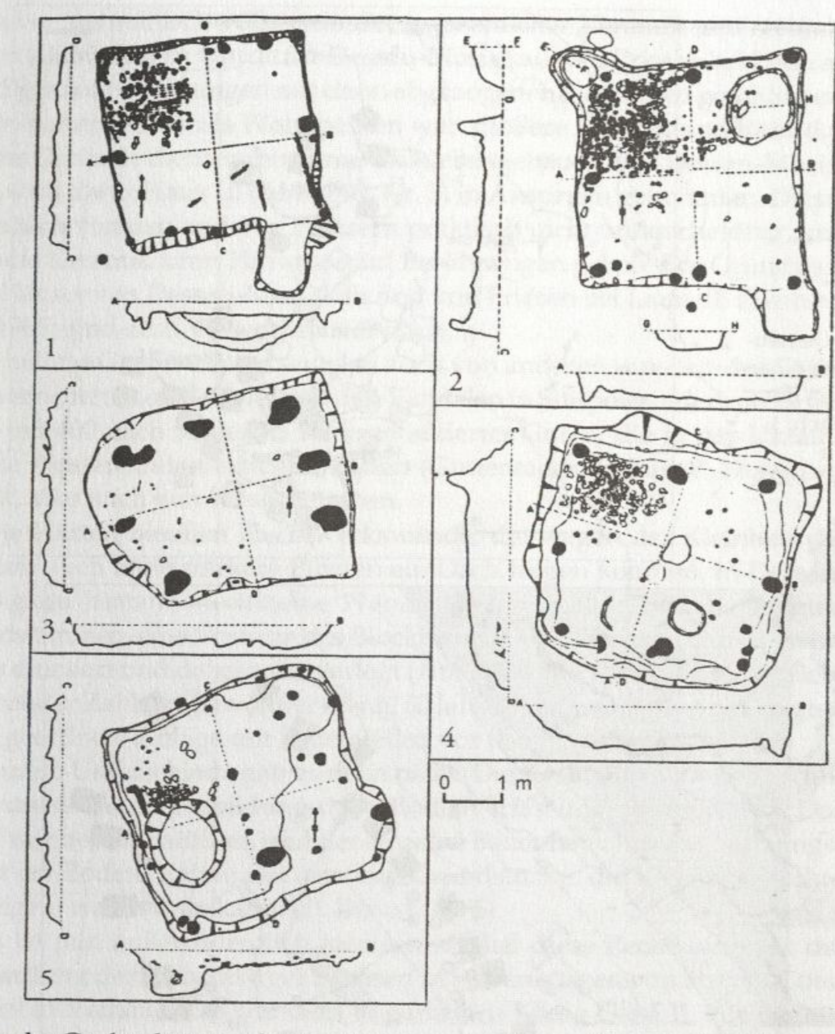


Abb. 248: Grubenhäuser aus der Siedlung des ältesten Siedlungsabschnittes von Dessau-Mosigkau. Haus Nr. 3 wird als germanisch angesehen. Nach: B. Krüger, 1967.

dratische Grubenhütten, deren Abmessungen kaum über 4 x 4 m hinausgingen. Im kontinentalen Klima des Ostens bauten sie den Kuppelofen aus Lehm oder Steinen zum Heizen. (Zur Verbreitung von Haustypen s. Abb. 247.)

Diese Hütten mit unregelmäßiger Pfostenstellung, unregelmäßiger Pfostenzahl, ungleichmäßiger Pfostenstärke und unregelmäßigen Gruben machen in ihrer flüchtigen, ja liederlichen Ausführung ganz den Eindruck von Arbeiten Wandernder unter armseligsten Bedingungen (Abb. 248). Im 6. bis 7. Jahrhundert entstanden im Gebiet zwischen Elbe und Don Grubenhäuser von 4 x 4 m in Blockbautechnik (P. Rapoport, 1972).

Derartige Grubenhütten entstanden im kontinentalen Klima der östlichen steppenartigen und trockenen Schwarzerdeböden. Aus dem Vorkom-

Abb. 249: Die Siedlung Dessau-Mosigkau mit den zeitlich einander folgenden Abschnitten der Siedlungserneuerung. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

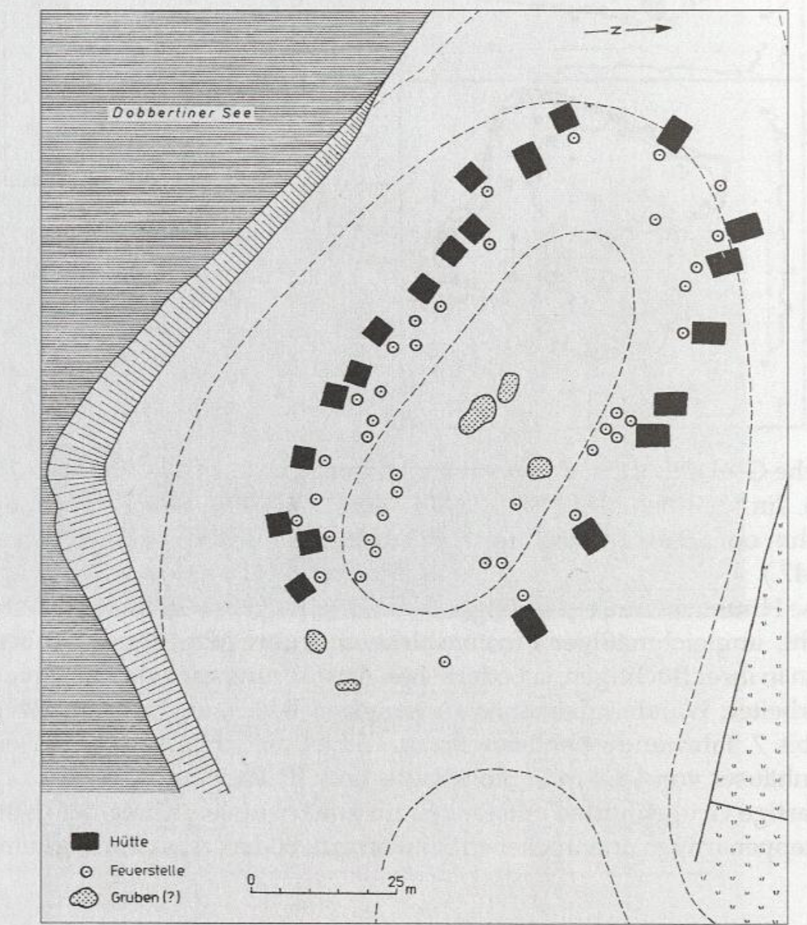


Abb. 250: Die Siedlung Devstorf, Kreis Lübs, Mitteldeutschland. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

men von germanisch-völkerwanderungszeitlicher Keramik und rechteckigen Kleinhäusern wurde für Dessau-Mosigkau und Priesen bei Laun an der Eger auf Berührungen mit dann abgezogenen Germanen geschlossen. Diese hatten jedoch als Wohnbauten weit größere Häuser, und derartige kleine Gebäude dienten ihnen nur als Nebengebäude. Für Dessau-Mosigkau wird dafür Haus 10 (Abb. 248, Nr. 3) in Anspruch genommen. Dieses ist jedoch von den anderen Häusern praktisch nicht unterscheidbar, und nur die Keramik kann Hinweise auf Berührungen geben. Die Grundrisse der Häuser von Dessau-Mosigkau und von Priesen bei Laun (I. Pleinerova, 1965) sind zum Verwechseln ähnlich.

Ähnliche Grubenhütten wurden auch von anderen wandernden Stämmen errichtet, zum Beispiel von den Vandalen in Südpolen oder von Gruppen um 400 nach Schlesien rückgewanderter Goten, die in der Ukraine große Pfostenbauten errichtet hatten (Guttentager Kultur, F. Hufnagel, 1940), aber auch von Westgermanen.

Die Hütten besaßen Flechtwerkswände, die wegen der Kleinheit der Häuser auch ohne stärkere Pfosten ein Dach tragen konnten. In Dessau-Mosigkau bestanden einzelne Wände auch aus übereinandergelegten Rundstämmen, eine Vorform des Blockbaues. Diese Siedlung wurde mehrmals erneuert und dabei ganz verlegt (Abb. 249). Sie bestand unter gleichbleibender Zahl der Bewohner etwa 150 Jahre. Andere Siedlungen zeigten eine geordnete Anlage mit Feuerstellen vor den Häusern (Abb. 250).

Soziale Unterschiede gab es noch nicht. Die Rechtsform muß die frühgermanische vor Ausbildung der Allodialverfassung gewesen sein. Das Dorf war der Eigentümer, und der einzelne Bauer hatte nur das Nutzungsrecht am Boden. Zäune um ortsfeste Grundstücke, die Eigentumsrechte anzeigen, waren unbekannt (P. Donat, 1975).

Es ist nun außerordentlich interessant, daß diese Rechtsform für die Ansiedlung der Siebenbürger Sachsen in Siebenbürgen von Heinrich dem Löwen in Verhandlung mit dem ungarischen König Geisa II. vor Beginn der Ansiedlung 1141 festgelegt wurde und daß sie bis in das 19. Jahrhundert bestand. Diese Rechtsform konnte den Zuzug Nichtdeutscher in die siebenbürgischen Dörfer bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts weitgehend verhindern und war damit eine der Ursachen dafür, daß diese kleine Volksgruppe ihre ethnische Identität bis nach 1945 erhalten konnte.

Die erwähnten Grubenhütten wurden noch verwendet, nachdem die zweite Welle der Rückwanderer bereits eine stammesmäßige Gliederung mit Fürsten an der staatlichen Spitze besessen und diese sich in großen Burgen jener Bauweisen bedient hatten, die auch in der weiteren germanischen Umgebung gebräuchlich waren. Auch dann noch wurden in den bäuerlichen Siedlungen an den Häusern keine sozialen Unterschiede beobachtet. In diesen Siedlungen findet man nur Wohnhäuser, keine Ställe

und Speichergebäude. Damit offenbart sich ein noch nicht geklärter Widerspruch zu der Tatsache, daß Rückwanderer der zweiten Welle hochentwickelte Landwirtschaft besaßen. Bei fehlenden Ställen muß es winterharte Rinderrassen gegeben haben, die auch im Winter des kontinentalen Klimas im Freien standen.

Im west- und nordgermanischen Bereich gab es Ställe und Nebengebäude für verschiedene Verwendungen bereits lange vor der Völkerwanderung. Und bereits bei ihrer Abwanderung aus Jütland um 200 v. d. Ztw. kannten die Vandalen das Wohnstall-Langhaus und gestelzte Speicher. Aus dem Gebiet der Przeworsk-Kultur der Vandalen sind aus der älteren römischen Kaiserzeit von verschiedenen Orten Langhäuser in Pfostenbauweise bekannt geworden (A. Kokowski, 1995).

Nördlich des Schwarzerdegürtels wurden Blockbauten errichtet, die nur Abmessungen bis 4 x 4 m aufwiesen. Unter den aus diesen Gebieten Rückgewanderten wurde der Blockbau bis zur Elbe üblich. Ganz vereinzelt wurden auch kleine Anbauten gefunden, die als Ställe für wenige Stück Vieh gedeutet wurden. Auf der Burg Meißen wurden nach ihrer Gründung durch König Heinrich I. im Jahre 929 beiderseits eines Bohlenweges Blockbauten in den Abmessungen von 4 x 2,5 bis 4 m errichtet, in denen die Besatzung wohnte. Echte zwei- und mehrräumige Wohnhäuser wurden in den fürstlichen Burgen, ihren Vorburgen und den Städten, abgesehen von Burgen des Großmährischen Reiches, erst nach 1100 errichtet. In Danzig wurden mehrräumige Blockbauten erst im 12. Jahrhundert gebaut. In der Vorburg von Gnesen entstanden erst im 12. Jahrhundert bis 30 Quadratmeter große Wohnhäuser. Die Blockbauten wurden schließlich auf Grundschwellen gesetzt und hatten Estrich- und Dielenfußböden (P. Donat, 1980). Im Havelgebiet, wo es Berührungen mit zahlreichen Resten von Elbgermanen gab, wurden eingetiefte Häuser in Größen bis 40 Quadratmetern gefunden. In der Vorburgsiedlung der Burg Wildberg des Havelgebietes aus dem 7./8. Jahrhundert stand hinter dem Wall eine Reihe von abwechselnd flachen und tiefen Grubenhäusern. Die tieferen waren Schweineställe und enthielten Mistschichten, je einen Futtertrog, einen Mahlstein und eine Lehmwanne (K. Grebe, 1976).

Die Siedlungen bei Tornow sind eine der wenigen, aber gründlich untersuchten Ausnahmen, wo ostvandalische Rückwanderer in ihren bäuerlichen Siedlungen von den kleinen quadratischen Gruben- und Blockbauten abwichen (Abb. 251). Durch kombinierte ^{14}C- und dendrochronologische Messungen konnte ermittelt werden, daß wahrscheinlich 150 Jahre nach dem Abzug der Burgunden Ostvandalen der ersten Rückwanderungswelle um 550 auf dem Lütjenberg mit Pfostenbauten siedelten. Dort sind Häuser der ersten Siedlung von 3 x 3 und 4 x 6 m Größe mit Keramik des Prager Typs sowie fragliche Rechteckbauten von etwa 6 x 8, 9 x 11 und 4 x 12 m

bekannt geworden. Auch in der folgenden Siedlung auf dem Lütjenberg wurden rechteckige Pfostenbauten errichtet.

Bereits bei der Ansiedlung der zweiten Welle nach der Rückkehr aus dem Osten beherrschten die Ostvandalen die damalige Technik des Holzbaus des weiteren germanischen Bereichs. In Berlin-Marzahn bauten sie (739, dendrochron.) einen Kastenbrunnen als Pfostenbohlenbau und in Eythra südlich von Leipzig einen Kastenbrunnen als Ständerbohlenbau (J. Herrmann, 1989).

Anfang des 7. Jahrhunderts entstand auf dem benachbarten Bochelt (Abb. 251) die erste Siedlung mit Burg A. Diese lag genau im Gebiet des

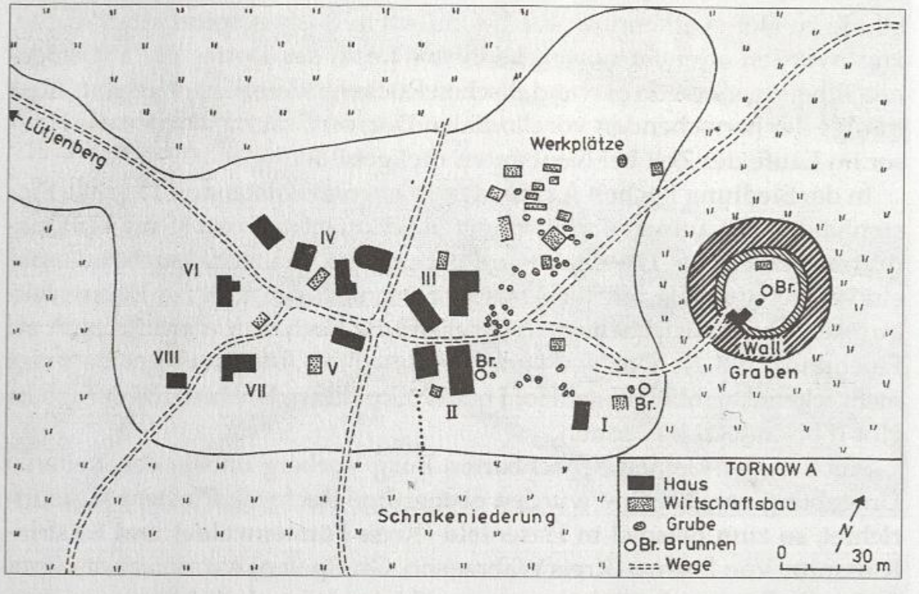


Abb. 251: Siedlung und Burg von Tornow, Kreis Calau; Siedlung Bochelt A oben und Siedlung Bochelt D unten. Nach: J. Herrmann, 1966.

Dorfes der um 300 abgezogenen Burgunden (Abb. 251). Auch hier wurden ebenerdige Pfostenbauten – ganz im Gegensatz zur sonstigen bäuerlichen Bauweise der Ostvandalen – verwendet, und in einer Bauweise, die sich nicht von der letzten germanischen Bebauung des gleichen Platzes rund 300 Jahre früher unterschied. Daß noch sichtbare Pfosten- und Wandreste dieser Siedlung der Anlaß zur Verwendung dieser Bauweise waren, kann vermutet werden. Jedenfalls dürfte eine Bauweise mit unterschiedlich großen Wohnbauten nicht der damaligen Sozial- und Rechtsordnung der Ostvandalen mit der sozialen Gleichheit aller Bewohner gemäß der germanischen Ordnung vor der Allodialverfassung entsprochen haben. Als bisher bekannte einzige Ausnahme ist hier die Anordnung der Gebäude zu Höfen erkennbar, die bis zuletzt in Bochelt beibehalten wurde. Hier wurden offenbar noch erkennbare Reste des Dorfes der abgezogenen Elbgermanen von ostvandalischen Rückwanderern nachgebaut. Aber infolge der herrschenden vorallodialen Dorfverfassung wurden die Häuser im Laufe der Zeit bei Neubauten rückgebildet.

In der Siedlung Bochelt A (786, dendrochron.) entstanden 13 große Pfostenbauten mit zum Teil abgerundeten Schmalseiten von 35 bis 128 Quadratmetern Fläche. Daneben wurden Speicher, Wirtschaftsgebäude und ein Wirtschaftsplatz mit Werkstatthäusern und Anlagen zur Eisenerzeugung errichtet. Gleichzeitig mit der Siedlung Bochelt A wurde Burg A als Fluchtburg für die Dorfbewohner gebaut. Eine Adelsvorherrschaft war nicht erkennbar, obwohl der Hof I mit Werkplätzen daneben und der größte Hof II bis zuletzt bestanden.

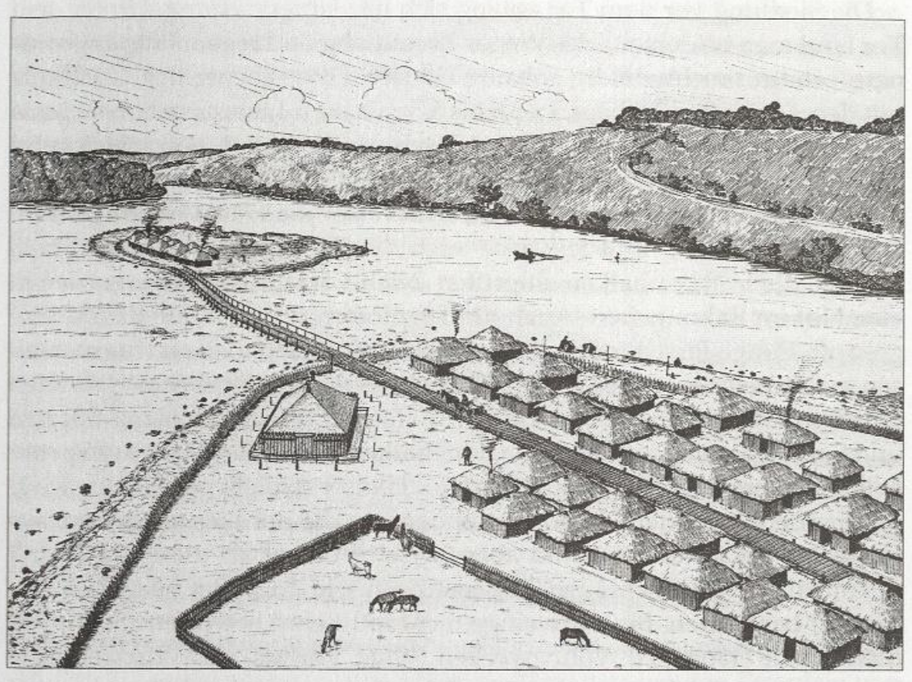
Auch in der kleinen benachbarten Burg Vorberg und in der weiteren Umgebung von Tornow wurden ebenerdige Rechteck-Pfostenhäuser errichtet, so zum Beispiel in Hasenfeld (Kreis Fürstenwalde) und Küstrin-Klossnitz. Von Lisewo (Kreis Wabrzezno, Großpolen) wurden ebenso große Pfostenbauten als Wohnhäuser und kleine Wirtschaftsbauten aus dem 7./8. Jahrhundert bekannt, desgleichen aus dem Wohngebiet der Ostvandalen in Schlesien, und zwar in weiter Verbreitung.

Nachdem die Siedlung und Burg A von Tornow abgebrannt gewesen waren, wurde mit der Burg B (8.–9. Jahrhundert) eine Adelsherrschaft erkennbar. Die Häuser, die noch als ebenerdige Pfostenbauten neben ersten Blockbauten errichtet wurden, waren kleiner und die Größenunterschiede geringer. Noch war das Gehöft II mit drei Wirtschaftsgebäuden das größte (Abb. 251).

Nach Vernichtung von Dorf und Burg B wurde die Burg nicht wieder aufgebaut. In Dorf C und D (10.–12. Jahrhundert) ging die Verkleinerung der Wohnbauten weiter, ausgenommen ein größeres Haus 1 von 7 x 10,5 m neben dem Wall der Burg, dessen Innenraum gepflastert war und 60 cm tiefe Kellergruben besaß. Neben ihm lagen Werkplätze ähnlich wie

beim Werkgelände von Dorf A und B. Das Dorf war von einem Palisadenzaun umgeben (J. Herrmann, 1966 u. 1973).

Auch die Siedlung neben dem Tempel bei Groß Raden (Abb. 2542) aus dem Stammesgebiet der Warnower weicht in verschiedener Hinsicht vom Grubenhausschema ab. Diese Siedlung entstand im 9. Jahrhundert auf und vor einer Halbinsel im Sternberger See in Mecklenburg. Zum Ansatz der



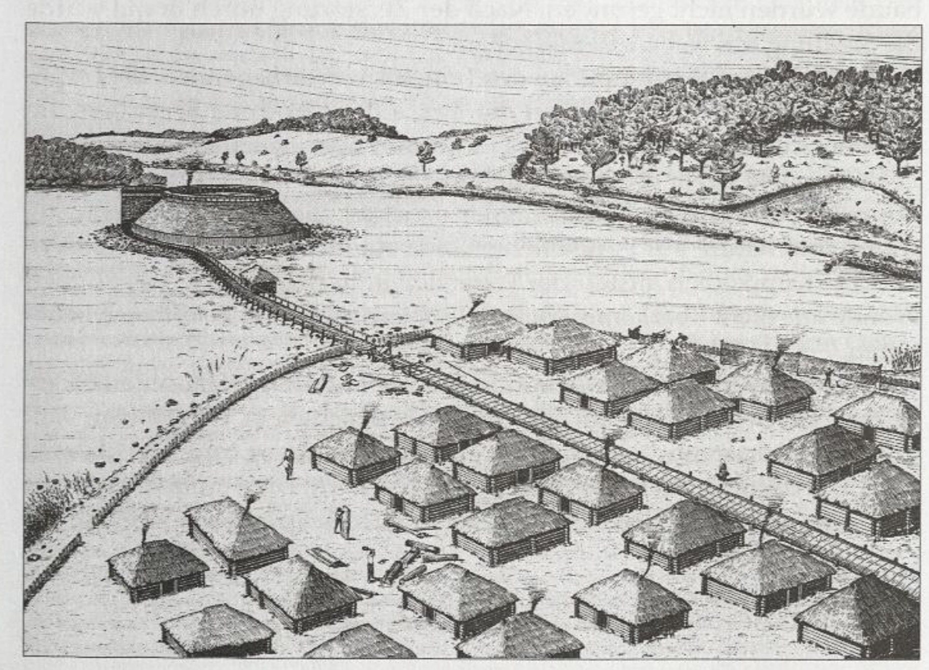


Abb. 252: Maßstabgerechte Rekonstruktion von Siedlung und Burg Groß Raden im Sternberger See, Mecklenburg, oben im 9., unten im 10. Jahrhundert. Nach: E. Schuldt, 1985.

Halbinsel führte über einen holzverschalten 4 m breiten Graben mit einer Brücke ein 3 m breiter holzbohlenbedeckter Weg. Er verlief weiter nach Süden durch die Siedlung und über eine 84 m lange Brücke zu einer kleinen bebauten Insel. Hinter der Brücke befand sich ein 6,5 m tiefes und 3 m breites Tor mit einem Turm darüber, dem sich beiderseits eine Palisade anschloß.

Die Siedlung vor dem Tor entzog sich der Untersuchung. Hinter dem Tor fand man beiderseits des Weges 29 sehr eng und regelmäßig angeordnete, sehr gut rechtwinklig gebaute Häuser. Diese ebenerdigen Gebäude mit den Ausmaßen 3,5 bis 4,5 x 3,8 bis 5,5 m hatten 1,8 bis 2 m hohe Wände aus lehmbeworfenem Spaltbohlen-Flechtwerk ähnlich den gleichzeitig gebauten Häusern von Haithabu. Das Flechtwerk setzte an den Ecken ab und wurde nicht wie in der Burg Zantoch um die Ecken herumgeführt. Die vertikalen Eck- und teilweise auch die Zwischenbalken endeten in Zapfen, die in Rähmbalken eingriffen. Nichtverzapfte Bohlen wurden in eine Nut im Rähm gefaßt. Auch die Türpfosten waren in die Rähme eingezapft. Einige Firstständer, die in Gabeln einen Firstbalken trugen, weisen auf Satteldächer hin. Da im Hausinneren nie Firstpfosten gefunden wurden, müssen die firstständerlosen Häuser Walmdächer mit Sparren und Spannbalken oder mit Rofen, Firstbalken und Firststützen auf Spannbalken getragen haben. Diese Bauart der Häuser schließt nicht an die westgermanischen Pfostenbauten an, sondern an die nordgermanischen, aus Haithabu bekannten. Sie sind aber fortschrittlicher als diese, da sie mit Spannbalken keine schrägen Außenstützen wie dort oder beim Typ Warendorf benötigten. Bis auf wenige nicht mit Lehm beworfene Schuppen dienten alle Häuser zu Wohnzwecken. Ställe, Vorrats- und Wirtschaftsgebäude wurden nicht gefunden. Nach der Zerstörung durch Brand wurde die Siedlung um 960 wiederaufgebaut.

Auch mit dem Wiederaufbau des Tempels wurde begonnen, die Fertigstellung unterblieb aber wegen der Taufe des Obodritenherrschers. Im zweiten Ausbau wurden in etwas lockerer, aber genauso regelmäßiger Bebauung wie zuvor größere, oft lehmverstrichene Blockhäuser aus meist doppelt überkämmten Rundstämmen errichtet, die teilweise zweiräumig waren und häufig auf Fundamentsteinen standen. In manchen Häusern wurden Kuppelöfen anstatt der Feuerstellen nachgewiesen. Es gab auch Wände aus nicht überkämmten Rundhölzern, die dann Eckpfosten benötigten.

Im zweiten Abschnitt wurde auf der Insel anstatt der Häuser eine kleine Burg errichtet mit steilem, außen lehmbeschichtetem, 10 m hohem Wall in Erde-Holzkastenbauweise, der oben einen Wehrgang trug. Das Material dazu wurde aus 1 km Entfernung herbeigeschafft. Die Toreinfahrt wurde teilweise mit Holzstelen von der Zierwand des Tempels ausgelegt, ein

Hinweis auf die Zeit des Baues vor dem großen Wendenaufstand 983, als die Fürsten der Obodriten schon getauft waren. Innen waren am Wall Wohngebäude angebaut. In der Mitte des freien Hofes von 25 m lichter Weite befand sich ein sehr großes Pfostenloch, möglicherweise für eine nach 983 errichtete Kultfigur.

In der Siedlung auf der Halbinsel wurde keine Landwirtschaft betrieben. Die Häuser des ersten Bauabschnittes auf der Insel hatten zur Vorratshaltung 15 bis 50 Liter fassende Tongefäße. Die Siedlung wurde nur von Handwerkern bewohnt. Die Häuser 1 bis 4 standen in naher Beziehung zum Tempel. Auch für den Wohnsitz eines Stammesfürsten gibt es keine Hinweise. 1005 wurde nach dendrochronologischer Bestimmung die Siedlung zerstört, sie lag dann verlassen (E. Schuldt, 1985).

In einem Dorf aus dem Stammesgebiet der Heveller von Neuendorf bei Brandenburg, von dem 18 Grubenhäuser des 9./10. Jahrhunderts mit Herdstellen bekannt sind, stand an dessen südlichem Ende ein 9 x 14 m großes Gebäude, wohl der Sitz eines sozial Herausgehobenen, wie Funde darin von einem Messer, einem Paar Sporen, Perlen und verkohlten Holzschnitzereien zeigen. Bemerkenswert ist der Fund eines Gewichtes von 4 x 6,8 g = 27,3 g. Mit demselben Einheitsgewicht von 6,8 g fand man Gewichte in Schwedt, Teterow und Behren-Lübschin. In diesem Haus lagen aus dem 10. bis 13. Jahrhundert sieben Fußböden übereinander. Es bestand in dieser Zeit am gleichen Platz (K. Grebe, 1965).

5.4.7 Burgen und frühstädtische Siedlungen im Osten

Aus dem Bereich der Binnen- und Nordgermanen kennt man aus der Zeit vor der Völkerwanderung (vor 375 n. d. Ztw.) nur wenige Beispiele von Burgen. Ein Beispiel ist aus dem Gebiet der Sueben von Westgreußen, Kreis Sondershausen/Thüringen, bekannt. Eine aus einer Haupt- und einer dicht bebauten Vorburg bestehende Anlage war von zwei Wällen umschlossen und bedeckte 4 Hektar. Sie bestand von Spät-La-Tène C_2 bis in die frühe römische Kaiserzeit. Die Hauptburg barg ein zweischiffiges, 8 x 14 m großes Hallenhaus, einen Pfostenbau, vielleicht einen Vorläufer der späteren Fürstenhallen, Hofanlagen, eingetiefte Pfostenhäuser mit runden Giebelseiten und Abmessungen von 4,0 x 5,5 m, Speicher und im palisadenbestückten Wall ein Torhaus mit Turm (S. Barthel, 1994). Die Heidenschanze bei Sievern (Landkreis Cuxhaven) war eine Wallanlage von 1,4 km Länge mit 445 m Durchmesser, die bis 40 cm breite und 30 cm dicke Palisaden (Dendrodatum 79 n. d. Ztw.) und möglicherweise einen Wehrgang trug (M. Schön, 2000).

Ein anderes herausragendes Einzelbeispiel aus dem gesamten germanischen Bereich des Holzbaues sind die Steinbauten in Trockenbauweise

der befestigten und planmäßig angelegten Dörfer von Eketorp 1 und 2 am Südende von Öland. Der Steinbau wurde begünstigt von unmittelbar in der Umgebung anstehendem plattigen und klüftigen Kalkstein (s. Abb. 236).

Aus der Zeit der Rücksiedlung der Ostvandalen, die durch die Keramik des Prager Typs kenntlich ist, sind noch keine Befestigungen bekanntgeworden. Jedoch schon bald danach begann der Bau zunächst von Schutzeinrichtungen für Siedlungen, die soweit wie möglich an natürlich geschützten Plätzen angelegt und mit Wällen oder Palisadenzäunen gesi-

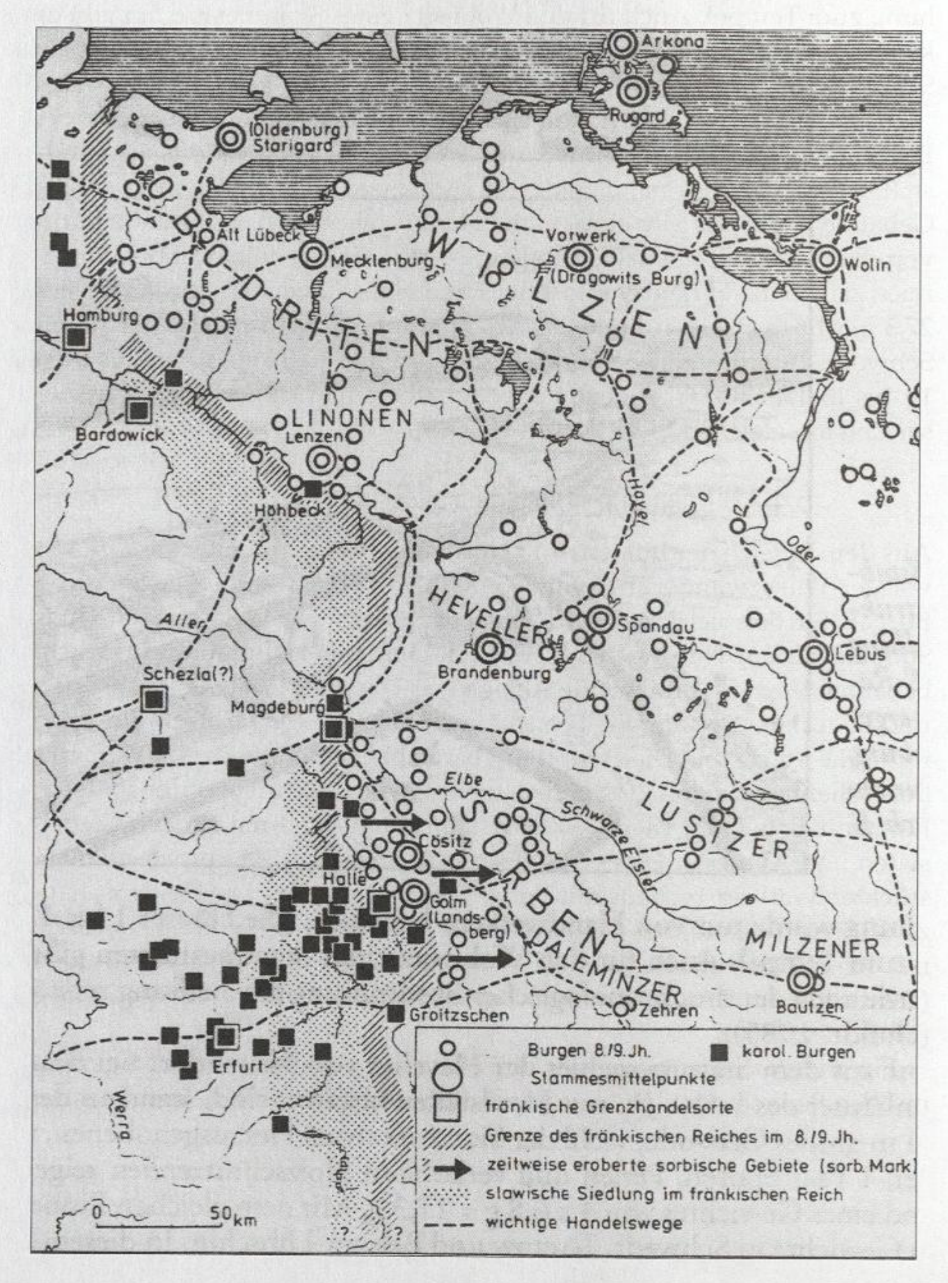


Abb. 253: Fränkische Burgen und Burgen ostvandalischer Stämme zwischen Elbe und Oder im 8./9. Jahrhundert. Nach: J. HERRMANN, *Die Slawen in Deutschland*, Berlin (Ost) 1985.

chert wurden. Oder es wurden Fluchtburgen angelegt (7.–9. Jahrhundert). Später entwickelten sich aus diesen oder in diesen Herrschaftssitze. Insbesondere wurden als Herrschaftszentren der Stämme und zu militärischen Zwecken Burgen mit großen Vorburgen als Fluchtburgen angelegt (Abb. 253 u. 254). Die Kesigesburg, die Stammesburg der Coldici, nahm 1,5 Hektar ein, die Vorburg 8,5 Hektar. Die Brandenburg, der Sitz der Fürsten der Heveller, hatte die Abmessungen 250 x 150 m.

Die ältesten Burgen wurden von den Wilzen nach ihrer Rückwanderung als Volksburgen in Höhenlagen angelegt. Das Beispiel der Burg auf

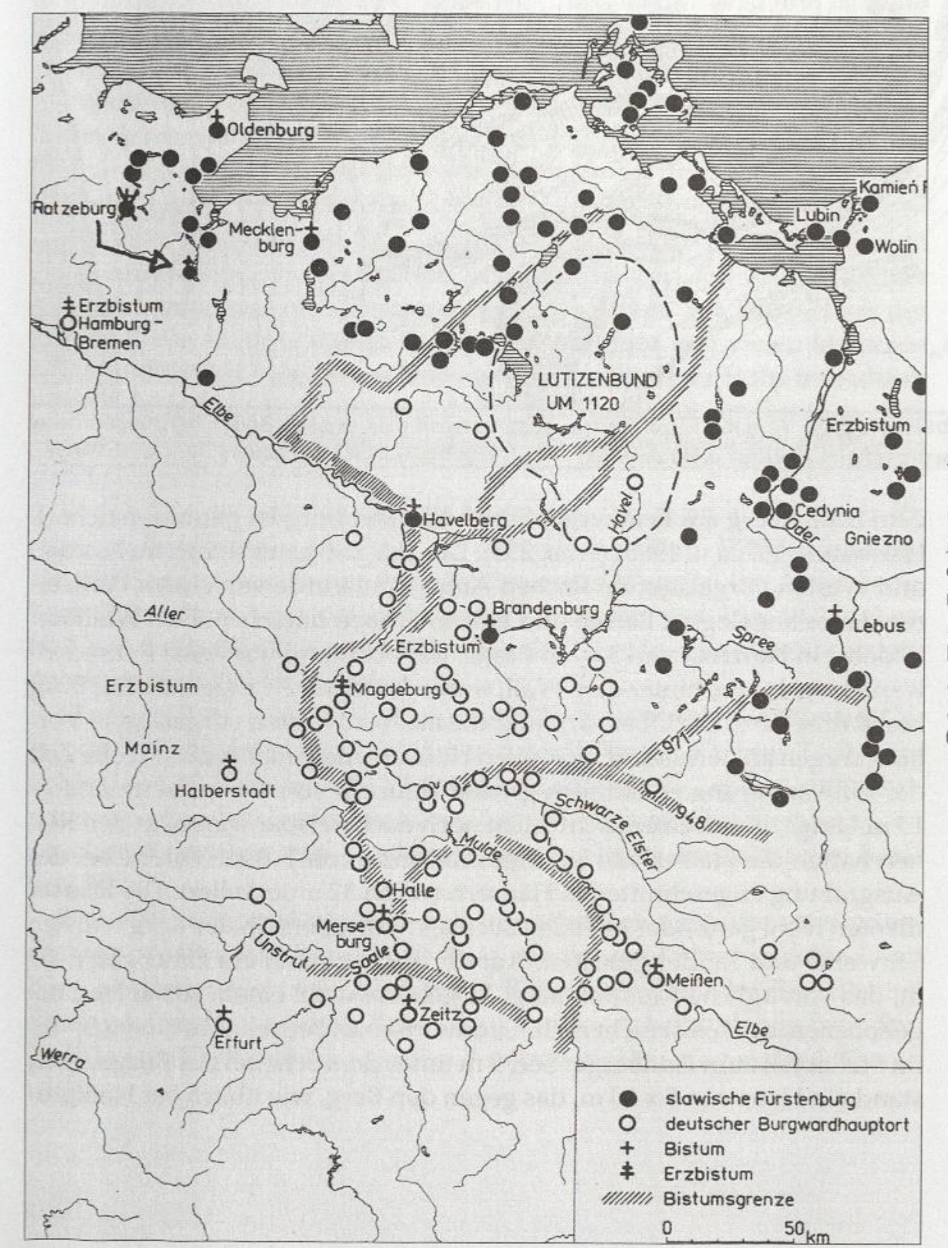


Abb. 254: Ostvandalische und deutsche Burgen im 11./12. Jahrhundert, Ausdehnung der Bistümer vor Mitte des 12. Jahrhunderts. Nach: J. HERRMANN, *Die Slawen in Deutschland*, Berlin (Ost) 1985.

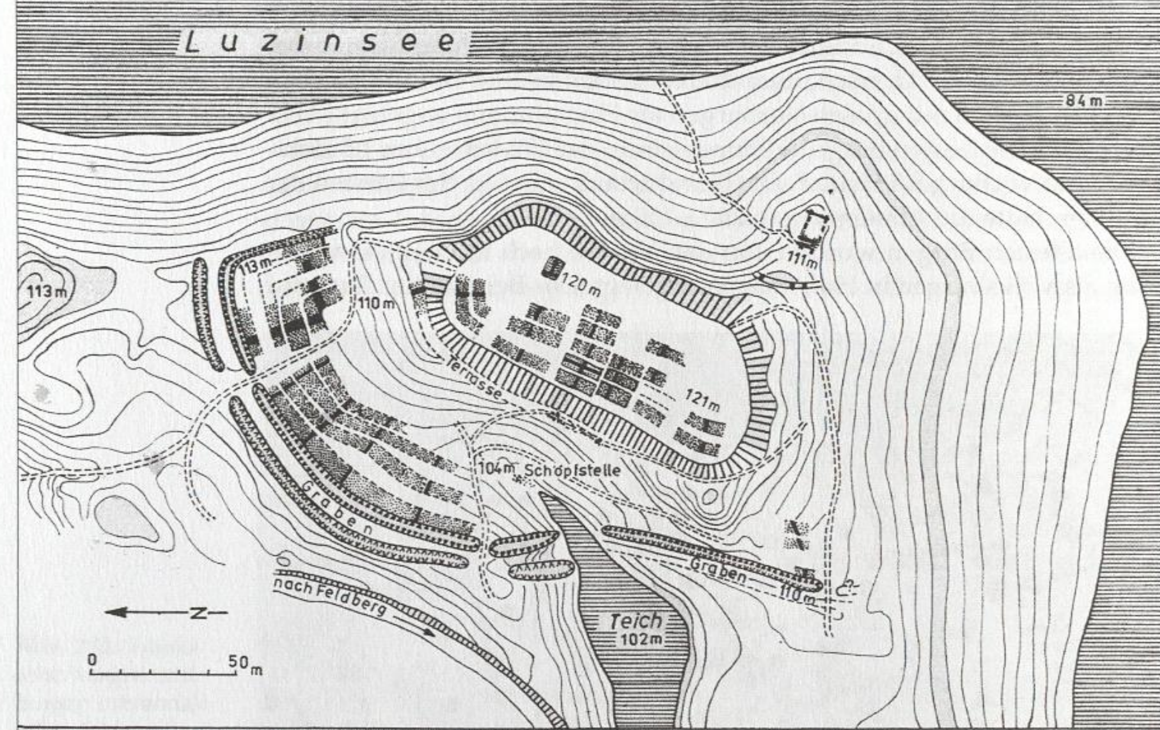


Abb. 255: Die befestigte Siedlung der Wilzen auf dem Schloßberg bei Feldberg, Mecklenburg. Nach: J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

dem Schloßberg am Feldberger See in Mecklenburg ist gut untersucht (J. Herrmann, 1970a u. 1985) (Abb. 255). Der Burgberg mit seinen im Norden und Westen vorgelagerten flachen Abhängen wurde von einem Wall, einer davor angelegten Berme und einem Graben umgeben. Den Wallkern bildete ein Holzrost von 3,40 m Breite, der oben und vorn eine Palisadenwand trug. Innen, hinter dem Wall, waren Kasematten angebaut. Die Burg besaß drei Tore. Die Oberburg und die im Nordwesten vorgelagerte Vorburg trugen auf terrassierten Streifen Häuserzeilen mit für diese frühe Zeit der Einwanderung erstaunlich großen Häusern von 4–6 m Breite und 7–13 m Länge, deren Grundschwellen noch nachweisbar waren. In den Reihen hatten die Häuser nur geringe Abstände von 1–6 m. Von 51 bei der Ausgrabung angeschnittenen Häusern waren 32 unterkellert. Die Häuser dienten wohl ganz oder in Teilen auch als Ställe, denn in der Burg wurden Schweine und Rinder gehalten. Auf der Kuppe stand ein Haus von 6 x 7 m, das vorzügliche Keramik barg. Es gehörte wohl einem sozial Herausgehobenen, der selbst nicht mehr Landwirtschaft betrieb. Auf einem Sporn im Steilabfall zum Feldberger See, 9 m unter dem Scheitel des Burgberges, stand ein Haus von 5 x 10 m, das gegen den Berg, wie üblich bei Heiligtü-

mern, von einem flachen Graben umgeben war. Die Häuser enthielten Feldberger Keramik aus dem 7./8. Jahrhundert. Die Burg und die darin enthaltene Siedlung wurde erstmalig bei der Einwanderung der Wilzen angelegt, wie das auch bei den übrigen Burgen im Stammesgebiet der Fall war. Nach Schätzungen lebten hier mehr als 600 Menschen. Die Burg bestand nicht länger als 150 Jahre, brannte dann ab und wurde verlassen. Nach pollenanalytischen Untersuchungen wurde in der Umgebung jedoch weiterhin Ackerbau betrieben (Abb. 255).

Die bis 10 m hohen Wälle, oft mehrere, waren in verschiedenartigen Holz-Erdekonstruktionen, in Holzkasten-, Schalen- und anderen Bauweisen errichtet, teilweise mit bedeckten Wehrgängen, selten als Trockenmauern aus Stein. Die Eingänge waren zum Teil als tunnelartige Tore durch die Wälle angelegt. Als Zugänge in Mooren wurden Bohlenwege und zu Inseln Brücken errichtet. Zur Burg Behren-Lübschin der Obodriten an der Grenze gegen die Liutizen führte eine 320 m lange Brücke.

Diese Burgen unterschieden sich kaum von solchen, die König Heinrich I. zum Schutz gegen die Ungarneinfälle und zur Sicherung der im Osten eroberten Gebiete errichten ließ oder die zur Zeit der Karolinger von westgermanischen Stämmen angelegt wurden. Als Beispiel sei der Ringwall von Stöttinghausen bei Bremen als einer von vielen kleineren erwähnt. Mit 90 m Außendurchmesser und 3 m heutiger Höhe umfaßte er 8 feuerstellenlose Pfostenhäuser, davon ein Langhaus von 5 x 16 m. Das Tor wurde durch einen Turm geschützt, der auf sechs mächtigen Pfosten stand (E. Sprockhoff, 1933).

In den Burgen wurden anfangs kaum Häuser, dann aber Häuser für ständige Besatzungen errichtet mit Getreidespeichern, Mühlen und Sitzen für Handwerker. In der Burg Hochborre in Wagrien (bei Lütjenburg, Kreis Plön) stand ein zentrales großes Pfostenhaus von 9,5 x 19,0 m Ausmaß mit äußerem Umgang. In Burgen, die Fürstensitze waren, entstanden repräsentative Gebäude.

Die Holz-Erde-Konstruktionen dieser Burgen waren im gesamten Gebiet der Wikinger und Ostvandalen von der Wikinger-Kaserne Trelleborg auf Seeland bis Kiew in ihrer Vielfältigkeit ähnlich. Einzig im Großmährischen Reich waren in der gleichen Zeit die Anfänge des Steinbaues erkennbar, abgesehen von Trockenmauern aus Stein im Gebiet von Saale und Elbe.

Das wohl infolge einzigartiger Erhaltungsbedingungen am besten untersuchte und bekannte Beispiel, die Burg von Behren-Lübschin in Mecklenburg, gestattete nicht nur die genaue Rekonstruktion aller Einzelheiten des Baues, sondern auch die Rekonstruktion des Arbeitsablaufes beim Bau (E. Schuldt, 1965), eine der großen Ausgrabungsleistungen der früheren DDR.

Diese Burg wurde im heute verlandeten See von Behren-Lübschin auf einer Insel angelegt und mit der Vorburg am Seeufer durch eine 320 m lange Brücke verbunden. Die verschiedenen Einzelteile für den Burgbau wurden auf der bis zur Burg herangeführten Brücke angeliefert und in der Burg zusammengebaut. Das Ganze erforderte vorausplanende Konstruktion des Gesamtbauwerkes wie der Einzelteile, Vermessung und Organisation der Bauausführung unter einer zentralen Leitung, eine für die damaligen Zeitumstände und für den eigenständig und abgeschlossen entwickelten germanischen Kulturkreis beachtliche Leistung, was nur von einem ganzen Stamm getragen werden konnte.

Die Technik dieses Holzbaus – die Säge wurde noch nicht angewandt – bestand in der Herstellung von Spaltbohlen und ihrer Verarbeitung durch die Axt. Holzverbindungen wurden durch Verzapfungen in mit Stemmeisen hergestellten Löchern, durch Riegel und Spannbalken sowie durch Vernutung hergestellt. In der zweiten Ausbaustufe wurden verkämmte Bohlen verwendet.

Es wurde ermittelt, daß zum Bau der Burg Behren-Lübschin für den Wall von 11 000 Kubikmeter Inhalt bei 4 m Höhe, 420 m Länge 5400 Kubikmeter Eichenholz benötigt wurde, für den Holzrost, auf dem die Burg stand, die Brücke und den Palisadenzaun weitere 6000 Kubikmeter. Wenn für Einschlag und Verarbeitung von einem Kubikmeter Eichenholz 6 bis 10 Tagewerke, für einen Kubikmeter Wallaufschüttung ½ bis 1 Tagewerk angesetzt werden, wurden insgesamt einschließlich Transport und Haus-

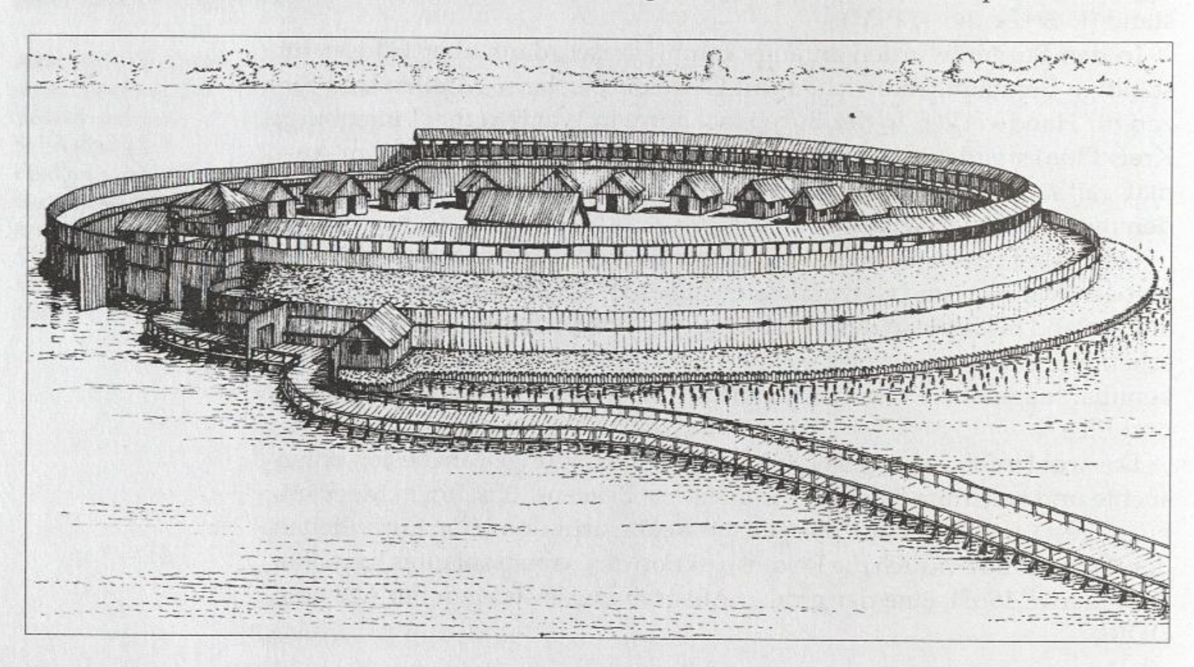


Abb. 256: Rekonstruktion der ersten Burg von Behren-Lübschin mit einem Teil der Brücke. Nach: E. SCHULDT, 1965.

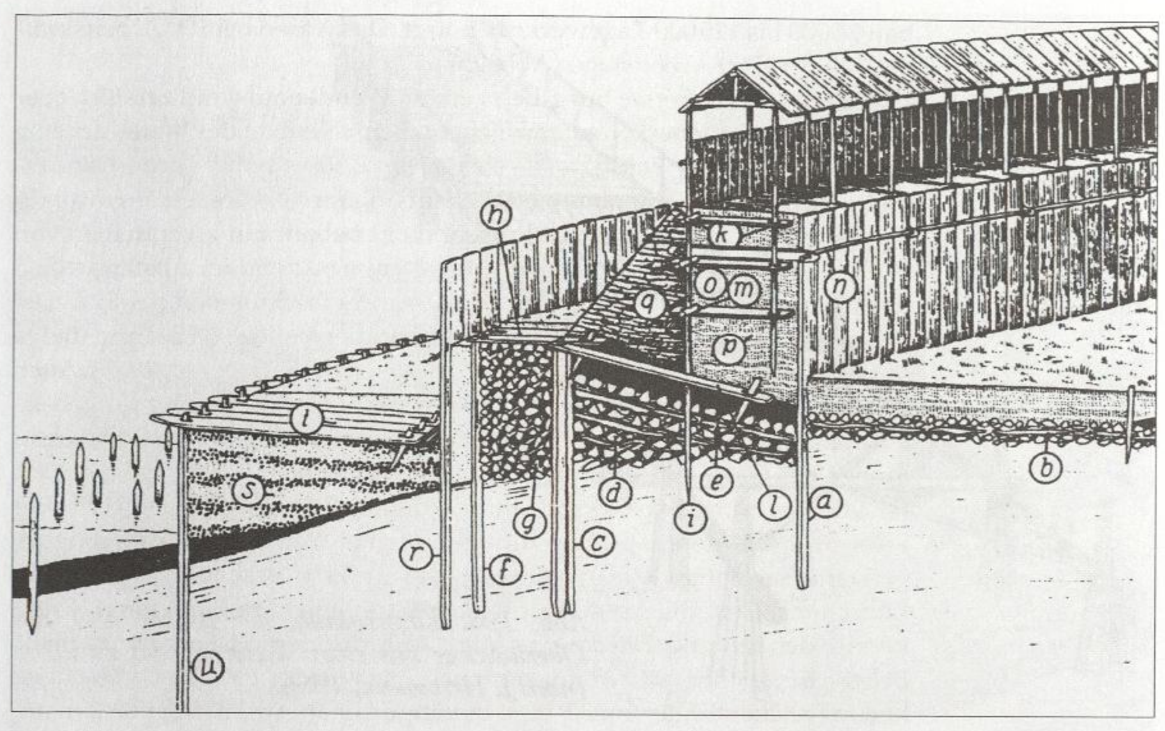


Abb. 257: Die Befestigung der ersten Burg Behren-Lübschin mit zwei Wehrgängen (nach: E. SCHULDT, 1965). Die Außenbefestigung der ersten Burg (989–992) hatte einen recht komplizierten Aufbau mit zwei Wehrgängen. Begonnen wurde der Bau mit dem Einsetzen der rückwärtigen Bohlenwand aus Bohlen von 6 bis 8 m Länge, die in 2 m Abstand Auskehlungen zum späteren Einsetzen von Riegeln (n, o) und Spannbalken erhielten. Gleichzeitig wurde mehrere Schichten hoch ein Stangenrost in der Innenfläche (b) gelegt. Danach wurde die zweite Bohlenwand (c) eingesetzt und der Wallkern aus Buchen- und Eichenkloben angelegt und mit einer Torfschicht abgedeckt (e). Dann wurde die zweite Bohlenwand (c) mit eingezapften Spannbalken befestigt (1). Die dritte Bohlenwand (f) mit der Knüppelholzhinterfüllung wurde ebenfalls mit Spannbalken (h) befestigt, wobei diese Spannbalken zugleich den Boden des äußeren Wehrganges bildeten. Für den inneren Wehrgang wurde ein kastenartiges Gerüst aus 6 m langen Pfosten in Abständen von 1,8 m (i) errichtet, die mit Spannbalken an den Pfosten (k) befestigt wurden. Die Bohlenwand des oberen Wehrganges wurde mit Riegeln und Spannbalken (m, n) an der ersten Bohlenwand befestigt und danach der Zwischenraum (p) aufgefüllt. Dann erhielt die Front durch Auffüllen eine schiefe Böschung (q). Anschließend wurde eine vierte Bohlenwand (r) als Außenwand des unteren Wehrganges errichtet und mit Spannbalken befestigt. Danach wurde eine fünfte Bohlenwand (u) gebaut und wieder mit Spannbalken (t) befestigt, die angespitzt 0,5 m über die Wand in den See hinausragten. Schließlich wurde die Brücke ganz herangeführt, ein Torwächterhaus von 3 x 3 m in Stabbauweise und ein Torturm mit einem 2,5 m breiten Tor erstellt, der obere Wehrgang mit Spaltbrettern gedeckt und vor die Befestigung im See Palisaden eingerammt.

bau 74000 bis 125000 Tagewerke benötigt. Das wären bei 100 Arbeitskräften 740 bis 1250 Arbeitstage (Abb. 257).

993 wurde diese erste Burg beim ersten Wendenaufstand zerstört, aber bald danach verändert wiederaufgebaut. Beim Neubau des Walls, der eine senkrechte, bis zur Sohle des Wehrganges 2,50 m hohe Vorderfront erhielt, wurde eine Kastenbauweise aus überkämmten Bohlen angewandt. Der Innenraum der Burg wurde recht dicht bebaut mit zwei Reihen von Wohnhäusern, mit Speichern und Backöfen, und zwar im Abstand von 3 bis 4 m hinter dem Wall. In der Mitte stand ein Haus von 5 x 8 m. Die Bebauung der ersten Burg ließ sich nicht genauer festlegen. Die Burg diente offenbar als Sitz einer militärischen Gefolgschaft (E. Schuldt, 1965). Auch die Vorburgsiedlung am Seeufer wurde mit einer Befestigung umgeben.

Im Stammesgebiet der Zirzipanen in Mecklenburg an der Nordwestgrenze des Gebietes des Liutizenbundes wurde bei Teterow nach dem 9. Jahrhundert auf einer Insel eine Burg errichtet. Zur Insel führten vom Ufer zwei Brücken, deren Aufbau infolge vorzüglicher Erhaltungsbedingungen rekonstruierbar war. In gleicher Art war die Brücke zur Burg Behren-Lübschin gebaut. Bis zur Zerstörung der Burgen Behren-Lübschin (1. Brükke 910, dendr.) und Teterow im Jahre 1171 durch die Dänen wurde eine Brücke in gleicher Art zweimal erneuert. Sie wurde getragen von Jochbalken in Brückenbreite von 3,8 bis 4 m Länge, die in Abständen von 2 m mit je zwei Löchern auf senkrechten und schrägen Pfosten ruhten. Darüber kamen Rundbalken längs und darauf die Belagbohlen in Längen von 3,8 bis 4 m (W. Unverzagt u. E. Schuldt, 1963). Von gleicher Art war eine 2,2

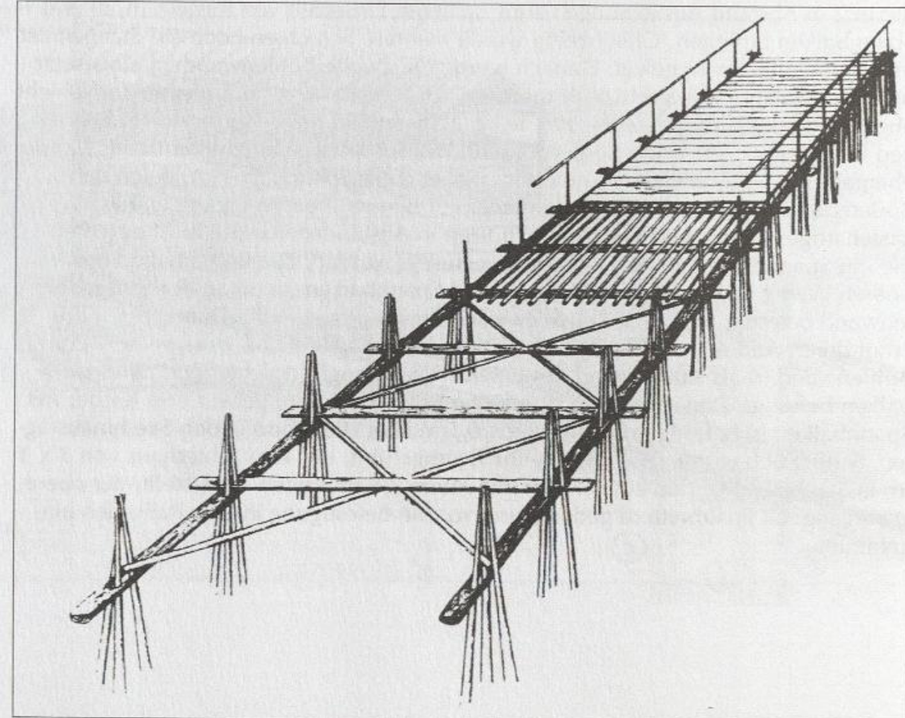


Abb. 258: Konstruktion der Brücke über den Oberückensee mit einer Wassertiefe bis zu 20 m. Nach: J. Herrmann, 1966.

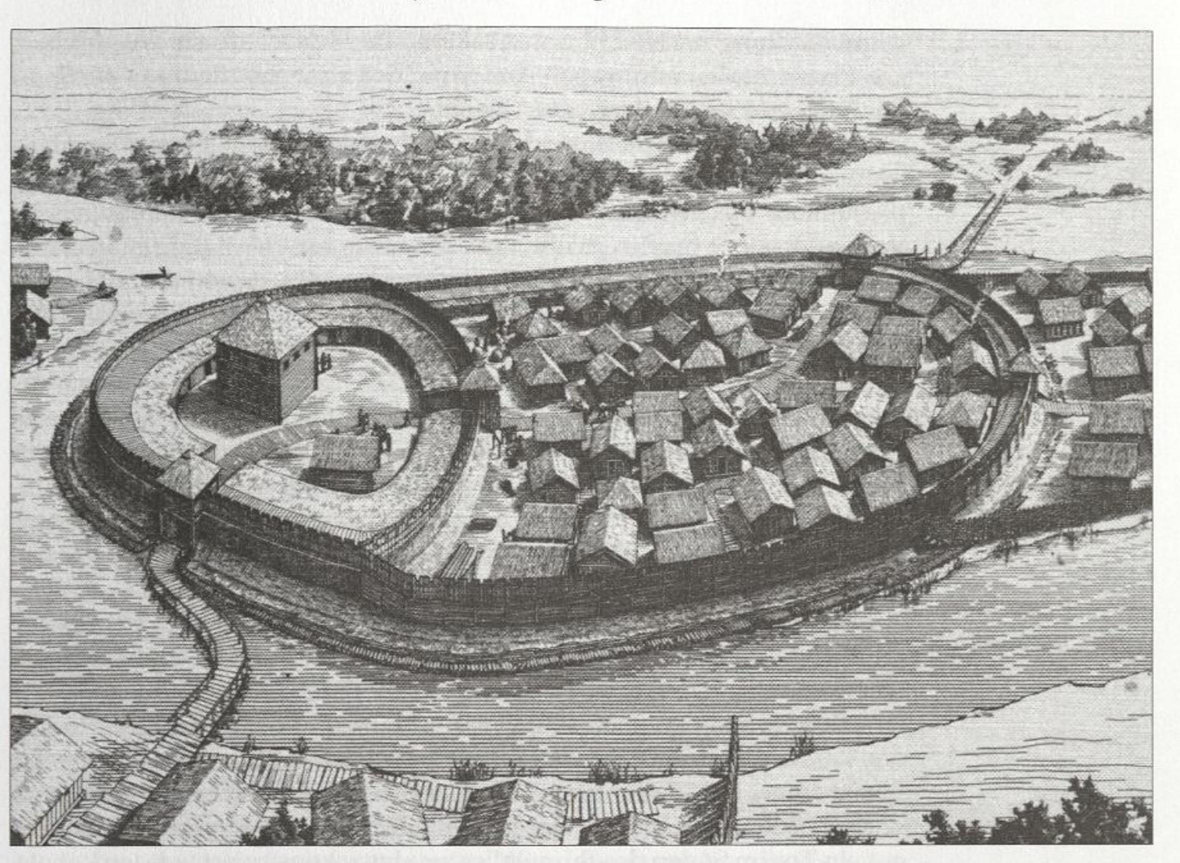


Abb. 259: Die Burg von Berlin-Spandau im 11. Jahrhundert, maßstabgerechte Rekonstruktion. Nach: A. v. Müller, 1983.

km lange Brücke, die in Längsrichtung des Oberückersees bei Prenzlau zu einem auf einer Insel im 12. Jahrhundert errichteten Burgwall führte. Eine verbesserte Konstruktion wies eine 400 m lange Brücke zur selben Insel auf, die eine Wassertiefe bis zu 20 m überspannte. Hier wurden Jochbalken in Längs- und Querrichtung über schräge Stützen gelegt (J. Herrmann, 1966) (Abb. 258).

Ebenso vorzügliche Grabungsergebnisse wie in Behren-Lübschin wurden in Spandau gemacht (A. v. Müller, 1983). Dort entstand an der Ostgrenze des Stammesgebietes der Heveller (Wilzen) am Übergang einer Fernstraße von der Elbe über Brandenburg, Spandau, Köpenick und Lebus nach Osten auf einer Insel im damaligen Zusammenfluß von Spree und Havel aus einer kleinen offenen Siedlung im 8. Jahrhundert ein bewohnter Burgwall. Auf einer im Süden angrenzenden Insel wurde eine Vorburgsiedlung erbaut, die in die Befestigung der Burg einbezogen wurde, und auf dem Westufer der Havel, mit der Burg durch eine Brücke verbunden, eine unbefestigte weitere Vorburgsiedlung. Nach neunmaliger Brandzerstörung, der jeweils ein Wiederaufbau folgte, gelangte die

letzte Siedlung nach 1157 unter askanische Herrschaft, sie wurde dann aus Platzgründen und wegen Änderung des Straßenverlaufs an die Stelle der jetzigen Zitadelle verlegt (Abb. 259).

In einer ersten Ansiedlung im 7. Jahrhundert wurde bereits ein Haus unüblicher Größe von 5 x 6,5 m gefunden, das wie in der Burg Zantoch pfostenlose Flechtwerkswände besaß und damit bereits skandinavische Verwandtschaft bewies. Wohl vor 700 wurde mit der Befestigung durch eine Mauer aus Holzrosten mit Erdfüllung und Brustwehr darauf begonnen, die durch einen Brand vorzeitig zerstört wurde. Die zweite Burg, errichtet um 700, besaß auf einem Wall einen überdachten Wehrgang sowie auf der Westseite der Burg ein Tor. Der Innenraum maß 20 x 24 m. Bereits damals war die Ostseite der Burg stärker befestigt als die Westseite.

Die Bebauung mit Blockbauten von 4,5 x 4,5 m folgte der Innenseite des Walls. Während dieser Zeit bestand auf der Vorburg eine von einem Flechtwerkszaun und einem Wall im Osten umgebene Siedlung aus mindestens sieben quadratischen Blockbauten, die bis zu 4,6 x 4,6 m maßen. Zwischen den Häusern wurden Holzbohlen verlegt.

Nach einem Brand etwa um 750 wurde der Wall im Osten bis auf 2 m erhöht, darauf ein doppelter Palisadenzaun und an der Südwest- und Nordwestecke je ein Turm errichtet. Vom Tor auf der Westseite führte eine Brücke im Bogen zuerst am Wall entlang und dann über den Fluß. In der Vorburgsiedlung entstanden vierzig bis fünfzig bis zu 5,5 x 5,7 m große Blockbauten. Die Siedlung besaß damit etwa 300 Einwohner, die nicht landwirtschaftlich tätig waren. Der bohlenbelegte Hauptweg lief von Norden auf ein Tor im Süden des Burgwalles zu, das rekonstruiert werden konnte. Das Tor war durch zwei zweigeschossige Blockbauten gesichert, die im Obergeschoß einen Wehrgang trugen. Der Torgang war wie der Hauptweg in der Vorburgsiedlung 2,4 bis 2,5 m breit. Die Vorburgsiedlung besaß in der Ostbefestigung ein Tor mit einem Anlagesteg davor.

Von dort wurde der Fernverkehr über die Havel geschifft. Burg und Siedlung wurden um 830 durch Brand vernichtet.

Beim Wiederaufbau wurde der Burgwall im Osten auf 4 m erhöht. Oben trug er eine mit Planken gefaßte Feldsteinmauer neben der Palisadenwand am Fuß. Dies ist außer im Ostmährischen Reich eines der wenigen Beispiele für die Verwendung von Steinen beim Bau durch die Ostvandalen. Innerhalb des Burgwalles standen etwa fünf um 6,5 x 7,0 m große Gebäude. Nach einem Brand um 875 lag die Vorburg bis etwa 950 wüst. Nach einem weiteren Brand um 950 wurde der Innenraum der Burg bis zur Wallkrone aufgefüllt und damit die Innenfläche erweitert. Nun fanden hinter dem neu errichteten Wall etwa 16 Häuser von 4 x 6 m Raum, in denen eine Besatzung von etwa 100 Mann hausen konnte. Der Havelarm zwischen Burg und Vorburg wurde verfüllt. Die Häuser der Vorburg wurden nun wahrscheinlich aus Holzersparnisgründen mit Pfostenbauten und Flechtwerkswänden in Größen bis 5 x 7 m gebaut. Sie enthielten meist zwei ungleich große Räume, große Kuppelöfen, gedielte Fußboden und flache Keller. An zwei Häusern wurde Stabbauweise auf Schwellenkränzen nachgewiesen, was wiederum über die norddeutsche und dänische Pfostenbauweise hinaus auf skandinavische Beziehungen weist.

Dieser Umbau mit Auffüllung des Raumes zwischen den Wallkronen entsprach den in der ottonischen Zeit üblichen Kleinburgen (Flachmotte) und entstand nach einer deutschen Besetzung. Spandau wurde Bischofssitz. Während des Italienfeldzuges von Kaiser Otto II. 980 wurde der Bischof ermordet und die Besatzung von den Heiden vertrieben. Im aufgefüllten Havelarm südlich der Burg wurde in sehr leichter Bauweise ein heidnischer Tempel von 4 x 4 m Größe errichtet. An einer Außenwand stak schräg im Boden eine besonders große Lanzenspitze. Von gekreuzt in den Boden gesteckten Lanzenspitzen bei kultischen Handlungen wird von Chronisten wiederholt berichtet. Im Tempel von Jumneta wurde eine göttliche Lanze aufbewahrt. Im Tempelinnern fand man unter anderem einen in der Flechtbandornamentik des nordischen Tierstiles reichverzierten brettartigen Kopf eines Spinnrockens. Der Tempel wurde schon bald, nach Niederschlagung des Aufstandes, abgetragen. An anderer Stelle wurde eine Kirche von etwa 9 m Länge errichtet, die bautechnisch an die Häuser mit nach außen geschwungenen Wänden von Warendorf und von Trelleborg erinnert. Der an Innenpfosten freie Bau mit Bohlenwänden und in Schwellbalken eingezapften Pfosten entspricht nordischen Stabkirchen. Auch die schrägen Außenstützen der Wände entsprechen Bauten von Warendorf. In der Vorburgsiedlung jenseits der Havel wurde eine wesentlich kleinere Kirche in Stabbauweise ohne Schwellbalken gefunden. Beide Sakralbauten weisen nordische Bautechniken auf, die auf nordische Einflüsse hinweisen, welche trotz der Zugehörigkeit zur deutschen Kirchenorganisation bestanden.

Schon kurz darauf brach im Jahre 983 der große Wendenaufstand aus, und die gesamte Burg verbrannte bei der Eroberung durch den Liutizenbund (A. u. K. Müller, 1987).

Beim Wiederaufbau entstand am Wallfuß eine verbundene Doppelpalisade, auf der Holz-Erde-Mauer eine weitere Doppelpalisade und hinter der Mauer trapezartige kasemattenähnliche Unterkünfte mit Herdstellen. Im Burginnern enthielt ein größeres Haus einen Kuppelofen von 1,2 x 1,7 m, wohl einen Backofen. Die in der Vorburg wieder errichteten Häuser besaßen im Gegensatz zur folgenden Zeit keine Ortskonstanz und waren Stabbauten auf Schwellenkranzen von etwa 4,5 x 6,5 m. Auch sie bargen bis 1,5 m große Kuppelöfen. Das Osttor, das zum Landungssteg führte, erlaubte eine Rekonstruktion (Abb. 260). Die Torgasse mit zwei Toren breit

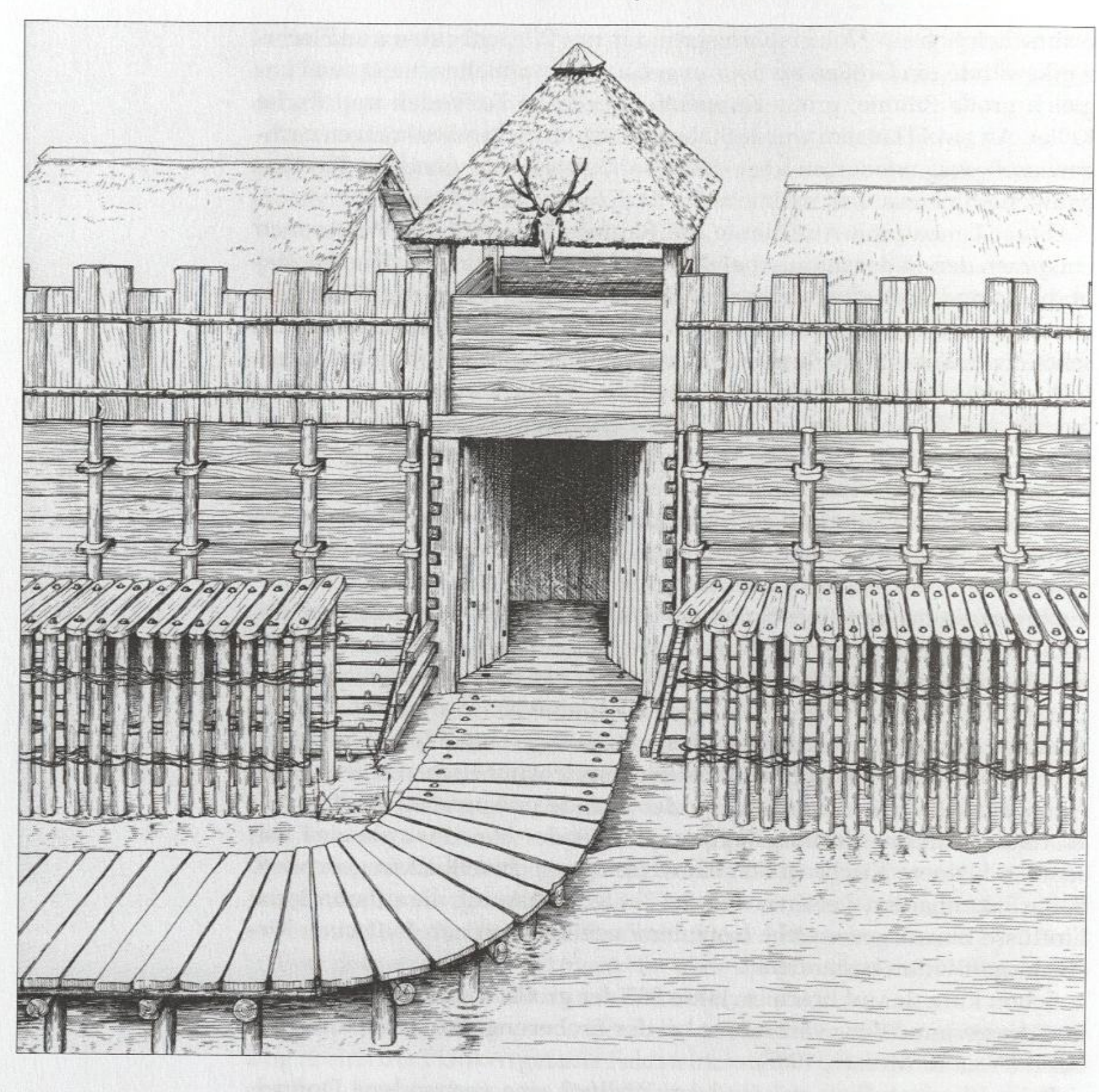


Abb. 260: Das Osttor in der Befestigung der Vorburg des Burgwalles von Spandau aus der Zeit zwischen 983 bis 1030 n. d. Ztw. Nach: A. v. Müller, 1983.

in Kastenbauweise hatte eine Breite von 12,8 m und eine Höhe von 5 m. Sie umschlossen einen Innenraum von 110 x 170 m. Vor dem Wall befand sich ein Graben von 2,5 m Tiefe. In späteren Bauabschnitten trugen die Wälle einen Wehrgang.

Bereits in der Burg A (nach 640–700) wurden Hausreste in Flechtwerkkonstruktion ohne tragende Pfosten gefunden, wie sie aus anderen Burgen der Ostvandalen, zum Beispiel aus Zantoch, Groß Raden, Brandenburg und Jumneta bekannt sind. In Burg C (950) wurde mit der Errichtung

und trug einen turmartigen überdachten Aufbau, an dem ein daneben gefundener Pferdeschädel mit eingestecktem Hirschgeweih hing. Dieser hatte wohl eine religiöse Bedeutung von ähnlicher Art wie bei den West- und Nordgermanen. Noch das Märchen von der Gänsemagd der Grimmschen Sammlung berichtet von Pferdeschädeln an Burgtoren. »Möglicherweise muß man einen Zusammenhang zwischen dem orakelnden heiligen Roß der Slawen (s. Kap. 5.2) und dem sprechenden Falada des Volksmärchens sehen.« (A. v. Müller, 1983) Burg und Vorburg wurden um 1030 und 1100 wieder durch Brand zerstört. Nach 1030 wurde auch vom Osttor aus über den Havelarm eine Brücke errichtet. Bis 1100 war die Vorburg sehr dicht, etwa mit 65 Häusern, bebaut. Damit waren Burg, Vorburg und die Siedlung am Westufer von etwa 600 Personen bewohnt.

Beim kurz danach folgenden Wiederaufbau von Burg und Vorburg wurden auf der Burg statt der Kasematten dicht aneinander giebelseitig nach innen 4,5 x 4,5 m große Häuser errichtet. Auf dem Innenplatz wird wieder ein größeres Gebäude vermutet. Nochmals wurden die Flächen von Burg und Vorburg erhöht. Das Befestigungssystem war dem der großen Wikingerfestung von Trelleborg auf Seeland und der von Behren-Lübschin mit der Palisade am Fuß der Mauer, dem Bau der Mauer und der Palisade darauf sehr ähnlich. Die Anlage wurde beim Herrschaftswechsel von den Hevellern zu den Askaniern um 1157 wieder zerstört, dann wieder aufgebaut, aber später in das Gebiet der heutigen Zitadelle verlegt.

Die Siedlung am Westufer in der Ausdehnung von etwa 90 x 90 m bestand im Gegensatz zu den großen Häusern von Burg und Vorburg nur aus den allgemein üblichen kleinen Häusern mit Abmessungen von 3,5 x 3,5 m. Kurz vor 1150 wurde wohl unter dem getauften letzten Heveller Pribislaw auf einem Körpergrab-Friedhof ein zweischiffiger christlich-sakraler Palisadenbau aus Rundstämmen von 5 x 3,5 m errichtet, in dessen Südschiff ein Skelett ohne Kopf bestattet wurde.

Der Spandauer Burg ähnelten die Hauptburg der Heveller, die Brandenburg sowie weitere Burgen aus der Umgebung von Berlin.

Die Hauptburg der Obodriten, die Mecklenburg, wurde mit 1,4 Hektar Innenraum bereits kurz nach der Ansiedlung, im 7. Jahrhundert, nach der Dendrochronologie vor 640, auf frisch gerodetem Gebiet errichtet, das nach Abzug von Germanen Ende des 4. Jahrhunderts sich wieder bewaldet hatte. Für die Wallanlage von 34000 Kubikmeter einschließlich des darin verbauten Eichenholzes von 9400 Kubikmeter waren für Erd-, Holz- und Transportarbeiten mindestens 85000, wahrscheinlich 120000 Tagewerke erforderlich, also für 500 Arbeitskräfte 240 Arbeitstage. Die Burg wurde auf einem in ein Flachmoor hineinragenden Rücken angelegt. Die Wälle in Kastenbauweise hatten eine Breite von 12,8 m und eine Höhe von 5 m.

von Blockbauten begonnen. Aus Burg E (bis Ende des 10. Jahrhunderts) ist ein Haus in Ständerbohlenbauweise gefunden worden – horizontale Bohlen sind in vertikale Pfosten eingenutet –, wie das in Dänemark, Haithabu und Skandinavien üblich war.

Die Burg war mit Unterbrechungen Fürstensitz der Obodriten bis zu ihrer Übersiedlung nach Alt-Lübeck.

In der Fundschicht des 9./10. Jahrhunderts fanden sich unter anderem ein bronzener und ein beinerner Schreibgriffel.

Vor einer 30 m breiten Senke, die zum Aushub des Materials der Wälle bereits beim Bau der Burg A entstand, wurde eine Vorburgsiedlung angelegt, die nach dem Ende der Burg 1255 aufgelassen wurde (P. Donat, 1984).

Die Burg der Wagrier (eines Teilstammes der Obodriten, das Starigard der lateinischen Quellen) in Oldenburg/Ostholstein wurde vor 700 errichtet. Von der ersten Burg, die bis gegen 720 bestand, sind zwei konzentrische Wallringe, der äußere mit 130 m Durchmesser und 4 m Höhe, ergraben worden. Nach einem Brand entstanden, etwas erweitert, Burg 2 und nach 750 Burg 3 mit einem um das Doppelte erweiterten Wall. Vor den ersten Großbauten darin wurden quadratische Häuser von 4 x 4,3 m aus überkämmten Spaltbohlen errichtet. Ungefähr ab 760 bis zur Zerstörung 1018 entstanden an gleicher Stelle nacheinander fünf große Pfostenhäuser. Im ersten Ausbau war die Fürstenburg (Abb. 261) innerhalb des Walles gesondert mit einer Stabbohlenwand eingezäunt und bestand aus zwei zweischiffigen Häusern von 20,5 x 7 m und mehreren weniger langen Pfostenhäusern. Die Bauten hatten Bohlenwände auf Schwellriegeln. Der Fürstenbau mit einer firststützenfreien Halle von 9 x 7 m mit schrägen Außenstützen barg in der Mitte ein steinumhegtes Langfeuer, wie es fürstlich-germanischem Brauch entsprach. Das Haus diente repräsentativen und kultischen Zwecken. Widukind von Corvey (925–973) erwähnt von der Oldenburg eine Götterstatue aus Bronze, die sicher in dieser Halle stand. Eine südlich im Abstand von fast 4 m vorgelagerte Pfostenreihe trug ein Vordach. Die kleineren Bauten dienten Wohnzwecken und enthielten Lehmkuppelöfen oder waren Speicher. In einem Haus befand sich die Werkstatt eines Edelmetallschmiedes.

Der zweite Großbau aus der Zeit von etwa 830 bis 900 maß 17,5 x 12 m und enthielt eine fast quadratische Halle von 12 m Seitenlänge mit einem Mittelpfosten. Anstelle der nördlichen Pfostenhallen entstand ein Großbau von 5 x 16 m auf Schwellrahmen. Neben dem vierten Großbau, der möglicherweise nach der Eroberung Wagriens durch den Sachsenherzog Billung 968 entstand, wurde dort ein Bischofssitz errichtet. An der Südseite des vierten Baues wurden nach heidnischer Reihengräberart westostgerichtete Gräber angelegt mit einem aus Holz gezimmerten Fürstengrab. Eine Fürstin wurde nach heidnischer wikingischer Art in einem

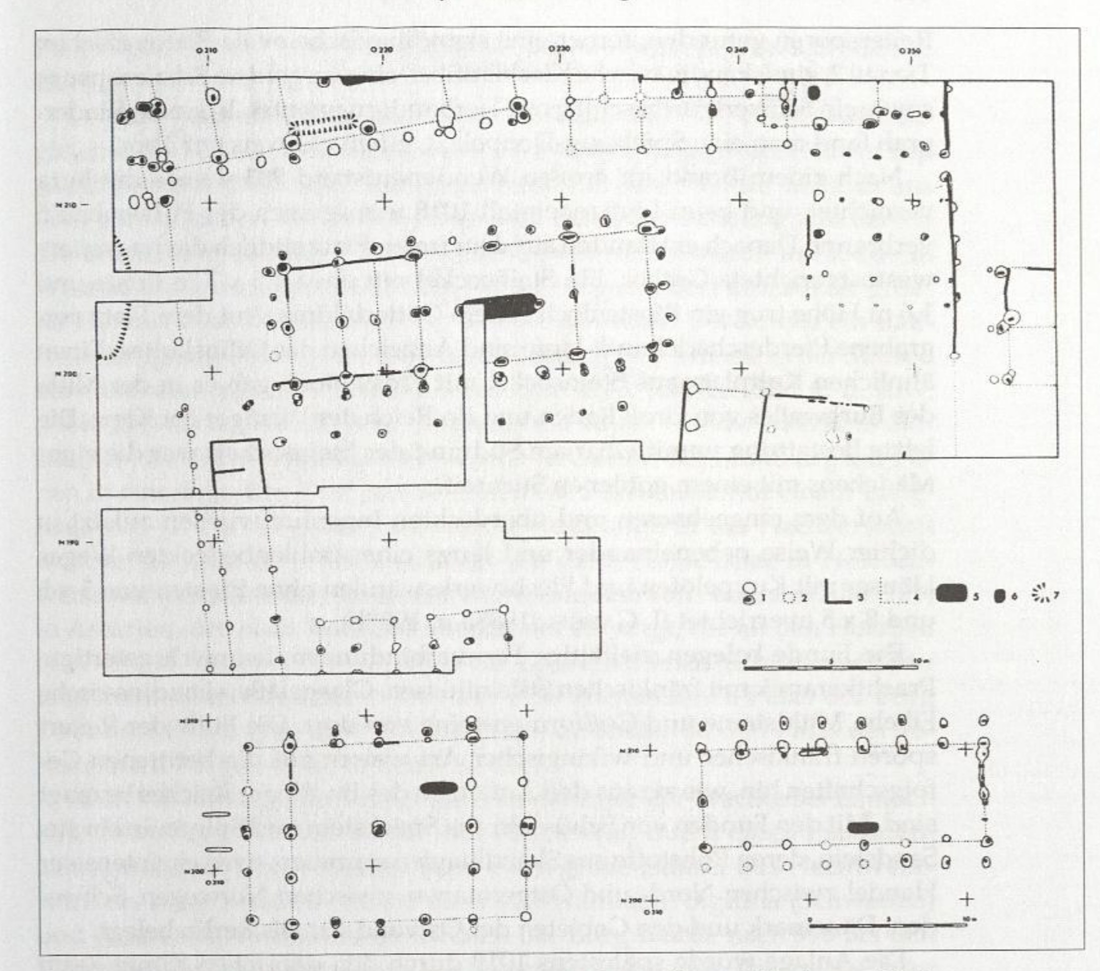


Abb. 261: *Oben:* Der Fürstenbau der Wagrier mit der Halle im Oldenburger Wall, erstes Drittel des 9. Jahrhunderts.
Unten links: Großbau 2 aus dem 2. und 3. Drittel des 9. Jahrhunderts.
Unten rechts: Großbau 3 aus dem 1. Drittel des 10. Jahrhunderts.
Zeichen: 1 Pfostengrube mit Pfostenkern; 2 Pfostengrube zerstört; 3 Grundschwelle oder Bohlenwände; 4 dasselbe zerstört; 5 Langfeuer; 6 Ofen mit Lehmplatte; 7 Grube. Nach: J. Gabriel, 1988.

goldbeschlagenen Wagenkasten, wie man einen im Oseberggrab fand, bestattet. Diese Wagenkästen wurden für den Warentransport im Fernhandel verwendet. Sie waren in Klinkerbauweise wie die Schiffe der Wikinger gebaut und oben wasserdicht abgedeckt. Sie waren in den Abmessungen genormt und zum Zwischentransport über Land auf genormten Wagen bestimmt. Die Bestattung in Wagenkästen war fürstlichen Frauen vorbehalten. An Beigaben wurden in diesen Gräbern ein Schwert und häufig

Reitersporen gefunden, ferner eine skandinavische ovale Plattenfibel im Tierstil 2, eine skandinavische Kleeblattfibel, eine vergoldete Schalenspange sowie ein Schwertgurtbeschlag mit Tierbandornamentik. In einem Kindergrab fand man eine Spielzeug-Doppelaxt, einen Hinweis auf Thor.

Nach einem Brand im großen Wendenaufstand 983 wurde die Burg vernichtet, und beim Liutizeneinfall 1018 wurde auch der Fürstenbau 5 verbrannt. Danach entstanden auf dem freien Platz südlich davon weitere westostgerichtete Gräber. Ein Steinsockel mit etwa 4,5 x 3 m Breite und 1,6 m Höhe trug ein Pfostenloch für ein Götterbildnis. Auf dem Platz vergrabene Pferdeschädel und -läufe sind Anzeichen des Odinskultes. Einen ähnlichen Kultplatz aus Steinsockel mit Pfostenloch gab es in der Mitte des Burgwalles von Groß Raden und im Reich der Waräger bei Kiew. Die letzte Bestattung unmittelbar am Südrand des Steinsockels war die eines Mädchens mit einem goldenen Stirnreif.

Auf dem eingeebneten und überdeckten Innenhof wurden zuletzt in dichter Weise nebeneinander und längs eines bohlenbedeckten Weges Häuser mit Kuppelöfen und Flechtwerkswänden ohne Pfosten von 5 x 5 und 8 x 5 m errichtet (I. Gabriel, 1988a u. 1988b).

Die Funde belegen vielfältige Fernverbindungen, heimisch gefertigte Prachtkeramik mit fränkischen Stileinflüssen, Glasgefäße, skandinavische Fibeln, Mühlsteine und Gußformensteine von dort. Die Fülle der Reitersporen fränkischer und wikingischer Art weisen auf die berittenen Gefolgschaften hin, wie sie aus den Anfängen des Daglinger Reiches bezeugt sind. Mit den Funden von Schüsseln aus Speckstein und Spinnwirteln aus Sandstein, deren Rohstoffe aus Skandinavien stammen, wird ein intensiver Handel zwischen Nord- und Ostgermanen, zwischen Norwegen, Schweden, Dänemark und den Gebieten der Ostvandalen bis Berlin belegt.

Die Anlage wurde spätestens 1019 durch den dänischen König Knud den Grossen zerstört. Danach vernichteten die Dänen 1148/49 die Burg. Übrig blieb damals nur der heilige Hain des Gottes Prove, der erst 1156 zerstört wurde (s. Kap. 3.2). Die Oldenburg liegt am Rande des Oldenburger Grabens, eines moorigen Tales, in dem und an dem seit der jüngeren Bronzezeit bis in die Zeit des Fürstensitzes der Wagrier als Opfer gedeutete Horte und Einzelfunde von Schmuckgegenständen und Waffen an Kultplätzen niedergelegt wurden (M. Müller-Wille, 1999).

Besonders hier am Beispiel der Oldenburg mit ihren reichen Funden nordgermanischer Art wird deutlich, wie falsch die gedankenlose Bezeichnung der Oldenburg in der wissenschaftlichen Fachliteratur als ›slawisch‹ ist. Im Stammesgebiet der Wagrier wurden in weiteren Burgen Funde gemacht, die auf nordgermanische Bewohner hinweisen. In der Burg Klein Gladebrügge südlich Segeberg, 2 Kilometer östlich des um 895 (Dendrodaten) erbauten Limes Saxonicus fand man Pfeilspitzen, Lanzenspitzen, Steigbügel, Sporen und Ringe ähnlich der wikingischen Axt (B. Goltz, 1989).

Der hier gefundene Fürstensitz mit Fürstenbauten hat einen etwa zeitgleichen ähnlichen zur Seite, den des dänischen Königsgeschlechts in Lejre auf Seeland (Abb. 130). Kennzeichnend für beide ist die Abkunft aus dem germanischen Wohnstall-Langhaus. Diese Entwicklung läßt bereits die Entstehung sozialer Unterschiede erkennen. So wurde in Hodde in Westjütland an erhöhter Stelle des Dorfes ein gesondert umzäunter größter Hof aus dem 1. Jahrhundert n. d. Ztw. gefunden, der bereits ein stallfreies Langhaus besaß (Abb. 235). Im Dorf Feddersen Wierde in der Marsch bei Cuxhafen war im Horizont 4 aus dem 2./3. Jahrhundert n. d. Ztw. (Abb. 234) auch ein stallfreies Langhaus mit einem Handwerkerhaus entstanden. Im 4. bis 6. Jahrhundert wurde in Gudme bei Lundborg auf Fünen in einem großen Dorf mit 50 Höfen ein Fürstensitz mit einem Langhaus von 47 x 10 m gebaut, das reiche Goldfunde in der Nachbarschaft aufwies (L. Jörgensen, 1998). Ähnlich wie diese Fürstensitze in Holzbauweise war der steinerne Fürstensitz der Westgoten von Naranco (Abb. 129) in Asturien, der noch Konstruktionsmerkmale zeigt, die an den Holzbau erinnern (H. Phleps, 1934). Mit dem einzigen erhaltenen nichtsakralen Bau langobardischer Bauhütten, dem um 1150 entstandenen Palas der Burg Tirol bei Meran, ging diese Bautradition schließlich in den Palas der romanischen Burgen und Fürstensitze über.

Nach 800 erbauten die Pomoranen am Südufer der Warthe bei Zantoch eine Grenzburg. Sie war anstatt mit einem Wall durch einen Palisadenzaun geschützt. Darin standen bis 4 x 8 m große Häuser aus Flechtwerkwänden, ohne Pfosten, wie sie auch von Haithabu, Sigtuna (Schweden) und Jumneta bekannt sind (Abb. 262). Die Burg wurde nach 990 bei den Kämpfen der Daglinger gegen die Pommern verbrannt. Die zweite Burg mit Wall wurde nach 1000 von Boleslaw I. errichtet und von seiner Wikingermannschaft besetzt. In dieser zweiten Burg fand man wikingische Reste: eine Kammscheide mit Flechtbandverzierung, eine Axt, Knochenkämme, einen Ebenholzgriff mit Tierornamentik im späten Jellingestil. Nach Boleslaws Tod im Jahre 1025 machten sich die Pommern wieder selbständig, und die Burg wechselte wieder den Besitzer (A. Brackmann u. W. Unverzagt, 1936) (Abb. 262).

Aus dem Siedlungsgebiet der Lusitzer südwestlich des Spreewaldes konnte bei Tornow eine Burg ausgegraben werden, die interessante Einblicke gestattet (J. Herrmann, 1966). Bei der Anlage eines Dorfes Ende des 9. Jahrhunderts (s. Kap. 5.4.6) wurde eine Fluchtburg gebaut. Sie ist wohl eine der *civitates*, die der Bairische Geograph (K. Zeuss, 1837) für die in dieser Gegend ansässigen Stämme der Lusizi mit 30, der Dadosesani mit 20 und der Milzane mit 30 *civitates* aufzählt.

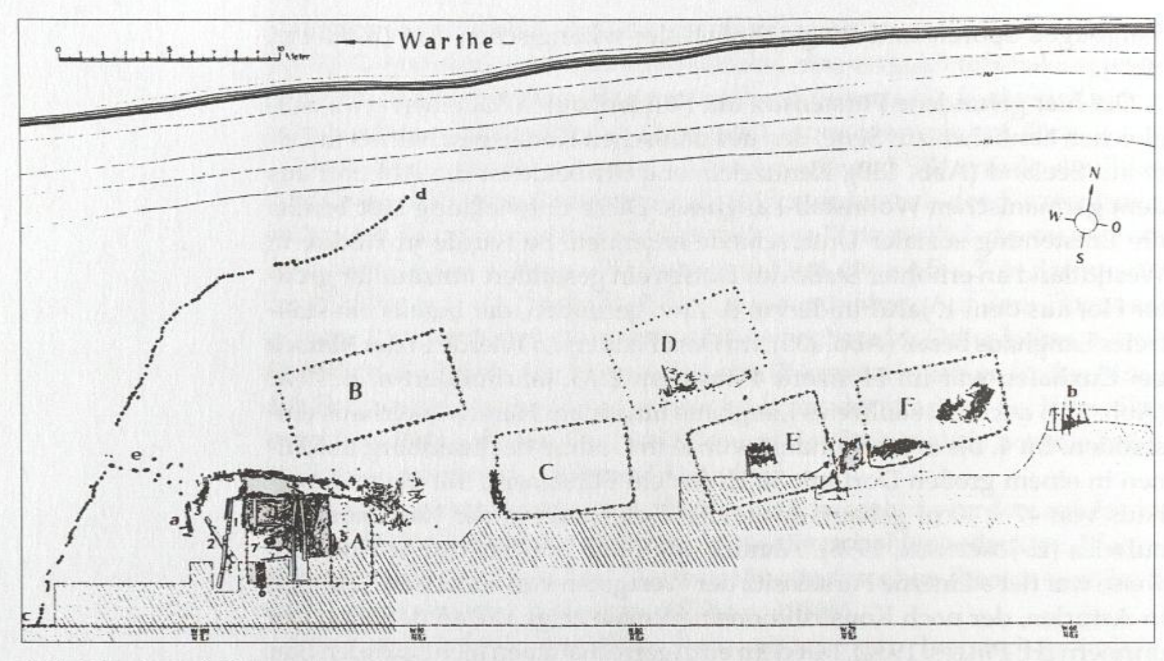


Abb. 262: Ausschnitt aus der von den Pomoranen angelegten Burg 1 bei Zantoch an der Warthe. A bis F: Häuser mit Flechtwerkswänden ohne Pfosten; a, b: Faschinenwerk der Uferböschung; c–d: Palisadenzaun; e: Tor; 1, 2: Balken des Dachgestühls; 3, 4, 5: Reste eines älteren Hauses; 6: Südwand von Haus A; 7: Holzherd. Nach: A. Brackmann u. W. Unverzagt, 1936.

Gleichzeitig wurde in Vorberg, wenige Kilometer von Tornow entfernt, eine ähnliche Burg angelegt, die weniger gut erhalten ist.

Die erstgenannte, von den Dorfbewohnern errichtete Burg umschließt ein fast kreisrunder Wall in Holzrostkonstruktion von 47 m Außen-, 31 m Innendurchmesser und 6 m Höhe, der wohl oben eine Palisadenbefestigung trug. Innen war der Wall ringartig von 30 bis 35 Fluchtgemächern von 2,40 m Tiefe und 3 bis 4 m Breite umgeben.

Im Hof lagen ein Brunnen, ein Mahlhaus und neben dem Tor das Haus des Burghüters, das einzige ständig bewohnte. Die Verteidigungslinie auf dem Wall war 160 m lang. Wenn für 5 m Verteidigungslinie je ein Verteidiger gerechnet wird, wie bei böhmischen Burgen, dann waren 33 Mann nötig. Das entspricht der Zahl der Fluchtgemächer und der Zahl der darin unterzubringenden Familien.

Die von den Dorfbewohnern für den Burgenbau aufgebrachte Arbeit dürfte bei je 3500 Kubikmeter Erde und Eichenholz für den Wall 21 000 bis 41 000 Tagewerke betragen haben. Bei 30 bis 35 Arbeitskräften ergibt das 600 bis 1200 Tagewerke je Arbeitskraft, also eine Bauzeit von mehreren Jahren.

Nach einem Brand wurde die Burg unter Verwendung des Walles stark verändert wiederaufgebaut (Abb. 263). Der Tortunnel wurde geändert. Er führte im Wall 2,5 m aufwärts mit einer Breite von 2 m und dann nach innen steil 2 m abwärts mit einer Breite von 1,5 m. Hinter dem Wall lagen 19 zweistöckige Einbauten, deren Oberstöcke innen vom Wall aus durch

einen Umgang zugänglich waren und als Speicher genutzt wurden. Mit einer Ausnahme enthielten alle Einbauten eine Handmühle, Holzkisten und Tonwannen als Vorratsbehälter für Getreide. In vier Speichern befanden sich größere Vorräte an Mehl. Von den Untergeschossen wurden drei als Wohnräume verwendet, in denen man Spinnwirtel, Sicheln und Messer fand. In einem befand sich ein Herd. Im Hof stand ein größeres Gebäude, das teilweise unterkellert war. Die Art der Anlage dieser Burg mit den Einbauten gleicht den nach 1241 von den Siebenbürgern errichteten Kirchenburgen.

Diese zweite Burg ist wohl als Adelssitz mit einer ständigen Gefolgschaft von Kriegern zu deuten, die im Untergeschoß wohnten. Die Ausstattung der Obergeschosse der Einbauten hinter dem Wall mit Mühlen und Vorratsgefäßen, die Getreide enthielten, läßt auf Fluchtbehausungen

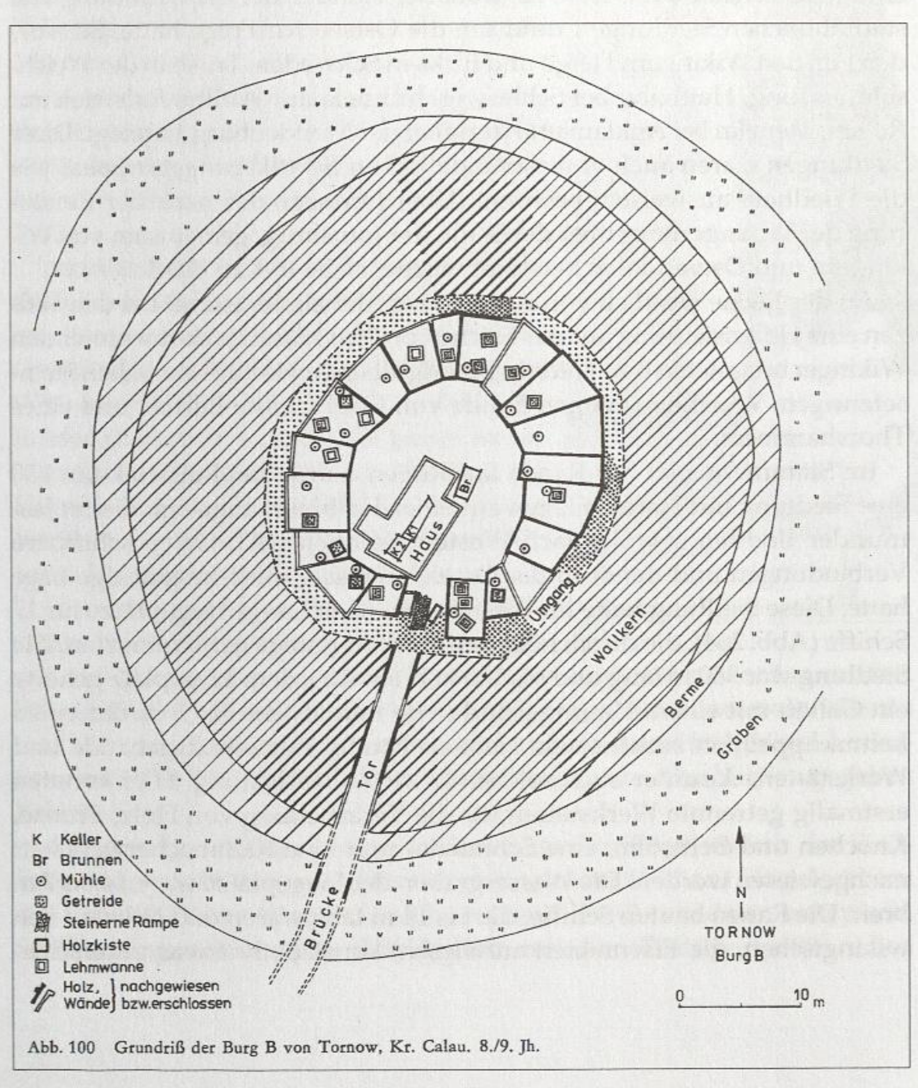


Abb. 263: Grundriß der Burg bei Tornow, Kreis Calau, 2. Baustufe 8./9. Jahrhundert. Nach: J. Herrmann, 1966.

für die Dorfbewohner schließen. Anfangs des 9. Jahrhunderts wurde auch diese Burg durch Feuer zerstört.

Nach Größe, Aufbau und Inneneinrichtung mit kammerartigen Anbauten innen am Wall war die Burg Schönfeld, Kreis Calau, ebenfalls aus dem Stammesgebiet der Lusizi, der Burg Tornow ähnlich. Bei den Anbauten wechselten Pfosten- mit Blockbauten. Das in der Mitte stehende Haus war ein Pfostenbau (G. Wetzel, 1985). Auch die Burg von Presenchen westlich des Spreewaldes hatte an der Innenseite des älteren Walles kasemattenartige Anbauten. Wie auf anderen Burgen des Spreewaldgebietes wurde dendrochronologisch ein Baubeginn der ersten Burg mit Blockbauten vor 900 und nach Zerstörungen ein Wiederaufbau nach 950 mit Pfostenbauten festgestellt (J. Henning, 1991).

Infolge der von den Wikingern entwickelten hochseefesten Segelschiffe entfaltete sich auf der Ostsee ein lebhafter Handel, der die Gründung von stadtähnlichen Siedlungen rund um die Ostsee zur Folge hatte. So wurden von den Wikingern Helgö und Birka in Schweden, Truso in der Weichselmündung, Haithabu bei Schleswig, Jumneta auf Wollin, Ralswiek auf Rügen, Menzlin bei Anklam und Reric bei der Mecklenburg angelegt. Diese Siedlungen waren auch von ostvandalischen Bevölkerungsgruppen, wie die Friedhöfe ausweisen, bewohnt. Über Jumneta, das nach der Zerstörung der Wikingerburg über der Stadt, der Jomsburg, gemeinsam von Wikingern und Ostvandalen bewohnt wurde, siehe in Kap. 2.3.1.

An der Peene westlich von Anklam bei Menzlin entstand bei den Wilzen eine Hafensiedlung auf der Fläche von 8 Hektar. Die dort wohnenden Wikinger bestatteten ihre Toten in Brandgräbern mit schiffsähnlichen Steinsetzungen. Von ihnen zeugen Funde von Fibeln, einer Bartaxt und eines Thorshammers.

Im Stammesgebiet der Ranen auf Rügen wurde bei Ralswiek um 750 eine Siedlung mit Hafenanlagen auf einer Halbinsel angelegt, die im Jasmunder Bodden sowohl nach Westen als auch nach Osten schiffbare Verbindungen und damit in der Ostsee eine sehr verkehrsgünstige Lage hatte. Diese Siedlung hatte im Westen auf 160 m Länge Liegeplätze für 17 Schiffe (Abb. 264), die durch hölzerne Landungsstege getrennt waren. Die Siedlung war 350 m lang und bis 120 m breit. Zu jedem Liegeplatz gehörte ein Gehöft mit einem Hauptgebäude von mindestens 5 x 7 m, das einen Lehmkuppelofen besaß sowie Nebengebäude, Wirtschaftsgebäude und Werkstätten, darunter auch solche für Metallbearbeitung. Hier konnten erstmalig getrennte Werkstätten für die Verarbeitung von Holz, Bronze, Knochen und Bernstein, eine Schmiede- und eine Kammacherwerkstatt nachgewiesen werden. Die Wassergräben der Liegeplätze waren 4 bis 7 m breit. Die Ranen bauten Schiffe, die bis 14 m lang waren und sich von den wikingischen, die Eisennieten aufwiesen, konstruktiv etwas unterschie-

den. Die Planken wurden gegenseitig mit Holzdübeln und an den Steven mit Eisennägeln befestigt. Bei Ralswiek wurden vier solcher Schiffe gefunden.

In einem der Häuser wurde neben dem Ofen ein vergrabener Schatz aus 2200 arabischen Silbermünzen gefunden. Die jüngste der Münzen stammte aus dem Jahre 842. Dieser Münzfund ist der größte Fund arabischer Münzen zwischen Schweden und dem Schwarzen Meer aus jener Zeit. Die Siedlung dürfte nach kalibrierten ^{14}C-Altersbestimmungen 890 zerstört worden sein. Die Münzen zeugen von der Benutzung des Handels- und Schiffahrtsweges über Staraja Ladoga und die Wolga zum Schwarzen Meer und weiter nach Osten.

Ähnliche Siedlungsstrukturen wie in Ralswiek mit Faktoreien, die sich in Privatbesitz befanden, wiesen Helgö, Birka, Haithabu und Ribe (Jütland) auf (J. Herrmann, 1978).

An einer Mole lag ein Brett mit einer Flachskulptur eines menschlichen Gesichtes. Bretter dieser Art umstanden den Tempel von Groß Raden und wurden am Bohlenweg im Wittemoor bei Berne, Kreis Wesermünde, gefunden (J. Herrmann, 1980). Sie hatten wahrscheinlich religiöse Bedeutung. Sie sind ein Hinweis auf die Ähnlichkeit der religiösen Vorstellungen bei Westgermanen und Ostvandalen über mehr als tausend Jahre.

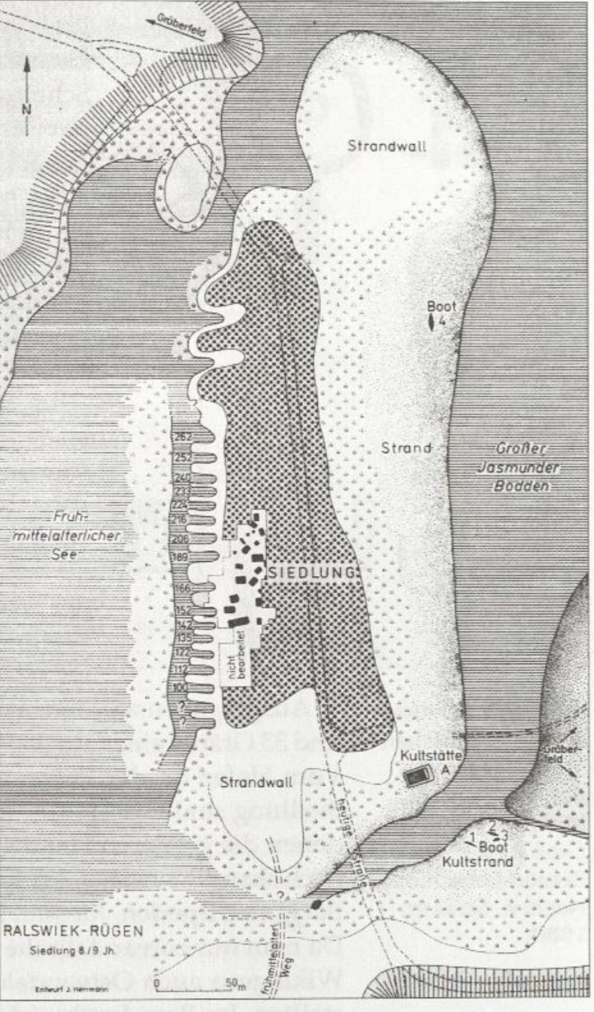


Abb. 264: Siedlung und Hafen von Ralswiek auf Rügen. Feld mit kleiner Kreuzsignatur noch nicht ausgegraben. Nach J. Herrmann, *Die Slawen in Deutschland,* Berlin (Ost) 1985.

Unter den spärlichen Funden sind Specksteinschalen und Gußformen für Silberbarren aus Speckstein, der aus Skandinavien eingeführt werden mußte, Schreibgriffel, ein mit Runen beritzter Knochen, Schnitzmesser, eiserne und bronzene Schlüssel großer Vielfalt (Abb. 265) und Steigbügel bemerkenswert (P. Herfert, 1967). Es muß also vieles zum Abschließen gegeben haben.

Auf der der Siedlung zugewandten Seite der Hügel östlich der Siedlung und von dieser aus sichtbar liegt ein großes Feld mit Hügelgräbern mit über 400 Bestattungen. Die Gräber sind für Ostvandalen untypisch, Schläfenringe fehlen ganz. Brandgräber mit dem Transportgefäß neben

der Brandschüttung überwiegen. Etwa 10 Prozent sind Körpergräber. Diese enthalten zum Teil in Skandinavien hergestellte Keramik. Vor rund hundert Jahren wurde eine holzverschalte Grabkammer mit einem Körpergrab und einem mitbestatteten Pferd gefunden. Auf Skandinavier deuten Schmuckscheiben sowie auf dem Scheiterhaufen verbrannte Teile von Schiffen skandinavischer Herkunft und mit solchen Schiffsteilen abgedeckte Brandgräber hin (D. Warnke, 1978 u. 1981).

Sechs Kilometer von Ralswiek entfernt lag auf einem Hügel, dem Rugard, die Stammesburg der Ranen mit einem außen 10 m hohen Wall, der im 8. Jahrhundert errichtet wurde. Innerhalb des Walles standen Häuser, außerdem befanden sich an der Innenseite des Walles hausähnliche Anbauten.

Im Stammesgebiet der Wilzen entstand nach 850 an der Peene bei Menzlin, zwischen dem Sitz des Fürsten und der Peenemündung, eine Handelsniederlassung der Wikinger, die bis etwa 950 bestand. Sie war zu Schiff zu erreichen, lag an der Fernhandelsstraße *via regia*, die von Hamburg nach Wollin führte, auf der man nach Adam von Bremen von Hamburg bis Wollin sieben Tagesreisen benötigte und die ein dichtes Siedlungsnetz der Ostvandalen umgab.

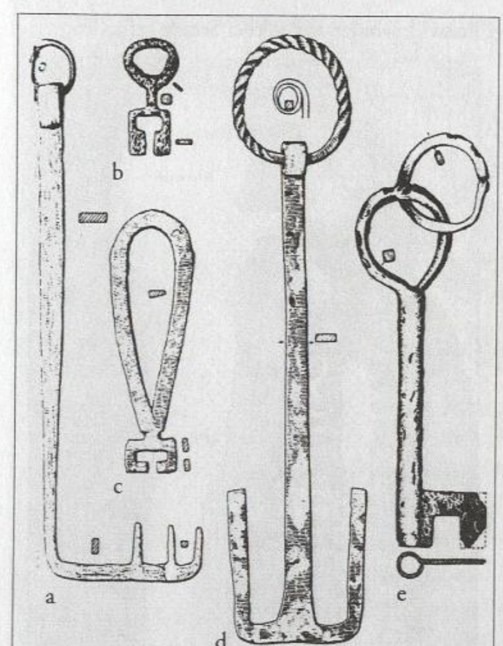


Abb. 265: Schlüssel aus frühstädtischen Siedlungen und Burgen. a und c: Menzlin; b und d: Groß Raden; e: Behren-Lübschin. Nach: E. Schuldt, 1980.

Ausgegraben wurden bisher geringe Teile der frühstädtischen Siedlung und 33 Gräber eines auf 850 Bestattungen geschätzten Wikingerfriedhofes. Vom Hafen an der Peene wurde bisher noch nichts gefunden. Von der Siedlung sind vier Häuser in den Größen 3,5 x 4 bis 5 x 10 m bekannt, von denen die größeren Handwerksbetriebe waren, in denen von Wikingern nach skandinavischer Art Kämme, Spinnwirteln, Bernstein-, Karneol- und Bergkristallperlen, Messer, Pfeilspitzen und Textilien hergestellt wurden. Da man nur ostvandalische Keramik fand, müssen in der Siedlung außer Wikingern auch Ostvandalen gelebt haben, die diese Keramik dort herstellten. Im Brandgräberfeld fand man Schmuckstücke, die zur nordgermanischen Frauentracht gehörten und nicht gehandelt wurden wie ovale Schalenfibeln, eine aus Westfalen stammende Rechteckfibel, Ringe mit Anhängern von Thorshämmern und Miniaturäxten, ferner Arm- und Fingerringe. Am vermuteten Hafengelände fand man ein einschneidiges Schwert, in der Siedlung verschiedene Sporen, zwei Trensen und als Fernhandelsgut eine Tatinger Kanne aus Rheinfranken.

Auf dem Friedhof waren von 33 Brandgräbern sieben von schiffsförmigen Steinsetzungen umgeben, die 2,7 bis 7,5 m lang waren. Im Friedhof von Birka am Mälarsee mit zweitausend Bestattungen fand man nur zwei, davon drei in Kiellinie liegend. Der Bug ist am größten und an einem dreikantigen Stein kenntlich und zeigt im Gegensatz zu gleichartigen skandinavischen Steinsetzungen nicht nach Süden – auch der Bug des Oseberg- und Gokstadschiffes wies nach Süden –, sondern in die alte Heimat nach Norden. Kreisförmige Steinsetzungen kamen ebenfalls vor (U. Schoknecht, 1977).

5.4.8. Ergebnisse der dendrologischen Altersbestimmungen

Siedlungen aus der ersten Einwanderungswelle der Ostvandalen des 6. Jahrhunderts konnte bisher nicht erfaßt werden. Die zweite Siedlungswelle begann um 650 n. d. Ztw. und ist mit dem Bohlenweg zur Siedlung Sukow mit 650 belegt. Für die Burgen ergaben sich folgende Werte:

Ende des 7. bis 1. Hälfte des 8. Jahrhunderts.: Sukow, Tabelle Nr. 1, Mecklenburg Nr. 7, Vorberg Nr. 30, Tornow Burg A Nr. 31.

Ende 8. Jh. bis Anfang 9. Jh.: Alt-Lübeck Nr. 4, Tornow B Nr. 31.

Ende 9. Jh. bis 1. Viertel 10 Jh.: Bosau Nr. 11, Raden Nr. 13, Teterow Nr. 14, Brandenburg Nr. 23, Tornow B/C Nr. 31, Presenchen Nr. 39.

Um 950 bis 960: Groß Raden Nr. 13, Teterow Nr. 14, Schwerin Nr. 16, Presenchen Nr. 39, Groß Lübbenau Nr. 37.

Um und nach 980: Behren-Lübchin Nr. 15, Brücke von Teterow und Burg Nr. 14 (J. Herrmann u. K.-U. Heussner 1991).

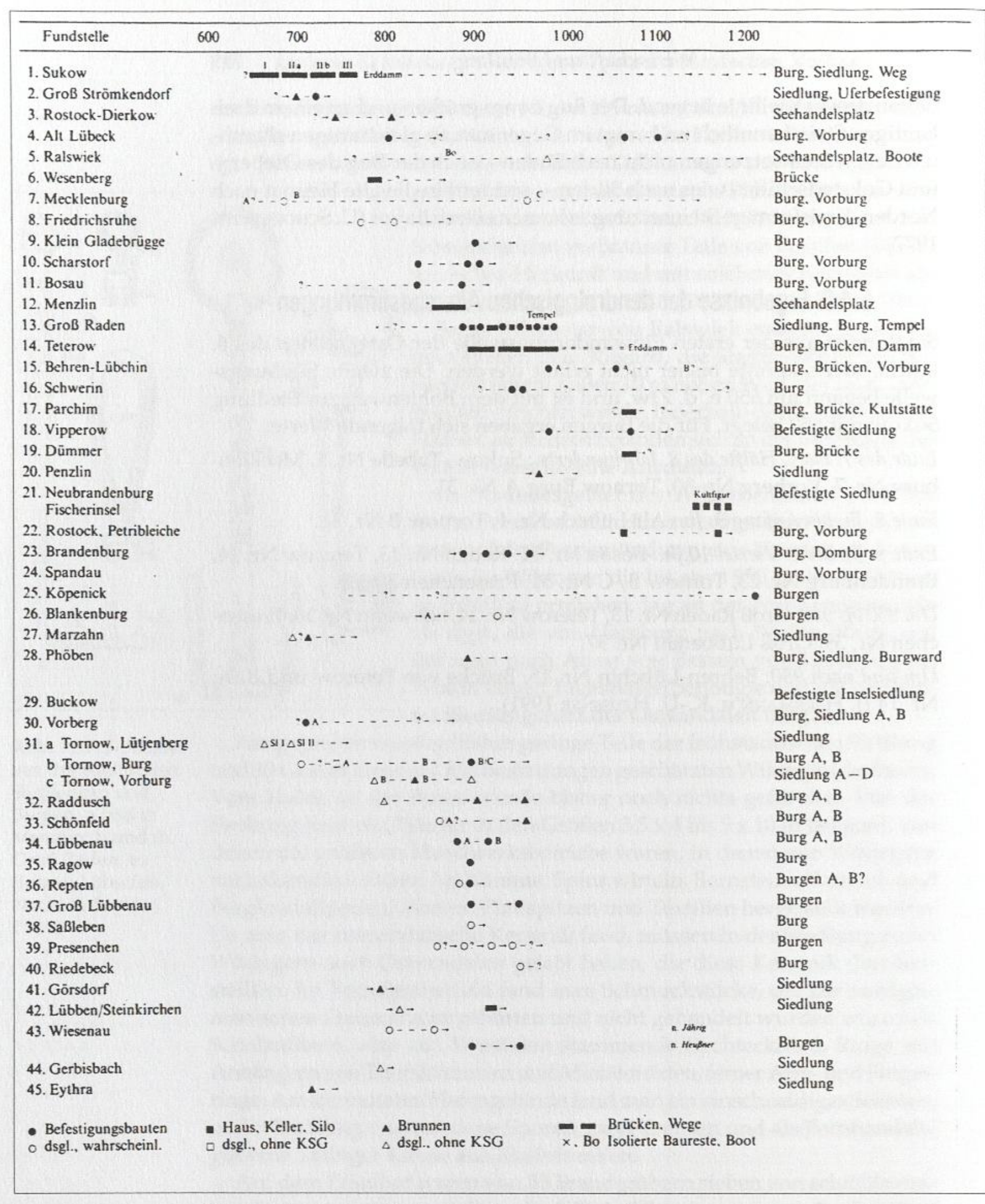


Tabelle: Die chronologische Zuordnung von Dendrodaten zur Siedlungs- und Burgengeschichte.

5.5 Anhang

5.5.1 Archäometallurgie

Das erste Metall in menschlicher Hand war das Gold. Die in der Vorgeschichte erreichbaren Vorkommen in Europa waren die Seifen, Gold in den Sanden und Kiesen fließender Gewässer und die tiefgründigen Oxydationszonen der Goldlagerstätten im Bihargebirge in Rumänien sowie vielleicht noch die Oxydationszonen der Goldlagerstätten in den Nordkarpaten um Schemnitz. Das erste Gold fand sich in den Hinterlassenschaften der Glockenbecherleute, die es wahrscheinlich bei ihrer Einwanderung mitbrachten, in Kleingegenständen. Die nächsten Goldfunde erscheinen bei sozial Führenden der Aunjetitzer. Der Fürst von Leubingen trug einen Goldring am Arm und zwei Goldnadeln. In der Bronzezeit gab es schon eine hochentwickelte und hochkünstlerische Goldmanufaktur von Gefäßen und Schalen aus ganz Europa. Der umfangreichste Goldschatz stammt aus Eberswalde, aus der Lausitzer Kultur des 9. Jahrhunderts. Er war in einer mit Deckel verschlossenen Bronzeurne als Hort vergraben. Er bestand im Gesamtgewicht von 2,5 kg aus 8 Goldschalen, Ringen und Drahtgold. Das Gold stammt aus den Goldlagerstätten des westsiebenbürgischen Bihargebirge (Anm.: Nach völkerrechtswidrigem Raub von 1945 ist er heute im Puschkinmuseum in Moskau). Doch die auffälligsten Goldfunde sind die vier bisher bekannten Goldhüte (Abb. 18a), die als Kopfbedeckungen von Priestern bei Kulthandlungen getragen wurden, aus der westlichen Urnengräberkultur. Der in Berlin befindliche Goldhut ist 74,5 cm hoch und wurde im Gewicht von 400 g aus einem gegossenen Kegel auf einem Amboß ausgehämmert auf die Wandstärke von 0,06 mm. In den Verzierungen ist astronomisches und kalendarisches Wissen verborgen.

Das Silber wurde erst im Mittelalter als Edelmetall entdeckt. Man fand es in den Oxydationszonen sulfidischer Lagerstätten, die nur wenige Meter mächtig sind, als gediegenes Silber. Die darunter folgenden Zementationszonen, die auch nur wenige Meter dick sind, lieferten hochkonzentrierte edle Silbererze. Bei Osterode am Harz wurden bereits um 300 n. d. Ztw. Buntmetallerze aus dem Harz verhüttet. Unter den Karolingern wurden Denare aus Silber geprägt. Der Bergbau auf Silbererze begann im Harz und bei Wiesloch unter den Karolingern. Der Bergbau bei Freiburg im Breisgau begann nach 1000, der bei Freiberg im Erzgebirge nach 1100. Die silbernen Dirhems kamen durch den Handel aus dem Orient.

Abgesehen von einigen Kleinfunden von Kupfer in Süddeutschland war zu Beilen verarbeitetes Kupfer in der Trichterbecherzeit in Dänemark und Norddeutschland bekannt aus Gräbern, Moorfunden und Hortfunden (Abb. 266). Der Hort von Bygholm enthielt 4 Flachbeile, 1 Dolchklinge

und 3 Spiralen aus Kupfer. Die Spurenanalyse ergab Nebengehalte von As, Spuren von Pb, Ag, Sb, Bi und Ni wie die dänischen Fundstücke (M. Menke, 1988). Als Herkunft des Kupfers in diesem sonst lagerstättenleeren Raum bietet sich nur die Lagerstätte nordöstlich von Helgoland an, aus deren oxidischen Kupfermineralien allein durch Schmelzen von Holzkohle Kupfer gewonnen werden konnte. Die Kupfergewinnung aus sulfidischen Mineralien ist mehrstufig und erfordert erst ein oxidierendes Abrösten des Schwefel- und Arsenanteils und dann ein reduzierendes Schmelzen. Die Technik wurde erst kurz vor der Erfindung der Bronze entdeckt. Das Helgoländer Kupfer enthält Pb, Ag, As, Sb, Bi, Fe und Ni. Es kommt als Rohkupfer und gediegenes Kupfer, eingestreut und sekundär umgelagert, im Buntsandstein vor (siehe auch Methoden, Kapitel O). Die Lagerstätte war jedoch bereits infolge des Meeresanstieges in der Bronzezeit weitgehend vom Meer erodiert. Diese früheste Kupferherstellung und Verwendung wurden durch den sonst in Europa nicht vorkommenden Lagerstättentyp ermöglicht.

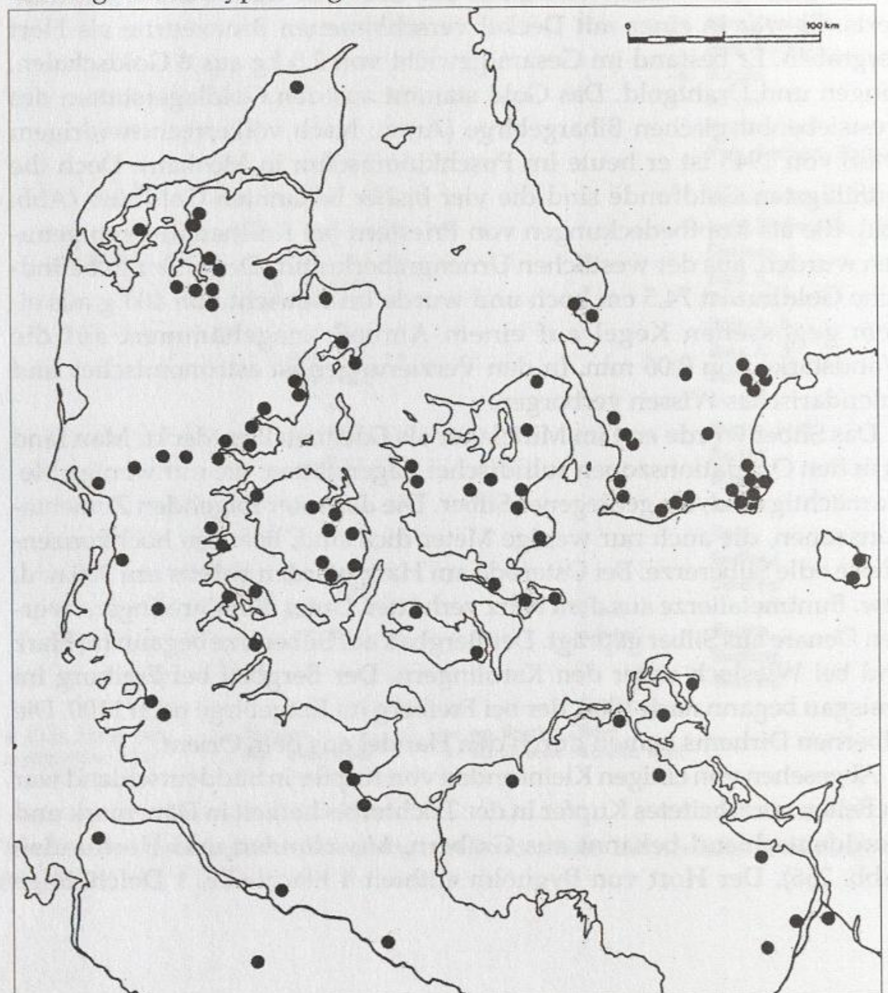


Abb. 266: Kupferflach- und Massivbeile in Dänemark und Norddeutschland vom Typ Bygholm u. a. Nach: M. Menke, 1988.

Andere Vorkommen von gediegenem Kupfer, die den Neolithikern bekannt wurden, stammen aus den Oxidationszonen von Sulfidlagerstätten und sind sehr absätzig und geringhaltig.

Das Kupfer der Bronzezeit hatte andere Herkünfte. Da die Nebengehalte im Kupfer von der Schmelztemperatur und der weiteren Herstellung (Raffination) abhängig sind, liefern Spurenvergleiche im Erz und im Produkt zum Teil ungenaue Ergebnisse.

Hortfunde von Rohkupfer in Mitteldeutschland belegen, daß in der Bronzezeit auch aus heimischen Lagerstätten Kupfer gewonnen wurde.

Neben dem Kupferschiefer in der Südumgebung des Harzes gibt es in den deutschen Mittelgebirgen kleinere, aber auch größere Lagerstätten mit Sulfiden von Fe, Pb, Zn, Ag und Cu. In der nördlichen Grauwackenzone der Alpen gab es Sulfidlagerstätten bei Kitzbühl und Mitterberg, die vorgeschichtlich abgebaut wurden. Im Schwazer Dolomit fanden sich größere Erzkörper von silberhaltigem Fahlerz. Dort und in Mitterberg wurde schon in der Bronzezeit Untertagebau betrieben mit bis zu 100 m langen Stollen.

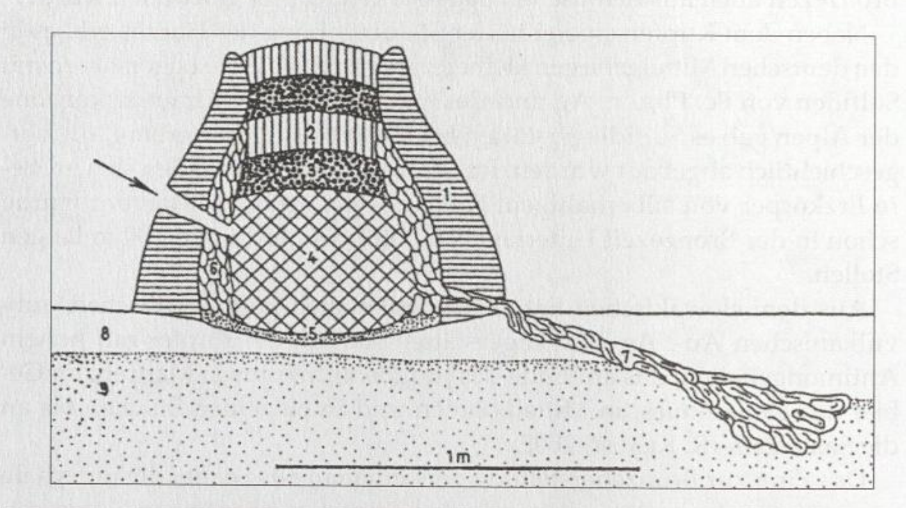
Aus dem slowakischen Erzgebirge mit seinen polymetallischen, subvulkanischen Au-, Ag-, Cu-Lagerstätten stammt ein Kupfer mit hohem Antimongehalten, das am Ende des Jungneolithikums in Mähren, im Gebiet des Donauknies, in Mittelböhmen und in einzelnen Stücken bis an die Saale kam (R. Krause, 2002).

Das Zinn zur Bronzeherstellung gewann man aus Seifen, die unterhalb von primären Lagerstätten lagen, in den Zinnerzprovinzen von Nordwest-Spanien, der Bretagne, in Cornwall und im Erzgebirge. Es mußte vor der Legierung mit Kupfer reduzierend erschmolzen werden. Fast zur gleichen Zeit wie im vorderen Orient konnten die Aunjetitzer in der Umgebung des Erzgebirges Bronze herstellen. Ihre Hortfunde von Rohbronzebarren häufen sich um das Erzgebirge.

Obwohl die Eisenherstellung im Hethiterreich, das um 1200 v. d. Ztw. endete, entwickelt wurde, ist es fraglich, ob die Kenntnis der Eisenherstellung von dort nach Europa gelangte. Die Kelten beherrschten in der La-Tène-Zeit die Eisengewinnung, ebenso der Germanen der Jastorfkultur. Die damals verwertbaren Erze im norddeutschen Flachland waren Raseneisenerze, die in wasserreichen Niederungen wenig ausgedehnte und absätzige Vorkommen komplexer Zusammensetzung bildeten, die Brauneisenvorkommen als Verwitterungserze auf Schiefern und Kalksteinen, die Hämatiterze des Lahn-Dillgebietes, die nach 0 d. Ztw. oberflächennah abgebaut wurden, und die Brauneisen-Konkretionen der Bohnerze in Karstschlotten von Kalksteinen.

Die Verhüttung nach dem Rennverfahren in Niederschachtöfen erfor-

derte nach Ofenkonstruktion, dem Verfahrensablauf, der Füllung mit Erz und Holzkohle und der Luftzufuhr mit Blasebalgen schon reiche Erfahrungen. Bei Temperaturen unter dem Schmelzpunkt des Eisens von 1100 bis 1400 °C entstand eine flüssige Schlacke, die das Eisen zusammengesintert als Luppen enthielt. Nach Ofenabbruch mußte aus diesem Schlakkenklumpen durch Zerschlagen das Eisen befreit werden, um durch Schmieden weiterverarbeitet werden zu können. In Aufheizöfen wurde das Eisen aufgekohlt und damit härter. Das Schmiedehandwerk stand in hohen Ehren (Abb. 267).



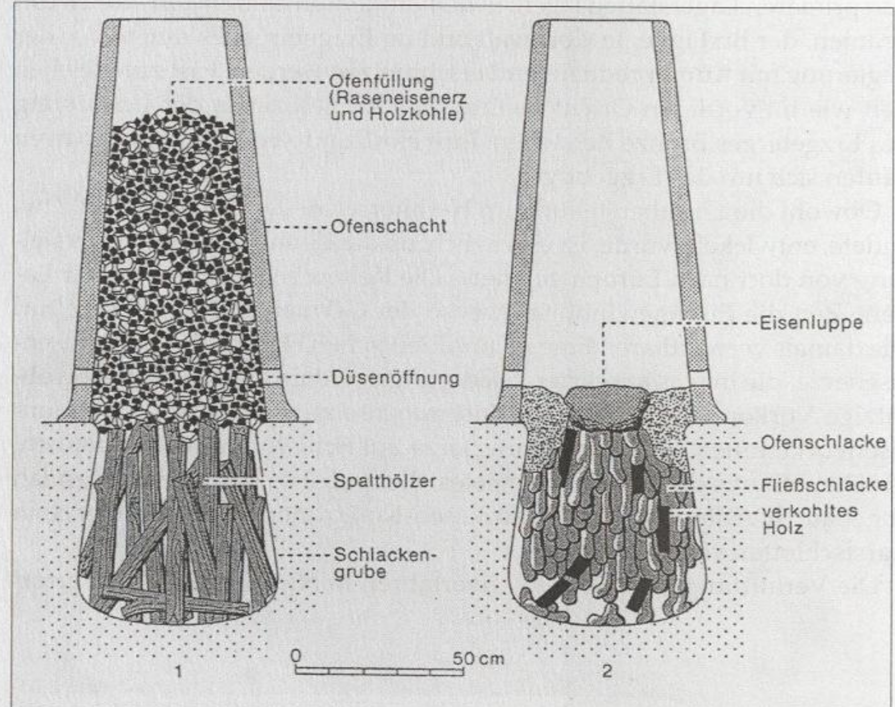


Abb. 267: Rennfeueröfen

a. mit seitlichem Schlackenabstich. 1 Ofenmaterial, 2 u. 3 Schichten von Holzkohle und Erz, 4 Schlackenbrei mit Eisenluppen, 5 u. 6 kohliger Sand, 7 Laufschlacken, 8 u. 9 Untergrund.

b. mit Schlackengrube, 1 vor dem Brand mit Beschickung, 2 nach Ende eines Brandes.

Nach: Jöns, 1993.

5.5.2 Schiffe

In Südskandinavien, vor allem aber in Bohuslän und nördlich Östersund, aber auch in Östergötland abseits der See sind in außerordentlich zahlreichen Felszeichungen an Gletscherschliffen Szenen aus der Mythologie und dem Volksleben mit Schiffen aus der Bronzezeit erhalten. Diese Schiffsdarstellungen (Abb. 268) lassen die Ruderplätze erkennen, die für teilweise mehr als 100 Mann Besatzung außerordentliche Längen der Schiffe bedingt haben müssen. Sie hatten keinen Mast, der einen Kielbaum erforderlich macht und für die Stabilität unentbehrlich ist. Es ist nur ein einziges Schiff dieser Art erhalten, das Boot aus dem Nydam-Moor bei Schleswig mit einer Länge von 23 m für 28 Ruderer. Das wird auch wohl die Obergrenze für die Glaubwürdigkeit dieser Schiffsdarstellungen sein. Ihre Bauart muß denen der erhaltenen Wikingerschiffe ähnlich gewesen sein mit Bordwänden der Planken in Klinkerbauweise. Oft sind Vorder- und Hintersteven gleich hochgezogen ausgebildet, was mit den Umhängen des Ruders eine sofortige Richtungsumkehr ermöglichte.

Das Nydamboot, ausgestellt im Landesmuseum Schleswig, wurde 310–320 n. d. Ztw. erbaut und nach Verwendung einer außerordentlichen Fülle von Beutewaffen als Opfergabe im Moor von Nydam versenkt. Noch dem Schiff vom Grabmal des englischen Königs Redwald (gest. 624) fehlten Kiel und Segel.

Erst dann setzte die Entwicklung von segelfähigen und hochseetüchtigen Booten ein mit dem Einbau eines Kielschweines, in das der Mast eingelassen wurde (Abb. 268). Die ersten Wikingerfahrten über die Nordsee führten an die englische Ostküste, und als erstes wurde das Kloster Lindisfarne 793 geplündert. 845 erschienen sie mit mehreren 100 Schiffen auf der Elbe vor Hamburg und plünderten es. Ihre Raub- und Plünderungsfahrten nach Europa südlich der Nordsee sind in Kapitel 2.3. angeführt.

Die ersten erhaltenen Schiffe stammen aus Grabhügeln an der Küste von Westfold südlich von Oslo. Das älteste ist das Osebergschiff von um 800, das von Anfang an als Luxusfahrzeug gebaut wurde (Bronstedt, J., 1960). Es ist 21,45 m lang, in der Mitte 5,10 m breit und 1,60 tief (von der Reeling bis zur Unterkante), hatte 15 Paar Riemen, die 3,7–4 m lang waren, einen Mast von 13 m Höhe. Der Vordersteven war mit einem tierstilverzierten Drachenkopf geschmückt. Einmalig ist die künstlerische Gestaltung des Schiffes und der Beigaben wie von einem vierrädrigem Wagen, vier Schlitten, drei Betten, einem Stuhl, einem Handwebstuhl, einer Küchenausstattung u.v.m. Hinter dem Mast war die Grabkammer errichtet für die Königin Asa von 25–30 Jahren und ihre alte Dienerin.

Das Gokstadschiff war 23,30 m lang, 5,25 m breit und 1,95 m tief. Es hatte 16 Paar Riemen und einen beiderseits gleich hochgezogenen Steven.



Abb. 268: Felszeichnung in Bracka, Brastad, Bohuslän.

Zwischen die Riemen konnten Schilde gehängt werden, jedoch nur zum Schmuck, nicht auf hoher See. Die Grabkammer war auf dem Hinterschiff aufgebaut. Bestattet war darin ein Mann von 1,78 m Größe, bekleidet mit golddurchwirkter Seide. Beigegeben waren 3 Ruderboote, 5 Betten, Küchengerät u.a. Außerhalb des Schiffes lagen 12 Pferde und 6 Hunde. Das Schiff stammt aus einer Zeit um 900. Das Oseberg- und das Gokstadschiff sind wiederhergestellt und ausgestellt im Freilichtmuseum Bygdoy bei Oslo.

Fünf Schiffe aus der Zeit um 1000 n. d. Ztw. fand man bei Skuldelev zur Blockierung des Roskildefjords versenkt, zwei davon waren Fracht- und zwei Kriegsschiffe. Die Handelsschiffe hatten mittschiffs einen Laderaum ohne Riemen und waren breiter und besaßen vorn und hinten ein Halbdeck. Das Kriegsschiff Skuldelev 2 war 28 m lang und hatte zur dauernden Bedienung der Ruder eine Mannschaft doppelt so groß wie die Anzahl der Ruder von 50–60 Mann an Bord. Das Deck war vollständig verplankt. Die Außenplanken waren nur 2,5 cm dick und konnten sich so dem Seegang anschmiegen. Beim Rudern wurden Geschwindigkeiten von bis zu 7 Knoten erzielt. Die Segel waren wahrscheinlich doppelt so breit wie hoch.

Die größten Kriegsschiffe dieser Art stammen aus der Zeit Knuts des Grossen (gest. 1035) mit 43 m Länge und etwa 30 Paar Riemen.

Für den Warentransport wurden die Schiffe kürzer und breiter gebaut. Die beiden ältesten Lastschiffe waren die von Klastad bei Kaupang und von Äskekärr am Götaelv von 800 bzw. 820 n. d. Ztw. von 16–18m Länge und 20 t Ladefähigkeit. Die Schiffe von Skudelev 3 und 1 stammen von

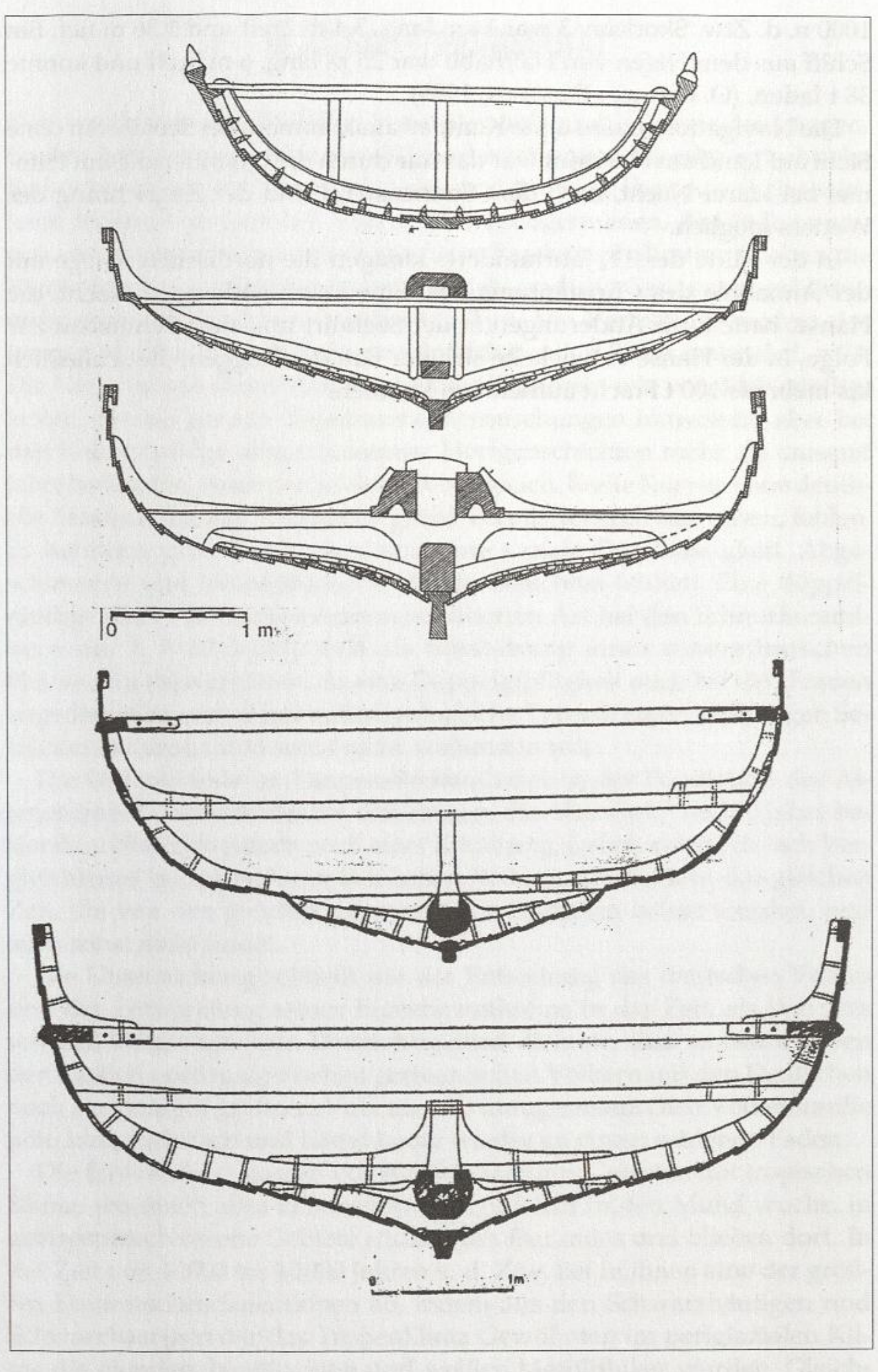


Abb. 269: Querschnitte duch die Schiffe von Nydam, Oseberg, Gokstad sowie von Skuldelev 3 und Haithabu. Nach: a. R. Bruce-Mitford, 1975, b. O. Cumlin-Pedersen, 1989.

1000 n. d. Ztw. Skudelev 3 war 14 m lang, 3,4 m breit und 1,36 m tief. Ein Schiff aus dem Hafen von Haithabu war 25 m lang, 6 m breit und konnte 38 t laden. (O. Crumlin-Pedersen, 1989)

Die Navigation mußte ohne Kompaß auskommen. Bei Seefahrten ohne Sicht auf Land am Horizont war das nur durch die Orientierung am Himmel bei klarer Nacht, nach dem Sonnenstand und der Zugrichtung des Wetters möglich.

In der Mitte des 11. Jahrhunderts klangen die nordischen Kriege mit der Annahme des Christentums aus. Eine kommende neue Macht, die Hanse, hatte auch Änderungen in der Seefahrt und dem Schiffsbau zur Folge. In der Hanse entwickelte sich der Bau der Koggen, die schließlich bis mehr als 100 t Fracht aufnehmen konnten.

6 Zusammenfassung

Hier wurde aus den Verteilungen anthropologischer Werte des Längen-Breiten-Indexes aus Serien von Körperbestattungen die ethnographische Entwicklung im westlichen, mittleren und östlichen Europa von der mittleren Steinzeit an verfolgt. Von den Ur-Indogermanen, den Indogermanen, den Germanen bis zum Beginn der Brachycephalisation blieben die Werte des Längen-Breiten-Indexes gleich, und die Genannten gehörten nicht vorherrschend zum nordischen Typ. Die Verteilungsmaxima des Längen-Breiten-Indexes liegen im Bereich von $I_1 = 72$ bis mehr als $I_1 = 74$. Die Verteilungskurven sind ohne Komplikationen wie von Mehrgipfligkeiten, die auf gerade eingetretene Vermischungen hinweisen, aber bei den Kelten infolge abgeschlossener Hörigenschichten mehr als tausend Jahre bestanden. Auch die Selektion blieb gleich. Breite Kurven ohne deutliche Maxima, die auf vollzogene große Vermischungen hinweisen, fehlen. Es herrschte gute Panmixie, damit gute soziale Durchlässigkeit. Abgeschlossene und fremdethnische Hörigenschichten fehlten. Eine doppelgipflige Kurve mit einem extrem selektierten Ast bei den Schnurkeramikern mit $I_1 = 67{,}5$ läßt sich als Entstehung einer innerethnischen Heiratsschranke erklären, da eine Doppelgipfligkeit auch bei den Frauen angedeutet ist und dieser anthropologische Typ mit einer solch engen Selektion in Europa und sonst nicht vorhanden war.

Die Unterschiede im Längen-Breiten-Index in der Population des Altenerdinger Gräberfeldes bei den Frauen, die über mehr als 200 Jahre bestanden, bedürfen jedoch noch einer Erklärung, insbesondere, da sich Vergleichbares in den anderen bairischen Reihengräberfeldern der gleichen Zeit, die von den gleichen germanischen Stämmen belegt wurden, und auch sonst nicht findet.

Die Untersuchung schließt mit der Entstehung des deutschen Volkes und der Entwicklung seines Eigenbewußtseins in der Zeit, als Walther von der Vogelweide sein Deutschlandlied dichtete. Daß es heute neben den kleinen nordeuropäischen germanischen Völkern mit den Deutschen noch ein einziges größeres Volk aus der indogermanischen Völkerfamilie gibt, hing mehrfach und hängt heute wieder an einem seidenen Faden.

Die Einwanderer kamen vor 40 000 Jahren aus Gebieten mit tropischen Klima, wo ihnen alles Lebensnotwendige leicht in den Mund wuchs, in gebirgsumschlossene Gebiete südlich des Eisrandes und blieben dort. In der Zeit von 40 000 bis 10 000 Jahren v. d. Ztw. lief in ihnen eine der größten Darwinschen Selektionen ab, indem aus den Schwarzhäutigen und Schwarzhaarigen der das Tropenklima Gewöhnten im periglazialen Klima die blonden, blauäugigen und weißen Mesolithiker wurden. Gleich-

zeitig mit der Selektion der körperlichen Eigenschaften lief eine der nichtkörperlichen Eigenschaften ab, die vor allem mit Kreativität auf allen Bereichen bis in die künstlerischen das Überleben ermöglichte. Diese genetisch fixierten Fähigkeiten haben die Indogermanen und ihre Nachkommen bis heute als Weltspitze des Intelligenzquotienten (IQ) ausgezeichnet.

Wenn der englische Wissenschaftler Prof. R. Lynn von der Universität Ulster fand, daß die Deutschen - ohne die Immigranten - im IQ an der Spitze von Europa noch vor den Engländern und allen anderen stehen, an letzter Stelle die Rumänen, Türken und Serben liegen (*FAZ* vom 28. März 2006), so ist das die Folge der Darwinschen Selektion der Eingewanderten im letzten Abschnitt der Würmeiszeit.

Am Ende des Mesolithikums, beim Übergang des Nomadentums zum ortsfesten Bauerntum, setzten sich weitere soziale und ethische Veränderungen durch. Die biologischen Geschlechtsunterschiede bestimmten noch mehr die Arbeitsteilungen im Innen- und Außenbereich, die Verhaltensweisen und ihre ethische Ausprägung, erkennbar an Grabbeigaben einerseits von Hausarbeitsgerät und Schmuck und andererseits von Außenarbeitsgerät und Waffen und später von unterschiedlichen Trachtenbestandteilen. Es entstand die Wertordnung, die bis in die jüngste Vergangenheit bestand.

Im Gegensatz dazu ist die Menschheit heute einem Vermischungsdruck ausgesetzt, der die Grenzen der Kulturen verwischt. »Die ethnischen Gruppen der ganzen Welt sind im Begriffe, zu einer einzigen zu verschmelzen. . . Daneben hat die Gleichmachung aller Völker noch eine andere Wirkung. . . Dadurch verliert die interkulturelle Selektion ihre schöpferische Wirkung«, (K. Lorenz, 1975, S. 257), das heißt, die evolutionäre Fortentwicklung der Menschheit wird verhindert. Die Herkunft dieser Zerstörungskräfte läßt sich heute lokalisieren. Ihre Diskussion liegt außerhalb der Aufgaben dieses Buches.

Von der Einwanderung während der letzten Eiszeit im Aurignac herrschte über die Jäger und Sammler der mittleren Steinzeit, in der die indogermanische Grund- oder Ursprache entstand, über die Bandkeramiker, die Trichterbecherleute bis zu den Schnurkeramikern und Aunjetitzern fast räumliche Konstanz, nachdem sich vor Beginn der Jungsteinzeit der Schwerpunkt der Indogermanen nach Mitteldeutschland verlagert hatte und Frankreich von Westen her nichtindogermanisch besetzt worden war.

Zu einem ähnlichen Ergebnis, daß die Heimat der Indogermanen in der jüngeren Steinzeit im mitteldeutschen Raum lag, kam bereits 1943 G. Heberer mit anthropologischen Untersuchungen, freilich an einer viel zu kleinen Zahl von Individuen (G. Heberer, 1943).

Die Konstanz der Kenngrößen der Verteilungskurven von der mittleren Steinzeit über die Bandkeramiker hinweg bis zum Mittelalter ist auch ein Beweis dafür, daß die Letztgenannten nicht aus dem Südosten zugewandert sind. In dem großen umgebenden nichtgermanischen Gebiet spielte Mitteldeutschland zwischen Harz, Thüringer Wald, Erzgebirge und Elbe mit großen Fund- und damit Siedlungsdichten die Rolle eines Innovationszentrums sowohl in kultureller als auch in ethnischer Hinsicht.

Die ethnokonstante Entstehung der Neolithiker aus den Mesolithikern durch Zusammenzug der Mesolithiker in Mitteldeutschland erfolgte nicht nach der Lieferung der Getreidesorten aus dem Südosten. Die Mesolithiker wie die ersten Bandkeramiker bauten nur Emmer und Einkorn an. Der Grund und die Wahl des Zeitpunktes für die neolithische Revolution, die in wenigen Jahrzehnten die Kultur der Bandkeramiker entwickelte, sind unbekannt.

Die Indogermanen der bandkeramikischen Zeit waren von Nichtindogermanen umgeben, die noch auf mesolithischen Kulturstufen standen.

Die kulturellen Neuheiten aus dem gesamten Neolithikum des mitteldeutschen Gebietes sind zum Teil im Weltmaßstab erstmalig. Bereits am Beginn des ortsfesten Bauerntums waren in wenigen Jahrzehnten aus den kümmerlichen Behausungen der Mesolithiker die riesigen Langhäuser der Bandkeramiker ohne Zwischenformen entwickelt worden, ebenso die ersten Vollholzbauten der beiden Kastenbrunnen in Blockbau aus 60 cm breiten Spaltbohlen westlich von Köln und bei Zwenkau. Dazu waren keine ›Entwicklungshelfer‹ aus dem Orient nötig. Die ersten Stichbandkeramiker hatten im Rundgrabenwerk von Goseck bei Hettstedt ein großes Sonnenheiligtum mit Durchgängen zur Beobachtung des Sonnenauf- und -untergangs vom Zentrum aus errichtet. Andere Anlagen zu astronomischen Beobachtungen entstanden westlich von Passau und bei Dresden.

In der Trichterbecher-Kultur wurde das Rad erfunden und aus dem Erz der Kupferlagerstätte von Helgoland, die am Ende der Bronzezeit bereit vom Meer abradiert wurde, mit Holzkohle das erste Kupfer erschmolzen, wie es im Hort von Bygholm auf Jütland gefunden wurde. Es gab schon Wagen. Die ersten Radspuren fand man neben dem Großsteingrab von Flintbek fast 1000 Jahre vor den ersten Wagenfunden in Vorderasien von Kisch.

In der Salzmünder Kultur (3700–3200 v. d. Ztw.) wurde das Hauspferd aus den heimischen Wildpferden domestiziert.

Um 3000 v. d. Ztw. gab es in Norddeutschland bereits kilometerlange Bohlenwege, die bis 4 m breit waren. Neben diesen fand man Wagenteile, aus denen der erste vierrädrige Wagen rekonstruiert wurde, und zwar mit der technisch besseren Art der festen Achse und dem Scheibenrad auf einer Nabe.

Bei Hettstedt in der Bernburger Kultur, einem Teil der Schnurkeramik, begegnet uns wieder ein Sonnenheiligtum mit einem fünffachen Palisadenring der Schalkenburg, das zur Beobachtung des Sonnenauf- und -untergangs am 21. 6. und 21. 12. für die Festlegung des Kalenders diente.

Bei den Aunjetitzern entstand die Himmelsscheibe von Nebra mit den ersten richtigen Sternbildern. Aus den Rohstoffen der Lagerstätten des Erzgebirges erfanden sie die Zinnbronze um 2000 unabhängig und etwa gleichzeitig wie im Vorderen Orient und stellten die ersten Schwerter her.

Aus der Bronzezeit schließlich sind der Sonnenwagen von Trundholm und die Blasinstrumente der Luren zu erwähnen.

In England hat eine ähnliche Entwicklung von Rundwällen wie auf dem Kontinent stattgefunden, die in dem Bau des gewaltigen Sonnenheiligtums von Stonehenge gipfelte, nachdem die fremdethnischen Glockenbecherleute zur gleichen Zeit vertrieben worden waren, wie sie auch auf dem Kontinent aus dem Gebiet der Indogermanen verschwanden.

Inwieweit die jeweiligen kulturellen Ausstrahlungen mit ethnischen Auswanderungen verbunden waren, ist weithin offen. Nur den Einzelgräberleuten der Schnurkeramiker gelang es, ihre ethnische Identität zu erhalten, nachdem die Aunjetitzer, die ethnischen Nachfolger der Schnurkeramiker, in ihrem Siedlungsgebiet östlich der Linie Harz–Thüringer Wald–Böhmerwald kulturell und mindestens zum Teil ethnisch überfremdet und von der Lausitzer Kultur überzogen worden waren.

Wie der Zerfall der kulturellen und ethnischen Identität des restlichen großen Gebietes der Schnurkeramiker außerhalb der Einzelgrabkultur und dann der Aunjetitzer mit den nichtindogermanischen Einwanderungen aus dem Südosten in der Bronzezeit vor sich gegangen ist, ist weithin offen. Die eingewanderten Glockenbecherleute verschwanden wieder mit Resten im Bereich der Hügelgräber- und Urnengräberbronzezeit. Die fremdethnischen Einbrüche in der Bronzezeit konnten dann ohne Vermischungen zurückgedrängt werden.

In dem das Gebiet der germanischen Bronzezeit südlich umgebenden großen Bereich entstanden die Kelten. Etwa tausend Jahre lang bestanden bei diesen Heiratsschranken zwischen der indogermanischen keltischen Oberschicht und den Mischbevölkerungen der Urnengräberzeit, Hallstatt- und La-Tène-Zeit. Die Kelten und die umgebenden Urnengräberbevölkerungen wurden von den Germanen nach Westen, Süden und Südosten zurückgedrängt, ohne daß sich dabei die Germanen mit diesen vermischten. Diese Ausdehnung des germanischen Bereichs bis über die Maas, bis an die Alpen, die Oder und Weichsel fand bis zum Ende der Reihengräberzeit mit ethnischer Konstanz statt. Daß dieses unter dem Einfluß von Vermischungsverboten in den germanischen Volksrechten geschah, konnte chronistisch an den Langobarden und Westgoten und auch den Baiern erkannt werden. Die dann nach der Katholisierung einsetzende Brachycephalisation verwischte die weiteren Vorgänge. Hier schließt die Untersuchung.

Bei dem Zerfall des römischen Imperiums drängten die aus den Trägern der vordringenden Harpstedt-Nienburger und Jastorf-Kultur hervorgegangenen Weser-Rhein-Nordseegermanen und Elbgermanen die Provinzialrömer nach Süden bis in die Alpen und nach Westen zurück. Dabei entstanden die Stämme der Franken, Sachsen, Alemannen und Baiern. Sie mieden die Trümmerhaufen der zerstörten römischen Städte und bezeichneten sie mit ihren lateinischen Namen, die so auf uns kamen. Daß sich in manchen dieser Trümmerhaufen noch galloromanische Bevölkerungsreste wie in Augsburg und Köln hielten, wurde nachgewiesen. Doch ihre Kopfzahlen waren so gering, daß sie nicht in der Anthropologie der germanischen Eroberer zum Ausdruck kamen.

Bis zum Ende der Reihengräberzeit bestand (und besteht bis heute) für Nord-, Mittel und Ostdeutschland von den Ur-Indogermanen an ethnische Konstanz und Ortskonstanz, also über mehr als 8000 Jahre hinweg, während alle, zuerst beginnend mit der Centum-Satem-Trennung, dann mit den spätbronzezeitlichen Wanderungen und zuletzt mit der Völkerwanderung, Ausgewanderten durch Vermischungen in ihren neuen Heimaten untergingen.

Bezüglich der vielen Theorien zu der Entstehung und den Wanderungen der Indogermanen kommen diese Ausführungen nur mit der erst- und einmaligen Einwanderung im Aurignac aus. Dann folgten in Europa eine ethnokonstante und in Mitteuropa eine ortskonstante Entwicklung. Die Germanen entstanden durch ungestörte Evolution. Die fremdethnischen Einbrüche in der Bronzezeit konnten danach ohne Vermischungen zurückgedrängt werden. Das deutsche Volk ist neben anderen kleineren germanischen Völkern und den Nachkommen der Angelsachsen das einzige große Volk der gesamten indogermanischen Völkerfamilie, das bis heute überlebte.

7 Die Entstehung des deutschen Volkes und seines Staates

Die Errichtung eines Staates nicht durch machtpolitische Imperialismen, sondern durch ein Volk für sich selbst kann im Gegensatz zum ersteren Vorgang nur das Ergebnis langer Entwicklung sein, die von der Entstehung der Sprache über die Bildung eines eigenen Sprachbewußtseins, dann eines Volksbewußtseins bis zum Willen zur eigenen Staatsbildung reicht.

Von den verschiedenen Möglichkeiten der Ethnogenese ist dies der Fall bei der ungestörten Evolution, die zum deutschen Volk führte. Alle Gefährdungen konnten umgangen werden, wie der vollständige Abzug der Glockenbecherleute aus dem Gebiet der Schnurkeramiker, die Zurückdrängung der polyethnischen Bewohner der Urnenfeldergürtels und der Kelten sowie die Einfälle der Ostvölker von den Hunnen im 4. Jahrhundert über die Mongolen nach 1200 bis zu den Türkenkriegen im 17. Jahrhundert. Seit der Völkerwanderung wurde diese Entwicklung gestützt durch Vermischungsverbote in den Stammesrechten.

Weitere Beispiele für Ethnogenesen bilden die Entstehung der Engländer durch Einwanderung der Angeln und Sachsen nach England, die Bildung der romanischen Völker im Römischen Reich durch imperialistischen Zwang oder die Ausformung der Juden in Vorderasien durch die Ausweisung von Unterschichten, die dann Nomaden wurden (H. Donner, 1984).

Daß ein Volk einen naturrechtlichen Anspruch auf eine eigene Kultur, eigene Religionsvorstellungen und gemäß seiner eigenen Wertordnung auf eine eigene Rechtsordnung und eine eigene Staatsordnung hat, folgt aus den heute offenliegenden und weithin anerkannten biologischen und humangenetischen Erkenntnissen und ist heute zwingender Völkerrechtsanspruch des Selbstbestimmungsrechtes. Er ist auch im Spruch des Bundesverfassungsgerichts vom 21. Oktober 1987 mit dem Bestehen »einer Wahrungspflicht zur Erhaltung der Identität des deutschen Staatsvolkes« enthalten, und davon geht das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland aus.

Der Begriff ›Nation‹wird hier nicht verwendet, da er bisher im Gegensatz zum Begriff ›Volk‹ nicht eindeutig definiert werden konnte. ›Nation‹ kommt von *nasci*, ›geboren werden‹, und bedeutet ursprünglich ›Menschen gleicher Abstammung‹, also ›Volk‹ der Definition von Kap. 4.2. Er wird jedoch heute allgemein für Staatsbürger gänzlich verschieden entstandener multiethnischer Staaten verwendet: So wurden die Gesamtheit der Einwohner der UdSSR als ›sowjetische Nation‹ bezeichnet, und so wird das Rassen- und Völkergemisch der USA eine ›Nation‹ genannt. Die heutigen Nationalitätenkonflikte entstanden durch feudalen Imperialismus und nach der Verfälschung des Begriffs ›Nation‹ seit der Französischen Revolution. Mit dieser wurde das Imperium des französischen Königs, der sich noch als König der Franken, Bretonen, Austrier, Korsen und Elsässer verstand, in das »eine und unteilbare Frankreich« mit der Maßgabe der Gleichheit aller Einwohner verwandelt. Damit begannen durch die westliche Aufklärung Völkerzerstörungen nicht nur in Frankreich (ab 1945 war es im Elsaß verboten, in Kindergärten Deutsch zu sprechen). Ohne ethnische Rücksichten wurden Vielvölkerstaaten wie Polen, Tschechoslowakei, Rumänien oder Jugoslawien von den Siegern 1918 und 1945 zusammengeflickt und damit neue Konflikte vorprogrammiert. Nach dem gleichen Konzept der ›westlichen Wertegemeinschaft‹ sollen durch Niederlassungsfreiheit, Freizügigkeit und Beseitigung staatlicher Grenzen die Individualitäten der Völker in der Euro-Union im Widerspruch zum Selbstbestimmungsrecht beseitigt werden.

Demgegenüber beruhte das im Deutschen Reich 1913 formulierte Staatsbürgerrecht auf dem humanbiologisch richtigen *ius sanguinis* (Blutsrecht), das in der Weimarer Republik, bis 1945 und nach 1949 in der BRD weiter galt und erst vor wenigen Jahren vom grundgesetzwidrigen *ius solis* (Bodenrecht) verdrängt wurde.

Auf die ethnische Kontinuität von der Herausbildung der in Europa herrschenden anthropologischen Typen im Aurignac über die Bandkeramiker, die Germanen der Bronzezeit, das *Regnum theodiscum* König Heinrichs I. bis zum Deutschen Reich bis 1945 sei hier nur hingewiesen. Seit der Entwicklung des bodenständigen Bauerntums auf familieneigenen Höfen bei den Bandkeramikern ist dieses Bauerntum ein tragender Pfeiler der Identität des deutschen Volkes gewesen. Erst heute wird dieses Bauerntum durch die EG-EU-Diktatur sowie durch die Erfüllung der stalinistischen Bauernvernichtung mit dem deutsch-deutschen Einigungsvertrag von 1990 zerstört.

Die Vorgeschichte der Entstehung des deutschen Volkes beginnt unter den Merowingern, die als Herren von Austrien, dem germanischen Ostteil des Imperiums, begannen, die östlich angrenzenden germanischen Stämme der Alamannen 496 und die Thüringer 531 gewaltsam ihrem Reich einzufügen. Das wurde von Karl dem Grossen fortgeführt, indem er 788 das bairische Herzogsgeschlecht ausrottete und die Sachsen 804 nach langen Kämpfen seinem Reich einverleibte. 806 unterwarf er Böhmen; die Bömanen und die Slowenen galten als Germanen.

Hier konnte gezeigt werden, daß sich die in das karolingische, das ostfränkische, das *Regnum theodiscum* und dann in das deutsche Königreich aufgenommenen ostvandalischen Stämme (›Slawen‹) anthropologisch nicht von Germanen unterschieden. Sie hatten sich seit der Ethnogenese

der ›Urslawen‹ aus den germanischen Stämmen der Bastarnen und Vandalen im Gegensatz zu den anderen Völkern der slawischen Völkerfamilie nicht ethnisch verändert. Auch konnte hier anthropologisch gezeigt werden, daß eine Vermischung der die Kelten nach Westen drängenden Germanen mit diesen bis zur Sprachgrenze nicht stattfand.

Für das deutsche Volk und das Deutsche Reich vollzog sich die Entwicklung von der Volks- zur Staatsbildung in der Vor- und Frühgeschichte und war mit der Krönung König HEINRICHS I. in die Tat umgesetzt worden, nachdem die beteiligten Stämme den Willen zu einem gemeinsamen Staat über die Bewahrung ihrer Stammesidentitäten gesetzt hatten.

Ein gesamtgermanisches Bewußtsein als Vorstufe eines Volksbewußtseins gab es bereits in der Völkerwanderung. Wie sich die Germanen selbst benannten und ob sie einen gemeinsamen Volksbegriff hatten, ist nicht bekannt, es sind nur Stammesnamen überliefert. Die Gemeinsamkeiten äußerten sich zum Beispiel in gemeinsamer Kultur, in gemeinsamen Sozialbegriffen, Ehrbegriffen, Religionsvorstellungen, in einer gemeinsamen Sagenwelt und in verwandten Sprachdialekten. Am Ende der Völkerwanderung bestanden Sprachunterschiede zwischen Nord-, West- und Ostgermanen. Am frühesten ist die Sprache der Goten mit der Bibel WULFILAS überliefert. Sogar die noch größeren Sprachunterschiede zu den altslawischen Dialekten der Ostvandalen konnten offenbar noch leicht überbrückt werden, wie die Wahl nordgermanischer Fürsten und Stammesneubildungen zwischen ostvandalischen und nord- und ostgermanischen Stämmen zeigt. Ebenso äußerte sich ein gesamtgermanisches Bewußtsein während der Völkerwanderung in dauernd wechselnder Teilnahme von Stammessplittern an kriegerischen Unternehmungen anderer Stämme, an Wanderzügen ganzer Stämme sowie in der Neubildung von Stämmen auch zwischen Ostvandalen, Nord- und Westgermanen. Noch nach Ausbildung von Sprachunterschieden bestand ein gesamtgermanisches Bewußtsein, das sich zum Beispiel im germanischen Völkerverzeichnis des englischen Königs ALFREDS DES GROSSEN (871–901) äußerte und die Ostvandalen einschließt (s. Kap. 2.2).

In der an schriftlichen Quellen freien Vorgeschichte und der quellenarmen Frühzeit läßt sich die Entwicklung verfolgen vom altgermanischen *theuda* mit der Bedeutung ›Stamm‹, ›Volk‹, das noch indogermanische Wurzeln hat, über die Adjektive *theodiscus* = ›völkisch‹ und *teutonicus* mittellateinischer Quellen bis zum ersten Auftreten von *diutisc* im Sinne der Stämme zwischen Mosel, Maas, Elbe und Oder nach 1000 (L. WEISGERBER, 1953). Diese Vorgänge der Volks- und Staatsbildung verliefen im Osten anders als im Westen des geschlossenen germanischen Siedlungsgebietes.

In die hier betrachtete Zeit bis etwa 1000 n. d. Ztw. fällt eine Reihe großer kriegerischer Entscheidungen. Ihre weltpolitische Bedeutung liegt erst in der Befreiung Germaniens vom römischen Imperialismus im Jahre 9 n. d. Ztw., dann in der Verteidigung Europas vor der Bedrohung durch die Hunnen auf den Katalaunischen Feldern 451 und 453 an der Nadao, 732 bei Poitiers vor dem Angriff der Araber, 796 gegen die Awaren, 933 und 955 im Sieg über die Ungarn.

Das Vordringen der Franken gegen Ende der Völkerwanderung nach Gallien, die Unterwerfung der galloromanischen Bevölkerung und die Entstehung gemischt besiedelter Gebiete hatten das Bewußtwerden von ethnischen Unterschieden und von Unterschieden der Volkseigenschaften zur Folge, aber auch das Aufgehen von sporadisch siedelnden Franken in der galloromanischen Bevölkerung. Ein gleiches Schicksal erlitten die Ostgoten, Westgoten, Burgunder und Langobarden in ihren neuen Heimaten. Unter den Merowingern kämpften und siegten die germanischen Austrier über die galloromanisch-fränkisch gemischten Neustrier.

Unter den Karolingern wanderte der Reichsschwerpunkt nach Osten. Im 7. und 8. Jahrhundert war eine schärfer ausgeprägte Sprachgrenze entstanden, und KARL DER GROSSE verlegte seine Residenz nach Aachen hinter diese.

Am Westrand des geschlossenen fränkischen Siedlungsgebietes entwikkelte sich der Begriff *theodisc* aus der altgermanischen Bezeichnung ›Stamm‹ zur Eigenbezeichnung zunächst der Franken im Gegensatz zur galloromanischen Bevölkerung im Westen. Er wurde benutzt im Sinne der Kennzeichnung von germanisch und findet sich in schriftlichen Quellen ab 786 bereits zur Kennzeichnung der Sprache mit *Lingua theodisca*, so zum Beispiel im Todesurteil für TASSILO 788 auf dem Reichstag zu Ingelheim, der die Stämme der Franken, Alemannen, Sachsen, Thüringer, Baiern und Langobarden vereinte: ». . . quod Theodisca lingua herisliz dicitur« (was in germanischer Sprache ›Desertion‹ genannt wird wegen des Ausscheidens TASSILOS aus einem Heereszug von 763 (!), *herisliz* = ›Desertion‹). Es findet sich auch im Bericht des späteren Bischofs von Amiens im Jahre 786 über eine englische Synode, wo Texte »tam latine quam theodisce« (sowohl lateinisch als auch germanisch) verlesen wurden. Es tritt auch im Gotischen auf. Nicht das Altfranzösische, sondern das Althochdeutsche war die Sprache KARLS DES GROSSEN, etwa in seinem *Capitulare Italicum* von 801. ». . . quod nos Theodisca lingua dicimus« (was wir in unserer *lingua Theodisca* (so) sagen). Es hatte damals noch gesamtgermanische Bedeutung. Da im Heerbann KARLS DES GROSSEN der fränkische Dialekt die Befehlssprache war und er an seinem Hof gesprochen wurde, wurde er zur gemeinsamen Hochsprache im karolingischen, im ostfränkischen Reich und darüber hinaus.

Die Bedeutung einer Eigenbezeichnung für das Volk der germanischen Stämme des ostfränkischen Reiches als *gens Theodiscum* beginnt in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts sichtbar zu werden, nachdem KARL DER

Grosse, der bewußt Germanisches pflegte, die westgermanischen Stämme seinem Reich einverleibt und damit zum Weiterbestehen eines eigenständigen germanischen Volks- und Kulturlebens beigetragen hatte. Er ließ die germanischen Heldenlieder sammeln, gab eine germanische Grammatik in Auftrag, erließ Anweisungen zum kirchlichen Gebrauch der *lingua Theodisca* und stellte das Reiterstandbild Theoderichs des Grossen aus Ravenna vor seinem Palast auf. Unter den am Hofe Karls des Grossen anwesenden Adligen wurde bereits zwischen *Franci* und *Germani* unterschieden, und es wird von Fällen von Haßausbrüchen zwischen Romanen und Germanen berichtet. Der unbekannte Biograph Ludwigs des Frommen legte den beiden Völkern die Ländernamen ›*Francia*‹ und ›*Germania*‹ zu.

Angesichts ihrer Heere legten die Brüder Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche 842 bei Straßburg ihre Eide jeder in der Sprache des anderen ab, Ludwig der Deutsche in Altfranzösisch und Karl der Kahle in *lingua Theodisca*. Damit war das fränkisch-romanische Westreich aus Germanien ausgeschieden.

Noch nach dem Zerfall des Reiches Karls des Grossen und nach mehreren Teilungen, die bereits 843 die Sprachgrenze berücksichtigten, wurden der ostfränkische Reichsteil und seine Bewohner als ›Germanien‹ und ›Germanen‹ bezeichnet. 860 wurde die Sprachbezeichnung *lingua Theodisca* zum ersten Male auf das Volk der westgermanischen Stämme übertragen: »gens Theodisca. . . in lingua sua.« (L. Weisgerber, 1953)

In der Zeit Ludwigs des Frommen entwickelte sich das Kloster Fulda besonders unter seinem Abt Hrabanus Maurus (* 776 in Mainz, 822–837 Abt in Fulda, 847 Erzbischof in Mainz, gest. 856) zu einem Mittelpunkt der Bewahrung ostfränkisch-germanischer Identität. Dort wurden das *Hildebrandslied* und die *Merseburger Zaubersprüche* in Stabreimen, wahrscheinlich der *Heliand* und das *Wessobrunner Gebet* althochdeutsch »in amor Germanicae linguae« (in Liebe zur germanischen Sprache) und die Volksrechte der Stämme des östfränkischen Reiches aufgezeichnet. Von Hrabanus stammt eine (verlorene) Schrift mit der Aufzeichnung der Runen. In der Vorrede findet sich zum ersten Male die Gleichsetzung »in linguam Theotiscam vel Teotonicam« (in deutscher oder teutonischer Sprache). In einer der überlieferten Fassungen heißt es: »Die Buchstaben, die die Markomannen, die wir Nordmänner nennen, benutzen, haben wir unten aufgeführt. Von diesen leiten sie ihre Sprache her, die sie die Thiudiske nennen. Mit diesen zeichnen sie ihre Lieder, Gesänge und Weissagungen auf.« (K. Rexroth, 1978)

Allerdings ließ dann Ludwig der Fromme alle gesammelten germanischen Schriften vernichten, so daß nur wenige Reste erhalten wurden.

Frechulf von Lisieux widmete 830 der aus sächsischem Hochadel stammenden Gemahlin Ludwigs des Frommen seine Weltchronik. Dort sagt er von den Franken: »Francos. . . de Scanza insula de qua Gothi et ceterae nationes Theodisca exierunt, quod idioma lingua eorum te statur« (die Franken stammen aus Skandinavien, von wo auch die Goten und andere germanische Stämme herkamen, die eigene Sprachen besaßen), die dann etwa ab 900 als *lingua Teutonica* bezeichnet wurden.

In die Zeit Ludwigs des Deutschen (›rex Germanorum‹) fällt mit der Entstehung des ostfränkischen Reiches die Einengung von ›*Theodiscus*‹ auf die Bewohner dieses Reiches. So werden in einer Trienter Urkunde von 845 die *Teutisci* von den *Langobardi* unterschieden. Gegen Ende des 9. Jahrhunderts erscheint das althochdeutsche *diutisc* neben dem mittellateinischen *theodiscus* (I. Strasser, 1984).

Der Mönch Otfried von Weissenburg (800– vor 900) schrieb in einem Brief an Erzbischof Liutbert: »Es ist Pflicht, die Tugenden zum Ruhme der Volkssprache einzusetzen, es ist Pflicht, durch Schaffung einer Grammatik wie durch literarische Werke die Volkssprache zu pflegen und auf den Rang einer Kultursprache zu heben. Es ist Pflicht, die Geschichte der Vorfahren, und das heißt, des eigenen Volkes, durch volkssprachliche Geschichtsschreibung der Nachwelt zu übermitteln.« (K. Rexroth, 1978) Der Begriff ›Volk‹ wurde von Regino von Prüm (gest. 915) völlig übereinstimmend mit der heutigen Definition (s. Kap. 4.2) verstanden: »Die verschiedenen Völker unterscheiden sich durch Abstammung, Sprache, Sitten und Gesetze.« (W. Schlesinger, 1978) Damit wußte die germanische Führungselite bereits zur Zeit Heinrichs I. aufgrund germanischer Überlieferung (welcher Gegensatz zum multirassischen und multiethnischen Römischen Reich!) wissenschaftlich richtig und besser um die eigene Identität Bescheid als die heute in der BRD herrschende politische Führungsschicht. Zur Zeit Heinrichs I. war bereits ein in heutigem Sinne vollständiges eigenes Volks-, Sprach-, Geschichts- und Kulturbewußtsein ausgebildet, und man kann annehmen, daß das Weltbild Heinrichs I., des Gestalters des ersten Deutschen Reiches, dem entsprach und seine Handlungen beeinflußte. Er lehnte eine Krönung zum *Imperator Romanum* und die Salbung bei der Königskrönung ab. Noch in der 1129 vollendeten Stiftskirche St. Servatius in Quedlinburg aus dem Familienbesitz der Liudolfinger wird der germanische Glaube dem von Westen her Eintretenden an der Mittelsäule durch zwei heidnische Betende vor Augen geführt.

887 wurde der Begriff des ›*Regnum teutonicorum*‹ zum ersten Mal genannt in Verbindung mit der Wahl Arnulfs von Kärnten (887–899) zum König des ostfränkischen Reiches durch den Adel der Stämme der Franken, Sachsen, Thüringer, Alemannen und Baiern. Mit der Reichsteilung beim Tod Ludwigs des Deutschen 876 kam Baiern mit dem zugehörigen Herzogtum Karantanien an Karlmann, einen Enkel Karls des Grossen. Bei Karlmanns Tod 879 nahm sein Bruder Ludwig III. Baiern in Besitz, das bei dessen Tod 882 an Kaiser Karl III. kam. Arnulf, der ein nicht legitimer

Sohn Karlmanns war, war nach Absetzung des kranken Karls III. bei seiner Wahl zum ostfränkischen König nur Markgraf und Herzog von Karantanien. Die Königswahl wurde von den germanischen Vorstellungen des Wahlkönigtums bestimmt. Die Kirche hatte daran keinen Anteil (W. Schlesinger, 1941). Ähnliche Vorstellungen lagen der Herzogswahl in Karantanien zugrunde, die bis in das hohe Mittelalter berücksichtigt wurden. Auch hierdurch wird die Zugehörigkeit der Slowenen zur germanischen Welt sichtbar. Die Sprachunterschiede zwischen Ostvandalen und Westgermanen waren damals noch nicht sehr groß. Einhard bezeichnete (*Vita Carolina*, Kap. 15), die Sprache aller Germanen zwischen dem Rhein und der Weichsel, also mit Einschluß der Stämme der heidnischen Ostvandalen (= Sclavi) (s. Kap. 2), als »lingua quidem paene similes« (Sprache, die sich sehr ähnlich ist).

Nach dem Tod Ludwigs des Frommen teilten sich seine Söhne im Vertrag von Verdun 843 das Reich (Abb. 270). Das Mittelreich umfaßte bis zu seiner Westgrenze nur Gebiete ehemals vollständig fränkischer Besiedlung. Diese reichte damals bis zur Somme (Flandern). Westlich davon gab es die fränkische Besiedlung in abnehmender Dichte bis zur Seine. Die Grenze des Mittelreichs verlief im Westen wie im Reich Heinrichs I. (Abb. 271) bis auf die Ausbauchung der Grafschaften Henneberg und Arelat, die erst 1020 vom Reich erworben wurden.

In der Teilung von Verdun-Ribemont 880 wurde auch das in der Teilung von Meersen 870 dem Westreich zugeteilte Gebiet (Abb. 270 Nr. 2) zum Ostreich geschlagen. Das Ostreich umfaßte damit nahezu das gesamte ehemals germanisch besiedelte Gebiet, das geschlossen noch weiter nach Westen reichte. Hochburgung, Niederburgund (Arelat) und das Königreich Italien wurden selbständig.

Unter dem Einfluß der Bedrohung durch die Ungarneinfälle beklagte Bischof Salomon III. von Konstanz 906, der zeitweise Vormund für den letzten ostfränkischen Karolinger, Ludwig das Kind, war, die Zerrissenheit des ostfränkischen Reiches: »Wenige sind unter uns, deren Sinn auf die Einheit gerichtet ist. Diejenigen, welche Verteidiger des Vaterlandes und Volkes sein sollten, geben den Anlaß zum Streit. Wenn die Zerrissenheit dieses einen Volkes so groß ist, wie glaubst Du, kann dann ein so geteiltes Reich bestehen?« (K. Rexroth, 1978)

Während unter Karl dem Grossen die Stammesherzogtümer nur noch als Verwaltungseinheiten unter fränkischen Grafen und in ihren Heeresaufgeboten unter fränkischem Befehl weiterbestanden, entwickelten sich die Stammesherzogtümer nach ihm im ostfränkischen Reich im Gegensatz zum westfränkischen Reich neu aus dem Stammesadel. Die Entstehung der Stammesherzogtümer war bei der Wahl Konrads I. 911, abgesehen von dem der Alemannen, abgeschlossen.

Mit der Wahl Konrads zum König des ostfränkischen Reiches wurde statt des unter den Karolingern bis in dieses Gebiet geltenden römischen Rechts das germanische Recht eingeführt. Da das bewußt geschah, ist damit und mit der Wahl des Nichtkarolingers Konrad beides das wichtigste Zeichen für einen Neubeginn mit der Trennung vom westfränkischen Reich. Mit dem Jahr 911 wird der Beginn des *Regnum theodiscum* mit der Fortsetzung in das Heilige Römische Reich Deutscher Nation angesetzt.

Im Niedergang des Großmährischen Reiches unterwarf König Arnulf ganz Böhmen, das schon seit 805 dem Reich Karls des Grossen tributpflichtig war und 929 dem *Regnum theodiscum* Heinrichs I. lehenspflichtig wurde. Die Obodriten schlossen sich dem ostfränkischen Reich 895 freiwillig an. Die Ostgrenze hatte unter König Arnulf bedeutend mehr Aufmerksamkeit gefunden als Vorgänge im westfränkischen Reich. Im Jahre 888 lehnte Arnulf ein Angebot für die Krone des westfränkischen Reiches ab, möglicherweise auf Rat der germanischen Stämme, die ihn gewählt hatten.

Unter dem Druck von Niederlagen gegen Ungarn und Wikinger wählten die Herzöge der Stämme des ostfränkischen Reiches 911 in Forchheim entgegen der Erbfolge und dem Geblütsrecht nicht den letzten Karolinger, Karl den Einfältigen, König des westfränkischen Reiches, sondern



Abb. 270: Das westfränkische Königreich, das lotharingische Kaiserreich und das ostfränkische Königreich. Mit der Teilung von 870 kam 1 zum ostfränkischen Reich, und mit der Teilung von 879/880 kam auch 2 zum ostfränkischen Reich. Östlich dieses Gebiets mit verschiedener staatlicher Organisation und verschiedener Abhängigkeit entstand ab 843 das Großmährische Reich. Sprachgrenze dick; P = Pannonische Mark.

den Herzog der Franken, KONRAD, zum König, der auf seinem Sterbebett 919 seinen Bruder EBERHARD beauftragte, die Krone dem sächsischen Herzog HEINRICH zu übergeben: »Bruder, wir haben die Macht, Heere zu sammeln und zu führen, wir haben feste Plätze und Waffen mit königlichen Abzeichen und überhaupt alles, was die königliche Würde erheischt außer dem Königsglück und der Königsart. Das Glück, mein Bruder, und die adeligste Artung sind HEINRICH zuteil geworden, die größte Macht gehört den Sachsen. Nimm darum diese Insignien, die heilige Lanze, die goldenen Armspangen, das Obergewand, das Schwert und die Krone der alten Könige, geh damit zu Heinrich, mache Friede mit ihm, daß Du ihn zum Verbündeten habest für alle Zukunft.« (WIDUKIND VON CORVEY, zit. nach G. TELLENBACH, 1940) Und EBERHARD bewies mit der Ausführung des letzten Willens seines Bruders, daß es ihnen um die Erhaltung des Reiches ging.

Hier ist auf die Bedeutung der Lanze in den Reichsinsignien hinzuweisen, die im Mittelalter die Bedeutung von Reliquien hatten. Der Sinngehalt der heiligen Lanze geht weit hinter das Christentum als Lanze ODINS zurück und zeigt auch damit den germanischen Ursprung des *Regnum theodiscum*. ODINS Sohn WIDAR, der das Weltenende überlebte, tötete den Fenriswolf mit ODINS Speer. WIDAR wurde im arianischen Glauben der Langobarden zum Drachentöter MICHAEL, dem Reichsheiligen des *Regnum theodiscum*.

HEINRICH I. erwarb die langobardische Königslanze nach LIUDPRAND VON CREMONA (A. HOFMEISTER, 1908; M. UNTZEL, 1951) 926 von König RUDOLF von Burgund, der sie wiederum vom Franken Graf SAMSON, der zeitweilig König von Italien war, erhalten hatte, was auf die langobardische Herkunft hinweist. Die Langobarden waren das auserwählte Volk ODINS, dessen Attribut der Speer war. Damit ist die mögliche germanisch-vorchristliche Herkunft angedeutet. OTTO I. stürmte mit der Heiligen Lanze in der Faust auf dem Lechfeld 955 allen voran gegen die Ungarn (V. KELLERMANN, 1942).

König HEINRICH I., ›*rex Germanorum*‹, konnte die westgermanischen Stämme einigen, da bei ihnen der Wille dazu vorhanden war. Diesem *Regnum teutonicorum** gehörten im Gegensatz zum Reich des *Imperator Romanum*, das in lateinischen Urkunden noch im 15. Jahrhundert ›*Sacrum Imperium nationis germanica*‹ (H. EGGERS, 1970, S. 280) und deutsch ›Heiliges Reich deutscher Nation‹ genannt wurde, nur Stämme an, die als ›*gentes Theodisces*‹ bezeichnet wurden, was damals mit dem deutschen Volk noch nicht identisch war (Abb. 271). Diese Rechtsinstitution des *Regnum theodiscum* bestand unabhängig von der Rechtsinstitution des Reiches des Kaisers, das

* Noch um 1750 wurde dieses Reich von Fachhistorikern als ›Germanisches Reich‹ bezeichnet.

zeitweise weit über den Gebietsstand des *Regnum theodiscum* hinausgriff. So wird dieses zum Beispiel vom *Imperium Romanum* in päpstlichen Urkunden zum Wormser Konkordat 1245 unterschieden. Die Krönung zum deutschen König war die Voraussetzung zur Kaiserwahl. Das Wappen und das Panier des Königreichs zeigte den einköpfigen Adler, das Kaiserwappen ab 1433 unter Kaiser SIGISMUND den doppelköpfigen. Zum germanischen *Regnum theodiscum* HEINRICHS I. gehörten die Stämme der Franken, Sachsen, Thüringer, Alemannen und Baiern, aber auch die Böhmen und mit dem Herzogtum Karantanien die Slowenen. Das Herzogtum Lothringen erwarb HEINRICH I. 925. Noch MARIA THERESIA führte den Titel ›Römische Kaiserin und Königin in Germanien‹.

HEINRICH I. unterwarf die Sorben und gründete die Mark Meißen. Sein Reich reichte nun im Osten bis an die Elbe.

Auch die damaligen Chronisten sind sich der Entstehung des Deutschen Reiches bewußt. OTTO VON FREISING (1112–1158) schreibt in seiner *Weltchronik* (1143–1146) für die Königserhebung HEINRICHS I.: »Ex hinc quidam post Francorum regnum supputant Teutonicorum« (von da ab wird nach dem fränkischen Reich das Reich der Deutschen gezählt). Und er definiert als ». . . totam orientalem Franciam, quod modo Teutonicam regnum vocatur, id est Baioariam, Sueviam, Saxoniam, Turingiam, Frisiam, Lotharingiam« (das ganze ostfränkische Reich, was jetzt Reich der Deutschen genannt wird, das sind Baiern, Schwaben, Sachsen, Thüringen, Friesland und Lothringen). Aber noch am Ende des 13. Jahrhunderts schreibt der Kölner Kanoniker Alexander VON ROES: »Gentem Teutonicam sive Germanorum, quod est unum« (K. HUGELMANN, 1955, S. 284) (vom teutonischen oder germanischen Volk, was dasselbe ist).

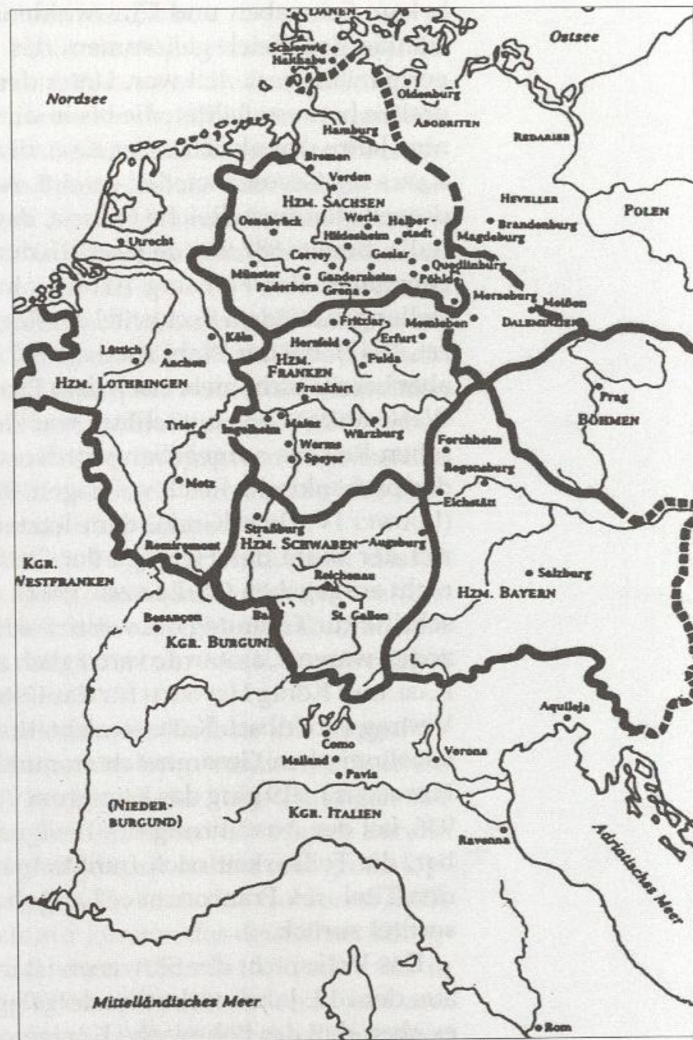


Abb. 271: Das Reich HEINRICHS I., die Stammesherzogtümer und die Mark Meißen. Nach: H. DIWALD, *Heinrich I.*, 1987, mit Änderungen.

Die Entstehung des Deutschen Reiches aus dem Reich KARLS DES GROSSEN vollzog sich staatsrechtlich in einer Reihe von Teilschritten. Im Vertrag zu Verdun 843 wurde das Reich nach dem Teilungsbeschluß von 833 und nach fränkischem Recht geteilt, der Anspruch des Gesamtreiches blieb erhalten. LUDWIG DER FROMME legte den fränkischen und langobardischen Königstitel sowie den römischen Zusatz zum Kaisertitel ab. LUDWIG DER DEUTSCHE datierte Urkunden nach dem Beginn des Ostfränkischen Reiches ab 833. Dieses wurde nach dem Tod LUDWIGS DES DEUTSCHEN 876 nach fränkischem Recht unter seine Söhne geteilt. KARLMANN (gest. 880) erhielt Bayern, das 879 an LUDWIG kam. LUDWIG III. erhielt Ostfranken, Sachsen und Thüringen, die nach dem Tod LUDWIGS 882 KARL III. erhielt, dieser bekam Schwaben und Churwalden. 880 war ganz Lothringen zum ostfränkischen Reich gekommen, das vor der Romanisierung vollständig germanisch besiedelt war. Unter den Karolingern hatte sich eine Sprachgrenze herausgebildet, die bis in die Neuzeit bestand (Abb. 266). Für wenige Jahre war ab 885 unter KARL III. nach dem Erbrecht das Gesamtreich KARLS DES GROSSEN wieder vereint. Aber KARL III. unterschied urkundlich die selbständigen Reiche Francia, das Ostreich, Gallia, das Westreich, und Italia. Bereits 887 wurde KARL III. durch den Adel der Stämme des Ostreiches unter der Führung ARNULFS im Ostreich nach germanischen Vorstellungen mit dem Rechtstitel der Regierungsunfähigkeit abgesetzt (M. LINTZEL, 1942). Bei der Wahl ARNULFS 887 wurde noch nach dem Geblütsrecht, aber bereits nicht mehr nach dem Erbrecht verfahren. Da ARNULF die Krone Westfrankens 888 ausschlug, war der Anspruch der Einheit des fränkischen Reiches aufgegeben worden und die Trennung in das west- und das ostfränkische Reich vollzogen. 911, nach dem Tod von ARNULFS Sohn (LUDWIG IV. dem Kinde, dem letzten ostfränkischen Karolinger) wurde mit der Wahl des Herzogs der Ostfranken, KONRAD, auch das Geblütsrecht aufgegeben (M. LINTZEL, 1942), womit staatsrechtlich sämtliche Teilschritte zur Trennung des westfränkischen vom ostfränkischen Reich vollzogen waren. Das wurde vertraglich zwischen dem westfränkischen König KARL und König HEINRICH für das Ostreich am 7. November 921 im Bonner Vertrag vereinbart. KARL verzichtete auf sämtliche Rechtstitel, die aus dem karolingischen Gesamtreich stammten, und anerkannte das Königreich HEINRICHS I. 919 ging das Königtum von den Franken auf die Sachsen über. 936, bei der Ausführung der Designation OTTOS, wurde das Reich unteilbar, die Teilbarkeit nach fränkischem Recht war aufgegeben. OTTO wies den Titel ›rex Francorum et Langobardorum‹ sowie den römischen Kaisertitel zurück.

Das Volksrecht der Slowenen ist in einem Einschub im *Schwabenspiegel* aus dem 12. Jahrhundert niedergelegt. Im *Sachsenspiegel* (um 1230) heißt es aber, daß der böhmische König von der deutschen Königswahl ausgeschlossen ist, da er kein Deutscher ist. Die Kurfürsten sind bis dahin die Herzöge der oben genannten fünf Stämme. Das Kurrecht des böhmischen Herrschers ist vom Erblichwerden des Königstitels durchgehend bezeugt. Vorher nahm er an einzelnen Königswahlen teil (W. Wegener, 1959).

Theodiscus hatte wie auch anfangs *Teutonicus* noch die Bedeutung von ›germanisch‹. Die Böhmen und Slowenen wurden nach allen chronistischen Belegen (s. Kap. 2) als Germanen angesehen. Aber heidnische Germanen, Nordgermanen und Ostgermanen, Sclavi = Ostvandalen, waren nicht Mitglieder des *Regnum theodiscum*, das eines der germanischen Königreiche war. Das Wort *Theodisc* als Eigenbezeichnung wanderte von den Westfranken nach Osten. So überrascht es nicht, daß, von Böhmen aus gesehen, *Theodici* von *Bohemi* unterschieden wurden.

Wie schon ihre Vorgänger in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts kämpften die sächsischen und salischen Könige und Kaiser um die Erweiterung des Reiches nach Osten. Dort war das Reich erweiterungsfähig. Dort herrschten ostgermanische Fürsten kleinerer Stämme, die vor allem zu den Fürstengeschlechtern der drei skandinavischen Reiche und zu den Warägern vielfache verwandtschaftliche Beziehungen hatten und von dort im germanischen Sinne als ebenbürtig anerkannt waren. Ihre Stämme waren nach der Rückwanderung der Ostvandalen zum Teil aus der Vereinigung von ostvandalischen mit Teilen anderer germanischer Stämme als Neustämme entstanden. Daß in den Ostvandalen ein germanisches Volksbewußtsein vorhanden war, das mindestens bis zur Teilung in West- und Ostvandalen zurückreichte, offenbarte sich bei dem Kampfaufruf zum großen Wendenaufstand 983 in Rethra und kommt auch in gemeinsamen Sagenstoffen zum Ausdruck. Die Erweiterung des Reiches nach Osten bezog also ähnlich wie die KARLS DES GROSSEN nur germanische Stämme ein.

OTTO I. gliederte das Obodritenreich als Billunger Mark unter dessen Herzogsgeschlecht seinem Reich ein. Nach Süden im Gebiet der Liutizen bis zu den Hevellern bestand die Nordmark unter Markgraf GERO und anschließend im Süden die Sorbische oder Lausitzer Mark. Damit reichte sein Reich bis an die Oder und die Bober.

Mit der Heirat OTTOS I. 951 mit ADELHEID, der Tochter des burgundischen Königs und der verwitweten Königin des langobardischen Reiches, sowie mit seiner Kaiserkrönung 962 begannen die Verwicklungen der Reichspolitik mit dem Süden und die Einflußnahme der Päpste auf die Reichspolitik, die immer wieder Kriegszüge nach Italien und große Opfergänge des deutschen Adels erforderten. Erst mit der Goldenen Bulle KARLS IV. 1356 endete das zum Teil, als nur Fürsten des deutschen Königreichs das Wahlrecht für den König bekamen. Aber OTTO II. starb 983 in Rom, OTTO III. seinerseits 1002 vierzig Kilometer südlich von Rom. Dann folgten die riesigen Blutverluste der insgesamt ergebnislosen Kreuzzüge.

Im Jahre 1025 wurde zum ersten Mal der Ländername ›*Terra Theodisca*‹ verwendet. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wurde in der *Regensburger Kaiserchronik* erstmalig der deutsche Volksname mit dem Substantiv *Diutiscan* = ›die Deutschen‹ gebraucht. Ab 1080 tauchten die Eigenbezeichnungen *Diutschin Liute* (Leute), *Diutschin Lande* im Mittelhochdeutschen auf. Ohne Bruch, überleitend aus den germanischen Einwohnern des *Regnum theodiscum* und dann des *Regnum teutonicum,* kann erst dann von Deutschen, zu denen damals noch die Flamen, die Niederländer und Deutschschweizer gehörten, gesprochen werden.

Unter den salischen Kaisern schließlich ist ein voll ausgebildetes deutsches Nationalbewußtsein vorhanden in dem ursprünglichen und richtigen Sinne von *natio* = ›Volk‹. Um 1080 zum Beispiel ist im *Annolied* die Rede von *Diutschin sprechin, Diutschin liute, Diutsch Volk* und *Diutsch Landt* mit der dichterischen Krönung im *Deutschlandlied* Walthers von der Vogelweide.

Aus sehr zeit- und ideologiebedingten (z.B. H. Wolfram, 1990, S. 440) Gründen wird heute immer wieder behauptet, Völker hätten für die dynastische Machtpolitik bis in die Neuzeit mit der Entstehung von Nationalbewußtsein und Nationalstaaten keine Rolle gespielt. Schon mit Heinrich I. war ein ausgeprägtes Volks- und Staatsbewußtsein vorhanden, das dann sogar verfassungsrechtlich in den Unterschieden zwischen dem deutschen Königtum und dem Kaisertum zum Ausdruck kam. Damals, um 919, wurde erstmalig etwas erreicht, was tausend Jahre später mit dem Anspruch jedes Volkes als Selbstbestimmungsrecht verkündet wurde. Die Tragik, die aus seiner zentralen und geopolitisch nach drei Seiten hin offenen Lage entsprang, führte zum Niedergang dieses Reiches der Deutschen, bis nach einer erneuten Selbstfindung das Reich durch Raumfremde im zweiten Dreißigjährigen Krieg gegen Deutschland 1914–1945 erneut vernichtet wurde.

Daß der Mann in sein Recht, das Recht seines Stammes, hineingeboren wird, dieses Recht mit sich trägt und nur im Gebiet seines Stammes von gleichen Rechtsträgern gerichtet werden kann (P. Puntschart, 1936), war germanische Lebens- und Rechtsauffassung. Diese ist die Vorwegnahme heutiger humanbiologischer Erkenntnis, daß Völker genetische Gesamtheiten mit Vererbung körperlicher wie nichtkörperlicher Merkmale sind. Diese Rechtsauffassung – etwa gegenüber dem römischen Recht – folgte aus dem Sippenrecht, bis die Stammesrechte entstanden, die von den Merowingern und Karolingern gesammelt und schriftlich niedergelegt wurden. In ihnen galten Vermischungsverbote gegenüber Angehörigen anderer Volkszugehörigkeit, die erst mit der Übernahme des Katholizismus fielen und den Volkstod der Vandalen, Ost- und Westgoten, Burgunden und Langobarden zur Folge hatten. Diese Volksrechte beruhten auf gegenseitigen Treueverpflichtungen der Herzöge, Könige und Freien, ausgeübt in

den Volksthings, die in die Reichsversammlungen der Karolinger und des ostfränkischen Reichs überleiteten.

Mit den Rechtsgepflogenheiten der Reichsversammlungen, die in den ständigen Reichstag in Regensburg mündeten, leitete sich die Verfassung des Ersten Reichs der Deutschen aus germanischen Quellen ab. Bei den Merowingern war das Thing noch Volksversammlung, die unter Karl dem Grossen als Reichsversammlung der Optimaten teilweise zusammen mit der jährlichen Heeresversammlung und 788 erstmalig in Regensburg durchgeführt wurde. Dieser Brauch erforderte die Einladung vom König, er war also dem Königreich, nicht dem Kaiserreich, zugeordnet. Er wurde von Ludwig dem Deutschen 853, 861 und 870 mit Reichsversammlungen in Regensburg fortgeführt und weiter mit solchen unter Arnulf von Kärnten, 901 von Ludwig dem Kind und 960 von Otto I.

Besonders aber muß jener Reichsversammlung gedacht werden, die Heinrich I. einschließlich aller heeresdienstpflichtigen Freien vor dem Kampf gegen die Ungarn 933 abhielt. Die Notwendigkeit der Neuordnung von Baiern 788 nach der Verurteilung Tassilos war der Anlaß zur Weiterführung der germanischen Tradition in das ostfränkische Reich. Mit manchen Wandlungen ist damit bis zum Reichstag in Berlin dieser Verfassungsteil aus dem germanischen Ursprung fortgeführt worden. Das deutsche Volk hat damit die in Europa längste demokratische Tradition und bedarf keiner Belehrungen durch die Sieger von 1945.

Die Erweiterung des Reiches und des deutschen Volksbodens nach Südosten war die große Leistung des bairischen Stammes. Das Herzogtum Baiern hatte 976 seine größte Ausdehnung. Es reichte bis Hainburg. Zu ihm gehörten die Ostmark (von Linz bis Hainburg), die Steiermark, Kärnten, die Marken Krain, Friaul und Istrien sowie die Markgrafschaft Verona. 976 wurde die Markgrafschaft Ostmark von Baiern unter den Babenbergern getrennt, und 996 erschien dort der Name ›Ostarrichi‹. Auch Karantanien wurde als eigenes Herzogtum 976 von Baiern getrennt, blieb aber nach 1000 nördlich der Karnischen Alpen, den Karawanken und der Drau im Deutschen Königreich.

Daß die Erweiterung des Reiches im Mittelalter nach Osten mit teilweise besonders grausamen Religionskriegen verbunden war, ist ein weiterer tragischer Vorgang der deutschen Geschichte. Diese Religionskriege überschatteten das Zusammenwachsen der ost- und westgermanischen Stämme und betrafen noch die indogermanischen Prußen durch den Deutschen Orden. Diese Reichserweiterungen hatten aber den Erfolg, daß unter ihren Herzögen Böhmen 929, Mecklenburg 1167, Pommern 1182 und Schlesien 1263 dem Reich lehenspflichtig wurden. In Brandenburg übertrug der letzte kinderlose Hevellerfürst sein Land 1150 dem Askanier Albrecht. Die Sorben gingen in der Mark Meißen auf, die 1089 den Wettinern über-



Abb. 272: Das Deutsche Königreich und Kaiserreich bei Friedrich I. Barbarossa. Nach: *F. W. Putzgers Historischer Schulatlas*, Velhagen u. Klasing, Leipzig 1905. Grenzen des Königreiches dick, des Kaiserreichs dünn umrandet.

tragen wurde. Teile der Sorben konnten sich in der Lausitz und im Spreewald ihre Sprache bis heute erhalten.

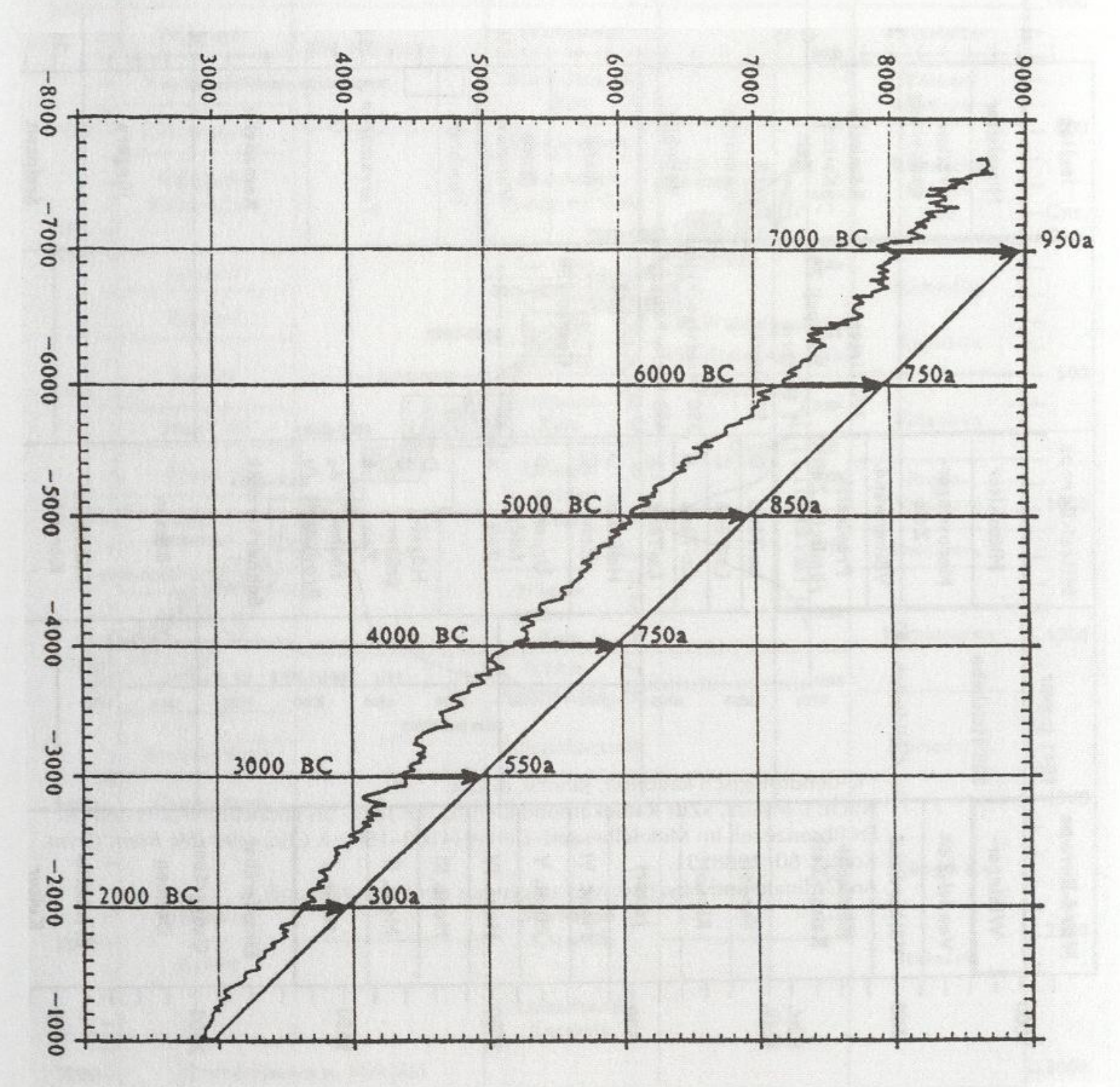
Um die Verluste der Religionskriege auszugleichen und zum inneren Landesausbau, riefen die Fürsten dieser neuen Länder des Reiches deutsche Siedler herein, mit denen die nord- und ostgermanischen Ansässigen im hohen Mittelalter verschmolzen. Schon seit Karl dem Grossen wurden Ostvandalen beim inneren Landesausbau besonders im Südosten seines Reiches, im folgenden ostfränkischen Reich und im *Regnum theodiscum* gleichberechtigt (›Reichswenden‹) beteiligt. In West- und Ostpreußen schließlich dauerte die deutsche Volkswerdung unter dem Deutschen Orden und später mit Einbeziehung von Siedlern aus ehemals westgermanischen Stämmen, von Holländern und Flamen, fast 700 Jahre länger als im Westen des Reiches. Von den deutschen Siedlergruppen, die bis in das hohe Mittelalter in fremde Umgebungen im Osten und Südosten kamen, überlebten nur die Siebenbürger Sachsen, die dort durch Reste der Gepiden verstärkt wurden, weil sie bereits seit der Ansiedlung ab 1140 bis 1867 eine völlige Autonomie im Sinne eines heutigen Volksgruppenrechts besaßen. Sie konnten als letzte manches damals in der alten Heimat Westfranken und Flandern und bei den Gepiden noch lebendige germanische Erbe bis heute bewahren.

Die öfters geäußerte Behauptung, die Ostgermanen hätten keinen Anteil an der Entstehung des deutschen Volkes gehabt, wird mit der Eingliederung der Ostvandalen im hier betrachteten Zeitraum bis in den Walthers von der Vogelweide widerlegt. Sie schritt mit der Eingliederung der Ostvandalen in Schlesien weiter nach Osten fort und erfaßte durch den Deutschen Orden den von Goten und Wikingern ethnisch beeinflußten Raum im Weichselmündungsgebiet und in Ostpreußen. Mit der Rückkehr der stark von den Gepiden her bestimmten Siebenbürger Sachsen nach Deutschland in allerjüngster Zeit vollendete sich die Aufnahme von Ostgermanen und ihrer Nachkommen in das deutsche Volk.

Während die gebräuchlichen Völkernamen zumeist Ableitungen von Eigennamen von Ländern oder Stämmen sind, ist der Volksname ›deutsch‹ als Eigenbezeichnung aus dem altgermanischen *theodo* = ›Volk‹ entstanden. Dies ist eine ausreichende Begründung für einen ›deutschen Sonderweg‹, für das Dasein des letzten bis 1945 weitgehend unvermischt gebliebenen größten Volkes der Indogermanen, das jetzt in der multiethnischen und multikulturellen EU und ihrer geplanten Weiterentwicklung seine ›Endlösung‹ finden soll. Dieser Völkerzerstörung steht das Erwachen der Völker Osteuropas und der zerfallenen UdSSR gegenüber, das zur unvollendeten deutschen Revolution in der DDR am 9. November 1989 führte, deren Ruf nach Mitbestimmungsrecht »Wir sind das Volk!« sich in den der Erkenntnis der Zusammengehörigkeit wandelte: »Wir sind ein Volk!«

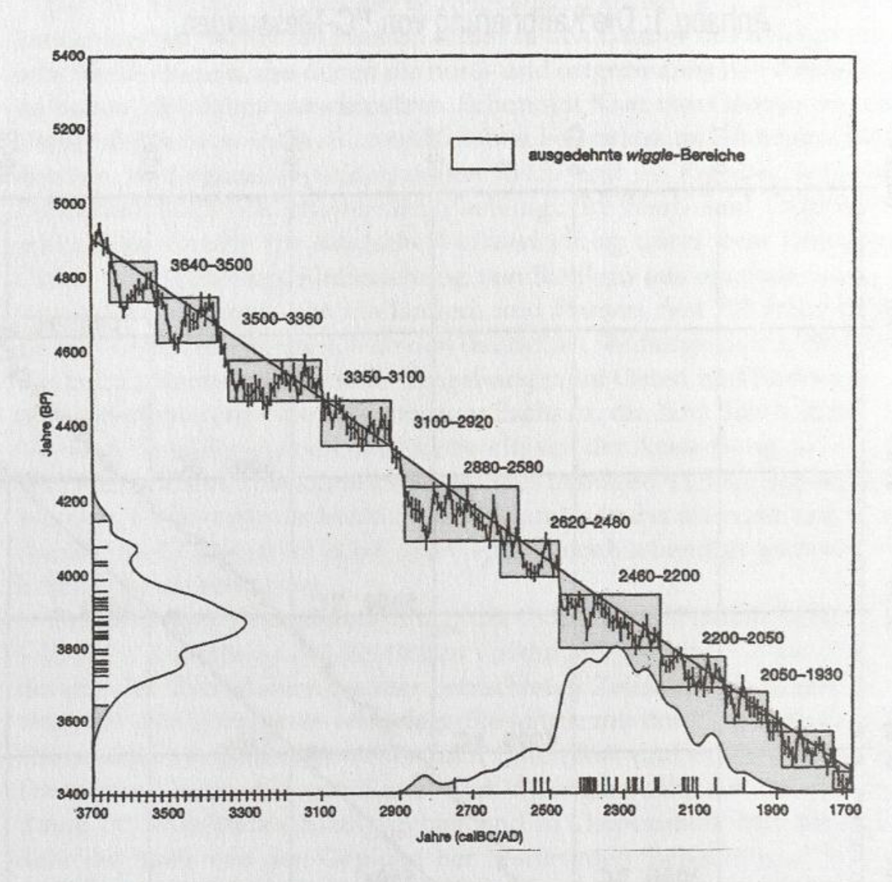
Anhang

Anhang 1: Die Kalibrierung von ^{14}C-Messungen.



Die Kalibrierung von ^{14}C-Messungen nach den europäischen dendrologischen Eichenholzchronologien von 7751 bis 1000 v. d. Ztw. Nach: J. Preuss, *Das Neolithikum in Mitteleuropa*, 1998.

Anhang 2: Dendrologische Kalibrierung der ¹⁴C-Messungen bis 3700 v. d. Ztw.



^{14}C-dendrologisch kalibriert, Jahre v. d. Ztw.
Nach: J. Müller, »Zur Radiokarbondatierung des Jung- bis Endneolithikums und der Frühbronzezeit im Mittelelbesaale-Gebiet (4100–1500 v. Chr.)«, in: *Ber. Röm. Germ. Komm.* 80, 1988, 31.
An Ordinate und Abszisse: Messungen aus der Schnurkeramik.

Anhang 3: Zeitstufen von 3000 v. d. Ztw. bis 1000 n. d. Ztw.

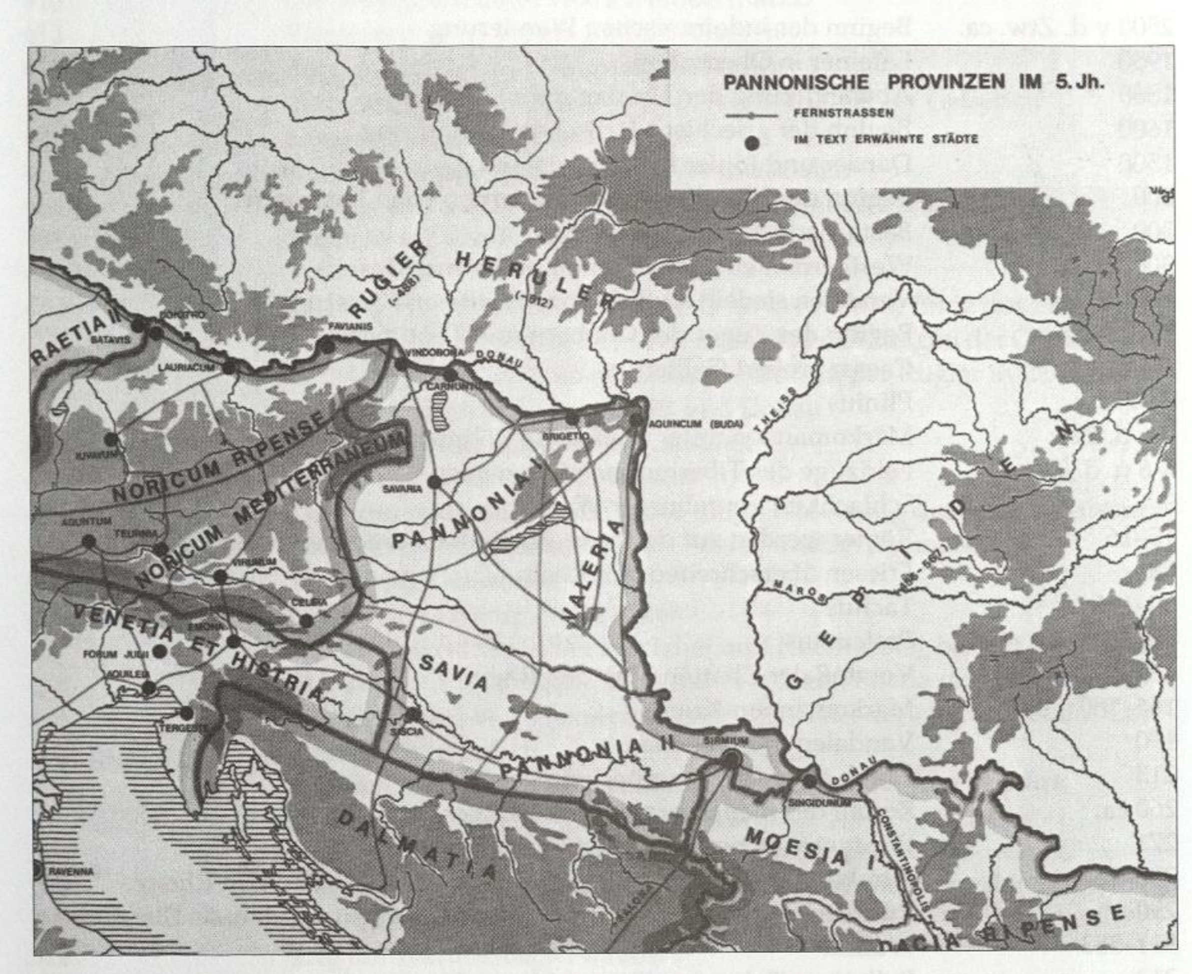
	Nord-Europa		Mittel-Europa		Italien	
		1041 Ingvar				
1000	Wikinger	808 Haithabu	Mittelalter		Mittelalter	1000
	Vendel-Zeit		Merowinger-Zeit		Völkerwanderung	
500	Völkerwand.	Childerich 482	Völkerwand.			500
	Römische Kaiser-Zeit		Provinzialrömische Zeit	260 Limes Pompeji 79 9 Haltern	Römische Kaiser-Zeit	
Chr. Geb.	Seedorf		La-Tène D	52 Alesia	Römische Republik	Chr. Geb.
	Ripdorf		La-Tène C			
			La-Tène B	350 Waldalgesheim		
	Jastorf		La-Tène A	450 Klein-Aspergle		500
500	Mont. VI		Hallstatt-Zeit D C	Heuneburg Cumae 750	Villanova	
	Mont. V		Urnenfelder-Zeit B A		Proto-Villanova	1000
1000	Mont. IV				Peschiera	
	Mont. III		Hügelgräber-Zeit D C B		Terramaren	
	Mont. II					1500
1500	Mont. I		Frühe-Bronzezeit A₂ A₁			
	Einzelgräber		Schnurkeramik		Remedello	
2000	Ganggräber Dolmen		Rössen		Jüngere	2000
2500	Erteбölle-Kultur		Stichband-Keramik		Steinzeit	2500
			Linearband-Keramik			
3000	Grundschema n. Milojčić					3000

Zeiten mit historischen Überlieferungen dick umrandet. Betr. Änderung der Zeitskala siehe Tabelle am Ende des Kapitels 1.2. Nach: H. J. Eggers, *Einführung in die Vorgeschichte,* 1964.

Anhang 4: Chronologie der Kulturen, nach: Chr. Strahm, 1977. Hauszeichen: Siedlung in Feuchtbodenerhaltung.

Zeit BC cal	Südfrankreich Franche Comté	Westschweiz	Südwest-Deutschland Ostschweiz	Bayern Oberösterreich	Ostösterreich	Slovenien	Norditalien	Zeit BC cal
800	Champs d 'Urnes (Bronze final)	U r n e n f e l d e r k u l t u r					Este	800
1000							Protovillanova	1000
		B r o n z e D					Terra-mare / Bronzo medio	
	"Bronze moyen"	H ü g e l g r ä b e r k u l t u r				Inkrustierte Keramik		
1500	Rhône - Kultur		Arbon - Kultur	A 2 Straubing	Veteřov			1500
2000	Ältere Rhône - Kultur (Bronze ancien 1-3)		Singener Kultur	A 1	Unter-wölbing	Litzen Keramik	? Polada	2000
2500	Glockenbecher / Fontbouisse / Chalain Clairvaux recent	Saône-Rhône Kultur	Glockenb. / Kultur mit Schnurkeramik	Glocken-becher	Herzogen-burg	Vinkovci Ig b	Glockenbecher / Remedello (Stile metopale)	2500
	Ferrières	Lüscherz	Goldberg III/ Horgen	Cham	Mödling-Zöbing	Vučedol / Ig a		
3000	Néolithique récent	Westschweiz. Horgen			Kostolac / Baden	Maharski prekop-b -Gruppe	"White ware"	3000
3500	NMB	Cortaillod: Port-Conthy / tardif / classique	Michelsberg III - IV - V / Munzingen / Pfyn	Altheim Mondsee	Boleráz / Bajč-Retz	Maharski prekop-a -Gruppe / Resnikov prekop-Fazies	Lagozza	3500
4000	Chasséen meridionale	Vallon d.V.	Schussen ried / Hornst.	Wallerfing	Bisamberg		III	4000
			KBG / Aich-bühl	Münchshöfen	L e n g y e l IV		Vasi a bocca quadrata II	
4500	Epicardial	Néolithique ancien	Rössen	Oberlauterbach	I		I	4500
5000			Grossgartach / Hinkelstein	Kultur mit Stichbandkeramik			Fiorano / Neolithico antico	5000
	Cardial		Kultur mit Linearbandkeramik			Danilo		
5500						Impresso		5500
6000	M e s o l i t h i k u m							6000
6500								6500

Anhang 5: Römische Provinzen im oberen Donauraum im 5. Jahrhundert



Die römischen Provinzen im oberen Donauraum. Nach: P. Stadler, *Germanen, Hunnen und Awaren. Schätze der Völkerwanderungszeit,* Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg 1988, S. 297.

Anhang 6: Historische Zeittafel von 2500 v d. Ztw. bis nach 1200 n. d. Ztw.

2500 v d. Ztw. ca.	Beginn der indoiranischen Wanderung
1950	Lateiner in Oberitalien
1860	Abwanderung der Thraker nach SO-Europa
1600	Beginn der griechisch-italischen Wanderung
1500	Danaer und Ionier in Griechenland
800	Beginn der Wanderung der Bastarnen nach Pommern
300	Bastarnen nördlich der Donau
300	Westgermanen überschreiten Maas und Mosel
200	Vandalen siedeln südlich von Warthe und Netze
115	Beginn des Zuges der Cimbern und Teutonen
58–51	Caesar erobert Gallien
24-79	Plinius
8 v d. Ztw	Markomannen unter Marbod in Böhmen, Abzug der Kelten
4-6 n. d. Ztw .	Feldzüge des Tiberius nach Germanien
9	Schlacht im Teutoburger Wald
15–16	Römer werden auf das linke Rheinufer zurückgeworfen
28	Friesen überschreiten den Rhein
50–116	Tacitus
85–160	Ptolemäus
162	Vorstoß der Chatten über den Rhein
166–180	Markomannen-Kriege
170	Vandalen in Pannonien
213	Goten in der Donaumündung
260 ca.	Zerfall des niedergermanischen Limes
271	Westgoten in Siebenbürgen (Dacien)
286–288	Franken, Alemannen und Burgunden überschreiten den Rhein
290	Rückverlegung der römischen Grenze an Rhein, Bodensee, Iller, Donau
311–383	Wulfila
313	Religiöses Toleranzedikt von Kaiser Konstantin
350	Alemannen siedeln im Elsaß
350–370	Ostgotische Herrschaft bis zum Ural, Heruler siedeln nördlich des Asowschen Meeres
373	Ostgoten von den Hunnen besiegt, Selbstmord Ermanarichs
375	Die Hunnen überschreiten den Don
376	Westgoten von den Hunnen besiegt, Zug nach Westen über die Donau
378	Schlacht bei Adrianopolis
380	Das Christentum wird Staatsreligion unter Kaiser Theodosius
395–398	Westgoten erobern den Balkan bis Griechenland
406	Franken besetzen Flandern bis zur Küste; Burgunden, Alemannen und Vandalen überschreiten den Rhein

409	Vandalen erobern Spanien
410	Die Westgoten unter Alarich erobern Rom
412	Westgoten gründen ein Reich in Gallien
413–436	Burgunderreich mit Hauptstadt Worms
429	Gründung des Vandalenreichs in Nordafrika unter Geiserich
430 ca.	Langobarden siedeln in Böhmen
435	Karthago wird Hauptstadt der Westvandalen
450	Angeln und Sachsen erobern den östlichen Teil Britanniens
451	Schlacht auf den Katalaunischen Feldern
453	Tod Attilas
454	Sieg der Gepiden über die Hunnen an der Nedao, Ende des Hunnenreichs, Goten siedeln in Pannonien, Reichsgründungen der Gepiden und der Heruler in Gebieten nördlich der Donau, der Rugier in Oberdonau und der Skiren zwischen Theiß und Donau
455	Eroberung Roms durch die Vandalen
473	Abzug der Goten aus Pannonien
476	Ende des weströmischen Reichs durch Absetzung des letzten Kaisers durch Odoaker, Einnahme von Passau durch Alamannen
477	Tod König Geiserichs
486–511	Chlodwig I., König der Franken
487	Odoaker, weströmischer Patrizius und Heermeister besiegt die Rugier
488	Odoaker ordnet die Räumung der Provinzen Raetia und Noricum an
493	Odoaker wird von Theoderich ermordet, Theoderich gründet das Ostgotenreich in Italien
496	Franken unter Chlodwig zum römischen Christentum bekehrt
496/497	Chlodwig unterwirft die Alamannen
500	Burgunder werden den Franken tributpflichtig
508	Sieg der Langobarden über die Heruler, Einwanderung der Langobarden nach Pannonien
512	Zug der Heruler nach Norden
507–711	Westgotenreich in Spanien
526	Tod Theoderichs
531	Sieg der Franken über die Thüringer, Ende des Thüringerreichs
531 ca.	Jordanes, Geschichte der Goten
534	Sieg über den König der Vandalen, Gelimar, vor Karthago
540	Bajuwaren bis Meran
552	Schlacht am Vesuv, Ende des Ostgotenreichs
568	Sieg der Langobarden zusammen mit Awaren über die Gepiden, Awaren besetzen Pannonien, Abzug der Langobarden aus Böhmen und Pannonien, Zug nach Italien
568–774	Langobardenreich in Italien
595	Sieg des Frankenkönigs Chlotar II. über die Warnen

612	Sieg der Bajuwaren über Awaren im Pustertal
623–660	Reich des Franken Samos in Böhmen
630	Sieg der böhmischen Ostvandalen unter Samo über die Franken, Schlacht an der Wogastisburg bei Kaaden
680–754	Christianisierung in Ostfranken, Thüringen, Hessen
714–768	Pippin der Kurze, Frankenkönig
732	Sieg von Karl Martell über die Araber bei Poitiers
742	Kloster Fulda gegründet
745	Brief des Bonifatius an König Ethibald über christliche Bestattungsart
768–814	Karl der Große, König der Franken
772–804	Religionskriege Karls gegen die Sachsen
774	Sieg der Franken über die Langobarden
788	Absetzung von Tassilo III. beim Reichstag zu Ingelheim
789	Religion und Erorberungskriege Karls des Großen gegen ostelbische Ostvandalen
791–799	Kriege gegen die Awaren
800	Kaiserkrönung Karls in Rom
803	Ostvandalen in Niederösterreich und Rugier unter fränkischer Herrschaft
805–806	Kämpfe gegen die böhmischen Ostvandalen
814–840	Kaiser Ludwig der Fromme
843–877	Kaiser Karl der Kahle, König des westfränkischen Reichs
843	Vertrag zu Wirten (Verdun), Teilung des fränkischen Reichs
843–876	Ludwig der Deutsche, König des ostfränkischen Reichs
844–906	Großmährisches Reich
863	Gründung von Naugard (Nowgorod) durch Rurik
872	Feldzug gegen Böhmen, Anerkennung der ostfränkischen Oberhohheit durch Böhmen
874	Vertrag von Forchheim mit dem Großmährischen Reich
876–887	Kaiser Karl der Dicke, König des ostfränkischen Reichs
887–899	Arnulf von Kärnten ostfränkischer König, 896 Kaiser
895	Einbruch der Ungarn in Pannonien
899–911	Ludwig das Kind, ostfränkischer König

906	Ende des Großmährischen Reichs durch die Ungarn
907	Bayrisches Heer bei Preßburg von den Ungarn geschlagen
910	Niederlage König Ludwigs gegen die Ungarn am Lech
911–918	Konrad I., ostfränkischer König
919–936	Heinrich I., Deutscher König
929	Böhmen lehenspflichtig
925–932	Religionskriege gegen die Ostvandalen
932	Gründung der Mark Meißen
933	Sieg über die Ungarn an der Unstrut
936–972	Otto der I., Deutscher König, 962 Kaiser
946	Gründung von Kloster Havelberg
949	Gründung von Kloster Brandenburg
955	Sieg über die Ungarn auf dem Lechfeld, Wiederherstellung der bayrischen Ostmark
955	Mähren wird deutsche Markgrafschaft
960	Gründung des Reichs der Daglinger, ab 12. Jh. ›Polen‹ genannt
966	Taufe von Herzog Dago
968	Gründung von Kloster Merseburg
973–983	Kaiser Otto II.
976	Belehnung der Babenberger mit der Ostmark
980–1013	Wladimir von Känugard (Kiew)
982	Entdeckung Grönlands durch Wikinger
983	Aufstand der Ostvandalen
983–1002	Kaiser Otto III.
988	Taufe von Wladimir von Känugard
995	Vernichtung der Sklavikniden durch Boleslaw II. von Böhmen
997	Märtyrertod Bischof Adalberts von Prag in Preußen
1000 ca.	Entdeckung Nordamerikas durch die Wikinger
1000 ca.	Beginn der Missionierung Preußens
1000	Taufe König Olafs von Schweden
1000	Der Daglinger Boleslaw II. erobert Schlesien
1002–1024	Kaiser Heinrich II.
1000–1072	Erzbischof Adalbert von Bremen
1012–1018	Niederschrift der Chronik des Thietmar von Merseburg
1014–1035	König Knut der Große von Dänemark
1015–1028	König Olaf der Dicke von Norwegen
1024–1039	Kaiser Konrad II.
1039–1056	Kaiser Heinrich III.
1056–1106	Kaiser Heinrich IV.
1066	Zweiter großer Wendenaufstand
1072	Adam von Bremens *Hamburgische Kirchengeschichte*
1106–1125	Kaiser Heinrich V.

1108/1110	Klostergründung auf dem Zobten durch Peter Wlast
1111	Überfall der Rugier auf König Heinrich den Obodriten in Lübeck
1112	Kaiser Heinrichs V. Feldzug gegen die aufständischen Ostvandalen um Havelberg und Brandenburg
1112	Gründung des St. Albrechtsklosters in Breslau durch Peter Wlast
1113/1114	Winterfeldzug Heinrichs V. gegen die Rugier
1121	Boleslaus I. von Polen erobert Stettin, Unterwerfung des Herzogtums Pommern
1124	Bekehrung Herzog Wartislaws von Pommern
1125–1137	Kaiser Lothar
1129–1195	Herzog Heinrich der Löwe, 1180 abgesetzt von Kaiser Friedrich I.
1138	Der Daglinger Waldemar I. wird Herzog von Schlesien
1143	Wiederaufbau des zerstörten Lübecks durch Heinrich den Löwen
1149	Wiedergründung des Klosters Brandenburg
1160–1223	Bischof Vinzenz Kadlubek (Gottlobonus) von Krakau
1163	Einsetzung der Söhne von Wladislaw dem Vertriebenen in Schlesien durch Barbarossa
1167	Der Herzog von Mecklenburg wird Vasall Heinrichs des Löwen
1170	Helmold von Bosau vollendet das chronicon Sclavorum et Venedorum
1175	Gründung des Klosters Leubus
1178	Gründung des Klosters Oliva bei Danzig
1180	Zerstörung von Jumneta durch die Dänen
1181	Der Herzog von Pommern wird Reichsfürst
1223	Erste Niederlage warägischer Fürsten gegen Dschingis Khan
1236	Beginn der Mongolenherrschaft über die Fürstentümer der Waräger 1241 Schlacht bei Liegnitz
1278	Herzog Heinrich IV. von Schlesien wird Reichsfürst
1348	Der Herzog von Mecklenburg wird Reichsfürst

Bibliographie

ABEL, W., *Geschichte der deutschen Landwirtschaft: Deutsche Agrargeschichte* 2n o. O., 1978.

ACSANDI, G. u. J., »Nemeskeri. Contributions à la reconstruction de la population de Vesprim X. et XI. siècles«, in: *Ann. Historico-Naturales Musée Nationales Hungarici* 8, 1957, S. 441.

ALCOBE, S., u.a., »Anthropologische Reste der neolithischen und frühbronzezeitlichen Bevölkerung der iberischen Halbinsel«, in: H. SCHWABEDISSEN (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 28.

ALCOMBE, S., u.a., »Anthropologische Reste der neolithischen und frühbronzezeitlichen Bevölkerung der iberischen Halbinsel«, in: SCHWABEDISSEN, 1978, S. 28.

ALMGREN, B., Ch. BLINDHEIM, Y. de BONARD u.a. (Hg.), *Die Wikinger*, übers. v. Bodo CICHY, Essen 1968.

AMTMANN, R. »Brauchtum und Mythos«, in: Wigbert GRABERT (Hg.), *Deutschland in Geschichte und Gegenwart*, Heft 2, 1990, S. 29.

Anthropologische Datenbank, Anthropologisches Institut der Universität Mainz.

ARNOLD, G., *Pollenanalytische Untersuchungen zur Vegetationsgeschichte und Siedlungsentwicklung im südlichen niederrheinischen Tiefland bei Wickrathsberg a. d. Niers*, Arbeiten zur rheinischen Landeskunde, Folge 55, 1986.

ASHBEE, P., *The bronce age round barrows in Britain*, London 1960.

ASMUS, G., »Mesolithische Menschenfunde aus Mittel- und Osteuropa«, in: H. SCHWABEDISSEN (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 28.

ASMUS, G., »Steinzeitliche Lapponoide«, in: *Homo*, 17, 1966, S. 129.

ASSENDORP, J., »Forschungen zur bronzezeitlichen Besiedlung in Nord- und Mitteleuropa«, in: *Internationale Archäologie*, Bd. 38, 1997.

ATKINSON, R., *Stonehenge*, Harmsworth 1979.

ATKINSON, R., *Stonehenge und benachbarte Denkmäler*, London 1987.

BABES, M., »Frühe Germanen im östlichen Dakien in den letzten Jahrhunderten v. d. Zt[w]«, in: F. HORST u. E SCHLETTE, *Frühe Völker in Mitteleuropa*, Berlin (Ost) 1988, S. 129.

BACH, A., *Neolithische Populationen im Mittelelbe-Saale-Gebiet*, Weimarer Monographie zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 1, 1978, S. 1.

BACH, A., u.a., »Anthropologische Aspekte der Bevölkerungsentwicklung im westlichen Mitteldeutschland«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte*, 56, 1972, S. 7.

BACH, A., *Germanen – Slawen – Deutsche: Anthropologische Bearbeitung des frühmittelalterlichen Gräberfeldes Rohnstedt, Kr. Sondershausen*, Weimarer Monographie zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 19, 1986.

BACH, A. »Zur Aussagefähigkeit von Skelettresten im Hinblick auf populationsgenetische Vorgänge, vor allem während der Hallstatt- und Latenezeit«, in: E. HORST u. E. SCHLETTE, *Frühe Völker in Mitteleuropa*, Berlin (Ost) 1988, S. 275.

BACH, A., u.a., *Beiträge zur Kultur und Anthropologie der mitteldeutschen Schnurkeramik II*, Alt-Thüringen, Bd. 13, 1975, S. 43.

BACH, A., H. BACH u. K. SIMON, *Anthropologische Aspekte der Bevölkerungsentwicklung im westlichen Mitteldeutschland*, Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte. Bd. 56, 1972. S. 7.

BACH, A. u. H., »Die Glockenbecherleute des Mittelelbe-Saale-Gebietes«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte*, Bd. 60, 1976, S. 409.

BACH, A. u. H., *Paläoanthropologie im Mittelelbe-Saale-Werra-Gebiet*, Weimarer Monographie zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 23, 1989, S. 1.

BACH, A., u. S. DUSEK, *Slawen in Thüringen*, Weimar 1971.

BALOGH, B., u. L. BARTUCZ, *Ungarische Rassenkunde*, Berlin 1940.

BAKDACH, J., *Die bandkeramische Siedlung von Köln-Mengenich*, Schriften-Reihe Archäologische Gesellschaft Köln, Bd. 20, 1985.

BARAN, D., *Zur Frage nach dem Ursprung der Cernjachovkultur*, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Bd. 30, 1977, S. 309.

BARAN, V., »Siedlungen der Černjachov-Kultur am Bug und oberen Dnjest,« in: *Zeitschrift für Archäologie,* Heft 7, 1973, S. 24.
BARAN, V., »Entstehung und Ausbreitung der frühslawischen Kulturen«, in: M. MÜLLER-WILLE, *Starigard, Oldenburg,* Neumünster 1991, S. 29.
BARTHEL, S., »Rekonstruktion einer germanischen Burganlage in Westpreußen, Lkrs. Sondershausen«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 39, 1994, S. 238.
BARTUCZ, L., *Altungarische Schädel,* Budapest, 1926.
BAUER, O., »Der Langbau von Straubing-Oberau«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 63, 1998. S.67.
BECKER, B., u.a., »Zur absoluten Chronologie der frühen Bronzezeit«, in: *Germania,* Nr. 67, 1989, S. 2 u. 421.
BECKER, C., »Zum Problem der ältesten eisenzeitlichen Dörfer in Jütland«, in: M. CLAUS u. a., *Studien zur europäischen Vor- und Frühgeschichte,* Neumünster 1968, S. 74.
BECKER, C., »Das 2. früheisenzeitliche Dorf bei Grontoft, Westjütland«, in: *Acta Achaeologica,* Nr. 39, 1968, S. 235.
BECKER, C., »Früheisenzeitliche Dörfer bei Grontoft, Westjütland«, in: *Acta Achaeologica,* Nr. 42, 1971, S. 79.
BECKER, C., »Siedlungen der Bronzezeit und der vorrömischen Eisenzeit in Dänemark«, in: *Offa,* Nr. 39, 1982, S. 53.
BECKER, F., »Slawen und Deutsche oder Christen und Heiden zwischen Elbe und Oder«, in: *Mitteilungsblatt für Vor- und Frühgeschichte,* Berlin, 35, 1984, S. 113.
BECKER, F., *Helmold von Bosau, Wendische Chronika, Chronicon Sclavorum et Wenedorum: Entfälschung eines Geschichtswerkes,* Berlin 1985.
BECKER, F., *Grenzsteine und Marksteine im Wandalischen Königreich,* Berlin 1985.
BECKER, F., *Auf den Spuren der ersten Berliner,* unveröff. Manuskript, 1988.
BECKER, F., *2000jähriges Berlin, 3000 Jahre germanisches Brandenburg: Auf der Spur der ersten Berliner,* unveröff. Manuskript, 1988.
BECKER, H., u. O. BRAASCH, »Plan einer Siedlung aus der Jungsteinzeit bei Harting«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern,* 1983, S. 31.
BECKER, M., »Ein Grab und seine Geheimnisse«, in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 1, 2005, S. 8.
BEHM-BLANCKE, G., »Die germanischen Dörfer von Kablow bei Königswusterhausen«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 1, 1956, S. 161.
BEHM-BLANCKE, G., »Germanische Dörfer in Brandenburg«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 3, 1958, S. 266.
BEHM-BLANCKE, G., »Zum Weltbild und zur Gesellschaftsstruktur der Schnurkeramiker«, in: *Alt-Thüringen,* Nr. 24, 1989, S. 117.
BEHRE, K., »Pollenanalytische Untersuchungen zur Vegetations- und Siedlungsgeschichte bei Flögeln und im Ahlenmoor«, in: *Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet.* Nr. 11, 1976, S. 101.
BEHRENS, H., *Die Jungsteinzeit im Mittelelbe-Saale-Gebiet,* Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle, 27, 1973.
BEHRENS, H., *Die schnurkeramische Kultur,* Veröffentlichungen des Landesmuseums für Vorgeschichte Halle, 27, 1973. S. 127.
BEHRENS, H., »Die Schnurkeramik – nur ein Problem der Klassifikation?« in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 64, 1981, S. 9.
BEHRENS, H., »Der europäische Horizont der schnurkeramischen Kultur«, in: *Neue Ausgrabungen und Forschungen in Niedersachsen,* Nr. 19, 1991, S. 101.
BEHRENS, H., »Kein A-Horizont in der Saale-Schnurkeramik und keine Kalbsrieth-Gruppe vor der Saale-Schnurkeramik«, in: *Int. Symposium,* Jütland 1997.
BENDA, K., *Mittelalterlicher Schmuck,* Prag 1966.
BENDER, B., u. P. PHILLIPS, »The early farmers of France«, in: *Antiquity,* 46, 1972, S. 100.
BENDER, W., »Un village appartenant à la civilisation de Przeworsk en Pologne Centrale (Wolka Lasiekka, ka, Distr. de Lowicz)«, in: *Archaolog. Polona,* Nr. 4, 1962, S. 245.
BENTZIEN, U., »Der Haken von Dabergotz«, in: *Tools and Tillage,* Nr. 1, 1968, S. 50.
BENZ, M., u.a., »Rethinking Bell Baker«, in: *Bar Internat. Series,* Oxford 1998, S. 690.
BERAN, I., »A-Horizont und Kugelamphorenkultur«, in: *Praehistorica,* 19, 1992, S. 35.
BERGMANN, J., *Die ältere Bronzezeit NW-Deutschlands,* Teil A, Marburg 1970.
BERLEKAMP, H., »Die Funde aus den Grabungen im Burgwall von Arkona auf Rügen in den Jahren 1969–1971«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 8. 1974, S. 211.

BERNT, A., *Die Germanen und Slawen in Böhmen und Mähren: Spuren früher Geschichte im Herzland Europas,* Veröffentlichungen aus Hochschule, Wissenschaft und Forschung, Bd. 14, Tübingen, 1989.
BERNHARD, W., *Ethnogenese europäischer Völker,* Stuttgart 1986.
BERNHARD, W., »Die Ethnogenese der Germanen aus der Sicht der Anthropologie«, in W. BERNHARD u.a., *Ethnogenese europäischer Völker,* Stuttgart 1986.
BERNHARDT, W., u. A. KANDLER-PÅLSSON, *Ethnogenese europäischer Völker,* Stuttgart 1986.
BERNHARDT, W., u. A. KANDLER, *Bevölkerungsbiologie menschlicher Populationen in anthropologischer Sicht,* Stuttgart 1974.
BEYERLE, F., *Die Gesetze der Langobarden,* 1947.
BICK, A., »Die Herren der Ringe«, in: *Bild der Wissenschaft,* 2, 2004, S. 56.
BIERBRAUER, V., »Jugoslawien seit dem Beginn der Völkerwanderung bis zur slawischen Landnahme: Die Synthese auf dem Hintergrund von Migrations- und Landnahmevorgängen«, in: K.-D. Grothusen (Hg.), *Jugoslawien,* Göttingen 1984, S. 49.
BIERBRAUER, V., »Das Reihengräberfeld von Altenerding in Oberbayern und die bajuwarische Ethnogenese, eine Problemskizze«, in: *Zeitschrift für Archäologie Mitteldeutschlands,* Nr. 13, 1985, S. 7.
BIERBRAUER, V., »Liturgische Gerätschaften aus Baiern und seinen Nachbarregionen in Spätantike und frühem Mittelalter«, in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo,* München 1988, S. 328.
BIERBRAUER, V., *Zur chronologischen, soziologischen und regionalen Gliederung des ostgermanischen Fundstoffs des 5 Jh. in SO-Europa,* Österreichische Akademie der Wissenschaften Phil. Hist. Kl. Denkschrift, Nr. 145, 1988, S. 131.
BIERBRAUER, V., »Die Goten vom 1. bis 7. Jh. n. d. Ztr. Siedelgebiete und Wanderbewegungen aufgrund archäologischer Quellen«, in: *Peregrinatio Gothica,* Nr. 3, Oslo 1992, S. 49.
BIERBRAUER, V., *Gepiden in der Wilbark-Kultur (1.–4. Jh. n.Chr.)? Eine Spurensuche,* Studien zur Archäologie des Ostseeraumes, 1998, S. 389.
BLAZEK, J., »Die jung- und spätkaiserzeitlichen Skelettgräber in NW-Böhmen«, in: *Arbeits- und Forschungsbericht der sächsischen Bodendenkmalpflege,* Nr. 37, 1995, S. 139.
BOEGE, W., »Ein Beitrag zum Formenkreis der wandalischen Irdenware aus der Völkerwanderungszeit«, in: *Altschlesien,* Nr. 7, 1937, S. 44.
BOEV, P., »Anthropologie des Neolithikums auf der Balkanhalbinsel«, in: H. SCHWABEDISSEN (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa,* Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 113.
BÖHME, H., *Söldner und Siedler im spätantiken Nordgallien. Die Franken,* Ausstellungskatalog, 1996, S. 91.
BÖHME, H., »Zum Beginn des germanischen Tierstiles auf dem Kontinent«, in: G. KOSSACK u. G. ULBERTH, *Werner-Festschrift,* Bd. 2, 1974, S. 1.
BÖHME, H., »Zur Bedeutung des spätrömischen Militärdienstes für die Stammesbildung der Bajuwaren«, in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788,* Ausstellungskatalog, München 1988, S. 23.
BÖHME, K., »Ein ungewöhnlicher Grundrißbefund der Linienbandkeramik von Perkam«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern,* 1990, S. 31.
BÖHMER, K., »Der fränkische Grabstein von Niederollendorf am Rhein«, in: *Germania,* Nr. 28, 1944/51, S. 63.
BOHM, W., *Die Vorgeschichte des Kreises Westprignitz,* Leipzig 1937.
BÖHNER, K., »Die Reliefplatten von Hornhausen«, in: *Jahrbuch Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz: Festschrift für Hundt,* T. 3, Nr. 23/24, 1976/77, S. 89.
BOHNSACK, D., »Ein ostgermanisches Fürstengrab bei Pilgramsdorf in Ostpreußen«, in: *Germanenerbe,* Nr. 2, 1937, S. 258.
BONA, J., »Abriß der Siedlungsgeschichte Ungarns im 5.–7. Jh. und die Awarensiedlung von Duneujaros«, in: *Archeol. rozhl,* Nr. 20, 1968, S. 605.
BONA, J., *DerAnbruch des Mittelalters, Gepiden und Langobarden im Karpatenbecken,* Budapest 1976.
BONA, J., »Die langobardische Besetzung Südpannoniens und die archäologischen Probleme der langobardisch-slawischen Beziehungen«, in: *Zeitschrift für Ostforschung,* Nr. 28, 1979, S. 393.
BONA, J., »Neue Nachbarn im Osten – Die Awaren«, in: DANNHEIMER u. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788* [Ausstellungskatalog], München 1988, S. 108.
BONA, J., *Das Hunnenreich,* Stuttgart 1991.
BONDE, N., »Dendrochronologische Altersbestim-

mung des Schiffs von Nydam«, in: *Offa*, Nr. 47, 1990, S. 157.
Borkovsky, I., *Die altslawische Keramik in Mitteleuropa*, Selbstverlag, Prag 1940.
Borkovsky, I., »Das Wikingergrab auf der Prager Burg«, in: *Altböhmen und Altmähren*, Nr. 1, 1941, S. 171.
Borkovsky, I., »Der altböhmische Przemysliden-Fürstensitz Praha«, in: *Historika*, Nr. 3, 1961, S. 57.
Borkovsky, I., »Die Grabstätte Boleslavs II. in der St. Georgs-Basilika auf der Prager Burg«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 52, 1961, S. 542.
Borkovsky, I., »Levy-Hradec, der älteste Sitz der Pržemysliden«, in: *Pamatky nasi minulosti*, Nr. 1, 1964, S. 85.
Borkovsky, I., *Prozsky Krad*, Prag 1969.
Bosl, K., »Deutsche romantisch-liberale Geschichtsauffassung und slawische Legende«, in: *Bohemia*, Nr. 5, 1964, S. 12.
Bosl, K., *Geschichte der böhmischen Länder I*, Stuttgart 1967.
Bosl, K., *Bayerische Geschichte*, München 1976.
Bottyan, O., »Azoroszvari X-XI szagedi negesseg embertani vizsgalata«, in: *Anthropol. Hungarica*, Nr. 11, 1972, S. 83.
Brack, J., »Bronce Age Settlements and Raised Sea-Beds at Bjerre, Thy, NW-Jutland«, in: *Internationale Archäologie*, Nr. 38, 1997, S. 3.
Brackmann, A., »Die Anfänge der Slavenmission und die renovatio imperii des Jahres 800«, in: *Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl.*, 1931.
Brackmann, A., »Die Anfänge des polnischen Staates«, in: *Sitzungsbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl.*, Nr. 33, 1936, S. 984.
Brackmann, A., »Zur Geschichte der heiligen Lanze Heinrichs I.« in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters*, Nr. 6, 1943, S. 401.
Brackmann, A., »Der Limes Sorabicus: Geschichte und Wirkung« in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 25, 1991, S. 224.
Brackmann, A., u. W. Unverzagt, *Zantoch, eine Burg im deutschen Osten*, Leipzig, 1936.
Brankatschk, J., *Untersuchungen zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Westslawen zwischen Elbe, Saale und Oder vom 9. bis zur Mitte des 13. Jh.* [Dissertation an der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig], Leipzig 1961.
Brather, S., »Feldberger Keramik und frühe Slawen«, in: *Archäolog. Nachrichtenblatt*, Nr. 1, 1996, S. 200.
Breitinger, E., »Die Schädel aus dem frühbronzezeitlichen Hockerfriedhof bei Nähermemmingen, Bez. Amt Nördlingen«, in: *Mannus*, Nr. 31, 1939, S. 484.
Breitinger, E., »Skelette einer spät-urnenfelderzeitlichen Speichergrube in der Wallburg von Stillfried a. d. March, NÖ«, in: *Forschungen in Stillfried*, Nr. 4, 1980, S. 45.
Brentjes, B., »Die slawischen Militärsklaven (Sakaliba) in Spanien als Forschungsaufgabe«, in: *Bericht des II. internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Nr. 2, 1973, S. 269.
Bretholz, B., »Die Chronik der Böhmen des Cosmas von Prag«, in: *Monum. Germaniae Historica*, 1980.
Breuning, P., »Bandkeramische Phasen und ^{14}C-Datierung: Ein Vergleich«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 15, 1985, S. 139.
Brodie, N., »British Bell Bakers. 25 years of the theory and practise«, in: *Bar Internat. Series*, 1998, S. 43.
Broholm, H., *Danmark Broncealder*, Bd. 1, Kopenhagen 1943.
Bromme, E., *Grundlagen der Siedlungsforschung*, Berlin, o. J. [ca. 1980].
Bronstedt, J., *Die große Zeit der Wikinger*, Neumünster 1960.
Bronstedt, J., *Nordische Vorzeit*, Neumünster 1960.
Bröste, K., u. J. Jörgensen, *Prehistoric Men in Denmark*, Bd. 1, Copenhagen 1956.
Brothwell, R. »The Human Biology of the Neolithic Population of Britain«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 280.
Brothwell, D., »The Bronce age people of Yorkshire. A general survey«, in: *Advancement of Science*, 1960, S. 311.
Bruce-Mitford, R., *The Sutton Hoo-Shipburial*, London, Nr. 1, 1975, Nr. 2, 1978.
Bruce-Mitford, R., *The Sutton-Hoo ship burial. The trusties of the British Museum*, British Museum Publications limited, 1975.
Buchholz, P., u. I. Gabriel, »Zwei Runeninschriften aus Oldenburg in Holstein«, in: *Offa*, Nr. 33, 1976, S. 162.

Buchvaldeck, M., »Corded Pottery Complex in Central Europe«, in: *Journal of Indo-European Studies*, Nr. 8, 1980, S. 394.
Buchvaldeck, M., »Schlußbetrachtung. Die kontinentaleuropäischen Gruppen mit Schnurkeramik«, in: *Praehistorica*, 19, 1992, S. 349.
Buchvaldeck, M., »Die Siedlungsstruktur der schnurkeramischen Kultur in Böhmen«, in: *Symposium Settlement Patterns*, Verona 1995, S. 349.
Buchvaldeck, M., »Bemerkungen zum A-Horizont in Mitteleuropa«, in: *Internat. Symposium*, Jütland 1997, S. 43.
Bücke, S., u.a., »Beitrag zur Kultur der mitteldeutschen Schnurkeramiker«, in: *Alt-Thüringen*, Nr. 24, 1989, S. 33.
Burger, E., *Differenzierung historischer Populationen durch metrische Merkmale am Schädel* [Dissertation an der naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität München], München 1982.
Burl, A., *The Stonehenge People*, London 1987.
Busch, R., *Die Langobarden von der Unterelbe nach Italien*, Neumünster 1988.
Castleden, R., *The Stonehenge People*, London 1987.
Chochol, J., »Antropologicke materialy z navych vyzkumu broncove v Cechach«, in: *Crania Bohemia*, Nr. 1, 1964.
Chocholl, J., »ZurAnthropologie der böhmischen Baalberger Gruppe der Trichterbecherleute«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 60, 1969, S. 488.
Chochol, J., »Anthropologie der altslawischen Gruppe von Lahovice bei Prag«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 64, 1973, S. 393.
Chochol, J. »Menschliche Überreste aus dem kaiserzeitlichen Gräberfeld in Plotiste nad Labem«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 71, 1980, Nr. 335.
Chochol, J., u. a., »Überreste von Skeletten der slawischen Einwohnerschaft von Alt-Kourim«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 51, 1960, Nr. 294.
Chochol, J., u. H. Paleckova, »Anthropologischer Beitrag zur Erforschung der slawischen Population in Böhmen«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 52, 1961, S. 631.
Christlein, R., »Romanische und germanische Funde des 5. Jh. aus den Passauer Kastellen Batavis und Boiotro«, *Ostbayrische Grenzmarken*, Nr. 22, 1980, S. 106.
»Chronik Fredegars und der Frankenkönige« in: *Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit*, Nr. 11, 1940.
Chropovsky, B., »Die frühslawische und vorgroßmährische Entwicklung im Gebiet der Tschechoslowakei«, in: J. Poulik, *Großmähren*, Prag 1986.
Cesny, G., »On the Craniologie of the Balts«, in: A. Bernhard u. A. Kandler-Pälsson (Hg.), *Ethnogenese europäischer Völker: Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte*, Stuttgart 1986.
Cilinska, Z., »Zur Frage des Samo-Reiches«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Bd. 1, Bratislawa, 1975; Bd. 2, Bratislawa 1980, S. 79.
Clauss, L. F., *Rasse und Seele*, München 1943.
Conrads, N., *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Schlesien*, Berlin 1994.
Cosack, E., »Römische Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit«, in: *Ausgrab. in Niedersachsen*, 1, 1979, S. 84.
Crumlin-Pedersen, O., *Schiffstypen aus der frühgeschichtlichen Seeschiffahrt in den europäischen Gewässern*, Abhandlung Akad. d. Wiss. Göttingen, Phil. Hist. Kl., 3, Nr. 180, 1989.
Dabrowska, T., »Frühe Einflüsse der Przeworsk-Kultur auf die Jastorfkultur«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 23, 1988, S. 191.
Dahn, F., *Die Völkerwanderung*, Berlin 1977.
Dahn, F., *Die Goten*, Essen 1990.
Daim, F., »Gedanken zum Ethnosbegriff«, in: *Mitteilungsblatt der anthropologischen Gesellschaft Wien*, Nr. 112, Wien 1982, S. 58.
Damm, »Early corded ware culture. The A-horizon – Fiction or fact«, in: *Internat. Symposium*, Jütland 1997.
Dannheimer, H., *Mühltal-Epolding. Siedlung, Friedhöfe und Kirche des frühen Mittelalters*, o. O., 1968.
Dannheimer, H., u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788* [Ausstellungskatalog], München 1988.
Davis, J. B., *Cranic Britannia*, London 1865.
Debetz, G., »Die Sowjetunion«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 153.
Debetz, G., *Die Franken, Les Francs*, Ausstellungskatalog, Mainz 1997.
Denecke, D., *Zur Terminologie ur- und frühgeschichtlicher Flurparzellierungen sowie im Gelände aufgezeigter Flurrelikte*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 115, Göttingen 1979, S. 410.
Denecke, D., *Zum Stand der interdiszplinären Flur-*

forschung, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 116, Göttingen 1980, S. 370.

DICULESCU, C., *Die Gepiden,* Leipzig 1923.

DIECKMANN, B., u. B. FRITSCH, »Linearbandkeramische Siedlungsreste im Hegau«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt,* Nr. 20, 1990, S. 25.

DIELS, P., *Altkirchenslawische Grammatik,* Heidelberg 1932.

DIPLICH, H., *Deutsches Bauernleben im Banat 1842–1878,* München 1957.

DIWALD, H., *Heinrich der Erste,* Bergisch-Gladbach 1987.

DÖLGER, F., »Ein Fall slawischer Einsiedlung im Hinterland von Thessaloniki im 10. Jahrhundert«, in: *Sitzungsbericht der Bayrischen Akademie der Wissenschaften,* Phil. Hist Kl., 1952, S. H 1.

DONAT, P., »Ausgrabungen am Burgwall Mecklenburg«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 3, 1973, S. 279.

DONAT, P., »Stallgröße und Viehbesitz nach Befunden germanischer Wohnstallhäuser«, in: *Schriften zur Ur- und Frühgeschichte,* Nr. 30, 1977, S. 251.

DONAT, P., »Zur Struktur der westslawischen Dorfsiedlungen«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 1, Bratislawa 1975, S. 183.

DONAT, P., »Haus, Hof und Dorf in Mitteleuropa vom 7. bis 12. Jahrhundert«, in: *Schriften zur Ur- und Frühgeschichte,* Nr. 33, Berlin 1980.

DONAT, P., »Die Mecklenburg - eine Hauptburg der Obodriten«, in: *Schriften zur Ur- und Frühgeschichte,* Nr. 37, Berlin 1984.

DONAT, P., »Probleme der Erforschung kaiserzeitlich-völkerwanderungszeitlicher Haus- und Siedlungsformen zwischen Elbe/Saale und Weichsel«, in: *Slavia Antiqua,* Nr. 30, 1984, S. 87.

DONAT, P., »Zu Entwicklungen germanischer Siedlungen östlich des Rheins bis zum Ausgang der Merowingerzeit«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 25, 1991, S. 149.

DONAT, P., u. E. LANGE, »Botanische Quellen und Probleme der Landwirtschaftsentwicklung im 1. Jahrtausend«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 17, 1983, S. 223.

DONNER, H., *Geschichte des Volkes Israel und seiner Nachbarn in Grundzügen,* Göttingen 1984.

DOPPELFELD, O., »Das germanische Dorf auf dem Bärhorst bei Nauen«, in: *Prähistorische Zeitschrift,* Nr. 28/29, 1937/38, S. 284.

DOSTAL, B., »Ein slawischer Herrenhof des 9. Jahrhunderts in Breclav-Pohansko (Mähren)«, in: *Bericht des XI. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Berlin 1970, Bd. 3, Berlin 1973, S. 299.

DOSTAL, B., *Breclav-Pohansko,* Brünn 1975.

DRALLE, L., *Slaven an Havel und Spree, Studien zur Geschichte des hevellisch-wilzischen Fürstentums (6.-10. Jahrhundert),* Gießener Abhandlung zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Nr. 108, Gießen 1981.

DRESCHER, H., »Die Grundrisse zweier hölzerner Kirchen der Karolingerzeit aus Tostedt, Kr. Harburg«, in: *Niedersächsische Denkmalspflege,* Nr. 6, 1970, S. 43.

DULINICZ, M., »Die früheste slawische Besiedelung in Ostholstein«, in: *Offa,* Nr. 48, 1991, S. 299.

DUSAK, S., »Die materielle Kultur der slawischen Dorfbewohner im deutschen Feudalstaat«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 2, 1968, S. 104.

DYGGVE, E., »Gorm's temple and Harald's stave church at Jelling«, in: *Acta Archaeologica,* 25, 1954, S. 221.

EGG, M., »Einige Bemerkungen zum Helmdepot von Negau (SO-Stmk.)«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt,* Nr. 6, 1976, S. 299.

EGGERS, H., »Lübsow, ein germanischer Fürstensitz«, in: *Prähistorische Zeitschrift,* Nr. 33/34, 1949/50, S. 98.

EGGERS, H., *Der Volksname Deutsch,* Darmstadt 1970.

EGGERS, H. J., *Einführung in die Vorgeschichte,* München 1974.

EGGERS, M., *Das Großmährische Reich: Realität oder Fiktion?,* Stuttgart 1995.

EGGERS, M., *Das Erzbistum des Method,* München 1996.

EHGARTNER, W., »Die Schädel aus den frühbronzezeitlichen Gräbern von Hainburg, NÖ«, in: *Mitteilungsblatt der anthropologischen Gesellschaft Wien,* Nr. 88/89, Wien 1959, S. 8.

EHGARTNER, W., »Frühbronzezeitliche Skelette von Unterwölbling p. P. St. Pölten, NÖ«, in: *Archäologica Austriaca,* Nr. 31, 1962, S. 62.

EHRHARDT, A., u. P. SIMON, *Skelettfunde der Urnenfelder- und Hallstattzeit in Württemberg und Hohenzollern,* Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern, Nr. 9, 1971.

EICHLER, F., u. K. NOWOTNY, »Der Harigast-Helm von Negau in der Steiermark, das älteste germanische Sprachdenkmal«, in: *Germanenerbe,* 1938, S. 140.

ENGEL, C., »Die ostgermanischen Stämme in Ostdeutschland, die gotische Ostseeherrschaft und das Gotenreich in Osteuropa«, in: *Deutsche Ostforschung,* Nr. 1, 1942, S. 132.

ENZELT VON SALUELT, C., *Chronik der Mark Brandenburg,* Magdeburg 1579.

ERNY-RODMAN, Ch., u. a., »Früher ›Human Impact‹ und Ackerbau im Übergangsbereich Spätmesolithikum-Frühneolithikum im schweizerischen Mittelland«, in: *Jahrbuch d. Schweiz,* Ges. f. Ur- u. Frühgesch., 80, 1997, S. 27.

ETHELBERG, P., »Die eisenzeitliche Besiedelung von Hjemstad Banke, Skaerbaek sogn, Sonderjyllands Amt«, in: *Offa,* Nr. 45, 1988, S. 119.

FEREDAY, J., »Statistics and the study of prehistoric races«, in: *The incorporated Statistician,* 6, 1953.

FEUSTEL, R., u. A. BACH, »Beitrag zur Kultur und Anthropologie der mitteldeutschen Schnurkeramiker«, in: *Alt-Thüringen,* Nr. 8, 1966, S. 116.

FIDICIN, E., *Berlinische Chronik,* Berlin 1868.

FILIP, J., *Enzyklopädisches Handbuch zur Ur- und Frühgeschichte,* Tschechische Akademie der Wissenschaften, dt. Übers., Kohlhammer, Stuttgart 1969.

FILIPOWIAK, W., *Die Entwicklung der Stadt Wolin vom 9. bis zum 12. Jahrhundert,* Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl., Nr. 84, 1974, S. 190.

FILIPOWIAK, W., »Die Kulturproblematik in Wolin vom 9. bis zum 12. Jahrhundert«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 1, Bratislawa 1975, S. 243.

FILIPOWIAK, W., »Der Götzentempel von Wolin: Kult und Magie«, in: *Beitrag zur Ur- und Frühgeschichte,* II AFD Beih., Nr. 17, 1982, S. 109.

FILIPOWIAK, W., »Handel und Handelsplätze an der Ostseeküste Westpommerns«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission,* Nr. 69, 1988, S. 690.

FILIPOWIAK, W., u. H. GUNDLACH, *Wolin, Vineta,* Rostock 1992.

FIRBAS, F., *Waldgeschichte Mitteleuropas,* Bd. 1, Jena, 1949, Bd. 2, Jena, 1952.

FISCHER, Th., *Archäologische Funde der römischen Kaiserzeit und der Völkerwanderungszeit aus der Oberpfalz (nördlich der Donau),* Verh. Histor. Verein Obpf. und Regensburg, Nr. 121, 1981, S. 349.

FISCHER, Th., »Römer und Germanen an der Donau«: in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren,* München 1988, S. 39.

FISCHER, Th., *Das bajuwarische Reihengräberfeld von Straubing,* Katalog der Prähistorischen Staatssammlung, Nr. 26, 1993.

FISCHER, Th., u. H. GEISLER, »Herkunft und Stammesbildung der Baiern aus archäologischer Sicht«, in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren,* München 1988, S. 61.

FISCHER, U., »Mitteldeutschland und die Schnurkeramik«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 41/42, S. 158 u. 254.

FISCHER, U., »Das Verbreitungsmuster der Saale-Schnurkeramik«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 64, 1981, S. 57.

FISCHER, U., »Der Eintritt der Schnurkeramik in den herzynischen Kreis«, in: *Prehistorica,* 19, 1992, S. 13.

FLEMING, A., »Models for the development of the Wessex Culture«, in: *Review. The explanation of culture exchange models in prehistoric,* Glouster 1973, S. 571.

FLOSS, H., »Als der Mensch schuf, schuf er richtig – Europas Urknall vor 35000 Jahren«, in: U. UELSBERG, *Roots. Wurzeln der Menschheit,* Bonn 2006, S. 209.

FÖRSTEMANN, E., *Altdeutsches Namenbuch: Ortsnamen,* Bd. 2, Bonn 1916.

FRANKE, A., *Rom und die Germanen: Das neue Bild der deutschen Frühgeschichte,* Tübingen 1980.

FREY, K., »Späte Germanen und frühe Slawen auf dem Teltow und im Berliner Raum«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 40, 1999, S. 415.

FREUDENBERG, M., »Grabhügel und Kultanlage von Husby bei Schleswig«, in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 5, 2007.

FRIEDMANN, B., *Untersuchungen zur Geschichte des abodritischen Fürstentums bis zum Ende des 10. Jahrhunderts,* Gießener Abhandlung zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens, Nr. 137, 1986.

FRIEDRICH [II. von Preußen] DER GROSSE, *Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Hauses Brandenburg.* München,1977.

FRIES-KNOBLAUCH, J., *Vor- und frühgeschichtliche Agrartechnik auf den britischen Inseln und dem Kontinent* [Dissertation], München 1995.

Friesinger, H., *Die Slawen in Niederösterreich,* Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreichs, Nr. 15, 1976.
Fritze, W., »Die Datierung des Geographus Bavarus und die Stammesverfassung der Abodriten«, in: *Zeitschrift slawischer Philologie,* Nr. 21, 1952, S. 326.
Fritze, W., »Probleme der abodritischen Stammes- und Reichsverfassung und ihrer Entwicklung vom Stammesstaat zum Herrschaftsstaat«: in: H. Ludat, *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder,* Gießen 1968.
Fritze, W., *Phänomene und Probleme des westslawischen Bauerntums am Beispiel des frühpřemyslidischen Böhmens,* Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III., Nr. 101, 1977, S. 494.
Furholt, M., »Enstehungsprozesse der Schnurkeramik und das Konzept eines Einheitshorizontes«, in: *Archäolog. Korrespondenzb.,* 34, 2004, S. 479.
Fürst, C., *Zur Kraniologie der schwedischen Steinzeit,* Kungl. Svenska Vetm. skapsakadem Handl., Nr. 49, 1912.
Gabriel, I., *Starigard/Oldenburg, Hauptburg der Slawen in Wagrien,* Bd. 1, Neumünster 1984.
Gabriel, I., »Strukturwandel in Starigard/Oldenburg während der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts auf Grund archäologischer Funde: Slawische Fürstenherrschaft, ottonischer Bischofssitz, heidnische Gegenbewegung«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 18, 1984, S. 63.
Gabriel, I., »Hof- und Sakralkultur sowie Gebrauchs- und Handelsgut im Spiegel der Kleinfunde von Starigard/Oldenburg«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission,* Nr. 69, 1988, S. 103.
Gabriel, I., »Zur Innenbebauung von Starigard/Oldenburg«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission,* Nr. 69, 1988, S. 55.
Gabriel, I., »Hofkultur, Heerwesen, Burghandwerk, Hauswirtschaft«, in: M. Müller-Wille, *Starigard/Oldenburg,* Neumünster 1991, S. 181.
Gadolin, A. von, *Von den Tataren zu den Sowjets,* Tübingen 1971.
Gaebel, G., *Pomeriana: Eine Pommersche Chronik aus dem 16 Jahrhundert,* Stettin 1908.
Gaebele, H., *Menschliche Skelettfunde der jüngeren Steinzeit und der frühen Bronzezeit aus Württemberg und Hohenzollern,* Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern, Nr. 8, 1970, S. 1.
Gamillscheg, E., *Germanische Siedlung in Belgien und Nordfrankreich,* Abhandlung Preußische Akademie der Wissenschafen, Phil. Hist. Kl., 12, 1938.
Gaspar, J., »Gepidengräber in Ungarn«, in: *Mitteilungsblatt der anthropologischen Gesellschaft Wien,* Nr. 61, 1931, S. 285.
Gebers, W., »Bosau – Untersuchung einer Siedlungskammer in Ostholstein: V. Der slawische Burgwall auf dem Bischofwerder«, in: *Offa,* Nr. 57, 1986.
Gebhard, R., »Der Goldfund von Berntorf«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 64, 1999, S. 1.
Gebhard, R., »Der Goldfund von Berntorf. Zubehör eines Kultbildes der älteren Bronzezeit«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern,* 1999, S. 22.
Gebhardt, T., »Zu den Hausangaben im Lex Bajuvariorum«, in: *Germania,* Nr. 29, 1951, S. 230.
Gebhardt, T., »Ein spätgotischer Bauernhaustyp aus der Oberpfalz«, in: *Bayrisches Jahrbuch für Volkskunde,* 1952.
Gebühr, M., »Zur Definition älterkaiserzeitlicher Fürstengräber vom Lübsow-Typ«, in: *Prähistorische Zeitung,* 48, 1973, S. 82.
Gediga, B., »Frühslawische Städte in Oberschlesien«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 1, Bratislawa 1979, S. 259.
Geilenbrügge, W., »Ein bandkeramisches Ballungszentrum«, in: *Archäologie in Deutschland,* 1, 2006, S. 52.
Geisler, H., »Haus und Siedlung«, in: H. Dannheimer u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo* [Ausstellungskatalog], München 1988, S. 129.
Genz, H., »Stabdolche – Waffen und Statussymbole«, in: H. Meller, *Der geschmiedete Himmel,* Stuttgart 2004, S. 161.
Gerhardt, K., *Die Glockenbecherleute in Mittel- und Westdeutschland,* Stuttgart 1953.
Gerhardt, K., »Schädel und Skelettreste der frühen Bronzezeit von Singen/Hohentwiel«, in: *Badische Fundberichte,* Sonderheft 5, 1964.
Gerhardt, K., *Schnurkeramiker in SW-Deutschland,* in: *Badische Fundberichte,* 8/9, 1965, S. 55.
Gerhardt, K., »Der sogenannte Borreby-Typus«, in: *Homo,* Nr. 20, 1969, S. 141.

Gerhardt, K., »Frühbronzezeitliche ›rundköpfige Flachgesichter aus dem Osten?‹« in: *Archäologica Austriaca,* Nr. 12c, 1973, S. 1.
Gerhardt, K., *Lauterhoven: Zur Anthropologie des Reihengräberfeldes in der Flur Geißäcker und des Friedhofes bei St. Martin,* München 1975.
Gerhardt, K., u. Ch. Strahm, *Die Pfahlbauschädel von Vineta, Kt. Bern,* in: Arch. Suisses d'anthropol., Nr. 39, Genf 1975, S. 43.
Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (Hg.), *Germanen, Hunnen und Awaren* [Ausstellungskatalog], Nürnberg 1988.
Geupel, V., *Spätmesolithikum–Frühneolithikum im mittleren Elbe-Saale-Gebiet,* Veröff. Museum f. Ur- u. Frühgesch., Potsdam, 14/15, 1980, S. 105.
Giesecke, H., *Die Ostgermanen und der Arianismus,* Berlin 1939.
Giesler, J., »Zu einer Gruppe mittelalterlicher Emailscheibenfibeln«, in: *Zeitschrift für Archäologie des Mittelalters,* Nr. 6, 1978, S. 57.
Ginhart, K., »Die karolingischen Flechtwerksteine von Kärnten«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 132, 1942, S. 112.
Ginhart, K., »Karolingische und frühromanische Werkstücke in Kärnten«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 144, 1954.
Girtler, R., »›Ethnos‹, ›Volk‹ und soziale Gruppe«, in: *Mitteilungsblatt der anthropologischen Gesellschaft Wien,* Nr. 112, Wien 1982, S. 42.
Godlowski, K., »Die Przeworskkultur der mittleren und späten Kaiserzeit«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 2, 1968, S. 256.
Godlowski, K., »Budownictwo rozplanowanie i: Wielkosc osad kultury Przeworskiej na Gornym Slasku«, in: *Wiadomosci Archeolog,* Nr. 34, 1969, S. 305.
Godlowski, K., *Das Aufhören der germanischen Kulturen an der mittleren Donau und das Problem des Vordringens der Slawen,* Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Denkschrift], Nr. 145, 1980, S. 225.
Godlowski, K., »Germanische Wanderungen im 3. Jahrhundert v. d. Ztw bis 6 Jahrhundert n. d. Ztw. und ihre Widerspiegelung in den historisch-archäologischen Quellen«, in: *Peregrinatio Gothica,* Nr. 3, Oslo 1992.
Goecke, K., »Neutronenaktivierungsanalyse löst ägyptische Rätsel«, in: *Bilder der Wissenschaft,* Bd. 15, Nr. 7, 1979, S. 64.
Goez, W., »Über die Anfänge der Agilolfinger«, in: *Jahrbuch für fränkische Landesforschung,* Nr. 34/35, 1975, S. 145.
Goldmann, K., »Rethra, das wendische Delphi in Mecklenburg«, in: *Ausgrabungen in Berlin,* Nr. 7, 1985.
Goldschmidt, A., »Die Bauornamentik in Sachsen im XII. Jahrhundert«, in: *Monatsheft für Kunstwissenschaft,* Nr. 3, 1910, S. 299.
Goltz, B., »Die slawische Burg Klein Gladebrügge, Kreis Segeberg«, in: *Offa,* Nr. 46, 1989, S. 159.
Gomollica, H., »Die Jastorfsiedlung bei Tangermünde«, in: *Etnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 11, 1970, S. 477.
Graber, G., »Schwabenspiegel und Eintritt am Fürstenstein«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 132, 1942, S. 168.
Graber, G., *Volksleben in Kärnten,* Graz 1949.
Grafenauer, B., »Die Kärntner Herzogseinsetzung und die Edlingerfrage«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 183, 1993, S. 353.
Gramsch, B., »Zum Übergang vom Mesolithikum zum Neolithikum im Flachland zwischen Elbe und Oder«, in: Gramsch, *Evolution und Revolution im alten Orient und in Europa,* Berlin (Ost) 1971, S. 129.
Grandaur, G., *Des Dekans Cosmas Chronik von Böhmen,* Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 65, 1939.
Grafenauer, B., »Die Kärntner Herzogseinsetzung und die Edlingerfrage«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 183, 1993, S. 353.
Grebe, K., »Die slawische Siedlung Brandenburg (Havel-)Neuendorf«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 9, 1965, S. 157.
Grebe, K., »Die altslawische Vorburgsiedlung von Wildberg, Kr. Neuruppin«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 15, 1970, S. 150.
Grebe, K., »Die Ergebnisse der Grabung Brandenburg«, in: *Bericht des IL internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 3, 1979, S. 269.
Grebe, K., *Zur frühslawischen Besiedlung des Havelgebietes,* Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte, Nr. 10, Potsdam 1976, S. 167.
Grefen-Peters, S., »Die frühbronzezeitlichen Skelette aus Zwingendorf«, in: *Archäologica Austriaca,* Nr. 66, 1982, S. 49.
Grimm, H., »Weitere Untersuchungen über vorgeschichtliche Menschenreste von Schafstedt«, in:

Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte, Nr. 43, 1959, S. 201.

Grimm, H., »Die Schnurkeramiker von Schafstedt, Kr. Merseburg«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 45, 1961, S. 102.

Grimm, H., »Anthropologie einer Baalberger Serie aus Zauschwitz, Kr. Borna«, in: *Arbeits- und Forschungsbericht zur sächsischen Bodendenkmalpflege,* Nr. 20/21, 1976, S. 51.

Grimm, J. u. W., *Deutsches Wörterbuch,* Bd. 16, 1905 [Stichwort: Sklave].

Grimm, P., »Ein neuer ›Reiterstein‹ von Morsleben, Kr. Neuhaldensleben«, in: *Jahresschrift für Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder,* Nr. 24, 1936, S. 247.

Gringmuth-Dallmer, E., u. A. Hollnagel, »Die jungslawische Siedlung mit Kultfiguren auf der Fischerinsel bei Neubrandenburg«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 5, 1971, S. 102.

Gringmuth-Dallmer, E., »Frühgeschichtliche Pflugspuren in Mitteleuropa«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 17, 1983, S. 205.

Gronenborn, D., »A variation on a basic theme: the transition to farmin in southern Europe«, in: *Journal of World Prehistory,* 13, 1999, S. 123.

Gross, U., »Slawische Keramikfunde in Unterregenbach. Denkmalspflege Baden-Württemberg«, in: *Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes,* Okt./Dez. 1989.

Grotefend, H., *Stammtafeln der schlesischen Fürsten bis zum Jahr 1740,* Breslau [2]1889.

Gruber, Tr., *Urmutterzeichen: Die Irminsul als Symbol des Ewig Weiblichen,* Kiel 2003.

Grünberg, J., *Mesolithische Bestattungen in Europa,* Führer zu archäologischen Denkmälern 37, Stuttgart 2000.

Grunert, H., »Zur Bevölkerungsstärke der Markomannen in Böhmen zu Beginn unserer Zeitrechnung«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 7, 1968, S. 207.

Grupe, G., u. a., »Zur Mobilität in der Glockenbecherkultur«, in: *Internat. Archäologie, Arbeitsgemeinschaft Kongreß,* 2, 2001, S. 207.

Günter, K., »Neolithische Bildzeichen an einem ehemaligen Megalithgrab bei Warburg, Kr. Höxter (Westf.)«, in: *Germanica,* Nr. 68, 1990, S. 19.

Guth, K., »Die Prager Burg«, in: *Prager Rundschau,* Nr. 1, 1931, S. 217.

Guyan, W., »Zur Viehhaltung im Steinzeitdorf Thayngen-Weier 2«, in: *Archäologie der Schweiz,* Nr. 4, 1981, S. 112.

Haberstroh, J., »Merowingische Funde an der Regnitz: Landesausbau an der Ostgrenze des Frankenreichs«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 63, 1988, S. 227.

Haarnagel, W., »Die spätbronze-früheisenzeitliche Gehöftsiedlung von Jegum bei Leer an dem linken Ufer der Ems«, in: *Die Kunde,* N.F., Nr. 8, 1957, S. 2.

Haarnagel, W., »Die Untersuchung einer spätbronze-alteisenzeitlichen Siedlung in Boomberg/Hatzum, Kr. Leer, in den Jahren 1963 und 1964 und ihr vorläufiges Ergebnis«, in: *Neue Ausgrabung und Forschung in Niedersachsen,* Nr. 2, 1965, S. 132.

Haarnagel, W., »Die Ergebnisse der Grabung auf der ältereisenzeitlichen Siedlung Boomberg/Hatzum, Kr. Leer, in den Jahren 1965–1967«, in: *Neue Ausgrabung und Forschung in Niedersachsen,* Nr. 4, 1969, S. 58.

Habel, F., *Dokumente zur Sudetenfrage,* München 1984.

Hachmann, R., *Die Goten und Skandinavien,* Berlin 1970.

Hahn, E., »Die Kelten aus anthropologischer Sicht«, in: H. Dannheimer, *Das keltische Jahrtausend,* Mainz 1993, S. 134.

Hahne, H., *Der Reiterstein von Hornhausen,* Mannus-Bibliothek, Nr. 22, 1922, S. 171.

Hahn, J., *Das ältere Jungpaläolithikum in Mittel- und Osteuropa,* Fundamenta, Reihe A, Nr. 9, 1977.

Hahn, J., *Aurignacien. Das ältere Jungpaläolithkum,* Fundamente A, Bd. 9, 1977.

Halle, U., u. M. Schmidt, »Bericht über die internationale Tagung ›Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1941‹« in: *Archäologische Informationen,* Nr. 22, 1999, S. 41.

Hanakowa, H., »Anthropologische Analyse der slawischen Skelettüberreste aus Zalany, Bez. Teplice«, in: *Pamatky Archäolog,* Nr. 54, 1963, S. 308.

Hanakowa, H., »Eine anthropologische Analyse der slawischen Skelette aus dem Burgwall von Libice nad Cidlinou«, in: *Anthropologie,* Nr. 7, 1969, S. 3.

Hannibal, S., »Das bajuwarische Gräberfeld von Künzingbruck, Lks. Deggendorf«, in: *Archäologisches Nachrichtenblatt,* Nr. 1, 1996, S. 346.

Hartknoch, Ch., *Alt- und Neupreußen,* 1684.

Hartmann, W., »Das Recht«, in: H. Dannheimer u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren,* München 1988, S. 266.

Haseloff, G., *Kunststile des frühen Mittelalters,* Stuttgart 1959.

Haseloff, G., »Die frühmittelalterlichen Chorschrankenfragmente in Müstair«, in: *Helvetia Archäologica,* Nr. 41, 1980, S. 21.

Haseloff, G., »Insular Animal Styles with Special Reference to Irish Art in the Early Medieval Period«, in: M. Ryan, *Ireland and Insular Art,* Dublin 1987, S. 44.

Haudry, J., *Die Indo-Europäer. Eine Einführung,* übers. v. Claude Michel, Wien 1986.

Häusler, A., »Die schnurkeramischen Becherkulturen«, in: K. Narr, *Handbuch der Vorgeschichte,* Bd. 2, 1975, S. 483.

Häusler, A., »Die Bestattungssitten der frühen Bronzezeit zwischen Rhein und oberer Wolga, ihre Voraussetzungen und ihre Beziehungen«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* 11, 1977, S. 13.

Häusler, A., »Zu den sozialökonomischen Verhältnissen der Černjachov-Kultur«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 13, 1979, S. 23.

Häusler, A., »Zur Frage der Beziehungen zwischen nordpontischem Raum und den neolithischen Kulturen Mitteleuropas« in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 64, 1981, S. 229.

Häusler, A., »Zur ältesten Geschichte von Rad und Wagen im nordpontischen Raum«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 22, 1981, S. 581.

Häusler, A., »Der Ursprung der Schnurkeramik nach der Aussage der Grab- und Bestattungssitten«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 66, 1983, S. 9.

Häusler, A., »Neue Belege zur Geschichte von Rad und Wagen im nordpannonischen Raum«, in: *Ethnogr. Archäol. Zt.,* 25, 1984, S. 629.

Häusler, A., »Protoindoeuropäer, Baltoslawen, Urslawen: Bemerkungen zu einigen neueren Hypothesen«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 22, 1988, S. 1.

Häusler, A., »Struktur und Evolution der Bestattungssitten im Neolithikum und in der frühen Bronzezeit Mittel- und Osteuropas«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 33, 1992, S. 274.

Häusler, A., »Der Ursprung des Wagens in der Diskussion der Gegenwart«, in: *Archäolog. Mitteil. aus NW-Deutschl.,* 15, 1992, S. 179.

Häusler, A., »Zum Verhältnis von Ockergrabkultur zu Schnurkeramik«, in: *Prähistorika,* 19, 1992, S. 341.

Häusler, A., »Die Indogermanen und das Pferd«, in: *Internat. Interdiszipl. Kolloquium,* Berlin 1992.

Häusler, A., »Invasionen aus den nordpontischen Steppen nach Mitteleuropa im Neolithikum und in der Bronzezeit: Realität oder Phantasieprodukt?«, in: *Archäologische Informationen,* Nr. 19, 1996, S. 75.

Häusler, A., »Zum Ursprung der Indogermanen, archäologische, anthropologische und sprachwissenschaftliche Gesichtspunkte«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 39, 1998, S. 1.

Häusler, A., »Struktur und Evolution der Bestattungssitten zwischen Wolga und Karpatenbecken vom Neolithikum bis zur frühen Bronzezeit«, in: *Prähistor. Archäologie SO-W-Europa,* 12, 1998, S. 135.

Häusler, A., »Nomadenhypothese und Ursprung der Indogermanen«, in: *Journal of Indo-European Studies,* Bd. 33, 1999, S. 117.

Häusler, A., »Regel, Struktur, Ausnahme: Zur Auswertung urgeschichtlicher Grabfelder«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 40, 1999, S. 135.

Häusler, A., »Probleme der Interpretation ur- und frühgeschichtlicher Bestattungssitten«, in: *Archäologisches Informationsblatt,* Nr. 24, 2001, S. 209.

Havlik, L., »Einige Fragen der Ethnogenese der Slawen, im Licht der römischen und byzantinischen Historiographie«, in: *Bericht des XI. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Bd. 3, 1973, S. 153.

Hayen, H., »Hölzerne Kultfiguren am Bohlenweg XLII (Ip) im Wittemoor (Gem. Bern, Kr. Wesermarsch)«, in: *Die Kunde* N.F., Nr. 22, 1971, S. 88.

Hayen, H., »Ein Vierradwagen des 3. Jahrtausends v. Chr. Rekonstruktion und Nachbau«, in: *Archäol. Mitteilungen aus Nordwest-Deutschland,* Beiheft 4, 1990, S. 172.

Hayman, R., *Riddles in stone,* London 1997.

Heberer, G., »Die mitteldeutschen Schnurkeramiker«, in: *Veröffentlichungen der Landesanstalt für Volksheilkunde,* Nr. 10, Halle, 1938. S. 1.

Heberer, G., *Rassengeschichtliche Forschungen im indogermanischen Urheimatgebiet,* Jena 1943.

HEIDE, B., *Leben und Sterben in der Steinzeit*, Mainz 2003.
HEINDEL, I., »Äxte des 8. bis 14 Jh. in ostslawischen Siedlungsgebieten zwischen Elbe/Saale/Oder/Neiße«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 26, 1992, S. 17.
HEINE, A. (Hg.), *Jordanis Gotengeschichte*, Stuttgart, 1985.
HEINE, A. (Hg.), *Paulus Diakonus – Geschichte der Langobarden*, Essen 1986.
HEINE, A. (Hg.), *Einhard- Das Leben Karls des Großen*, Stuttgart 1986.
HEINE, A. (Hg.), *Helmold – Chronik der Slawen*, übers. v. LAURENT u. WATTENBACH, Stuttgart 1986.
HEINE, A. (Hg.), *Adam von Bremen – Hamburgische Kirchengeschichte*, übers. v. LAURENT u. WATTENBACH, Stuttgart 1986.
HEINE, A. (Hg.), *Einhards Jahrbücher*, übers. v ABEL u. WATTENBACH, Stuttgart 1988.
HELLMANN, M., »Grundzüge der Verfassungsstruktur der Liutizen«, in: H. LUDAT (Hg.), *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder*, Gießen, 1960.
HELMUTH, H., u.a., »Das Reihengräberfeld in Altenerding in Oberbayern«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission*, 1996.
HEMMMERL, J., »Erörterung zur Frühgeschichte des Egerlandes und seiner Besiedelung«, in: *Bohemia*, Nr. 3, 1962, S. 112.
HENKE, W., »Entwicklungstrends und Variabilität bei Jungpaläolithikern und Mesolithikern Europas«, in: *Homo* 32, 1981, S. 177.
HENKE, W., u. H. ROTHE, *Paläoanthropologie*, Berlin 1994.
HENNING, J., »Berlin-Hellersdorf ›Schleipfuhl‹: Siedlungsgrabung zum Problem germanisch-slawischer Kontakte in der Mitte des 1. Jahrtausends«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 32, 1987, S. 76.
HENNING, J., »Germanen – Slawen – Deutsche«, in: *Prähistorische Zeitschrift*, Nr. 66, 1991, S. 119.
HENNING, J., »Gefangenenfesseln im slawischen Siedlungsraum und der europäische Sklavenhandel im 6. bis 12. Jahrhundert«, in: *Germania*, Nr. 70, 1992, S. 403.
HENNING, J., u. K. U. HEUSSNER, »Zur Burgengeschichte im 10. Jahrhundert: Neue archäologische und dendrochronologische Daten zu Anlagen vom Typ Tornow«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 37, 1992, S. 314.
HERDER, J. G. von, *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Bd. 4, Riga 1791.
HERFERT, P., »Die frühmittelalterliche Großsiedlung mit Hügelgräberfeld in Ralswiek, Kr. Rügen«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 1, 1967, S. 213.
HERFERT, P., »Ralswiek, ein frühgeschichtlicher Seehandelsplatz auf der Insel Rügen«, in: *Greifswald-Stralsunder Jahrbuch*, 17. Jg., 1972/73, S. 7.
HERRMANN, J., *Slawisch-germanische Beziehungen im SO-deutschen Raum*, München 1965.
HERRMANN, J., »Die slawischen Brücken aus dem 12. Jahrhundert im Oberückersee bei Prenzlau«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 11, 1966, S. 215.
HERRMANN, J., *Tornow und Vorberg*, Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 21, 1966.
HERRMANN, J., *Siedlung, Wirtschaft und gesellschaftliche Verhältnisse der slawischen Stämme zwischen Oder, Neiße und Elbe*, Schriften zur Vor- und Frühgeschichte. Nr. 23, 1968.
HERRMANN, J., »Der Beitrag der Ausgrabung Tornow, Kr. Calau, zur germanischen und slawischen Siedlungs-, Wirtschafts- und Kulturgeschichte«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 4, 1970, S. 58.
HERRMANN, J., »Feldberg, Rethra und die Probleme der Wilzischen Höhenburgen«, in: *Slavia Antiqua*, Nr. 16, 1970, S. 33.
HERRMANN, J., *Zwischen Hradschin und Vineta*, München 1971.
HERRMANN, J., *Die germanischen und slawischen Siedlungen und das mittelalterliche Dorf Tornow, Kr. Calau*, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 26, 1973.
HERRMANN, J., »Arkona auf Rügen, Tempelburg und politisches Zentrum vom 9. bis 12. Jahrhundert. Ergebnisse der archäologischen Ausgrabungen 1969–1971«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 8, 1974, S. 177.
HERRMANN, J., »Ralswiek auf Rügen, ein Handelsplatz des 9. Jh., und die Fernhandelsbeziehungen im Ostseegebiet«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 12, 1978, S. 163.
HERRMANN, J., »Die Ausgrabungen im NW-slawischen Seehandelsplatz Ralswiek auf Rügen 1978–1979«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 25, 1980, S. 154.
HERRMANN, J., »Ein Versuch zu Arkona«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 38, 1983, S. 136.

HERRMANN, J., *Die Slawen in Deutschland. Ein Handbuch*, Berlin (Ost), 1985.
HERRMANN, J., *Welt der Slawen: Geschichte, Gesellschaft, Kultur*, 2 Bde., Leipzig 1986.
HERRMANN, J., *Archäologie in der DDR*, Leipzig 1989.
HERRMANN, J., u. K. HEISSNER, »Dendrologie, Archäologie und Frühgeschichte vom 6. bis 12. Jahrhundert in den Gebieten zwischen Saale, Elbe und Oder«, in: *Ausgrabungen und Funde*,. Nr. 36, 1991, S. 255.
HERTRICH, J., *Die menschlichen Skelette aus dem bajuwarischen Gräberfeld von München–Aubing* [Diplomarbeit an der Universität München], München 1982.
HEYD, V., »Die Glockenbecherkultur in Süddeutschland«, in: *BAR International Series*, 690, 1998, S. 97.
HEYDEBRAND UND DER LASA, F. von, »Die Bedeutung des Hausmarken- und Wappenwesens für die schlesische Vorgeschichte und Geschichte«, in: *Altschlesien*, Nr. 6, 1936, S. 339.
HEYDEBRAND UND DER LASA, F. von, »Die bildlichen Darstellungen auf Prunkwaffen germanisch-slawischer Berührungsgebiete und ihre Bedeutung für die genealogische Forschung«, in: *Altschlesien*, Nr. 8, 1939, S. 139.
HEYM, W., »Die ältesten Abschnitte der Völkerwanderungszeit auf dem rechten Ufer der Weichsel«, in: *Mannus*, 31, 1939, S. 3.
HIRSCH, P., *Widukind, sächsische Geschichten*, Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 33, 1931; Ibrahim IBN JAQUB, S. 183.
HOCHBERGER, E., *Reisehandbuch und Kunstführer Slowakei*, Sinn 1990.
HÖFER, P., »Der Leubinger Grabhügel«, in: *Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder*, Nr. 5, 1906, S. 1.
HOFFMANN, E., *Königserhebung und Thronfolgeordnung in Dänemark bis zum Ausgang des Mittelalters*, Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters, Nr. 3, 1976.
HÖFLER, J., *Die Kunst Dalmatiens*, Graz 1989.
HOFMEISTER, A., *Die heilige Lanze*, Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, Nr. 96, 1908.
HOLLNAGEL, A., »Das slawische Körpergrabfeld Gustävel, Kr. Sternberg, mit einem Anhang über die slawischen Grabfunde in Mecklenburg«, in: *Bodendenkmalpflege in Mecklenburg. Jahrbuch 1960*, S. 127.
HOLTZMANN, R., *Die Chronik des Thietmar von Merseburg*, Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 39, 1939.
HOOKE, B., »A third study of the English skulls with special reference to the Faaringdonstreet crania«, in: *Biometrika*, 18, 1926, S. 1.
HOOKE B., u. G. MORANT, »The present state of our knowledge of British crania in late prehistoric and historic«, in: *Biometrika*, 18, 1926, S. 99.
HOOPS, J., *Reallexikon der germanischen Altertumskunde*, Berlin ab 1973.
HOREDT, K., *Wandervölker und Romanen im 5. bis 6. Jahrhundert in Siebenbürgen*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Denkschrift], Nr. 145, 1980.
HOREDT, K., *Siebenbürgen im Frühmittelalter*, Bonn 1986, S. 117.
HORST, F., »Die endbronze- und ältereisenzeitliche Besiedlung im nördlichen Mittel- und südlichen Nordeuropa«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 9, 1975, S. 1.
HORST, F., *Zedau, eine jungbronzezeitliche Siedlung in der Altmark*, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 36, 1985.
HORSTMANN, G., *Die Besiedlung des Wendlandes aus historischer Sicht*, Leezen, Selbstverlag, o. J.
HRUBY, V., *Stare Mesto, velkomoravske pohretiste »Na Valach«*, Prag 1955.
HUBENSTEINER, B., *Bayerische Geschichte*, München 1977.
HUBER, N., *Anthropologische Untersuchungen an den Skeletten aus dem alemannischen Reihengräberfeld von Weingarten, Kr. Ravensburg*, Naturwissenschaftliche Untersuchungen zur Vor- und Frühgeschichte in Württemberg und Hohenzollern, Nr. 3, 1965, S. 1.
HUFNAGEL, F., »Eine Siedlung der Guttentager Kultur in Hedwigstein, Kr. Rosenberg«, in: *Altschlesien*, Nr. 9, 1940, S. 84.
HUGELMANN, K., »Die Rechtsstellung der Slowenen in Kärnten im deutschen Mittelalter«, in: *Festschrift für Adolf Zycha*, 1941, S. 235.
HUGELMANN, K., *Stämme, Nation und Nationalstaat im deutschen Mittelalter*, Stuttgart 1995.
HUNDT, M., »Das karolingische Reihengräberfeld von Falkendorf-Kleetzhöfe im Landkreis Kulmbach«, in: *Die Plassenburg*, Nr. 6, 1953, 1.

Hvass, St., »Ländliche Siedlungen der Kaiser- und Völkerwanderungszeit in Dänemark«, in: *Offa*, Nr. 39, 1982, S. 189.
Hvass, St., »Vorbasse - eine Dorfsiedlung während des 1. Jahrtausends n. Chr. in Mitteljütland, Dänemark«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission*, Nr. 67, 1986, S. 529.
Ineichen, R., *Einführung in die elementare Statistik und Wahrscheinlichkeitsrechnung*, Luzern 1965.
Irmscher, L., »Die Slaven und das Justinianische Reich«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Bd. 1, Bratislava, 1975, Bd. 2., 1980, S. 157.
Jäger, H., *Bodennutzungssysteme (Feldsysteme) der Frühzeit*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 116, Göttingen 1980, S. 197.
Jäger, K.-D., *Die pflanzlichen Großreste aus der Burgwallgrabung Tornow, Kr. Calau*, Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 21, 1966, S. 179.
Jaeger, Th., »Die Prignitz in der spätrömischen Kaiserzeit«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift*, Nr. 40, 1999, S. 513.
Jährig, B., u. L. Biewer, *Kleiner Atlas zur deutschen Territorialgeschichte*, Bonn [2]1991.
Jänichen, H., *Die Wikinger im Weichsel- und Odergebiet*, Leipzig 1938.
Jaksch, A., *Geschichte Kärntens bis 1355*, 2 Bde., Klagenfurt 1928 u. 1929.
Janin, V., »Das frühe Novgorod«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Komm.*, Nr. 69, 1988, S. 338.
Jankuhn, H., »Die frühmittelalterlichen Seehandelsstädte im Nord- und Ostseeraum«, in: *Vorträge und Forschung*, Nr. 4, 1958, S. 451.
Jankuhn, H., »Die Ausgrabungen in Haithabu 1935/36«, in: *Offa*, Nr. 1, 1936, S. 1.
Jankuhn, H., »Vor- und Frühgeschichte vom Neolithikum bis zur Völkerwanderung«, in: *Deutsche Agrargesch.*, Nr. 1, Stuttgart 1966.
Jankuhn, H., *Haithabu, ein Handelsplatz der Wikingerzeit*, Neumünster [6]1976.
Jankuhn, H., *Einführung in die Siedlungsarchäologie*, Berlin 1977.
Jankuhn, H., *Haithabu, ein Handelsplatz der Wikingerzeit*, Neumünster [8]1986.
Jahnkuhn, H., *Vor- und Frühgeschichte vom Neolithikum bis zur Völkerwanderung*, Stuttgart 1991.
Jansen, H., *Svantevit fra Svendborg*, Arbog f. Svendborg + Omgens Museum, 1989, S. 65.
Jarnuth, L., »Genealogie und politische Bedeutung der agilolfingischen Herzöge«, in: *Mitt. Inst. F. österreich. Geschichtsforschung*, 99, 1–2, 1991.
Jelgersma, S., »Sea-Level Changes in the North Sea Basin«, in: *Acta Univ. Uppsala Sympos. Univ. Uppsala, Annum Quingentesimum Celebrantis*, Nr. 2, 1979, S. 159.
Jelgersma, S., »Sea-Level Changes in the North Sea Basin«, in: E. Oele u.a. (Hg.), *The Quarternary History of the North Sea*, Uppsala 1979, S. 233.
Jelinek, J., »Anthropologie in der jüngeren Steinzeit in Mähren«, in: *Anthropos Brno*, 16, 1964, N.S.S.
Jelinek, J., »Die neolithische und bronzezeitliche Besiedlung der heutigen Tschechoslowakei«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln, 1973, S. 186.
Jeza, F., *Skandinavski izvor Slovencev, ethnografikojizikoslovna in zgodovinska studia*, Triest 1967.
Jobst, W., *Genealogia/oder Stam und Geburtsliniea der Durchlauchtigen und Hochgeborenen Fürsten und Hertzogen in Pommern/Stettin/der Cassuben und Wenden/auch in Rügen und Pomerellen*, Frankfurt/O. 1573.
Jöcher, Ch., *Allgemeines Gelehrtenlexikon*, Leipzig 1750.
Jockenhövel, A., »Raum- und Zeitgliederung der Bronzezeit«, in: *Archäologie in Deutschland*, Sonderheft 1994, S. 11.
Jordanis, *Gotengeschichte*, Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 5, 1913.
Jörgensen, J. »Anthropologie des skandinavischen Neolithikums«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 300.
Jörgensen, L., »Gold, Macht und Glaube«, in: *Archäologie in Deutschland*, Heft 2, 1998, S. 56.
Jungwirth, J., »Frühbronzezeitliche Schädel aus Spitz an der Donau, NO«, in: *Archäologica Austriaca*, Nr. 11, 1952, S. 26.
Jungwirth, J., »Die Bevölkerung Österreichs im Neolithikum«, in: *Festschrift 75 Jahre Anthropologische Staatssammlung München*, München 1977, S. 233.
Kahl, H.-D., *Zwischen Aquileja und Salzburg*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl., Denkschrift, Nr. 145, 1980, S. 33.
Kaindl, R. F., *Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern*, 3 Bde., Gotha 1907.

Kalousek, F., »Bewaffnung und Heerwesen im Großmährischen Reich«, in: *Großmähren* [Ausstellungskatalog der Tschechischen Akademie der Wissenschaften, Museum für Vor- und Frühgeschichte], Berlin 1968.
Kantzow, Th., *Vrsprunck, Altheit und Geschichte der Völcker und Lande Pomern, Rhügen in 14 Bänden*, hg. v. H. Kosegarten, Greifswald 1816.
Kaufmann, D., »Die ältestlinearbandkeramischen Funde von Eilsleben, Kr. Wanzleben, und der Beginn des Neolithikums im Mittel-Elbe-Saale-Gebiet«, in: *Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte*, 52, 1983, S. 177.
Kayser, F., »Kreuz und Rune«, in: *Langobardische Kunst in Italien*, Nr. 1, Stuttgart, 1965, S. 2.
Keiling, H., »Ein jungslawisches Bauwerk aus Spaltbohlen von Parchim«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 29, 1984, S. 135.
Keller, E., *Das spätrömische Gräberfeld von Neuburg an der Donau*, Materialheft zur bayrischen Vorgeschichte, A 40, 1979.
Keller, E., »Germanenpolitik Roms im bayrischen Teil der Raetia Sekunda während des 4. und 5. Jahrhunderts«, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz*, Jg. 33, Teil 2, Mainz 1986, S. 575.
Kellermann, V., »Die heilige Lanze«, in: *Germanenerbe*, 1942, S. 78.
Kiekebusch, A., »Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin«, in: *Deutsche Urzeit*, Nr. 1, 1923.
Kilian, L., *Haffküstenkultur und Ursprung der Balten*, Bonn 1955.
Kilian, L., *Zur Herkunft und Sprache der Prußen*, Bonn 1980.
Kilian, L., *Zum Ursprung der Germanen*, Bonn 1988a.
Kilian, L., *Zum Ursprung der Indogermanen*, Bonn 1988b.
Kimmig, W., »Feuchtbodensiedlungen in Mitteleuropa«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 11, 1981, S. 1.
Kind, C., »Komplexe Wildbeuter und frühe Akkerbauern«, in: *Germania*, 76, 1998, S. 1.
Kinnes, J., »Non-megalithic barrows and allied structures in the British Neolithic«, in: *Britsh Museum. Occasional Paper*, 52, 1992, S. 131.
Kirsch, E., »Beitrag zur älteren Trichterbecherkultur in Brandenburg«, in: *Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg*, Nr. 1, 1993; Nr. 2, 1994, S. 10.
Kisch, G., »Germanische Kontinuität in Siebenbürgen«, in: *Korrespondenzheft für siebenbürgische Landeskunde*, Nr. 52, 1929, S. 129.
Kiss, A., »Das awarenzeitlich-gepidische Gräberfeld von Kölked-Feketekaput«, in: *Mittelarchäologie*, Nr. 2, 1996, S. 260.
Kiss, A., »Die Frage des Weiterlebens der Gepiden«, in: *Acta Archaelogicae Historicae*, Nr. 51, 2000, S. 359.
Klanica, Z., »Zur Frage der Anfänge des Burgwalles ›Valy‹ bei Mikulčice«, in: *Archaelogicke Rozhledy*, Nr. 20, 1968, S. 626.
Klanica, Z., »Die Slawen im Marchgebiet und ihre Beziehungen zum awarischen Stammesverband«, in: *Bericht des II. internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Bd. 2, 1973, S. 339.
Klanica, Z., »Mikulčice-Klasterisko«, in: *Pamatky-Archäol.*, Nr. 66, 1985, S. 474.
Klanica, Z., »Zur Periodisierung vorgroßmährischer Funde aus Mikulčice«, in: F. Daim u. L. Polack, *Studien zum Burgwall von Mikulčice*, Brünn 1995, S. 179.
Klebel, E., »Eine neuaufgefundene Salzburger Geschichtsquelle«, in: *Mitt. Ges. Salzburger Landeskunde*, Nr. 61, 1921, S. 33.
Klebel, E., »Zur Geschichte des Herzogstuhls«, in: *Carinthia*, Bd. 1, Nr. 138, 1940, S. 95.
Klebel, E., *Von den Edlingern in Kärnten*, Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, Klagenfurt 1942.
Klebel, E., *Langobarden, Bajuwaren, Slawen*, Schriftenreihe zur bayrischen Landesgeschichte, Nr. 57, 1957, S. 1.
Klein, K., *Transsylvanica*, Buchreihe SO-deutsche Histor. Kommission, Nr. 12, 1963.
Klewitz, H., »Die heilige Lanze Heinrichs I.«, in: *Deutsches Archiv für Geschichte des Mittelalters*, Nr. 6, 1943, S. 42.
Klima, B., »Die großmährische Schmiede auf der Unterburg in Mikulčice«, in: *Pamatky Archäol.*, Nr. 76, 1985, S. 428.
Klug, St., »Ein diskriminanzanalytischer Ansatz zur Trennung von Slawen und Germanen«, in: *Homo*, Nr. 33, 1982, S. 237.
Klug, St. »Die Ethnogenese der Kelten aus der Sicht der Anthropologie«, in: A. Bernhard u. A. Kandler-Pálsson (Hg.), *Ethnogenese europäischer*

Völker. Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte, Stuttgart 1986.

Klug, St., »Cipulic-Bugojno: Ein Beitrag zu Anthropologie mittelalterlicher Südslawen«, in: *Homo,* Nr. 18, 1987, S. 16.

Kmiecinski, J., »Zagadnienie tzw. kultury Gocko-Gepidzkiej na Pomorzu«, in: *Archaeologica Lodziendzia Lodz,* Nr. 11, 1962.

Knopp, D., »Gedanken- und Materialsammlung zur These der germanischen Kontinuität in Siebenbürgen mit besonderer Berücksichtigung des ausgehenden Altertums«, in: *Halbjahresschrift für SO-europäische Geschichte, Literatur und Politik,* Nr. 1, 1989, Heft 1, S. 37.

Knopp, W., »Die siebenbürgisch-sächsische Geschichtsschreibung in der Nachfolge K. K. Kleins und die Frage der germanischen Kontinuität in Siebenbürgen«, in: *Halbjahresschrift für SO-europäische Geschichte,* Nr. 1, 1989, Heft 2, S. 1.

Knopp, W., »Die skandinavischen und gotisch-gepidischen Sprachelemente im Wortschatz der Siebenbürger Sachsen, Ungarn und Rumänen«, in: *Halbjahresschrift für SO-europäische Geschichte,* Nr. 2, 1990, Heft 1, S. 3.

Knopp, W., »War Siebenbürgen zur Zeit des ungarischen Königs Geisa II. ein Desertum, als die Flandrer aus Belgien und den Niederlanden angesiedelt wurden?« in: *Halbjahresschrift für SO-europäische Geschichte,* Nr. 3, 1991, Heft 2, S. 13.

Knussmann, R., »Penrose – Abstand und Diskriminanzanalyse«, in: *Homo,* Nr. 18, 1967, S. 134.

Knussmann, R., »Moderne statistische Verfahren in der Rassenkunde«, in: I. Schwidetzky, *Die neue Rassenkunde,* 1962, S. 233.

Knussmann, R. u. R., »Ergebnisse der Penrose-Analyse: Mittel- und Nordeuropa«, in: *Homo,* Nr. 18, 1967, S. 159.

Knussmann, R. u. R., »Die Skelettreste der Rössener und Michelsberger Kultur«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa,* Bd. 3, Reihe b, Köln 1978, S. 164.

Kobal, J., »The Przeworsk Culture in the Transkarpathian Ukraine«, in: *Wiadomoskci Archaeologiczne,* Nr. 53, Heft 2, 1993, S. 31.

Kokowski, A., *Schätze der Ostgoten,* Stuttgart 1995.

Kolnik, T., »Übersicht und Stand der Erforschung der römischen Kaiserzeit und Völkerwanderungszeit«, in: *Slovenska Archeologia,* Nr. 9, Bd. 2, 1971, S. 549.

Kooijmans, L., »Prähistorische Besiedlung im Rhein- und Maasdeltagebiet und die Bestimmung ehemaliger Wasserhöhen«, in: *Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet,* Nr. 11, 1970, S. 120.

Koppe, W., »Das Reich des Mesiko und die Wikinger in Ostdeutschland«, in: *Deutsche Ostforschung,* Nr. 1, 1942, S. 253.

Köpstein, H., »Zum Bedeutungswandel von Sclavus«, in: *Byzanthinische Forschung,* Nr. 7, 1979, S. 67.

Korn, W., *Megalithische Kulturen,* Stuttgart 2005.

Korosec, J., *Altslowenische Grabstätten im Norden Sloweniens,* Celje 1947.

Koschnik, H., in: *Ausgrabungen und Funde* [Tätigkeitsbericht] Sonderheft 1, 1994, S. 30.

Kosiek, R., »Zu Widukinds Leben nach dem Jahre 785«, in: *Deutschland in Geschichte und Gegenwart,* Heft 1, 2008, S. 34.

Kossack, G., »Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburgs«, in: *Offa,* Nr. 23, 1966, S. 1.

Kossack, G., u.a. (Hg.), *Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühstädtischen Siedlungen im deutschen Küstengebiet vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr.,* Bd. 1: *Ländliche Siedlungen,* Acta Humaniora, 1984.

Kosseck, G., u. H. Schmeidl, »Vorneolithischer Getreidebau im bayrischen Alpenvorland«, in: *Jahresbericht der Bayrischen Bodendenkmalpflege,* 15/16, 1974/75, S. 7.

Kossian, R., u. P. Lönne, »Dorfleben vor 5000 Jahren«, in: *Archäologie in Deutschland,* 2003, Heft 3, S. 8.

Kossinna, G., *Wikinger und Waräger.* Mannus-Bibliothek, Nr. 6, 1920, S. 39.

Kossinna, G., *Die Herkünfte der Germanen,* Mannus-Bibliothek, Nr. 6, 1920, S. 1.

Kossinna, G., *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragende nationale Wissenschaft,* Leipzig [8]1941.

Koester, A., *Der dreizehnte Stamm,* Herrsching 1991.

Kothe, H., »Historische Pfluggrenzen im westslawischen Bereich«, in: *Bericht des II. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 2, 1973, S. 437.

Kötschke, R., »Die Völkertafel Germaniens und die angelsächsische Orosius-Bearbeitung aus der Zeit König Alfreds von England«, in: R. Kötschke, *Deutsche und Slawen im mitteldeutschen Osten,* Bad Homburg 1961, S. 50.

Kottmann, A., *Langobardische Baumeister in Lorch und in Hirsau,* München 1965.

Kottmann, A., »Wie lang war der Pes Liuprandi?« in: *Deutschland in Geschichte und Gegenwart,* Nr. 45, 1997, S. 37.

Krahe, H., *Germanische Sprachwissenschaft,* 4., überarb. Aufl., Berlin 1960.

Krainov, D., »On the problem of origin chronology and periodization of the Fahynovo-Balanovo cultural community«, in: *Praehistoria Prag,* 19, 1992, S. 321.

Krämer, W., »Eine kaiserzeitliche germanische Siedlung bei Wittislingen, Kr. Dillingen (Schwaben)«, in: *Germania,* Nr. 30, 1952, S. 287.

Kramp, P., »Die bajuwarischen Reihengräberskelette vom Rieganger in München-Giesing«, in: *Anthropologischer Anzeiger,* Nr. 15, 1938, S. 162.

Kranzmeyer, E., *Ortsnamenbuch von Kärnten,* Archiv für vaterländische Geschichte, 1956.

Krause, R., »Frühbronzezeitliche Großbauten aus Bopfingen«, in: J. Assendorp, *Forschungen zur bronzezeitlichen Besiedlung in Nord- und Mitteleuropa,* Espelkamp 1997, S. 149.

Krenz, A., »Bandkeramische landwirtschaftliche Tradition und Innovation«, in: *Archäologie in Deutschland,* 2006, Heft 3, S. 26.

Kronsteiner, O., *Baiern und Slawen in Oberösterreich,* Linz 1978.

Kuckenburg, M., *Siedlungen der Vorgeschichte in Deutschland 300 000 bis 15 v. Chr.,* Köln 1993.

Krüger, B., *Dessau-Mosigkau, ein frühslawischer Siedlungsplatz im mittleren Elbegebiet,* Schriften für Vor- und Frühgeschichte, Nr. 22, 1967.

Krüger, B., »Germanisch-slawische Siedlungsbeziehungen in der späten Völkerwanderungszeit«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 13, 1972, S. 579.

Krüger, B., »Zum Problem der Siedlungskontinuität von der germanischen zur slawischen Besiedlung des Havel-Spree-Gebietes«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 1, Bratislava 1975, S. 441.

Krüger, B., *Waltersdorf, eine germanische Siedlung der Kaiser- und Völkerwanderungszeit im Dahme-Spree-Gebiet,* Schriften für Ur- und Frühgeschichte, Nr. 43, 1987.

Krüger, B., *Die Germanen: Geschichte und Kultur der germanischen Stämme in Mitteleuropa,* 2 Bde., Berlin 1983.

Krumphenzlova au Csaw, Z., »Der Ritus der slawischen Skelettfriedhöfe der mittleren und jüngeren Burgwallzeit in Böhmen«, in: *Pamatky Archeolog.,* Nr. 57, 1966, S. 277.

Kudnarc, J., »Die slawische Getreidewirtschaft in den böhmischen Ländern«, in: *Pamatky Archeolog.,* Nr. 59, 1958, S. 496.

Kühn, F., »Getreide und Unkräuter der großmährischen Fundorte in botanischer Hinsicht«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 2, 1980, S. 231.

Kuhn, W., »Die Neugestaltung von Schlesien und Kleinpolen durch mittelalterliche Ostsiedlung«, in: *Neue Beiträge zur schlesischen Siedlungsgeschichte,* Nr. 23, 1984, S. 1.

Kunkel, O., »Rugi, Liothida, Rani«, in: *Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit,* 1940.

Kurth, G., »Nachpleistozäne Rassendifferenzierung bis zum Ausgang des Neolithikums«, in: H. Narr, *Handbuch der Urgeschichte,* Bd. 2, München 1975, S. 704.

Kutzli, R., *Langobardische Kunst, die Sprache der Flechtbänder,* Stuttgart 1986.

Lammers, W., »Die späteren Nakoniden in der abodritischen Stammesverfassung«, in: O. Klose, *Geschichte Schleswig-Holsteins,* Nr. 4, 1964.

Lange, E., »Neue Ergebnisse pollenanalytischer Untersuchungen zur Siedlung und Wirtschaft im frühen Mittelalter«, in: *Bericht des XI. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 3, 1970, S. 423.

Lange, E., *Pollenanalytische Untersuchung in Tornow und Presenchen,* Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 26, 1973, S. 203.

Lange, E., »The Development ofAgriculture During the Ist Millennium«, in: *Geolog. Fören. Forh.,* Nr. 97, 1975, S. 115.

Lange, E., »Widerspiegelung des Landesausbaues im Pollendiagramm aus dem Gebiet zwischen Elbe und Oder«, in: *Mensch und Umwelt,* 1992, S. 219.

Lange, E., u. a., *Ralswiek und Rügen: Landschaftsentwicklung und Siedlungsgeschichte der Ostseeinsel,* Schriften z. Ur- und Frühgeschichte, Nr. 38, 1986.

Lange, G., »Die menschlichen Skelettreste aus dem oppidum von Manching«,in: *Ausgrab. in Manching,* 7, 1983.

LANTING, J. D. VAN DER WAALS, »British beakers seen from the continent«, in: *Helinium*, 12, 1972, S. 20.

LANTING, J. D. VAN DER WAALS, »C14 chronology and the beaker problem«, in: *Helinium*, 13, 1973, S. 38.

LENDVAI-DIRCKSEN, E., *Das Gesicht des deutschen Ostens*, Berlin, o. J.

LENDVAI-DIRCKSEN, E., *Ein deutsches Menschenbild: Antlitz des Volkes*, Frankfurt 1961.

LAUBE, A., *Siedlungsgrabungen aus der römischen Kaiserzeit in der Mark Brandenburg*, Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam, Nr. 6, Potsdam 1971, S. 57.

LEIBHOLZ, G., *Volk, Nation und Staat im 20. Jahrhundert*, hg. v. d. Landeszentrale für politische Bildung, Hannover 1958.

LEUBE, A., »Vorgeschichte und Nationalsozialismus«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift*, Nr. 39, 1998, S. 373.

LICHADUS, J., *Körpergräber der frühen Kaiserzeit im Gebiet der südlichen Elbgermanen*, Bonn 1984.

LINTZEL, M., *Die Anfänge des Deutschen Reiches*, München 1942.

LINTZEL, M., »Zur Erwerbung der heiligen Lanze durch Heinrich I.«, in: *Historische Zeitschrift*, Nr. 171, 1951, S. 303.

LIPTAK, P., »Anthropologische Beiträge zum Problem der Ethnogenesis der Altungarn«, in: *Acta Archäologica Hungarica*, Nr. 1, 1951, S. 231.

LIPTAK, P., »New Hungarian Skeletal Remains of the 10th Century from the Danubic-Tisza Plain«, in: *Ann. Hist. Nat. Mus. Nation Hungarici*, Nr. 3, 1952, S. 277.

LIPTAK, P., »La Population de la région de Nograd au Moyen-Âge«, in: *Acta Ethnographica*, Nr. 3, 1953, S. 294.

LIPTAK, P., *Avars and Ancient Hungarians*, Budapest 1983.

LIPTAK, P., u. G. FARKAS, »Anthropological Examination of the Arpadian Age Population of Szatymaz (10th–12th Century)«, in: *Acta Biol. Szeged*, Nr. 13, 1967, S. 7.

LIPTAK, P., u. G. FARKAS, »Anthropological Analysis of the Arpadian Age Population of Orosha-za-Rakoczitalp«, in: *Acta Biol. Szeged*, Nr. 8, 1967, S. 221.

LORENZ, K., *Die Rückseite des Spiegels*, München 1975.

LÜBKE, Ch., *Regesten zur Geschichte der Slawen an Elbe und Oder*, Berlin 1984.

LUDAT, H., *Die Anfänge des polnischen Staates*, Schriften des Instituts für Deutsche Ostarbeit, Krakau, Sektion Gesch., Nr. 3, 1942.

LUDAT, H., »Die Patriarchatsidee Adalberts von Bremen und Byzanz«, in: *Archiv für Kulturgeschichte*, Nr. 34, 1952, S. 221.

LULEY, H., »Die Rekonstruktion eines Hauses der Rössener Kultur im archäologischen Freilichtmuseum Oerlinghausen«, in: *Archäologische Mitteilungen aus NW-Deutschland*, Beiheft 4, 1990.

LÜNING, J., »Bandkeramische Pflüge?«, in: *Fundbericht aus Hessen*, Nr. 19/20, 1979/80, S. 55.

LÜNING, J., »Getreideanbau ohne Düngung«, in: *Archäolisches Korrespondenzblatt*, Nr. 10, 1980, S. 117.

LÜNING, J., »So bauten die Zimmerleute der Steinzeit«, in: *Bild der Wissenschaft*, Bd. 17, Nr. 8, 1980, S. 44.

LÜNING, J., »Siedlung und Siedlungslandschaft in bandkeramischer Zeit und Rössener Zeit«, in: *Offa*, Nr. 39, 1982, S. 9.

LÜNING, J., »Frühe Bauern in Mitteleuropa im 6. und 5. Jahrtausend v. Chr.«, in: *Jahrbuch Römisch-Germanisches Zentralmuseum Mainz*, Nr. 35, Bd. 1, Mainz 1988, S. 27.

LÜNING, J., »Die Bandkeramik in Mitteleuropa: von der Natur- und Kulturlandschaft«, in: *Spektrum der Wissenschaft*, Nr. 4, 1989, S. 78.

LÜNING, J., »Die Verbreitung der Linienbandkeramik«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, 18, 1988, S. 155.

LÜNING, J., »Steinzeitliche Bauern in Deutschland. Die Landwirtschaft im Neolithikum«, in: *Universitätsforsch. zur prähistorischen Archäologie*, 58, 2000.

LÜNING, J., »Westliche Nachbarn der bandkeramischen Kultur: La Hoguette und Limburg«, in: *Germania*, Nr. 67, 1989, S. 357.

MADSEN, J., »Dänisch-wendische Beziehungen am Schluß des 11. Jahrhunderts vom Fund einer Schiffswerft bei Fribodrea auf Falster aus beleuchtet«, in: B. WIBERG, *Bistum Roskilde und Rügen*, 1987, S. 71.

MAL, J., *Probleme aus der Frühgeschichte der Slowenen*, Ljubljana 1939.

MANGELSDORF, G., »Spätvölkerwanderungszeitliche Funde aus dem Havelland«, in: *Ausgrabungen und Funde*, Nr. 20, 1975, S. 147.

MANIA, D., »Eiszeitliche Landschaftsentwicklung im Kartenbild des Elbe-Saale-Gebietes«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte* 57, 1973, S. 17.

MARQUART, J., *Osteuropäische und ostasiatische Streifzüge*, Leipzig 1903.

MARSCHALLECK, K., »Die ostgermanische Siedlung Kliestow bei Frankfurt (Oder)«, in: *Praehistorische Zeitschrift*, Nr. 28/31, 1937/40, S. 253.

MASCHKE, E., *Das Erwachen des Nationalbewußtseins im deutsch-slawischen Grenzraum*, Leipzig 1923.

MATIEGKA, J., »O telesnam razu praehistorickeho obyvatelstva zemi ceskych«, in: K. BUCHTELA u. L. NIEDERLE, *Rukovet ceske Archeologie*, Vpraze 1910.

MATIEGKA, J., »Physische Anthropologie der Slawen im 9. bis 12. Jahrhundert«, in: *Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte*, Nr. 53, 1912, S. 84.

MATTHES, W., »Die Gliederung der altgermanischen Zeit«, in: *Mannus*, Nr. 28, 1936.

MAYER, E., »Übersehene Quellen zur bayr. Geschichte des 6 bis 8. Jahrhunderts«, in: *Zeitschrift bayrische Landesgeschichte*, Nr. 4, 1931, S. 1.

MAYR, E., *Artbegriff und Evolution*, Hamburg 1967.

MEIER, G., »Die Atlantisberichte Homers und Platons – eine Quelle für die Erforschung der Megalithkultur und der germanischen Frühkultur?« in: *Deutschland in Geschichte und Gegenwart*, Jg. 45, 1997, Heft 2, S. 15.

MELLER, H., *Der geschmiedete Himmel*, Stuttgart 2004.

MENGHIN, W., *Die Langobarden*, Stuttgart, o. J.

MENGHIN, W., *Die Langobarden, Archäologie und Geschichte*, Stuttgart, o. J.

MENGHIN, W., *Frühgeschichte Bayerns*, Stuttgart 1990.

MENKE, M., »Zu den frühen Kupferfunden des Nordens«, in: *Acta Archäol. Kobenhaven*, Nr. 59, Kopenhagen 1988, S. 14.

MEYER, O., *Bei den Slawen ist manches anders*, Mannus-Bibliothek, Nr. 28, 1987, S. 753.

MEYER, R., *Altgermanische Religionsgeschichte*, Stuttgart 1909.

MIKIC, Z., »Heiratsgrenzen und Bevölkerungsmischung zwischen Einheimischen und slawischen Zuwanderern in Jugoslawien«, in: *Homo*, Nr. 33, 1982, S. 134.

MIKIC, Z., »Die Ethnogenese der Illyrer in Jugoslawien aus der Sicht der Anthropologie«, in: A. BERNHARD u. A. KANDLER-PALSSON (Hg.), *Ethnogenese europäischer Völker: Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte*, Stuttgart 1986, S. 134.

MIKIC, Z., »Die Ethnogenese der Südslawen unter Berücksichtigung von West und Ostslawen aus der Sicht der Anthropologie«, in: A. BERNHARD u. A. KANDLER-PÄLSSON (Hg.), *Ethnogenese europäischer Völker: Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte*, Stuttgart 1986, S. 331.

MILOJCIC, V., »Zur Frage der ›Lausitzer Wanderung‹« in: *Germania*, Nr. 30/31, 1953/54, S. 318.

MODRIJAN, W., »Der Forschungsstand zum ›Karantanisch-Kottlacher Kulturkreis‹« in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 67, 1977, S. 291.

MORANT, G., »A first study of the craniology of England and Scotland form Neolithic to early history with special reference to the Anglo-Saxon skulls in the London Museums«, in: *Biometrika*, 18, 1926, S. 57.

MOSER, O., »Der Ständerbohlenbau und Verwandtes in Kärnten«, in: *Carinthia*, Bd. 1, Nr. 145, 1955, S. 508.

MUCH, R., *Die Germanen des Tacitus*, Heidelberg 1967.

MÜHLE, E., »Gnezdowo – das alte Smolensk?« in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission*, Nr. 69, 1988, S. 358.

MÜLLER, A. VON, »Völkerwanderungszeitliche Körpergräber und frühmittelalterliche Siedlungsräume in der Mark Brandenburg«, in: *Berliner Jahrbuch*, Bd. 1: *Vor- und Frühgeschichte*, Jg. 2, 1962, S. 150.

MÜLLER, A. VON, »Der Berliner Raum während des 6. bis 12. Jh. n. Chr.: Historische Überlieferungen und archäologische Befunde«, in: *Berliner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte*, N. F., 3, 1983, S. 1.

MÜLLER, A. VON, u. K. VON MÜLLER-MUCI, *Ausgrabungen und Funde auf dem Burgwall Berlin-Spandau*, Berlin, 1987.

MÜLLER, V., u. H. ZATSCHEK, »Das biologische Schicksal der Přemysliden«, in: *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, Nr. 35, 1941, S. 136.

MÜLLER-MERTENS, E., *Regnum Teutonicum*, Graz 1970.

MÜLLER-WILLE, M., *Eisenzeitliche Fluren in den festländischen Nordseegebieten*, Geographische Kommission für Westfalen, 1965.

Müller-Wille, M., *Flursysteme der Bronze- und Eisenzeit in den Nordseegebieten*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 115, 1979, S. 196.
Müller-Wille, M., »Bestattung im Boot«, in: *Offa*, Nr. 25/26, 1968/69.
Müller-Wille, M., »Westeuropäischer Import der Wikingerzeit in Nordeuropa«, in: *Acta Visbensia*, 7, 1983.
Müller-Wille, M., *Starigard-Oldenburg*, Neumünster 1991.
Müller-Wille, M., »Opferkult der Germanen und Slawen«, *Archäologie in Deutschland*, 1999, Sonderheft.
Münster, S., *Cosmographey, Beschreibung aller Länder, Herrschaften und fürnemlichen Stetten des gantzen Erdbodens bis 1588*, Basel o. J.
Münter, H., »Untersuchungen über die süddeutsche Brachycephalisation: Gebeine aus dem Kloster Reichenau«, in: *Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie*, Nr. 34, 1934, S. 286.
Mylius, H., »Fränkische Siedlung bei Gladbach, Kr. Neuwied«, in: *Germania*, Nr. 22, 1938, S. 180.
Myrhe, B., »Settlements of SW Norway during the Roman and Migration Period«, in: *Offa*, Nr. 39, 1982, S. 197.
Narr, K., »Die Indogermanenfrage und die archäologischen Quellen«, in: K. Narr, *Handbuch der Urgeschichte II*, 1975, S. 690.
Neumann, H. H., »Ausgrabungen im Lande Sachsen«, in: *Arbeits- und Forschungsbericht zur sächsischen Bodendenkmalpflege*, Nr. 4, 1952, S. 248.
Neumann, G., »Ausgrabungen im Lande Sachsen: Ein Haus der La-Tène Zeit«, in: *Arbeits- und Forschungsbericht im Lande Sachsen*, Nr. 4, 1954, S. 248.
Neumann, G., »Frühe Indogermanen und benachbarte Sprachgruppen«, in: H. Narr, *Handbuch der Urgeschichte*, München 1975, S. 673.
Nickel, H., »Zur Erbauungszeit des Langhauses der Klosterkirche von Hamersleben«, in: *Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg*, Nr. 3, Halle 1954, S. 653.
Nielsen, E., »Fällanden-ZH-Unterried. Schweiz«, in: *Ges. f. Ur- u. Frühgesch.*, 80, 1997, S. 57.
Noelle, H., *Die Langobarden*, Berg 1978.
Nowothnig, W., »Germanische Ackergeräte in Schlesien«, in: *Altschlesien*, Nr. 8, 1939, S. 93.
Oelmann, F., »Zum Problem des gallischen Tempels«, in: *Germania*, Nr. 17, 1933, S. 169.
Olsen, O., *Vorgeschichtliche Heiligtümer in Nordeuropa*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 74, 1970.
Oxenstierna, E. von, *Die Wikinger*, Stuttgart 1959.
Oxenstierna, E. von, *Die Nordgermanen*, Stuttgart o. J.
Pape, W., »Bemerkungen zur relativen Chronologie der Schnurkeramik«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte*, Nr. 64, 1981, S. 23.
Paulsen, P., »Der Goldschatz von Hiddensee«, in: *Mannus*, Nr. 25, 1933, S. 82.
Paulsen, P., »Wikingerfunde aus Ungarn im Lichte der Nord- und Westeuropäischen Frühgeschichte«, in: *Archeologia Hungaria*, Nr. 12, 1933, S. 7.
Paulsen, P., »Wikingerfunde in Ungarn«, in: *Archaeolog. Hungarici*, Nr. 12, 1933, S. 22.
Paulsen, P., »Was bedeutet die Bronzetür zu Gnesen für die Frühgeschichte des deutschen Ostens?«, in: *Jomsburg*, Nr. 5, 1941, S. 43.
Paulsen, P., *Axt und Kreuz in Nord und Ost-Europa*, Bonn 1956.
Pertlwieser, M., *Die frühmittelalterlichen Gräberfeldgrabungen des Oberösterreichischen Musealvereins Linz*, Schriftenreihe des Oberösterreich Musealvereins Linz, Nr. 10, Linz 1980, S. 43.
Perty, L., J. Menzel u. W. Irgang, *Geschichte Schlesiens*, Bd. 1, Sigmaringen 1961.
Pertz, G., u. E Kurze, *Annales regni Francorum. Script. rer. Germanicarum*, Bd. 1, Hannover 1895.
Pesch, A., »Und die Götter sind überall«, *Archäologie in Deutschland*, 3, 2005, Heft 4, S. 13.
Petersen, E., »Eine spätlatènezeitliche Siedlung aus Niederschlesien«: in: *Mannus*, 6. Ergänzungsband, 1928, S. 59.
Petersen, E., »Fragen der germanischen Besiedelung im Raume zwischen Oder und Weichsel in der Völkerwanderungszeit«, in: *Mannus*, Nr. 28, 1936, S. 19.
Petersen, E., »Die germanische Kontinuität im Osten im Lichte der Bodenfunde aus der Völkerwanderungszeit«, in: *Deutsche Ostforschung*, Nr. 1, 1942, S. 179.
Petrasch, J., »Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde und macht sie Euch untertan«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 31, 2001, S. 13.

Pfützenreiter, F., »Eine Siedlung der Guttentager Kultur in Forst Koschentin, Kr. Lublinitz«, in: *Altschlesien*, Nr. 9, 1940, S. 55.
Phleps, H., *Ost- und westgermanische Baukultur*, Berlin 1934.
Phleps, H., »Die Bauart des Totenhauses eines gotischen Gaufürsten in Pilgramsdorf bei Neidenburg«, in: *Mannus*, Nr. 31, 1939, S. 399.
Phleps, H., *Die norwegischen Stabkirchen*, Karlsruhe 1958.
Pigott, M., »The early Bronce age in Wessex«, in: *Proceed. Prehistoric Cambrige*, N.S. 4, 1938, Nr. 3, S. 52.
Pilaric, G., u. I. Schwidetzky, »Vokovar und Pribir: Beitrag zur Anthropologie mittelalterlicher Südslawen«, in: *Homo*, Nr. 18, 1987, S. 1.
Plate, Ch., *Slawische Gräberfelder im Potsdamer Havelland*, Veröffentlichung des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam, Nr. 10, Potsdam, 1976, S. 221.
Pleiner, R., »Eine Siedlung mit Eisenschmelzen aus der jüngeren Kaiserzeit in Tuchlovice (Böhmen)«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 50, 1959, S. 195.
Pleinerova, J., »Germanische und slawische Komponenten in der altslawischen Siedlung Brezno bei Launy«, in: *Germania*, Nr. 43, 1965, S. 121.
Pleinerova, J., »Die Auschwitzer Kultur im Bereich des Erzgebirges und in den Nachbarschaftsgebieten II«, in: *Pamatky Arch.*, Nr. 58, 1967, S. 27.
Pleinerova, J., »Zur relativen Chronologie der Keramik vom Prager Typ aufgrund der Siedlungsgrabung von Brezno bei Louny«, in: *Archeologicke Rozhledy*, Nr. 20, 1968, S. 645.
Plesova-Stikova, E., *Die Kulturorientierung Mitteleuropas am Ausklang des 4. und die erste Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr.*
Pohl, W., *Die Gepiden und die gentes an der mittleren Donau nach dem Zerfall des Attilareiches*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl., Denkschrift, Nr. 145, 1980, S. 239.
Poulik, J., »Die Ergebnisse der Ausgrabungen aus dem großmährischen Burgwall ›Valy‹ in Mikulčice«, in: *Pamatky Archeolog.*, Nr. 48, 1957, S. 375.
Poulik, J., *Archäologische Entdeckungen in Großmähren. ›Das Großmährische Reich‹* [Tagung Brünn-Nitra 1963], Prag 1966, S. 11.
Poulik, J., *Das großmährische Mikultschitz*, Prag, o. J.
Poulik, J., »Die Zeugenschaft der archäologischen Grabungen und Quellen über Großmähren«, in: J. Poulik, *Großmähren*, Prag 1986.
Prammer, J., »Das spätromische Gräberfeld Arzlberg II«, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern*, 1975, S. 117.
Preidel, H., *Germanen in Böhmens Frühzeit*, Leipzig 1938.
Preidel, H., »Das Begräbnis eines wikingischen Kriegers in Saaz, Böhmen«, in: *Mitt. Anthropologische Gesellschaft Wien*, Nr. 68, Wien 1938, S. 22.
Preidel, H., »Der Silberschatz von Sanz«, in: *Mannus*, Nr. 31, 1939, S. 538.
Preidel, H., *Die vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsräume in Böhmen und Mähren*, München 1953.
Preidel, H., *Die Anfänge der slawischen Besiedlung Böhmens und Mährens*, 2 Bde., Gräfelfing 1954 u. 1957.
Preidel, H., *Das großmährische Reich im Spiegel der Bodenfunde*, Gräfelfing 1968.
Preuss, J., *Das Neolithikum in Mitteleuropa*, Teil a, Weißbach 1998.
Price, D., u. a., »Prehistoric human migration in the Linearbandkeramik of Central Europe«, in: *Antiquity*, 75, 2001, S. 593.
Prinz, F., *Böhmen im mittelalterlichen Europa*, München 1984.
Prinz, F., *Deutsche Geschichte im Osten Europas: Böhmen und Mähren*, Berlin 1993.
Pritsak, O., »The Slavs and the Avars«, in: *Settimane di studio del Centro Italiano di studi sull'alto Medioeve*, Nr. 30, Spoleto 1983, S. 353.
Probst, E., *Deutschland in der Steinzeit*, München 1991.
Probst, E., *Deutschland in der Bronzezeit*, München 1999.
Prokop v. Cesarea, *Der Vandalenkrieg*, Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 6, 1913.
Prokop v. Cesarea, *Der Gotenkrieg – der Vandalenkrieg*, Stuttgart o. J.
Puntschart, P., »Zur Frage der Stammesrechte der ältesten Herzöge von Kärnten«, in: *Archiv f. vaterländ. Geschichte u. Topographie*, 24/25, 1936, S. 3.
Rappoport, P., »Die ostslawischen Wohnbauten des 6. bis 13. Jahrhunderts in der Waldsteppenzone«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 6, 1972, S. 228.
Rauch, K., Die Kärntner Herzogseinsetzung nach alamannischen Handschriften, *Abhandlung z. Rechts- u. Wirtschaftsgesch. Festschrift*, Zycha 1941.

RAUMER, G. VON, *Regesta Historiae Brandenburgensis,* Bd. 1, Berlin 1836.

RECHE, O., »Zur Anthropologie der jüngeren Steinzeit in Schlesien und Böhmen«, in: *Archiv für Anthropologie,* N. F., 7, 1908, S. 220.

RECHE, O., »Stärke und Herkunft des Anteils der nordischen Rasse bei den Westslawen«, in: *Deutsche Ostforschung,* Nr. 1, 1942, S. 58.

REICHMANN, C., »Ländliche Siedlungen der Eisenzeit und des Mittelalters in Westfalen«, in: *Offa,* Nr. 39, 1982, S. 163.

REINDEL, K., »Die Bajuwaren, Quellen, Hypothesen, Tatsachen«, in: *Deutsches Archiv für die Erforschung des Mittelalters,* Nr. 37, 1981, S. 451.

REINDL, K., »Staat und Herrschaft in Raetien und Noricum im 5. und 6. Jahrhundert«, in: *Verh. Histor. der Obpf. u. Regensburg,* Nr. 106, 1966, S. 23.

REINECKE, P., »Die Slawen in Nordost-Bayern«, in: *Bayrische Vorgeschichtsforschung,* Nr. 1, 1927/28, S. 17.

REINECKE, P., »Zur Herkunft der slawischen Schläfenringe«, in: *Germania,* Nr. 18, 1934, S. 218.

REINECKE, P., »Aus der russischen archäologischen Literatur«, in: *Mainzer Zeitschrift,* Nr. 1, 1906, S. 42.

REINERTH, H., *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* 3 Bde., Struckum 1986.

REINERTH, H., *Vorgeschichte der deutschen Stämme,* Viöl 1987.

REITLINGER, J., *Das Slawenproblem aus archäologischer Sicht,* Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereins Linz, Nr. 10, Linz 1980, S. 25.

REMPEL, H., *Reihengräberfriedhöfe des 8. bis 11. Jahrhunderts aus Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen,* Schriften zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 20, 1966.

REXROTH, K., »Volkssprache und werdendes Volksbewußtsein im ostfränkischen Reich«, in: *Nationes,* Nr. 1, 1978, S. 275.

REY, K., Reconstruction of the 10th Century Population of Sarbogard on the Basis of Archaeological and Anthropological Data«, in: *Alta Regia,* Nr. 8/9, 1967/68, S. 93.

RHAMM, K., *Ethnographische Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde,* 2. Abt., Teil 1, Braunschweig 1908.

RHAMQUIST, P., u. M. MÜLLER-WILLE, »Regionale und überregionale Bedeutung des völkerwanderungszeitlichen Gräberfeldes von Högbom, Mendelpad, N-Schweden«, in: *Germania,* Nr. 66, 1988, S. 1.

RICHARDS, M., »The neolithic innovation of Europe«, in: *Ann. Rev. Anthropol.,* 32, 2003, S. 135.

RICHTER, J., »Das Ende einer Menschenform«,in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 2, 1998, S. 34.

RICHTER, J., »Vielseitige Spezialisten«, in: U. UELSBERG, *Roots. Wurzeln der Menschheit,* Bonn 2006, S. 151.

RIECKHOF, S., »Frühe Germanen in S-Bayern«, in: H. DANNHEIMER u. H. GEBHARDT, *Das keltische Jahrtausend,* Mainz 1993.

RIEDER, K., »Ein spätkeltischer Umgangstempel bei Zuchering«, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern,* 1992, S. 91.

RIEDLER, A., »Die rechtliche Stellung der Slowenen im deutschen Reich des Mittelalters«, in: *Carinthia,* Bd. 1, Nr. 124, 1934, S. 79.

RIQUET, R., »Anthropologie du Néolithique de la France et provinces limitropes«, in: H. SCHWABEDISSEN (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa,* Bd. VIII, Fundamenta, Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 247.

RITTER-SCHAUMBURG, H., *Dietrich von Bern – König zu Bonn,* St. Goar 1982.

RITTER-SCHAUMBURG, H., *Die Didriks-Chronik oder die Svana,* St. Goar 1989.

RÖHRER-ERTL, O., »Vorbericht über die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung des bajuwarischen Reihengräberfeldes von Künzing-Bruck«, in: *Archäologisches Nachrichtenblatt,* Nr. 1, 1996, S. 348.

RÖHRER-ERTL, O. [persönlicher Brief an den Verfasser], 1998.

RÖSING, F., u. I. SCHWIDETZKY, »Vergleichend-statistische Untersuchungen zur Anthropologie des frühen Mittelalters (500–1000 n. d. Z)«, in: *Homo,* Nr. 28, 1977, S. 65.

RÖSING, F., u. T. SCHWIDETZKY, »Vergleichend-statistische Untersuchungen zur Anthropologie des Hochmittelalters (1000-1500 n. d. Z)«, in: *Homo,* Nr. 32, 1981, S. 211.

ROTH, H., *Die Ornamentik der Langobarden in Italien,* Bonn 1973.

ROTH, H., *Kunst und Kunsthandwerk im frühen Mittelalter,* Stuttgart 1986.

ROTH, H., *Kunst der Merowingerzeit. Die Franken,* Mainz, II, 1997, S. 629.

ROTH, U., »Early Insular Manuscripts: Ornament and Archaeology with Reference Special to the Daring of the ›Book of Durrow‹«, in: M. RYAN, *Ireland and Insular Art,* Dublin, 1987.

RUCKDESCHEL, W., »Geschlechtsspezifische Bestattungssitten in frühbronzezeitlichen Gräbern Südbayerns«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 33, 1968, S. 18.

RYBOVA, A., »Plostiste ned Labem: Eine Nekropole aus dem 2. bis 5. Jahrhundert«, in: *Pamatky Archaeol.,* Nr. 71, Teil 2, 1980, S. 93.

RYBOVA, A., »Brandgräberfelder des 5. Jahrhunderts in Böhmen«, in: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg (Hg.), *Germanen, Hunnen und Awaren* [Ausstellungskatalog], 1988, S. 528.

SAGE, W., »Gräber der älteren Merowingerzeit aus Altenerding, Landkrs. Erding, Oberbayern«, in: *Bericht der Römisch-Germanischen Kommission,* Nr. 54, 1973, S. 212.

SAGE, W., »Das Reihengräberfeld von Altenerding«, in: *Ausgrabungen in Deutschland,* Nr. 1/2, 1954, S. 254.

SALANOVA, L., »A long way to go? The bell baker chronology in France«, in: *BAR Internat.,* Series 690, 1998, S. 2.

SALIN, R., *Die altgermanische Tierornamentik,* Stockholm 1935.

SALLER, K., »Die Rassengeschichte der bayrischen Ostmark«, in: *Zeitschrift für Konstitutionslehre,* Nr. 18, 1934, S. 229.

SALLER, K., »Die Ofnetfunde in neuer Zusammensetzung«, in: *Zeitschrift für Morphologie und Anthropologie,* Nr. 52, 1962, S. 15.

SALLER K., *Leitfaden der Anthropologie,* Stuttgart 1964.

SANDER, W., »Szentes-Kajanepvandorlaskori nepessegenek embertani sipu sai«, in: *Annal. Hist. Natur. Mus. National Hungarici,* Nr. 6, 1959, S. 391.

SANGMEISTER, E., »Sozial-ökonomische Aspekte der Glockenbecherkultur«, in: *Homo,* 21, 1975, S. 188.

SANGMEISTER, E., »Die Datierung des Rückstromes der Glockenbecher und ihre Auswirkung auf die Chronologie der Kupferzeit in Portugal«, in: *Praehistoria,* 12, 1966, S. 395.

SANGMEISTER, E., u. K. GERHARDT, »Schnurkeramik und Schnurkeramiker in SW-Deutschland«, in: *Badische Fundberichte,* Sonderheft 8, 1965.

SANGMEISTER, E. u., W. LORENZEN, *Helgoland und das früheste Gold des Nordens,* Ottendorf 1965 u. *Offa,* Nr. 23, 1966, S. 141.

SAPPOK, G., »Zur Entstehungsgeschichte des polnischen Staates«, in: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens,* Nr. 70, 1936, S. 414.

SASEL, J., »Antiqui Barbari«, *Vorträge u. Forschungen,* 25, 1979, S. 125.

SASEL, J., *Zur historischen Ethnographie des mittleren Donauraumes,* Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Denkschrift], Nr. 145, 1980, S. 33.

SAUTER, M., »Anthropologie du Néolithique – la Suisse«, in: H. SCHWABEDISSEN (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa,* Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973, S. 235.

SAXO GRAMMATICUS, »Gesta Danorum«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 8, 1974, S. 179.

SCHACH-DÖRGES, H., *Die Bodenfunde des 3. bis 6 Jahrhunderts n. Chr. zwischen Elbe und Oder,* Neumünster 1970.

SCHACH-DÖRGES, H., »Die Holzfunde von Oberflacht«, in: *Archäol. Deutschland,* Nr. 1, 1990, S. 24.

SCHAEFER, U., *Anthropologische Untersuchung der Skelette von Haithabu,* Neumünster 1963.

SCHAFFRAN, E., *Die Geschichte der Langobarden,* Leipzig 1938.

SCHAFFRAN, E., *Die Kunst der Langobarden in Italien,* Jena 1941.

SCHAFZIK, M., »Neuartige Funde und Befunde endneolithisch-älter-frühbronzezeitlicher Zeitstellung von Eching, Lkr. Freising«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 60, 1995, S. 273.

SCHELL, U., *Zur Genealogie der einheimischen Fürsten von Rügen,* Veröffentlichungen der historischen Kommission für Pommern, Reihe V, Heft 1, 1962.

SCHERBAUM, J., »Eine linearbandkeramische Siedlung in Merkendorf«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern,* 1998, S. 13.

SCHIER, B., *Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa,* Göttingen 1966.

SCHIER, W., u. G. TRNKA, »Die ersten Kulturbauten Mitteleuropas?«, in: *Archäologie in Deutschland,* 6, 2005, S. 20.

SCHICKEL, A., *Deutschland und Polen, ein Jahrtausend gemeinsamer Geschichte,* Bergisch-Gladbach, 1984.

SCHIETZEL, K., *Stand der Siedlungsarchäologie: Forschungen in Haithabu – Ergebnisse und Probleme,* Neumünster 1981

SCHIETZEL, K., »Haithabu – frühstädtischer Hafen und Handelsplatz«, in: *Archäologie in Deutschland,* Nr. 3, 1992, S. 22.

Schilling, F., *Ursprung und Frühzeit des Deutschtums in Schlesien und im Lande Leubus,* Leipzig 1938.

Schleicher, A., *Laut- und Formenlehre der polabischen Sprache,* St. Petersburg 1871.

Schlesinger, W., »Die Anfänge der deutschen Königswahl«, in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte,* Nr. 66, 1948, S. 381.

Schlesinger, W., »Kaiser Arnulf und die Entstehung des deutschen Staates und Volkes«, in: H. Kämpf, *Die Entstehung des Deutschen Reiches. Wege der Forschung,* Nr. 1, 1956, S. 94.

Schlesinger, W., »Die Anfänge der deutschen Königswahl«, in: *Wege der Forschung,* Nr. 1, 1956, S. 313.

Schlesinger, W., »Die Verfassung der Sorben«, in: H. Ludat, *Siedlung und Verfassung der Slawen zwischen Elbe, Saale und Oder,* Gießen 1975, S. 75.

Schlesinger, W., »Die Entstehung der Nationen«, in: *Nationes,* Nr. 1, 1978, S. 11.

Schlesinger, W., »Die Völkertafel Germaniens in der angelsächsischen Orosius-Bearbeitung aus der Zeit König Alfreds von England«, in: R. Kötschke, *Deutsche und Slawen im mitteldeutschen Osten,* 1961, S. 50.

Schlesinger, W., *Die Hufe im Frankenreich,* Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 115, 1979, S. 41.

Schlesische Provinzblätter für das Jahr 1822 [Literarische Beilage], Breslau 1822.

Schlichterle, H., »Bemerkungen zur Siedlungsstruktur der Feuchtbodensiedlungen im südwestdeutschen Alpenvorland«, in: *Sympos. of Settlement Patterns,* Verona 1995, S. 251.

Schlichterle, H., »Pfahlbauten rund um die Alpen«, Sonderheft *Archäologie in Deutschland,* 1997.

Schlifkowitz, H., *Typische Ortsnamen zwischen Elbe und Weichsel, Ortsnamen auf -au, -ow, -witz, -itz, -schitz und -in,* Karlsruhe 1988.

Schlifkowitz, H., *Die alpendeutschen Personennamen,* Ardagger 1990.

Schliz, A., »Beiträge zur prähistorischen Ethnologie. Remedello-Adlerberg-Straubing«, in: *Praehistor. Zt.,* 4, 1912, S. 36.

Schlosser, W., »Die Himmelsscheibe von Nebra – Astronomische Untersuchungen«, in: H. Meller, *Der gestirnte Himmel,* Halle 2004, S. 43.

Schmeidler, B., »Adam von Bremen – Hamburgische Kirchengeschichte«, in: *Script. rer. Germanicarum,* Nr. 10, 1925.

Schmeidler, B., »Helmolds Sklavenchronik«, in: *Script. rer. Germanicarum,* 1937.

Schmidt, B., »Neue völkerwanderungszeitliche Funde zwischen Unstrut und Ohre«, in: *Jahresschr. f. mitteldeutsche Vorgesch.,* 47, 1963, S. 347.

Schmidt, B., »Das Königreich der Thüringer und seine Provinzen«, in: *Germanen, Hunnen, Awaren,* Nürnberg 1988, S. 471.

Schmidt, B., »Thüringer-Franken-Sachsen-Slawen«, in: *Jahresschr. f. mitteldeutsche Vorgesch.,* 75, 1992, S. 313.

Schmidt, L., *Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung. Die Westgermanen,* Bd. 1 u. 2, München 1938.

Schmidt, L., *Die Ostgermanen,* München 1934.

Schmidt, L., *Geschichte der Wandalen,* München 1942.

Schmid, P., »Ländliche Siedlungen der vorrömischen Eisenzeit bis Völkerwanderungszeit im niedersächsischen Küstengebiet«, in: *Offa,* Nr. 39, 1982, S. 73.

Schmid, P., »Friesische Gräberfelder und das Verhältnis ihrer Funde zur Sachkultur im Karolingerreich und in Skandinavien«, in: G. Kossack u. a. (Hg.), *Archäologische und naturwissenschaftliche Untersuchungen an ländlichen und frühgeschichtlichen Siedlungen in deutschen Küstengebieten vom 5. Jahrhundert v. Chr. bis zum 11. Jahrhundert n. Chr.,* Bd. 1., Ländl. Siedl. Acta Humaniora, 1984, S. 361.

Schmidt, R., »Die Einsetzung der böhmischen Herzöge auf den Thron zu Prag«, in: *Nationes,* Nr. 1, 1978, S. 439.

Schmidt, V., *Drense, eine Hauptburg der Ukranen,* Berlin 1989.

Schmidt, V., *Lieps: Die slawischen Gräberfelder und Kultbauten am Südende des Tollensesees,* Beitrag zur Ur- und Frühgeschichte Mecklenburg-Vorpommerns, Nr. 26, 1992.

Schmidt, V., *Lieps, eine slawische Siedlungskammer am Südende des Tollensesees.* Berlin, 1984.

Schmidt, V. »Das Bestattungswesen der Liutizen«, in: F. Horst u. H. Keiling (Hg.), *Bestattungswesen und Totenkult,* Berlin 1991, S. 275.

Schmidt-Thome, P., *Helgoland, seine Düneninsel, die umliegenden Klippen und Meeresgründe,* Sammlung geologischer Führer, Nr. 82, 1987.

Schneider, B., »Thüringer – Franken – Sachsen – Slawen«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 75, 1992, S. 313.

Schneider, J., »Grabformen und Beigabensitte aus den völkerwanderungszeitlichen Friedhöfen von Deersheim und Weimar-Nord«, in: F. Horst u. H. Keiling, *Bestattungswesen und Totenkult,* Berlin 1991, S. 209.

Schön, M., »Eine eindrucksvolle Befestigung an der Nordseeküste«, in: *Archiv in Deutschland,* Heft 2, 2000, S. 43.

Schönbach, A., »Des Bartholomeus Angelicus Beschreibung Deutschlands gegen 1246«, in: *Mitt. Institut für österreichische Geschichtsforschung,* Nr. 27, 1906, S. 77.

Schönburg, P., u. a., »Die germanische Siedlung von Dallgow-Döberitz, Kr. Havelland«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 40, 1995, S. 107.

Schönfeld, G., »Streitäxte aus der altsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung von Pestenacker«, in: *Das Archäologische Jahr in Bayern,* 1993, S. 47.

Schönfeld, G., »Im Tal des verlorenen Baches. Siedlungen der Jungsteinzeit in feuchten Talauen Bayerns«, in: *Archäologie in Deutschland,* Sonderheft, 1997, S. 81.

Schönfeld, R., »Regensburg im Fernhandel des Mittelalters«, in: *Verh. Histor. der Obpf. und Regensburg,* Nr. 113, 1973, S. 7.

Schoknecht, U., »Oberflächenfunde auf einem frühgeschichtlichen Siedlungsplatz bei Menzlin im Kreise Anklam«, in: *Bodendenkmalpflege in Mecklenburg,* 1969, S. 223.

Schoknecht, U., *Menzlin, ein frühgeschichtlicher Handelsplatz an der Peene,* Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte der Bezirke Rostock, Schwerin und Neubrandenburg, Nr. 10, 1977.

Schott, L., »Zur Anthropologie des slawischen Gräberfeldes von Gustävel, Kr. Sternberg«, in: *Bodendenkmalpflege in Nord-Mecklenburg, Jahrbuch 1960,* S. 169.

Schott, L., »Eine bevölkerungsbiologische Arbeitshypothese in Anwendung auf die Ethnogenese der Aunjetitzer Kultur im Mittelelbe-Saale-Gebiet«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte,* Nr. 60, 1976, S. 425.

Schranil, J., *Die Vorgeschichte Böhmens und Mährens,* Leipzig 1928.

Schrodt, R., *Die germanische Lautverschiebung und ihre Stellung im Kreis der indogermanischen Sprachen,* Wien 1976.

Schröcke, H., *Siebenbürgen: Menschen, Kirchenburgen, Städte,* München 1987.

Schröcke, H., »Zur Frage Sclavi – Slawen«, in: *Deutschland in Geschichte und Gegenwart,* 1988, Nr. 1, S. 34, u. Nr. 2, S. 19.

Schröcke, H., »Sclavi, Slawen, Ostgermanen«, in: *Nation Europa,* Heft 2, 1990, S. 55.

Schröcke, H. »Die Ähnlichkeit von Germanen und ›Slawen‹ bis 1100 n. d. Ztw in Verteilungen anthropologischer Merkmale«, in: *Deutschland in Geschichte und Gegenwart,* 1995, Nr. 1, S. 33.

Schröcke, H., *Das deutsche Volksgesicht,* Tübingen 2003.

Schröter, P., »Die menschlichen Skelette aus zwei Gräbern von Gernlinden, Gm. Maisach (Lkr. Fürstenfeldbruck)«, in: *Festschrift 75 Jahre Anthropologische Staatssamml. München,* München 1977, S. 75.

Schröter, P., »Zur Anthropologie der römischen Kaiserzeit im Regensburger Raum«, in: Th. Fischer (Hg.), *Das Umland des römischen Regensburg,* München, 1987, S. 375.

Schröter, P., »Bestattungen des Endneolithikums u. d. frühen Bronzezeit aus der Münchener Schotterebene«, in: *Bericht der Bayrischen Bodendenkmalpflege,* 26/27 1985, S. 117.

Schröter, P., »Zur Anthropologie der römischen Kaiserzeit im Regensburger Raum«, in: *Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte,* Nr. 42, 1990, S. 180 u. 375.

Schroller, H., »Beiträge zum urgeschichtlichen Hausbau in Niedersachsen«, in: *Mannus,* Nr. 26, 1934, S. 65.

Schuchardt, C., *Arkona, Rethra, Vineta,* Berlin 1926.

Schuchardt, C., *Vorgeschichte von Deutschland,* München 1928.

Schützeichel, R.,» Ortsnamenwechsel«, in: *Beiträge zur Namensforschung,* N. F., Beiheft 24, 1986.

Schuldt, E., *Behren-Lübschin,* Schriften für Vor- und Frühgeschichte, Nr. 19, 1965.

Schuldt, E., *Der altslawische Tempel von Groß Raden,* Schwerin 1976.

Schuldt, E., *Handwerk und Gewerbe des 8. bis 12. Jahrhunderts in Mecklenburg,* Museum für Ur- und Frühgeschichte, Schwerin 1980.

Schuldt, E., *Groß Raden, ein slawischer Tempelort des 9./10. Jahrhunderts in Mecklenburg,* Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 39, 1985.

Schuldt, E., *Der Holzbau bei den nordwestslawischen Stämmen vom 8. bis 12. Jahrhundert*, Berlin (Ost) 1988.
Schuldt, E., *Der eintausendjährige Tempelort Groß Raden*, Museum für Ur- und Frühgeschichte, Schwerin 1989.
Schulte, L., »Beiträge zur ältesten Geschichte Polens«, in: *Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens*, Nr. 52, 1918, S. 38.
Schultz-Klinken, K., *Haken, Pflug und Ackerbau*, Schriften des Deutschen Landwirtschaftsmuseums Universität Hohenheim, Nr. 1, 1981.
Schultze-Motel, J.,» Kulturpflanzen der Schnurkeramik«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 23, 1989, S. 171.
Schulz, W., *Das Fürstengrab und das Grabfeld von Haffleben*, Römisch-Germanische Forschungen, Nr. 7, 1923, S. 1.
Schulz, W., »Eine Nachlese zu den Bildsteinen von Hornhausen«, in: *Jahresschrift für mitteldeutsche Vorgeschichte*, Nr. 40, 1956, S. 211.
Schulze, H., »Der Anteil der Slawen an der mittelalterlichen Siedlung nach deutschem Recht in Ostmitteldeutschland«, in: *Zeitschrift für Ostforschung*, Nr. 31, 1982, S. 321.
Schulze-Dörrlamm, M., »Untersuchungen zur Herkunft der Ungarn und zum Beginn ihrer Landnahme im Karpatenbecken«, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz*, Nr. 35, 1988, S. 373.
Schuster, E., »The long barrow and round barrow skulls in the collection of the Department of Comparative Anatomy. The museum Oxford«, in: *Biometrika*, 4, 1903/6, S. 351.
Schwabedissen, H., *Ellerbek Mesolithikum oder Neolithikum?*, Veröff. d. Museums f. Ur- u. Frühgeschichte, Potsdam 14/15, 1950, S. 120.
Schwabedissen, H. (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a, Teil 1, Köln 1973.
Schwabedissen, H., *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Fundamenta-Reihe b, Teil 3, Köln 1978, S. 1.
Schwantes, C., »Slawische Skelettgräber bei Rassau, Prov. Hannover«, in: *Prähistorische Zeitschrift*, Nr. 1, 1909, S. 387.
Schwarz, E., »Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien: Ein kritischer Überblick des derzeitigen Forschungsstandes«, in: *Mitt. Österreichisches Institut für Geschichtsforschung*, Nr. 53, 1929, S. 187.
Schwarz, E., »Germanisches Erbe im böhmisch-mährischen Raum im Spiegel der Sprachwissenschaft«, in: *Germanenerbe*, Nr. 4, 1939, S. 258.
Schwarz, E., *Goten, Nordgermanen, Angelsachsen*, München 1951.
Schwarz, E., *Germanische Stammeskunde*, Heidelberg 1956.
Schwarz, E., *Sprache und Siedlung in Nordost-Bayern*, Nürnberg 1960.
Schwarz, E., »Die Stammesnamen in der Prager Bistumskunde«, in: F. Grausu u. H. Ludat, *Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit*, Wiesbaden 1967, S. 29.
Schwarz, K., *Frühmittelalterlicher Landesausbau im östlichen Franken zwischen Steigerwald, Frankenwald und Oberpfälzer Wald*, Römisch-Germanisches Museum Mainz, Mainz 1984.
Schwarz, K., *Archäologisch-topographische Studien zur Geschichte frühmittelalterlicher Fernwege und Ackerfluren*, Materialheft zur bayrischen Vorgeschichte, Teil a, Nr. 45, 1989, S. 1.
Schwidetzky, I., *Rassenkunde der Altslawen*, Stuttgart 1938.
Schwidetzky, I., »Zur Bevölkerungsbiologie der spanischen Westgoten«, in: *Homo*, Nr. 8, 1957, S. 157.
Schwidetzky, I., »Vergleichende Untersuchungen zur Anthropologie des Neolithikums«, in: *Homo*, Nr. 18, 1967, S. 167.
Schwidetzky, I., »Ähnlichkeitsbeziehungen altslawischer Bevölkerungen«, in: *Vznik a pocatky Slovanu. Cesk. Akad. VED*, Prag 1972.
Schwidetzky, I., »Vergleichend-statistische Untersuchungen zur Anthropologie der Eisenzeit (letztes Jahrtausend v. d. Z.)«, in: *Homo*, Nr. 23, 1972, S. 245.
Schwidetzky, I., »Neue Aspekte des Brachycephalisationsproblems«, in: *Anthropol. Közl.*, Nr. 18, 1974, S. 175.
Schwidetzky, I., »Vergleichend-statistische Untersuchungen zur Anthropologie des frühen Mittelalters (500–1000 n. d. Ztw.)«, in: *Homo*. Nr. 28, 1977, S. 65.
Schwidetzky, I., »Anthropologie der Schnurkeramik und Streitaxtkulturen«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa*, Fundamenta-Reihe b, Teil 3, Köln 1978, S. 241.

Schwidetzky, I., »Ergebnisse der Penrose-Analyse – das Gesamtmaterial«, in: *Homo*, Nr. 18, 1979, S. 172.
Schwidetzky, I., »Rassengeschichte von Deutschland«, in: I. Schwidetzky (Hg.), *Rassengeschichte der Menschheit*, 7. Lief., Bd. 5, München 1979, S. 45.
Schwidetzky, I., *Rassengeschichte der Menschheit*, München 1979.
Schwidetzky, I., »Zur Anthropologie der Kugelamphorenkultur«, in: *Anthropologischer Anzeiger*, Nr. 37, 1980, S. 245.
Schwidetzky, I., u. F. Rösing, »Vergleichend-statistische Untersuchungen zur Anthropologie der Römerzeit (0–500 u. Z.)«, in: *Homo*, Nr. 26, 1975. S. 193.
Sclaginhaufnen, O., »Über die menschlichen Skelettreste aus dem Pfahlbau am Alpenquai in Zürich«, in: *Vierteljahresschrift der Naturforscher-gesellschaft Zürich*, Nr. 62, 1917, S. 488.
Sellevold, J., *Prehistoric Men in Denmark*, Bd. 3, Kopenhagen 1994.
Sergevic, Ch., »Die gotische Abstammung der Kroaten«, in: *Nordische Welt*, Nr. 3, 1935, S. 447, 508, 570 u. 620.
Sevin, H., *Die Gepiden*, München 1955.
Seyer, H., *Siedlung und archäologische Kultur der Germanen im Havel-Spreegebiet in dem Jahrhundert vor Beginn der Zeitrechnung*, Schriften zur Ur- und Frühgeschichte, Nr. 34, 1982.
Shchukin, M., »Das Problem der Černajachov-Kultur in der sowjetischen Literatur«, in: *Zeitschrift für Archäologie*, Nr. 9, 1975, S. 25.
Shchukin, M., »The Baltoslavic Forest Direction in the Archaeological Study of the Ethnogenesis of the Slaves«, in: *Wiadomosci Archeologiczne*, Nr. 51, 1986–1990, S. 3.
Silagi, G., *Die Gesta Hungarorum des anonymen Notars*, Sigmaringen, 1991.
Skaerup, J., »Siedlungs- und Wirtschaftsstrukturen der Trichterbecherkultur in Dänemark«, in: *Offa*, Nr. 39, 1982, S. 39.
Solle, M., »Die Bedeutung von Kourim in den Anfängen des Staatswesens der Tschechen«, in: *Pamatky Archeologicke*, Nr. 54, 1963, S. 84.
Solle, M., *Alt Kourim und die großmährische Kultur in Böhmen*, Prag 1966.
Sommerfeld, Ch., »Mondsymbol ›Sichel‹. Sicheln mit Marken«, in: H. Meller, *Der geschmiedete Himmel*, Stuttgart 2004, S. 118.
Soratroi, E., *Attilas Enkel auf Davids Thron*, Tübingen 1992.
Spatz, H., »Das mittelneolithische Gräberfeld von Trebur, Kreis Groß-Gerau«, in: *Materialien z. Vor- und Frühgesch. Hessens*, 19, 1999, S. 281.
Spiegel-Rösing, J., u. I. Schwidetzky, *Maus und Schlange: Untersuchungen zur Lage der deutschen Anthropologie*, München 1982.
Spindler, M., *Handbuch der bayerischen Geschichte*, München, o. J., S. 1.
Springer, I., »Germanenfunde der Völkerwanderungszeit in Nordbayern: Bemerkungen zur Keramik vom Typ Friedenhain-Přeštovice«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 15, 1985, S. 235.
Sprockhoff, E., »Vorläufiger Bericht über die Ausgrabung der Hünenburg von Stöttinghause, Bez. Bremen«, in: *Germania*, Nr. 17, 1933, S. 213.
Stäuble, H., »Die frühbronzezeitliche Siedlung in Zwenkau Landkr. Leipziger Land«, in: *Internationale Archäologie*, Nr. 38, 1997, S. 129.
Steinacher, R., *Studien zur vandalischen Geschichte*, Fakultät f. Geistes- und Kulturwiss. Universität, Wien 2002.
Steinbach, F., »Die Entstehung der Volksgrenze zwischen Deutschland u. Frankreich«, in: *Rhein. Vierteljahresblätter*, 4, 1934, Heft 2, S. 1.
Steenberg, A., *Agrartechnik der Eisenzeit und des frühen Mittelalters*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 115, Teil 2, 1980, S. 55.
Steidl, B., »Ausgrabungen in einer früh- bis spätkaiserzeitlichen germanischen Siedlung bei Gaukönigshofen«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern*, 1995.
Steinmann, U., »Die älteste Zeremonie der Herzogeinsetzung und ihre Umgestaltung durch die Habsburger«, in: *Carinthia*, Bd. 1, Nr. 157, 1967, S. 469.
Steitz E., *Die Evolution des Menschen*, Stuttgart 1993.
Steller, W., *Name und Begriff der Wenden*, Kiel 1959.
Steller, W., »Gefahr im Verzuge: Kritiken und Rezensionen zu W. Steller, Name und Begriff der ›Wenden‹ (Sclavi)«, in: *Mitteilungen der Landsmannschaft Schlesien, Landesgruppe Schleswig-Holstein*, Nr. 16, 1962, Kiel 1962.
Steller, W., *Grundlagen der deutschen Geschichtsforschung*, Bd. 1, Wien, 1973.
Steller, W., *Deutsche Geschichtsforschung. Der Grundlagen zweiter Teil*, Bd. 2, Wien 1975.

Stender-Petersen, A., *Slawisch-germanische Lehnwortkunde,* Göteborg 1927.
Steuer, H., »Zur ethnischen Gliederung der Bevölkerung von Haithabu anhand der Gräberfelder«, in: *Offa,* Nr. 41, 1984, S. 189.
Steuer, H., »Die Alamannen - neue Herren im Südwesten«, in: *Archäologie in Deutschland,* 1997, Heft 2, S. 24.
Steuer, H., »Die Germanen«, in: Hoops, *Reallexikon der germanischen Altertumskunde,* 11, 1998.
Stjenquist, B., »Das Problem der Grubenhäuser in Süd-Schweden«, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz,* Nr. 14, Mainz 1967, S. 144.
Stloukal, M., »Anthropologische Problematik der Bronzezeit in der Tschechoslowakei«, in: *Arch. Suisses d'anthropol.,* Nr. 43, Genf 1979, S. 79.
Stloukal, M., »Die erste Begräbnisstätte auf dem Burgwall ›Valy‹ bei Mikulčice«, in: *Pamatky Archeol.,* Nr. 54, 1963, S. 139.
Stloukal, M., »Anthropologische Unterschiede bei Gräbern mit verschiedener Ausstattung im Gräberfeld von Miculčice«, in: Sbornik Josefu Poulniovik Sedesatinam, Cesk. Akad. VED, Archeolog. Ustav v Brno, Brünn 1970, S. 121.
Stloukal, M., »Das anthropologische Material des Gräberfeldes Ducove«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 1, Bratislava 1975, S. 781.
Stloukal, M., »Erforschung der altslawischen Population in der CSSR«, in: *Bericht des III. internationalen Kongresses für slawische Archäologie,* Nr. 1, Bratislava 1975, S. 785.
Stloukal, M., »Das Gräberfeld rund um die 11. Kirche auf dem Burgwall ›Valy‹ bei Mikulčice«, in: *Pamatky Archeol.,* Nr. 72, 1981, S. 459.
Stloukal, M., »Die Ethnogenese der Westslawen aus der Sicht der Anthropologie«, in: A. Bernhard u. A. Kandler-Pälsson (Hg.), *Ethnogenese europäischer Völker. Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte,* Stuttgart 1986, S. 323.
Stloukal, M., »Anthropologisches Material aus dem Gräberfeld Miculčice-Klersterisko«, in: *Pamatky Archeol.,* Nr. 54, 1985, S. 540.
Stloukal, M., u. L. Vyhnanak, »Hinweise auf populationsgenetische Prozesse in der altslawischen Bevölkerung der Tschechoslowakei«, in: *Homo,* Nr. 23, Heft 3, 1983, S. 3.
Stone, J., *Wessex before the Celts,* London 1958.
Strasser, J., *Diutisk - deutsch: Neue Überlegungen zur Entstehung der Sprache,* Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Sitzungsbericht], 1984, S. 444.
Strausberg, E., *Chronik der Marck Brandenburg,* 1598.
Stridinger, I., »Wie alt ist der Baiernname?« in: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte,* Nr. 10, 1937, S. 1.
Strömberg, M., »Eine Dorfsiedlung an der Ostküste von Schonen«, in: *Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte,* Bd. 2, AFD-Beiheft 17, 1982, S. 183.
Stroh, A., *Die Reihengräber der karolingisch-ottonischen Zeit in der Oberpfalz,* Materialheft zur bayrischen Vorgeschichte, Heft 4, 1954.
Struve, K., »Die Ethnogenese der Slawen aus der Sicht der Vor- und Frühgeschichte«, in: A. Bernhard u. A. Kandler-Palson (Hg.), *Ethnogenese europäischer Völker: Aus der Sicht der Anthropologie der Vor- und Frühgeschichte,* Stuttgart 1986, S. 297.
Struve, K., »Zur Ethnogenese der Slawen«, in: M. Müller-Wille, *Starigard-Oldenburg,* Neumünster 1991.
Strzygowski, J., *Die altslawische Kunst,* Augsburg 1929.
Stühmer, H., u. a., »Rotkupferfunde vor Helgoland«, in: *Offa,*. Nr. 35, 1978, S. 11.
Suchenwirth, R., *Der deutsche Osten: Aufstieg und Tragödie,* Berg am See 1978.
Suter, P., »Vom Spät- zum Endneolithikum«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt,* 32, 2002, S. 533.
Svoboda, B., »Zum Verhältnis frühgeschichtlicher Funde des 4. und 5. Jahrhunderts aus Bayern und Böhmen«, in: *Bayrische Vorgeschichtsblätter,* Nr. 27, 1962, S. 97.
Svoboda, R., »Cechy v dobre stetovani narodnu«, in: *Monumenta Archäologica,* Nr. 13, Prag 1965.
Syndicus, E., *Süddeutsche Kruzifixe der romanischen Zeit* [Dissertation an der Universität München], München 1954.
Szathmary L., »Quantitative Untersuchungen an den Skelettfunden der Linienbandkeramikkultur der Ostregion des Karpatenbeckens«, in: *A Debreceni Deri-Muz. Kiadvanybi,* Nr. 63, 1984, S. 23.
Szombathy, J., »Bronzezeit-Skelette aus Niederösterreich und Mähren«, in: *Mitt. Anthropologische-Gesellschaft Wien,* Nr. 64, Wien 1934, S. 1.

Szydlowski, J., *Zur Anwesenheit der Westslawen an der mittleren Donau im ausgehenden 5. und 6. Jahrhundert,* Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Denkschrift], Nr. 145, 1980, S. 233.
Tellenbach, G., *Die Entstehung des Deutschen Reiches,* München 1940.
Tellenbach, G., »Die Unteilbarkeit des Reiches«, in: H. Kämpfe, *Die Entstehung des Deutschen Reiches. Wege der Forschung,* Nr. 1, 1956, S. 110.
Teschler-Nicola, M., »Die Körper- und Brandbestattungen des mittel-bronzezeitlichen Gräberfeldes von Pitten, NÖ«, in: *Mitt. Prähistorische Kommission der österreichischen Akademie der Wissenschaften,* Nr. 21/22, 1982/85, S. 127.
Thieme, H., *Hausgrundrisse und Bestattungen der frühbronzezeitlichen Aunjetitzer Kultur in Esbeck, Landkr. Helmstedt,* Ausgrabungen in Niedersachsen, Nr. 1, 1979/84.
Tillmann, A., »Kontinuität oder Diskontinuität zur Frage einer bandkeramischen Landnahme im südlichen Mitteleuropa«, in: *Archäologische Informationen,* Nr. 16, 1993, S. 157.
Tinevez, J., »Rätselhafte jungsteinzeitliche Siedlungsbefunde«, in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 5/2002, S. 62.
Trnka, G., »Studien zu mittelneolithischen Kreisgrabenanlagen«, in: *Mitt. prähistor. Komm. Österr. Akademie d. Wiss.,* 26, 1991.
Togan, Z., *Ibn Fadlans Reisebericht,* Leipzig 1939.
Tovornik, V., *Das Gräberfeld der karantanisch-kottlacher Kulturgruppe auf dem Georgsberg bei Michelsdorf, pol. Bez. Kirchdorf/Krems,* Schriftenreihe des Oberösterreichischen Musealvereins Linz, Nr. 10, Linz 1980, S. 81.
Tovornik, V., »Die Slawen«, in: H. Dannheimer u. H. Dopsch, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788* [Ausstellungskatalog], München 1988, S. 118.
Trautmann, R., *Die altrussische Nestorchronik,* Leipzig 1931.
Trautmann, R., *Die slawischen Völker und Sprachen: Eine Einführung in die Slawistik,* Leipzig 1948.
Trestik, D. »Borovoj und Svatopluk: Die Entstehung des böhmischen Staates und Großmähren«, in: J. Poulik, *Großmähren und die Anfänge der tschechischen Staatlichkeit,* Prag 1986, S. 121.
Troels-Smith, J., »Stall-Feeding and Field-Manuring in Switzerland about 6 000 Years Ago, in: *Tools and Tillage,* Nr. 5, 1984, S. 13.
Tröster, J., *Das alt- und neudeutsche Dacien,* Wien 1981.
Tuckwell, A., »Patterns of burial orientation in the round barrows of East Yorkshire«, in: *Bull. Inst. of Archaeol.,* 12, S. 93.
Tummuscheit, M., u. Gerds, M., »Reric – Zankapfel zwischen Slawen und Dänen«, in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 5, 2007.
Turek, R., »Slawische Hügelgräber in Südböhmen«, in: *Fontes Archeol. Pragensis,* Nr. 1, 1958, S. 1.
Turek, R., »Der Burgwall Libice und seine Bedeutung im Rahmen der polnisch-böhmischen Beziehungen des 10.–11. Jahrhunderts«, in: *Slavica Antiqua,* Nr. 10, 1963, S. 207.
Turek, R., *Böhmen im Morgengrauen der Geschichte,* Wiesbaden 1974.
Turner P., »A contribution to the craniology of the people of Scotland. Part 2«, in: *Trans. Roy. Soc. Edinburgh,* 55, 1917, S. 171.
Udolf, J., »Studien zu slawischen Gewässernamen und Gewässerbezeichnungen«, in: *Zeitschrift zur Namensforschung,* 17, 1979, S. 619.
Uelsberg, G., *Roots. Wurzeln der Menschheit,* Bonn 2006.
Uhtenwoldt, H., *Die Burgenverfassung in der Vorgeschichte und Geschichte Schlesiens,* Breslauer Historische Forschungen, Heft 10, 1938.
Ullrich, H., »Anthropologische Untersuchungen zur Frage nach Entstehung und Verwandtschaft der thüringischen, böhmischen und mährischen Aunjetzer«, in: *Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Thüringens,* Nr. 3, 1972, S. 91.
Unverzagt, W., »Landschaft, Burgen und Bodenfunde als Quellen nordost-deutscher Frühgeschichte«, in: *Deutsche Ostforschung,* Nr. 1, 1942, S. 267.
Unverzagt, W., u. E. Schuldt, *Teterow, ein slawischer Burgwall in Mecklenburg,* Schriften für Vor- und Frühgeschichte, Nr. 13, 1963.
Vajay, S., »Großfürst Geysa von Ungarn, Familie und Verwandtschaft«, in: *SO-Forschungen,* Nr. 21, 1962, S. 45.
Vajay, S., *Der Eintritt des ungarischen Stammesbundes in die europäische Geschichte,* Mainz 1968.
Valic, A., »Forschungen an altslawischen und frühmittelalterlichen Gräberfeldern in Gorenjsko«, in: *Bericht des XI. internationalen Kongresses für slawi-*

sche Archäologie, Berlin 1970, S. 375.
Valvasor, J. W. von, *Die Ehre des Herzogtums Krain* [Laibach u. Nürnberg 1689], hg. v. J. Krajec u. J. Pfeifer, Rudolfswerth 1877.
Vana, Z., *Die Welt der alten Slawen,* Prag 1983.
Vana, Z., u. J. Kabat, »Die Ausgrabungen des frühmittelalterlichen Burgwalles Libusin in den Jahren 1949–52, 1956 und 1966«, in: *Pamatky Archeol.,* Nr. 62, 1971, S. 179.
Vasmer, M., »Die Urheimat der Slawen«, in: W. Volz, *Der deutsche Volksboden,* Breslau 1926. S. 118.
Vasmer, M., »Der Burgundername bei den Westslawen«, in: *Sitzbericht der Preußischen Akademie der Wissenschaften,* Nr. 30–32, 1933, S. 197.
Vasmer, M., »Walter Steller, Name und Begriff der Wenden (Sclavi), Kiel 1959«, in: *Zeitschrift für slawische Philologie,* Nr. 30, 1962, S. 203.
Vierk, H., »Ein Relieffibelpaar aus Nordendorf in Bayrisch-Schwaben«, in: *Bayrisches Vorgeschichtsblatt,* Nr. 31, 1966, S. 104.
Vinski, Z., »Novi rano karolingski nalazu u. Jugoslaviju«, in: *Vjesnik Archeoloskog Muzeja u. Zagrebu,* 3. Ser. X–XI, Zagreb 1977–78.
Völling, Th., u. D. Wirtz, »Ganga undir jardarmen? Archäologische Befunde zur frühgermanischen Religion«, in: *Prähistorische Zeitschrift,* Nr. 69, Heft 1, 1994, S. 32.
Vögel, Ch., *Biologie in Stichworten,* Bd. V: *Humanbiologie,* Kiel 1974.
Vogt, H., *Altslawische Ackergeräte vom Gelände des Burgwalls »Grodisch« in Wiesenau, Kr. Eisenhüttenstadt,* Veröffentlichungen des Museums für Vor- und Frühgeschichte Potsdam, Nr. 10, 1976, S. 205.
Vogt, U., »Zur Entwicklung der Hausformen im Gebiet der nordwestlichen Germania magna«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 40, 1999, S. 21.
Wahl, J., u. a., »Alamannen im Blickfeld der Anthropologie«, in: *Die Alamannen,* [Ausstellungskatalog], Stuttgart 1987, S. 337.
Wahl, J., »Bemerkungen über den derzeitigen Stand der Forschung in SW-Deutschland«, in: D. Planck, *Archäologie in Württemberg,* Stuttgart 1988.
Wahl, J., »Das Steinzeitdrama von Talheim«, in: *Archäologie in Deutschland,* Heft 6, 2001.
Wahle, E., *Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen,* Sitzungsbericht der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. KA, Nr. 2, 1940/41.
Wamser, L., »Eine thüringische Adelsgrablege des 6. Jahrhunderts bei Zeuzleben«, in: *Das archäologische Jahr in Bayern,* 1983/84, S. 175.
Warnke, D., »Funde und Grabsitten des Gräberfeldes in den ›schwarzen Bergen‹ bei Ralswiek im Rahmen der kulturellen Beziehungen im Ostseegebiet«, in: *Zeitschrift für Archäologie,* Nr. 12, 1978, S. 275.
Warnke, D., Eine Bestattung mit skandinavischen Schiffsresten aus den ›schwarzen Bergen‹ bei Ralswiek, Kr. Rügen«, in: *Ausgrabungen und Funde,* Nr. 26, 1981, S. 159.
Wartburg, W. von, *Die Entstehung der romanischen Völker,* Halle 1936.
Wartburg, W. von, »Die fränkischen Siedlungen in N-Frankreich im Spiegel der Ortsnamen«, in: *Zeitschrift roman. Philologie,* 59, 1939, S. 284.
Wäscher, H., *Der Burgberg in Quedlinburg,* Berlin 1959.
Waterbolk, H., »Mobilität von Dorf, Ackerflur und Gräberfeld der La-Tène-Zeit«, in: *Offa,* Nr. 39, 1982, S. 97.
Wattenbach, W., *Das Leben des Bischofs Otto von Bamberg,* Geschichtsschreibung der deutschen Vorzeit, Nr. 55, 1941.
Wefner, J., *Die Langobarden in Italien,* Bayrische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl., N. F., 55 A, 1962.
Wegener, W., *Die Przemysliden,* Göttingen 1952.
Wegener, W., »Die Lanze des heiligen Wenzel« in: *Zeitschrift für Rechtsgeschichte,* Z 2, 1955, S. 56.
Wegener, W., *Böhmen, Mähren und das Reich im Hochmittelalter,* Graz 1959.
Wegewitz, W., »Totenhäuser und andere Grabformen der älteren Bronzezeit im Niederelbegebiet«, in: *Die Kunde,* Nr. 9, 1941, S. 75.
Weidenreich, E., »Die Skelettreste aus den Gräbern von Hafteben«, in: *Römisch-Germanische Forschungen,* Nr. 7, 1933, S. 53.
Weidlein, J., »Gepiden und Szekler«, in: *Deutsche Forschung in Ungarn,* Nr. 9, Hefte 1–4, 1985, S. 1.
Weidlein, J., *Untersuchungen zur Minderheitenpolitik Ungarns,* Schorndorf 1990.
Weiner, J., in: *Schriften des Heimatvereins Erkelenz,* Nr. 12, 1992, S. 17.
Weiner, J., »Eine zimmermannstechnische Glanzleistung: Der 7000 Jahre alte Eichenholzbrunnen aus Erkelenz-Kückhoven«, in: *Schriften zur Bodendenkmalpflege in Nordrhein-Westfalen,* Nr. 3, 1995, S. 179.
Weinert, H., »Die heutigen Rassen der Menschheit«, in: L. von Bertalanffy u. F. Gessner (Hg), *Handbuch der Biologie,* Bd. 9, 1965, S. 125.
Weisgerber, L., *Deutsch als Volksname: Ursprung und Bedeutung,* Darmstadt 1953.
Wekerle, J., *Abstammung und Kultur,* Hamburg 1993.
Welcher, P., »Mesolithikum, Bandkeramik, Trichterbecherkultur«, in: *Beiträge z. Ur- u. Frühgesch. v. Mecklenburg-Vorpommern,* 27, 1993, S. 17.
Welinder, »St. Prehistoric Agriculture in Eastern Middle Sweden«, in: *Acta Archäol. Lundenburg,* Nr. 4, 1974.
Weninger, M., »Die Skelette der frühbronzezeitlichen Hochgräber aus Würnitz, NÖ«, in: *Archäologica Austriaca,* Nr. 19/20, 1956, S. 129.
Weninger, M., »Die Rassengeschichte Österreichs«, in: I. Schwidetzky, Rassengeschichte der Menschheit, 5. Lieferung, 1978, S. 7.
Wenskus, R., *Stammesbildung und Verfassung. Das Werden der frühmittelalterlichen gentes,* Graz 1961.
Werner, J., *Die Langobarden in Pannonien,* Bayrische Akademie der Wissenschaften. Phil. Hist. Kl., N. F., 55 A.
Werner, J., »Zur Entstehung der Reihengräberzivilisation«, in: *Archäolog. Geograph.,* Nr. 1, 1950, S. 23.
Werner, J., »Neues zur Frage der slawischen Bügelfibeln aus südost-europäischen Ländern«, in: *Germania,* Nr. 38, 1960, S. 114.
Werner, J., *Die Herkunft der Bajuwaren und der östlich-merowingische ›Reihengräberkreis‹,* Schriftenreihe zur bayrischen Landesgeschichte, Nr. 62, 1962, S. 229.
Werner, J., *Die Langobarden in Pannonien,* Bayrische Akademie der Wissenschaften. Phil. Hist Kl., N. F., 55 A, 1962.
Werner, J., »Zum Cundpold-Kelch von Petöhaza«, in: *Jahrbuch des Römisch-Germanischen Zentralmuseums Mainz,* Nr. 13, 1966, S. 265.
Werner, J., »Zur Herkunft und Ausbreitung der Anten und Sklavenen«, in: *Actes VIII. Congr. Intern. Sci. Prehistor. et Protohistor.,* Belgrad 1971, S. 243.
Werner, J., »Neues zur Herkunft der frühmittelalterlichen Spangenhelme vom Typ Baldenheimer Typ«, in: *Germania,* Nr. 66 (2), 1988, S. 521.
Westphalen, E. J. von, *Monumenta inedita rerum Germanicarum praecipue Cimbri carum et Met gapolensium,* Bd. 1, Leipzig 1739; darin: N. Marschalci, »Annalium Herulorum ac Vancalorum« [Libri 7].
Wetzel, G., *Die Ergebnisse der Untersuchungen in Schönfeld und Seese, Kr. Calau,* Veröffentlichungen des Museums für Ur- und Frühgeschichte Potsdam, Nr. 19. Potsdam 1985.
Whittle, A., »The earlier Neolithic of southern England and its continental background«, in: *British Archaeolog. Reports,* BAR Suppl. Ser. 5, 1977, S. 1.
Widera, B., »Die Frage der ethnischen Deutung der Zaubincy- und der Černjachovkultur in der neueren sowjetischen Literatur«, in: *Ethnographisch-archäologische Zeitschrift,* Nr. 13, 1972, S. 637.
Widgren, M., »Settlement and Farming Systems in the Early Iron Age«, in: *Acta Univ. Stockholm,* Nr. 3, 1983, S. 1.
Wiecorek, A., *Europas Mitte um 2000,* Ausstellungskatalog, 3 Bde.
Wiercinski, A., »Untersuchungen zur Anthropoligie des Neolithikums in Polen«, in: H. Schwabedissen (Hg.), *Die Anfänge des Neolithikums vom Orient bis Nordeuropa,* Bd. VIII, Fundamenta-Reihe a. Teil 1, Köln 1973, S. 153.
Wiercinski, A., »Untersuchungen zur Anthropologie des Neolithikums in Polen«, in: *Fundamenta,* B 3, 8b, 1978, S. 153.
Wiercinski, A., »Brachycephalisation: Definition and Statistical Facts«, in: W. Bernhard u. A. Kandler, *Bevölkerungsbiologie,* Stuttgart 1974, S. 503.
Wiesinger, P., »Gotische Lehnwörter im Bairischen«, in: H. Baumann u. W. Schröder (Hg.), *Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum,* Sigmaringen 1985, S. 153.
Wilde, K.-A., »Zum Stand der Wollin-Forschung«, in: *Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit,* Nr. 16, 1940, S. 200.
Wilhelmi, K., »Älterbronzezeitliche Grabanlagen mit Pfostenzuwegung in Westniedersachsen und ihre englischen Muster«, in: *Ausgrabungen in Niedersachsen,* Nr. 1, 1973/84, S. 163.
Willerding, U., »Der älteste Ackerbau Mitteldeutschlands«, in: *Naturwissenschaftliche Rundschau,* Nr. 18, 1965, S. 363.

WILLERDING, U., *Über Klima-Entwicklung und Vegetationsverhältnisse im Zeitraum Eisenzeit bis Mittelalter*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen. Phil. Hist. Kl. III, Nr. 101, Göttingen 1977, S. 357.
WILLERDING, U., *Zum Ackerbau der Bandkeramiker*, Materialheft zur Ur- und Frühgeschichte Niedersachsens, Heft 16, 1978, S. 421.
WILLERDING, U., *Anbaufrüchte der Eisenzeit und des frühen Mittelalters, ihre Anbauformen, Standortverhältnisse und Erntemethoden*, Abhandlung der Akademie der Wissenschaften Göttingen, Phil. Hist. Kl. III, Nr. 116, Göttingen 1980, S. 126.
WILLDERING, U., »Ur- und frühgeschichtliche sowie mittelalterliche Unkrautfunde in Mitteleuropa«, in: *Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten und Pflanzenschutz*, Sonderheft 9, 1981, S. 65.
WILLERDING, U., »Paläo-ethnobotanische Analyse der »Getreideschicht«, in: GABRIEL, I., *Starigard/Oldenburg, Hauptburg der Slawen in Wagrien*, Bd. 1, Neumünster 1984.
WILLIAMS, E., »Dating the introduction of food production into Britain and Ireland«, in: *Antiquity*, 63, 1989, S. 510.
WILLMS, Chr., *Zur absoluten Chronologie des Neolithikums in Hessen*, Fundberichte aus Hessen, 1982.
WINKLER, E., *Volk, Kultur, Ethnos, Population, Typus: Zur Methodik der ethnischen Deutung*, Mitt. Anthropologische Gesellschaft Wien, Nr. 113, Wien 1983, S. 5.
WINKLER, E., *Skelettfunde der frühen Broncezeit aus Walterskirchen, Fels am Wegrain, Traisdorf und Großweikersdorf*, Fundberichte aus Österreich, Nr. 26, 1987, S. 8.
WINTER, C., *Zur morphologischen Variabilität an den Schädeln aus dem frühmittelalterlichen Gräberfeld von Straubing* [Diplomarbeit am Institut für Anthropologie und Humangenetik der Universität München], München 1988.
WISLANSKI, T., *The Neolithic in Poland*, Warschau 1970.
WITTMANN, J., *Die Daglinger/Piasten und ihre germanische Kontinuität*, Ardagger 1991.
WOLF, C., »Siedlungsmuster und Siedlungsstrukturen der Westschweiz und angrenzender Gebiete vom 5.-2. Jahrtausend v. Chr.«, in: *Sympos. Settlement Pattern*, Verona 1995.
WOLF, R., *Schreiner, Drechsler, Böttcher, Instrumentenmacher. Die Alamannen*, Stuttgart 1996, S. 379.
WOLFF, E., *Ostgermanien*, Tübingen 1977.
WOLFRAM, H., »Salzburg, Bayern, Österreich«, in: *Mitt. Institut für österreichische Geschichte*, Ergänzungsbd., 31, 1935.
WOLFRAM, H., *Conversio Bagoariarum et Carantanorum*, Graz 1979.
WOLFRAM, H., »Ethnogenese im frühmittelalterlichen Donau- und Ostalpenraum (6.-10. Jh.)«, in: H. BEUMANN u. W. SEHRÄDER (Hg,), *Frühmittelalterliche Ethnogenese im Alpenraum*, Sigmaringen 1985.
WOLFRAM, H., »Tassilo III. und Karl der Große – Das Ende der Agilolfinger«, in: DANNHEIMER u. DOPSCH, *Die Bajuwaren*, München 1988, S. 160.
WOLFRAM, H., *Das Reich und die Germanen -- Zwischen Antike und Mittelalter*, Berlin, 1990.
Wolfram, H., *Die Goten*, München o.J.
WOLFRAM, H., u. F. DAIM, *Die Völker an der mittleren und unteren Donau im 5. und 6 Jahrhundert*, Österreichische Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. [Denkschrift], Nr. 145, 1980.
Wostry, W., *Germania, Teutonia, Alemannia, Bohemia*, Abhandlung der deutschen Akademie der Wissenschaften Prag. Phil. Hist Kl., Heft 6, 1943.
WOSTRY, W., »Die Ursprünge der Pržemysliden«, in: *Zeitschrift für Geschichte der Sudetenländer*, Nr. 7, 1944, S. 156.
WOSTRY, W., »Die Ursprünge der Primisliden«, in: R. SCHREIBER (Hg.), *Festgabe für Theodor Mayer*, Salzburg 1953, S. 1 u. 156.
WREDE, F., *Über die Sprache der Wandalen*, Straßburg 1886.
ZAK, J., »Problematik der westlichen Ausbreitung der Westslawen zu Beginn des Frühmittelalters (5.-7. Jh.)«, in: *Bericht des III. Internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Nr. 1, Bratislava 1975, S. 917.
ZAPOTOCKY, M., »Lovosice und die böhmische Pforte«, in: *Araeolog. Rozhledy*, Nr. 34, 1982, S. 402.
ZEISS, H., »Bemerkungen zur frühmittelalterlichen Geschichte Baierns«, in: *Zeitschrift für bayrische Landesgeschichte*, Nr. 2, 1929, S. 351.
ZELLER, G., *Die Tracht der Franken. Die Franken II*, Mainz 1997, S. 672.
ZELLER, K., »Bestattungsformen und Beigabensitte«, in H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788* [Ausstellungskatalog] München 1988, S. 229.
ZEMAN, J., »Beginn der slavischen Besiedelung Böhmens«, in: E. GRAUS u. H. LUDAT, *Siedlung und Verfassung Böhmens in der Frühzeit*, Wiesbaden 1967, S. 3.

ZEMAN, J., *Böhmen im 5. und 6. Jahrhundert: Germanen, Hunnen und Awaren* [Ausstellungskatalog Germanisches Nationalmuseum Nürnberg], 1988, S. 515.
ZEUSS, K., *Die Deutschen und die Nachbarstämme*, Heidelberg 1925.
ZIEGELMAYER, G., *Die Ausgrabungen in St. Ulrich und Afra in Augsburg*, Münchner Beiträge, zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 23, 1977, S. 522.
ZIEGELMAYER, G., *Die anthropologischen Befunde (Neuburg)*, Materialheft zur bayrischen Vor- und Frühgeschichte, Nr. 40, 1979, S. 71.
ZIEGELMAYER, G., »Die Bajuwaren aus anthropologischer Sicht«, in: H. DANNHEIMER u. H. DOPSCH, *Die Bajuwaren von Severin bis Tassilo 488–788* [Ausstellungskatalog], München 1988, S. 249.
ZIEGELMAYER, G. u.a., *Die menschlichen Skelette aus den Grabungen 1953–1957 aus dem Lorenzberg bei Epfach*, Münchner Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Nr. 7, 1964, S. 160.
ZIMMERMANN, W., »Die Siedlungen des 1. bis 6. Jahrhunderts von Flögeln, Eckhöltjen, Niedersachsen«, in: *Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet*, Nr. 11, 1976, S. 1.
ZIMMERMANN, H., »Die eisenzeitlichen Ackerfluren vom Typ ›Celtic field‹ von Flögeln-Haselhorn, Kr. Wesermünde«, in: *Probleme der Küstenforschung im südlichen Nordseegebiet*, Nr. 11, 1976, S. 79.
ZIMMERMANN, H.,»Regelhafte Innengliederung prähistorischer Langhäuser in den Nordseeanrainerstaaten«, in: *Germania*, Nr. 66 (2), 1988, S. 465.
ZIPPELIUS, A. »Die Rekonstruktion und baugeschichtliche Stellung der Holzbauten auf dem ›Husterknupp‹«, in: A. HERRNBRECHT (Hg.), *Der Husterknupp*, Köln 1958, S. 123.
ZOLL-ADAMIKOVA, H., »Anzeichen von Veränderungen im Brandbestattungsritus in Polen in den ersten Phasen des frühen Mittelalters«, in: *Bericht des XI. internationalen Kongresses für slawische Archäologie*, Nr. 3, Berlin 1970, S. 353.
ZOLL-ADAMIKOVA, H., »Die Einführung der Körperbestattung bei den Slawen an der Ostsee«, in: *Archäologisches Korrespondenzblatt*, Nr. 24, 1994, S. 1 u. 81.
ZOTZ, L., *Die spätgermanische Kultur Schlesiens im Gräberfeld von Groß-Sürding*, Quellenschriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Nr. 2, 1935.

Personenverzeichnis

P

R

S

T

Orts- und Stichwortverzeichnis

Nicht berücksichtigt, weil durchgängig vertreten, sind die Stichwörter ›Germanen‹, ›Indogermanen‹, ›Slawen‹ und ›Vandalen‹. Bei den in **Halbfett** gesetzten Seitenzahlen steht das Stichwort im Mittelpunkt der jeweiligen Textstelle.

HELMUT SCHRÖCKE

Schröcke, Helmut, Prof., Dr. rer. nat., Dipl. Geologe, geb. 18. 6. 1922 in Zwickau, Wandervogel, Kriegsdienst 1939–1945 bei Luftnachrichtentruppe, Sommer 1945 Kriegsgefangenschaft,.

Studium der Geologie und Mineralogie an Bergakademie Freiberg und in Göttingen, Diplom 1950, Promotion 1951 in Freiberg, dort bis 1954 mit Forschungsauftrag, 1954 bis 1961 Assistent am Mineralogischen Institut der Universität Heidelberg, Zweitstudium der Physikalischen Chemie, 1958 venia legendi und Privatdozent an der Universität Heidelberg, 1964 Konservator, Wissenschaftlicher Rat, ab 1967 Professor an der Universität München.

Verheiratet, vier Kinder.

Zahlreiche fachwissenschaftliche und allgemeinwissenschaftliche Artikel. Bücher:

Siebenbürgen. Menschen, Kirchenburgen, Städte, München 1987, 2001.
Sclavi, Slawen, Ostgermanen, 1995.
Germanen-Slawen, Viöl 1996.
Kriegsursachen und Kriegsschuld, Viöl 2001.
Indogermanen, Germanen, Slawen, Kiel 2003
Das deutsche Volksgesicht, Tübingen 2003.
Der Jahrhundertkrieg 1939–1945, Inning 2005.
Die Vorgeschichte des deutschen Volkes, Tübingen 2009



Nach Jahrzehnten erfolgreicher Ausgrabungen und der überaus ertragreichen Anwendung moderner archäologischer Methoden liegt hiermit eine zusammenfassende Darstellung der mittel- und osteuropäischen Vor- und Frühgeschichte vor, die viele neue Erkenntnisse vermittelt und mit alten Vorurteilen – zum Beispiel der Meinung des ›ex oriente lux‹ – aufräumt. Insbesondere lassen statistische Auswertungen aus großen Gräberfeldern Änderungen in der Zusammensetzung der jeweiligen Bevölkerung erkennen. Seit den Zeiten der Indogermanen läßt sich damit für Mitteleuropa eine in ihrer Art gleichbleibende Bevölkerung feststellen.

Die Geschichte der einzelnen aufeinanderfolgenden Kulturen wird über mehr als 7000 Jahre ebenso ausführlich dargestellt wie das spätere Schicksal der einzelnen Germanenstämme von der römischen Zeit bis ins Mittelalter. Kunst und Religion, Waffentechnik und Führungshierarchien, Siedlungsformen und Wirtschaftsarten werden behandelt, wobei viele Abbildungen – auch in Farbe – die Beschreibung ergänzen. Das deutsche Volk erweist sich als einziges großes Volk Europas, das in seiner Geschichte nie biologisch überfremdet wurde und seine Sprache aus dem Indogermanischen über das Germanische zur deutschen Hochsprache ohne Bruch entwickeln konnte.

ISBN 3-87847-239-1
ISSN 0506-7669



GRABERT